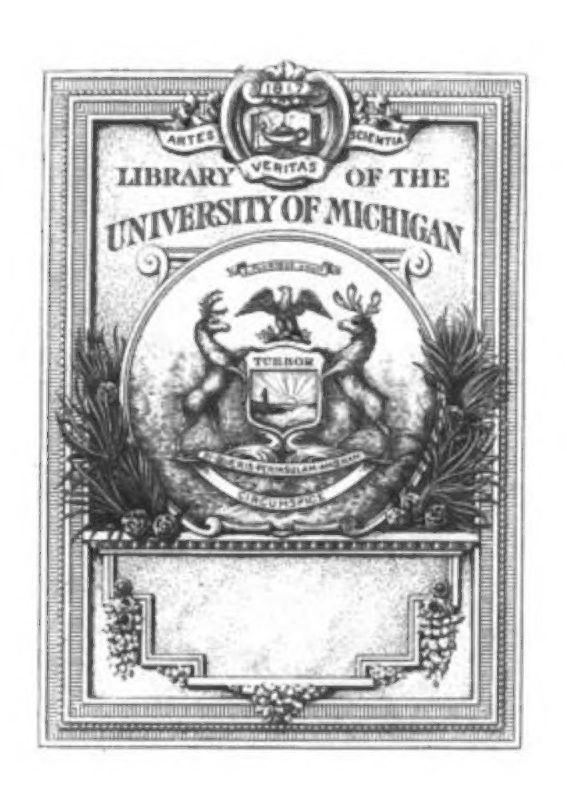

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Zwölfter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 kr. rh.

1864.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 kr. rh.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Sach-Register.

Unterhaltung.

Novellen, Erzählungen, Sagen und Abenteuer.

Reisen und Jagden.

Belehrung.

Natur und Leben.

Natur.

Sitten und Bräuche.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographie.

Feste.

Geographie.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Afrika.

Asien.

Amerika.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Malerei.

Poesie.

Kultur und Wissenschaft.

Industrie, Landwirthschaft, Technik und Verkehr.

Schach.

Bilderräthsel.

Die Illustrirte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Zur Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Zwölfter Jahrgang.

Der Akrobat.

Abenteuernovelle

von

Ernst von Bibra.



Eine gefährliche Brücke.

*

Das Haus lag mitten im Walde, und war schwer und massiv von Steinen aufgeführt, im Style der letzten Renaissance und der beginnenden Roccocozeit. Es hielt also seine Bauart die Mitte zwischen dem vorletzten und letzten deutschen Style, über welchen man viel gelästert hat, ohne bis auf den heutigen Tag im Stande gewesen zu sein, einen neuen zu erfinden, während man sich mit gestohlenen Lappen aus allen Jahrhunderten begnügt, die überdieß noch häufig schlecht genug zusammengeflickt sind.

Ohne Zweifel war das Gebäude ursprünglich zu einem fürstlichen Jagdschlosse bestimmt gewesen, sicher aber nicht ausgebaut worden; denn abgesehen davon, daß das letzte Stockwerk niemals Fenster und Fußböden besessen hatte, fehlten alle Nebengebäude, Stallungen, Remisen, Vorrathshäuser u. s. w., ja selbst keine Küche war vorhanden, und dieß beweist unumstößlich das soeben Ausgesprochene.

Aus diesem Grunde machte das alte Haus einen düstern und fast unheimlichen Eindruck. Dazu waren fast alle seine Fenster mit Brettern verschlagen, die grau geworden durch Wetter und Nässe; die röthliche Farbe des Sandsteins war ebenfalls in ein schmutziges Grau übergegangen, und nur oben auf dem schadhaften Dache glänzte grünes Moos in reichlicher Menge.

Auch die Jahreszeit war nicht günstig: es war fast Spätherbst. Des Mittags nicht selten unerträglich heiß, Abends kühl, Nachts empfindlich kalt, und endlich am Morgen Nebel. Das ist aber die schlimmste Zeit zu Fußreisen, aus Gründen, die Jeder wissen wird, der in der Welt umhergelaufen, wie das früher gute Sitte war.

Und dennoch war ich acht Stunden gegangen an jenem Tage, um das Haus zu erreichen, und jetzt saß ich dort am großen, grünen Kachelofen, in dem ein lustiges Feuer loderte, und sah den Alten an, der das Haus allein bewohnte, und der mich bewirthete, als ob er mich erwartet hätte.

Der Alte war eine sonderbare Persönlichkeit. Als ich auf das Haus zuschritt, stand er unter der Thüre, das heißt unter einem Fenster, das man zur Thüre umgeschaffen hatte, da der große Thorweg, halb mit Ziegelsteinen vermauert, halb mit Holzwerk zugeschlagen war.

Ich besann mich eben auf eine Anrede, als mir der Alte zuvorkam.

„Ziehen Sie Ihre Stiefel aus,“ sagte er, „der lehmige Grund hat den Teufel im Leibe, und ich will Ihnen Pantoffel geben.“ — Das paßte so wenig zu dem, was ich ihm sagen wollte, daß ich, — ich war ein junger Bursche dazumal, — daß ich durchaus nichts zu erwiedern wußte, und im andern Augenblicke in der Stube auf einem alten Lehnstuhle saß und zwei derbe Pantoffel an den Füßen hatte, während der Alte stillschweigend beschäftigt war, mit Hülfe eines alten schartigen Messers meine Stiefel zu reinigen. Ich war den Tag hindurch in der Region des bunten Sandsteins gewandert, der die majestätische Eiche erzeugt, die liebliche Linde, die reizende Buche, und dessen Waldthäler die romantischsten sind, die man sich denken kann, mit ihren rothen, phantastischen Felsen, ihrem üppigen Graswuchse, ihren springenden Bergbächen und klappernden, einsamen Mühlen.

Was aber den Boden betrifft, das Erdreich, in welches sich dieser bunte Sandstein verwandelt, so ist er spröde und hart zu gewissen Zeiten, zu andern aber, das heißt nach Regenwetter, so zähe, klebrig und anhänglich bis zum Ernst, daß wir ihn mit einer gewissen Sorte von Herzen vergleichen würden, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, alle ähnlichen Vergleiche sorgfältig zu vermeiden.

Es hatte gestern geregnet, es war am Morgen darauf ein starker Nebel gefallen, und in Folge dieser Naturereignisse trug ich einen halben Acker röthlichen, bereits wieder hart und spröde gewordenen Thonboden an den Füßen, dessen Entfernung ohne jenes Messer nicht möglich war.

Der Alte hatte mir den Rücken gewendet und eine kurze Zeit geschabt und gekratzt, dann stellte er seine Schützlinge in ein kleines Schaff mit Wasser und sagte halblaut: „Aufweichen!“

Ich begann allmälig mir etwas einfältig vorzukommen, oder wenigstens höchst unbeholfen; um daher ein Gespräch zu beginnen, sagte ich: „Herr Förster, entschuldigen Sie, ich habe — —“ Der Alte wendete sich jetzt nach mir, stieß einigemale mit dem Zeigefinger der Rechten in seine leicht geballte linke Faust, als stopfe er eine Pfeife, und machte mit dem Munde die Bewegung des Rauchens, wobei er den Kopf fragend aufwarf. „Freilich!“ sagte ich; denn seine Pantomime war nicht zu verkennen. „So brennen Sie sich derweil Eine an. Ich besorge indessen das Essen.“ Er ging, und ich tappte jetzt mit den schweren Pantoffeln an den Füßen und nach dem Wunsche meines Wirthes wacker dampfend in der Stube umher, mich ein wenig zu orientiren.

Es war ganz die einfache und prunklose Wohnung eines Jägers. Ein paar Gewehre an der Wand, ein flottes Waidmesser, Alles dieß gut eingeölt und im besten Stande; dann rings umher an den Wänden eine große Anzahl verkrüppelter und seltsam verbogener Hirsch- und Rehgeweihe, wie solche heutzutage ein schlechter Geschmack zu hohen Ehren und theuren Preisen gebracht hat, die aber zu jener Zeit kaum Jemand irgendwie einer Aufmerksamkeit würdigte.

Die Möbel, von nicht polirtem Holze, schwer und massiv, aber reinlich gehalten, ein großer, grüner Kachelofen, der in der Stube geheizt wurde, und ein langer Tisch von Fichtenholz. Am Auffallendsten waren mir verschiedene Zeichnungen, welche, offenbar von ungeübten Händen ausgeführt, an den Wänden der Stube hingen: sonderbare Landschaften, zuverlässig einem andern Welttheile angehörend, und vielfache Versuche, ein kleines Mädchen von vielleicht sechs bis acht Jahren zu zeichnen, welche fast noch weniger gelungen schienen als die Landschaften.

Ich war, wie schon gesagt, damals ein junger Bursche. Ich hatte eine Fußreise gemacht und war im Walde umher gelaufen, um Abenteuer zu suchen, sonderbare Kauze und Narren, mit welchen ich, vielleicht instinktartig und der gleichgesinnten Gesellschaft halber, für mein Leben gern Umgang pflog. Freilich hätte ich das Alles in der Stadt bequem haben können, aber das merkte und benützte ich erst später, und da man mir in einer Waldschenke erzählte, daß der alte Forstwart Andreas der tollste Kerl von der Welt sei, weite Reisen gemacht haben wolle in seiner Jugend, und bisweilen ganz abenteuerliche und verrückte Dinge erzählte, so ging ich ihn zu suchen.

Er trat bald darauf wieder in die Stube, und nach kurzer Zeit stand ein treffliches Essen auf dem Tische, Wildpret und andere Dinge, welche die Jahreszeit eben bot, und im Verlaufe des Gespräches erfuhr ich, daß der Alte Alles selbst bereitet habe, ja, daß er das Haus allein bewohnte und keine Seele um sich habe. „Ich mag keinen Kerl im Haus' haben, und Weibsleute noch weniger,“ sagte er, „ich reiche mit mir allein und mit meinem Hunde aus.“ Als ich ihn belobte wegen seiner trefflichen Küche und die Vermuthung aussprach, daß er recht viel gesehen und erfahren haben müsse in seinem Leben, da er sich so allein zu behelfen wisse, sagte er: „Weiß schon, deßwegen sind Sie da, wollen Possen und Schnurren erzählt haben. Gehen Sie auf die Jagd?“ Das paßte offenbar nicht zusammen, indessen sagte ich „ja!“ und er fuhr fort: „Schön, so wollen wir morgen ein paar Hühner schießen; für heute aber gehen Sie doch wohl bald in's Bette. Werden müde sein, und ich selbst muß, wenn's Nacht ist, auf ein paar Stunden in's Holz.“ Dann führte er mich, noch ehe es vollkommen dunkelte, vor das Haus und zeigte mir dessen nächste Umgebung. Rechts ab Hochwald, durch den ich gekommen; links eine Schlucht von etwa zwölf bis fünfzehn Fuß Breite mit steil abfallenden Felswänden, und unten in der Tiefe ein leise murmelndes Bächlein, das, wie die mächtigen Felsblöcke in feinem Bette zeigten, zu

Zeiten wohl auch mächtig anschwoll und tobend durch die Schlucht brauste. Hinter dem Hause ein kleiner Küchengarten, und dann wieder Hochwald, vor dem Hause aber Buschwerk und Niederholz auf einem allmälig zu Thale führenden Gehäge.

Das Alles war eben nicht gerade romantisch, aber unbedingt schön, und das zwar vorzugsweise durch die Stille, welche über die ganze, wenn auch eng begränzte Landschaft ausgebreitet war, und durch den Zauber der Waldeinsamkeit, der auf Allem lag. Eine Stunde später stand ich allein am Fenster meiner kleinen freundlichen Stube, die mir der Alte angewiesen, und blickte hinaus in die Mondnacht. Aber ich war müde und schläfrig, und wollte eben mein Lager suchen, als ich hörte, daß mein Gastfreund die Thüre des Hauses öffnete und sich anschickte, seinen nächtlichen Gang in den Wald zu beginnen, und gleich darauf sah ich ihn über die vom Monde beschienene freie Stelle zwischen dem Hause und der Schlucht zu gehen. Er war jetzt bis an diese gekommen, und ich dachte eben, was er wohl dort suchen möge, als ich sah, wie der Alte mit außerordentlicher Ruhe durch die Luft über die Tiefe hinweg schritt, und, ohne sich nur umzublicken, bald darauf auf der andern Seite im Walde verschwand.

Es war zwar durchaus unmöglich, daß ich richtig gesehen hatte, aber . . . dennoch . . . ich sah seinen Schatten auf die entgegengesetzte Felswand fallen, ebenfalls frei schwebend, und es war also auch unmöglich, daß sich eine Brücke dort befand, abgesehen davon, daß ich kurze Zeit vorher, war ich eben auch nicht direkt an dieser Stelle der Schlucht gestanden, doch dieselbe pünktlich überschaut hatte, und wußte, daß nirgends ein Steg oder eine Brücke über dieselbe führte. Ich hatte also zwei Unmöglichkeiten und eine Sicherheit, welche die war, daß mein Gastfreund ein eigenthümlicher, sehr eigenthümlicher Mensch sei.

Im Mondschein durch die Luft zu laufen! Aber ich war acht Stunden gegangen an diesem Tag, und schlief bald darauf ein, nicht ohne die leise Hoffnung, vom Alten vielleicht dieses oder ein anderes Kunststück zu lernen.

Aber am andern Morgen, während der Alte den Kaffe braute, spionirte ich längs der Schlucht, und fand an der Stelle, an welcher er, wie mir däuchte, die Luft durchschritten, eine dünne Stange quer über die Tiefe gelegt. Die Sache war jetzt klar. Er war ein Nachtwandler; aber indem ich mich noch meiner Weisheit freute, lachte plötzlich der Alte dicht hinter mir. „Sie haben mir zugesehen heute Nacht?“ Ich konnte nicht läugnen. „Wollen Sie auch hinüber?“

Da keine Aussicht war, ein wenig hexen zu lernen, aber die Bestimmtheit, den Hals zu brechen, lehnte ich entschieden ab. Aber der Alte schritt vor, lief auf der dünnen, schwankenden Stange bis etwa zur Mitte derselben, und machte dort einige Sprünge, bei welchen mir Hören und Sehen verging. Dann ließ er sich fallen, hing sich wieder, und nachdem er sich mir genähert hatte, bot er mir die Hand: „Kommen Sie, ich führe Sie hinüber!“ Als ich mich zurückzog, stürzte er mir lachend nach und sagte: „Jetzt sind Sie erst recht neugierig auf die tollen Geschichten des alten Andreas. Nur Geduld, Sie sollen sie hören!“ Aber ich hörte sie nicht; denn wir gingen diesen und die folgenden Tage auf die Jagd, und so oft ich Anspielungen machte, mahnte er mich stets zur Geduld. Endlich aber mußte ich weiter, und als ich Abschied nahm, sagte er: „Ich wollte erst sehen, was Sie für ein Patron sind. Gut! Noch allerlei junge Gedanken, aber im Ganzen nicht übel. Aber ich bin ein alter Bursche, und verirre mich, wenn ich erzähle, in allerlei ungewaschenes Zeug. Nun, ich habe ein Stück aufgeschrieben von dem, was mir begegnet ist; nehmen Sie's mit, behalten Sie es, denn es ist eine Abschrift, und kommen Sie im nächsten Jahre wieder, dann erfahren Sie wohl Weiteres.“

Was er mir gab, sind die folgenden Blätter.

Zu Hause.

Ich war das Kind eines reichen Mannes, und aus diesem Grunde bin ich jetzt ein armer Teufel.

Mein Vater, der den Titel eines Finanzrathes hatte, begleitete in der Residenz verschiedene Aemter und machte ohne Zweifel noch verschiedenere Geschäfte, die indessen, wie es den Anschein hatte, gute Früchte trugen; denn als ich etwa vier Jahre alt war, zog er sich aus dem Kreise seiner Thätigkeit zurück, und bewohnte ein Landgut, welches endlich in seine Hände übergegangen war, nachdem er dem früheren Besitzer zu verschiedenen Zeiten aus dringenden Geldverlegenheiten geholfen hatte.

Es ist eigenthümlich, daß von dem Tage an, wo wir dieses Landgut bezogen, mein eigentliches Erinnerungsvermögen beginnt. Meine Mutter war, wie ich später erfuhr, ein Jahr vorher gestorben, aber ihr Bild steht nur unklar vor mir, indem ich mich einer großen und schön angekleideten Frau erinnere, welche mich küßte, und in die Arme einer Wärterin übergab, welche mich hierauf ebenfalls küßte. Aber diese Küsse haben durchaus nicht den Eindruck in mir hinterlassen, den nicht selten andere Personen von Aehnlichem empfinden wollen. Ich habe nie mit Rührung, Zärtlichkeit oder Sehnsucht an jene geputzte Frau, noch an die Wärterin gedacht, und die ganze Liebe und Zuneigung meines jugendlichen Herzens fiel später auf meine ein Jahr jüngere Schwester Emilie, und das ebenfalls erst, nachdem wir auf's Land gezogen waren.

Von jenem Augenblicke an steht aber Alles auf das Lebhafteste vor meinem Gedächtnisse. Noch heute sehe ich das neue, aus weißem und rothem Sandsteine erbaute Wohnhaus vor mir, die an beiden Seiten zu demselben führenden Treppen, die schweren eisernen, und theilweise vergoldeten Gitter, die den Thorweg sperrten, und das oberhalb der Thüre angebrachte Wappen des vorigen Besitzers. Dann die Neben- und Wirthschaftsgebäude, den weitläufigen Park mit Teich und Lustwäldchen, und endlich die Ruinen des alten Schlosses, welche am Ende des Parkes standen, und welche meinem Vater stets ein Dorn im Auge waren, obgleich er nie dazu kam, sie entfernen zu lassen, so oft er auch davon sprach.

Auch an Emilien hatte ich erst von jenem Tage an eine bewußte und klare Erinnerung, und es hat den Anschein, als ob die Landluft erst mein schlummerndes Kinderherz aufgeweckt habe. Von nun an aber waren wir unzertrennliche Gefährten, und ich hegte zu jener Zeit schon eine schwärmerische Zuneigung für das kleine Mädchen, welche dadurch täglich noch wuchs, daß ich gewissermaßen ihren Ritter und Beschützer abgab, und bei unsern Streifzügen im Parke allerlei kleine Gefahren männlich von ihr abwendete. Unser liebstes Spiel war Mann und Frau, und es stand so fest, daß wir, sobald wir groß geworden, uns heirathen würden, daß wir gar nicht mehr davon sprachen und mit großer Ruhe dem Augenblicke entgegen sahen, in welchem wir uns ganz angehören würden, und obgleich ich nicht weiß, woher ich jenen oft gebrauchten Ausdruck genommen, so weiß ich doch bestimmt, daß ich ihn in jener Zeit anwendete. Da übrigens die Periode noch nicht für uns gekommen war, in welcher man das jugendliche Herz in Tinte zu tauchen pflegt, und die Dietriche der Wissenschaft, die Buchstaben, in unser kindliches Gehirn bohrt, so hatten wir volle Muße, unserem harmlosen und musterhaften Ehestande obzuliegen, aus welchem später, wenn es nämlich wahr ist, fast Ernst geworden wäre.

Was meinen Vater betrifft, so trug derselbe einen hellgrauen Frack, dergleichen Beinkleider und Strümpfe, gepudertes Haar, und wurde von uns „Papa“ und von den Dienstleuten „Herr Finanzrath“ genannt. Er war gegen uns Kinder weder gut noch böse, und ich liebte ihn erst, oder gab mir Mühe es zu thun, als man uns im ersten Religionsunterrichte eröffnete, daß dieß unter allen Verhältnissen stattfinden müsse.

Wir hatten auf diese Weise etwas über anderthalb Jahre auf dem Lande gelebt, und ich war fast sechs Jahre alt, als eines Tages reisende „Künstler" auf unserem Gute erschienen, Seiltänzer nämlich und Luftspringer, welche man zu jener Zeit so zu benennen pflegte, und ich erschrack auf's Heftigste, als drei dieser Menschen über den Hof, wo wir eben unser Wesen trieben, schritten, um von unserem Vater die Erlaubniß zu erbitten, ihre Künste zeigen zu dürfen. Emilie schreckte das halb phantastische, halb zerlumpte Kostüm der Fremden eben so sehr wie mich, als sie indessen laut schreiend zu mir flüchtete, bezwang ich meine Furcht, tröstete sie und versicherte, daß ich sie beschützen werde, im Falle jene gefährlich aussehenden Menschen Miene machen würden, ihr etwas zu Leide zu thun.

Aber welche Gefühle bemächtigten sich meiner, als ich am Abende mit Emilien der Vorstellung dieser Künstler beiwohnte! Das Erstaunen, da noch Niemand mich in Kenntniß gesetzt hatte, daß es solche außerordentliche Menschen auf der Welt gäbe, überwog jetzt noch die Bewunderung, welche ich vor ihren Leistungen empfand. Man hatte uns Bilderbücher gegeben, und bei einer Erklärung hatte unsere Wärterin uns von Zauberern und Hexenmeistern, Rittern, Prinzen und Helden erzählt, ja sie hatte selbst vom Teufel gesprochen, als einer mißliebigen Persönlichkeit zwar, aber doch als von einem verdammt geschickten Burschen, der die merkwürdigsten Dinge machen könne. Was war aber selbst der Teufel gegen diese Künstler? Konnte er in der Luft umherlaufen wie sie? konnte er solche Purzelbäume schlagen? konnte er mit einem Schiebkarren über ein dünnes Seil fahren, sich die Hände in geschmolzenem Blei waschen, Messer verschlucken, und hatte er vor Allem solche herrliche Kleider, ganz von Gold und Silber, wie diese Leute, welche ich bei Tag fürchtete und Abends vergötterte? Ich hegte jenesmal bedeutende Zweifel, daß der böse Feind so geschickt sei, wie diese außerordentlichen Menschen, und merkwürdiger Weise bin ich jetzt, nach langen Jahren, wieder auf diesen Standpunkt zurück gekommen.

Wir waren, Emilie und ich, in Begleitung unserer Wärterin und des alten Schloßgärtners zu den Seiltänzern gegangen, und als wir mit diesen später heimkehrten, hörte ich den Gärtner sagen: „Die Bursche sind nicht übel, aber sie haben keine Schule, und ich wollte es heute noch besser machen!" In Folge dieser Aeußerung konnte man mich vierzehn Tage später schon ganz artig auf dem Seile tanzen sehen, und zwar einige Fuß hoch über dem Boden, aber „mit Schule", was die Hauptsache war. Die Sache war die, daß der alte Mathias in seiner Jugend ebenfalls Künstler gewesen, und jetzt, da ich seine Aeußerung aufgefaßt hatte, meinen Bitten nicht widerstehen konnte, und mir Unterricht ertheilte in der Kunst, die mir die höchste erschien. Das im Sommer leer stehende Gewächshaus war der Zirkus, Emilie das Publikum, und meinem vollkommenen Glücke stand die einzige Bedingung des Mathias entgegen, daß das Seil nie höher als höchstens drei Fuß vom Boden gespannt werden sollte. Was Emilien betrifft, so war sie nie zu bewegen, ihre kleinen, zierlichen Füßchen auf das Seil zu setzen. „Wenn wir uns einmal ganz angehören werden," sagte sie, „sitze ich an der Kasse und nehme das Geld ein, wie die dicke Madame mit den rothen Backen bei den Künstlern, die arbeitet auch nicht!"

Ich selbst aber dehnte meine Kunstfertigkeit bald weiter aus, da die leidigen drei Fuß über dem Boden mir als Bleigewichte an den Schwingen meines Genius erschienen. In einer Ecke des Parkes stand eine vom früheren Besitzer des Gutes erbaute Reitschule, und da mein Vater nur ein einziges, bereits bis zum Ueberflusse dressirtes und gezähmtes Reitpferd besaß, so wurde jene Schule oft monatelang von Niemand betreten. Ich erhob sie zum Schauplatz meiner Thätigkeit, und indem ich ein Seil, welches ich mir heimlich zu verschaffen wußte, dort so hoch aufspannte, als es mir beliebte, war ich in einigen Monaten so weit, daß ich mit jenen Künstlern, welche mir den ersten Impuls gegeben hatten, sicher auf gleicher Stufe wenn nicht höher stand. Nur Emilie wohnte diesen Uebungen bei, und sie setzte so unbedingtes Vertrauen in meine Geschicklichkeit, daß sie nie die mindeste Furcht zeigte, oder auch nur einen leisen Schrei ausstieß, wenn ich mich absichtlich vom Seile fallen ließ, um mich mit den Händen wieder zu fangen, oder sonst irgendwie einen halsbrechenden Sprung ausführte. Zu meinem eigenen Lobe muß ich aber sagen, daß ich mir die Regeln unserer Kunst selbst erfand, welche erst in späteren Jahren von großen Meistern veröffentlicht worden sind. So faßte ich stets einen weit entfernten Punkt in's Auge, der mit der Richtung des Seiles in gleicher Linie lag, und blickte nie nach dem Ende des Seiles selbst, und dann warf ich mich so häufig absichtlich selbst vom Seile und fing mich wieder mit Hand und Fuß, daß ich kaum in Verlegenheit gerathen, wenn ich zufällig gestrauchelt oder gestürzt wäre.

Meine Eitelkeit, Mathias diese Fortschritte zu zeigen, überwand ich glücklich, hingegen lernte ich von ihm andere schöne und nützliche Dinge, wie: einen Degen auf der Nase balanciren, Messer verschlucken, Feuer speien, Bänder aus dem Munde wickeln und vielerlei Aehnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Das Juwel der dresdener Gallerie.

Die sixtinische Madonna.

Von

W. Passauer.

Tage, an denen wie heute die unfreundliche Witterung die Luft an dem Genusse der ländlichen Abgeschiedenheit zu verkümmern droht, und wir genöthigt sind, den vernachlässigten Schutz der Wände unseres Strohdaches aufzusuchen, während der Sturm Blatt und Zweig der nachbarlichen Bäume gegen die Fenster wirft, als ob er uns auch diese Rast mißgönnte — solche Tage lassen uns nur inniger noch die Dankbarkeit gegen ein günstiges Geschick empfinden, welches uns vergönnt, in diesem stillen, freundlichen Winkel Litthauens von der Beschwerde und Aufregung einer glücklichen Pilgerfahrt nach dem Bilde der sixtinischen Madonna in der dresdener Gallerie auszuruhen. Wir benutzen diesen Tag, um zu den Opfern, welche wir dankbar für diese Gunst bereits gebracht, ein neues niederzulegen, indem wir Rechnung geben von dem Eindrucke, den das Bild der Madonna auf uns gemacht. Wir wissen zwar, es ist damit ein nicht Leichtes, nicht Unbedenkliches. Das Bild der Madonna theilt mit großen Schöpfungen der Vergangenheit das gemeinsame Geschick, daß eine Zeit, arm an eigener Schöpfungskraft, es liebt, über sie in wortreicher Fülle abzuurtheilen. Wenn wir dennoch wagen, das, was über unseren Gegenstand geschrieben, um ein Paar — dem Winde gegebene — Blätter zu vermehren, so fühlen wir uns von dem Gesichtspunkte aus, von welchem wir das Bild betrachtet, dazu berechtigt. Wir sind weder selbst Künstler genug, um über die Vollendung der technischen Ausführung den Vorwurf des Künstlers zu vergessen; weder orthodox genug, um über dem Gegenstand an sich die Auffassung und Darstellung zu übersehen; weder Dichter und Enthusiast genug, um in exzentrischen Ausrufungen uns genügen zu lassen; noch endlich so exklusive Tourist, um uns mit Bädeker's und Jahn's rothen Büchern und der Notiz, wann und in welcher Begleitung wir das Bild gesehen, zufrieden zu geben. Wir sind so glücklich uns einen unbefangenen Blick für die Schönheit in jeder Form der Erscheinung und so viel Wärme der Empfindung und Schärfe des Verständnisses bewahrt zu haben, als der Künstler von seinem Publikum, der Schöpfer von seiner Welt zu fordern berechtigt ist. Von diesem Standpunkte

aus wollen wir das Bild der Madonna betrachten, denen, welche sie gesehen, zur Erinnerung und zum Vergleich, den Anderen zur Anregung und Vorbereitung. —

Wer in der dresdener Gallerie eine Reihe von größeren und kleineren Kabineten, gefüllt mit den Meisterwerken der Malerschulen Europas, durchwandert, tritt am Schlusse der



Die Madonna des heiligen Sixtus von Raphael in der dresdener Gallerie.

Zimmerflucht in ein mäßig großes, quadratisches Gemach, welches von zwei hohen Fenstern der einen Seite ein helles Licht erhält. Die Hälfte der linken Wand vom Eingange nimmt ein mit dunklem Sammet bezogenes, modernes Sopha ein. Ihm gegenüber, so daß es von der Eingangs- und rechten Wand einen spitzen Winkel abschneidet, also in schrä-

ger Richtung gegen die Fenster, steht auf einem schmucklosen Postamente in breitem Goldrahmen das Bild der Madonna. Nur die rechte Seite des Sophas erlaubt dem Beschauer das Bild im richtigen Lichte zu betrachten. Treten wir hinein und nehmen wir auf dem Sopha Platz.

Daß nach diesem Zimmer als dem Sanktuarium der Gallerie der Zug der Fremden und Schaulustigen zumeist sich drängt, bedarf nicht der Erwähnung. Und doch pflegt darin außer dem gedämpften Tritt der Gehenden und Kommenden und dem scheuen Rauschen seidener Gewänder selten mehr als ein geflüstertes Wort gehört zu werden. Es ist gefüllt mit Andacht und Stille. Zweihundert Jahre sind es her, daß Meister Raphael die Leinwand über diesen Rahmen spannte und die Farben auf der Palette mischte. Wie viel Augen haben seitdem auf dem Bilde mit Inbrunst und Schmerz, mit Jubel und Erhebung gehaftet, unglückliche und verweinte, tröstliche, kinderselige Menschenaugen; wie viele Gedanken hat das Bild seitdem geweckt, geschaffen, Gedanken von unbegrenzter Tiefe und Hoheit, flüchtige, ja frivole Gedanken ohne Bedeutung und Gehalt.

Den Umriß der einfachen Darstellung wollen wir als hinlänglich bekannt nur kurz erwähnen. In der Mitte des Bildes aus einem wolligen Hintergrunde von duftiger Luftfärbung tritt die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde in beiden Armen dem Beschauer entgegen, umgeben von in die Weite mehr und mehr verschwimmenden Engelsköpfen. Im Vordergrunde links steht in halb knieender Stellung Papst Sixtus V., das Antlitz im Profil zur Jungfrau erhoben, mit der rechten Hand aus dem Bilde heraus nach dem Zuschauer deutend, rechts die heilige Barbara, gleichfalls knieend, die Augen wie vor dem Glanze der Erscheinung zu Boden geschlagen. Den Vordergrund in der Mitte füllen zwei geflügelte Engelsköpfe in bequemer, sinnender Stellung, andachtsvoll aufblickend.

Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß Erwartungen, welche man sich über berühmte Erscheinungen in allen Gebieten der Kunst aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen bildet, gemeinhin getäuscht werden, wenn das Objekt in den Kreis der eigenen Wahrnehmung tritt. Aber ebenso häufig pflegt es auch zu geschehen, daß bei wiederholter Anschauung, bei einer bewußten Vertiefung in die Idee und das innerste Wesen des Kunstwerks und dessen Manifestation sich gewöhnlich das Urtheil und der Eindruck auf das Niveau der Erwartung zu erheben beginnt, um dieselbe endlich tief unter sich zu erblicken. Beide Aeußerungen des Urtheils bethätigen sich zumal da, wo der Vorwurf eines Kunstwerks in die Region des Idealen, des Göttlichen hinaufgreift und es sich um Darstellung von Formen handelt, für die der Maßstab eben nur aus der Phantasie, aus dem Gebiete des geistigen Schauens genommen werden kann. Ein Bild des Göttlichen zu denken, dazu nehmen wir die gespannteste Kraft unseres geistigen Vermögens in Anspruch, an ein solches Werk legen wir die höchsten uns zu Gebote stehenden Maßstäbe der Kritik — dasselbe mit dem Mittel der Farbe darzustellen, dazu, urtheilen wir, müßten kaum die höchsten Leistungen in Komposition, Gruppirung, Zeichnung und Kolorit ausreichen!

Die Mutter des Heilandes! — In die Forderungen an ein Bild von ihr drängen sich in uns zusammen alle Empfindungen der Verehrung und Liebe, mit denen wir von Anbeginn der lieben, ahnungsvollen Träume unserer Kindheit zum Mutterauge aufgeblickt; die Gefühle der Ehrfurcht, welche wir, im Strom der Jahre zum Bewußtsein unseres Selbst gelangend, dem Herrn und Heilande zu weihen gelehrt wurden; die Gefühle der Verehrung, die wir im reiferen Alter auf das eigene Urtheil gestützt der Mutter des Geistes darzubringen uns gedrungen fanden, dessen Wort und Lehre die Welt aufathmen machte im Gefühle ihrer Begnadigung durch sein Leben, sein Opfer und seinen Kreuzestod. Von dem Bilde, das dem Ideale einer Mutter des Heilandes entsprechen soll, verlangen wir die schönste menschliche Form, beseligt von dem Ausdrucke des schönsten, reinsten Geistes. Und wenn wir zur annähernden Gestaltung dieses Bildes der Christusmutter zu Hülfe nehmen, was uns antike und moderne Kunst an Schönem, Göttlichen überliefert hat, so erscheint es uns immer noch dürftig und ungenügend, weit hinter dem zurück zu bleiben, was wir für die Erfüllung unserer Anforderungen als maßgebend erachteten!

Mit diesen Vorbedingungen unserer Erwartung, unserer Sehnsucht nach dem Anblick des hoch gepriesenen Bildes von der Mutter des Heilandes stehen wir vor dem Gemälde Raphael's. Was empfanden wir an dieser Stelle?

Zunächst allerdings erfreut sich der Blick an der vollendeten Zeichnung der einzelnen Gestalten, der natürlichen Haltung und Form der Figuren, der Harmonie des Kolorits, der Technik der Malerei, die in vollendetster Ueberwindung des stofflichen Farbenmaterials nur den Geist des Farbenlichtes wiederzugeben scheint. Diese Eindrücke sind bleibend und haften unverändert fest auch in den verschiedenen Phasen des Eindrucks, über welche die Kritik Rechnung zu legen hat.

Die drei Figuren des Bildes, so scheint es uns, stehen jede gesondert im losesten Zusammenhange einer Gruppe, in keiner nothwendigen Zusammengehörigkeit und Beziehung zu einander. Der Ausdruck des Gesichtes der Hauptfigur scheint uns gesucht einfach, gewöhnlich, und von dem Eindrucke dieser Züge, wie wir sie auf manchen minder berühmten Madonnenbildern geistvoller, charakterischer gefunden zu haben meinen, sehen wir auf, bedeutungsvoll fragend, argwöhnisch lächelnd; mißtrauisch gegen den empfangenen Eindruck; selbst unsicher unseres Geschmackes und unseres ästhetischen Verständnisses; ohne Befriedigung endlich, ohne Genüge für unsere Erwartungen gefunden zu haben.

Aber trotz dieses Gefühls der Unbefriedigung zieht es uns doch immer von Neuem zu dem Bilde; es ist in uns eine Unruhe der Empfindung, die wir nicht zu deuten verstehen; es trifft uns wie ein Vorwurf, nicht aus unserem Innern, aus dem Bilde selbst heraus, der uns zwingt, immer und immer wieder vor dasselbe hinzutreten, als ob wir ihm ein Böses abzubitten hätten; es liegt auf uns ein geheimer Druck, als hätten wir eine Missethat begangen, da wir uns von ihm mit kühler Bewunderung seiner Aeußerlichkeit, mit nüchterner Phrase auf den Lippen abzuwenden gedachten. Und je öfter wir vor das Bild hintreten, desto stiller und bedenklicher wird es in uns; desto höher schwillt in uns die Flut der Empfindung und drängt sich zu befreien; wir sind nicht mehr im Stande, uns des Ausdrucks dieser Züge, dieser Augen zu erwehren, wenn auch ebensowenig, ihn zu erklären. Wir ringen vergebens, uns von seinem Banne zu befreien, der uns dort fesselt und eben so oft dahin zieht, so oft wir es verlassen haben. Der Ausdruck dieser schmerzlich schönen, mädchenhaft unschuldigen Augen, dabei dieser festgeschlossene Mund läßt nicht von uns ab und zieht uns mit magischer Gewalt immer wieder zu sich zurück. Und ist der erste karge Sonnenblick des Verständnisses durchgebrochen, so zündet er blitzschnell das hellste Licht, und in dem überwältigenden Strahlenglanze seines Eindrucks entflammt der milde Zauber der göttlichen Schöpfung unsere ganze Seele mit Rührung und Erhebung, mit Trost und tiefster Erkenntniß der ewigen Himmelsmacht des Geistes, der über dem armen Menschenherzen und seinen Tiefen liebend, strafend und wieder versöhnend schwebt.

Ja, es ist die hochbegnadigte Mutter des Heilandes, und doch nur ein arm verlassenes, in die Fremde und das Elend getriebenes Weib, das jedem von uns und zugleich der ganzen Welt auf Wolken züchtig und bewegt entgegen schreitet. Die Heerschaaren der Cherubim lauschen ringsum der That, die sich vor uns vollzieht. Die Mutter, die tief menschlich fühlende und in der Ahnung der erhabenen Mission ihres Sohnes, ihres einzigen Kindes, zugleich betrübte und beglückte Mutter bringt ihn, den Sohn, auf eigenen Armen

der Welt zum Opfer dar. Um ihre Augen liegt ein tiefer, unsagbarer Schmerz. Ihr geschlossener, schöner Mund spricht von der Festigkeit ihres Entschlusses. Das ganze Antlitz, mädchenhaft unschuldig und befangen über ihr Hinaustreten aus der häuslichen Verborgenheit auf den weiten Schauplatz der Erde, trägt die unverkennbare Zier der unschuldigen, mit den Genüssen und Freuden, mit den Qualen und Leidenschaften der Erde unbekannten, reinen Weibesnatur. Nichts verlangt sie, als die zu beglücken, die ihr nahe sind; nichts will sie, als sich und was sie Liebstes, Theuerstes auf Erden besitzt, opfern, damit in ihr der Welt ein Symbol werde, der ewigen Weiblichkeit, die mit dem eigenen, heißen Herzblute aus Liebe opfert, was das Glück der Welt von ihr begehrt. Nicht in sich, nicht auf ihr heißgeliebtes Kind, das sie in Schmerzen geboren und mit Thränen der Sorge groß gezogen, sind diese schmerzerfüllten, wehmüthigen Augen gerichtet, sondern gerade hinaus in die Unendlichkeit, in die vor ihr ausgebreitete und dennoch tiefverschleierte Zukunft schauen diese treuen, lieben Augen. Sie schaut vor sich den Tod des Sohnes, aber auch das dadurch besiegelte Glück der Menschheit. Darum zögert sie nicht, wenn sie auch ihr Liebstes an sich preßt, und tritt nicht zurück, denn ihre Liebe gibt ganz und unbekümmert, was von ihr die Liebe fordert. — Das Kind in den Armen, das Haupt an die Wange der Mutter geschmiegt, mit demselben ruhigen, wenn auch bangen Blicke, aber ohne sich zu sträuben, schaut gleich ihr in die weite Zukunft, in die Welt hinaus, die vor ihm mit Freud und Leid, mit ihrem Weh und Reiz, mit allen Schmerzen und Qualen und dem hoch aufgerichteten Kreuze vor ihm liegt. ‚Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe,' das sind die Worte, das der Geist, der von seinem Angesichte aus seinen Glanz auf uns verbreitet.

Solchergestalt hat die Hauptfigur des Bildes ihre in sich abgeschlossene Bedeutung. Aber die Nebenfiguren, wie sie zur malerisch vollendeten Ordnung des Ganzen gehören, stehen mit der Hauptfigur im engsten, seelischen Bezügnisse.

Aus der Verbindung von Mann und Weib baut sich das Menschengeschlecht auf. Ihre Zusammengehörigkeit ist die Grundbedingung der menschlichen Existenz, der Fortbildung seiner Art, darum nur die beiden Figuren im Vordergrunde des Bildes als bedeutungsvolle Zeugen des Opfers, das von ihnen gebracht wird.

Das jungfräuliche Weib zur Rechten schlägt im Gefühle der eigenen Unwürdigkeit, gegenüber dem Opfermuthe der Mutter, den Blick zu Boden. Es ist die heilige Barbara, das Weib, das nicht zum Handeln geboren verzagen muß, wo es nicht selber opfern darf, das demüthig anbetend und voll Ehrfurcht die Kniee beugt; es ist das Weib, das seiner Bestimmung nach Genüge findet im Opfern oder Anbeten dessen, was ihm erscheint in unbegreiflicher That.

Anders der Mann zur Linken mit dem Attribute des mächtigsten Herrschers der Erde. Das Leben hat ihn klug gemacht; er hat geliebt und zu entsagen gelernt; er hat genossen, hat gewirkt, hat das Gute gewollt, nach dem Lorbeer gestrebt. Seine Leidenschaften hat er überwunden und die Klugheit ist sein Schutz und Trotz, der ihn die Welt um sich bezwingen hilft. Darum am Abend seines Lebens, im Silberhaar, sei ihm verziehen, wenn er bei jeder That nach dem Zwecke und nach dem Dank der Thränen fragt, die die That begleiten. Fragend, zweifelnd blickt er zur opfernden Mutter empor. Mit der einen Hand zeigt er in die Welt hinaus: wird dir, o Weib, die Welt, der du dein Liebstes, Köstlichstes darbringst, das Opfer an unendlichem Schmerze lohnen? Er fragt: Wird die Welt da draußen deine Seelenqual auch nur begreifen, dich und die Liebe, die sie dich überwinden hilft? Er fragt: Ist die Welt mit ihrer Qual es werth, daß du das Opfer bringst und dein Herzblut hingibst zu ihrem Frommen? Aber nicht ein Blick, nicht eine Geberde deuten es an, daß die Frage des Mächtigen beachtet worden. O, über die Klugen und Gewaltigen, die in ihrer Thorheit und Schwäche an jede That den Maßstab des Zweckes und des Erfolges legen, wie sinken sie zusammen in dem Nichts ihrer Tiaren und ihres Purpurs vor dem Gefühle, das in seiner Unschuld und sittlichen Freiheit dem Triebe folgt, der es zu handeln treibt nach seinem innersten, tiefsten Herzensdrange!

So erschien uns das Bild! Seine Bedeutung erstreckt sich weit hinaus über die Grenzen des Landes und der Konfession, in deren Schooße es erzeugt ward. Die Frage, die der Mann im Purpur an die opfernde Mutter richtet, richtet er nicht minder in die Welt an alle Mütter. Für jede von ihnen kommt die trübe Stunde, in der das Geschick sie zwingt, ihr in Schmerzen geborenes, mit treuer Sorge und Opfern erzogenes Kind an die Welt abzugeben, damit es handelnd, lernend, duldend seine Mission erfülle. Jede Mutter wird so zur Madonna, jede weiß wie sie, ihren Liebling erwartet das Kreuz, erwarten die Qualen der Enttäuschung, der Streit der Leidenschaften, geistige Marter und das Leid in seiner tausendfachen Gestaltigkeit. Und auf die tausend Fragen, die täglich, stündlich von bangen, zuckenden Lippen gethan werden, um den Dank für die Schmerzen, der Aufopferung und Liebe, welche in ihren Opfern untergehen, auf diese Fragen, an denen alle Klugheit der Gelehrten und der Weisen Verständigkeit zu Schanden wird, gibt die Madonna Trost und Antwort. Für eure Schmerzen, ihr Mütter, und für eure Qual suchet den Trost in der Liebe zum Menschengeschlecht selbst, das sie euch bereitet! Die Welt, für die jede von euch duldet, wie ich geduldet habe, möget ihr lieben aus ganzem Herzen und von ganzer Seele, dann werdet ihr selig sein in dem Gedanken, zu dulden und zu leiden für die, die ihr liebet. Und solches Leid ist kein Leid und solche Qual ist keine Qual!

So spricht die Bedeutung des Bildes in seiner Allgemeinheit verständlich zu allen Herzen, allen Bekenntnissen, allen Welten. Vor Allem mahnt es, daß vom irdischen Weibe, das seine Bestimmung als Frau und Mutter erfüllt, die Aufgabe des Menschengeschlechts seine Lösung erwartet. Der goethe'sche Gedanke, daß das ewig Weibliche uns heranzieht zum hohen Gipfel unserer Bestimmung, daß im ewig Weiblichen die Bildung im Einzelnen und Ganzen abschließt, derselbe Gedanke ist es, der zwei Jahrhunderte zuvor zu dem Bilde Raphael's den Vorwurf lieh!

So gehet denn hin und lernet daraus!

Ein Weihnachtsmarkt in der Fremde.

Von

J. S. Hegi.

Der wunderbare Zauber, der in dem Worte Weihnachten liegt, ich lernte ihn erst kennen, als ich fern von der Heimat war, von der mich der weite Ozean trennte. Wie traten die Bilder der Heimat vor meine Seele, jene festliche Stimmung, die uns als Kinder unbewußt ergriff, wenn die heilige Zeit nahte, die uns der Ueberraschungen so viele bringen sollte, und endlich wir die Stunden zählten, die uns von dem Abend trennten, an welchem wir, von den Eltern geführt, in das hell erleuchtete, von Wachskerzchen funkelnde Zimmer mit der reichen Auslage von Geschenken treten durften. Schon der Weihnachtsmarkt weckte diese Stimmung, und darum war es mir so eigenthümlich rührend, als ich in Mexiko, wo ich mich um die Weihnachtszeit aufhielt, am ersten Abend meiner Ankunft in der Hauptstadt auf den großen Platz trat, der vor dem Palast des Präsidenten sich ausbreitet, und in dessen Hintergrunde die Thürme der Kathedrale über die Buden hereinragten. Ganz wie in meiner Heimat lagen in diesen Buden Süßigkeiten aller Art ausgebreitet. Die Käufer bewegten sich zwischen den hell erleuch-

teten Buden umher und suchten sich Backwerk aus, während die Verkäuferinnen phlegmatisch die Bezahlung ohne aufzusehen entgegen nahmen. Ich entwarf rasch eine Skizze der Szene. Im Vordergrunde saß bei einer Pechpfanne, auf der aber dießmal Holz gebrannt wird, eine Indianerfamilie, ein Lepero hat sich mit ihnen in Unterhaltung eingelassen, seine Cigarite läßt er dabei nicht ausgehen. In dem nebenstehenden Korb lag ein Backwerk, das man nicht zum zweiten Mal kostet, wenn man sich einmal verleiten ließ, davon zu kaufen, um es kennen zu lernen. Der Geschmack ist sehr fad, die Form auffallend — es sind ganz dünne Kuchen von mehr als 12 Zoll Länge und 4 bis 5 Zoll Breite, die so spröde sind, daß sie splittern. Etwas rückwärts stand ein Ranchero, ein kleiner Gutsbesitzer, mit seiner Familie. Er war in seinen Sarape (wollene Decke) gehüllt; seine Hosen, an der Seite offen und mit silbernen Knöpfen besetzt, ließen die weiten Unterbeinkleider sehen. Seine Frau, in den Rebozo (Umschlagtuch) gehüllt, schien dem Jungen Rath zu ertheilen, der sich die Erlaubniß ausbat, ein Dulce kaufen zu dürfen. In der einen Bude sah man eine Guirlande



Auf dem Weihnachtsmarkt von Mexiko.

von Grünem, aus der Kokosnüsse herunterhängen. In Schachteln und Schächtelchen standen die Süßigkeiten umher; die einen sind in plumpe Figürchen geformt, die andern in viereckige Stücke. Ein Kronleuchter hängt in der Mitte der Bude, nicht um Lichter darauf zu stecken, sondern mehr als Zierde. In der Bude nebenan werden die nämlichen Artikel feilgeboten; statt der Guirlande hat man hier Vorhänge angebracht, und aus Mangel eines Kronleuchters von zu Hause einen Spiegel mitgebracht, den man nun auf dem höchsten Gestell placirte. Ich ging stundenlang auf dem originellen Markte umher, und in meinen Träumen vermischten sich die Bilder des fremden und des heimischen Weihnachtsmarktes in wunderlichster Weise.

Des Deutschen Wort.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

So viele Jahre hatte Heinrich der Löwe daran gebaut, ein Erbreich im deutschen Norden sich zu schaffen und zu

befestigen. Aber ehe das große deutsche Reich in zwei herrschende Hälften, in den Norden und in den Süden, auseinander fiel, demüthigte und stürzte Kaiser Friedrich I., der Hohenstaufe, den Welfen mit seinem Nordreich; dieses wurde in viele Theile zerrissen und unter die andern Fürsten vertheilt. In jenen Unglückstagen, da Herzog Heinrich der Löwe Alles verloren gab, und froh sein mußte, seine braunschweigischen Erblande sich von des Kaisers und Reiches Gnade



Des Löwen Fußstapfen am Dome von Bardewick.

zu retten, ritt er gebrochenen Geistes in's kaiserliche Lager vor Lüneburg. Da kam er, aus seiner Veste Stade heraus, daher gezogen, vereinsamt, mit ein Paar seines Gefolges und dem kaiserlichen Herold; er selbst hatte gebeten um freies Geleit zum Kaiser. Zwischen Erteneburg und Bardewick traf er eine große Zahl Ritter aus dem kaiserlichen Lager; die waren ihm entgegen geritten, um ihn zu begrüßen, sie ehrten noch in ihm den Helden, die gefallene Größe. Der Herzog

erwiederte den Gruß. „Sonst," sprach er, „war ich nicht gewohnt, eines Andern Geleit anzunehmen, sondern Geleit zu geben." So ritten sie weiter, als Bardewick in Sicht kam.

Das ist jetzt nur noch ein Marktflecken an der Ilmenau, im Fürstenthum Lüneburg, einer Landdrostei des heutigen Königreichs Hannover, und zählt wenig über anderthalbtausend Seelen. Dieser Marktflecken hat noch heute seine Auszeichnung, aber nur durch seinen Gartenbau, der dort in besonderem Flor steht: Gärten und Gärtner sind jetzt da, wo gewaltige Mauern und Thürme einst sich erhoben, und Tausende von streitbaren Bürgern ihre Stadt in Waffenrüstung schirmten, während drinnen der Gewerbefleiß und der Handel blühte und jedes Haus im Wohlstand war. Bardewick ist die älteste von Deutschen gegründete Stadt im nördlichen Deutschland. Sie war vor Karl dem Großen schon da: dieser größte der deutschen Kaiser machte Bardewick zu einem Bischofssitz, und im Jahre 805 machte er es zu einem Handelsplatz mit den nördlichen Slaven. So war im Laufe der Jahrhunderte das alte Bardewick zur reichen, bevölkerten Handelsstadt geworden. Aber da es nicht an der See lag, so thaten zuletzt Hamburg und namentlich Lübeck dem Handel und Wohlstand Bardewicks Abbruch.

Das heutige Lübeck war nur vier Jahrzehnte zuvor, im Jahr 1143, von Adolph II., dem Grafen von Holstein und Schauenburg, auf wendischem Boden zwischen der schiffbaren Trave und Wakenitz auf dem werder Buku gegründet worden, zwei Meilen von der Travemündung in die Ostsee. Das war nicht die alte Lubeka, welches Liuby, der König der Wilpen, unter Kaiser Ludwig dem Frommen an der Mündung der Schwertau in die Trave, als einen Waffenplatz angelegt hatte. Dieses Alt-Lübeck war von den Rugiern im Jahr 1139 von Grund aus zerstört worden, und vier Jahre später hatte Graf Adolph II. mit den kleinen Trümmern der aus Alt-Lübeck geretteten Bevölkerung auf derselben Stelle, wo vor Zeiten die zerstörte Stadt Buku gestanden hatte, Neu-Lübeck angelegt. Dieses Lübeck blühte rasch auf, die so schön geschützte Hafenbucht, zwei Meilen weit drinnen im Lande, förderte das sehr, aber dem Welfen, Herzog Heinrich dem Löwen, in seinem Braunschweig und in seinem Stade entging es auch nicht, daß dieses Lübeck eine prächtige Hafenstadt und Einkommensquelle für sein deutsches Nordreich wäre. Er wußte sie aus den Händen des holsteinischen Hauses in seinen Besitz zu bringen, und der Kaiser Rothbart besiegelte es, daß die bisherige holsteinische Grafenstadt eine welfische Herzogsstadt wurde. So groß aber das Ungestüm war, womit Heinrich der Löwe nach ihr getrachtet hatte, so groß war seine Vorsorge für diese Stadt, sobald er sie hatte. Er verlegte das Bisthum zu Oldenburg in diese Stadt, im Jahre 1163, ja er gab in demselben Jahre schon, in welchem Lübeck seine Stadt wurde, dieser das berühmte lübische Stadtrecht. In diesem Stadtrecht, das Heinrich der Löwe seinem Lübeck gab, stand, daß die oberste Stadtbehörde, der „Rath", aus vierundzwanzig Bürgern bestehen solle, welche immer nur zwei Jahre im Rathe sitzen, im dritten aber ausscheiden solle. So frühe wurde von bürgerfreundlichen und wohlwollenden Fürsten und Staatsmännern die lange Dauer der Rathsherrnschaft, geschweige die Lebenslänglichkeit derselben als heillos erkannt. Ebenso waren alle freien Bürger nach dem Statut Heinrich's des Löwen befähigt, zu wählen und gewählt zu werden. Die Junker schloß er dadurch aus, daß keiner wählbar war, welcher in irgend eines Herrn Lehen oder Dienst stand. Das Pfaffenthum schloß er dadurch aus, daß kein „Sohn geistlicher Leute oder eines Pfaffen" wählbar in den Rath war. Eindringlinge von Außen schloß er dadurch aus, daß jeder Wählbare ein bestimmtes Eigenthum innerhalb der Stadtmauern haben mußte.

Schon daraus erhellt, mit welcher ganz besonderen Vorliebe Heinrich der Löwe diese seine neue Stadt an der Ostsee behandelte, Lübeck war in seinen Augen für sein beabsichtigtes Nordreich die hoffnungsreiche Handelsstadt der Zukunft; das der See fern ab, tief im Land drinnen gelegene Bardewick war für ihn und seine Politik nur die Handelsstadt der Vergangenheit. Nicht als ob er für diese Binnenhandelsstadt Abneigung gehabt, oder gar nichts gethan hätte: im Gegentheil, die Welfenfürsten waren viel früher, als die Hohenstaufenfürsten, zu der Einsicht gelangt, daß in einem starken, deutschen Bürgerthum, im „Volke", die wahre Kraft für jeden Fürsten liegt, der es im wahren Sinne des Wortes ist. Aber die Bardewicker und Bardewickerinnen verdroß das eben gar sehr, daß er neben ihnen Lübeck begünstigte, und auf das Ganze seiner Lande und Leute sah, und nicht allein auf Bardewick. Das Kirchthurminteresse des Spießbürgerthums wurde in Männern und Frauen ganz grimmig. Sie sahen in dem Begünstiger Lübecks den Ruinirer ihres bardewicker Handels.

Dreiundzwanzig Jahre waren so dahin gegangen, bis Herzog Heinrich der Löwe in's Unglück kam. Als sie den Herold nach Stade reiten sahen, als die Ritter aus dem kaiserlichen Lager vorbei ritten an ihrer Stadt: o wie freuten sie sich da und wie harrten sie da, bis er daher komme, der, welchen sie haßten, der gedemüthigte Löwe!

Und er kam daher, vorüber geführt von des Kaisers Geleit, bei dem er Gnade suchen wollte. Da waren die Mauern und die Wälle Bardewicks besetzt mit Männern und mit Frauen. Während er hart daran vorüber ziehen mußte, so nahe, daß er jedes Wort hören konnte, verhöhnten ihn Bürger dieser seiner alten Stadt auf das Schnödeste durch Schmähworte, und neben ihnen sah er und seine Geleiter lose Frauen der Stadt, die ihm den Rücken kehrten und die Röcke aufhoben.

Da hob der unglückliche Herzog gegen sie die Hand auf zum schrecklichen Schwur: „Wenn er mit Gottes Hülfe je wieder von seinem Fall aufkomme, so wolle er sie so behandeln, daß sie das Gleiche keinem Fürsten mehr thun sollen."

Das geschah im Jahre 1181. Es waren harte Jahre, die der Welfe, ferne vom deutschen Boden in der Verbannung, nach des Kaisers Spruch, zubrachte, in der Normandie, am Königshofe seines Schwähers, des Königs von England. Die bisher mit ihm sein Glück und seine Größe getheilt hatte, seine Gemahlin Mathilde, theilte lieber mit ihm das Unglück und die Verbannung, als daß sie von der Freiheit, die ihr der Kaiser gab, Gebrauch machte, zu bleiben und die herzoglichen Erblande, Braunschweig und Lüneburg, zu regieren. Nach drei Jahren war der Löwe mit Frau und Kindern zurückgekehrt. Aber als Kaiser Rothbart bald darauf in's Morgenland ging, wurde dem Löwen nur die Wahl gelassen, entweder den Kreuzzug mitzumachen, oder sein Vaterland zum zweiten Mal auf drei Jahre zu meiden. Der Rothbart war sehr milde geworden in den letzten Jahren. Alles wollte er vergessen und begraben, wofern nur das Wohl des deutschen Reiches und der Christenheit dadurch keinen Schaden nehme. Damit in Deutschland fester Friede bliebe, während er im Morgenlande die Sache der Christenheit wider die Satrapen führe, bot der Kaiser dem Herzog, er wolle ihn, wofern er seinen Ansprüchen auf seine früheren Würden, d. h. auf die Herzogthümer von Bayern und Sachsen, welche er rechtlich verwirkt hatte, öffentlich entsage, in einen Theil dieser Würden wieder einsetzen; ja er wolle ihn in alle seine alten Würden und Ehren wieder einsetzen, und ihm die Kosten der Herfahrt zahlen, wenn er mit ihm zum heiligen Grabe ziehe. Aber der Herzog, argwöhnisch wie immer, wollte nicht mit dem Kaiser in's Morgenland ziehen, und ebenso wenig seinen Ansprüchen entsagen; er zog vor, abermals auf drei Jahre sein Vaterland zu meiden, unter der Bürgschaft, daß seine Lande während seiner Abwesenheit ungefährdet bleiben sollen. Während der Kaiser von Regensburg nach dem Morgenlande aufbrach, verließ der Welfe, Herzog Heinrich, auf der entgegengesetzten Seite den deutschen Boden im Mai 1189. Aber seine Feinde fielen in diese seine Lande ein, sobald der Kaiser weit genug mit dem Kreuzheer entfernt war. Derselbe Bote, welcher ihm die Nachricht von der Verwüstung seiner Stammlande brachte, meldete

ihm auch den Tod seiner Gemahlin, die er mit ihren jüngeren Kindern in Braunschweig zurückgelassen hatte.

Durch den Friedensbruch seiner Feinde achtete er sich seines Eides entbunden. Seine durch Mathildens Tod verwaisten Kinder, seine verwaisten überfallenen Lande, der Zorn und Drang nach Rache trieben ihn zur Rückkehr, und die Gelegenheit, jetzt in des Kaisers Abwesenheit das Verlorene wieder zu gewinnen, lockte ihn andererseits. Schon im Herbst 1189 war er wieder auf deutschem Boden. Viele Herren schlossen sich sogleich an ihn an. Sie gewannen für ihn durch Ueberfall Hamburg, Plön, Itzehoe und andere Plätze des Grafen Adolph von Holstein, der mit dem Kaiser auf dem Kreuzzuge war. Wie er weiter vorwärts zog, sammelten sich die alten Helden des Löwen um ihn; von denen hatte keiner das Kreuz genommen.

Aber wohin der Welfe seinen ersten Angriff in Person richtete, das war Bardewick. Bardewick und seinen Schwur hatte er nicht vergessen, ganz abgesehen davon, daß der Besitz dieser Handelsstadt wegen ihrer Größe und Lage für ihn höchst wichtig war. In der Stadt lag eine kleine Besatzung, die Sachsenherzog Bernhard darein gelegt hatte. Diese hielt fest zu den Bürgern, als der Welfe vor die Stadt kam.

Die Bürger von Bardewick kannten ihren Herzog. Sie wußten, was ihr Schicksal war, wenn sie ihre Stadt übergaben, oder wenn sie genommen wurde; sie wußten den vollen Sinn des Schwures ihres Herzogs für sich auszudeuten, und wußten, daß der Löwe voll halten würde, was er wider sie geschworen. Schon darum vertheidigten sie tapfer ihre Mauern. Zudem waren es Männer, die Bürger dieser Stadt, waffengeübte, unerschrockene Männer.

Der Herzog kannte alle schwachen und alle starken Punkte Bardewicks. Zuerst griff er die Stadt da, wo sie an die vorüberfließende Ilmenau sich schloß, auf Fähren an. Zwei Tage hintereinander stürmte er hier. Die in der Stadt schlugen alle Angriffe tapfer zurück. Darauf fanden die Belagerer doch einen Punkt, in die Stadt zu kommen. Nach der Sage war es ein scheuer Ochse, der, durch den Fluß rennend, eine Furt zeigte nach einer Stelle, die unvertheidigt war, weil die Bürger hier keinen Angriff erwarteten. Kam der Ochse durch den Fluß, so können auch wir da hinüber, dachten der Herzog und seine Leute. Die Reisigen und die Fußgänger kommen glücklich durch die Strömung, sie ersteigen hier die Mauer, sie lassen sich in die nächste Straße hinab. Aber die Bürger werfen sich hieher und sie sammeln sich. Von Straße zu Straße wälzt sich der Streit. Schritt für Schritt muß den Bürgern der Boden abgerungen werden. Von den Dächern, aus den Häusern kämpfen Weiber wie Männer verzweifelt fort. Ganze Straßen stehen schon in Brand. Aber zwischen den Flammen und den krachenden, stürzenden Häusern würgen und schlachten sich die Kämpfenden fort. Doch der Wind weht die Flammen gegen die Bürger, sie erliegen endlich diesen und den Kriegsschaaren des Herzogs. Wüthend morden diese fort unter den Wehrlosen, bis ihre Wuth sich satt gemordet hat. Dann erst wird, was noch von Einwohnern übrig geblieben ist, gefangen genommen und hinausgeführt. Noch waren ganze Theile der Stadt vom Feuer verschont. Diese wurden ausgeplündert. Dann wurden auch diese angezündet und Alles mit Feuer verbrannt, daß nichts übrig blieb als neun Kirchen, die der sehr kirchlich gesinnte Herzog vorsorglich schützte, wie ihr Steinbau.

So lag die einst so reiche Handelsstadt, die älteste Stadt des nördlichen Sachsens, in rauchendem Schutte da, ein wüster Trümmerhaufen. Der Schwur des Herzogs von 1181 war gelöst, so schrecklich erfüllt, als er nur immer ausgelegt werden konnte. Der Sieger und Rächer ließ auf das Portal des ruinirten Domes einen hölzernen Löwen setzen, darunter den Tag der Zerstörung der Stadt, 28. Oktober 1189, und die einfachen Worte schreiben.

„Des Löwen Fußstapfen."

Die Wildheuer im Hochgebirg.

Von

H. Szadrowsky.

Wohl die Wenigsten im geordneten und sichern Tieflandleben, im rauschenden und berauschenden Treiben der Städte oder in den stillen Wohnungen der Ebenen, unter Verhältnissen, die Alles ohne große Mühe bieten in Bequemlichkeit und Genuß der Lebensgüter und Lebensfreuden, wissen von jenen Beschwerlichkeiten, mit denen die Bewohner der Hochgebirgswelt zu kämpfen haben in der Sorge um ihre und ihrer Angehörigen Existenz, um das Bischen Leben warm zu halten, bis die Spuhle desselben abgelaufen und der Leib Ruhe findet entweder in einem Kirchdorfe der Alpenwelt, unter Sang und Klang und dem Begleit der Lieben und Freunde, oder — zerschmettert hoch oben in der Felsenwildniß, ungesehen, unbegraben, eine Beute der Thiere in den höhern Regionen.

Wie groß ist doch die Verschiedenheit von der Wiege bis zum Grabe; von dem Wildheu, auf das die Mutter den Säugling gelegt, bis zu einer Felsenplatte in grausiger Hochgebirgswildniß, auf welcher der Sturmwind mit einem gebleichten Skelette klappert! Bei Beginn des Lebens auf beiden Seiten eine unaussprechliche Freude, in der schwarz verrauchten Hütte wie auf den seidenen Kissen der Paläste. Aber das Ende? — Hier Trauergepränge, Posaunenschall, ein Grabmal, an dem die Kunst Triumphe feiert; dort ein zerbrochener Leib, liegend in einer finstern Schlucht, ungesehen, unbegraben. Der Sturmwind heult über die Leiche sein schauerlich Lied, die Raubvögel kreischen — die Lieben im Thale weinen. Das ist das Ende.

Der Mönch Notkerus Balbulus aus dem Kloster Sankt Gallen sang an der Martinsbrücke sein so berühmt gewordenes Lied: „Media vita in morte sumus" — Mitten im Leben sind wir im Tode! Er sah die Arbeiter über der Schlucht schweben, und betete in Erschütterung: Sancte! Fortis! cum defecerit virtus nostra, ne derelinquas nos! Auch die Aelpler, wenn sie ausziehen in die Hochgebirgswelt, beten mit Notkerus: „Heiliger! Starker! wenn unsere Kraft entschwindet, verlaß uns nicht!"

In der Hochgebirgswelt ist der Mensch ein Stäubchen nur gegenüber dem riesigen Aufbau und den machtvollen Verhältnissen, die ihn umgeben; ein unmächtig Wesen in den gewaltigen Naturerscheinungen, ein zerbrechlich Ding bei einem unglücklichen Tritte. Der Tod ist sein Begleiter immerfort. Selbst in seiner Hütte ist er nicht sicher, daß die fürchterliche Windsbraut auf ihn falle und ihn unter die Trümmer begrabe. Er sucht Schutz unter einem elenden Dache, das nur nothdürftig zu schirmen vermag, und schläft, durch die Macht der Gewohnheit sorglos geworden, ruhig unter den dünnen Sparren der Hütte und den schweren Steinen auf dem Dache. So sorglos zieht er hinauf in die unwirthlichen Regionen, und sucht dort, an der Grenze der Vegetation, in der nächsten Nähe des ewigen Eises und Schnees, noch einige kümmerliche Grasplätze auf, um davon noch einigen Nutzen zu ziehen für seine kleine Wirthschaft, unbedeutend genug; aber er ist nur auf Weniges angewiesen, und darf daher die Ameisenarbeit nicht scheuen. Ein tagelanger Weg, eine stundenlange Arbeit um einen Bündel Heu! Und welche Arbeit!

Um unsern Lesern ein Bild zu geben von der Gefährlichkeit der Beschäftigung der Wildheuer, wollen wir sie hineinführen in die Alpenwelt und hinauf in jene starren Gebirgsgegenden, zu den letzten Spuren der Vegetation, an den Ort, den kaum die leichtkletternde Ziege mehr zu betreten wagt, den aber der unerschrockene Aelpler beschreitet, und dort, zwischen Leben und Tod schwebend, seine grausenerregende Arbeit vollbringt.

In der Hochgebirgswelt nennt man die hochgelegenen

Bergwiesen allgemein „Alpen", oder die einzelne Abtheilung „die Alp". Es sind größere oder kleinere, grasbewachsene, mehr oder minder geneigte Flächen, oder auch ebene, zwischen hohen und kahlen Gebirgszügen liegende Mulden, auf welchen im Hochsommer das Alpvieh weidet und die Sennen für etwa drei Monate der besseren Jahreszeit, öfters auch und je nach der Lage und der Ergiebigkeit der Alp nur für wenige Wochen die Hütten beziehen und Alpwirthschaft durch Bereitung von Butter und Käse treiben. Die noch höher gelegenen, weniger umfangreichen Grasplätze, die für das Großvieh schwerer zugänglich sind, werden mit Schafen und Ziegen betrieben, welch' Letztere, durch Klettern ausgezeichnet, auch jene schmalen Grasbänder bestreichen, die sich terrassenförmig an den steilen Felswänden hinziehen, und auf denen bekanntlich das gewürzreichste und nahrhafteste Gras wächst. Viele dieser Bänder sind nun entweder selbst für die leichtfüßigen Thiere unzugänglich, oder sie werden absichtlich geschont, um das Gras als Heu zu gewinnen für die Ueberwinterung. Das sind die Ernteplätze für den Wildheuer.

In der Regel zieht er Morgens vor Sonnenaufgang hinauf in die höheren Lagen. Er führt eine Sense mit, öfters auch einen Rechen, ein starkes Seil, ein großes Tuch oder auch ein Garn, Fußeisen, starke Pflöcke und einen festen Bergstock. Die Wege zu den Wildheuplätzen sind sehr verschieden; manche bieten wenig Schwierigkeiten, viele aber, und bei weitem die meisten, führen über schroffe, steile, kaum fußbreite Felsenbänder hin, auf denen ein unvorsichtiger oder unglücklicher Tritt den Wildheuer hinabzieht in die schwindelnde Tiefe. Ist der Platz erreicht, und bietet derselbe nicht allzu große Schwierigkeiten, so schnallt der Heuer die gezackten Fußeisen an, wodurch er festen Halt gewinnt, und betritt das furchtbar steil abfallende Grasband; ist mehr Gefährlichkeit, so schlägt er die Pflöcke ein, und bindet sich am Seile fest. Nun schneidet er mit der großen Sense, von oben nach unten und oft weit gegen den Abgrund hingebeugt, das Gras ab, zieht dasselbe mit der Sense zurück und breitet es an einer zugänglichern Stelle aus zum Trocknen. Ist der schmale Grasplatz abgemäht, wird ein anderer aufgesucht und dort gleicherweise verfahren. Bei dieser grausigen Arbeit begegnen in der Regel wenig Unglücke; doch ist es auch schon vorgekommen, daß der Wildheuer nicht mit dem Seil versehen war, oder daß er sich selber zu viel zutraute, auf dem schmalen, steilen, durch den Thau noch schlüpferiger gewordenen Grasbande ausglitt, und in die todbringende Tiefe fuhr; oder ein Stein, dem er seinen Fuß anvertraute, wich durch die Bewegung des Mähers, und brachte dem Armen in der Tiefe den Tod. Um einen „Bündel" Heu zu gewinnen, muß er oft viele Grasplätze aufsuchen, die je nach der Gestaltung der Felswände nur durch stundenlange mühselige Arbeit zu erreichen sind, durch Hinabklettern an gefährlichen Stellen, durch Ueberspringen von acht bis neun Fuß breiten Felsenspalten, worin die Aelpler eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit und Sicherheit besitzen. Ist er in hohe, von den Hütten weit entfernte Lagen gedrungen, so mäht er so viele Plätze ab, als ihm möglich wird, und begeht dabei ein oft stundenlanges Revier. Die einzelnen Wildheuplätze geben je nach ihrer Lage und Größe mehrere „Bündel" Heu, öfters auch nur „einen Arm voll", „was man spannen mag", sagen die Sennen.

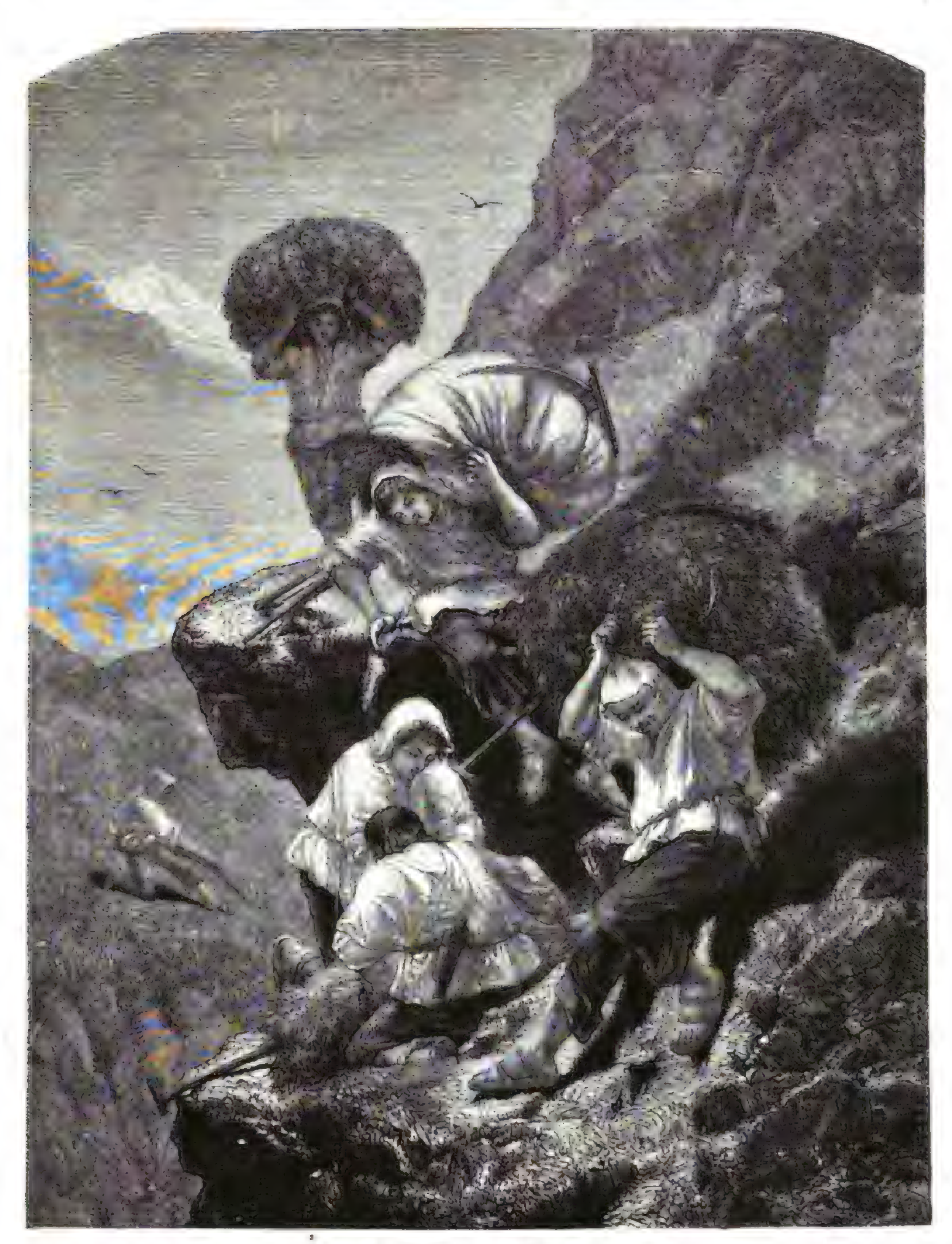
Noch eine andere Art Gefährlichkeit droht dem Wildheuer. Liegen die Grasbänder nicht zu hoch, daß noch die Ziegen auf die obersten Grate klettern, so wird von diesen Thieren immerwährend die obere lockere Steinlage bewegt, die dann in die Tiefe stürzt und den Wildheuer der Gefahr aussetzt, erschlagen zu werden. Wir wissen aus Mittheilungen von Wildheuern, daß sie in dieser Weise schon stundenlang in Todesgefahr schwebten, ohne daß sie von ihrem Standpunkte aus etwas zur Vertreibung der Ziegen thun konnten. Das Register der möglichen Unfälle wird noch vermehrt durch rasch hereinbrechende Gewitter, plötzlichen Nebel oder auch ebenso plötzlichen Föhnsturm.

Jedoch das schwierigste und mühsamste Geschäft ist das Herunterschaffen des Heues. Auf die gleiche Weise, wie der Wildheuer zu den Plätzen gelangte, muß er wieder zurück. Ist die felsige Umgebung günstig, bietet namentlich die Tiefe irgend eine zugängliche Stelle, dann wird das Geschäft bedeutend dadurch erleichtert, daß der Senne das Heu in das mitgebrachte Tuch oder Garn bindet und in die Tiefe wirft. Gewöhnlich aber liegen diese Wildheubänder über tiefen Schluchten, oder die Felsenwände sind derart, daß der „Bündel" irgendwo hängen bleiben könnte; so bleibt dem Wildheuer nur der Transport auf dem Rücken übrig. Sie gebrauchen dabei ein ganz eigenthümliches Verfahren: zwei von den Enden des Tuches oder des Garnes werden in eine Schleife festgezogen, und in diese Schleife schiebt der Heuer den Kopf, so daß der Bündel auf dem Rücken ruht, aber vom Kopfe festgehalten wird. Dadurch erreicht der Wildheuer die Freiheit der beiden Arme, um sich an den Felswänden und beim Hinabrutschen über Absätze festzuhalten. Ist er auf günstigen und gangbaren Pfaden, nimmt er die schwere Bürde auf den Kopf, sie mit den Armen stützend. Bewunderungswürdig ist die Sicherheit, mit der umfangreichen Bürde auf so schmalen Felsenbändern zu gehen, daß kaum der Fuß genug Raum zum Stehen findet. Hier hilft ihm nur die außerordentliche Muskelkraft, immer das Gleichgewicht zu behalten, auch dann, wenn das Felsenband so schmal ist, daß der größere Theil des Bündels über die Körperlinie hinaus ob dem Abgrunde schwebt. Mit festem Fuße und kräftigem Handgriffe windet er sich der gefährlichen Wand entlang — — nicht ein Jeder erreicht das Ende derselben. Schon Manchen zog's hinab in den Abgrund zum ewigen Schlafe.

Unsere freundlichen Leser werden staunend fragen, warum ein Mensch wegen der Kleinigkeit eines Bündels Heu sich in so augenscheinliche Lebensgefahr begebe? Die Antwort hierauf ist für den mit dem Hochgebirgsleben Vertrauten nicht schwierig. Ein Bündel Heu ist für den Sennen keine Kleinigkeit mehr; das Futterergebniß der Alpen ist nicht immer so groß, daß es ihm Vorräthe zur Ueberwinterung seines Viehstandes abwerfe. Zudem wächst gerade auf solchen Bändern das gewürzreichste und kräftigste Gras, das demnach auch als Heu die ergiebigste und vortheilhafteste Nahrung für das Vieh wird. Das Alpvieh selbst kann nur die untern, d. h. zugänglichen Alpen ätzen, Ziegen und Schafe bestreichen die oberen Theile, und der Senne muß bedacht sein, auch für den Winter hinreichend Futter für seine Thiere zu haben. So führt ihn die Nothwendigkeit auf die Nutzbarmachung eines jeden Plätzchens. Von Jugend auf in den Bergen lebend und gewohnt an die Schrecknisse dieser eigenen Welt, wagt und unternimmt er Dinge, vor denen ein Anderer schaudernd zurückbebt. Er vertraut auf seine Kraft, auf seine Geschicklichkeit im Klettern, und findet in dem Interesse an seiner Heerde einen mächtigen Sporn zu einer Arbeit, wie z. B. das Wildheuen, dessen Ergebnisse freilich im grellsten Widerspruche stehen mit dem gewagten Leben. Aber es bleibt ihm nichts Anderes übrig, — die Nahrung für die Thiere muß herbeigeschafft werden, komme sie woher sie wolle. Die ökonomischen Verhältnisse der Sennen sind zum weitaus größten Theile nicht der Art, um aus dem Tieflande Heu beziehen zu können; wobei noch ganz besonders in Betracht kommt, daß eben ein außerordentlich großer Unterschied besteht zwischen den Kräutern der Alpen und jenen der Tieflande. Die Sorge für die Heerde aber geht dem Sennen über Alles. Und so trägt er im Gefühl und zur Genugthuung dieser Sorge sein warmes Leben hinauf in jene unwirthlichen Reviere, auch auf die Gefahr hin, seine letzte Fahrt in den Bergen gemacht zu haben.

Das so gewonnene Heu wird in den „Gaden" (Ställen) gesammelt, und bei einbrechender Schneezeit auf Schlitten hinabgeschafft in die Thalhütten. Auch diese letzte Arbeit ist nicht ohne Gefahr, oder besser: die Tollkühnheit und Verwegenheit der Schlitter macht sie häufig zur Gefahr. Ist

der Schnee hart gefroren, wird mit dem schwer beladenen Schlitten in der Regel der kürzeste Weg gewählt, sei er steil oder nicht. Am Schlitten stehen die beiden „Schlittbäume" (Kufen, Laufen) weit vor, und sind dann gebogen bis zur Brusthöhe eines Mannes. In diese „Gabel" stellt sich der Senne hinein und fährt nun, mit den Füßen fest in den



Das Wildheuen in der Schweiz.

Schnee gestemmt, und dadurch eine Bremsung herstellend, mit einer außerordentlichen Schnelligkeit unter dichtem Schneestaub den Abhang hinab. Verläßt ihn die Kraft, oder ist der Schlitten zu schwer, so daß er sich überstürzt, dann ist's um den Sennen geschehen, — wehe, wenn er im Schlitten hängen blieb und hinabgeschleudert wird! Aber auch bei

dieser halsbrechenden Arbeit vertrauen die Sennen auf ihre wirklich große Kraft, und laden ihrem Schlitten mitunter unglaublich große Bürden auf. Eine andere tollkühne Weise ist: den Schlitten vorauszustellen und mit demselben hinabzuschleifen. Das geschieht allerdings nur auf minder gefährlichen Stellen, ist aber für den Beobachter noch grausig genug. So sahen wir vor einigen Jahren in den appenzeller Bergen einen Sennen mit einem schwerbeladenen Heuschlitten von einer ziemlich geneigten Halde herabsausen, wobei er hell juchzte, während uns seine Fahrt erzittern machte.

Ist die Last in der Hütte untergebracht, nimmt der Senne den Schlitten auf den Rücken und trägt ihn hinauf zum „Gaden", um ihn von Neuem zu beladen und wieder „zu Thal" zu fahren. In Gebirgsrevieren, wo der Transport auf Schlitten nicht möglich ist, auf schmalen Bergpfaden, wird das Heu im Herbst auf der Schulter bis in's Thal oder zu einer Stelle gebracht, von wo aus es im Winter vollends hinabgeschlittet werden kann.

Die Unglücksfälle beim Wildheuen sind leider nicht selten; besonders im gegenwärtigen Jahre meldeten die öffentlichen Blätter schon mehrere Fälle. Der bei weitem größere Theil kommt gar nicht zur Kenntniß des Publikums. In den entlegenen Hochalpen treiben sie ihr gefährliches Gewerbe oft stundenweit von den menschlichen Wohnungen entfernt. Vielleicht erst im Herbst, wenn die Sennen zu Thal ziehen, wird den Bewohnern der Thalschaft bekannt, daß dieser oder jener Senne beim Wildheuen sich „verfallen" habe und nicht mehr aufgefunden werden konnte. Wessen zerbrochener Leib an's Tageslicht kam, fand die stille Ruhe unten im Kirchdorfe. Mit den Gebeinen des spurlos Verschwundenen spielt der Sturmwind in der grausigen Hochgebirgseinsamkeit.

Bilderräthsel.

7.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 532
des vorigen Bandes.
Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.

Ein Duell.

Aus meinen Studentenjahren.

Von

Franz von Sonnenfeld.

In Leipzig hat jüngst, bei Anlaß des diesjährigen deutschen Turnfestes, eine Studentenversammlung stattgefunden, die sich mit der Duellfrage beschäftigte und ernstlich auf Abschaffung einer Unsitte drang, die in einer gesitteten Zeit doch unmöglich mehr als eine solche angesehen werden kann. Mit Recht wurde ausgesprochen, daß es für die studirende Jugend ungleich würdiger, ethisch und ästhetisch gerechtfertigter sei, wenn sie den Ernst und die Anstrengung geistiger Arbeit statt durch blutige Duelle, durch fröhliche, Geist und Körper erfrischende Turn- und Schützenübungen unterbreche. Es ist in der That an der Zeit, daß das Duellunwesen einmal aufhöre und damit wieder ein feudales Ueberbleibsel mehr aus der Gegenwart verbannt werde.

Noch zu Anfang der Vierzigerjahre war dasselbe namentlich auf den norddeutschen Universitäten noch allgemein im Schwunge. Ein Student, der nicht mit einem Gegner das Schwert gekreuzt, nicht auf der Mensur mindestens einige Tropfen Blut vergossen hatte, galt so viel als ehrlos, und wurde jedenfalls als unwürdig angesehen, in ein Korps oder die Burschenschaft aufgenommen zu werden. „Finken", „Nachtstühle" u. s. w. hießen dann solche Musensöhne, die von der Gemeinschaft der Studenten wie Parias gemieden wurden, mit denen kein echter „Bursch" an dem nämlichen Tische sein Bier trank, die ausgeschlossen waren von jedem gemeinsamen Vergnügen. Besonders auf der Universität Jena war damals das Duelliren in höchster Blüte. Der Student, der einen oder mehrere „Schmisse" in seinem Antlitz aufzuweisen hatte, galt für weit angesehener, als wenn er durch seinen Fleiß und sein Talent die höchsten akademischen Ehren und Auszeichnungen erworben hätte. Es gab Studenten, die das Duelliren eigentlich handwerksmäßig trieben, von einer Universität zur andern reisten, um Skandal anzufangen, zu „touschiren" und schließlich sich zu „pauken". Als Waffen standen die krummen Säbel in höchstem Ansehen, da dieselben die augenfälligsten Spuren und Zeugnisse eines muthigen Zweikampfes zurückließen. So mit einem klaffenden Zirkumflex über Nase und Wange oder über die offene Brust, mit einem krummen Säbel unauslöschlich in das jugendliche Fleisch eingezeichnet, hatte der Musensohn das erste Anrecht zur Präsesstelle in seiner Verbindung und die begründete Hoffnung, daß ihn die sämmtlichen Schönen der Universitätsstadt als muthigen, „interessanten" Jüngling wenigstens verehren würden.

Mit ganz andern Augen sahen aber die geistlichen Oberbehörden, zunächst der sächsischen und dann auch anderer deutscher Länder, den im Duell empfangenen Schmuck auf dem Antlitz der Kandidaten der Theologie an; Aergerniß erregend sei es jedenfalls, wenn auf der Kanzel, inmitten einer harmlosen Gemeinde, ein Prediger auftrete, der das Kainszeichen eines bestandenen blutigen Zweikampfes auf der Stirn trage. Es wurde daher beschlossen, solche Kandidaten der Theologie gar nicht zum Pfarramt zuzulassen. Das that indeß dem Duellwesen keineswegs Eintrag, sondern begünstigte vielmehr eine Waffe, die zwar das Angesicht nicht so verunstaltet wie Schläger und krumme Säbel, dagegen unversehens Gesundheit und Leben heimtückisch auf das Spiel setzt — das Fleuret. Es wurde in Jena nun der Stoßcomment eingeführt.

Mappe und Fleuret — das waren die Attribute eines richtigen jenenser Studenten. Neben der Mappe fehlte selbst im Kolleg das Fleuret nicht; es war überallhin sein Begleiter; der Marktplatz war der große Fechtboden, auf dem man zu jeder Stunde des Tages Schaaren von Musensöhnen aufgestellt sah, welche, die Linke in die Hüfte gestemmt, in der Rechten den blitzenden Degen gegen den Gegner schwangen, freilich nur spielweise, nicht im Ernst. Aber auch bei diesem Waffenspiel kam es nicht selten vor, daß der eine oder andere Fechter eine so gute Klinge schlug, daß diejenige des Gegners entzwei sprang und das davonfliegende Stück einen der Umstehenden verwundete.

Die eigentlichen Schlachtfelder der jenensischen Duelle befanden sich bei Wöllnitz, Lichtenhain, Ziegenhain, zuweilen daß man sich auch, wenn eine Paukerei der Polizei im Voraus verrathen war, an entfernteren Ortschaften duellirte, in

Dornburg, Kahla u. s. w. In der Nähe von Jena fanden die Duelle gewöhnlich auf freien, lichten Anhöhen Statt, von denen man nach allen Seiten hin schon die herannahenden Pedells gewahren konnte, um den Paukapparat rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und die Freiheit der eigenen Person zu retten. Aber unter den Pedells befand sich damals einer von besonderer Schlauheit; Kahle hieß der Mann. Wenn man sich in vollständigster Sicherheit glaubte, nach allen Seiten hin die zuverlässigsten Wachen ausgestellt waren, und nun das Duell ruhig und regelrecht beginnen konnte, so fuhr unser Kahle auf einmal wie ein Blitz aus heiterem Himmel mit einem „Abgefaßt!" auf den Kampfplatz, und da lief dann die Sache auch im besten Falle niemals ganz glatt ab. Der schlaue Kahle hatte freilich auch manchen Tort zu erfahren; wenn man seine verrätherischen Schleichwege durchkreuzen konnte, wurde nichts gespart, und mehr als Eine Anekdote ist hierüber landläufig geworden.

Vor Allen war es der studentenfreundliche Wirth R. in Wöllnitz, der „Burgherr", wie man ihn hieß, ein Mann, treu wie Gold, der mit eigenen Opfern die duellirenden Studenten ein- für allemal sicher zu stellen wußte. In der Nähe seiner Schenke stand ein Speicher von mäßiger Größe. Der innere Raum war nach Höhe und Umfang so groß, daß die zahlreichst besuchten Kommerse darin abgehalten werden konnten, und der längste Arm mit dem längsten Degen die Decke nicht zu berühren vermochte. Also eine Paukhalle, wie eigens zu diesem Zwecke gebaut. Nun ließ der Burgherr in dem Speicherraume noch eine verschließbare Oeffnung graben, in welche bei einem plötzlichen polizeilichen Ueberfall der Paukapparat schnell hineingeworfen werden konnte. Bei offenen Thoren — wie der geneigte Leser auf unserer Abbildung sieht*) — wurden hier in aller Sicherheit die blutigsten Fehden ausgefochten, und für jede Ehrenbeleidigung mit dem „blanken Weihedegen" auf Hieb und Stoß Satisfaktion ertheilt. Kam dann die Polizei, so konnte sie stets mit langer Nase wieder unverrichteter Dinge abziehen, von männiglich verhöhnt, wenn man es nicht gar etwa vorzog, sie zu einem „Stübchen" Bier in dem verdächtigen Speicher einzuladen.

Die so vielfach schon errungenen Lorbeeren auf dem Gebiete universitätspolizeilicher Thätigkeit ließen aber unsern Kahle Tag und Nacht nicht ruhen, bis er in diesem fatalen, polizeilich unnahbaren Speicher, in welchem notorisch alle Wochen, oft mehrmals, duellirt wurde, einen Fang thun konnte. Endlich hatte er hiezu eine prächtige Gelegenheit erspäht. Er wußte, daß den und den Tag dort eine große, durch schwere Beleidigungen motivirte, vielverschlungene, sehr belangreiche Paukerei abgehalten werden sollte, bei welcher mehrere Studentenverbindungen betheiligt waren. Schon vor Tagesgrauen wandelte Kahle nach Wöllnitz; und wie er in dem stillen, gänsereichen Dorfe ankam, lag noch Alles unter den schweren Federbetten. Er schlich sich in die Nähe des Speichers, wo er schon vor einigen Tagen eine umgestürzte Biertonne stehen gesehen hatte. Auf sie setzte er alle seine Hoffnung. „Ob sie wohl noch dasteht?" fragte er in banger Sorge; und sein polizeiliches Herz jubelte fast verrätherisch auf, als er die unsichtbarmachende Tonne, diese modern-nibelungische Tarnkappe, noch unverrückt auf dem alten Flecke stehen sah. Sachte wendete er sie auf die Seite, schlüpfte, ein zweiter Diogenes, in das Faß, und richtete dasselbe, so gut es gehen wollte, wieder in die alte Stellung.

Es kam Kahle fast wie eine Ewigkeit vor, bis er in seiner kauernden Stellung unter der Tonne die Stimmen und das Geräusch des Tages vernahm, bis der erste Morgenstrahl zum Spuntloch herein schien. Dann wollte es wieder fast eine Ewigkeit anstehen, bis sich die Flügel des Speichers öffneten, bis Duellanten, Sekundanten, Paukärzte, Zeugen und Zuschauer sonder Zahl sich auf dem Kampfplatze einfanden. Endlich vernahm er aus der benachbarten Schenke ein dumpfes Gescharre, durcheinander perorirende Bierbässe, das Anstechen der Bierfäßchen, das Klappern der Stübchen, die ihm wohl bekannten Rufe: „Schafzüchter, es kommt Dir was!" „Großherzog, 'nen Ganzen!" „Eisenfresser, sauf bis schwarz wirst!" u. s. w. Ein entsetzlicher Durst plagte die Eingeweide Kahle's, der immer mehr gereizt wurde durch den Biergeruch, den die verhüllende Tonne ausstrahlte. Er hätte es nimmer länger unter derselben ausgehalten, wenn ihn nicht der Gedanke erquickt und getröstet hätte: „Noch eine, noch zwei Viertelstunden — und die ganze Schaar ist in der Falle!"

Jetzt kamen einzelne Studenten aus der Schenke gegen den Speicher, die Thorflügel knarrten, Trupp auf Trupp zog plaudernd, singend, renommirend nach. Kahle vernahm ganz deutlich, wie die prophylaktischen Vorbereitungen zu einem großen Duell getroffen wurden; er erkannte ganz genau die Stimmen der Anordner. „Ja, ja, ja," triumphirte er, „stellt eure Wachen nur aus, dießmal ist's umsonst!"

In dem Speicher prüften die Sekundanten die Waffen — Kahle hörte das wetzende Klirren; Bänder und Bandagen wurden geordnet — auch das entging Kahle nicht in seiner Tonne. „Soll ich jetzt sogleich mit einem ‚Abgefaßt!' ausbrechen? Nein!" beschwichtigte er sein ungestümes Herz, „warten, hübsch fein warten, bis das Duell im Gang ist!"

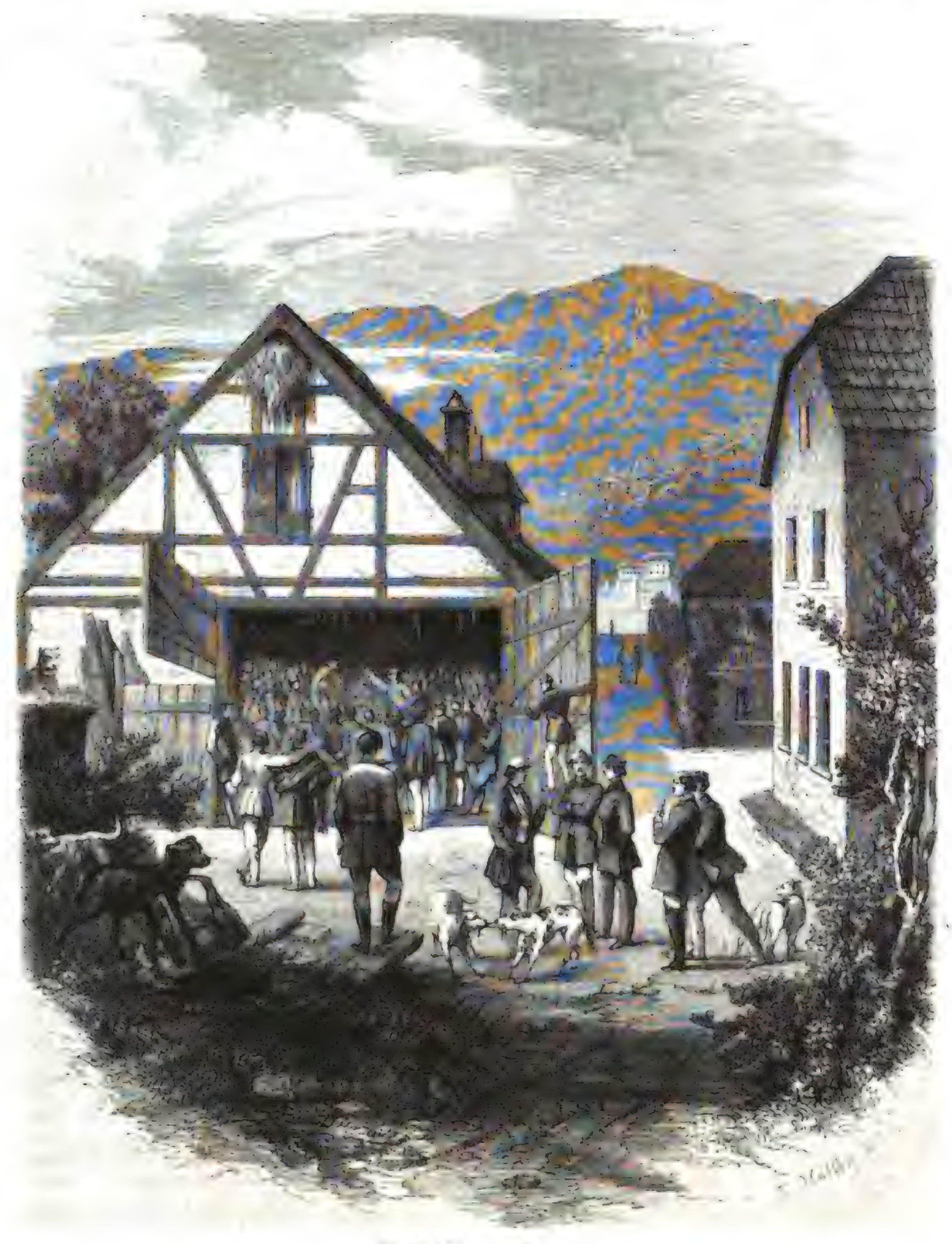
Bei der Studentenschaar, die sich nun in und vor dem Speicher aufgestellt hatte, befanden sich mehrere Hunde verschiedener Rasse, darunter auch ein paar gewaltige Neufundländer und treu-wachsame Bernhardiner. Eine solche Bestie, die eine besondere Neugierde in sich verspürt haben muß, schnupperte in eigenthümlicher Weise um die Tonne herum und hob dann das eine hintere Bein zum Zwecke einer gewissen Verrichtung gegen dieselbe auf. Andere Hunde kamen herbei und stimmten ein mehrfaches Gebell an, welches unzweifelhaft der Tonne und ihrem Inhalte galt. Einige Studenten wurden hierauf aufmerksam, näherten sich vorsichtig der Tonne und entdeckten endlich durch das Spuntloch derselben den schlauen Kahle!

„Kahle, Kahle hier!" ertönte es; erschreckt stürzte Alles aus dem Speicher und umgab die Tonne. Mehrere Hände hatten dieselbe schon angefaßt, um sie umzustürzen; aber einige bemooste Häupter wehrten solchem Beginnen und flüsterten sich geheimnißvolle Worte zu, die Losung des Tages, die lachend und jubelnd augenblicklich nun jedes Ohr der in Wöllnitz anwesenden Studenten vernahm. Sie lautete: die Biertonne sei zu belasten, damit Kahle nicht unter derselben hervorkriechen könne. Sogleich saßen einige kräftige Bursche auf derselben und schlugen mit ihren baumelnden Absätzen auf's Kräftigste auf die Dauben, so daß es tönte, als ob ein großmächtiger Küferhammer ihre Reife antrieb. Hohnlachend standen Andere mit ihren langen Pfeifen um das seltsame Gefängniß, während der größere Theil der Studenten in und vor dem Speicher stand, in welchem inzwischen das Duell in bester Ordnung lustig vor sich ging. Da man nun Denjenigen, der eine zahlreiche Studentenschaar im Speicher wie in einer Falle fangen zu können glaubte, selber in der Falle wußte, so verging den hitzigsten Gegnern die Kampfeswuth, und war es ihnen weniger darum zu thun einander zu verwunden, als vielmehr durch fürchterliches Schwertgeklirr und alle möglichen verpönten Duellsignale den armen Kahle in seiner Tonne zu ärgern.

Das Duell war zu Ende; der Ehre war genuggethan; Satisfaktion gegeben; der Paukapparat wurde sorgfältig in Verwahrung gebracht; und nun umringte die ganze Studentenschaar die verhängnißvolle Tonne. „Kahle raus! Kahle raus!" ertönte es wie aus Einem Munde. Wie eine Glasglocke wurde die Tonne von Kahle weggehoben; mit nicht enden wollendem Jubel wurde der Arme, der da kauerte

*) Das Original der Zeichnung entnahmen wir mit Erlaubniß des Verlegers den „Bildern aus dem deutschen Studentenleben", komponirt von R. Henneberg, E. Ewald und Heyden (Kassel, Freyschmit), welche das heitere Leben der Studentenwelt in so charakteristischen Skizzen darstellen, daß sie für jeden ehemaligen Studenten einen erinnerungsreichen Schmuck seiner Wände bilden werden.

wie ein begossener Pudel, begrüßt. Wenn sich in diesem Augenblick die Erde aufgethan und ihn verschlungen hätte, Kahle hätte nichts hiegegen einzuwenden gehabt. Freundlich wollte man ihn bewirthen, reichlich bewirthen, wie er es



Die Paukerei in der Scheune.

nicht besser verlangen konnte; aber Kahle empfand keinen Durst mehr. Wie sich der jubelnde Studentenzug der Schenke zu bewegte, fand er Gelegenheit, zu entweichen. Ohne mehr zurückzusehen, eilte er Jena zu. Die schlimme Erfahrung in Wöllnitz hatte ihn vor der Zeit alt gemacht.

Der Dom zu Braunschweig.

Von

Georg Aschlin.



Das Innere des braunschweiger Doms.

*

Heinrich der Löwe, der Stifter des Königshauses von England und Hannover, war reich beladen mit kostbaren Reliquien, die er um ungeheure Summen erkauft, aus Palästina heimgekehrt, hatte er doch Erde mit Christi Schweißtropfen und Thränen, den Brautkranz der Maria erworben. Da galt es, diesen Schätzen einen würdigen Schrein zu bauen, und Braunschweig ward auserwählt, für die Heiligthümer einen Dom erstehen zu sehen, der zugleich ein Denkmal der Pilgerfahrt des Fürsten sein sollte. Die Kathedrale ward 1172 begonnen und 1194 vollendet. Heinrich hatte auf seiner Pilgerfahrt die Kuppelbauten des Orients, auf seinen Kriegszügen die gewölbten Basiliken in Italien und am Rhein gesehen, und so entschied er sich für diese soliden Formen, während es dem Meister vergönnt war, in den Details sich an sächsische Muster zu halten. Der Dom erhielt die Kreuzform. An das Mittelschiff schlossen sich zwei Seitenschiffe, und erst in gothischer Zeit wurden die zwei äußern Nebenschiffe (1346 und 1469) hinzugefügt. Die Anlage des Grundrisses, die Anordnung der Chornischen und des Kreuzes, die Rundbögen an den Portalen, Fenstern und Arkaden sind ganz im romanischen Styl behandelt. Selbst die Pfeiler haben die bekannte viereckige Gestalt mit eingeblendeten Ecksäulen, Würfelkapitälen und Eckblättern der Basis; nur diejenigen, welche das Gewölbe tragen, bilden nicht mehr ein einfaches Viereck, sondern haben eine kreuzförmige Gestalt, mithin Vorlagen, von denen die drei niedrigeren die Scheidebögen und das Seitengewölbe, die höher hinaufreichenden aber die Wölbung des Oberschiffes stützen. Das Gewölbe ist ein Kreuzgewölbe, und zwar mit einer schrägen Zuspitzung. Es hat keine Quergurten und ist daher ein spitzes Tonnengewölbe. Die Fenster haben die hergebrachte einfache Gestalt, nur daß je zwei Oberlichter unter der Mitte des Gewölbes bis dicht an die auf der Außenseite sie trennende Lisene aneinander rücken. Die Kapitäle sind zum Theil als gebrochene Würfel gestaltet: dieß ist normannisch, sonst ist Alles deutsch. An unserem Dome zeigt sich recht deutlich, wie es sich mit der ersten Einführung des Spitzbogens verhielt. Nicht nur die Scheidebögen, Fenster, Portale, sondern selbst die Gurtbögen unter dem Gewölbe der Vierung und in den Seitenschiffen sind halbkreisförmig; der Meister brauchte daher den Spitzbogen nur aus Nützlichkeitsgründen am Gewölbe. Da es eigentlich ein Tonnengewölbe, das nur behufs der Anlage von Fenstern zum Kreuzgewölbe wurde, so mußte man das Tonnengewölbe möglichst hoch halten, damit der Raum für die Fenster nicht zu sehr beengt werde. Hier war die Wahl des Spitzbogen, auch ohne nahe liegende Muster, gewissermaßen geboten. Die beiden Thürme an der Westseite des Domes brannten 1194 ab, und so stehen heute nur noch zwei stumpfe, mit Dachlappen gedeckte Rumpfe da, zwischen denen sich ein gothischer Wimperg mit doppeltem Fenster gar wunderlich ausnimmt.

Kehren wir wieder in das Innere, das von allem Zopf gesäubert wurde, und nun in seiner ganzen Reinheit dasteht, so fällt uns die Anordnung des Chors in die Augen, der durch Erhöhung des Bodens vor den übrigen Räumen ausgezeichnet wurde, eine Anlage, die mit durch die Welfengruft bedingt sein mag, welche sich unter dem Chor hin erstreckt, und welche die Sarkophage der Fürsten von Heinrich dem Löwen bis auf heute birgt. Am Ende des Mittelschiffes steigt man auf zwei Treppen zum Chor empor, womit symbolisch schon durch die Architektur die Stellung des Priesterthums zum Laienthum angedeutet ist. Auf dem hohen Chor befindet sich der 1728 erbaute Hochaltar, den mehr als zwanzig Bildsäulen und drei Gemälde schmücken. In der Mitte des Chors erhebt sich auf einem runden Steine der berühmte Kandelaber von Messing, welchen Heinrich nach dem Muster des Armleuchters in der Stiftshütte anfertigen ließ. Das Fußgestell wurde von vier Löwen gebildet, auf welche sich Drachen herabwinden. Eine zehn Fuß hohe fünftheilige Säule schließt in einem Blumenkelche. Das Gewicht beläuft sich auf 17 Zentner, die Höhe auf 16 Fuß. An hohen Festtagen erhellen seine Lichter den Dom. Den schönsten Schmuck des Chores bilden aber die im Jahre 1845 neu aufgefrischten Wandgemälde; wahrscheinlich war die ganze Kirche bemalt, jedenfalls der östliche Theil; aber nur die Gemälde des Chorquadrats vor der Nische, des Gewölbes über der Vierung und des südlichen Kreuzarms sind von der Tünche befreit. Hier sind es zum ersten Male historische Hergänge, nicht einzelne Figuren, welche der Künstler zur Darstellung brachte. Den Mittelpunkt der Vierung bildet ein Medaillon mit dem Lamme; am Rande dieses Gewölbes ein Mauerkranz mit zwölf Thürmen, aus welchem die Apostel hervortreten; in den Ecken des Gewölbes acht Propheten mit Schriftstellen. Das Ganze versinnbildlicht das himmlische Jerusalem. Der Raum zwischen Lamm und Mauer enthält in sechs Feldern Anfang und Ende der Heilslehre — von der Geburt Christi bis zur Ausgießung des Geistes. Das Gewölbe des Chorquadrats zeigt den Stammbaum Christi; die nördliche Wand die Geschichte Abel's und Kain's, die südliche Moses und Abraham, während im Scheitel des Bogenfelds Gott Vater im Regenbogen steht. Im südlichen Kreuzarm zeigt das Gewölbe Christus mit den Jungfrauen und den vierundzwanzig Aeltesten; an der südlichen Wand die klugen, an der westlichen die thörichten Jungfrauen. Außer diesen oben unter sich zusammenhängenden Gemälden befanden sich an den Wänden des Chorquadrats und des südlichen Kreuzarms andere, mehr historische Gemälde, reliefartig aufgetragen, und zwar Johannes der Täufer, die Legende des heiligen Blasius, des Schutzheiligen der Kirche, dessen Reliquien Heinrich aus dem Orient hieher verbracht hatte, endlich die Geschichte des Thomas Becket, der später Mitpatron wurde. Ebenso sind die Legende der Kreuzfindung und Szenen aus der Märtyrergeschichte dargestellt. An den Pfeilern der Vierung befinden sich kolossale Gestalten, Johannes, St. Blasius und zwei fürstliche Figuren. Die Arbeit ist von verschiedenen Händen. Die Bilder an den obern Räumen sind in einem strengeren, mehr traditionellen Style gehalten, und zum Theil von großartigem Effekt, wie die Jungfrauen, die legendarischen Vorgänge in einer naiv freieren Auffassung.

Der Dom, der diese reichen Reliquienschätze, die Gebeine der Fürsten des Welfenhauses, die kostbarsten Kunstwerke der Plastik und Malerei umfaßt, hätte an sich schon Bedeutung genug; er gewinnt aber doppelt an Bedeutung durch die Verbindung, in der er mit dem ehrwürdigen Burgsitz der braunschweigischen Landesherren steht, der Burg Dankwarderode, unzweifelhaft der ersten Niederlassung der Gründer Braunschweigs, an die der Dom unmittelbar angebaut ist. Beide vereint mit dem Löwendenkmal, dem Wahrzeichen Braunschweigs, bilden den würdigen Mittelpunkt der altehrwürdigen Stadt.

Der Akrobat.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Morgen aber trat plötzlich der böse Feind, in Gestalt eines neu angekommenen Hofmeisters, in dieses Paradies der freien Künste, und zerstörte mit roher Hand alle die Luftschlösser, welche bereits am künstlerischen Horizonte vor meinen Augen emporgestiegen waren. Ich mußte lernen, lernen am Tische, und auf einem Stuhle sitzend, statt wie früher in den Lüften schwebend, und auch Emilie mußte lernen; denn einige Tage später traf auch für sie eine Erzieherin aus der Residenz ein. Heute noch betrachte ich es als eine Merkwürdigkeit, daß ich mich so bald in die häufige Trennung von Emilien fand, meine equilibristischen Uebungen nicht schmerzlicher vermißte, ja selbst ziemlich rasche Fortschritte in den Anfängen aller Gelehrsamkeit machte, im Lesen, Schreiben und im Rechnen. Vielleicht als Belohnung dieses

Eifers, vielleicht auch, weil mein Hofmeister für sich selbst einige freie Stunden zu haben wünschte, ließ man mir außer der Lernzeit freie Hand, und ich hatte auf diese Weise Gelegenheit, sowohl ferner mit Emilien umherlaufen zu dürfen, als mein Seil nicht vollständig zu vernachlässigen.

Wie sich Emilie mit ihrer Erzieherin vertrug, habe ich nie erfahren; denn es schien, als hielte ein natürlicher Instinkt uns Beide ab, die freien Stunden, welche man uns gab, mit so unangenehmen Dingen zu verbittern, wie Gouvernanten und Hofmeister sind, und ohne alle Uebereinkunft sprachen wir nie eine Sylbe über diese zwei Hemmnisse unserer Freiheit. Nach Verlauf von etwa einem Jahre nach dem Eintreffen derselben wurde ich aber von einer jener Kinderkrankheiten befallen, welche, an und für sich nicht gefährlich, es durch Vernachlässigung leicht werden können, und während man mich im Bette gefangen hielt, verbot man Emilien mich zu besuchen, damit sie nicht ebenfalls von der Krankheit ergriffen würde. Ach, hätte man sie zu mir gelassen! Aber ich sah nur einigemale ihren braunen Lockenkopf unter der Thüre meines Krankenzimmers, und dann erschien sie nicht wieder.

Statt ihrer kam aber jetzt regelmäßig mein Vater, und erst zu jener Zeit erwachte eine aufrichtige Liebe zu ihm in meinem Herzen, da ich jetzt erst gewahr wurde, daß auch er mich in der That wirklich liebte. Ohne Zweifel war sein früheres kaltes und gleichgültiges Benehmen gegen uns Kinder nur eine Folge seines Temperaments, welches die Schmeichelworte und Liebkosungen nicht kannte oder für überflüssig hielt, mit welchen häufig andere Eltern ihre Kinder bei jeder Gelegenheit überhäufen. Aber jetzt beugte er sich über mich, küßte mich, und nicht selten sah ich Thränen in seinen Augen glänzen. O mein Gott! es waren die ersten Strahlen elterlicher Liebe, welche in mein junges Herz fielen, und trotzdem, daß meine Krankheit zunahm, fühlte ich mich doch jenesmal unendlich glücklich, und wünschte oft später diese Zeit zurück; denn nachdem ich wieder genesen war, wurde das Benehmen meines Vaters fast ganz so scheinbar kalt gegen mich wie vorher. Trotz aller Pflege, die man mir angedeihen ließ, zog sich aber jenesmal dennoch meine Krankheit in die Länge, und wurde selbst höchst bedenklich, indem sie sich in ein hitziges Fieber umgestaltete.

Als ich endlich wieder besser wurde, fragte ich nach Emilien. Man sagte mir, daß es mich zu sehr aufregen würde, wenn sie jetzt zu mir käme; später gab man mir ausweichende Antworten, und als ich das Zimmer wieder verlassen konnte, erfuhr ich, daß sie „nicht da" sei. Mein erster Gedanke war, daß sie krank sei, wie ich es gewesen; dann glaubte ich, sie sei gestorben; endlich aber sagte man mir die ganze Wahrheit. Sie war auf eine räthselhafte Weise verschwunden, wahrscheinlich von Zigeunern gestohlen worden, welche zu jener Zeit noch die Gewohnheit hatten, Kinder zu stehlen, während andere Leute die ihrigen bisweilen aussetzten. In der That hatte sich eine Bande Zigeuner in der Umgegend umher getrieben, und Emilie, welche während meiner Krankheit sich nicht mehr mit dem Parke begnügte, sondern Streifereien in's Freie unternahm, war ohne Zweifel von ihnen verlockt und entführt worden. Jene Thränen meines Vaters an meinem Krankenbette waren also doppelt gerechtfertigt; denn sie galten sowohl einem Kinde, das er zu verlieren fürchtete, als auch einem, welches er bereits verloren hatte; trotz hoher Summen, welche er auf ihre Auffindung setzte, brachte sie Niemand zurück, und ebenso wenig konnte irgendwie eine Spur aufgefunden werden, welche auf ein ihr zugestoßenes Unglück schließen ließ.

Was mich betrifft, so wurde ich wie rasend, und obgleich ich nicht wieder in meine frühere Krankheit verfiel, so fürchtete man doch ernstlich für meinen Verstand, und selbst als schon längst wieder eine ruhigere Stimmung über mich gekommen war, gerieth ich noch häufig in eine an Verzweiflung grenzende Wuth, wenn ich mir dachte, wie meine arme Schwester von jenem Bettelvolke mißhandelt, zu Niedrigem gezwungen werden würde und Noth und Mangel leiden müsse. Meine Studien setzte ich indessen fort, aber während ich allmälig zu ernsteren Fächern überging, zeigte sich eine Eigenheit, welche man bei den Anfangsgründen des Lernens auf keinerlei Weise an mir beobachtet hatte: es war mir nicht möglich, an den Gegenstand zu denken, den ich bearbeiten sollte, und ich konnte niemals das Studium verfolgen, welches ich begonnen hatte. Wenn ich Latein lernen sollte, so kamen mir die Regeln der französischen oder griechischen Sprache in den Sinn, welche ich ebenfalls zu erlernen begonnen hatte; bei der Geschichte dachte ich an die Mathematik, und bei dem Studium dieser reizenden Wissenschaft an die Geographie.

Es gibt freilich Leute, welche das ganz ähnlich wie ich machen. Doktoren der Medizin, welche politische Studien treiben; Doktoren der Philosophie, welche anstatt der Weltweisheit höheren Blödsinn kultiviren; Damen, welche statt Strümpfe zu stricken selbst Blaustrümpfe werden, und endlich Chemiker, welche Novellen und Romane schreiben; aber es ist immer zu hoffen und zu erwarten, daß alle diese Leute, wenigstens in früheren Zeiten, doch einmal irgend einen Gegenstand mit mittelmäßigem Eifer betrieben haben werden. Bei mir indessen nahm schon in früher Jugend dieser krankhafte Zustand dermaßen überhand, daß mein ganzes Wissen mehr ein Chaos, als ein Stückwerk genannt werden konnte, ja es erstreckte sich selbst auf das einzige Ding, welches mir noch einigermaßen Freude machte: auf das Seil; denn dort, in der Luft schwebend, dachte ich an Emilie, sah sie, wie früher, in einer Ecke sitzend, mir zuschauend und mich bewundernd, und war deßhalb mehr als einmal in Gefahr den Hals zu brechen.

Ich übergehe jetzt einen Zeitraum von mehreren Jahren, während dessen man mich nicht nur in allen möglichen Wissenschaften zu unterrichten suchte, sondern sich auch bemühte, mir Tanzen, Fechten und Reiten zu lehren, und ich habe nie erfahren, ob mein Vater beabsichtigte mich auf eine Universität zu schicken, oder was sonst seine Absichten gewesen sein mögen.

Eines Tages indessen wurde ich durch das eilige Laufen und durch Ausrufungen des Schreckens unserer Dienstleute aufmerksam gemacht, und dann rief man mich — an das Sterbelager meines Vaters, an sein Todtenbett eigentlich; denn als ich hinzustürzte, war er nur mehr im Stande unverständliche Worte zu stammeln, und verschied nach wenigen Minuten in meinen Armen. An einem Schlagflusse sagte man, und Andere munkelten wohl auch Schlimmeres, aber ich selbst weinte jetzt an seinem Sarge so aufrichtige Thränen des Kummers, wie er jenesmal an meinem Krankenbette.

Nachdem mein Vater beerdigt war, machte man mir die Mittheilung, daß ich ein Bettler sei. Schwarz gekleidete Gerichtspersonen kamen, legten Alles unter Schloß und Siegel, und mir selbst ließ man nur die nöthigsten Kleider und Wäsche, da ich als Minderjähriger kein Eigenthum hatte, wie sie sagten. Indessen gaben sie mir die tröstliche Versicherung, daß man mir einen Vormund geben werde, welcher suchen würde mich irgendwo unterzubringen. Mittlerweile hatten sich, mit Ausnahme des alten Mathias, alle unsere Dienstleute schweigend entfernt; auch mein Hofmeister war gegangen, ohne mir nur ein Wort des Abschieds zu sagen, und da ich ihn weder gehaßt, noch geliebt, sondern da er mich bloß gelangweilt hatte, war mir dieß gleichgültig.

Nachdem alle Zimmer und Gemächer des Hauses versiegelt waren, ersuchten mich die Beamten, ihnen zu folgen, und als endlich auch die Hausthüre auf ähnliche Weise geschlossen war, gingen sie fort, indem sie mir überließen, es zu machen wie sie. Ich ging zum alten Mathias, um die Nacht bei ihm zuzubringen, und erfuhr, daß mein Vater wieder zu seiner früheren Gewohnheit zurückgekehrt war, und ganz im Stillen Geldgeschäfte verschiedener Art gemacht hatte. Allzu gewagte Spekulationen hatten ihn ruinirt.

„Aber was willst Du jetzt beginnen, Andreas, mein

Junge," sagte der Alte, nachdem ich sein frugales Abendmahl mit ihm getheilt hatte. „Du könntest wohl bei mir bleiben, allein weiß Gott, ob sie mich nicht auch fortjagen wie Dich, und dann, ich bin ein alter Bursche, was nachher, wenn auch ich da unten liege? Du hast den ganzen Tag gelernt! Was?" — „Latein," sagte ich, „Griechisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und noch andere Dinge, aber — ich kann sie nicht." — „Das hat nichts auf sich," versetzte Mathias, „aber hast Du die Courage, diese Sachen Andere zu lehren; denn Alles das, was Du genannt hast, nährt seinen Mann bloß dadurch, daß man es wieder Andere lehrt." — „Aber ich kann ja selbst nichts!" — „Dein Hofmeister konnte auch nichts," sagte der Alte, „und ist doch in eurem Hause dick und fett geworden. Aber Dir fehlt der Muth. Wir müssen an etwas Anderes denken." Ich erwiederte ihm, daß ich ihm morgen meinen Entschluß mittheilen wolle; und nachdem ich ihn des andern Tages in die Reitschule geführt und meine Künste gezeigt hatte, sagte er: „Ich hab's lange gewußt, und Dir oft heimlich zugesehen, aber . . ." — „Was sagst?" — „Den Hals wirst Du nicht brechen," sagte er trübsinnig, „aber, ein Gaukler, ein Lustspringer! O mein Gott, Du kennst dieses Brod nicht." — „Es ist besser als gar keins." — „So geh' mit Gott," sagte der Alte und heulte dergestalt, daß auch ich in bittere Thränen ausbrach.

Am andern Abend war ich bereits weit weg von der Stelle, die meine Heimat gewesen war. Eine bittere Empfindung, wie ich nie vorher etwas Aehnliches gekannt, hatte sich meiner bemächtigt, als ich zum letzten Male auf unsere Besitzung sah. Aber dann lief ich querfeldein, und dachte daran, was für Augen Mathias machen werde, wenn er mich beim Aufstehen nicht mehr fände. Auf seinen Tisch hatte ich einen Zettel gelegt, folgenden Inhalts:

„Lieber Mathias!

„Ich laufe heimlich fort, weil mir der Abschied von Euch zu schmerzlich ist, und weil ich weiß, daß Ihr mir von Eurem Ersparten etwas aufdringen werdet. Gott segne Euch! Lebt wohl!"

Als ich gegen Mittag mein kleines Bündel aufknüpfte, um ein Stück Brod herauszunehmen, fand ich ein rothes Taschentuch, welches Mathias in mein Bischen Wäsche praktizirt hatte, und in demselben die Antwort, welche lautete: „Da Du, lieber Andreas, heute schon Deine Sachen zusammengepackt hast, so hast Du vor, morgen durchzubrennen. Schneuze Dich in das Gegenwärtige, und liebe immerfort Deinen alten Mathias." — In dem „Gegenwärtigen" befand sich neben dem Briefe auch noch ein Päckchen mit alten Thalern.

Jetzt bin ich ein alter Mann, aber wenn ich an jenen Augenblick denke . . . nun es sieht's ja Niemand, und es war wohl der letzte Mensch, welcher mich aufrichtig liebte. Im Uebrigen wurde ich von dort an ein Vagabunde.

(Fortsetzung folgt.)

Des größten Dichters Jubiläum.

William Shakspeare.

Von

Hermann Marggraff.

I.

England trifft seine Vorbereitungen, um die bevorstehende Säkularfeier Shakspeare's würdig zu begehen. Wir hoffen, wünschen und mahnen, daß Deutschland hinter dem Geburtslande des gewaltigen Dichters nicht zurückbleiben werde. Der Knabe, der am 23. April 1564 zu Stratford am Avon geboren wurde und William Shakspeare hieß, ist nicht bloß seinen Landsleuten, er ist der Menschheit und besonders auch uns Deutschen geboren worden. Nur die germanische Art konnte einen solchen Dichter hervorbringen, ihn, der in den Kern der Dinge dringt, die tiefsten Mysterien des menschlichen Herzens ergründet, das Sittengesetz und die auf ihm basirte göttliche Gerechtigkeit mit unbeugsamer Strenge in seinen Dichtungen walten läßt, die menschlichen Niederträchtigkeiten mit unerbittlicher Satyre geißelt und die menschlichen Thorheiten und Verkehrtheiten mit unerschöpflichem Humor dem Gelächter preisgibt. Diesem allumfassenden, vielgestaltigen, befreienden Geiste war nichts versagt; ihm verdanken wir die Darstellung des Herbsten wie des Süßesten, des Derbsten wie des Zartesten, des Härtesten wie des Weichsten, des Freudigsten wie des Schmerzlichsten, des Anmuthigsten wie des Entsetzlichsten; ihm verdanken wir das ungeschminkte Konterfei menschlicher Verworfenheit, Bosheit und Sünde, wie die Schilderungen zartester Gattenliebe, aufopfernder Freundschaft, süßester Kindesliebe und unverbrüchlicher Treue. Seine Stücke sind eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube gewichtiger Gedanken über die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts. Die Charaktere, die er schafft, und zwar in einer unendlichen, bei keinem Dichter vor oder nach ihm da gewesenen Mannigfaltigkeit, sind keine Schattenbilder, keine bloße Abstraktionen, sondern Charaktertypen, Menschen von Fleisch und Blut, die nicht die Reflexionen des Dichters über die Motive ihres Thuns oder Unterlassens, sondern genau ihr eigenes Wesen aussprechen, wie es in dem gegebenen Momente ihrem Charakter gemäß sich nicht anders aussprechen kann. Shakspeare mag seine zum größten Theil mit dem Geschmack und den Sittenzuständen seiner Zeit zusammenhängende Fehler haben, welche die größten unter den neueren Dichtern in ihren vollendetsten Schöpfungen vermindern konnten, und man hat solche shakspeare'sche Fehler, die es wirklich sind, aber auch andere, die es nicht sind, oft genug hervorgehoben; aber diese Fehler sind nicht Fehler der Schwäche, sondern der Stärke und Ueberstärke; etwas modern Kränkliches und Schwächliches ist nicht in ihm; er ist mannhaft durch und durch; wir begegnen bei ihm nicht jenem unstäten Experimentiren und unsichern und zerfahrenen Hin- und Hertasten, woran und worin die neuern dramatischen Dichter so oft ihre Kräfte zersplittern.

Shakspeare ist einer der Unsern; er ist Derjenige, an dessen Hand vorzugsweise wir Deutsche uns emporgerichtet und emporgearbeitet haben. Traurig über alle Begriffe war bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus besonders der Zustand der deutschen Bühne, während auf andern Gebieten bereits Keime des Bessern sich zu entwickeln begannen. Die Trauerspiele waren ohne Saft und Leben, und schritten, nach der Schablone der französischen Hoftragödie mühsam zugeschnitten, im hohlen Geklapper steifer Alexandriner einher; im Schauspiel spukte weichliche Sentimentalität; das Lustspiel lag gänzlich darnieder. Alle dramatischen Erzeugnisse glichen seelenlosen Automaten, die sich nur nach einem bloß mechanischen Gesetz bewegen. Lessing war, wenn auch nicht der Erste, der auf Shakspeare hinwies, doch der Erste, der seinen Genius, statt ihn nur von ferne zu ahnen, als ein nicht Unebenbürtiger in der Nähe anschaute, ihn auf seine eigenen, späteren, dramatischen Erzeugnisse einwirken ließ und die Worte fand, die geeignet und nöthig waren, die Deutschen für Shakspeare's Schöpfungen zu begeistern und ihnen die Schönheiten derselben klar zu machen. Die Alleinherrschaft, welche bisher die Anhänger der französischen, sogenannten klassischen Tragödie in Deutschland behauptet hatten, war nun gebrochen, und für immer. Ein freierer Geist wehte, wie in Lessing's späteren dramatischen Erzeugnissen selbst, in Leisewitz' „Julius von Tarent", in Gerstenberg's „Ugolino" und verwandten, von shakspeare'schen Einflüssen befruchteten Erzeugnissen. Auch der goethe'sche Genius wurde durch die Bekanntschaft mit Shakspeare gewissermaßen entbunden und frei gemacht, und von dem bedenklichen Wege, den er in seinem Jugendprodukt „Die Mitschuldigen" eingeschlagen hatte, noch früh genug zurück-

gebracht. Herder, welcher demselben Ziele wie Lessing, der Befreiung des deutschen Genius, wenn auch mit andern geistigen und sprachlichen Mitteln zustrebt, hat sich hauptsächlich das Verdienst zuzumessen, bei seinem Aufenthalt in Straßburg den jungen, genialen Goethe in die Geheimnisse und Schönheiten der shakspeare'schen Werke eingeweiht zu haben. Goethe schuf nun seinen „Götz von Berlichingen", ein Werk, das, wenn es auch ohne die Bekanntschaft mit dem großen Briten nicht geschaffen worden wäre, doch in sich so eigenartig deutsch, so treuherzig, frisch und national ist, daß es epochemachend wirkte, und durch unzählige Nachdrücke über ganz Deutschland verbreitet und volksthümlich wurde. Die ganze Sturm- und Drangperiode mit Namen wie Klinger, Lenz u. s. w. beruhte auf einem tieferen Verständniß, in ihren Ausartungen freilich auch auf dem Mißverständniß Shakspeare's; aber ein- und für allemal war die Befreiung des deutschen Genius vollbracht, er war sich selbst zum Bewußtsein gekommen. Der ritterliche Schiller verdiente auf demselben Wege als dramatischer Dichter die ersten Sporen. Ein anderer Klassiker, Wieland, trug wenigstens dadurch dem shakspeare'schen Genius den Tribut seiner Ehrfurcht ab, daß er sich an einer Uebersetzung seiner Dramen versuchte. Shakspeare wurde nun auf dem deutschen Theater heimisch; große Schauspieler, ein Brockmann, der berühmteste deutsche Hamletspieler seiner Zeit, Schröder u. s. w. bildeten sich an ihm. Freilich wurde Shakspeare damals meist in arg verstümmelten Uebersetzungen in Prosa gegeben, bis die Uebersetzung vieler der vorzüglichsten historischen Stücke, Tragödieen und Lustspiele Shakspeare's von A. W. Schlegel in's Leben trat, und den großen Briten in einer würdigeren, treueren und reineren Gestalt und zugleich in poetischerer Auffassung als die früheren Uebersetzungsversuche bei dem gebildeten Theile des deutschen Volks einbürgerte. Wir unterlassen, die späteren Uebersetzer und vielen verdienstlichen deutschen



William Shakspeare.

Erklärer Shakspeare's von Schlegel und Tieck an bis auf Gervinus u. s. w., hier namentlich aufzuführen; ihre ungemein große Zahl beweist, daß Shakspeare ein Liebling des deutschen Volks geworden ist und zu den gesuchtesten Gegenständen der deutschen kritischen Forschung gehört. Seine Stücke bilden einen wesentlichen, gar nicht mehr zu entbehrenden Bestandtheil des Repertoirs deutscher Bühnen; selbst die weniger gebildeten Theaterbesucher empfinden auf's Tiefste die fast elementarisch wirkende Gewalt des shakspeare'schen Genius, wenn sie ihn auch nicht in allen Geheimnissen belauscht haben und zu verstehen wissen, und unsere bedeutenderen Schauspieler betrachten es als die höchste Aufgabe ihrer Kunst, als ihre Meisterprobe, die großen Charaktere der shakspeare'schen Tragödie, wie des shakspeare'schen Schau- und Lustspiels, in einer der hohen Aufgabe würdigen Weise zur Darstellung zu bringen.

Den Säkulartag eines solchen, auch für uns so wichtigen Dichters allgemein und öffentlich, auf Theater wie in Versammlungen zu begehen, haben wir Deutsche somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Freilich zu zeitgemäßen politischen Tendenzzwecken ist Shakspeare nicht wohl zu gebrauchen. Wie sehr Shakspeare sein Vaterland, dieß „edle Kleinod in der Silbersee", dieses „Land der Majestät", dieß „Halbparadies", diesen „schwarzen Schooß der Könige" liebte und ehrte, ist aus seinen historischen Stücken bekannt. Aber aufgeklebte Freiheitsphrasen finden sich bei ihm nicht: Shakspeare war kein Fürsten- aber auch kein Volksschmeichler; seine Gerechtigkeitsliebe und seine Einsicht in das Getriebe menschlicher Leidenschaften verboten ihm Beides zu sein; er geißelte die von sophistischen Volksaufwieglern irre geleitete, plebejische rohe Masse, welche nach Rechten verlangt, deren sie sich in ihrer Unvernunft nicht weise zu bedienen vermag, und die gekrönten Tyrannen mit gleicher Unparteilichkeit und Unerbittlichkeit. Aber wohl dürfen und sollen wir in ihm den Genius feiern, der unabhängiger als irgend ein anderer auf der Menschheit Höhen steht, wesent-

lich zur Befreiung des menschlichen Geistes beigetragen und namentlich auch dem deutschen Genius die Schwingen gelüftet und ihm seine Bahnen angewiesen hat.

Das Erdöl.

Von

L. Gärtner.

Wie die Erfindung des Schießpulvers die alte Art der Kriegsführung mit all' ihren ungeheuerlichen Instrumenten wegfegte, das Verdienst Gutenberg's, die Erkenntniß der Wirkungen des Dampfes und der Elektrizität, die maschinenmäßige Bearbeitung der Baumwolle, die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens epochemachend in der Kulturgeschichte dastehen, wiederum wie die gezogenen Kanonen und Monitore die neue Kriegskunst noch einmal über den Haufen warfen, so in seiner allgemeinen Bedeutung erscheint uns der Stoff, der seit kaum drei Jahren in überreichem Maße der Erde entquillt, den menschlichen Unternehmungsgeist anspornt, in Handel und Verkehr bereits eine große Rolle spielt, und Aenderungen aller Art in den Gewohnheiten der Menschen im Gefolge führt. Wir meinen das Erdöl, Petroleum, seit zwei Jahren in jeder unserer Dorfzeitungen vielfach angepriesen, die Taglichter schonungslos verdrängend und sogar die Leuchtgasfabrikanten mit ihrem ja ganz der Neuzeit angehörenden Produkte in Sorge setzend, aber auch wieder mit Hoffnung erfüllend; von dieser merkwürdigen Naturgabe und vorzugsweise von der dem Boden Nordamerikas entspringenden wollen wir unsere Leser unterhalten.

Wenden wir uns zunächst in den Westen des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien, in den Bereich des Alleghanystromes und seiner Nebenflüsse, in den Umkreis der „Oelstädte" (Oil-city), M'Clintokville, Rouseville und Titusville, an den Oelbach (Oil-creek), und in die Gegend von Mekka im östlichen Ohio (Trumbull county). — Die dortigen Landleute wußten schon längst von dem Vorkommen von Steinöl, sie schöpften es zuweilen mit dem Trinkwasser aus den Wasserbrunnen, wußten es aber nicht zu schätzen, ja es war ihnen sogar lästig, weil es das Wasser verunreinigte. Da — in dem Alleghanykohlenfeld, auf welchem eine Menge Fabriken zur Destillirung rohen Oels aus den Kannelkohlen und Schiefern liegen — begannen 1859 die ersten Operationen zur Ausbeute des Erdöls. Die bei den Fabriken Betheiligten hatten schon öfter bemerkt, daß, wenn die kleinen Bäche oder Wasserläufe gedämmt waren, oder wenn das Wasser in Sümpfen sich sammelte, ein öliger Schaum auf der Oberfläche schwamm, dessen Hervortreten aus der Uferseite und dem Bette des Flusses beobachtet werden konnte. Stellenweise entwich Steinöl begleitet von Kohlenwasserstoffgas, in den Sümpfen in Blasen aufsprudelnd. Sie bohrten nun da, wo die Entweichungen am stärksten waren, in der Absicht, die Quellen des Steinöls mittelst artesischer Brunnen anzuzapfen; der Versuch war von einem günstigen Erfolg begleitet und eine Menge Menschen beschäftigte sich nun ebenfalls mit Oel Erbohren. Die Farmer zogen einen nicht unbedeutenden Nutzen aus diesen Operationen, sie machten Ansprüche mitunter auf die Hälfte des Erträgnisses und auf eine Jahresrente; die Oelspekulanten ihrerseits mit ihren nur wenige Fuß von einander, vier Zoll im Durchmesser haltenden Quellen stritten, indem jeder behauptete, sein eigenes, unterirdisches Oelfaß werde vom Nachbar ausgezapft.

Im Sommer 1860 kam ein spekulativer Kopf auf den Gedanken, tiefer als die andern zu bohren und siehe da — das Ergebniß war ein ebenso überraschendes als auch überaus lohnendes; das Bohrloch lieferte ohne Anwendung einer Pumpe für eine beträchtliche Zeit eine Menge wasserfreies Oel; der Mann hatte eine „fließende Oelquelle". Nun wurden die schon vorher ungestümen Oelsucher wirklich toll, jeder wollte eine solche Quelle haben, bohrte tiefer und tiefer, meistens mit günstigem Erfolg, die neue Mähre der „fließenden Quellen" erscholl im Lande, die Masse der Herzuwandernden ihr Glück in „Oel" Suchenden nahm täglich zu, wie nicht lange vorher ein kalifornisches Goldfieber, so gab es nun ein Oelfieber, und sind die Fälle gerade nicht so selten, daß arme Landbesitzer, die auf ihrem Grund auf Oel gestoßen, über Nacht zu Millionären wurden. Die Zahl der Brunnen wuchs (1860 waren deren schon 2000 im Betrieb), das Bohren wurde zweckmäßiger betrieben, der Bohrer immer tiefer eingelassen, und mit jedem Vordringen desselben zur Sicherung der Bohrlöcher theils gegen Einsturz, theils zu besserer Gewinnung des Oels eine Röhre von gleicher Weite nachgerückt, und damit Resultate erzielt, die das vorhin Erwähnte weit übertreffen. — Nachdem einige hundert Fuß durchsunken waren, ergossen sich Ströme von Oel zuweilen in Gestalt von vierzig Fuß hohen Springbrunnen, getrieben durch den Druck der unterirdischen Flüssigkeiten. — Nun erfordert aber der Betrieb Sicherheitsmaßregeln. Beim Erbohren der Oelschichte, die 350—600 Fuß tief angetroffen wird, zeigen sich nämlich zuerst heftige Ausströmungen von Gas, oft Tage lang anhaltend, die neben der leichten Entzündbarkeit des Oels die größte Vorsicht im Umgang mit Feuer erfordern. Es ist deßhalb geboten und an jedem Schuppen mit großen Buchstaben angeschrieben, daß Pfeifen und Cigarren gemieden und in der Nähe der Quellen keine Feuer unterhalten werden dürfen. Ein schreckliches Unglück, durch Unvorsichtigkeit herbeigeführt, trug sich vor einem Jahr zu, wo die plötzlich ausbrechenden Gase sich an einem kleinen, 1300 Fuß entfernten Kaminfeuer entzündeten, meilenweit und tagelang die Luft in ein Feuermeer verwandelten, und einem der reichsten Quellenbesitzer, der aus seinen Quellen täglich 1000 Dollars Gewinn zog, mit vielen Leuten den Flammentod brachten. — Neuerdings werden die eingelassenen Röhren oben mit einem Deckel nebst Hahnen versehen, wodurch dem Besitzer die ganz gemüthliche Ausbeute seines Schatzes ermöglicht ist. Der Betrieb ist jetzt so ziemlich geregelt, und in der Nähe der Quellen sind Wohnplätze entstanden, von denen aus sich die Oelsucher mit ihren Bedürfnissen versehen.

Was die Menge des dem Erdinnern entströmenden Oeles betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden; so geben einzelne Brunnen per Tag gegen 46,000 Gallonen, der am reichlichsten fließende Empire well mit 600 Fuß Tiefe aber ein tägliches Quantum von 126,000 Gallonen. Die wöchentliche Ausbeute wurde im Frühjahr 1863 auf 300,000 Barrels à 42 Gallonen*) veranschlagt. So wie wir das Oel im Handel bekommen, fließt es übrigens nicht aus der Erde, es ist im Urzustand bei durchscheinendem Licht eine dunkelbraune, bei reflektirtem Licht eine grünlich oder bläulich scheinende Flüssigkeit, selbst bei warmem Wetter etwas dickflüssig (seine Dichtigkeit beträgt 0,882, seine Schwere 816—850 Grad bei 60 Grad F.) und hat einen eigenthümlichen, etwas widerlichen Geruch; erst in den Raffinerien, deren eine Menge in der Nähe der Oelregion entstanden sind, wird es zu dem hellen, flüchtigen Produkt umgewandelt, das uns Allen bekannt ist.

Der schwierige Transport des Oels in Fässern, denn auch in den besten Fässern ist es schwer zu halten, weil es nicht die Eigenschaft hat, das Holz der Fässer aufzuquellen, und selbst durch die Poren desselben dringt — der ungeheure Vorrath und die schlechten Verbindungswege haben schon auf den Plan geführt, eine Röhrenleitung vom Oelbach bis Kittanning 40 Meilen weit herzustellen und von da aus das Oel nach New-York zu schaffen, ein Gedanke, der großen Beifall fand und an dessen Ausführung um so weniger zu zweifeln ist, als die Amerikaner schon oft bewiesen haben, daß sie großartige Anlagen nicht scheuen; übri-

*) Die Gallone = $2^1/_2$ württembergische Maas, 4 preußische Quart, 3 österreichische Maas, $4^1/_2$ Litres.

gens wird wohl zunächst die Lokomotive in jene Gegend geführt werden.

Der Preis des Oels in raffinirtem Zustande stellte sich 1862 in New-York auf circa 40 Cents per Gallone (etwa 9½ Pfund) also per Pfund auf etwa 6 Kreuzer oder 1¾ Silbergroschen.

Die nächstgrößte Bedeutung haben vorläufig die Erdölbrunnen Canadas. Hier bei der Stadt Kuniskillen und dem Orte Black-Creek, einige Meilen von der Station Wyoming an der Great-Western Bahn und nur 27 Meilen vom Hafen von Sarnia im St. Lorenzstrom, findet man ebenfalls schon seit vielen Jahren Erdöl, dem Boden entrinnend. In gleicher Weise wie in Pennsylvanien fanden Bohrungen Statt, die indessen nicht von demselben überraschenden Erfolge begleitet waren, aber dennoch eine ungeheure Menge Oel liefern. Theils wird dasselbe dort nach Art der Pumpbrunnen heraufgeholt, theils aber auch in tiefen Behältern gesammelt, die in der Nähe der Oelquellen gegraben werden, Behälter von 50 Fuß Tiefe und 5 Quadratfuß Weite, die sich sehr rasch von selbst mit Oel füllen, so daß oft, noch ehe Mittel zu seiner Fortschaffung bei der Hand sind, Hunderte von Fässern durch Ueberlaufen der Gruben verloren gehen. Auch hier besteht im Allgemeinen dasselbe weitere Verfahren wie in Pennsylvanien, derselbe Andrang von gewinnsüchtigen Menschen, die die früher öden Landstriche schnell bevölkerten, dasselbe „Oelfieber".

Das Oel Canadas ist etwas schwerer (832—858 Grad) und dickflüssiger, von mehr brauner Farbe und noch unangenehmerem Geruche als das pennsylvanische; es ist nicht so gesucht wie dieses, obgleich schon gerühmt worden ist, es gäbe ein besseres Licht.

Die anfänglich oft behauptete Feuergefährlichkeit des Erdöls hat viele Regierungen veranlaßt, über den Transport desselben auf Schiffen und Bahnen und über dessen Aufbewahrung sehr strenge Vorschriften zu erlassen; so z. B. hat das englische Parlament, gedrängt von Versicherungsgesellschaften, im vorigen Jahre bestimmt, Petroleum müsse 75 Fuß von den Nachbarhäusern entfernt aufbewahrt werden. Veranlassungen hiezu mögen nach amerikanischer Weise übertriebene oder vollständig unwahre Nachrichten über Unglücksfälle gewesen sein, welche durch dieses Oel angestiftet worden sein sollen (so soll einmal eine amerikanische Stadt durch Entzündung von Petroleum radikal zerstört worden sein). Eine Menge anderer Staaten, Behörden, Transportgesellschaften, namentlich an Seeplätzen, ist diesem Beispiel gefolgt und hat mehr oder minder scharfe Befehle gegeben, die indessen jetzt schon wieder entweder vollständig aufgehoben oder doch sehr gemildert sind, nachdem sich herausgestellt hat, daß nur das rohe Erdöl wegen der in ihm noch enthaltenen ungemein flüchtigen Substanz, das sogenannte Naphtha, allerdings schon von einiger Entfernung aus sehr leicht entzündbar ist, diese rohe Waare (der dunkle, dickflüssige Stoff) aber nur wenig aus Amerika ausgeführt wird, ja sogar in manchen Staaten Europas gar nicht zu bekommen ist, weil einzelne Bahnen den Transport verweigern, die rektifizirte (helle) Waare aber an Feuergefährlichkeit nur dem Weingeist und Terpentinöl gleichsteht, die Gefährlichkeit des Aether und Schwefelkohlenstoffs jedoch nicht erreicht. Proben, welche die Behörden Liverpools angestellt haben, thun dar, daß entzündetes Petroleum mit Wasser und mit Löschpulver, sowie mit Philipp's Feuervertilger und Bucher's Löschdosen zu löschen ist. Nur wo große Mengen raffinirten Petroleums gelagert sind, ist wegen der daraus sich entwickelnden Gase Vorsicht durch Herstellung einer Ventilation der Lagerräume geboten.

Was die Leuchtkraft und den Leuchtwerth des Erdöls, überhaupt seine Verwendung anbelangt, so geht aus den vielfach vorgenommenen photometrischen Versuchen hervor, daß dasselbe an Lichtstärke eine Stearin- oder Paraffinkerze zwei- bis dreifach überragt, dem Schieferöl und Photogen gleichkommt und von Rüböl nicht ganz erreicht wird, daß es im Verbrauch mit Schieferöl und Photogen so ziemlich auf gleicher Höhe steht, für eine gleich helle Flamme etwa ⅕ mehr Rüböl erfordert wird, und der Preis für je ein Licht von gleicher Stärke bei amerikanischem Erdöl und Schieferöl gleich, bei Photogen ¹/₁, Rüböl ⅓, bei Stearin- und Paraffinkerzen aber je nach ihrer Stärke vier- bis sechsmal höher zu stehen kommt. Je nachdem eine mehr oder weniger gut konstruirte oder gereinigte Lampe zu dem einen oder andern Leuchtstoff benützt wird, stellt sich auch die Leuchtkraft und das Verbrauchsquantum verschieden und ist bezüglich des Erdöls ganz besonders zu bemerken, daß in der kurzen Zeit, seit dasselbe bei uns bekannt, die Konstruktion der Erdöllampen sehr wesentlich verbessert worden ist, daß es aber — nach neueren Erfahrungen — mit ganz gutem Erfolg auch in den gewöhnlichen Rüböllampen, ja sogar in den Küchenlampen gebrannt werden kann, wenn es zu etwa ¼ mit Rüb- oder anderem fetten Oel vermischt wird.

Aber nicht allein als direktes Leuchtmaterial spielt es eine bedeutende Rolle, es wird, freilich noch nicht in größerer Ausdehnung, auch zu Fabrikation von Leuchtgas verwendet, und könnte diese dadurch wohl eine ganz veränderte Richtung bekommen; außerdem wird es jetzt schon an einzelnen Orten Amerikas zum Heizen der Lokomotiven und Dampfkessel in Fabriken u. s. w. benützt, ferner bei der Kerzen-, der Schmiermaterialien-, Lack-, Firnißfabrikation und einer Menge sonstiger Industriezweige. Täglich werden an diesem alten, dem Menschen aber noch so neuen Stoffe neue Eigenschaften entdeckt, täglich mehrt sich seine Verwendung in allen Branchen der Industrie, aber auch täglich nimmt die Menge des Oelvorrathes zu, und verfolgt man die hierdurch hervorgerufenen Wirkungen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß das Erdöl eine industrielle Umwälzung zu schaffen geeignet ist.

Ueber den Ursprung des Erdöls sind schon verschiedene Behauptungen aufgestellt worden. Der Eine glaubt, daß es das Werk eines Koralleninsektes sei, das unterhalb der Kohlenformation in Felsen vorkomme; ein Anderer, es werde durch die Wärme der Ostseite des Alleghanygebirges aus der darin verschlossenen Anthrazitkohle ausgezogen und auf die Westseite jener Berge geworfen; wieder Andere vermuthen, das Oel sei Gas aus Kohlenlagern, welche einer niedrigen Wärme unterworfen und sich mit Wasser, das durch die Spalten eingedrungen, verdichtet habe, während auch behauptet wird, das Oel stamme von Fischen und Reptilien her, die bei der Erdbildung in den jetzigen Oelregionen zu Grunde gegangen seien. Auf diese letztere Behauptung führte namentlich die Auffindung einer Menge von Fischabdrücken in dem Gestein.

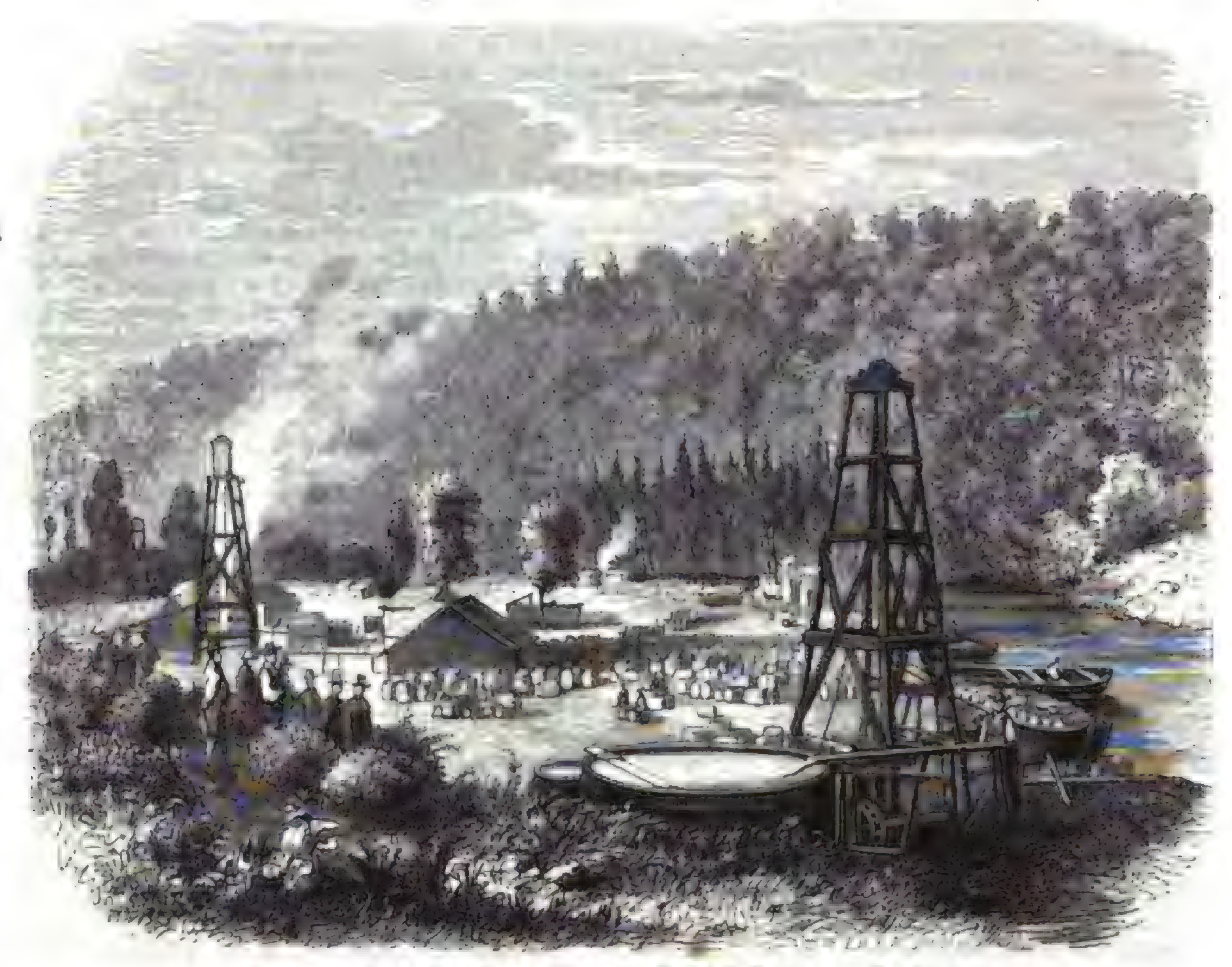
Uebrigens nicht allein Pennsylvanien und Canada besitzt diesen Schatz, auf dem ganzen Erdenrunde ist er in Fülle vorhanden, und nur der seitherigen Unkenntniß im Reinigungsverfahren des Erdöls ist zuzuschreiben, daß es so wenig nutzbar gemacht wurde.

An manchen Stellen findet es sich in gleichem Zustande, wie an den oben beschriebenen Quellen, an andern als sogenanntes Asphalt, Bergtheer, Bergöl, Naphtha, Erdpech, theilweise in verdickter Masse, oder in Verbindung mit Gesteinen, oder auch wie dieß häufig vorkommt in Salzquellen. Wir wollen hier die Fundorte näher namhaft machen.

Schon Herodot berichtet, daß die Alten beim Bau von Stadt und Thurm Babylon den Mörtel durch Beigabe von Erdöl bereiteten, das sich in Seen unweit dieser Stadt zeige; aus diesen Seen schöpfen die Bewohner Persiens seit Jahrtausenden, um ihre auch in der Form Jahrtausende alten Ampeln zu speisen; die Halbinsel des kaspischen Meeres, Apscheron, und die an ihrer Spitze gelegene Insel Swätoi-Ostrow haben über hundert fließende Quellen weißes und schwarzes Naphtha; in Surachanu, einem zwölf Werste davon entfernten Tartarendorf, befinden sich die sogenannten ewigen Feuer von Baku, genährt von Kohlenwasserstoffgas, das zuweilen in Verbindung mit Oel aus den Ritzen der Berge hervorbringt, von den Bewohnern der Gegend der Anbetung

gewürdigt; weiter hat Ostgalizien längst bekannte Bergtheerquellen, deren Werth aber erst seit zehn Jahren gründlicher erkannt wird und nun in ihrer Nähe eine große Thätigkeit hervorgerufen. Hier wird die Flüssigkeit in acht bis zehn Klafter tiefen Brunnen gesammelt, deren einer täglich etwa zehn Zentner liefert. Weiter findet sich Erdöl in der Moldau, Dalmatien, bei Parma und sonst noch in Italien, zu Salins in den Pyrenäen, Tegernsee in Bayern, bei Clermont in Auvergne, im Unterrhein- und Ainedepartement, in Ostindien, China, auf Zante, Trinidad, in Tyrol, Mesopotamien, Westindien, ferner außer den bereits erwähnten Orten Nordamerikas noch in Virginien, am kleinen Kanawha und seinen Nebenflüssen, wo laufende Brunnen errichtet sind, die die besten der pennsylvanischen übertreffen sollen, in Ohio, Kentucky, Tennessee, Georgia und Alabama, Texas und in vielen Gegenden des Südens der Vereinigten Staaten, wo es nach Beendigung des Kriegs ohne Zweifel durch die nördlichen Spekulanten ausgebeutet werden wird, weiter auf Barbados, in Neuschottland, bei Edinburg, in Montmouthshire in England (neu entdeckt), in manchen englischen Steinkohlengruben, im Wasser des todten Meeres, von woher das sogenannte Judenpech stammt, in Kleinschöppenstedt im Herzogthum Braunschweig, wo die Quellen jetzt unter Leitung eines erfahrenen Technikers stehen und täglich zwanzig bis fünfundzwanzig Zentner Oel liefern.

In Gesteinen (bituminösem Schiefer) findet sich Steinöl in Frankreich, in Württemberg auf einem vierundzwanzig Meilen langen Landstrich der schwäbischen Alp (Quenstedt schätzt den Vorrath in letzterer Gegend auf 200 Millionen Zentner Oel per Meile), in dem Asphaltstein, der sich bei



Petroleumquellen in Tarr Farm, Oil-creek, Grafschaft Venanzo, in Pennsylvanien.

Seefeld und Scharnitz in Tyrol findet, und vielen andern Orten.

Nehmen wir auch an, die pennsylvanischen und canadischen Oelbrunnen werden bald versiegen, zu welcher Annahme aber bis jetzt lediglich kein Grund vorliegt, so stehen der Spekulation die hier erwähnten noch nicht näher erforschten Gegenden offen, und es ist nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß dieselben bei kunstmäßiger Inangriffnahme sich ebenso ergiebig als jene erweisen. Merkwürdig bleibt es, daß, seit der Mensch sich für diese Gabe der Natur interessirt, sie zu gewinnen und zu benützen versteht, Nachrichten auf Nachrichten über neue Erdölfunde aus den verschiedensten Ländern der Erde auftauchen. Wir möchten daher behaupten, daß auf die Dauer des Menschengeschlechts für Erdöl gesorgt ist, es wird da und dort in immer größerer Menge gewonnen werden, und ohne Zweifel neben den vielfachsten Aenderungen, die es mit sich bringt, in nicht sehr entfernter Zeit sogar die Hütten der Schwarzwald- und Spessartbewohner, wo noch der Kienspan florirt, hell erleuchten, und wollen wir nur wünschen, daß jene Störungen in Umdrehung des Erdballs recht lange auf sich warten lassen, die von bedenklichen Amerikanern prophezeit werden, indem sie es für einen Frevel erklären, daß der Erdachse das ihr vom Schöpfer gegebene Schmieröl entzogen werde, weil so mit der Zeit nothwendig die Erdachse selbst verrosten und die Erde still stehen müsse.

Der letzte Tag der Völkerschlacht.

Von
Wilhelm Müller.



Der Kampf am grimmaer Thor.

Die Sonne von Leipzig drang nur mit Mühe durch den Nebelmorgen des 19. Oktober. Erst gegen 9 Uhr errang sie die Herrschaft über den Horizont und bot so ein Bild jenes gewaltigen, wechselvollen Kampfes dar, der erst nach dreitägigem Ringen mit dem Triumph der Wahrheit, des Rechtes, der Freiheit endigte. Mit Tagesanbruch rückten die

verbündeten Truppen aus ihren Standorten und fanden jene Dörfer, welche am 18. Oktober so viele Tausend Menschenleben gekostet hatten, Probstheida und Stötteritz, von den Franzosen verlassen. In den Dörfern, welche näher bei Leipzig lagen, Reudnitz, Volkmarsdorf, Anger, Krottendorf, leisteten die Feinde nur noch schwachen Widerstand, und zogen sich beim ersten Angriff der preußischen Bataillone in die Vorstädte von Leipzig zurück. Hatte man mit der Eroberung der umliegenden Dörfer die Außenwerke und erste Vertheidigungslinie des Feindes in den Händen, so ging es jetzt an seine Hauptbollwerke, die Vorstädte, mit deren Erstürmung die Altstadt nothwendig fallen mußte. Diese bildet ein unregelmäßiges Viereck, war damals noch mit starken Mauern, einem meist trockenen Graben und Wall umgeben, und hatte vier mit Thürmen versehene Thore: im Norden das halle'sche, im Osten das grimmaer, im Süden das Petersthor, im Westen das ranstädter Thor. Diese inneren Thore führen in die mit den gleichen Namen belegten Vorstädte: die halle'sche, die grimmaer, die Peters- und die ranstädter Vorstadt, welche von der Altstadt durch die ringsum laufenden Promenaden getrennt sind und gleichfalls vier Hauptthore haben, die die äußeren heißen und die nämlichen Namen wie jene inneren tragen. Auch sie hatten Mauern, die jedoch nur aus Ziegeln oder Lehm, zum Theil auch aus Bretterwänden gebaut waren. Von Innen waren die äußeren Thore mit Wagen und Laffetten verrammelt und mit Pallisaden befestigt, in die Wände Schießscharten eingehauen. Die Vertheidigung der Stadt, welche dem abziehenden Heere möglichst viel Zeit zum ungestörten Rückzug verschaffen sollte, war dem Marschall Macdonald übertragen, der sein eigenes Korps und die von Regnier und Poniatowski bei sich hatte, auch das von Lauriston, welches zuletzt abziehen sollte, aber nicht mehr konnte, noch dazu bekam. Die übrigen Korps waren theils in der Nacht schon abgezogen, theils eben auf dem vollen Rückzug über die Elsterbrücke, unter welcher der Tod auf seine reiche Beute lauerte, und in einem undurchdringlichen Knäuel ging es durch das äußere ranstädter Thor, das die geschmeidige Diplomatie dem verzweifelten Gladiator mit seiner Schaar von 100,000 Kämpfern offen gelassen hatte. Gegen elf Uhr arbeitete sich Napoleon, unterstützt von den Säbelhieben seiner Eskorte, durch dieses wirre Gedränge, um über Lindenau und Markranstädt in die Ebene von Lützen, die ihn an glücklichere Zeiten erinnerte, zu kommen, unter dem fortwährenden Hinschwinden seiner Armee nach Frankfurt zu gelangen und den schönen Rhein zum letzten Mal zu sehen.

Die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg, welche zu dem bülow'schen Korps bei der unter Bernadotte stehenden Nordarmee gehörte, hatte die Bestimmung, den Angriff auf das äußere grimmaer Thor*) zu unternehmen, wobei ihr die Brigade Borstel den nöthigen Beistand leisten sollte. Die schlesische Armee, angefeuert von ihrem alten Marschall Vorwärts, stürmte gegen das halle'sche Thor, Bennigsen's Reservearmee schloß sich hart an den linken Flügel Bülow's an, operirte anfangs ebenfalls gegen das grimmaer Thor, zog sich aber bald weiter links, und drang ohne bedeutenden Widerstand durch das Petersthor ein. Die übrigen Heerestheile nahmen an der Erstürmung keinen Theil. Am heftigsten war der Widerstand am halle'schen und grimmaer Thor.

Der Prinz rückte mit einigen Bataillonen vor und schickte dem weichenden Feinde die Tirailleurs des königsberger Landwehrbataillons, welches unter Major Friccius stand, nach. Diese verfolgten ihn bis an die Mauer des bose'schen Gartens, welche zugleich die Mauer der Vorstadt bildete, drückten sich, um gegen die feindlichen Kugeln gesichert zu sein, mit dem Rücken hart an die Mauer, und sobald ein feindliches Gewehr aus der Schießscharte zum Vorschein kam, ergriffen sie es und suchten es dem Feinde zu entreißen, ein Kampf, der übrigens wenig Vortheil gewährte und manchem wackeren Landwehrmann das Leben kostete. Die Bataillone kamen bei ihrem weiteren Vorrücken auf ein großes, freies Feld, wo sie von dem feindlichen Geschütz, das sich vor dem äußeren grimmaer Thor aufgestellt hatte, heftig beschossen wurden und, dem verheerenden Feuer wehrlos gegenüberstehend, große Verluste erlitten. Eine Kanonenkugel schlug in das Bataillon Friccius ein und riß vier Landwehrmännern die Köpfe vom Rumpf. Alle Umstehenden waren mit ihrem Blut und Gehirn bespritzt. Es war eine Szene, welche auch dem Kältesten und Beherztesten das Blut aus den Wangen trieb. In diesem entsetzlichen Augenblick rief eine spöttische Stimme:

„Bück' Dich, Nathusius!
Es kommt ein Prallschuß",

und stellte durch Anführung dieses nach der Schlacht bei Dennewitz entstandenen Reimes die muthige und zuversichtliche Stimmung wieder her. Dieser Nathusius fiel nämlich während jener Schlacht beim Vorrücken, als da und dort ein Landwehrmann niedergestreckt wurde, plötzlich mit einem lauten Schrei auf den Bauch zu Boden und wurde, da er unbeweglich da lag, für todt gehalten und bereits in die Todtenliste eingetragen. Aber gleich darauf meldete er sich wieder als lebendig und erklärte, daß er einen Prallschuß erhalten habe, wovon man freilich an seinem ganzen Körper nichts bemerkte. Er erhielt für dieses unsoldatische und unlautere Benehmen eine Strafe; die größte war ihm die, daß er obigen Reim bei jeder Gelegenheit hören mußte.

Als General Bülow, welcher in der Nähe stand, sah, welch' großen Verlusten das Bataillon durch die feindlichen Kanonen ausgesetzt sei, schickte er einen Adjutanten dahin, welcher laut rief, daß das Bataillon, bis zum weiteren Vorrücken, sich auf die Erde niederlegen solle; um die Kugeln über sich herfliegen zu lassen. Einige machten von dieser Erlaubniß, welche auch beim Linienmilitär häufig gegeben und benützt wird, sogleich Gebrauch. Andere aber, in dem Bewußtsein, daß das königsberger Landwehrbataillon von sämmtlichen verbündeten Truppen die einzige Landwehr sei, welche an der Erstürmung Leipzigs Theil nehme, daß sie als die Repräsentanten der ganzen Landwehr das Höchste von Muth und Entschlossenheit zeigen müssen, riefen voll ostpreußischen Stolzes: „wir bücken uns nicht!" Dieser kräftige Ruf brachte jene wieder auf die Beine, und sofort stand das ganze Bataillon in ruhiger militärischer Haltung da, als ob es zu einer Parade ginge. Doch wurde zugleich auf eine andere Art Hülfe geschaffen. Bülow ließ einige Batterieen auffahren, welche das feindliche Geschütz bald zum Schweigen brachten und zum Theil demontirten.

In dieser Zeit rückten die prachtvoll ausgerüsteten Truppen Bennigsen's mit sechzig Stück schwerer Artillerie heran und stellten sich links neben dem bülow'schen Korps auf. Bernadotte ließ ihm sagen, daß soeben ein vom leipziger Magistrat abgesandter Parlamentär bei ihm angekommen sei, um wegen der Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, daher es wohl nöthig sei, die Feindseligkeiten einzustellen. Der dem Kampfe stets abgeneigte und zu Unterhandlungen stets bereite Kronprinz von Schweden hielt Alles für abgemacht und schwelgte schon in süßen Friedensgedanken und in dem Ruhme eines glänzenden Einzugs. Auch unter seinen Truppen verbreitete sich diese Meinung, und eilig putzten sie für die festliche Stunde ihre Kleider und Waffen. Aber Bennigsen war vom Kaiser Alexander, zu dem auch ein Parlamentär gekommen, benachrichtigt, daß diese von Napoleon selbst veranlaßten Unterhandlungen nur auf eine Täuschung der Verbündeten und auf die Möglichkeit eines ungestörten Rückzugs berechnet seien, und daß der Angriff zu beginnen habe, daher er dem Kronprinzen antworten ließ, er wolle zuerst noch mit seinen sechzig schweren Zwölfpfündern parlamentiren. Nach dieser kurzen Waffenruhe

---

*) Die Völkerschlacht, welche vom 16.—19 Oktober bei Leipzig geschlagen wurde, ist ein so großes und gewaltiges Drama, daß diese Blätter nicht Raum genug geboten hätten, ihn umfassend zu schildern. Wir geben deßhalb den Kampf am grimmaer Thor, der die Betheiligung der Landwehr am großen Siege schildert und uns die echte Volkswehr schätzen lehren soll.

begann auf's Neue die Kanonade. Die preußischen Tirailleurs wurden von der Mauer des bose'schen Gartens zurückgezogen, und Bennigsen versuchte eine Bresche in dieselbe zu schießen, was aber nicht gelang, da die Kugeln die dünne Mauer bloß durchlöcherten, aber nicht zum Einsturz brachten. Darauf warf man Kugeln und Granaten in die Stadt und verursachte dadurch einige Feuersbrünste. Da aber nur die ohnedieß schon unglücklichen Einwohner, nicht die Franzosen darunter zu leiden hatten, so ließ man bald davon ab und schickte, was jedenfalls zweckmäßiger war, eine russische Sappeurkompagnie gegen die Mauer, welche auch alsbald eine Oeffnung in dieselbe einbrach. Sofort rückte eine russische Division unter Paskiewitsch mit Hurrahgeschrei gegen die Oeffnung, zog sich aber, da sie dort eine starke Gewehrsalve bekam, links um die Mauer und wandte sich, wie fast alle Truppen Bennigsen's, gegen das Petersthor.

Als Bernadotte sah, daß Bennigsen's Truppen gegen die eingestürzte Mauer vorrückten, wollte er nicht zurückbleiben, und befahl dem Prinzen von Hessen-Homburg mit einer ihm sonst ganz ungewohnten Hast, sogleich mit seinen an Bennigsen's rechten Flügel stoßenden Bataillonen ebenfalls vorzugehen und das äußere grimmaer Thor zu stürmen. Nachdem er Tage lang gezögert hatte, bis er endlich auf dem Schlachtfeld von Leipzig erschien, that er nun in seiner eitlen Eilfertigkeit, als ob diese Erstürmung in einem Kosakenhurrah bewerkstelligt werden könne. Es wurde keine Rücksicht darauf genommen, daß zum Sturm gar nichts vorbereitet war, daß diese Leute keine Leiter, keine Axt, keine Brechstange oder ähnliche Instrumente hatten, daß ihnen keine Sappeurs mitgegeben, nicht einmal die Artillerie aufgestellt war, um das feste Thor einzuschießen. Als ob es sich um die Erstürmung einer Schanze handle, wurden diese Truppen gegen Thore und Mauern abgeschickt. Die zwei Bataillone des dritten ostpreußischen Infanterieregiments unter Gleißenberg und Müllenheim, und das königsberger Landwehrbataillon unter Friccius waren zu dieser Unternehmung, die nothwendig mit großen Verlusten verknüpft war, bestimmt, und zwar sollte Friccius die Spitze der Sturmkolonne bilden, Müllenheim ihm folgen und Gleißenberg mit seinem Bataillon zuletzt kommen. Während der Erstere die Straße zu erreichen suchte, um an die Spitze der Kolonne zu kommen, nahm eine Kanonenkugel, welche über den Kopf des Lieutenants Stumpf, ohne ihn zu berühren, hinflog, diesem durch den bloßen Luftzug die Mütze vom Kopfe, so daß er den Sturm ohne Kopfbedeckung mitmachen mußte. Darauf bekamen die drei Bataillone den Befehl, sie sollten sich, wenn sie durch das Thor eingedrungen wären, so vertheilen, daß Friccius in die nächste Gasse links, in das Todtengäßchen, Müllenheim in die nächste Gasse rechts, die Quergasse, Gleißenberg geradeaus auf dem grimmaer Steinweg gegen das innere Thor vorgehen solle. Der Prinz von Hessen-Homburg stellte sich selbst an die Spitze, und von so viel Hingebung angefeuert eilten alle freudig und entschlossen vorwärts, obgleich sie 36 Stunden in beständiger Anstrengung und Aufregung, ohne Schlaf und fast ohne Nahrung zugebracht hatten. Um ihren Angriff zu erleichtern, befahl Bülow, der von dieser Hinopferung seiner Truppen nicht sehr erbaut war, dem General Borstel, in den Gärten rechts vom grimmaer Thor vorzugehen und von dieser Seite die Vorstadt anzugreifen. Gelang dieß, so wurden die am Thore aufgestellten Feinde in der Flanke und im Rücken gefaßt und mußten nothwendig aufgerieben werden. Doch führen solche Berechnungen selten zu dem gewünschten Ziel, weil sich zu viele unerwartete Hindernisse zeigen.

An der Mauer des Johanniskirchhofes traf die Kolonne die Tirailleurs des kolberg'schen Regiments und eine Kompagnie desselben, welche unbeschäftigt, Gewehr bei Fuß dastand, weiterer Befehle harrend. Der Prinz rief ihnen einige Mal zu, voran zu gehen und mit ihnen das Thor zu stürmen. Da sie, ohne Befehl von ihren Führern, auf dieß nicht eingingen, so eilte das Bataillon Friccius an ihnen vorüber und auf das Thor zu. Es mochte gegen elf Uhr sein. Das Thor war stark verrammelt, von neuen, starken Planken gezimmert, zur Verhinderung des Uebersteigens oben mit starken, eisernen Widerhaken und unten mit vielen Schießlöchern versehen. Das rechts am Eingang befindliche Wach- und Zollhaus war nicht besetzt; dagegen waren die rechts an den Gartenmauern gelegenen Gebäude und ein links auf dem Kirchhof stehendes Haus mit Feinden angefüllt, welche ein starkes Flankenfeuer auf die Preußen unterhielten, ohne daß diese den gedecktstehenden Franzosen viel schaden konnten. Das feindliche Feuer wurde immer stärker, aus der Stadt, aus allen Fenstern, von allen Dächern, selbst vom Thurme der Johanniskirche wurde auf die dicht am Thore stehenden Preußen geschossen. In wenigen Minuten erlitten sie bedeutende Verluste. Das Pferd des Majors Friccius wurde verwundet, setzte ihn ab und sprengte wie toll davon, daher jener seinen Dienst zu Fuß verrichten mußte. Es waren Augenblicke der größten Noth und Verzweiflung. Hier standen die wackern Landwehrmänner, unmächtig gegen die aus sicherem Versteck feuernden Feinde, unmächtig gegen die Thore und Mauern, gegen welche man sie mit Säbel und Bajonet wie mit Kinderwaffen abgeschickt hatte, und knirschten vor Wuth, daß sie zur Hinschlachtung geweiht seien, ohne auch nur Rache nehmen zu können. „Vorwärts zu kommen," schreibt Friccius, „war nicht möglich, Stehenbleiben unfehlbar Verderben, und dem Ziele so nahe, zog ein Jeder den Tod einem Rückzuge vor."

Endlich entdeckte des Prinzen Adjutant Gäsebeck eine schwache Stelle in der Mauer, rechts zwischen den Pfosten des Thores und dem Armenhause. Major Friccius ergriff rasch das Gewehr des nächststehenden Landwehrmannes und stieß mit dem Kolben gegen die dünne Ziegelmauer. Sogleich kamen mehrere Soldaten herbei und stießen gleichfalls mit ihren Kolben, so daß bald ein Loch entstand, groß genug, um durchkriechen zu können. Friccius wollte eben hindurchgehen, da schlüpfte ihm ein kleiner, behender Landwehrmann, Namens Maluga, unter den Händen durch und entriß ihm so den Ruhm, zuerst in die Stadt eingedrungen zu sein. Doch bekam der kleine Maluga im Augenblick des Durchschlüpfens einen Bajonetstich in's Gesicht. Als Friccius durch die Oeffnung gegangen war, rief er seinen Leuten zu: „Ihr werdet mich nicht verlassen!" Auf diesen Zuruf sprang Hauptmann Motherby, welcher Regierungsrath in Königsberg und von väterlicher Abstammung ein Britte war, mit hochgehaltenem Säbel vor die Bresche und rief: „Kameraden folgt mir!" In diesem Augenblick wurde er von einer Kugel in den Kopf getroffen und sank dem hinter ihm befindlichen Lieutenant Stumpf, seinem Freunde, todt in die Arme. Er war das Muster eines Landwehrmannes, von Jedermann geachtet und geliebt. Das ganze Bataillon empfand den Verlust und dürstete nach Rache. Weinend küßte Stumpf die blasse Wange des Freundes, drückte ihn an sein Herz und eilte mit vielen Anderen dem Major nach. Es begann ein Wettstreit der edelsten Art: Keiner wollte zurückbleiben, Jeder wollte der Vorderste sein und brach sich durch alle Hindernisse Bahn. Der Prinz war entzückt über diese muthvolle Haltung und sagte: „Wahrlich, die Landwehr erwirbt sich heute einen großen Ruhm und übertrifft manche Linientruppen."

Der kleine Maluga hatte die Besatzung des Thores, welche den Durchgang lange hätte verhindern können, durch seine bloße Erscheinung verscheucht. Sie lief zurück, machte wieder Front und gab Feuer auf die Eindringenden, um so das Handgemenge zu vermeiden. Aber inzwischen hatten sich gegen fünfzig Landwehrmänner jenseits der Maueröffnung gesammelt und stürzten sich mit dem Bajonet auf die weit zahlreicheren Franzosen, diese ergriffen eiligst die Flucht und liefen an der Johanniskirche vorbei, nach den vor dem inneren Thor liegenden Promenaden. Die Straße vom

äußeren bis zum inneren Thor war vom Feind vollständig gesäubert. Da aber aus den rückwärts gelegenen Häusern fortwährend noch auf die vordringenden Preußen geschossen wurde, so kehrten einzelne Trupps derselben um, drangen in die Häuser, erstachen oder erschlugen nach einem furchtbaren Kampfe alle Franzosen, die sich darin befanden, und warfen mehrere derselben aus den Fenstern auf die Gasse herab. Viele Einwohner, selbst alte Frauen, wagten sich nun aus den dortigen Häusern hervor, riefen freudig: „Die Preußen, unsere Retter, sind da!“ streckten ihnen die Hände entgegen und boten an, was sie von Lebensmitteln noch hatten. Nach dieser herzlichen Szene wandten sich die mit Friccius vorgedrungenen Landwehrmänner, dem erhaltenen Befehle gemäß, in die erste Gasse links, in das Todtengäßchen, und gelangten durch dieses und die Johannisgasse auf den vor dem inneren grimmaer Thor befindlichen freien Platz. Hier fanden sie, soweit ihr Auge reichte, Alles mit Franzosen angefüllt, welche, das Gewehr bei Fuß, in Reihe und Glied dastanden. Dieß waren solche Truppen, welche nicht zur Vertheidigung bestimmt waren, und hier auf den Augenblick warteten, wo sie ihren Rückmarsch über die Elsterbrücke antreten konnten. Als sie den kleinen Haufen der Preußen sahen, sprangen sogleich mehrere derselben aus dem Glied und legten auf jene an, wurden aber von ihren Offizieren, welche keinen Kampf wünschten, zurückgewiesen. Sofort zogen sich die Landwehrmänner auf dem nämlichen Wege bis zur Johanniskirche zurück und vereinigten sich dort mit den übrigen Leuten ihres Bataillons, welche seitdem durch die Oeffnung am Thore gefolgt waren und sich dort gesammelt hatten, während andere sich mit Wegräumung der am äußeren grimmaer Thor angebrachten Hindernisse beschäftigten. Doch drangen auch Franzosen und Badener in großer Anzahl von der Promenade aus vor und suchten die Preußen in die Todtengasse zurückzutreiben, wodurch diese von den Ihrigen, die nahe am Eindringen waren, abgeschnitten gewesen wären. Sie leisteten daher der Uebermacht einen verzweifelten Widerstand, griffen die Franzosen mit dem Bajonet an und zerschmetterten ihnen mit den Gewehrkolben die Schädel. Es war ein furchtbares Schlachten, fünf bis sechs Mann lagen die Todten aufeinandergehäuft; ein Schornsteinfeger, Namens Tiedke, der wie wüthend um sich schlug, tödtete allein zwölf Feinde. Diese kräftigen Schläge versetzten die Franzosen in solchen Schrecken, daß sie wie gelähmt stehen blieben und keine Gegenwehr mehr leisteten. Da stürzten plötzlich aus dem Thor des Johanniskirchhofs zwei Kompagnieen hervor, wagten aber, da sie das entsetzliche Gemetzel durch das Gitterthor mit angesehen hatten, keinen Angriff, die Offiziere überreichten Friccius ihre Degen, ihre Mannschaft lief zu den übrigen Franzosen, und nun ergriffen Alle sammt den Offizieren, die sich eben ergeben hatten, eiligst die Flucht nach dem inneren grimmaer Thore. Gleich nach diesem Vorfall nahm der Landwehrmann Lenz den verwundeten französischen General Piret, der eben aus der Quergasse kam, gefangen, worauf derselbe zu Bernadotte abgeführt wurde. Aber auch auf dem Johanniskirchhof befanden sich noch Franzosen. Einige Landwehrmänner drangen ein, hieben in einem neuen Handgemenge die Mannschaft nieder und nahmen den Rest gefangen. Dort erlegte der Landwehrmann Schwarz, der von mehreren Feinden umringt war, sieben derselben. Später entdeckte man, daß die Franzosen die Schändlichkeit begangen hatten, einen Preußen mit dem Kopf in eine Kloake zu werfen und so zu ersticken. Die Beine nach oben gekehrt wurde er von seinen Kameraden gefunden. Unter den erschütternden Momenten jener heißen Stunden trug sich die erheiternde Szene zu, daß der obenerwähnte Nathusius, welcher unter den Ersten in die Stadt eingedrungen war und eine stark blutende Wunde im Gesicht erhalten hatte, sich bei mehreren Offizieren, bevor er sich entfernte, mit den Worten meldete: „Herr Lieutenant, nun haben wir die Franzosen wirklich eins ausgewischt“.

Nach diesen ungeheuren Anstrengungen trat bei vielen eine gänzliche Erschöpfung ein, so daß manche ohnmächtig umsanken. Das einzige Landwehrbataillon hatte diese Kämpfe allein bestanden, von den Bataillonen Müllenheim und Gleißenberg sah man immer noch nichts, und selbst Friccius hatte nicht alle seine Leute bei sich. Und doch war zur Ruhe gerade jetzt am wenigsten Zeit, denn die Franzosen, von den Fortschritten der Preußen und von ihrer geringen Anzahl unterrichtet, warfen ihnen neue Streitkräfte entgegen. Der badische General Stockhorn rückte mit einem Infanterieregiment und Geschütz vor dem inneren grimmaer Thor vor und nöthigte die Preußen zum Rückzug. Unterdessen war aber der Durchgang durch das äußere Thor ganz frei gemacht, und der Prinz von Hessen-Homburg, dem das Bataillon Müllenheim folgte, sprengte durch dasselbe auf die Landwehrmänner zu. Aber nach wenigen Minuten erhielt er einen Schuß zwischen Brust und Schulter, und mußte zurückgetragen werden. Er rief dem Bataillon noch zum Abschied zu: „Kinder, haltet euch ferner brav!“ General Borstel übernahm hierauf den Oberbefehl über die stürmenden Truppen, eilte herbei und bemerkte bald, daß der Platz vor dem grimmaer Thor nicht zu halten sei, wenn nicht zugleich von der linken Seite ein Angriff gemacht würde, daher er alsbald einen solchen veranstaltete. Bis er aber ausgeführt wurde und in das übrige Gefecht eingriff, hatten Friccius und Müllenheim noch eine harte Arbeit. Sie drangen auf dem grimmaer Steinweg bis zur nächsten Quergasse wieder vor, konnten aber gegen das zahlreiche feindliche Geschütz, welches Alles, was auf der Mitte des Steinwegs sich befand, niederschmetterte, nicht Stand halten, ihre Truppen mußten zu beiden Seiten sich dicht an die Häuser drängen und dort Schutz suchen, zuletzt aber noch einmal weichen. Da erschien rechts in der Quergasse ein Theil des Bataillons Gleißenberg, welches auf den Befehl des Generals Bülow durch eine Gartenpforte in die Stadt eingedrungen war, nahm die angreifenden Franzosen in die linke Flanke, worauf sich diese schnell zurückzogen, von den Preußen hart verfolgt. Der Major Müllenheim und Gleißenberg und mehrere andere Offiziere wurden bei diesem Gefecht tödtlich verwundet. Die Preußen rückten unter fortwährendem mörderischem Handgemenge gegen das innere grimmaer Thor vor und wurden endlich auch von weniger Artillerie unterstützt. Bernadotte ließ zwei schwedische Kanonen auf den grimmaer Steinweg (die Straße vom äußeren zum inneren grimmaer Thor) auffahren, welche der alte schwedische General Adlerkreutz, Chef des Generalstabs, selbst herbeiführte. Er blieb stets mitten auf der Straße, wo er den feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt war, und auch seine Artilleristen, Offiziere wie Gemeine, zeigten große Unerschrockenheit. Aber die schwedische Infanterie, von welcher nur zwei Kompagnieen innerhalb der Vorstadt auftraten, während nicht ganz zwei Bataillone vor dem Thore stehen blieben, hielt sich um so schlechter. Kaum hörten sie das fatale Sausen der Kugeln, so gingen sie in eilfertiger Todesangst zurück. Empört über diese Feigheit trieb sie Adlerkreutz wieder vorwärts; sobald er aber sein Auge von ihnen abwandte, trieb es sie wieder unwiderstehlich zurück. Als der preußische Major Kleist, der diesem Gefecht beiwohnte, dem Kronprinzen dieß erzählte, so war er, der sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, seine Schweden nach ein paar Schüssen als Sieger in die Stadt eindringen zu sehen, etwas enttäuscht. Er mußte aber sich selbst deßwegen anklagen. Denn in dem ganzen Feldzug von 1813 war dieß das einzige Mal, daß die schwedische Infanterie in's Gefecht kam. Mit solcher Schonung hatte er sie bisher von allen Kämpfen, besonders bei Großbeeren und Dennewitz, zurückgehalten. Und doch muß Alles gelernt sein, auch feindliche Kugeln sausen zu hören.

Inzwischen wurde auch rechts und links vom grimmaer Thore auf's Heftigste gekämpft. Borstel ließ mehrere russische Bataillone vom Korps Woronzoff links durch den bose'schen Garten, wo die russischen Sappeurs schon früher eine Oeffnung gemacht hatten, eindringen und folgte ihnen an der



Graf von Gneisenau,
königl. preuß. General der Infanterie.

Fürst Blücher von Wahlstadt,
königl. preuß. General-Feldmarschall.

Scharnhorst,
königl. preuß. General-Lieutenant.

Graf Kleist von Nollendorf,
königl. preuß. General der Infanterie.

L. York,
königl preuß. General der Infanterie

Wellington.

Fürst C. Schwarzenberg.

Graf Barclay de Tolly,
kais. russ. General-Feldmarschall.

Graf von Wittgenstein,
kais. russ. General der Kavallerie.

Graf von Ostermann-Tolstoy,
kais. russ. General-Lieutenant.

Die Feldherren des Befreiungskrieges.

Spitze des pommer'schen Grenadierbataillons. Französische Dragoner und polnische Lanziers, unterstützt von baden'scher Infanterie, sprengten in der Nähe des Postplatzes auf die Russen zu; diese wichen zurück und rissen beinahe auch die Pommern mit sich fort. Aber auf Borstel's Zuruf, sich nicht durchbrechen zu lassen, hielt das Grenadierbataillon fest zusammen und drang gegen das innere grimmaer Thor vor, wo am Ende des Steinwegs bereits die drei Bataillone von Friccius, Müllenheim und Gleißenberg standen, von dem gegenüberstehenden Feind nur dreißig bis vierzig Schritte entfernt.

Zu gleicher Zeit gelang es den preußischen Truppen auch in den rechts liegenden Theilen der Vorstadt, vom grimmaer Thor bis zum Hinterthor, des Terrains Meister zu werden, und von hier aus theils gegen das halle'sche, theils gegen das innere grimmaer Thor vorzudringen. Von drei Seiten hier angegriffen, konnte sich der Feind nicht mehr halten und zog sich in die Altstadt zurück. Baden'sche Truppen sollten das innere grimmaer Thor bewachen und vertheidigen, verließen es aber bald und stellten sich neben den sächsischen Truppen auf dem Markte auf. Sie hatten schon lange genug, nur zu lange für eine Sache gekämpft, die sie nun selbst als eine schlechte verwarfen. Schwierigkeiten waren also an diesem Thore keine zu finden. Ein Offizier fand das Seitenpförtchen offen, ging ungehindert hindurch und öffnete das große Thor, durch welches nun mehrere Bataillone marschirten und unter dem lauten Jubel der Einwohnerschaft dem Markt zueilten, wo die sächsischen Truppen ihnen ein Lebehoch ausbrachten. Es war gegen ein Uhr. Auch das halle'sche Thor war von Blücher, das Petersthor von Bennigsen genommen. Von allen Seiten begann eine förmliche Jagd auf die Franzosen, welche sich mit raschen Schritten nach ihrer einzigen Rückzugslinie, dem ranstädter Steinweg, zogen. Aber alle Eile half nichts; die Elsterbrücke war eine halbe Stunde vorher gesprengt worden, und was noch rückwärts war, mehrere tausend Mann, wurde gefangen. Nach ein Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen durch das äußere und innere grimmaer Thor ihren glänzenden Einzug, begleitet von den langen Zügen ihrer Garden.

Das königsberger Landwehrbataillon, welches so Unglaubliches geleistet und den größten Theil der Last auf seine Schultern genommen hatte, war schon vorher angewiesen worden, die Stadt zu verlassen und vor dem äußeren grimmaer Thor sich aufzustellen, um für den Einzug den Garden Platz zu machen. Mit bitterem Schmerz empfing Major Friccius, der die Hälfte seiner Leute bei dem Sturme verloren hatte, diesen Befehl. Hatte man die Landwehr und die ganze Begeisterung des Volkes gebraucht, um von der Katzbach bis nach Leipzig zu kommen, so glaubte man solche unberechenbare Kräfte jetzt nicht mehr zu bedürfen und schob sie bei Seite. Die Landwehr hatte ihre Schuldigkeit gethan; sie konnte gehen. —

Der Akrobat.

(Fortsetzung.)

In Südamerika.

Es ging uns schlimm, als wir hinkamen. Schlimmer wohl nicht als jedem Andern, der solch' eine Reise macht, aber doch verwünschten wir den Direktor, den Monsieur d'Apponcourt, der eigentlich Bresselhuber hieß, und aus Lauingen in Bayern gebürtig war, in den Abgrund der Hölle.

Fünf Jahre waren vorübergegangen, seit ich vom alten Mathias Abschied genommen, und ich hatte Europa nach allen Richtungen hin durchzogen während dieser Zeit; ich war ein fabelhafter Luftspringer geworden und hatte nach Belieben die Truppe gewechselt, denn man kannte meine Leistungen unter den Kollegen; jetzt aber war in einer bedeutenden deutschen Seestadt, wider Hoffen und Erwarten, unser Direktor mit Kasse und rückständiger Monatsgage durchgegangen, und keine andere Truppe aufzufinden. Da es aber, aus Gründen, nur in sehr seltenen Fällen einem Seiltänzer möglich, von seinen Ersparnissen zu leben, so ging ich zu Monsieur d'Apponcourt, dem Direktor einer Kunstreitergesellschaft, welcher beabsichtigte, die Küsten Südamerikas zu bereisen, und ließ mich als ein Mitglied seiner Truppe anwerben. Zwei Gründe wirkten vortheilhaft ein für mich bei diesem Engagement. Erstens waren Tags vorher drei Mitglieder der Truppe bei Nacht und Nebel davongegangen, da ihnen die nahe Seereise ernstliches Bedenken erregte. Zweitens hatte der Direktor bereits alle seine Pferde verkauft, und man beabsichtigte, Tags darauf an Bord zu gehen. Man konnte mithin nicht mehr die Entdeckung machen, daß ich überhaupt nur ein höchst mittelmäßiger, gewöhnlicher, unbedingt aber kein Kunstreiter war. Drüben, dachte ich, würde sich die Sache einrichten.

Im Ganzen, mit Einschluß des Direktors, waren es unserer zehn Künstler, und Monsieur d'Apponcourt, selbst ein schlechter Reiter, ein mittelmäßiger Ehrenmann und ein großer Narr. An Bord, wo wir nun Gelegenheit hatten, diese letztere seiner Eigenschaften beobachten zu können, äußerte sich dieselbe vorzugsweise in seinem ängstlichen Bestreben, für einen Franzosen gehalten zu werden, wo möglich für einen Emigranten, und so lange er nicht sprach, waren allerdings einige Aussichten hiefür vorhanden, da er hager und lang war, und schwarze Haare nebst einer Habichtsnase hatte. Aber die Aussprache des wenigen Französischen, welches er kannte, war dermaßen unter aller Kritik, daß jeder Schulknabe an derselben den Nichtfranzosen erkennen mußte. Dennoch waren wir Alle schlecht genug, zu thun, als hielten wir ihn für einen echten Franzmann, und wenn wir dann noch nebenher den Blödsinn begingen, sein Französisch zu loben, war er außer sich vor Vergnügen.

Aber all' dieß kam erst später; denn in den ersten Tagen und Wochen waren wir fast Alle dergestalt seekrank, daß wir nur dumpfe Verwünschungen für ihn hatten, der uns in diese Lage versetzt hatte, und an Scherze wenig dachten.

Die Eindrücke, welche uns von jener ersten Seefahrt zurückgeblieben sind, blieben sich gleich mit denen, welche mir bei späteren Seereisen wurden. Sie sind im Allgemeinen die: daß mich moralisch und physisch Uebligkeit befällt, sobald ich ein Schiff betrete; daß ich später während der Fahrt mich meist grauenhaft langweile, und daß ich inbrünstig jeden Boden küssen möchte, den mein Fuß zum ersten Male wieder betritt, sei dieser Boden nun ein mütterlicher oder ein anderer.

Man hat unendlich viel gesprochen von der prachtvollen Fernsicht, welche man auf dem Meere habe, aber mir ist die Aussicht von Bord aus, auf hoher See nämlich, stets höchst beschränkt erschienen. Man befindet sich im Mittelpunkte einer runden Scheibe, deren Halbdurchmesser bisweilen, scheinbar, kaum hundert Schritte beträgt. Diese Täuschung fällt freilich weg, sobald sich Land in der Ferne zeigt, aber es ist selten der Fall, und dann beginnen die eigentlichen Gefahren der See dort erst recht, in der Nähe einer Küste. Man war entzückt von dem tiefen, reizenden Blau des Himmels und der gleichen Farbe des Meeres. Abgesehen davon, daß häufig Himmel und Wasser in ein erbärmliches Grau gekleidet sind, hilft euch das feurigste Ultramarin verteufelt wenig, wenn ihr an der Schanzverkleidung steht und nicht wißt, ob ihr eigentlich hungrig seid, oder ob ihr euch erbrechen wollt.

Mit Bewunderung hat man von der Thierwelt gesprochen, die dem Reisenden entgegen käme da draußen auf dem Wasser. Freilich, es läßt sich nicht läugnen, sonderbare Käuze schwimmen herum auf jenem trefflichen Ozean. Die Quallen zum Beispiel, glänzende Blasen, Thiere ohne Kopf, und mit prächtigen Farben geschmückt. Zieht man aber einen

solchen Gesellen an Bord, so erweist er sich als ein nichtswürdiger Schleimballen, der uns die Finger verbrennt, und uns am ganzen Körper oft tagelang ein unerträgliches Jucken verursacht. Was die übrigen Geschöpfe betrifft, so würden uns die größern sämmtlich auffressen, wenn wir zum Beispiel während einer Windstille es versuchen wollten, unsere Glieder in das reizende Element zu tauchen, welches sie beherbergt, und die kleinen, welche wir genießen könnten, hüten sich mit großer Schlauheit, uns diese Gelegenheit zu verschaffen. Sie ärgern uns also, statt uns zu ergötzen und uns eine angenehme Abwechslung zu bieten für die schauderhafte Schiffskost: versalzenes Fleisch, hartes, mit Würmern belebtes Brod und übelriechendes Wasser.

Die Jünglinge, welche, wenn es stürmt, die offene Brust dem tobenden Orkan entgegenkehren, ihre dunklen Locken im Sturme flattern, und ihre heißen Wangen vom Kusse der Windsbraut kühlen lassen, wären Narren, wenn sie existiren würden. Aber das ist nicht der Fall. Auch die schwärmerischen Jünglinge knöpfen bei solchen Gelegenheiten Rock und Weste zu, und begeben sich schon deßhalb schleunig unter Deck, weil bei stürmischem Wetter die Matrosen doppelt grob sind. Unser Hanswurst, der ein zartes Gemüth, wenn gleich ein starker und breitschulteriger Bursche war, beabsichtigte einmal bei ein wenig schlimmem Wetter einen ähnlichen Versuch, aber die Matrosen traten ihm auf die Füße; und als ihn eine über Bord springende Welle bis auf die Haut durchnäßte, kroch er in seine Koje und bekam eine furchtbar geschwollene Backe, von welcher, sowie von ihm selbst ich bald wieder sprechen werde.

In Summa: die schlechteste aller Seepoesieen ist ein Sturm, und ein Schiff überhaupt habe ich stets als ein schwimmendes Zuchthaus betrachtet, welches doppelt schlimm ist, da uns selbst die Aussicht des Entkommens absolut genommen und nur die des Ertrinkens mit einiger Wahrscheinlichkeit gegeben ist. Aber das ist freilich die Ansicht eines Vagabunden, eines Menschen, dessen Erziehung verunglückte, und der durch fünfjähriges Herumtreiben in der Welt ein Strolch geworden, und arg verwildert war an Leib und Seele.

Unser Leben auf jenem Schiffe, welches ein nach Rio Janeiro bestimmter Kauffahrer war, gestaltete sich vielleicht zum Theil noch schlimmer, als das auf anderen Fahrzeugen und für andere Passagiere. Gleich zum Anfange hatte Monsieur d'Apponcourt die Idee, sich als Direktor der Truppe auf gleichen Fuß mit dem Kapitän stellen zu wollen, welches dieser auf die schnödeste Weise zurückwies. Dann hänselten und foppten die Matrosen unsere Leute auf alle mögliche Weise, was diese, so lange sie seekrank waren, ruhig geschehen ließen; aber als sie die Flügel wieder einigermaßen heben konnten, erfuhren die Matrosen sehr bald, daß es nicht gut katzbalgen ist mit Kunstreitern und Luftspringern. Es entstanden Raufhändel, in welchen die Söhne Neptuns, trotz ihrer Messer, stets unterlagen, und erst, nachdem diese Zwiste einen für Alle höchst gefährlichen Charakter annahmen, einigten sich der Kapitän und Monsieur d'Apponcourt in so weit, um wenigstens einigermaßen die Ruhe herzustellen, obgleich die gegenseitige Stellung der beiden Parteien stets drohend und feindlich blieb.

Unter solchen Verhältnissen waren wir endlich so weit gekommen, daß wir eines Nachmittags die Küste Brasiliens erblickten, und unser Jubel war so stürmisch, daß es fast wieder Händel mit den Matrosen gegeben hätte, welche es jetzt übel zu deuten schienen, daß wir nach achtwöchentlichem Zusammenleben uns freuten, sie verlassen zu können. Die Elemente indessen beschwichtigten unsern Hader; denn plötzlich zogen sich eine Menge von Wolken zusammen, die Sonne nahm eine blutrothe Farbe an und verschwand bald gänzlich, und nachdem der Himmel vollständig eine graue oder schwarze Farbe angenommen hatte, begann das Meer Katzenpfoten zu machen, und Alles dieß, sowie kurze, von verschiedenen Seiten herkommende Windstöße schienen deutlich einen Sturm, oder, wie die Seeleute es nennen, schlimmes Wetter zu bedeuten. Während die Matrosen nun alle Hände voll zu thun hatten die Segel zu reffen, gingen unsere Leute, da es bald heftig zu regnen begann, unter Deck, jener Streit unsers Jubels halber war aufgehoben, und der Kapitän suchte so rasch als möglich die Küste aus dem Auge zu verlieren, da bei stürmischem Wetter die Nähe einer solchen stets mehr oder weniger Gefahr bringt. Indessen löste sich Alles einfach in eine ziemlich starke Brise auf, mit welcher wir am Abend des nächsten Tages in, oder besser: vor den Hafen von Rio Janeiro gelangten.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Bilder.

Von

Dimitri Staroff.

I.

Treten wir in eine der tausend kleinen Krambuden der großen Zarenstadt Petersburg, die in ihren Prachtläden mit den hohen Spiegelfenstern und den reichen Auslagen mit den herrlichen Gewölben der pariser Boulevarts wie der Regentstreet Londons wetteifern kann, so ahnen wir auf den ersten Blick nicht im Entferntesten, welch' reiches Treiben in diesen vier Wänden herrscht, wie in dem kleinen Laden die Chronik der Stadt gemacht wird, vor Allem welch' wichtiger Mann der Melotschnoi Lawotschnik ist. Bald soll es uns klar werden, wenn der Leser sich mit uns auf die Seite stellen und den Beobachter spielen will.

Betrachten wir die Wirksamkeit dieses Männchens vom kommerziellen Standpunkte, so springt vor allen Dingen die Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit seines Waarenlagers in die Augen. Ein Aushängeschild, der von keinem Maler gefertigt zu sein scheint, der Bildungsreisen nach Italien gemacht hat, stellt nur Früchte, Konditor- und Kolonialwaaren u. dgl. in Aussicht. Beim Eintritt in die Bude wird man aber bald gewahr, daß auch eine Volks-Delikatessenhandlung damit verbunden ist, und hier sowohl in rohen, als auch in bereits wie in einer Hexenküche appretirten Viktualien jeder Art gemacht wird, sowie auch Alles ohne Ausnahme vorhanden ist, was nur in einer bescheidenen Haushaltung erforderlich sein könnte, sogar bis auf Spucknäpfe, Waschbecken und Nachtvasen. Die theilbaren Waaren werden daselbst auf Verlangen in unglaublich kleinen Details debitirt, und die komplizirte und schwierige Berechnung der Preise verliert sich dabei in unendlich kleine Bruchtheile, da die Artikel alle nach Gewicht, sogar nach dem Apothekergewicht verkauft werden. Die soziale Bedeutung einer solchen Bude (Lawka) steht der merkantilen nicht nach. Diese unzähligen Institute, mit denen Petersburg zur Bequemlichkeit des konsumirenden größeren Publikums reichlich versehen ist, sind zugleich kleine Börsen, wo die laufenden Geschäfte des Tages abgeschlossen werden, und sehr frequente Sammelplätze der männlichen und weiblichen Klatschbasen aus dem lieben Volke. Hier erfährt man alle den Bezirk interessirenden Neuigkeiten; es werden daselbst Intriguen und geheime Ränke gesponnen, die indessen den Staat in seinen Grundlagen nicht erschüttern. Die Gevatter und Gevatterinnen nehmen auf der Bank Platz, bevor sie sich mit den gemachten Einkäufen, wie z. B. mit einem halben Loth gemahlener Cichorie als Kaffesurrogat, einer Prise gestoßenen Pfeffers, einer Nähnadel, einem Kohlkopf, einem Viertelpfund Talglicht u. s. w. entfernen, und es werden die im Arrondissement vorgefallenen Ereignisse besprochen. Auf diese Weise pflanzt sich, da man gewöhnlich nicht, wie der Hausknecht, vor der eigenen Thüre fegt, eine lebendige Skandalchronik von Mund zu Mund fort, in welcher Dichtung und Wahrheit oft in sehr sarkastischer Weise gemischt ist, daß die bösen Zungen wirklich Scheu einflößen können, da sie unbarmherzig die Leute durchhecheln,

welche sie zu Gegenständen ihrer geistreichen Konversation gewählt haben.

Der Kaufmann, oder sein Hauptcommis, dehnt seine Wirksamkeit noch weiter aus; denn er ist unter Umständen der Gewissensrath, auch der Geld vorstreckende Bankier, und, im Gegensatze zu dem advozirenden Dwerniki, sogar der Arzt seiner Klienten. Er hat weder die echten noch die falschen Bücher des Hippokrates gelesen, aus denen Schiller sein Motto zu den Räubern entlehnte, und huldigt weder der homöopathischen noch allopathischen Heilmethode, ist auch kein Anhänger von Rokitansky und Virchow, sondern hat seine eigene, oft sehr originelle Kurmethode. Wenn z. B. ein seine ärztliche Hülfe suchender Patient sich den Unterleib erkältet oder den Magen überladen hat und Kolikschmerzen empfindet, so bekämpft der handelsbeflissene Jünger des Aeskulap die Krankheit in folgender Weise. Er nimmt ein ihm zu jeder Zeit zur Disposition stehendes heißes Schwarzbrod aus dem wie ein flammenspeiender Vulkan stets thätigen Backofen, läßt den Patienten sich mit dem entblößten Unterleibe darauf legen und deckt ihn warm mit einem Schafspelze zu. Zu diesen äußeren Mitteln wird noch als inneres Remedium ein Glas heißer Sbiten hinzugefügt, wenn die curta domi supellex des Kranken die Anwendung des Thees nicht gestattet. Dieser Sbiten ist ein beliebtes Volksgetränk und besteht aus heißem Wasser, mit Syrup versüßt, und etwas Krausemünze, oder sonst einem aromatischen Kraute



Die Brod- und Semmelhändler am Kaufhof von St. Petersburg.

gewürzt. An jeder Straßenecke steht ein wandernder Schenke dieses warmen Getränks, das im Sommer mit einem Zusatz von Säure kalt als Limonade servirt wird. Der bärtige Ganymed hält in einem sorgfältig verdeckten, mit einem Krahnen versehenen Gefäße, welches an einem soliden, über den Nacken und die Schultern geworfenen Tragbande hängt, seine Mischung sorgfältig warm. Am Gurt um den Leib hat er ein Repositorium für einen Kranz von Gläsern geschnallt, falls mehrere Konsumenten zu gleicher Zeit sich melden und ein traulicher Kreis sich auf der Straße improvisirt. Hat nun der Patient des Lawotschniks, zu dem wir zurückkehren wollen, gehörig transpirirt, so ist zur Vollendung der Radikalkur eine Regelung der Diät unerläßlich. Der Arzt setzt den Kranken au regime und räth ihm ernsthaft an, sich einige Zeit mit leicht verdaulichen Speisen, wie gesalzenen oder marinirten Gurken, rohem Sauerkraut, gesalzenen rohen Pilzen u. dgl. zu begnügen.

Eine höhere Art Höcker, welche selbst unter der Aristokratie Käufer haben, sind die stabilen Brod- und Semmelhändler an der Ecke des Gostinoi-Dwor (Kaufhof) auf dem Newskyprospekt, um deren Tische stets ein Gedränge von Menschen sichtbar ist. Das beigefügte Bild gibt eine Anschauung von der eigenthümlichen Form der aus sehr feinem Mehl gebackenen Brode, Kalatschi und Ssaiki genannt, die sehr beliebt sind und theuer bezahlt werden.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Schwertlied.

Von

Theodor Körner.

„Du Schwert an meiner Linken
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude d'ran!
Hurrah!

„Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum blick' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Das freut dem Schwerte sehr."
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als meine liebe Braut.
Hurrah!

„Dir hab' ich ja ergeben
Mein lichtes Eisenleben,
Ach wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut!"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröth
Ruft festlich die Trompete:
Wenn die Kanonen schrei'n
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen,
Du Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

„Was klirr' ich in der Scheide:
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh,
Drum, Reiter, klirr' ich so."
Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen.
Was willst du hier mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein
Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah!

So komm' denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

„Ach, herrlich ist's im Freien!
Im rüst'gen Hochzeitsreihen,
Wie glänzt im Sonnenstrahl,
So bräutlich hell der Stahl."
Hurrah!

Wohl auf, ihr kecken Streiter,
Wohl auf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm,
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah! —

Der Akrobat.

(Fortsetzung.)

Es war aber jenesmal, als unser Hanswurst oder Clown, wie man heutzutage sagen würde, seine Jünglingsbrust dem Sturme bot und die geschwollene Backe bekam, von welcher ich oben bereits gesprochen, und da er mein Kojenkamerad war, so hörte ich ihn plötzlich während der Nacht, trotz des Lärmens auf Deck und dem Spektakel, den Wind und Wetter machte, dennoch deutlich schluchzen und weinen. Anfänglich traute ich meinen Ohren nicht. Der Mann war groß, stark, zwanzig und etliche Jahre alt, und hatte sich stets an Bord so ernst, ja fast düster gezeigt, daß wir hinsichtlich seiner Eigenschaft als lustige Person die besten Hoffnungen hatten, da bekanntlich die trefflichsten Komiker auf der Bühne außerhalb derselben ernsthaft und selbst langweilig sind. Und dieser starke Bengel weinte jetzt wie ein kleines Kind! Warum? das war mir ein Räthsel; denn Furcht des Wetters halber war es nicht, ich hatte ihn in ähnlichen Lagen vollkommen ruhig gesehen. „Herr Karl," sagte ich endlich, „warum heulen Sie denn so entsetzlich? Fehlt Ihnen etwas?" Er weinte auf meine Frage hin, ganz so, wie es Kinder zu machen pflegen, einige Augenblicke lang noch heftiger, dann aber sagte er: „Ich habe fürchterliches Zahnweh!" — „Pfui Teufel," erwiederte ich, „schämen Sie sich nicht, wegen einer solchen Kleinigkeit so zu flennen?" — „O Gott, deßhalb weine ich nicht! ich weine, weil . . . weil ich keine Späße machen kann drüben in dem verwünschten Rio Janeiro." — „Wie so? Was wollen Sie damit sagen?" — „Ach Gott, ich bin keine lustige Person, ich war in meinem Leben kein Hanswurst, und während der ganzen Ueberfahrt besinne ich mich unaufhörlich auf etwas Munteres, einen Witz, aber es fällt mir nichts ein." Er weinte wieder. „Ach was!" sagte ich, „so hängen Sie den lustigen Rath an den Nagel und arbeiten Sie auf dem Pferde." — „Ich bin nie in meinem Leben auf einem Pferde gesessen," versetzte er kläglich. Wie es Sitte bei uns war, stieß ich jetzt als Zeichen meiner Verwunderung einen derben Fluch aus, dann fragte ich, wie er auf den Gedanken gekommen, unter die Kunstreiter zu gehen, wenn er nie ein Pferd bestiegen habe. „Ich bin meiner Mama davon gelaufen." — „Warum?" — „Weil ich heirathen sollte, einen Husaren, einen Dragoner . . ." — „Ach, schwatzen Sie nicht so einfältig," sagte ich, aber er erwiederte hierauf: „Lieber Herr Andreas, wir wollen schmolliren, wir wollen uns dutzen." — „In Gottes Namen! aber sage mir, lieber Karl . . ." — „Nenne mich Minchen, Andreas, nenne mich Minchen, wie meine Mama." — Ich schwieg einige Augenblicke. Tolle Gedanken flogen durch mein Gehirn. Ein verkapptes Weib? Aber das war ja nicht möglich! Er hatte eine tiefe, männliche Stimme und einen starken Bart. Es war überhaupt nicht möglich. „Karl!" sagte ich dann barsch, „ich glaube, Du willst mich foppen. Ich hätte Lust, Dich ein wenig zu prügeln." — „O," erwiederte Minchen, „probir's nur, ich fürchte mich nicht; vor Mannsleuten überhaupt nicht, nur vor Weibsleuten habe ich Manschetten; aber ich will Dir meine Lebensgeschichte erzählen." — „Um Gottes willen, nein!" rief ich, „ich habe an der meinigen genug, und andere Leute vielleicht, leider, ebenfalls." Aber er erzählte sie mir doch.

In der frühesten Jugend verlor er seinen Vater, der, wie es schien, ein wilder Patron war, und seine Mutter, der es ebenfalls an Energie nicht fehlen mochte, nahm sich vor, aus ihrem Karl einen festen Mann zu erziehen, ein mildes, zartes Wesen, ein Lamm, als Gegenstück ihres Seligen. Hatte er sich gut aufgeführt, so zog sie ihm Mädchenkleider an, und nannte ihn Minchen, im entgegengesetzten Falle aber behandelte sie ihn hart, und eine alte Tante unterstützte getreulich dieses verrückte Gebahren. So bekam er von frühester Jugend an einen heiligen Respekt vor dem schönen Geschlechte, obgleich er mit Knaben wacker raufte, wenn sie ihn hänselten, was wohl ein Erbstück seines Vaters war. Eigentlich hielt ihn seine Mutter nicht kurz, er durfte öffentliche Vergnügungsorte besuchen, Theater und ähnliche Plätze, aber stets nur an ihrer Seite; und als sie endlich einige Emanzipationsgelüste an ihm zu bemerken glaubte, beschloß sie, eine dritte Bundesgenossin zu Hülfe zu nehmen, eine Frau. Ein vierschrötiges Wesen, so groß wie Karl selbst, mit ebenso schwarzen Haaren wie er, und sogar mit einem kleinen Schnurrbärtchen und großen Händen. „Die hält ihn in Ordnung," sagte die vorsorgliche Mutter, „wenn ich einst dahingeschieden sein werde, und er wird niemals ein so roher und rücksichtsloser Bursche werden, wie alle übrigen Männer." Dann nannte sie Karl Minchen, versprach ihm Naschwerk, und ließ ihn eines Tages allein mit jener riesigen Schönheit und dem Befehle, sich ihr zu erklären. Aber Karl widersetzte sich zum ersten Male mit vieler Energie. Er bat seine Mutter fußfällig, ihm nicht diese Frau aufzudringen, welche eher einem Dragoner als einem Weibe ähnlich sehe. Seine Mutter gab ihm eine Ohrfeige und bestimmte, daß die Hochzeit in vier Wochen, statt in einem Vierteljahre, wie sie vorher beschlossen, gefeiert werden solle, und Karl entlief noch an demselben Tage, da er selbst die Süßigkeiten des Brautstandes verschmähte.

In jener Seestadt trieb ihn der Hunger zu Monsieur d'Apponcourt, und jetzt, wo wir in einigen Tagen die Hauptstadt Brasiliens erreichen sollten, fiel ihm schwer seine Unfähigkeit auf's Herz. Auch hatte er arges Heimweh. Ich lachte ihn aus, und tröstete ihn abwechselnd; als ich ihm aber rieth, daß er mit der ersten Gelegenheit zurück nach Europa gehen solle, weigerte er sich bestimmt. Die Tante und die Braut fürchtete er weniger, aber seine Mutter. — „Wenn Du die kennen würdest, die wird mit Jedem fertig, selbst mit Dir," sagte er.

Wenn ich mich der Eindrücke erinnere, welche Rio Janeiro in mir hervorbrachte, so wundere ich mich noch heute über die Schwärmerei, in welche ich jenesmal gerieth. Ich war auf kurze Zeit ein anderer Mensch geworden, ein Phantast, und die Zeit meines Vagabundenlebens lag hinter mir wie ein böser Traum, aus welchem ich soeben erwacht war. Leider war das Vagabundenleben die Wirklichkeit und die Poesie ein Traum, aber der reizendste meines Lebens.

Fast alle Schiffe, welche in den Hafen von Rio einlaufen, thun dieß am Morgen mit dem Seewinde, und so bringen viele derselben die Nacht unferne der Einfahrt zum Hafen zu. Aber welch' eine Nacht war dieß! Wenn ich sage, daß alle Leute unserer Truppe, die verwildertsten, rohesten Gesellen von der Welt, bis zum Morgen stumm und schweigend auf Deck standen und hinausstarrten auf die nahe Küste, auf die ferne Stadt, auf das funkelnde Meer, auf den glänzenden Himmel, ohne rohen Scherz, ohne Fluch, hier und da nur vielleicht mit einem leisen und halb unterdrückten Ausruf der Bewunderung, so mag das vielleicht bezeichnend genug sein. Alle haßten das Meer so wie ich; Alle betrachteten das Schiff als ein zuletzt fast unerträgliches Gefängniß; aber

ich glaube, Jeder hätte jetzt die Fahrt noch einmal unternommen, dieser Nacht halber und der Aussicht wegen, morgen jenes Land betreten zu können, das, in mystisches Halbdunkel gehüllt, vor uns lag, und uns eine Fülle süßer Düfte zusendete und tausend noch süßere Hoffnungen.

Die Sonne sank bald, nachdem wir Anker geworfen hatten, und wir hatten eben noch Zeit, mit flüchtigen Blicken den riesigen Felsen zu mustern, der, links der Einfahrt, steil ansteigt, und den man, seiner Form halber, den Zuckerhut genannt hat. Dann die fabelhaften und von uns nie gesehenen Pflanzenformen der Küste! Palmen! was liegt nur hier für ein sonderbarer Reiz in diesen schlanken Kindern der Tropen! Unsere Leute, die vielgereisten, und vom Schicksale schon in die entlegensten Winkel der Welt geschleuderten wüsten Menschen, stießen sich an, und mit dem Finger gleich Kindern zeigend, flüsterten sie leise: Sieh dort, Palmen! Palmen! Und wieder die mächtigen Blätter der Bananen, zwischen welchen Negerhütten sich versteckt haben, Mimosenbäume, die düsteren Kronen der Mangabder Jaca, der ätherische Jambos, dann die reizenden Myrthen, die Grumijama und Pitanga, welche bisweilen den Boden um sich her durch ihre abgefallenen Blüten in ein duftendes Schneefeld verwandeln, Trompetenblumen rankend an den mächtigen Stämmen riesiger Bäume, und dazwischen wieder Bromelien, glühend in den buntesten Farben.

Aber ich, der arme Luftspringer, kannte jenesmal kaum eine jener Pflanzen, hatte ich auch vielleicht früher im Gewächshause meines Vaters eine oder die andere gesehen. Aber das wunderbare, reizende Gemenge jener Blattformen entzückte mich an jenem Abende sicher deßhalb nicht minder, und als dann die Sonne gesunken und bald Alles fast in Nacht gehüllt war, schuf die Phantasie sich neue, wundervolle Formen in jenem ersten tropischen Waldstück, was ich gesehen, und welches jetzt beleuchtet wurde von dem funkelnden Sternenhimmel der südlichen Halbkugel. Es ist mir deutlich in der Erinnerung, daß ich jenesmal meinen Stand verwünschte, der mich in die Gemeinheit gezogen, und ihn in stillen Augenblicken wieder pries, da er mich hingeführt zu allen diesen Wundern.

Jetzt begann das Leben der Tänzer. Während geschäftige Lichter längs der Küste schwärmten und Boote an unserem Borde vorüber fuhren, in welchen man in einer fremden, uns unverständlichen Sprache scherzte und plauderte, während Tausend und Abertausende von Wohlgerüchen wollüstig, und fast betäubend, uns Botschaft von neu erschlossenen Blütenkelchen des Landes brachten, Leuchtkäfer um unsere gerefften Segel spielten, und der Tropenwald sein geheimnißvolles, nächtliches Rauschen begann und jene mystische Sprache sprach, die wohl auch die deutschen Wälder sprechen zu dem, der sie versteht. Während Alles das in unserer Nähe mich mit einem wollüstigen Schauer erfüllte, drang über den Spiegel des Hafens her das Leben der Stadt, die Klänge von Musikchören, der Glanz von tausend Lichtern, Gesang und jubelnde Stimmen von Menschen, die sich ihres Lebens freuten und der erfrischenden Nacht, die gekommen war, sie zu erquicken nach der Hitze des Tages und nach seinen Mühen.

Wundern Sie sich, daß der arme Seiltänzer, der jetzt ein alter, einsiedlerischer Jäger geworden, diese Erinnerungen behalten, ja daß er die Armuth seiner Sprache jetzt wider seinen Willen in ein dürftiges, poetisches Gewand hüllt?

O mein Gott! mein Gott! Warum soll in dem alten, morschen Herzen eines armen Teufels nicht eine kleine frische Stelle geblieben sein, in welcher die wenigen Klänge längst verschwundener heiliger Stunden wieder klingen! —

Aber wissen Sie, an was ich dachte in jener Nacht? Ach, ich konnte mich nicht recht freuen auf das Leben da drüben in dem lustigen Rio Janeiro, welches uns so einladend seine Grüße sendete und uns Alles das zu ersetzen versprach, was uns so lange entgangen war. Und mehr noch ein reiches und uns neues, ein tropisches Leben mit allen seinen Genüssen. Ich war wohl lebhaft und selbst freudig angeregt durch jene wundervolle und reizende Natur, aber — ich dachte lebhafter als je an Emilien, an meine arme, gestohlene Schwester! Wenn ich an **ihrer** Seite Alles dieses hätte sehen, genießen dürfen! —

Als wir am nächsten Morgen durch den Hafen fuhren, hatte sich das ehrfurchtsvolle Schweigen meiner Kameraden in lauten Jubel und eine geräuschvolle Heiterkeit verwandelt. Trotzdem, daß die Douane an unseren Bord kam, und eine Sanitätskommission höchst würdevoll Betrachtungen über unseren Gesundheitszustand anstellte, schwenkten unsere Bursche laut rufend ihre Mützen, so oft wir an einer der kleinen, mit Vaborten, Landhäusern oder Klöstern bedeckten Inseln vorüber fuhren, riefen den zahlreichen, mit Negern bemannten Booten eben nicht die anständigsten Scherze zu, und nachdem wir an der Granittreppe des Kai gelandet waren, konnte uns der würdige Direktor kaum so lange zu bleiben vermögen, bis er uns ein unweit der Kirche vom heiligen Kreuze gelegenes Haus bezeichnet hatte, in welchem er Wohnungen für uns genommen, da eigentliche Gasthöfe zu jener Zeit in Rio kaum zu finden waren. Aber der Mäkler, der zugleich mit der Douane an Bord gekommen war, um uns jenes Haus anzupreisen, mußte jetzt mit Monsieur d'Apponcourt allein dasselbe aufsuchen; denn nachdem meine Kollegen nur flüchtig die Bezeichnung ihrer Herberge sich aufgezeichnet, zerstoben sie, wie ein Haufen der Schule entlassener Knaben, lärmend nach allen Seiten hin, suchend und strebend nach Wein und nach den süßen erlaubten und den verbotenen Früchten des Landes.

Ich selbst schritt mechanisch auf den großen Springbrunnen zu, der dort am Landungsplatze aus vier Röhren reichliches Wasser sprudelt, und trank mit gierigen Zügen, nach acht Wochen zum ersten Male wieder, reines, frisches, lebendiges Wasser. Als ich endlich tief aufathmend mich abwandte vom Brunnen, stand Karl vor mir und sagte: „Wir wollen zusammenhalten; Zwei bringen doch immer mehr zu Stande, als Einer." — „In Gottes Namen," erwiederte ich, „obgleich ich auf unsere gemeinschaftlichen Leistungen im Zirkus verzweifelt wenig Vertrauen habe." Dann rannten wir durch die Stadt, und nachdem wir bald gefunden, daß diese für Leute, welche die größeren Städte Europas gesehen haben, wenig Neues bietet, gingen wir in's Freie, um dort zu finden, daß die Umgegend von Rio nicht bloß die reizendsten Gegenden Europas übertrifft, sondern selbst unsere Phantasie überflügelte.

Todmüde kehrten wir endlich gegen Abend heim, und fanden dort Monsieur d'Apponcourt in einem Zustande, welcher die Mitte zwischen Verzweiflung und Wuth hielt. „Alles wird gehen," hatte er häufig am Land gesagt, „famose Künstler habe ich; da drüben brauche ich nichts, Pferde, Demoisell's und Musiker, nebst einer hohen obrigkeitlichen Bewilligung." Aber er hatte vergessen, daß er bloß deutsch und ein wenig französisch sprach, und da man in Mexiko nur portugiesisch verstand, so hatte er den ersten Tag mit den fruchtlosesten Bemühungen vergeudet. Zum Ueberflusse trafen an jenem Abende auch nur zwei unserer famosen Künstler in unserer gemeinschaftlichen Wohnung ein, die sie übrigens nur durch ein halbes Wunder gefunden haben konnten, da sie schwer betrunken waren. Die Uebrigen kamen erst am Abende des folgenden Tages in einem ähnlichen Zustande, wie jene Beiden heute. Unter endlosen Schwierigkeiten und nur mit Hülfe jenes Mäklers, der uns zu der Wohnung verholfen, bekamen wir endlich etwas, das einem Zirkus ähnlich sah, zwei Demoisell's, ein Dutzend Pferde und ein halbes Dutzend Neger, welche Musik machen sollten.

Was die beiden Demoisell's betrifft, Wesen von unentschiedener Farbe und Abkunft, aber von entschiedener Häßlichkeit, so hatten beide zuverlässig keinen andern als einen außerordentlich falschen Begriff von dem Zwecke, zu dem man sie gedungen hatte. Sie konnten reiten wie jede Frau in Brasilien; als man ihnen aber zumuthete, durch Reife zu

springen und die andern im Zirkus gebräuchlichen Kunststücke zu machen, erklärten sie entrüstet, daß sie keine Hunde wären.

Die Tonkünstler, gemiethete Sklaven, machten, aufgemuntert durch die lange Peitsche des Direktors, einen ganz anständigen Lärmen, der mit einigem guten Willen selbst für Musik genommen werden konnte.

Die Pferde endlich, noch williger fast als die Neger, wurden durch unsere Leute, welche jetzt plötzlich äußerst fleißig geworden waren, da Keiner von ihnen einen Pfennig mehr in der Tasche hatte, in kurzer Zeit so weit gebracht, daß man zur Hauptprobe schritt, und in einigen Tagen schon die erste große öffentliche Vorstellung statt finden sollte.

Karl war trostlos über diese Fortschritte. Zwar dachte man nicht daran, in den Proben die komische Person auftreten zu lassen, da man überflüssig mit der Dressur der Pferde beschäftigt war, und als in der Hauptprobe der Direktor ihn aufforderte, aufzutreten, erklärte er mit mehr Geistesgegenwart, als ich ihm zugetraut hätte, die wahre Laune käme erst recht über ihn Angesichts eines zahlreichen Publikums. Bei dieser Erklärung zog er wider seinen Willen eine so jammervolle Miene, daß Monsieur d'Apponcourt laut auflachte und ihn wohlgefällig einen „verdammt komischen Patron" nannte.

(Fortsetzung folgt.)

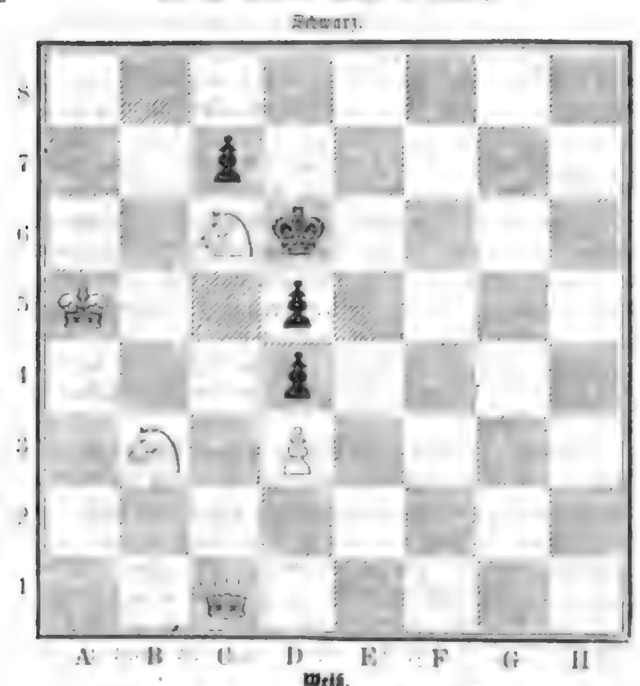
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 12.

Von W. Conrad Bayer in Olmütz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 11.

Schwarz.	Weiß.
1) T. A 4 nimmt D 7 †	1) K. E 8 nimmt D 7.
2) L. D 3 — F 5 †	2) K. D 7 — E 8 oder A
3) L. F 5 — D 7 †	3) K. E 8 — D 8 — F 8.
4) L. A 3 nimmt E 7 Schach und Matt.	

A

Schwarz.	Weiß.
	2) K. D 7 — C 6.
3) L. F 5 — D 7 Schach und Matt.	

Zwischen Himmel und Erde.

Von

Ernst Stäffli.

Nachdem ich meine Universitätsstudien absolvirt hatte, lag zwischen der praktischen Lebensstellung, die ich einnehmen sollte, ein Sommer reich an öffentlichen Festen und ein Winter mit der ganzen liebewarmen Gemüthlichkeit im Hause meiner Mutter. Wir wohnten im äußersten Norden des schweizer Jura, in einem wenig besuchten Seitenthale. Um so freudiger empfing ich einen Brief eines auf einer süddeutschen Universität zurückgelassenen Freundes, der mir seinen Besuch auf die Weihnachtsferien ankündigte. Damals war die badische Eisenbahn schon bis Kehl erbaut, und diejenige von Straßburg bis Basel schon einige Zeit im Betrieb, so daß ein Ausflug in die Schweiz selbst im tiefern Winter nicht mehr zu den besonders schwierigen Unternehmen gehörte. Wir waren auf den Besuch auch in ziemlich erwünschter Weise vorbereitet. Zu Anfang des Dezember hatten wir ein Schwein geschlachtet, dessen edelste Bestandtheile im Kamine jetzt gerade die rechte Räucherungszeit erreicht hatten, um, in der verschiedenartigsten Weise zubereitet, mit den verschiedenartigsten Beigaben begleitet als leckerer Bissen servirt werden zu können. So vorbereitet, erwarteten wir den Freund in froh gespannter Erregung. Endlich — die Dämmerung war schon längst hereingebrochen — erschien er in dem stillen Dorfe, nachdem er aus der benachbarten Stadt in dasselbe nicht ohne Schwierigkeit den Weg über die stolperigen Ackerfelder gefunden hatte.

Nun verlebten wir einige Tage in jener Freude, wie sie etwa die Hochzeitsgäste zu Kana in Galiläa empfunden haben mögen; wir tafelten bis in die späte Nacht hinein. Die fetten Würste, die geräucherten Schweinsrippchen, der duftende Braten schmeckten prächtig und unterhielten einen unauslöschlichen Durst. Ein Krug Wein nach dem andern wurde geleert; glücklicherweise war auch dafür gesorgt, daß das edle Naß nie ausging.

Es war ein Winter von mäßiger Kälte. Ueber der Erde lag ein leichter Schnee. Ein dichter Nebel bedeckte den Himmel und verhüllte die nächsten Gegenstände. Zu Spaziergängen, kleinen Ausflügen, und zu Besuchen auf bemerkenswerthen Punkten war das Wetter nicht einladend. „Von der ‚malerischen Schweiz' muß der Freund aus Deutschland einen eigenthümlichen Begriff bekommen," dachte ich; „sie ist ein wenig grau in grau gemalt, so wird seine Beschreibung lauten."

Da kam mir ein glücklicher Einfall. Vielleicht, überlegte ich, daß, wie es oft der Fall, der Nebel nur über die Niederungen ausgebreitet ist, während die höheren Berge ihre Häupter im reinen Strahle der Sonne baden. Ich schlug daher meinem Freunde einen Ausflug auf den Weißenstein bei Solothurn vor. „Treffen wir's glücklich," sagte ich ihm, „so sollst Du das Schönste sehen, was die Schweiz besitzt, den Diamantkranz der Schweizeralpen, wie er seine glühenden Zacken in den blauen Aether des Himmels hinausstreckt — in ihrer ganzen Ausdehnung vom Säntis bis zum Montblanc. Möglich, daß wir vielleicht auch noch einige Seen, die ihre Spiegel zwischen den Alpen und dem Jura ausgebreitet haben, von der Höhe des Weißensteins erblicken können, vielleicht den Bieler-, Murtner- und Neuchatelersee, und bei heiterer Luft wohl auch noch den Sempachersee."

Der Freund nahm meinen Vorschlag freudigst an.

Am Tage vor dem Weihnachtsfest wanderten wir frohgemuth über die Vorberge des Jura. Der Nebel wollte sich nicht lichten, wohl aber wurde die Schneedecke dichter, je näher wir dem Hauptstamm des Jura kamen. Nach einer achtstündigen, nicht ganz leichten Fußtour kamen wir an dem Nordfuße des Weißenstein an und übernachteten in einer bescheidenen Dorfschenke. Ob es wohl morgen auf dem Berge oben hell sein werde? fragten wir die Wirthsleute. „Es cha scho der Fall si," gaben sie höchst unverfänglich zur Antwort.

Den andern Tag frühstückten wir schon um 7 Uhr. Es war noch gänzlich Nacht. Bald brachen wir auf und schritten bergan. Aber es wollte nicht recht Tag werden, der Nebel war so dicht, daß wir kaum die nächsten Bäume im Walde sahen. Eine Stunde schon waren wir bergan geschritten — die Glocken, die im Thale die Leute zur Kirche

riesen, klangen immer leiser, wie aus einer versinkenden Kirche; der Nebel blieb gleich dicht, und ich wollte die Hoffnung aufgeben, meinem Freunde ein Schauspiel zu zeigen, wie man auf Gottes schönem Erdboden ein zweites nicht sehen kann. So weit zu reisen, zu gehen, zu steigen, vom schwäbischen Neckar bis auf den schweizerischen Jura,



Der Festmorgen der Aelplerin.

um keine andere Aussicht zu haben, als in den undurchdringlichen, garstigen Nebel: das wäre denn doch ein betrübtes Abenteuer gewesen. Mein Freund fing auch an, unmuthig zu werden; es regte sich in ihm die leider jetzt unstillbare Sehnsucht nach den fetten Würsten, nach den schmackhaften Schweinsrippchen, dem duftenden Braten in meinem elter-

lichen Hause, den bauchigen, weingefüllten, immer neugefüllten Weinkrügen,

„Und ihres Inhalts
Zauberfluß,
Ihre Vollgestalt,
Und ach! ihr Kuß."

deklamirte mein freundlicher Begleiter laufend in wehmüthigem Pathos. . . .

Wir hatten bereits jene Höhe erreicht, wo der Wald nicht mehr recht fortkommen will. Auf einmal wurde der Nebel lichter, es schimmerte heller hindurch; noch einige Schritte, und unsere Köpfe tauchten aus dem tiefen, unendlichen Nebelmeer in den blauen Aether empor.

„Wir athmeten lang und athmeten tief
Und begrüßten das himmlische Licht."

„Freue Dich, mein Bester, wir bekommen eine wundervolle Aussicht," ermuthigte ich meinen Freund. „Du darfst nun nicht mehr rückwärts sehen, bis wir ganz oben sind, sonst hüllt sich die ganze Herrlichkeit wieder in cimmerisches Dunkel."

Noch eine starke halbe Stunde hatten wir zu gehen, bis wir auf der Höhe des Weißensteins waren. Das Kurhaus und die Sennhütte leuchtete uns im Morgensonnenscheine freundlich entgegen. Aus dem hartgefrorenen Schnee funkelten Milliarden von Diamanten. Nichts regte sich, kein Lüftchen, kein lebendes Wesen, es war so andachtsvoll still, als ob wir der alltäglichen Welt weit, weit entrückt wären. Es war auch so.

Jetzt hatten wir die Höhe des Weißensteins erreicht.

„Ha sell!" rief mein Freund mit einem Ausdruck, der unmöglich zu beschreiben ist. Der Anblick, der sich uns hier bot, war so großartig erhaben, so überwältigend in dieser Erhabenheit, in diesem Silberglanz und goldenen Licht, daß wir lange in Staunen und Bewundern in denselben versenkt blieben, ohne ein Wort zu reden.

„Ja, das muß ich sagen," unterbrach der Freund endlich die Stille, „so hätte ich mir auch den größten Schweizersee nicht vorgestellt."

Zwischen den Alpen und dem Jura lag ein unermeßliches Nebelmeer, aus dem selbst die höheren Vorberge nicht emporzutauchen vermochten, wie abgestrichen, wellenlos, spiegelglatt, und darüber glänzte das hellste Sonnenlicht vom hellsten Himmel. Mein unerfahrener Freund ließ den Eindruck, den das Ganze auf ihn machte, so kritiklos auf sich wirken, daß er die sonnenbeschienene Nebelmasse in der That für einen großen Schweizersee hielt!

Die Täuschung dauerte freilich nicht lange, um dann der Bewunderung für die ehrwürdigeren Riesen der Alpenwelt Platz zu machen.

Dort, fern am südlichen Horizont, stiegen sie auf wie ein täuschendes Wolkengebilde am Saume der afrikanischen Küste, großmächtige Pyramiden, dicht ineinandergemischt, in einem weiten Halbkreis von Tyrol bis nach Savoyen, still und ruhig, mit ihrem blanken Silberglanz den Himmel berührend, glühende Weihnachtskerzen, wie sie in keinem Dom der Erde heute schöner aufgesteckt waren.

— — — — — — — —
„O süßes Grauen! Geheimes Wehn!
— — — — — — — —
Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Ja das war die Empfindung, die an diesem Weihnachtstage auf dem Weißenstein über uns kam! Uhland hat sie so schön ausgesprochen. Und ungesehen, tief unten im Nebelmeer knieeten jetzt viele Tausende guter Menschen und beteten mit uns! Und mit der Erhabenheit des unbeschreiblich prachtvollen Anblickes stimmte die ungeahnte Stille, die uns umgab. Es war, als ob die ganze Welt untergegangen, und wir auf einem verlassenen Eiland im unermeßlichen Ozean allein übrig geblieben, wie Noah in seinem Kasten auf dem Berge Ararat nach der Sündflut.

Nachdem wir uns an dem Hochgenuß dieses einzigen Anblickes gelabt, traten wir auf die nahegelegene Sennhütte zu, um nachzusehen, ob wir dort Erfrischungen haben könnten. Sie war geschlossen; aber am offenen Fenster saß das junge Sennenweib mit ihrem Säugling, in andächtiges Sinnen verloren. Die Ihren waren früh schon nach Solothurn hinunter zur Kirche gegangen. Sie feierte das Fest in frommen Muttergedanken hier oben „zwischen Himmel und Erde", und um auch äußerlich hier, fern von jeder Kirche, zur Ehre Gottes etwas Uebriges zu thun, hatte sie vor dem an der Wand hängenden Kruzifix ein Licht angezündet. Unser Anblick in dieser Jahreszeit, wo wochenlang kein Fremder auf den Berg kommt, an diesem hohen Festtag, erschreckte sie fast; doch hatte sie uns gleich abgesehen, daß wir in keiner bösen Absicht hierher gekommen waren. Freundlich reichte sie uns Butter, Milch und Brod, das wir uns trefflich schmecken ließen. Geraume Zeit verweilten wir noch in der Sennhütte und erfreuten uns vom Fenster aus der unvergeßlichen Aussicht. Es war warm geworden wie im Frühling. Wir hätten immer da bleiben mögen.

Nach einigen Stunden unvergleichlichen Hochgenusses stiegen wir aus dieser stillen Sonnenhöhe wieder bergabwärts Solothurn zu, und tauchten unter in den feuchten, grauen Nebel.

Das deutsche Nationaldenkmal.

Die Befreiungshalle bei Kelheim.

Von

Regnet.

Während der Druck der Fremdherrschaft mit eiserner Wucht auf Deutschland lag, entkeimte der großen Seele eines deutschen Fürsten der Gedanke, den berühmtesten Männern seines Volkes einen Ehrentempel zu erbauen, der, von den Ufern des Donaustromes weit hinausschauend in ein reichgesegnetes deutsches Land, ihren Enkeln eine Mahnung sei, wonach sie streben sollten; und als jener Fürst den Thron seiner Väter bestiegen, da rührten sich bald viel hundert geschäftige Hände, und erhob sich auf gigantischen Unterbauten bei Wörth an der Donau aus glänzend weißem Gesteine die stolze Heldenburg Walhalla.

Es war am 18. Oktober 1842, als König Ludwig von Bayern sein großes Werk feierlich eröffnete, und schon am nächsten, dem Gedächtnißtage des Einzugs der Verbündeten in Leipzig, ging er daran, am Ufer desselben Stromes, da, wo derselbe die Altmühl aufnimmt, den Grundstein zu einem noch grandioseren Bau zu legen, den er Befreiungshalle nannte.

Durch dieses Denkmal sollte den kommenden Geschlechtern die Erinnerung erhalten werden an die Siege, welche ihre Vorfahren, die verbündeten deutschen Völker, über den gemeinschaftlichen Feind errangen; an die Führer, die damals ihre Schlachten geleitet, und an das treue Zusammenstehen, ohne welches es ihnen nie wäre möglich geworden, das fremde Joch abzuschütteln.

Der Standpunkt für ein solches Denkmal deutscher Einigkeit konnte nicht besser gewählt werden als da, wo ein anderes großes Werk des Königs Ludwig, der Donau-Main-Kanal, die beiden größten deutschen Ströme mit einander verband.

Die Grundsteinlegung ward mit der eines solchen Baues würdigen Feierlichkeit vorgenommen. Ueber zweihundert Sänger stimmten begeistert und begeisternd deutsche Volkslieder an, begleitet von den Klängen kriegerischer Musik, und auch Lützow's wilde verwegene Jagd fehlte nicht darunter. König Ludwig, von der Königin, dem Kronprinzen und dessen ju-

gendlicher Gattin, der Erbgroßherzogin von Hessen, den Prinzen Luitpold und Karl von Bayern, dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen, dem Herzoge Max in Bayern, dem Fürsten Taxis, dem Bischofe von Regensburg und dem ganzen diplomatischen Korps umgeben, sprach damals die denkwürdigen Worte: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen; was in die Lage uns gebracht, daß er nothwendig geworden und was den Sieg uns verschafft. Vergessen wir nie, ehren wir immer seine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben. Das vereinigte Deutschland, es wird nicht überwunden."

In gleichem Sinne sprach der König bei dem darauffolgenden Banket in Kelheim den Toast: „Unserm gemeinsamen deutschen Vaterlande, das keinem andern nachsteht, das sich zu fühlen anfängt, das sich von keinem Fremden wird unterdrücken lassen! Deutschland hoch!"

Inzwischen sind einundzwanzig Jahre über Deutschland hingegangen, und die ernste Mahnung des Königs hat nichts an Bedeutung verloren. Der grandiose Bau der Befreiungshalle steht vollendet und beherrscht das Land weit umher. Möge der Tag nicht mehr ferne sein, an welchem der stolze Bau deutscher Einigkeit alle Stämme des geliebten Vaterlandes um sich geschaart sieht.

Die Befreiungshalle, nach des inzwischen verstorbenen Akademiedirektors von Gärtner Entwürfen erbaut, erscheint als ein riesenhafter Rundbau. Auf einem aus drei gewaltigen Stufen bestehenden Unterbau erhebt sich die Rotunde. Der Unterbau bricht sich in achtzehn stumpfwinkligen Kanten, auf denen ebenso viele Kandelaber aus blendend weißem karrarischem Marmor stehen. Ebenso viele nach oben sich verjüngende Strebepfeiler umgeben und gliedern den Rundbau. Auf ihnen ragen achtzehn germanische Jungfrauen in weiten, faltenreichen Gewändern, Eichenkränze im Haar, das in reichen Locken über Brust und Nacken herabfließt. Sie halten länglichte Tafeln, welche die nachbezeichneten Inschriften zeigen: Oesterreicher, Bayern, Tyroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Hessen, Westphalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Mähren, Hannoveraner, Preußen.

Da die Reihenfolge nach ihrer Aufstellung vom Portale an verzeichnet ist, so ergibt sich daraus, daß die Namen: Oesterreicher und Preußen zu beiden Seiten desselben stehen.

Ueber diesen Statuen erhebt sich eine Gallerie von vierundfünfzig Säulen, jede aus einem Stücke und sechzehn Fuß hoch, von welcher man eine bezaubernd schöne Aussicht über das Donau- und Altmühl-Thal genießt. Dieselbe erweitert sich noch mehr, wenn man die eiserne Wendeltreppe zur obern Brustwehr emporsteigt, welche den Bau zierlich umfängt, und oberhalb deren sich achtzehn Trophäen, aus antik geformten Helmen und Panzern geschmackvoll zusammengesetzt, hoch und frei in die Luft ragen.

Ueber dem Eingange zum Saale fesseln den Beschauer folgende Worte in großen vergoldeten Buchstaben aus Erz:

Den teutschen Befreiungskämpfern
Ludwig I.
König von Bayern.
MDCCCLXIII

Treten wir nun in das Innere, so umfängt uns eine Halle von sechsundneunzig Fuß im Durchmesser und einhundertvierundachtzig Fuß Höhe, welche ihr Licht durch eine sogenannte Laterne am Abschlusse des riesigen Gewölbes findet, dessen Sprengweite volle hundert Fuß beträgt, während es sechsundsechzig Fuß hoch ist.

Der Eindruck ist ein in der That bewältigender, feenhafter. Die schönsten Marmorarten bedecken die Wände, während die Kuppel reich kassettirt von Gold strahlt, mit dem die Verzierungen, Schilde, Waffen, Donnerkeile und Aehnliches, welche die Kassetten ausfüllen, überdeckt sind.

Den schönsten, wahrhaft bezaubernden Schmuck aber bilden die vierunddreißig aus weißem Karrara-Marmor gemeißelten kolossalen Siegesgöttinnen nach Schwanthaler's Modellen, welche, die deutschen Staaten vorstellend, sich auf einem etwa sechs Fuß hohen Sockel ringsum erheben, und so einen schönen Kranz bilden, indem sie sich nachbarlich je eine Hand reichen, während die andere sich auf einen zwischen zwei vor ihnen stehenden runden Schild stützt, welche aus dem Metall in den Befreiungskämpfen eroberter französischer Geschütze gegossen sind, auf welchen Schilden die Namen der Gefechte und Schlachten prangen, durch welche Deutschlands Befreiung erkämpft wurde.

Die Namen lauten: Treffen bei Danigkow, 5. April 1813; Schlacht von Großbeeren, 23. August 1813; Schlacht an der Katzbach, 26. August 1813; Schlacht bei Kulm, 30. August 1813; Schlacht bei Dennewitz, 6. September 1813; Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober 1813; Schlacht bei Leipzig, 16.—19. Oktober 1813; Schlacht bei Brienne, 1. Februar 1814; Treffen bei Bar sur Aube, 27. Februar 1814; Treffen bei La Guillotière, 3. März 1814; Schlacht bei Laon, 10. März 1814; Treffen bei Lincouest, 20. März 1814; Schlacht bei Arcis sur Aube, 20.—21. März 1814; Treffen bei Lafere champenoise, 25. März 1814; Schlacht von Paris, 30. März 1814; Schlacht von Waterloo, 18. Juni 1815; Treffen bei Straßburg, 28. Juni 1815.

Hinter jeder solcher Gruppe bildet sich eine tiefe Nische, welche durch Arkadenpfeiler von Granit getrennt sind. Ueber den Bogen derselben sind große, länglichte Marmortafeln angebracht mit den hier folgenden Namen der berühmtesten deutschen Heerführer im Befreiungskriege:

Fürst Schwarzenberg, Feldmarschall, Oesterreich; Fürst Blücher von Wahlstadt, Preußen; Fürst Wrede, Feldmarschall, Bayern; Graf Radetzky, Feldmarschalllieutenant, Chef des Generalquartierstabes, Oesterreich; v. Scharnhorst, Generallieutenant und Generalquartiermeister, Preußen; Graf Gneisenau, General der Infanterie, Preußen; Wilhelm, Kronprinz von Würtemberg; Wilhelm, Herzog von Braunschweig; Friedrich, Erbprinz von Hessen-Homburg, General der Artillerie, Oesterreich; Graf York von Wartenberg, General der Infanterie, Preußen; Graf Klenau, General der Kavallerie, Oesterreich; Graf Bülow von Dennewitz, General der Infanterie, Preußen; Graf Gyulai, Feldzeugmeister, Oesterreich; Graf Kleist von Nollendorf, General der Infanterie, Preußen; Graf Colloredo, Feldzeugmeister, Oesterreich; Graf Tauentzien von Wittenberg, General der Infanterie, Preußen; von Ziethen, Generallieutenant, Preußen; Graf Bubna, Feldmarschalllieutenant, Oesterreich.

Oberhalb dieser Heldentafeln zeigen sich im Gesimsfriese die Namen von achtzehn Hauptfestungen und festen Punkten, für deren Einnahme im Befreiungskampfe deutsche Völker ihr Blut vergossen. Sie lauten wie folgt:

„Longwy, Thorn, Spandau, Dresden, Arnheim, Stettin, Torgau, Danzig, Wittenberg, Herzogenbusch, Küstrin, Befort, Maubruge, Marienburg, Philippeville, Hüningen, Auxonne, Mezières.

Der Fußboden ist aus verschiedenfarbigen, sehr schönen Marmorgattungen geschmackvoll zusammengesetzt. Große Kreise ziehen sich von der Wand nach Innen zu, und umschließen dort die in großen, römischen Buchstaben eingelegten bedeutsamen Worte des erhabenen königlichen Gründers: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt."

König Ludwig hat seine großartige Schöpfung seit längerer Zeit, namentlich seit die Gerüste aus dem innern Raume weggenommen worden, nicht mehr besucht, um den Totaleindruck bei der feierlichen Eröffnung ganz ungetrübt auf sich einwirken zu lassen.

Dieselbe wird am 18. Oktober dieses Jahres stattfinden, und sich der königliche Bauherr eigens zu derselben nach Kelheim begeben. Er wird dabei die ältesten noch in Aktivität stehenden Krieger aus jener Zeit um sich versammeln, welche dazu eine besondere Einladung erhalten werden.

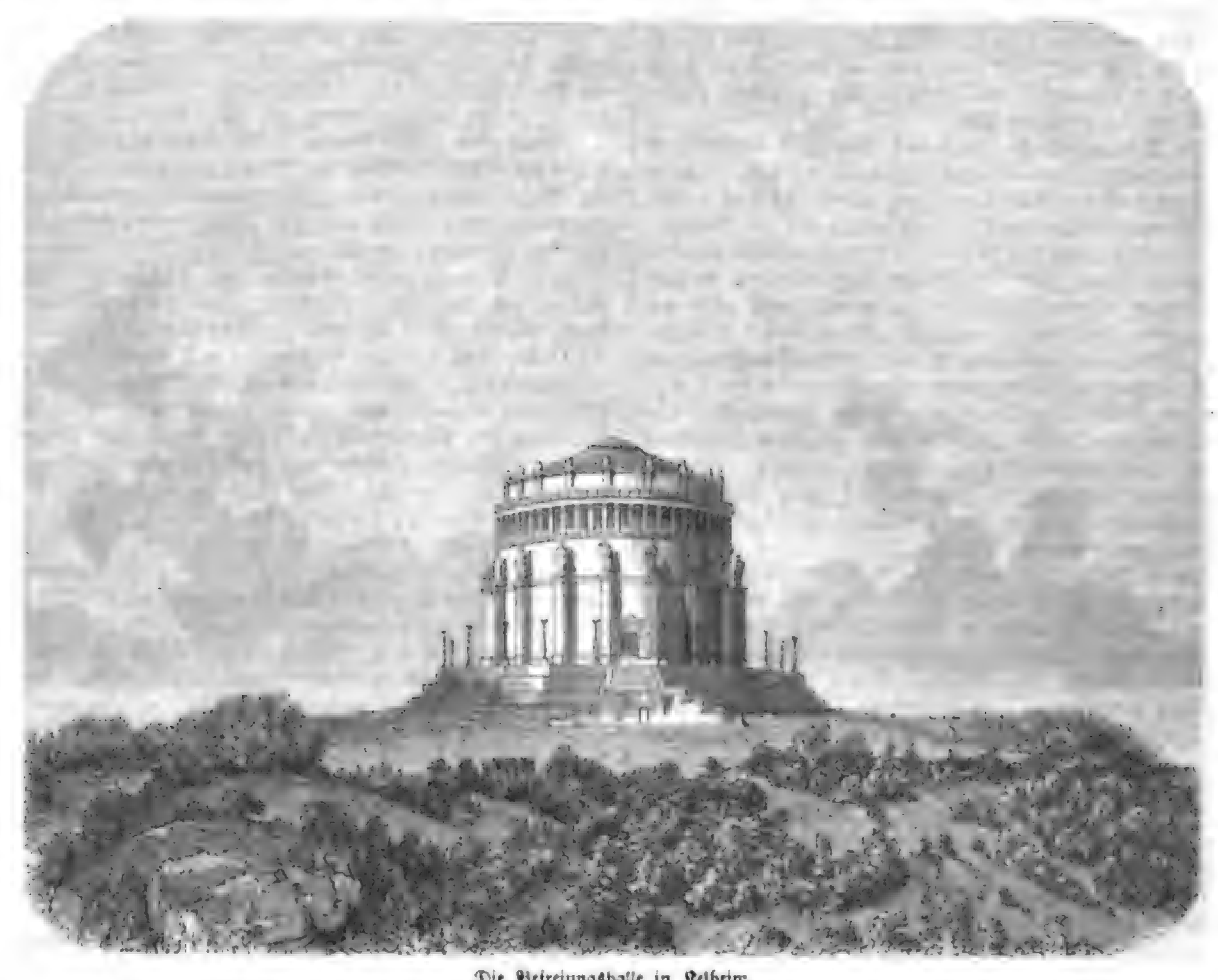
In der Befreiungshalle, deren Erbauungskosten König

Ludwig aus Mitteln seiner Privatschatulle bestritten, erhält Deutschland ein Nationaldenkmal, dessen Bedeutung für das gesammte Volk nicht unterschätzt werden darf. Sie ist und wird für alle kommenden Zeiten sein eine Mahnung zur Eintracht aller deutschen Stämme und Völker, zu treuem Zusammenstehen in hellen und trüben Tagen, in Freud und Leid. Sie erscheint als eine riesige Verkörperung der Worte des unsterblichen Dichters: Seid einig, einig, einig!

Wohl nicht ohne Absicht wiederholt sich, wie unsern freundlichen Lesern kaum entgangen sein dürfte, die Zahl Achtzehn so oft in dem wunderbar schönen Baue, für dessen Formen griechischer Styl gewählt wurde, sie ist das Datum des entscheidenden leipziger Tages, der Napoleon's Macht in Trümmer warf. Der achtzehnte Oktober des Jahres 1813 befreite Deutschland für immer von seinem Unterdrücker. In fliegender Eile aus unsern Marken flüchtend, hat sein Fuß nie mehr deutschen Boden betreten, den er so lange entheiliget.

Der achtzehnte Oktober laufenden Jahres sollte noch eine zweite Feier sehen. Die Bürger des freundlich unten an dem Berge gelegenen Städtchens Kelheim haben den Königen Ludwig und Max von Bayern, denen sie so viel verdanken — wir erinnern nur an die neue eiserne Brücke über die Donau, welche unter der Regierung des Königs Max erbaut wurde — ihren Dank dadurch ausgesprochen, daß sie den Bildhauer Professor Halbig in München mit der Herstellung der kolossalen Statuen der beiden Könige beauftragten, welche auf dem Platze aufgestellt wurden, auf welchem sich die beiden Hauptstraßen Kelheims kreuzen. Die Enthüllung der beiden Statuen fand jedoch bereits im September Statt und zu welcher Zeit auch der neue Thurm der im gothischen Style gebauten Stadtpfarrkirche vollendet war.

Die Lage und Umgebung Kelheims gehört zu den anmuthigsten, und empfiehlt es bestens zu Ausflügen nach schö-



Die Befreiungshalle in Kelheim.

nen und interessanten Punkten, von denen wir nur die tausendjährige Benediktinerabtei Weltenburg, den alten Markt Neuessing mit der Ruine Randeck, von dessen Warte sich uns eine entzückende Fernsicht öffnet, und die berühmte Felsenhöhle, „das Schülerloch", nennen wollen, welch' letztere von Kelheim nur eine Stunde entfernt ist.

Ich will Frieden haben mit meinem Volke.

Von

Robert Wild.

Die Fürstentage in Frankfurt, welche Vielen die Hoffnung auf ein einiges Deutschland zu verwirklichen schienen, Vielen nur ein glänzendes Schaugepränge dünkten, haben für uns vor Allem dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie den deutschen Fürsten mit eindringlichen Zügen gelehrt haben mögen, wie es von ihrer Seite nur eines ernstlichen Willens bedarf und einer offenen Kundgebung dieses Willens, zur Einigung und Einigkeit einen Schritt zu thun, und alle Herzen schlagen ihnen entgegen, wie es nur das Volk und das Volk allein ist, auf das sie ihre Zuversicht setzen müssen zur Verwirklichung der Einheitsidee, die mächtiger denn je in unsern Tagen sich Bahn gebrochen, und wie sie mit diesem Volke Alles erringen können. Der Kaiser von Oesterreich hat auf seinem Zuge zum frankfurter Fürstentage und auf diesem selbst in tiefster Seele erkennen können, welche Früchte ihm bereits in seinen Landen wie im übrigen Deutschland durch die Begründung eines k nstitutionellen Lebens gereift sind.

„Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" Diese Worte des Königs von Bayern, als er mit dem alten System brach, diese einfachen Worte, in denen so viel tiefer Sinn liegt, sie haben ihre tausendfältigen Früchte getragen, und haben, da die Worte nicht Worte blieben, sondern zur That wurden, ihm auch außerhalb der Grenzen seines engern Vaterlandes, in ganz Deutschland die Herzen gewonnen, ihn zu einem der populärsten Fürsten gemacht. Wie hätte sonst jener Sachsenhauser, der ihm auf der Straße zu Frankfurt begegnete, ihm die Hand drücken und sagen können: „Bist a braver Mann, Maxerl, das muß i schon sage!" Wie hätte ihm sonst alles Volk, wo er sich zeigte, zujubeln und sich um ihn drängen können, daß er sich vor dem Erdrücktwerden retten mußte, und das ist nicht ihm allein, es ist allen populären Fürsten, allen, in deren Landen die Charte eine Wahrheit geworden, begegnet. Und haben die deutschen Fürsten dieses Bewußtsein vom Frankfurtertage mit nach Hause genommen, so ist uns das eine volle Frucht, die uns als erste eines ersten



König Max von Bayern und der Sachsenhäuser.

Tages, an dem sie zu gemeinsamem Handeln sich die Hände boten, genug sein darf, wenn wir auch hoffen wollen, daß das Schicksal, das über unserem Vaterlande waltet, noch mehr solcher Früchte in unsern Schooß fallen lasse.

Der Akrobat.

(Fortsetzung.)

Ich selbst machte mit Todesverachtung Alles, was meine Kollegen vollführten, nach, und obgleich ich häufig den Sand küßte, so ging doch Alles besser, als ich anfänglich dachte. Eines Tages spannte ich indessen ein Seil, und gab zur Verwunderung Aller meine Künste zum Besten. Dann machte ich d'Apponcourt den Vorschlag, mich bei der ersten Vorstellung gar nicht zu Pferde arbeiten zu lassen, und versprach, die Zwischenpausen vollkommen mit meinem Seile auszufüllen. Dabei hoffte ich zugleich, Karl aus der Klemme zu helfen. Der Direktor aber sagte mit Würde: „Bei einer Vorstellung der höhern Reitkunst tanzt man nicht auf dem Seile. Später vielleicht. Das erste Mal müssen wir hier im Lande das Beste geben, was wir haben."

Es fiel schlimm aus mit diesem Besten! Da alle Brasilianer gute Reiter sind, so erwarteten sie ungeheure Dinge von uns; aber, obgleich wir einige nicht ungeschickte Leute hatten, so hatte doch die Dressur unserer Pferde zu kurze Zeit gedauert, als daß selbst die Tüchtigsten ihrer Sache vollkommen sicher sein konnten. Bei der zweiten Pièce unserer ersten Vorstellung stürzte unser bester Mann dermaßen unglücklich vom Pferde, daß man ihn hinwegtragen mußte.

Jetzt war ich an der Reihe. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich jenesmal lieber tausend Fuß hoch über der Erde auf einer dünnen Schnur befunden hätte, als auf jenem verwünschten kleinen, portugiesischen Pferde. Aber es half nichts; ich mußte hinaus. Ich sprengte so rasend dreimal um den Zirkus, daß selbst die trefflichen Reiter, aus denen unser Publikum bestand, mir Beifall zuriefen. „Es ist ein Seil," sagte ich jetzt zu mir selbst, „weiter nichts," und damit sprang ich auf den Rücken meines Pferdes und übertraf mich nun selbst in den gewagtesten und kecksten Stellungen. Im Zirkus herrschte Todtenstille, und ich glaube, Alles wäre gut gegangen, wenn das Pferd nicht zuletzt einige falsche Tritte gethan hätte.

Ich schwankte und fiel ebenfalls, wie mein Vorgänger, aber das Schlimmste war, daß ich, wie man es in ähnlichen Fällen zu machen pflegt, meinem Pferde nachrannte, um mich während seines vollen Laufes wieder auf dasselbe zu schwingen. Sicher wäre mir dieß auch gelungen, wenn ich das Pferd erreicht hätte; aber die Bestie machte wie besessen einigemale die Runde im Zirkus, und sprang hierauf, ganz gegen die Gewohnheit der dortigen Pferde, heftig ausschlagend über die Barrière, und verschwand. Wüthend, und zugleich außer mir vor Scham, wußte ich nichts Besseres zu thun, als mich auf demselben Wege ebenfalls unsichtbar zu machen, während die Zuschauer in ein endloses Gelächter ausbrachen und tobten und schrieen.

Hinter dem Vorhange traf ich ebenfalls nicht die angenehmsten Verhältnisse. Zwei unserer Leute waren in Ermanglung weiblicher Hände beschäftigt, den vor mir Gestürzten in's Leben zurückzurufen durch einige jener kleinen Haus- oder besser Zirkusmittel, welche das Geschäft mit sich bringt, wenn sie gleichwohl nichts weniger als wissenschaftlich genannt werden können. Die Uebrigen standen stumm und entmuthigt. Der Direktor aber gab sich einer höchst geräuschvollen Verzweiflung hin. Er fluchte, schalt und tobte, mehr indessen mit den dunklen Mächten des Geschickes hadernd, als mit uns, die wir, wenn gleich gegen unsern Willen, die Schuld an dem Unglücke trugen.

Plötzlich indessen stürzte er auf Karl zu. „Rasch, rasch hinaus!" rief er, „rasch, besänftigen Sie das Publikum; beschwichtigen Sie die Herrschaften!" Karl befand sich bereits im Kostüm seiner Rolle, welches nach dem damaligen Geschmacke verrückt genug war. Da seine an Bord erworbene geschwollene Wange, trotz der milden Luft Brasiliens, immer noch nicht vollkommen verschwunden war, so hatte ich dieselbe, kurz ehe ich selbst den Zirkus betrat, durch einige Pinselstriche noch mehr hervorgehoben, so daß der Bursche lächerlich genug aussah. Aber er stand starr und steif, und machte nicht die geringsten Anstalten, dem Befehle des Direktors Folge zu leisten. „Fort, marsch hinaus!" rief jetzt dieser wüthend; aber Karl sagte eintönig: „Ich kann nicht, ich bin nicht präparirt!" — „Also," rief der Direktor, der ihn ohne Zweifel falsch verstanden hatte, „also geschwind hinaus, und machen Sie Ihre besten Sachen!" Aber Karl stand immer noch unbeweglich, nicht wie ein Lamm, welches man zur Schlachtbank führt, sondern wie ein Stier, der sich trotzig stemmt, und seine Blicke fingen an fast drohend zu werden. „Sie sind ein Hund!" sagte der Direktor mit vor Zorn bebender Stimme.

Gott weiß, welcher Dämon in mich fuhr, da ich doch von seiner Unfähigkeit überzeugt war, aber ich fuhr jetzt ebenfalls heftig auf den Unglücklichen los: „Geh' augenblicklich hinaus, Einfaltspinsel," rief ich, „oder . . ." Ich konnte nicht vollenden; denn Karl, oder Karlos, wie ihn der Direktor nannte, hatte sich bereits, folgsam meinen Worten, gewendet, hob den Vorhang und ging langsam etwa zehn Schritte weit in den Zirkus. Dort blieb er stehen. „Stecke die Hände in Deine Taschen und sieh' Dich verwundert allenthalben um," rief ich ihm zu. Er that dieß, und der augenblicklichen Todtenstille, welche ohne Zweifel seine erstarrte Erscheinung hervorgerufen hatte, folgte ein tobender Beifallssturm. Auch wir hinter dem Vorhange schöpften jetzt frischen Muth, und Monsieur d'Apponcourt vergaß in seinem Entzücken seine französische Abkunft und bediente sich einer Ausdrucksweise seines engeren Vaterlandes: „Der Himmelsakri!" sagte er, indem er mich auf die Schulter schlug.

Leider aber waren diese künstlerischen Erfolge nur von kurzer Dauer. Karlos behielt die Hände in den Taschen, und sah sich unverwüstlich und unaufhörlich im Zirkus um. Anfänglich verstärkte sich das Gelächter, dann begann man dieß langweilig zu finden, und endlich rief Jemand: „Auf die andere Seite, auf die andere Seite!" und augenblicklich wiederholten hundert Stimmen diesen Befehl. Ich vermuthe, daß man verlangte, er solle eine Fratze ziehen, d. h. den geschwollenen Backen nach der rechten Seite versetzen. Allein abgesehen davon, daß dieß an und für sich eine Unmöglichkeit war, verstand auch der Aermste keine Sylbe portugiesisch. Ein Franzose, ohne Zweifel um ihm zu Hülfe zu kommen, rief jetzt: «De l'autre coté!» Aber Karlos mißverstand den Wink, drehte sich und zeigte seinen Gönnern seine Kehrseite. Wieder einen Augenblick Stille. Dann erfolgten einzelne Pfiffe; hierauf flogen faule Orangen und verschiedene andere uns unbekannte Obstsorten jenes reizenden Landes, und als endlich von allen Seiten der Ruf: „Hinaus, hinaus!" erscholl, verließ Karl laut weinend und flüchtigen Fußes den Schauplatz seines kurzen Ruhmes.

Einer unserer besten Reiter warf sich jetzt auf's Pferd, und flog über die Barrière in den Zirkus. Aber man empfing ihn mit demselben Rufe, mit welchem man Karl vertrieben, und unter Pfeifen, Schelten und Verwünschungen, und beworfen mit verdorbenen Früchten, mußte auch er sich entfernen. Ein zweiter Versuch gelang nicht besser. Unsere Vorstellung war gewaltsam zu Ende gebracht worden.

Ich zweifle nicht, daß, wäre uns dieses Unglück in der Heimat begegnet, Einer dem Andern die Schuld beigemessen hätte, und wir uns gründlich in die Haare gerathen wären. Ebenso hätte wohl auch der Direktor die Ungeschickten entfernt, und die Besseren wären wahrscheinlich von selbst davon gegangen. Aber draußen, weit weg vom Vaterlande, geschah nichts von Allem dem. Wir waren auf einander angewiesen. Monsieur d'Apponcourt konnte keine neuen Künstler anwerben, und die Künstler selbst fanden weit und breit keinen andern Direktor. In Folge dessen vertrug man sich, und die Laune des Direktors selbst war keine allzu schlimme; denn trotzdem, daß wir durchgefallen waren, war dennoch bedeutendes Geld eingegangen, und am Morgen des folgenden Tages erhielt er von einem reichen Brasilianer ein Geschenk von achthundert Milreis, nebst einem Billete, in welchem höflich das Bedauern über unser gehabtes Unglück ausgesprochen, aber nicht minder artig der Rath gegeben wurde, keine zweite Vorstellung mehr zu geben.

„Vielleich schreibt noch Einer," sagte der Direktor; „noble Leute das! Aber hier arbeiten wir nicht wieder, und nach Hause gehen wir ebenso wenig." Da Keiner mehr schrieb, und ein günstiger Zufall uns Gelegenheit bot, so schwammen wir nach ungefähr vierzehn Tagen, abermals in einen hölzernen Kasten eingepackt, auf den Wogen des Meers.

(Fortsetzung folgt.)

Der Perlfischer.

Kalifornischer Roman
von
Eugen Norbert.

Erstes Kapitel.

Wären die Silberminen von Merilo und andere rivalisirende Quellen des Reichthums nicht gewesen, so hätte die Perlfischerei von Unterkalifornien gewiß bedeutende Wichtigkeit erlangt. Ungeachtet der Menge Haifische in dem Golf, der Kälte des Wassers (im Vergleich zu dem des Perlbetts von Ceylon) und der schlechten Verwaltung der Geschäfte, gab es doch eine Zeit, in der sie in großer Ausdehnung und mit Erfolg betrieben wurde, und das besonders an der innern Küste der Halbinsel, südlich vom achtundzwanzigsten Breitegrad, und oberhalb und unterhalb Lorettos. In dieser glänzenden Zeit spielt unsere Geschichte.

In der nördlichen Vorstadt von Loretto, nahe der Küste der Bucht, stand in der Mitte einer jener Oasen üppiger Vegetation, die der Provinz den Charakter der Wüste nehmen, eine hübsche Villa, der Wohnsitz Sennor Moratin's und seiner reizenden Tochter. Sie war in dem Styl eines mexikanischen Landhauses ersten Ranges gebaut, war breit und flach, rings umgeben von einer Veranda, und hatte niedere Fenster. Um uns nicht bei der Schilderung der Wohnung aufzuhalten, genüge, daß man von vorne die prachtvolle See überblickte, während die nächsten Umgebungen, wie der Hintergrund und die weitere Landschaft, märchenhaft malerisch und anziehend genannt werden konnten.

An jenem Nachmittag, da unsere Geschichte beginnt, ging der Besitzer dieser Güter auf der Veranda auf und ab und überschaute den Golf. Er war ein Mann von mittlerem Alter; seine Gesichtszüge hatten einen finstern und abstoßenden Ausdruck, in seiner Haltung aber lag gerade nichts sonderlich Auffallendes. Er war nach Loretto gekommen, als seine Tochter noch ein völliges Kind war, und da er keine Geschäfte hatte, nahm man an, daß er von den Interessen seines Vermögens lebe. Er hatte keine Freunde und lebte in müßiger Zurückgezogenheit. Seine Haltung wurde, während er den einförmigen Spaziergang auf der Veranda machte, doch nach und nach unruhiger, und es war, als ob er sich in irgend einer Erwartung getäuscht sähe.

„Man kann nicht immer den Fürsten spielen, wenn man nichts hat," sagte er zuletzt vor sich hin. „Ich werde wieder hinaus auf die Landstraße des Lebens müssen, oder mich mit den Küstenwächtern herumbalgen, wenn ich nicht bald meinen Beutel durch die Verheirathung des Mädchens mit Sennor Carnar fülle. Nachdem ich mich in einem üppigen Leben gewiegt, soll ich die Bitterkeit des Nichts von Neuem kosten, soll die Nächte, die ich auf meinem Lager verträumte, wachend und in dem unheimlichen Gefühle zubringen, keinen Augenblick zu wissen, wenn man über den Haufen geschossen wird, und all' das wegen eines elenden Packs geschmuggelter Waaren. Pfui da!"

Diese Bemerkung verrieth, welch' schändliches Gewerbe er in früheren Zeiten getrieben und zeigte, daß er den Plan hatte, seine Tochter einem reichen Bewerber zu geben, zwei Umstände, die den Hörer wohl berechtigt hätten, ihn mit einiger Geringschätzung und mit Mißtrauen zu betrachten.

„Ah, hier ist sie," fügte er einen Moment später bei. „Ich muß doch noch zu Zwangsmaßregeln greifen." Eine junge Dame kam aus dem Wohnzimmer, und er ging ihr einige Schritte entgegen. Sie besaß die den Frauen ihrer Nation eigene dunkelolive Hautfarbe, einen leichten Embonpoint, dunkle Augen, und Haare so schwarz wie Kohlen. Aus ihren Blicken, ihrem Wesen sprach ein heller und gebildeter Geist. Sie schien nicht über zwanzig Jahre zu zählen. Nachdem sie Moratin begrüßt, mit dem sie in ihren Zügen nicht die leiseste Aehnlichkeit hatte, bat sie ihn um eine Unterredung, da sie etwas Wichtiges auf dem Herzen habe, das sie in dieser einsamen Stunde gerne mit ihm zu besprechen wünschte. „Nun?" sagte er, und sein finsteres Gesicht wurde noch ernster als zuvor.

„Heute bin ich zwanzig Jahre, bin fortan kein Kind mehr, das man mit Märchen unterhält. Darum ein offenes Wort zu Dir; laß mich nicht ohne Beruhigung von Dir gehen. Es ist die erste Bitte von Wichtigkeit, die ich Dir an's Herz lege. Ich wünschte endlich," fuhr sie fort, indem sie sich auf einen der Stühle der Veranda niederließ, „mehr von Dir und mir zu wissen, als Du mir seit meiner Kindheit mitgetheilt. Wiederholt hast Du in Augenblicken des Zorns Aeußerungen gethan, die mich vermuthen lassen, daß ich nicht Deine Tochter bin. Neulich, als Du mich bestürmtest, Sennor Carnar zu heirathen, sagtest Du, mein Eigensinn werde Dich noch so weit bringen, Dich zu erinnern, daß Du nicht mein Vater seiest, und ..." — „Wiederhole diesen Wahnsinn nicht," fiel Moratin ein, „ich war außer mir vor Wuth, als ich das äußerte; das ist Alles. Wir wollen unsere Gedanken auf wichtigere Dinge richten. Ich war gerade mit Dir beschäftigt und überlegte bei mir, wie ich Deine Verbindung mit Sennor Carnar endlich in's Reine bringen könnte." Das Gesicht des Mädchens umwölkte sich und sie schüttelte mit Unwillen den Kopf. „Was!" rief Moratin, die Bewegung bemerkend, „willst Du damit sagen, daß Du ihn nicht heirathest?" — „Allerdings; ich werde nie und nimmermehr, Du magst thun, was Du willst, die Frau dieses abscheulichen Menschen! Nie! nie!" — „Carla! dieses Auflehnen gegen meine heißesten Wünsche kann und werde ich nicht dulden!" Das Mädchen betrachtete einen Moment den zornigen Mann mit ungewöhnlichem Feuer in ihren Augen und mit bedeutungsvoller Ruhe ihres ganzen Wesens; dann fragte sie: „Fährst Du mit Drohungen fort? Sagst Du wirklich, daß ich Sennor Carnar heirathen müsse?"

Ihre Haltung, ihre Worte, ihr Ton überzeugten Moratin, daß es nicht klug wäre — wenigstens für den Augenblick — zu versuchen, die Sache mit der vorgeschlagenen Heirath weiter zu treiben. Er nahm deßhalb die Miene des Beleidigten an, obgleich dieser Ausdruck seinem Gesichte gar schlecht stand, und sagte: „Höre mich, Carla! Laß mich an Deine Vernunft appelliren. Seit Jahren lebe ich wie ein Grande, ohne feste Revenue, die mir die Mittel zu dieser Stellung gegeben, und nun habe ich nichts mehr, nicht einen Dollar. Schlimmer aber ist, daß ich ein Heer Schulden auf mir lasten habe. Sogar das Dach über meinem Haupte kann mir genommen werden. Während die Sachen so stehen, kommt Sennor Carnar, ein reicher Mann von angesehener Stellung, und bietet Dir seine Hand. Werde seine Frau, er verspricht meine Schulden zu bezahlen, und wir werden das frühere Leben fortführen können, an dessen Luxus wir gewöhnt sind. Aber wie behandelst Du ihn? Wenn er der eingefleischte Teufel wäre, könntest Du ihm nicht scheuer aus dem Wege gehen. Hast Du vielleicht, wie er glaubt, andere Aussichten? Liebst Du wirklich den armen Perlfischer Leon Brossy?" — „Ich könnte Deine Fragen mit andern beantworten," erwiederte Carla, „aber ich ziehe es vor, einen so fruchtlosen Streit aufzugeben. Die Antwort, die ich Dir auf Deine Herausforderung gab, wird immer dieselbe bleiben. Was Leon Brossy betrifft, auf den Du so tief herunter siehst, so steht er so hoch über Sennor Carnar, als ein Engel über einem Teufel. Ihm verdanke ich, was ich bin und weiß. Da ich meine Mutter schon in frühester Kindheit verloren, was wäre aus mir geworden an diesem einsamen Orte, wenn meine Erziehung Dir oder Deinen Freunden überlassen geblieben?" — „Nun, das nenne ich eine offene Sprache!" rief Moratin mit satanischem Blick und außer sich vor Wuth. — „Offen, ja, Sennor," fiel sie augenblicklich ein, „weil die Zeit dazu endlich gekommen, daß wir uns über einander klar werden. Sage mir, ob Du mein Vater bist oder nicht. Höre auf, mich zu bestürmen, daß ich Sennor Carnar heirathe. Laß

mich nicht länger eine gutmüthige Närrin bleiben, die eingeschüchtert werden kann durch Drohungen und verführt durch Geld. Höre auf, von Leon Brossy übel zu denken und zu sprechen."

Der mürrische Blick Moratin's wurde immer finsterer und er rief: „Ist das der Lohn für all' mein Sorgen und Mühen? Ich werde aus dem Hause gejagt wie ein Vagabund, nur weil Du Dir ein thöricht Vorurtheil gegen den Mann in den Kopf gesetzt, den ich Dir aus Tausenden gewählt!" — „So weit ist es noch nicht," antwortete Carla, „und wird wohl auch nicht kommen, wenn Du wie ein Ehrenmann handelst. Soll ich aus Deinen Vorwürfen mir herauslesen, daß ich auf Spekulation erzogen wurde, gerade wie man einen Ochsen oder ein Pferd für den Markt aufzieht?" Moratin zuckte bei diesen Worten auf eine Weise mit den Achseln, die wohl verrieth, wie er sich getroffen fühlte. Er brach in einen Strom von Vorwürfen und Drohungen aus, aber Carla behauptete ein würdiges Stillschweigen. Als er inne hielt, um Athem zu holen, betrachtete sie ihn mit einer festen, kalten Miene und sagte ruhig: „Nach der Art, wie unser Verhältniß sich jetzt gestaltet, ist leicht zu fühlen, daß sich unsere Wege scheiden. Du wirst Deinen Weg gehen und ich den meinigen." Mit einem stolzen Blick, in den sich der Ausdruck der Verachtung mischte, ging Carla in's Haus zurück, Moratin in einer Aufregung zurücklassend, die wir nicht zu schildern brauchen.

„So wäre denn der Krieg erklärt," murmelte er vor sich hin. „Dieser Leon Brossy also trägt einzig und allein die Schuld an der Starrköpfigkeit. Fluch ihm! Wenn ich nicht so scharf auf der Hut wäre, würde er sie gar mir über kurz oder lang entführen. Aber ich muß ihnen auf die Spur kommen, ob sie heimliche Zusammenkünfte haben. Könnte man den Burschen nicht auf irgend eine sichere Art aus dem Wege schaffen? Es gilt: jetzt oder nie. Ich muß morgen Geld haben. Soll ich Gewalt anwenden? Wenn ich bei Brod und Wasser sie in den Keller sperren würde? Halt! Hier kommt Tody mit einem Brief."

Ein junger Schwarzer näherte sich bei diesem Ausruf mit einem Briefe, den er soeben von Loretto gebracht, und Moratin beeilte sich, denselben zu durchfliegen. Der Inhalt versetzte ihn augenblicklich in die heftigste Aufregung, ja in einen Anfall von Verzweiflung. Man hörte nur das Wort „Ruin" murmeln, als seine Augen sich auf eine vom Dorfe her näher kommende Person richteten.

„Ja! hier kommt Carnar!" rief er, „er trifft im wichtigsten Augenblick ein."

Carla blickte in diesem Moment aus dem Wohnzimmer auf die Terrasse und erkannte den Gegenstand der Bemerkungen ihres Vaters. „Diese Begegnung hat Unglück in ihrem Gefolge," sagte sie vor sich hin. „Ich will Leon aufsuchen. Ach, könnte ich nur erfahren, wer meine wirklichen Eltern waren, und wie ich in diese schreckliche Lage kam." Sie zog sich in ihr Gemach zurück, schickte sich zu einem Spaziergang an und verließ die Villa durch die Hinterthüre. Der Küste entlang führte sie der Weg zur Wohnung ihres Geliebten, während Moratin den Fremden begrüßte.

Sennor Carnar, der Mann, der Carla zum Gatten bestimmt war, wohnte schon mehr als drei Jahre in einem steinernen Hause, das auf einem steilen Abhang nordwestlich von Loretto stand. Niemand wußte, woher er gekommen. Er mochte zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahre zählen. Groß und mager wie ein finsterer Mönch, mit matten Augen und einem bleifarbenen Gesicht, wie wir sie uns bei Vampyren denken und man sie bei Todten sieht, konnte man ihn ohne Scheu nicht ansehen. Was auch geschehen mochte, sein Blick blieb ausdruckslos wie ein Stein, ein Beweis, wie weit er es in der Verstellungskunst gebracht. Woher er kam, wer er war, und womit er sich Tag und Nacht in der Einsamkeit beschäftige, das waren Fragen, die Jedermann machte, die aber Niemand beantworten konnte. Ueber einen Mann, dessen Erscheinen so zurückstoßend und dessen ganzes Wesen so viel Zurückhaltendes hatte, mußten sich die fabelhaftesten Gerüchte verbreiten.

Die Perlfischer an der Küste wichen ihm aus, wie vor einer Klapperschlange oder einem Tiger. Es war deßhalb nichts natürlicher, als daß ihn die öffentliche Meinung mit geheimen Mächten in Verkehr brachte und behauptete, er habe täglich Zusammenkünfte mit unsichtbaren bösen Geistern, die die Welt mit Verbrechen überziehen. Aus seiner Erscheinung und seinem Lebenswandel, auch wohl aus Gerüchten, die sich in der Nachbarschaft über ihn verbreitet hatten, schloß man allgemein, daß er ein Priester sei, der ein großes Verbrechen begangen, und deßhalb vom gegenüberliegenden Festland auf die Insel geflohen sei. Kurz: sein Thun und Treiben gab Stoff zu den schlimmsten Vermuthungen, zu den übelsten Nachreden.

Einige Monate vor der Zeit, in der unsere Erzählung spielte, machte Sennor Moratin seine Bekanntschaft, und fand gar mancherlei Grund, sich für den Fremden auf das Lebhafteste zu interessiren. Er erfuhr, daß der geheimnißvolle Mann Carla gesehen und sich in sie verliebt habe; daß er im Besitz von ungeheuren Schätzen sei, — Kisten mit Juwelen und Säcke mit Gold besitze, und daß er bereit sei, Moratin so viel zu geben, als er nur wünschen könne, wenn er Carla zu überreden vermöchte, seinen Wünschen Gehör zu schenken. Diese goldenen Versprechungen erwägend, hatte Moratin alle Mittel in Bewegung gesetzt, um das erwünschte Ziel zu erreichen; wir sahen jedoch, mit welchem Erfolg seine Bemühungen gekrönt wurden. Carla entschloß sich zwar, ihren Verehrer zu sehen, doch nur um ihm sagen zu können, daß sie keinen Verkehr mit ihm haben wolle; dessenungeachtet aber verfolgte sie seit dieser Zeit Moratin mit seinen Anträgen im Namen des verhaßten Freiers.

„Ah, wie geht's, Sennor Carnar?" rief Moratin, die kalte, unbewegliche Hand seines Freundes schüttelnd. „Ihr kommt gerade zu rechter Zeit, mir aus einer großen Verlegenheit zu helfen." — „Gewiß, was gibt's? Ihr seht krank oder sehr erschrocken aus." — „Dazu habe ich alle Ursache," antwortete Moratin mit wirklichem Schrecken im Gesicht. „Nun, was ist geschehen?" fragte der Fremde. — „Ihr sollt es erfahren. Da wir uns schon so viel anvertraut, so soll Euch auch dieses nicht vorenthalten sein. Zur Hauptsache zu kommen: Ihr wünscht Carla zu heirathen und seid bereit, mir sogleich nach der Trauung zehntausend Dollars auszubezahlen?" — „Ja, das werde ich." — „Gut, und ich wünschte Euch zu dienen. Doch ziehen Gewitter auf, die unser Vorhaben vernichten könnten, wenn wir nicht energisch und rasch handeln." — „Seid offen mit mir, und theilt mir diese Gefahren mit." — „Vor Allem," fuhr Moratin fort, „muß ich Euch gestehen, daß ich nicht Carla's Vater bin." — „Ich hielt Euch nie dafür," unterbrach ihn Carnar in seiner unveränderlichen Ruhe, „fahrt fort." — „Derjenige, dem dieser Titel gebührte, war vor etwa zwanzig Jahren Kaufmann in Cinda in Mexiko und hieß Juan Marino; ich war Agent in seinem Geschäft. Sennor Marino ging nach dem Tode seiner Frau, als Carla zwei Jahre alt war, nach Europa, und nahm sein ältestes Kind, einen schönen Knaben von vier bis fünf Jahren, mit sich. Bald nach diesem Ereigniß entschloß ich mich, während er in Frankreich war, mir alles Geld und Eigenthum, das mir anvertraut war, zu eigen zu machen. Um dieß zu ermöglichen, mußte ich das Gerücht verbreiten, ich hätte Befehle erhalten, ihm sein Kind zu bringen, und dann das Kind selbst fortzuschaffen, um Lärm und Steckbriefe zu vermeiden, die dem Flüchtling sicher nachgeschickt worden wären. Die Geschichte kurz zu machen: ich kam unter dem Namen Moratin hieher, brachte Carla mit mir und erzog sie in dem Glauben, daß sie meine Tochter sei."

So war es erklärlich, daß Moratin um jeden Preis sie an Carnar verheirathen wollte; er hatte auf der einen Seite seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, auf der andern sich der Zeugin seiner Schuld zu entledigen.

„Fahrt fort!“ sagte Carnar. — „Der Vater, der nichts von meinem Thun erfahren, kam einige Monate nach unserer Flucht zurück. Er setzte Alles daran, mich aufzufinden, aber seine Bemühungen waren lange Zeit ohne Erfolg.“ Die Augen Carnar's blitzten bei diesen Worten auf, als er fragte: „Glaubt Ihr, daß der wirkliche Vater des Mädchens, Sennor Marino, Euch doch endlich gefunden?“ — „Es scheint so. Ich habe soeben von einem Freunde in Mazatlan einen Brief erhalten, worin er mir mittheilt, daß Sennor Marino und sein Sohn — Carla's Vater und Bruder — an jenem Orte angekommen seien, um von Neuem wieder nach mir zu fahnden; und sie können ebensogut mit jedem Augenblick hier erscheinen.“ Carnar hatte der Mittheilung seines Freundes die größte Aufmerksamkeit geschenkt, und fragte: „Was ist Euer Freund in Mazatlan für ein Mann, und wie kam er in den Besitz Eures Geheimnisses?“ — „Ich will Euch die letzte Frage zuerst beantworten; ich war ihm lange schon verdächtig, er beobachtete mich und verfolgte mich, als ich den Händen der Justiz verfallen war; plötzlich erschien er bei mir mit einer Forderung und drohte, mich dem Gerichte anzugeben. Sein Name ist Fernandez, Ruy Fernandez.“ — „Wie, und Ihr habt diesen Menschen bis heute leben lassen?“ fragte Carnar im Tone des Vorwurfs und der Entrüstung. — „Ich bedaure es selbst. Er ist seit vielen Jahren mein Blutegel, der mich aussaugte, bis ich nichts mehr hatte.“ Carnar machte eine ungeduldige Bewegung, indem er sagte: „Ihr braucht mir nichts weiter von ihm zu sagen. Haben Eure Verfolger seit Abgang dieses Briefes Zeit gehabt, hieher zu kommen?“ — „Ja, vollkommen — es können schon zwei Tage darüber hingegangen sein. Ihr seht, in welcher Gefahr ich schwebe. Haben Carla's Verwandte sie entdeckt, so sind Eure Hoffnungen auf eine Heirath mit ihr vernichtet. Und was noch schlimmer: ich verliere meine zehntausend Dollars und Sennor Marino wird mich wie ein Bluthund verfolgen um Carla's wie um seines Geldes willen, das ich mir unrechtmäßig zugeeignet.“ — „Ich verstehe, ich verstehe! Die Lage ist freilich sehr bedenklich, wenn die Sachen stehen, wie Ihr sagt! Eher machen wir Beiden den Garaus,“ sagte Carnar mit seiner ruhig entschiedenen Weise, „als daß wir Carla in ihre Hände fallen lassen. Ich habe schon manchen Tag darüber nachgedacht, den Perlfischer aus dem Wege zu räumen, und ich glaube, daß jetzt die Zeit dazu gekommen. Seid versichert, Euer Freund in Mazatlan hat Euch verrathen. Während er sich von Sennor Marino für das Auffinden Eures Aufenthaltes bestechen ließ, schickte er Euch die Warnung, und meinte, Geld von Euch zu erpressen. Ihr hättet einen solchen ‚Freund‘ bei der ersten Einmischung aufhängen sollen. Wie die Sachen stehen, wäre ich nicht erstaunt, Eure Feinde jeden Moment hier zu sehen.“ — „Aber sagt mir um's Himmels willen, welche Maßregeln sollen wir denn ergreifen?“ — „Das werde ich Euch sagen,“ antwortete Carnar. „Kürzlich kaufte ich mir einen Schooner für meinen eigenen Gebrauch zu Spazierfahrten an der Küste; diesen erwarte ich im Golf jeden Augenblick. Er muß heute Abend oder morgen früh sicher ankommen. Wir wollen Carla zu einer Lustfahrt mitnehmen.“



Die Fremden vor der Thüre.

Moratin's Augen leuchteten, denn er durchschaute gleich den ganzen Plan. „Wenn wir nur fortkommen, ehe die Verfolger hier erscheinen,“ murmelte er, „dann ist Alles gut, Carla werde ich mit Brod und Wasser zur Heirath zwingen.

Ich hätte das schon lange versucht, aber ich fürchtete die Verlüscher. Auch jetzt müssen wir sehr auf der Hut sein, ihnen nicht in den Weg zu kommen." — „Beruhigt Euch, der Schooner wird uns ihren Klauen entführen. Wir wollen nach den Sandwichsinseln — nach Peru — oder auf irgend einen Kreuzzug gehen, wohin wir Lust haben. Wir nehmen einen Priester auf das Schiff, oder suchen ihn an der Küste, wenn wir ihn brauchen, und es wird uns Beiden doch wohl gelingen, die hohe Dame zu beschwatzen."

Kaum stand dieser Beschluß fest, als man ein starkes Klopfen an der Thüre hörte. Moratin wurde leichenblaß. „Ha, sie sind da!" rief er, und deutete auf die Thüre. „Meine Verfolger sind hier! Daß sie der Teufel holte!" Das Klopfen wurde wiederholt, aber Carnar blieb ruhig, er änderte keine Miene. „Ueberlaßt sie mir," sagte er, „ich werde die Bursche bald beim Teufel haben! Der Zufall will, daß ich oben auf dem Berg an einem einsamen Orte eine Fallgrube besitze, die ich mir vor einigen Monaten angelegt, da ich einen unangenehmen Besuch erwartete, den ich mir auf diese Weise vom Halse geschafft hätte. Laßt mich mit ihnen allein und versteckt Euch."

Moratin machte nicht lange Einwendungen, sondern versteckte sich, um seinem Freunde die weitere Entwicklung der Dinge zu überlassen.

Zweites Kapitel.

Als Carnar die Thüre öffnete, standen ihm zwei Männer gegenüber. Der ihm Näherkretende schien noch kein alter Mann zu sein, obgleich seine Haare grau waren; seine Haltung war gebückt und sein Gesicht von Furchen durchzogen, die auf tiefen Kummer und Sorgen deuteten. Der andere Mann schien, der Aehnlichkeit im Gesicht und Ausdruck nach zu schließen, der Sohn des Ersteren zu sein. Er hatte ein elegantes Aussehen und war etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Sein ernstes Gesicht besaß etwas Einnehmendes.

Nachdem sie sich steif begrüßt und forschend betrachtet hatten, nahm Carnar eine leichte aber ehrerbietige Haltung an, und schien auf ihr Begehren zu warten.

„Wohnt hier Sennor Moratin?" fragte der Aeltere der Beiden. Das rasche Auge Carnar's hatte sich bald überzeugt, daß die Fremden die erwarteten Gäste, der Vater und Bruder Carla's seien, aber nicht die geringste Regung verrieth seine Gedanken. „Ist er zu Hause?" fragten sie weiter. Carnar schüttelte den Kopf und sagte: „Ich bedaure, daß er ausgegangen. Er brennt Ziegel in dem Walde, eine Meile von hier. Hat Ihr Geschäft Eile?" — „Sehr große Eile," sagte der ältere Herr. — „Dann wird es mir Vergnügen machen," sagte Carnar, „Sie an den Ort zu führen, wo er beschäftigt ist." Bei diesen Worten schloß Carnar die Thüre hinter sich ab und stellte sich zu ihrer Verfügung. — „Möchten Sie mir eine Frage weiter erlauben, Sennor?" sagte der ältere der beiden Herren etwas aufgeregt, denn beinahe hätte ihm die Stimme versagt: „Können Sie mir sagen, hat Sennor Moratin Familie? ich meine, eine Tochter?" Carnar verbeugte sich wieder, und der Fragende schien leichter zu athmen, als er fortfuhr: „Ist sie zu Hause?" — „Ich bedaure, sie ist ausgegangen. Ich glaube, sie hat eine kranke Nachbarin besucht." Die beiden Fremden sahen sich fragend an. Einen Moment glaubten sie wirklich, nach der geisterhaften Farbe seines Gesichtes, der ihnen Gegenüberstehende sei der, den sie suchten, er habe sich nur unkenntlich gemacht. „Darf ich fragen," fuhr deßhalb der Aeltere fort, „in welcher Beziehung Sie zu Sennor Moratin stehen?" — „O gewiß, ich bin sein Schwiegersohn." Die beiden Fremden schienen von dieser Nachricht nichts weniger als angenehm berührt, sie sahen sich bestürzt an. „Sein Schwiegersohn!" riefen Beide aus. „Man sagte uns im Dorfe drunten, die Tochter Moratin's sei nicht verheirathet." — „O, wirklich! Nun man hätte Ihnen ebenso gut sagen können, daß wir wenig mit unsern Nachbarn verkehren, und daß meine Heirath, die erst vor Kurzem vollzogen wurde, beinahe noch ein Geheimniß ist." — „Man erzählte uns allerdings im Dorfe, daß Sennor Moratin sehr zurückgezogen lebe," sagte der ältere Herr, „aber Niemand theilte uns mit, daß Carla verheirathet sei."

Der Name ließ ihm keinen Zweifel, daß er die erwarteten Fremden vor sich sah. „Da ich sehe," sagte Carnar in zuvorkommender Weise, „daß Sie Eile haben, Sennor Moratin zu sehen, so wollen wir ihn alsbald miteinander aufsuchen." — „Sehr verbunden, Sennor — wir werden Ihr Anerbieten gern annehmen." — „Wenn Sie nicht sehr ermüdet sind, so werden Sie den kurzen Spaziergang ganz angenehm finden." Als Carnar die Villa in Begleitung der beiden Fremden verlassen, bewaffnete sich Moratin, der an der Thüre Alles erlauscht hatte, mit Pistolen und Messer und stellte sich auf die Wache.

Die kleine Gesellschaft war inzwischen am Saume des Waldes angelangt. „Nun, Sennor," sagte Carnar, „da ich Ihnen alle Fragen beantwortet habe, werden Sie die Güte haben, auch auf die meinigen zu antworten. Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?" Die beiden Fremden wechselten einige Blicke, denn sie schienen im Zweifel, was hier zu thun sei. „Ich frage," fuhr Carnar in der artigsten Weise fort, „weil ich durch Ihre Fragen, Ihre Erscheinung und durch Ihren Anblick meine Vermuthung bestätigt glaube, nämlich, daß Sennor Moratin nicht Carla's wirklicher Vater ist!"

Ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte seinen beiden Begleitern und der Aeltere rief befremdet: „Wäre es möglich, daß Sie die Wahrheit ahnen, — daß ich sogar in Ihnen einen Freund und Beistand finde?" — „Ja gewiß," antwortete er in der freundlichsten, vertrauenerweckendsten Weise. „Aus den Reden Carla's und ihres Vaters, aus der Art, wie er sie behandelte, und aus verschiedenen anderen Ursachen glaubte ich entnehmen zu können, daß er nicht ihr rechtmäßiger Vater sei."

Eine kurze Pause trat ein, während welcher die beiden Fremden Blicke wechselten, in denen ihre Aufregung zitterte. Carnar wollte um jeden Preis ihr Vertrauen zu wecken suchen, um von ihnen soviel wie möglich zu erfahren, und ließ deßhalb keinen Blick von ihnen. „Und wenn die Vermuthung wahr wäre," sagte endlich der Aeltere, „und wenn der wirkliche Vater erscheinen, den Bösewicht entlarven würde, um sein Kind zu fordern, wie würden Sie ihn empfangen?" — „Ich würde ihn mit Freuden begrüßen; er befreite ja uns Beide aus einer peinlichen Lage." — „Und würden Sie dem Vater beistehen, den Verbrecher zu bestrafen?" Der Sprecher blieb bei diesen Worten stehen und sah dem Führer festen Blicks in's Auge. „Wie!" rief Carnar, „wenn ich recht schließe, wäre es möglich, daß Sie der Vater meiner lieben Frau sind und daß dieser lang ersehnte Tag endlich angebrochen?"

Es folgte eine Pause athemloser Stille. Obgleich die beiden Fremden ihre unangenehme Ueberraschung nicht hatten bergen können, als sie hörten, daß er Carla's Gatte sei, so machten sie sich jetzt Vorwürfe, da der Führer in ein besseres Licht trat. Sie überlegten, daß man häufig falsch nach dem Scheine urtheile, und daß selbst Männer von gutem, edlem Herzen gar oft nichts weniger als ein entsprechendes Aeußeres hätten. „Ich will mich Ihnen anvertrauen," rief endlich der Aeltere aus, „ja, ich bin Carla's Vater!" — „Ich wußte es vom ersten Moment," antwortete Carnar mit erheuchelter Freude. „Als solchen begrüße ich Sie denn von Herzen." Er bot seine Hand dar, die von Beiden recht herzlich gedrückt wurde.

Nachdem Carnar ihnen mit heuchlerischer Freundlichkeit seine Freude über diese Begegnung ausgedrückt, zögerte Marino keinen Augenblick, ihm die Geschichte der Entführung seiner Tochter mit allen Einzelnheiten mitzutheilen. „Seit Jahren," schloß er, und die Augen des alten Mannes füllten sich mit Thränen, „ist unser einzig Sorgen und Mühen, eine Spur von unserem Kinde zu finden. Da kamen wir

vor einer Woche nach Mazatlan. Es dauerte nicht lange, so war der Zweck unseres Dortseins in der ganzen Stadt bekannt und es erschien ein Mann bei uns, welcher behauptete, uns Auskunft über Carla geben zu können. Er verlangte eine große Summe, aber wir zögerten keinen Augenblick, sie ihm zu versprechen, sobald er uns wirklich den Beweis der Wahrheit gegeben. Wir erfuhren auf diese Weise, daß Carla hier von ihren Räubern und unter dem Titel einer Tochter gefangen gehalten werde. So sind wir denn hier, um Carla aufzusuchen und ihren Entführer den Gerichten zu überführen." — „Es soll mich freuen," rief Carnar, „wenn ich euch dabei hülfreiche Hand leisten kann, denn keine Strafe ist für diese Schurkerei groß genug." Die Augen des Alten leuchteten vor Freuden, einen solchen Bundesgenossen gefunden zu haben. „Mein armes Kind," seufzte der Aeltere, während sein ganzer Körper vor innerer Aufregung zitterte. „Da Sie mein Schwiegersohn sind, bei welchem Namen darf ich Sie nennen?" — „Sie kennen ihn schon, Sie haben ihn wohl im Dorfe gehört?" Marino schüttelte den Kopf. „Wir hörten nur die Namen Moratin und Carla," sagte er. — „Gut denn, ich heiße Carnar." — „Danke Ihnen. Nun erzählen Sie uns von Carla, wie sie aussieht und wie sie ist — lassen Sie mich die Gewißheit schöpfen, daß ihr gutes Herz nicht verdorben wurde durch den Elenden, in dessen Händen sie so lange war."

Carnar gab den beiden Fremden eine glänzende Schilderung ihrer geistigen Vorzüge wie ihrer Schönheit, und seine Worte nahmen eine große Last von ihrem Herzen. Beide äußerten ihre Freude in den wärmsten Ausdrücken. „Laßt uns eilen," sagte der ältere Marino weitergehend, „ich sehne mich, sie zu sehen." Und Carnar erfuhr nie, daß der Freund Moratin's mit ihnen nach Loretto gekommen sei, um den Lohn seines Verrathes in Empfang zu nehmen, sobald der Ueberfall gelungen. „Der Platz, wo Sennor Moratin arbeitet," sagte endlich Carnar, „ist am Fuße des Berges, den Sie durch das Gebüsch sehen können, hier ist der Weg, an dessen Ende eine kurze Wendung durch's Gebüsch uns zum Ziele unserer Wanderung führt." Rings herrschte die tiefste Stille, die nur zuweilen ein Wink Carnar's über Weg und Steg unterbrach. Plötzlich leuchteten die Augen Carnar's auf, er hatte die Fallgrube entdeckt. „Hier sind wir am Ziel," flüsterte er, „Vorsicht." Als sie sich der Falle näherten, war es Carnar leicht, einige Schritte zurückzubleiben, weil sie so ungestüm vorwärts drängten. Er ließ sie vorausgehen, aber im nächsten Augenblick schon brach der Boden unter ihnen und sie stürzten in eine Fallgrube von mehr als zwanzig Fuß Tiefe. „Allmächtiger Gott! Was ist das?" rief Carnar mit wohlverstelltem Erstaunen, als er am Rand der Grube zurücktrat. „Das muß eine Falle sein, um Thiere das Waldes zu fangen! Sonderbar, sonderbar!" Ein Schrei des Schreckens und des Schmerzes drang aus der Grube, und Carnar trat an den Rand. Er sah, wie Marino und sein Sohn aufzustehen versuchten, konnte aber aus ihren Bewegungen erkennen, daß sie bedeutend verletzt waren. Das Loch war mit Reisig und schwachen Stangen und darüber einer dünnen Lage Erde bedeckt, so daß Niemand das Vorhandensein einer Grube ahnen konnte. Der Elende heuchelte das tiefste Bedauern über den Unfall und schimpfte auf die Fahrlässigkeit, daß nirgends eine Warnung angebracht gewesen. „Ich will Hülfe herbeiholen, Sennores," rief er. „Seien sie ruhig, bis ich sie bringe!" — „Halt," rief der junge Marino, „könnten Sie uns nicht eine Stange oder etwas dergleichen herunter geben?" Carnar that als suchte er, ob Niemand in der Nähe sei, der ihn hören könnte, dann rief er: „Es ist nirgends eine Stange in der Nähe, und keine Art, eine Stange zu fällen." — „Wie lange werden Sie fortbleiben?" — „Vielleicht eine Stunde. Ich werde in das Dorf zurück müssen. Indessen, damit Moratin Sie nicht finde und Ihnen noch übler in meiner Abwesenheit mitspiele, will ich Sie zudecken." — „Uns zudecken, wie?" — „Ich werde es Ihnen zeigen," antwortete er. „Da ist ein Haufen Bretter, mit denen ich die Oeffnung decken, und Sie vor diesem Schurken sichern kann." Auf die weiteren Fragen der Gefangenen nicht achtend, eilte Carnar zu dem Bretterstoß und verlor keinen Augenblick, ihn über dem Loche aufzuthürmen. Während Vater und Sohn die Augen aufgingen über den spitzbübischen Charakter ihres Führers, hatte dieser die Bretter mit einer Lage von Rasen so gut bedeckt, daß kein achtlos Vorübergehender die Falle entdecken konnte. „So, da seid ihr sicher und geborgen, und vor einer Woche wird es euch nicht gelingen, euch an's Tageslicht herauszuarbeiten." — „Was macht ihr da?" rief es aus der Tiefe, aber man hörte den Ton nur dumpf heraufdringen. „Elender Schuft, laßt uns heraus. Zu Hülfe! Zu Hülfe!" Die Erde polterte auf die Unglücklichen herab, als Carnar auf die Planken trat, und kaum ein schwacher Lichtstrahl drang durch die Ritzen, sonst wären sie ganz in Nacht begraben gewesen. Pablo schrie unaufhörlich um Hülfe, aber vergeblich. Carnar warf noch einen Haufen trockenes Laub auf den Rasen. „So, nun werden wir sicher vor euch sein," murmelte er und ging eiligen Schrittes nach der Villa zurück. Aber kein triumphirendes Lächeln trat auf seine Lippen; sein Gesicht zuckte unheimlich, denn der Gedanke an Carla blitzte ihm durch den Kopf. „Bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Es gilt die höchste Eile. Ich muß mich ihrer augenblicklich bemächtigen," murmelte er vor sich hin, „ich muß sie haben, wenn der Schooner kommt. Wie will ich mich an dem Zorne der schönen Spröden weiden!" Er hatte den Weg zur Villa rasch zurückgelegt. Rings herrschte die tiefste Stille, die Dienerschaft war im Garten beschäftigt. Carla war noch nicht zurück. Moratin aber, bis an die Zähne bewaffnet, kam ihm voll Angst an der Thüre entgegen und flüsterte mit erstickten Ton: „Nun?" — „Es ist mir gelungen. Eure Verfolger sind in die Falle gegangen." Moratin stieß einen Schrei der Freude und Erleichterung aus. „Dann geht Alles gut," rief er, in's Zimmer zurückgehend. Carla wird bald zurück sein. „Also frisch an's Werk! Kommt und erfrischt Euch mit mir nach dieser harten Strapaze."

(Fortsetzung folgt.)

Der König der Armen.

Von

Waldemar Hildebrand.

Wir fuhren durch das wildromantische Etschthal mit seinen Schluchten und Sturzbächen, die dem rasch dahinbrausenden Strome zueilen. Es war ein prachtvoller Morgen. Die Sonne hüllte auch diese ernste Natur in ihren freundlichen Zauber, und ein Gefühl wundersamen Wohlbehagens durchströmte uns. Wir fuhren durch zerstreute Ortschaften, in denen wir überall große Bewegung bemerkten, die indeß nach der Tracht der Leute nichts Festtägliches an sich trug. Endlich erkundigten wir uns doch in einem kleinen Dorfe, durch das wir eben kamen, was es gebe, daß heute Alles auf den Beinen sei; und wir erfuhren zu unserem nicht geringen Staunen, daß der König der Armen gestorben sei, und die Wahl eines neuen stattfinde. Das klang so fabelhaft, daß ich mit dem nächsten Moment auch schon aus dem Wagen war, um dieser Krönungsfeier beizuwohnen, welche der Welt einen re galantuomo ganz eigener Art schenken sollte. Die Gemeinde Creto, welche aus sechs kleinen Ortschaften besteht, hielt es für nöthig, neben dem angestammten Fürsten auch noch einen König für ihre Armen zu haben, und die Wahl eines neuen, da das Armenkönigthum kein Erbkönigthum, war ein Volksfest im eigentlichsten Sinne. Es wurde nach altem Gebrauch an einem Sonntag gefeiert, und da nicht alle Tage Könige sterben, so hatten es die Götter besonders gütig mit uns gemeint, daß sie uns gerade heute des Weges führten. Creto hat keinen Staatsanzeiger, und selbst wenn

es einen hätte, würde er wohl nicht weit über das Weichbild dieser sei communi bringen. An den Schenken des Dorfes war ein Leben und Drängen, ein Lärm und ein Jubel, wie er bei der Wahl eines Königs von Gottes Gnaden nicht größer sein konnte. Und doch galt es heute nur einem König von Volkes Gnaden. Plötzlich entstand ein großes Gedränge in den Straßen. Qui viene! hörte man auf allen Seiten. Der König kommt! war das Losungswort, und eine Gasse bildete sich unter der Volksmasse, dem Festzug Spalier zu machen. Endlich kam der Thronwagen; denn nicht hoch zu Roß erschien der König, sondern in einer halbgeborstenen, alten Kalesche, die kein ganzes Stück Zeug mehr hatte, und von Hühnern überall beschmutzt war; die Räder selbst waren von verschiedener Größe, so daß der Wagen zu hinken schien. In diesem Aufzuge war der König nicht von Trabanten, sondern von vier zerlumpten Burschen außerhalb des Dorfes abgeholt worden, und fuhr nun durch die jubelnde Menge nach der auf dem freien Platze errichteten Estrade. Der König war keine Gestalt, die für das Herrscherhaus hätte besonders begeistern können, aber er war ja ein Wahlkönig, und somit hatte das wenig zu bedeuten. Nicht die Geburt gab ihm ein Anrecht auf den Thron, sondern seine Vorzüge in den Augen des Volks. Nicht auf seine Ahnen mußte er sich stützen, sondern darauf, daß er ein armer Teufel ist, der, obwohl er das ganze Jahr arbeitet, doch keinen Deut erübrigt, keine Schulden hat und einen guten Ruf sein einzig



Die Proklamation des Königs der Armen

Vermögen nennen kann. Auf der Estrade, welche der König bestieg, stand ein Tisch mit drei Füßen, um denselben drei geborstene Stühle mit entsprechendem Fußmangel, und ein Hausrath, wie er für den Thronsaal eines armen Fürsten paßt. Als der König sich auf den Thron niedergelassen, erhielt er statt dem Reichsapfel bereits gekochtes Muß und Branntwein vorgesetzt. Um ihn her standen lauter Arme, der Residenzadel war von der pauvresten Sorte. Nachdem sich der König gelabt, wurde das Testament des höchstseligen Königs verlesen, der über seine in Nichts bestehende Nachlassenschaft in bombastischer Weise verfügte. Als darauf der Purpur von Lumpen um des Königs Schultern gehängt und die Filzkrone ihm aufgesetzt war, fuhr die mit Eseln frisch bespannte Kalesche vor, und der Neugekrönte fuhr im Triumph durch's Dorf und dann mit Gefolge von Gasthaus zu Gasthaus, wo er überall freigehalten wurde. Mit dieser Bewirthung war das Budget ein- für allemal abgemacht; denn der Armenkönig von Creto hat keine Zivilliste, dafür aber auch drückt ihn die Krone nicht mit der Sorge um das Land. — Als wir mit dem neuen sehr herablassenden König im Gasthause speisten, erfuhren wir, daß der höchstselige König im Spital zu Strada gestorben und von vierundzwanzig Jünglingen mit brennenden Kerzen zu Grabe getragen worden. Spät Abends erst trennten wir uns von dem lustigen Volke, dessen neuem König wir mit zugejubelt hatten.

Ein Demagoge aus alter Zeit.

Der Brauer von Gent, Jakob van Artevelde.

Von
Karl Teschner.



Standbild Jakob van Artevelde's in Gent, errichtet 1863.

Im Jahre 1337 herrschte in den Straßen der Stadt Gent, der „Krone Flanderns", eine bedeutsame Bewegung, welche tagelang anhielt, und sich eher zu vergrößern als zu vermindern schien. Tausende von Menschen, theils Männer, theils Frauen, und sogar Knaben, wogten hin und her, oder bildeten bald leise-, bald lautsprechende Gruppen. Auf ein-

zelnen größeren Plätzen, namentlich vor dem Stadthause, hielt sich fast ohne Unterbrechung eine größere Menschenmenge auf.

Das bunte Bild dieses Treibens wurde charakteristischer durch eine Menge von Reisigen, welche in kleinen Trupps aller Orten umherzogen, die Menge theilten oder sich aufstellten, um auf die fallenden Aeußerungen zu lauschen, und, wo es ihnen zu laut ward, bewaffnet einzuschreiten. Das waren die französischen Soldknechte des Grafen Ludwig von Nevers, welcher seit 1323 Flandern, einen der reichsten und mächtigsten Theil der Niederlande, mit eiserner Hand beherrschte. Franzose mit Leib und Seele, hielt Graf Ludwig fest an einem Bündnisse mit König Philipp von Frankreich, während, außer ihm und den Regenten Brabants und Luxemburgs, alle niederländischen Fürsten mit dem Könige Eduard III. von England und dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Bayer, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatten. König Eduard machte Ansprüche auf die Krone Frankreichs, und es konnte nicht fehlen, daß über kurz oder lang die Wogen des Kriegs sich über ganz Flandern ergossen.

Aber nicht diese Parteistellung war der alleinige Grund der allgemeinen Aufregung, sondern die Härte des Grafen, dem keines von den alten Rechten der Niederländer, nicht einmal die Pflicht der Menschlichkeit heilig war.

Den ersten Grund zur Verstimmung des Volks gegen ihn legte er dadurch, daß er die Stadt Sluis, zwischen Brügge und dem Meere gelegen, an seinen Großoheim, den Grafen Johann von Namur, verschenkte, als wäre sie ein bewegliches Gut in seinem Privatbesitz. Die Bürger von Brügge, damals die größte Welthandelsstadt nach Venedig, erhoben sich gegen diese Willkürthat, nöthigten den Grafen Ludwig mit ihnen nach Sluis zu ziehen, wo sie als Sieger auftraten und die alte Ordnung wieder herstellten.

Hierauf stürzten sie voll Wuth über die benachbarten Schlösser des Adels her und verheerten diese, weil der Adel, sittlich verderbt, nicht aufhörte, das Bürgerthum anzufeinden und zu knechten. Graf Ludwig floh und kehrte mit einem in Frankreich geworbenen Heere zurück, welches in Flandern so barbarisch hauste, daß in der ganzen Provinz, von Brügge bis Dünkirchen, die Flamme des Aufruhrs emporloderte.

Auf beiden Seiten wurden grause Rachethaten verübt: die Städter verwüsteten die Güter der Adeligen, und diese räderten, henkten und enthaupteten alle Bürger, welche in ihre Hände fielen. Graf Ludwig ließ die Vorstädte von Kortryk (Courtray) anzünden, worauf hier die ganze Bürgerschaft sich erhob, selbst Frauen, ihrer Habe oder ihrer Männer beraubt, sich mit aufgelösten Haaren bewaffnet den Streitern anschlossen, und alle Edelleute, derer man habhaft wurde, die Schandthat Ludwig's mit ihrem Leben bezahlen mußten.

Der herzlose Graf war dieser großartigen Bewegung gegenüber machtlos. Fast unter seinen Augen wurden Personen erwürgt, welche das Volk haßte; nur an ihn selbst wagte Niemand Hand zu legen.

Da ward das mächtige Gent, fast noch volkreicher als Brügge, Ludwig's Retterin. Die Genter, erschreckt durch Brügges Verlangen, Gent und Oudenarde ihm zu überliefern, ergriffen für den Grafen die Waffen, trieben sogar dreitausend Weber, welche sich den Empörern zuneigten, zur Stadt hinaus, und brachten Brügge und Kortryk zur Unterwerfung.

Nach zwei Jahren, 1328, erhob Brügge sich auf's Neue. Graf Ludwig rief Philipp von Valois, König von Frankreich, mit einem Heere herbei, und die Empörer wurden mit einem Verluste von neuntausend Mann abermals geschlagen. Jetzt kannte Graf Ludwig's Grausamkeit keine Grenzen mehr. Innerhalb dreier Monate starben über fünfhundert Menschen den Henkertod. Wehklagen erfüllte das ganze Land. Ueberall Raub, Mord und alle Schandthaten einer wilden Soldateska. Mit Philipp's und Ludwig's Schaaren war eine Menge schlechtes Gesindel in's Land gekommen, welches sich in den ausgedehnten Wäldern und in allen Spelunken verbarg, Reisende ausplünderte, vereinsamte Höfe überfiel, und sogar am hellen Tage mitten in den unterworfenen Städten die unmenschlichsten Frevel verübte.

Mit Schrecken entdeckten jetzt auch die Genter, deren Beistand der Tyrann so viel verdankte, daß kein Gesetz mehr galt, daß ihre und ganz Flanderns Freiheit durch den „angestammten Herrscher" weit mehr bedroht war, als dieß durch eine fremde Räuberbande hätte geschehen können. Graf Ludwig übte nirgends Nachsicht, respektirte kein verbrieftes, Jahrhunderte altes Recht, sondern durchbrach die städtischen Verfassungen nach persönlichem Belieben. Daher ward auch in Gent sein Anhang immer schwächer, und nur mit der Gewalt seiner fremden Söldlinge vermochte er alle seine schnöden Anmaßungen durchzusetzen. Die Aufregung stieg von Tag zu Tage; sie erreichte endlich ihren Gipfel, als bekannt ward, König Eduard habe die Ausfuhr englischer Wolle nach Flandern verboten, so lange die Städte französisch gesinnt blieben. Gent hatte gegen fünftausend Tuchmachermanufakturen und vielleicht an sechzigtausend Tuchweber, denen das Verbot der Wolleeinfuhr plötzlich allen Erwerb zu entziehen drohte. Die Weber, von jeher unruhige Köpfe, rotteten sich auf den Straßen zusammen, nahmen eine drohende Haltung an, und verlangten laut und lauter Anschluß an England, um dem Ruin ihres Erwerbszweigs vorzubeugen.

Nur mit Mühe vermochten die Rathsherren der Stadt und die Altmeister der Innungen den Ausbruch einer Empörung zu verhindern, indem sie versprachen, all' ihren Einfluß aufzubieten, um Gent vor drohendem Verlust zu bewahren. Besonders aber war es ein Mann, dessen Einfluß auf die Bürgerschaft jeden andern übertraf, ein Mann, dem, mit Ausnahme der schwachen französischen Partei, ganz Gent blindlings folgte, und der im Stande war, nach irgend einer Richtung hin der Bewegung den Ausschlag zu geben. Dieser Mann war der Bierbrauer Jakob van Artevelde. Bier war in jener Zeit nebst dem Meth das allgemein beliebte und gewöhnliche Getränk. Das niederländische Bier hatte, wie später das englische, Weltruf, wurde nach allen Kulturländern ausgeführt, und machte die Brauer zu reichen, gewichtigen Leuten.

Jakob van Artevelde war der reichste Brauer Gents. Er verfügte über ein Vermögen von zwei Millionen, und, was noch wichtiger, über eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung, welche jeden Augenblick seines Winks gewärtig war. Daher kam es auch, daß Graf Ludwig diesen Mann schonen mußte, obschon er ihn gern ohne Umstände an den ersten besten Galgen hätte hängen lassen. Er wußte, daß Jakob van Artevelde sein gefährlichster Feind war; daß sein Einfluß hinreichte, ihm in geeignetem Momente, wenn er sich auf der Höhe des Triumphes wähnte, alle Früchte seines gewaltsamen Auftretens mit nerviger Hand zu entreißen. Er wußte auch durch seine zahlreichen Spione, die in allen Gestalten und Verkappungen Flandern durchschlichen, daß Artevelde der Volkstribun war, mit welchem König Eduard durch geheime Agenten in Verbindung stand. Nur das war ihm nicht bekannt, daß Jakob van Artevelde es gewesen, welcher den Rath zum Verbot der Wolleeinfuhr gegeben, um die Bevölkerung desto gewisser zum Aufruhr zu bringen. Artevelde kannte seine Niederländer genau. Er wußte, wie schwer sie für eine große Idee zu begeistern waren, wenn sie nicht gleich direkte Vortheile daraus hervorleuchten sahen. Aus dem ungeheuren Werthe, den ihm sein eigenes Besitzthum und Gewerbe gewährte, hatte er erkannt, daß der Bürger am leichtesten sich gegen politische Uebergriffe wehrt, wenn sie ihm seinen Besitz und sein materielles Wohlbefinden gefährden. In der Persönlichkeit Artevelde's war das damalige Bürgerthum vollständig verkörpert. Ein durch Fleiß und Glück erworbener Besitz, welcher ihm glänzenden Luxus gestattete, erfüllte ihn mit jenem selbstbewußten Stolze, der bei geringer Bildung leicht in abstoßenden Uebermuth ausartet. Sein Auftreten war breit und behäbig, den faulen, genuß-

süchtigen und dabei weniger bemittelten Patrizierfamilien gegenüber um so geringschätziger, je mehr sie ihn seine niedere Abkunft und ihre feinere Bildung fühlen ließen.

Artevelde ward durch den Dünkel des Adels mit tiefer Erbitterung erfüllt, die er klug unter dem Deckmantel kalter Gemessenheit verbarg, um desto sicherer dem vollständigen Siege des Bürgerthums zuzustreben. Seine reichen Mittel, die er im Dienste seiner Pläne geschickt verwendete, ein täuschender Schein von Uneigennützigkeit und eine natürliche Jovialität hatten ihn zu einer überaus populären Person in Gent gemacht, um welche sich alle mißvergnügten Elemente gruppirten.

An dem Tage, an welchem wegen des Verbots der Wolleeinfuhr die Aufregung in Gent am höchsten gestiegen war, kamen zu ihm die Vorsteher der zahlreichsten von den fünfzig Innungen und Gilden und der Rathsherr Johannes Vließbeck, der Einzige, welcher neben Artevelde in dem französisch gesinnten Rathe die Opposition bildete. Artevelde begrüßte die Kommenden mit der ihm eigenen ruhigen Würde.

„Habt Ihr gehört, Artevelde, wie das Volk in der Stadt tobt?“ begann Jansen, der Altmeister der Weber. „Was soll aus uns werden, wenn das so fortgeht und keine kräftige Hand sich in's Mittel legt? Aller Augen sind auf Euch gerichtet,“ fuhr Vließbeck fort, „Ihr müßt die Zügel in die Hand nehmen, so lange es noch Zeit ist;“ — „so lange es noch etwas zu retten gibt,“ fügte Jan Leeuben, der Altmeister der Faßbinder, hinzu. „Wie lange wird's dauern, daß der harte Graf uns Allen das Messer an die Kehle setzt?“ — „Das thut er uns zum Vortheil, Freunde!“ versetzte Artevelde. „Durch die größte Tyrannei führt der Weg zur Freiheit. Wenn wir nicht Despotenknechte werden wollen, werden wir's nicht. Hätten wir Flanderer ein Vaterland, so wären wir längst weiter; aber wir haben bloß so und so viel Städte, von denen eine gegen die andere ist, zum Vortheil des Grafen. War es nicht eine Schande, daß die Genter ihre Mitbürger von Brügge vor wenigen Jahren zerfleischen halfen? Die Schweizer haben es anders gemacht, als sie die Zwingburgen Kaiser Albrecht's brachen. So lange wir nicht einig sind, werden wir auch unsern Landvogt behalten; denn um Recht zu haben, müssen wir auch Macht zeigen können.“

„Wir sind stark genug, wir Genter allein,“ entgegnete Hemskerk, der Obermeister der Spengler. „Wie lange sollen wir noch warten? Hat der Graf nicht gesagt: er wolle den Bürgern den losen Mund sammt dem Kopfe nehmen? Wen kann er damit meinen als Euch selber, Jakob van Artevelde? Ihr seid unser Kopf, und wenn der Tyrann Euch nimmt, sind wir verloren.“ — „Ich wollte, ich könnte Eure gute Meinung verdienen, Meister Hemskerk,“ erwiederte Artevelde, „obschon ich fürchte, daß ich's nicht vermag. An meinem guten Willen soll's nicht fehlen, und was die Hülfe betrifft, so gehen meine Brauerknechte für mich durch's Feuer. Sie würden's nicht gutwillig geschehen lassen, daß Graf Ludwig sich an mir vergriffe.“ — „Und wir auch nicht!“ versetzten alle Anwesenden eifrig.

In diesem Augenblicke ward dem Brauer ein Bote gemeldet; er entfernte sich in ein Nebenzimmer und kehrte bald darauf mit der Nachricht zurück, daß in Kortryk auf Befehl des Grafen ein Bürger ohne Rechtsform hingerichtet worden sei, weil er sich für ein Bündniß mit England ausgesprochen, und in Brügge seien bereits alle Engländer verhaftet worden.

Ausrufe der Entrüstung folgten dieser Mittheilung. „Es scheint, der Tyrann geht seinem Ziele sehr eilig entgegen,“ sprach Artevelde. „Nach einem alten Rechte haben in Flandern allein die Städte die Befugniß, ihre Bürger zu richten, und wenn der Graf dieses Recht zerbricht, macht er sich des Hochverraths schuldig. Doch was ist das? Ein Auflauf naht sich meinem Hause. Hört ihr das Toben?“ Alle traten an die Fenster, die nach einem freien Platze führten. Hieher strömten aus den benachbarten Straßen einige Tausend Menschen mit lautem Rufen. Noch ehe Artevelde den Grund dieser Zusammenrottung erfahren, trat Wilm, sein Oberknecht, herein und meldete, der Graf habe durch seine Reisigen zwanzig Bürger verhaften und in den Prinzenhof schleppen lassen, weil sie über Tyrannei geschimpft. Bei der Verhaftung sei es zu einem Kampfe gekommen und zwei Weber seien erschlagen worden.

Artevelde ward bleich. Er fühlte, daß die Stunde der Entscheidung näher sei, ehe er sie noch erwartet, und daß er als Veranlasser des Verbots im Grunde die Empörung gerufen habe. Das Gewissen sagte ihm, daß er jetzt für das Volk eintreten müsse. Wilm fügte hinzu, die Menge habe nur Einen Ruf: „Zu Jakob van Artevelde! er soll uns Recht verschaffen!“

Der Brauer entschloß sich, hinabzugehen und die Empörer wo möglich zu beschwichtigen. Die übrigen Anwesenden folgten ihm. Kaum vor die schwere Pforte seines Hauses gelangt, umringte ihn das Menschengewühl gleich einem tosenden Meere, und aus Tausenden von Kehlen brüllte es: „Hoch lebe Vater Artevelde!“ Der Brauer begann zu reden, da drang durch eine Seitenstraße ein berittener Haufe hervor. Es waren gräfliche Söldner, an ihrer Spitze der Feldhauptmann Ludwig's, Lantrei, ein finsterer, allgemein verhaßter Mann. Rücksichtslos spornten die Reiter ihre Pferde in das Gedränge, und hieben mit scharfer Klinge rechts und links ein. Einzelne setzten sich zur Wehre, Andere riefen nach Waffen. Lantrei hieb sich Bahn zu Artevelde's Haus, und als er diesem ganz nahe war, rief er mit einer Stentorstimme: „Hieher, Knappen! Nieder mit dem Aufruhrstifter, dem hündischen Brauer!“

Artevelde wich einige Schritte zurück, so daß ihn die Umstehenden deckten. Er zog ein Pfeifchen aus der Tasche und that einen schrillen Pfiff. Kaum zwei Minuten später knarrte das eisenbeschlagene Thor, welches zum Brauhofe führte, in seinen Angeln, und hervor traten fest geschlossen zweihundert Brauknechte, alle mit blitzenden Hellebarden bewaffnet. — „Hieher, Kämpen!“ rief Artevelde mit gewaltiger Stimme. „Drauf, auf die Buben, die friedliche Bürger von Gent räuberisch anfallen!“

Die Reisigen stutzten; aber die riesigen Knechte ließen ihnen kaum Zeit zum Angriff oder zur Flucht. In dichter Reihe drangen sie auf die Söldner ein, die sich jetzt zu wehren suchten, weil der wogende Menschenstrom ihnen die Flucht verwehrte. Lantrei war der Erste, welcher vom Pferde gestochen ward. In wenigen Augenblicken war die ganze Schaar entweder getödtet oder von den Pferden gerissen. Das Volk beeiferte sich, die Gefangenen in dichten Knäueln hinwegzuschleppen. Jetzt ertönte vom Thurme „dem Belfried“ die Sturmglocke, von wuthentbrannten Webern gezogen. Artevelde bestieg eins von den erbeuteten Pferden und sprach die aufgeregte Menge an.

„Mitbürger!“ rief er donnernd über den Platz, „die Stunde der Befreiung ist da. Der Tyrann selbst hat sie heraufbeschworen. Wir wollen nicht länger Knechte fremder Eindringlinge und eines schurkischen Adels sein. Wir sind mächtig genug, uns selbst zu regieren. Denkt an die Sporenschlacht, in welcher die Genter und Brügger achtzehntausend Franzosen erschlugen! Auf denn, und fort mit dem letzten der Tyrannenknechte, die uns Flamingen alle heiligen Rechte schändlich mit Füßen getreten haben! Wir wollen unsern Schwesterstädten ein Beispiel geben, daß sie auf uns blicken mit Stolz und uns nachahmen.“

Mit wilder Freude wurde diese Rede begrüßt, und in markerschütterndem Brausen tönte es: „Hoch lebe Artevelde! Nieder mit den Gräflichen! Nach dem Prinzenhofe!“ Die Menge setzte sich in Bewegung; ein Theil zog nach dem Prinzenhofe, der Residenz des Grafen; ein anderer zu Artevelde, der mit seinen Freunden nach dem Stadthause eilte, um das Regiment zu sichern. Graf Ludwig dachte eine kurze Zeit an Widerstand, als aber seine Söldner muthlos wurden, und die Bevölkerung Gents immer zahlreicher

und heftiger sein festes Schloß bestürmte, ergriff der Despot die Flucht. Bald darauf drang die Menge in den Prinzenhof, mordete was sich antreffen ließ, und durchsuchte alle Räume, um in Ludwig's Blute ihre Rache zu kühlen für zahlreiche Willkürthaten, namentlich aber für die Hinrichtungen von Aufrührern zu Gent und Brügge. Die Weber waren immer voran und am wildesten.

Als die Weber sahen, daß das edelste Wild dieser Hatze ihnen entschlüpft war, verbreiteten sie sich in der Stadt und brachen in die Häuser derer, die wegen ihrer französischen Gesinnung sich verhaßt gemacht hatten. Alle diese Verhaßten, welche sich fangen ließen, wurden im ersten Rausche der Siegeswuth ermordet, ihre Häuser geplündert und theilweise sogar demolirt.

(Schluß folgt.)

Der Akrobat.

(Fortsetzung.)

Valparaiso! Thal des Paradieses! Nie hat eine Stadt mit mehr Unrecht einen ähnlichen Namen erhalten, und trägt ihn mit mehr Recht, als eben Valparaiso!

Erklären wir diesen Widerspruch. Als die Spanier zum ersten Male die von schroffen und kahlen Felsen beschützte Küste Chiles befuhren, däuchte ihnen das Land eine Steinwüste, wild, unwirthlich gleich der Wüste von Atacama, und keinen Pflanzenwuchs hegend. Da kamen sie an eine Bucht, oder besser, an eine große Bai, an deren Ufer sich einige armselige Fischerhütten befanden, und hinter diesen Hütten waren in die mächtigen Felsenberge diese Schluchten geschnitten. Als sie aber in diese Schluchten eindrangen, fanden sie dort die üppigste Vegetation, blühende Blumen, um welche, lebendigen Juwelen gleich, Kolibris schwärmten, Fruchtbäume, Palmen, und frisches, lebendiges Wasser. Da nannten sie die Schlucht das Thal des Paradieses.

Aber seine Hütten standen auf felsigem, steinigem Boden, die jetzige Stadt steht auf solchem, und rings umher sind dürre, kahle, von der Sonne verbrannte Hügel. Das ist kein Thal, und ebensowenig ein Paradies. Wenn ihr aber jene Hügel besteigt, so habt ihr eine wundervolle Fernsicht über die See, die jetzt reizend erscheint durch die Folie des Landes; und steigt ihr nur noch um Weniges höher, und wendet eure Blicke, so liegt Chile vor euch, mit grünenden Wäldern und Triften, mit reizenden, kleinen Gebirgszügen, und im Hintergrunde, schließend und schirmend die treffliche Landschaft, hebt die stolze Cordillere, die endlose Kette von Bergesriesen, diese Königin der Schluchten, der Felsen und Vulkane, ihr schneegekröntes Haupt in die Wolken, spielend bei Tage mit dem blitzenden Sonnenlichte, in dunkler Nacht aber selbst blitzend mit ihren Feuerbergen. Wenn also Valparaiso auf dem Boden einer Wüste fußt, so reichen dennoch seine Arme in ein Paradies.

Unweit des Leuchtthurms von Valparaiso also hat man die Stadt im Rücken, zur Linken des Hafens ist auf der Höhe eines jener kahlen Hügel ein Plateau, eine dürre, von der Sonne ausgebrannte Fläche, dessen Abhänge jedoch bebuscht sind, und von dem aus man gleichzeitig die See, die pittoresken Felsen der Küste und ein Stück Waldland übersieht.

Dort auf jenem dürren und festen, fast felsenartigen Boden waren wir beschäftigt, eine Art Zirkus herzustellen, und wir selbst arbeiteten mit Säge, Axt, Hacke und Schaufel, während Monsieur d'Apponcourt auf einem Haufen Erde stehend seine Befehle ertheilte. Auch Karl war in unserer Mitte und griff wacker zu, obgleich sein Departement eigentlich ein ganz anderes war.

Als am andern Morgen nach jener unglücklichen Vorstellung in Rio Janeiro Karl sich unbefangen beim Frühstück in unserer Wohnung zeigte, sagte der Direktor mit gerunzelter Stirne: „Sie sind auch noch da?“ Karl begnügte sich, bejahend zu nicken. Dem Direktor stieg die Zornesröthe in's Gesicht. „Meinen Sie, daß ich Sie umsonst füttere? Machen Sie, daß Sie weiter kommen!“ — „Wohin?“ — „Zum Teufel, wenn Sie wollen; was kümmert mich das! Aber fort von uns!“ Karl schüttelte jetzt verneinend sein Haupt, wie er vorher bejahend genickt hatte, und sagte: „Das geht nicht!“ — „Und warum nicht?“ erwiederte der Direktor mit verbissener Wuth. „Weil ich nicht verhungern will.“ — „Meinen Sie, daß ich Dummköpfe füttere, die nichts können?“ — „O,“ sagte jetzt Karl vollkommen beruhigt, „wenn es sonst nichts ist! ich kann eine Menge Dinge.“ — „Sie? Sie können Etwas? Nun, zum Beispiel?“ — „Ich stricke, ich sticke, ich flicke, ich nähe, sowohl Weißwaaren, als auch Wolltuch . . .“ — „Pfui Teufel!“ unterbrach ihn der Direktor, „Sie sind ein Schneider!“ — „Nähen Schneider weiß?“ sagte Karl nicht ohne Empfindlichkeit, „stricken sie, stopfen sie Strümpfe, und zeichnen sie Wäsche aus?“ — Monsieur d'Apponcourt spielte den Kaltblütigen. „Sie kochen wohl auch, spülen und scheuern?“ sagte er, indem er eine Rauchwolke gegen die Decke blies und ihn mit Interesse anzusehen schien. „Nein,“ erwiederte Karl, „das kann ich nicht; meine Mutter ließ mich nie in die Küche, ich sollte kein Topfgucker werden wie mein Vater, sagte sie, sondern nur durch die Arbeiten mit der Nadel zu einem sanften Charakter herangebildet werden.“

Da Monsieur d'Apponcourt jetzt wüthend auffuhr, so legte ich mich in's Mittel, indem ich ihm erzählte, was ich von der Erziehung des Unglücklichen wußte. D'Apponcourt hatte die Idee, etwas vom großen Manne an sich zu haben: raschen Ueberblick der Sachlage, ebenso rasches Ergreifen der richtigen Maßregel, Energie, und keine Scheu vor dem Ungewöhnlichen. Er sah Karl, indem er seinen Knebelbart strich, mit blitzenden Augen an, dann ging er in's Nebenzimmer und brachte ein ziemlich durchlöchertes Kleidungsstück. „Stopfen Sie diese Weste,“ sagte er in einem Tone, welcher nicht die mindeste Gemüthsbewegung verrieth. Karl fuhr mit der Hand in die Weste (mein Gott, es war keine Weste, nennen wir sie aber so) und ließ rasch alle Defekte die Musterung passiren, dann holte er ein kleines Kästchen mit den nöthigen Geräthschaften, und begann die Arbeit rasch und mit gewandter Hand. „Sie können bei uns bleiben,“ sagte d'Apponcourt, als er fertig war.

Als sich später Karl entfernt hatte, rief der Direktor: „Es war eine köstliche Idee, den Kerl zu engagiren. Wir sind Alle schon stark abgerissen, und keine Demoiselle weit und breit, die stopfet oder flickt. Ohnehin können wir keine Weibsleute an Bord brauchen. Da gäb's Mord und Todtschlag. Der aber näht für Drei, und das Kochen lasse ich ihn auf meine Kosten lernen bei erster Gelegenheit.“

Auf diese Weise kam Karl mit der Truppe nach Valparaiso. Er that uns gute Dienste sowohl in seinem Fache, als auch mit Axt und Schaufel; denn wir waren allein auf unsere Kräfte angewiesen.

Der Direktor hatte bekannt gemacht, daß er Arbeiter suche, um den Zirkus aufzurichten. Am ersten Tage erschienen fünfzig Menschen, welche erklärten, daß sie arbeiten wollten, und alle Fünfzig betrachteten mit unverholenem Vergnügen Monsieur d'Apponcourt, der, im rothen und mit falschen Goldtressen gestickten Frack der Manége, seine Großmannsmiene angenommen hatte. Dann legten sich fünfundzwanzig dieser Arbeiter auf den Boden, rauchten Zigarren und lachten ihre Amigos aus, welche sich anschickten, zu schaufeln und zu karren. Des Nachmittags erschien die Zahl der Zuschauer voll, von den Arbeitern aber nur die Hälfte. Am nächsten Morgen hatte sich die Zahl der Zuschauer auf hundert und etliche vermehrt, während etwa sechs bis acht Bursche sich unter uns mischten und sich den Anschein gaben, als nähmen sie an unserer Arbeit Theil. Der Direktor gab ihnen einige Realen, um sie aufzumuntern, worauf sie sich entfernten. Am dritten Tage kam Niemand, mit Ausnahme

von einigen hundert Zuschauern, welche höflich und bescheiden waren, aber einen so unüberwindlichen Abscheu vor aller Arbeit zeigten, daß, wenn eine Hacke, eine Schaufel oder ein anderes Arbeitsgeräthe in ihre Nähe gebracht wurde, sie sich sogleich zurückzogen, als betrachteten sie diesen unschuldigen Gegenstand für eine Aufforderung, uns behülflich zu sein. Da nun eine baldige Vorstellung, die Kasse des Direktors und unsere Existenz drei gleichbedeutende Dinge waren, so blieb uns nichts übrig, als wacker anzufassen mit eigenen Händen.

Als der Zirkus endlich fertig war, kaufte der Direktor Pferde, und wir fanden, daß diese höchst billig, gut und dauerhaft, willig und leicht zu dressiren waren. Ohne Zweifel aber in Folge dieser Umstände zeigte sich eine Eigenschaft an den dortigen Landesbewohnern, welche mancherlei Bedenken in uns hervorrief. Diese Leute waren die besten Reiter, welche uns jemals vorgekommen, und während ihre Pferde wie Ziegen längs irgend eines Abhanges hinankletterten, oder wie eine rollende Kugel eine steile Höhe abwärts rannten, saßen sie auf denselben mit einer Ruhe und Bequemlichkeit, welche uns gleichzeitig entzückte und erschreckte. In Chile reiten Männer und Frauen, dreijährige Kinder und Matronen von achtzig Jahren gleich gut, und, wie soll ich sagen, gleich unbefangen, das heißt: sie sind so wenig stolz auf diese ihre Geschicklichkeit, als ein Fisch auf die Fertigkeit seiner Flossen, oder ein Vogel auf die seiner Schwingen. Es gibt ein Spiel oder eine Belustigung in Chile, bei welcher sich zwei Reitende mit den Schultern gegen einander stemmen, und sich auf diese Weise vom Pferde zu drücken suchen. Die Pferde, dessen gewohnt, helfen ihren Reitern, das heißt: sie legen sich ebenfalls, im Sinne des Willens ihres Herrn, auf die Seite, so daß die beiden Reiter, von



Der Hauptplatz von Santiago.

vornen oder hinten gesehen, ein Dreieck bilden, dessen Spitze die Köpfe der Männer und dessen Basis die Füße der Pferde sind.

Während der Zeit, in welcher wir noch mit der Dressur unserer Pferde beschäftigt waren, ritt ich eines Tages mit d'Apponcourt außerhalb der Stadt einen steilen Bergpfad hinab, der auf der einen Seite von einer jäh ansteigenden Felswand, auf der andern von einer ebenso abfallenden Schlucht begrenzt wurde, und vor uns mitten, heiter und fröhlich wie fast stets, eine Gesellschaft Männer und Frauen. Plötzlich beginnt einer der Männer, auf der Seite des Abgrundes reitend, jenen Wettkampf mit seinem Nachbar, und es hat den Anschein, als werde er ihn besiegen. Da springt seine Frau oder Geliebte von ihrem Pferde auf das des Bedrängten, um durch ihre Last sein Gewicht zu vermehren. Eine andere Frau geht auf den Scherz ein, und schleudert ihr Kind ebenfalls auf die Croupe jenes Pferdes, und das Kind, mit ausgespreizten Armen und Beinen durch die Luft fliegend, hängt im andern Augenblicke so fest auf dem Pferde, wie etwa ein Käfer, den man auf einen Baumast fallen ließ, und der sich sogleich daran anklammert. Der Angreifende befindet sich aber jetzt offenbar im Nachtheile, er wird gegen die Schlucht zu gedrängt, und während Erde und Steine vom Rande des Weges in die Tiefe stürzen, schwebt der gehobene Fuß seines Pferdes und dessen halber Körper bereits über dem Abgrunde. D'Apponcourt biß die Zähne zusammen. „Sie massakriren den Kerl!" sagte er. Aber dieser gab jetzt die Partie auf. Er drückte seinem Pferde die Sporen mit fast handgroßen Rädern in die Weichen, ließ es einen Sprung vorwärts machen, befand sich wieder auf der Mitte des Weges, und die Gruppe jagte jetzt jubelnd und scherzend den steilen Abhang hinab. D'Apponcourt stieß

einen fehlerhaften französischen Fluch aus, dessen Bedeutung ich indessen dennoch sehr wohl verstand.

Am folgenden Tage waren wir Alle Zeugen eines beliebten und häufig ausgeführten Reiterkunststücks. Man hatte eben ein Rind geschlachtet, und dessen Haut mit Holzpflöcken dermaßen auf der Erde ausgespannt, daß die innere schlüpfrige Seite der Haut gegen außen stand. Etwa zehn Chilenes sprengten, einer nach dem andern, in einem Abstande von vielleicht hundert Schritten, im Carrière auf jenes Ziel zu, ließen, angelangt, das Pferd auf die Haut springen, hielten an, wendeten, und sprengten von der schlüpfrigen, spiegelglatten Haut ab wieder im Carrière zurück. Es mißglückte Keinem.

Wie bei unserem Geschäfte die Dressur der Pferde die Hauptsache, so leistet wohl auch jenen chilesischen Reitern die Güte der ihrigen die vorzüglichsten Dienste, aber immerhin hatten wir einen schwierigen Stand, indem wir Leuten unsere Kunst zeigen wollten, welche ohne Zweifel ebenso gut, wenn nicht besser, ritten, als wir selbst, und dabei, wie wir uns überzeugten, keine anderen Hülfsmittel zur Abrichtung ihrer Thiere anwendeten als den Lasso, mit welchem sie dieselben, unbekümmert um die Glieder der Pferde, zu Boden rissen, einen schweren, mit Metall beschlagenen, und als Peitsche dienenden Zügel, ein Gebiß, welches einen Elephanten gebändigt haben würde, und endlich Sporen mit Rädern von einer wahnsinnigen Größe.

Als wir aber unsere erste Vorstellung gaben, fand ein ungeheurer Zubrang Statt. Zwar glaube ich, daß die Leute mehr Vergnügen an unserem glänzenden Flitterstaate fanden, als an unseren Künsten; denn die Mehrzahl derselben, die das Pferd für nichts weiter als ein natürliches und unentbehrliches Mittel ansahen, um von der Stelle zu kommen, konnte wohl nicht begreifen, zu welchem Zwecke man sich auf dessen Rücken stellte und allerlei fabelhafte Sprünge vollführte, so wie wir es thaten, aber — man klatschte uns Beifall zu, und — bezahlte gut, welches immerhin für Leute unseres Standes das Beste war. Der anständige und noble Charakter jener Abkömmlinge Spaniens, und wohl auch der Spanier selbst (denn zu jener Zeit, vor der Revolution, lebten noch viele derselben unter den im Lande Gebornen) zeigte sich eben in diesen beiden Dingen: in Geld und Beifall.

Eine große Menge der ärmeren Leute drängte sich unbefangen an den Zirkus, ohne irgendwie im Entferntesten Miene zu machen etwas zu zahlen. Aber die Reichen zahlten den zehn- und zwanzigfachen Betrag des Eintritts und wohl noch mehr, und d'Apponcourt erhielt noch außerdem von verschiedenen Seiten reichliche Geschenke.

Wenn aber, was wohl vorkam, einer der Unseren vom Pferde fiel, so lachte Niemand; schwang der Gefallene aber sich wieder auf das galoppirende Pferd, so wurde er mit Beifall überschüttet. Es mag aber wohl auch sein, daß sie das Fallen für absichtlich nahmen; denn ich glaube nicht, daß ein Chilese es überhaupt für möglich hält, daß Jemand ohne seinen Willen vom Pferde stürzt.

Trotzdem, daß zu jener Zeit Valparaiso kaum mehr als sechs- bis siebentausend Einwohner zählte, war doch ein lebhaftes und lustiges Leben dort, und unsere Leute ließen nicht bloß im Zirkus, sondern auch nach gethaner Arbeit den Rappen wacker laufen, so daß, als wir endlich Valparaiso verließen, wohl Keiner derselben große Reichthümer mit sich nahm.

Es bleibt mir noch übrig, ehe wir Valparaiso verlassen, von d'Apponcourt, von Karl und von mir selbst zu sprechen.

Bei d'Apponcourt war eine gewisse innere Narrheit frei geworden, nämlich die Idee, daß er berufen sei eine Rolle zu spielen, etwas Großes zu werden, auf irgend eine, ihm selbst noch höchst unklare Weise zwar, aber dennoch fest verbunden mit dem Gedanken, daß er die Manége demnächst vertauschen werde mit einem andern, seinen Fähigkeiten angemessenen Berufe. Ich selbst war so ziemlich sein Liebling geworden. Ich hatte auf dem Pferde bedeutende Fortschritte gemacht; meine eigentliche Kunst, denn er hatte in Chile Erlaubniß gegeben sie zu zeigen, trug ihm Geld ein, und endlich war ich ihm dadurch höchst nützlich, daß ich ziemlich fertig spanisch sprach, da ich das Wenige, das ich mitbrachte, im Lande rasch ausbildete.

Karl endlich spielte die Rolle eines Don Juan. Er schneiderte des Tages über wie rasend, und ich bin überzeugt, daß ein halbes Dutzend Schneiderinnen kaum seine Leistungen übertroffen hätten, er besserte Schäden aus, strickte Strümpfe und säumte die Taschentücher, welche uns von schönen Händen zugeworfen wurden. Wenn aber die keusche Luna in den Wogen des Meers badete, dann warf e r sein Taschentuch den Schönen Chiles zu allabendlich und mit einem Eifer, der, wie man zu sagen pflegt, einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Er war, wie man sich im bürgerlichen Leben ausdrückt, ein liederlicher Schlingel geworden. Ich machte ihm lachend Vorwürfe und fragte ihn, wo er plötzlich die Courage her habe; da er dreier Frauen halber Europa verlassen. Aber er erwiederte mir, daß er keinen Augenblick zweifle, daß ich sowohl wie jeder Andere vor seiner Mutter zu Kreuze gekrochen wäre; aber er that dieß in so respektswidrigen Ausdrücken, daß ich dieselben nicht wiederholen will.

Auf dem Wege nach Santjago, wohin wir uns von Valparaiso begaben, war ich es eigentlich, der die ganze Truppe ernährte, oder wenigstens die Ursache war, daß die Reisekosten gedeckt wurden; denn in den kleinen Orten, welche d'Apponcourt berührte, um, wie er sagte, das Land kennen zu lernen, halfen uns unsere Reitkünste wenig, wogegen meine Vorstellungen auf dem Seile und die Taschenspielerstücke, die ich vom alten Mathias erlernt hatte, großen Beifall fanden. Aber ich weiß den Namen nicht einer einzigen Ortschaft mehr zu nennen, durch welche wir damals reisten, und auch meine landschaftlichen Erinnerungen aus jener Zeit sind, mit einigen wenigen Ausnahmen, fragmentarisch und wohl gemengt mit andern Bildern, welche mir früher oder später vorgekommen.

Frisch steht indessen noch jenes der hohen Cordillere vor mir, welche man, reisend in Chile, fast immer vor Augen hat, und die uns wandernden Vagabunden häufig als Wegweiser diente, und in ihrer majestätischen Schönheit dicht vor uns trat, als wir uns Santjago näherten.

Auch das Bild einer Schlucht wird nie aus meinem Gedächtnisse schwinden, welche wir, gleich in den ersten Tagen, nachdem wir Valparaiso verlassen hatten, durchzogen. Ohne Zweifel war es ein Theil des Gebirges, welches sich längs der Küste hinzieht, und welches, obgleich häufig bewaldet, doch auch bisweilen groteske, wilde und steile Partieen bildet.

Der Weg, welchen wir verfolgten, war bisweilen Thal, bald aber auch wieder eine Schlucht, das heißt: er verengte sich dergestalt, daß kaum drei Reiter neben einander Platz fanden, und dann hingen dunkle Felsmassen drohend über unseren Häuptern, während unsere Pferde bis an die Kniee im steinigen Bette des Baches gehen mußten, der dort die Schlucht durchzog, und die ganze Sohle desselben ausfüllte.

Wir waren eben aus einer solchen Stelle, die besonders enge und düster war, herausgekommen, und befanden uns jetzt zwischen zwei, etwa fünfzig Schritte von einander abstehenden, steilen und abschüssigen Felswänden, gebildet von einem graurothen Gestein und ohne alle Spur irgend einer Vegetation. Das Einzige, was den melancholischen Eindruck, den diese Oede hervorbrachte, in etwas milderte, war jener Bach, der jetzt nicht mehr so brausend dahin stürmte, wie kurz vorher in seinem engen Felsenbette, sondern sich ausgedehnt hatte und ruhiger seinen Weg verfolgte.

Plötzlich, und ich werde jenen Augenblick niemals vergessen, plötzlich verließ dieser Bach sein Bette und kam auf mich zu, der ich auf seinem rechten Ufer ritt, er benetzte die Füße meines Pferdes bis über die Fesseln; gleichzeitig schwankte mein Thier, als wolle es auf die Seite fallen, und während ich ihm mechanisch die nöthige Hülfe gab, sah ich, daß

die Thiere meiner Kameraden dieselbe Bewegung machten. Im selben Augenblicke aber stürzten vor und hinter uns größere und kleinere Felsstücke von den Bergwänden, und mehrere derselben mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bett des Baches durchschnitten und bis an die jenseitige Thalwand rollten. Und während allen dem erscholl unter unseren Füßen ein dumpfes, murrendes und grollendes Geräusch, der unterirdische Donner, den man das Brüllen des Satans nennen kann, wenn man den Donner des Gewitters die Stimme Gottes nennt. All' das währte höchstens drei Sekunden. Dann schwieg der Donner, kaum noch rollte ein kleiner Stein von der Höhe herab in das Thal, und das Wasser des Baches, das nicht von dem erhitzten Boden seiner Ufer verschluckt worden war, zog wie vorher dahin in seinem steinigen Bette. Es war der erste Erdstoß, welchen wir in Chile erlebten, in jenem Lande der Erdbeben. Einer unserer Kameraden hatte gerufen: „Der Berg fällt ein!" und wir scherzten und lachten einige Minuten später über diesen Ausruf des Schreckens, über den Bach, der sich aus seinem Bette hatte treiben lassen, und über das Poltern in den Tiefen der Erde, aber dennoch war Keiner von uns vorher jemals so erschrocken, als eben dort.

Wohl mag ich noch eines Anblickes erwähnen, der ebenfalls nicht aus meinem Gedächtnisse schwand, und vielleicht einer der schönsten war, die mir auf meinen abenteuerlichen Reisen geworden. Echt zigeunerartig hatten wir die Nacht im Walde zugebracht, und das zwar auf der Cuesta de Prado, einem Gebirgszuge von mittlerer Höhe, der sich durch das Flachland zieht, und dessen steile Pfade sich abenteuerlich genug auf- und abwärts schlangen. Karl, den man jetzt nicht mehr Minchen nennen durfte, hatte trotzdem sich beim Scheine des Feuers emsig mit Nadel und Scheere beschäftigt, damit wir anständig, oder wenigstens nicht allzu abgerissen unsern Einzug in Santjago halten sollten, während der Direktor unablässig schwur, daß er in der Hauptstadt der Provinz das Kochen lernen müsse, da er, nicht ganz mit Unrecht, das Kalb, welches wir zubereitet hatten, höchst ungenießbar fand. Dann hatten wir einige Stunden, in unsere Mäntel gehüllt, der Ruhe gepflogen, waren aber schon am frühen Morgen wieder im Sattel, um bei guter Tageszeit Santjago zu erreichen.

Aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als wir, angelangt am jenseitigen Abhange des Berges, die Ebene von Santjago vor uns erblickten! Glänzend und funkelnd im Scheine der Morgensonne sahen wir plötzlich vor unsern Augen den schönsten Theil des Landes sich ausdehnen, welches wir bisher durchzogen hatten. Unabsehbar reihten sich wogende Fruchtfelder, den goldenen Weizen tragend, den Segen Chiles, der das fünfzig- bis achtzigfache Korn dem Sämann wieder gibt, und in einem Boden wurzelt, der nie gedüngt worden. Und aus diesem Meer goldener Wogen tauchten glänzende weiße Hacienden auf, beschattet von mächtigen Bäumen, kleine Ortschaften, ein Wäldchen. Dann wechselte das Kornfeld mit mächtigen grünen Flächen, bestanden mit Klee oder andern Futterkräutern, und als wir später hinab gekommen waren, sahen wir den Mais, der stolz seine schweren, glänzenden Kolben trug, die Bohne, die Lieblingsspeise der Chilesen, sich rankend an Baum und Pfahl, und die Wassermelone, die bescheiden auf der Erde lag mit ihren mächtigen Blättern und drei Fuß langen Früchten. Riesige Feigenbäume beschatteten dort das Dach des Landhauses, das mit Reben umrankt war, und in dessen Nähe Orangenbäume standen und anderer Obstreichthum.

Oben aber, auf der Höhe des Berges, sahen wir diesen ganzen Segen der Fruchtbarkeit und Schönheit, durchwebt mit einem Netze aus silbernen Fäden, oder durchzogen von fruchtbringenden Gründen, oder umschlungen von tausend belebenden Armen, mit denen der mächtige Bergstrom, der von der Cordillere sich herabstürzt in die Ebene, die Erde umarmt, das Fruchtfeld, die Trift und den Garten. Künstlich abgeleitet und gespalten in unzählige Theile, muß der brausende Sohn des Gebirges das Land erfrischen, ernähren und erhalten, welches regenlos ist fast den größten Theil des Jahres.

Dann lag Santjago vor uns mit seinen blendend weißen Häusern, zwischen welchen hier und da eine Palme ihre grüne Krone emporhob, mit seinen Kirchen, deren Thürme stolz in die Luft ragen, da sie wissen, daß die Frömmigkeit sie bessert, wenn das Erdbeben sie erschüttert hat, und mit seinen Gärten, die ein großes Treibhaus sind, dessen Dach der klarste und reinste Himmel der Welt ist. Hinter Allem dem, die hohe Cordillere einrahmend, abschließend das Bild landschaftlicher Schönheit, welches vor uns lag, ja es beherrschend; denn war einmal das Auge auf die riesige Bergeskette gefallen, so konnte man kaum den Blick wieder wenden von ihr, die man vorher gesehen hatte, fast täglich von den fernsten Punkten des Landes, und die jetzt mehr als je sich vor uns emporhob. Ein langgezogener, rosenfarbiger Wolkenschleier, das tägliche Morgengewand der Bergeskönigin, lag auf ihren schneegekrönten Häuptern wallend und wogend, sich hebend und senkend, wie bewegt von leisem Lufthauche. Wie groß, wie mächtig kam sie uns vor, wie erhaben, wie himmelanstrebend!

Aber da! was war das! Jenes Wallen und Wogen der Wolken wird heftiger, stärker! Es wird ein Aufkochen. Und ein Theil desselben hebt sich empor in die Luft und verschwindet dort, ein anderer sinkt tiefer an den Fuß des Gebirges und hat dasselbe Schicksal, während ein dritter Theil in die Schluchten und Klüfte der Felsen zu flüchten scheint und sich rasch dort verbirgt. Jene Wolken s c h w e b t e n nicht über den Gipfeln der Berge, sie lagen auf und zwischen denselben; sie verdeckten helle Höhen derselben, und jetzt, da sie plötzlich verschwanden, wie das alltäglich geschah, lagen jene Bergesriesen vor uns, noch einmal so hoch als vorher, noch einmal so groß, noch einmal so himmelanstrebend. Und das Alles war geschehen in Zeit von kaum dreißig Sekunden.

Schweigend, ohne Befehl, ohne ein gegebenes Zeichen, hielten wir Alle dort stille, ernst und lautlos hinabblickend lange Zeit in die Ebene, hinüber zu den Bergen, und keiner der Gesellen, die wahrlich nichts weniger als allzu empfindsam, wagte ein Wort zu sprechen. Auch d'Apponcourt hielt stumm in unserer Mitte. Aber das tolle Gebahren, welches seit einiger Zeit nicht selten an ihm zu bemerken, kam endlich dennoch wieder über ihn. Mit blitzenden Augen blickte er plötzlich um sich und verschränkte die Arme, indem er die Zügel auf den Hals seines Pferdes fallen ließ. Dann zog er ein kleines, wenig brauchbares Taschenfernrohr hervor, und schien aufmerksam verschiedene Punkte des Landes zu untersuchen, wobei er bisweilen nachdenklich sein Haupt wiegte. „Ich werde für euch Alle sorgen," sagte er endlich mit ruhiger Würde, indem er langsam voran und bergabwärts ritt. Die Kollegen verbeugten sich mit dankbaren Mienen. Sie dachten sämmtlich an eine Erhöhung der monatlichen Gage. In mir aber stiegen bedenkliche Zweifel auf, und ich war halb und halb überzeugt, daß er auf dem besten Wege sei ein wenig verrückt zu werden.

(Schluß folgt.)

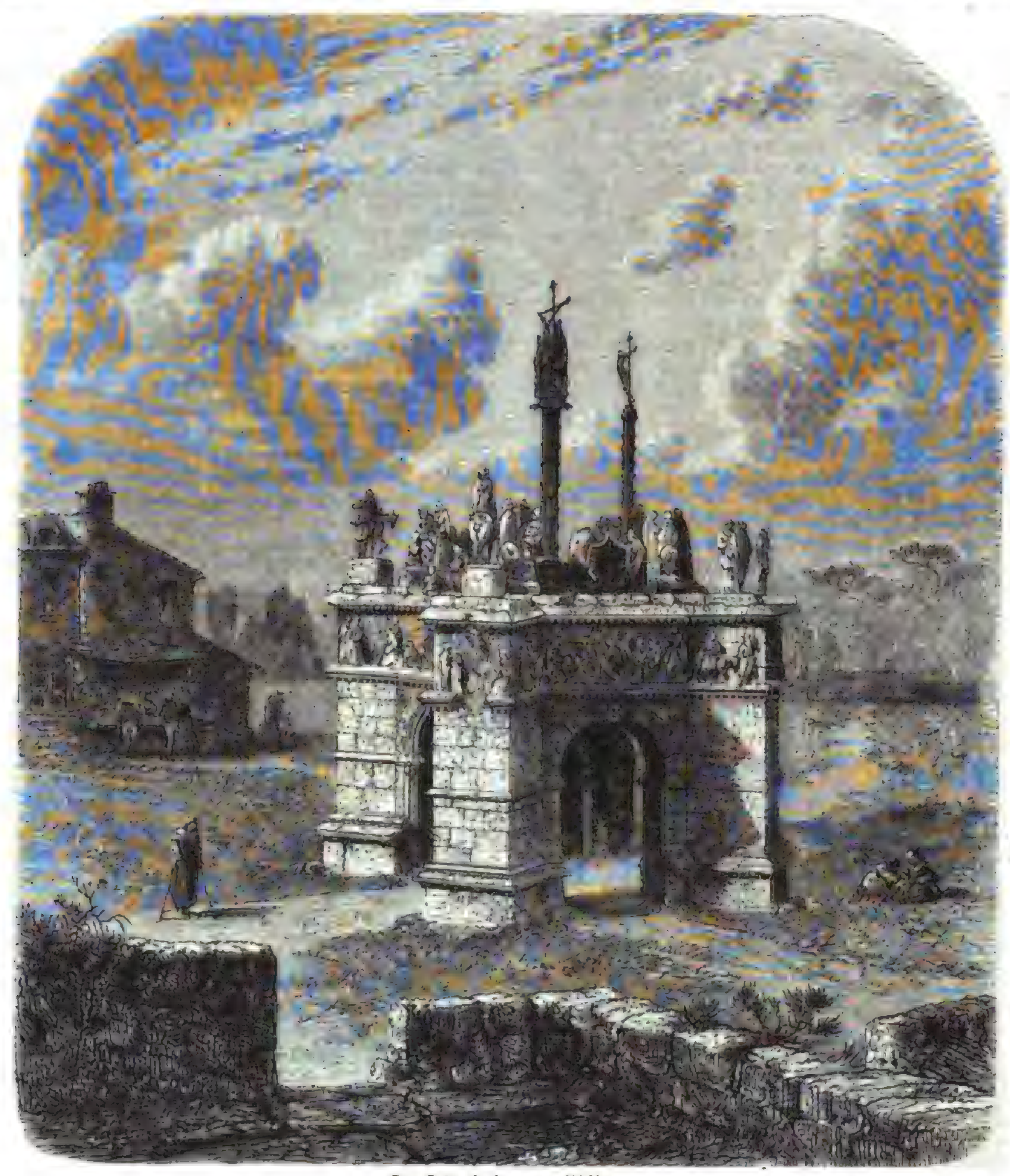
Eine Schädelstätte.

Von

Arthur Herbst.

Die Frömmigkeit vergangener Jahrhunderte hat sich die denkwürdigen Augenblicke aus der heiligen Geschichte recht lebendig vor Augen stellen wollen; sie wollte selbst zu den Stätten wandern, wo Jesus für die Menschheit gelitten und gestorben; selber, ein zweiter Simon von Cyrene, das Kreuz nach Golgatha tragen. Daraus entstanden die Stationen, wie wir sie in katholischen Ländern bei Wallfahrtskapellen finden; darum errichtete man auf Hügeln drei

Kreuze, an denen Jesus und die beiden Schächer hingen. Diese Kalvarienberge haben der Kunst reiche Gelegenheit gegeben sich zu entfalten. Der berühmteste in Deutschland ist der Kalvarienberg bei Heiligenstadt. Nicht minder schön, aber weniger bekannt, ist der von Pleiben, den wir auf unserer Reise durch Frankreich aufzunehmen nicht versäumten. Obgleich nicht von hohem Alter — denn er stammt erst aus dem Jahre 1650 — ist er doch von großer Schönheit und der Ausdruck der Figuren von rührender Einfalt. Dieß hat die Kunstforscher auf den Gedanken gebracht, weiter zurückgreifen zu müssen. Auf einem Unterbau mit Durchgängen, der in's Gevierte gebaut ist, und an dem ein Fries hinläuft, der halberhaben die Geschichte Christi darstellt, erhebt sich der figurenreiche Kalvarienberg, aus dessen Mitte

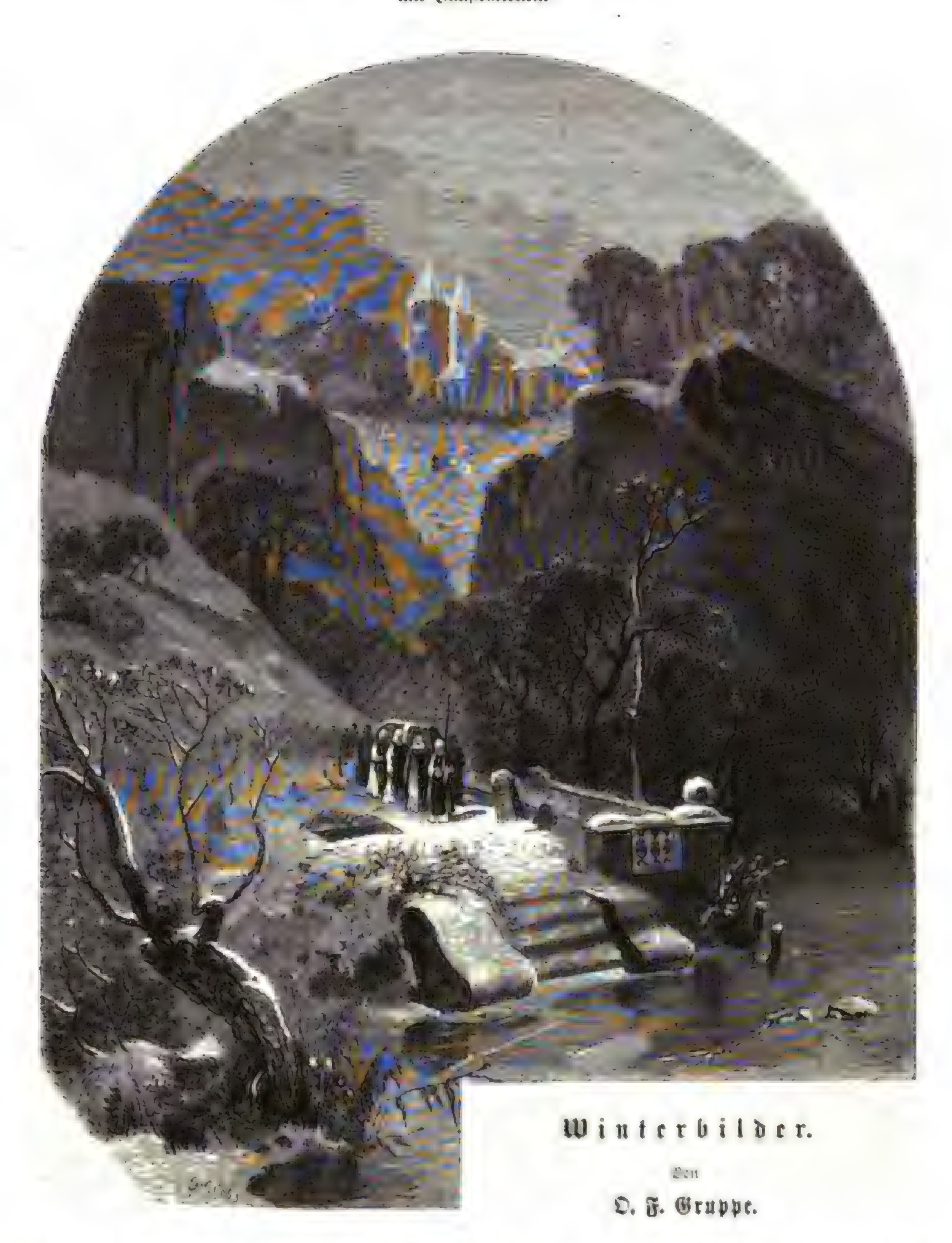


Der Kalvarienberg von Pleiben.

das Kreuz, an welchem Christus hängt, und ein zweites auf der Seite, an welchem ein Schächer hängt, emporragt. Auf niederen Postamenten stehen Gruppen aus der heiligen Geschichte: die Geburt, die Flucht nach Egypten. Das Ganze, in der wunderbaren Abendbeleuchtung, in der ich es zuerst erblickt, hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich hervorgebracht, und mich in die Stimmung tiefer Rührung versetzt, von welcher der Künstler, als er dieses Werk schuf, ergriffen war. Die Lage des Ortes dazu, wo der Kalvarienberg steht, versetzte mich lebhaft nach dem Hügel von Golgatha, wo ich wenige Jahre zuvor gestanden, und kaum weiß ich, ob die heilige Stätte mehr Eindruck auf mich gemacht, als der Anblick jener Schädelstätte in dem kleinen Pleiben zwischen den schwarzen Bergen von Arres.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Winterbilder.

Von

O. F. Gruppe.

Es weicht die Nacht und über'm Hügel
Glimmt rother Schein am Himmelssaum,
Noch birgt der Vogel unter'm Flügel
Sein träumend Haupt in weichen Flaum.

Nur leise schallen helle Stimmen,
Die bald verhallen über'm See,
Im Kloster seh' ich Kerzen glimmen,
Und Nonnen geh'n durch zarten Schnee.

Ein stiller Zug von wenig Schwestern:
Es stirbt das Nonnenkloster aus;
Davon verschied die jüngste gestern,
Man senkt sie in des Grabes Haus.

Darauf ein still Gebet der Frauen,
Doch keine heiße Thräne rinnt,
Kein Schluchzen tönt, und ist zu schauen
Kein trostberaubter Mann, kein Kind.

Es fallen leichte Flocken nieder,
Und nichts ist von dem Grab zu seh'n,
Und weit und breit ist Stille wieder,
Und Tag wird's, als ob nichts gescheh'n.

Der Akrobat.

(Schluß.)

Santjago de Chile selbst bringt einen echt südlichen Eindruck hervor. Die Straßen der Stadt sind breit und schneiden sich fast alle im rechten Winkel, und während längs der Häuser meist Trottoirs angelegt sind, befinden sich in Mitte der Straßen gedeckte Kanäle oder Rinnen zur Beförderung der Reinlichkeit. Die Vierecke, welche durch diesen parallelen und sich kreuzenden Verlauf der Straßen entstehen, werden Quadros genannt, und die meist bloß aus einem Erdgeschoß bestehenden Häuser, welche diese Quadros bilden, haben eine ziemlich einförmige, und gegen außen fast klösterlich abgeschlossene Bauart mit kleinen, häufig vergitterten Fenstern und einfach weißem Anstrich. Freundliche Gärten und lustige Hofräume, sowie eine ziemlich komfortable Einrichtung im Innern entschädigen für die allzu große Einfachheit des Aeußerlichen. Doch fehlen auch größere Gebäude nicht, und namentlich werden unter den zu öffentlichen Zwecken dienenden Häusern zwei- und dreistöckige gefunden, welche sich trotz der häufigen Erdstöße, denen die Stadt ausgesetzt ist, dennoch so ziemlich zu halten scheinen.

Was die Geschäfte betrifft, welche wir in Santjago machten, so waren dieselben keine schlimmen; denn da die Stadt an siebenzigtausend Einwohner hatte, so wurden unsere Vorstellungen ziemlich zahlreich besucht. Ich selbst arbeitete auf dem Seile und hatte die Rolle des Lustigmachers übernommen, und da alle Hanswurste eitel sind, so bildete ich mir bald ein, ein ausgezeichnetes Talent zur Kunst zu besitzen, und dieser Hochmuth wurde nicht dadurch gemindert, daß mir von schönen Händen mehrfache und verschiedenartige Aufmunterungen zu Theil wurden. Ich glaube aber, daß, während man im Zirkus mich liebenswürdig fand und über mich lachte, man bei den Rendezvous, bei welchen ich mich einstellte, mich für einen Einfaltspinsel hielt und sich über mich ärgerte. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, mußte die heiße Sonne jener Breiten mich schwärmerisch und sentimental gemacht haben, und das zwar auf eine Weise, welche ziemlich an den verkehrten Gedankengang meiner Jugendstudien erinnert.

Wenn mir ein weibliches Geschöpf wohl gefiel und ich Zuneigung zu demselben gefaßt hatte, so unterhielt ich die Unglückliche von nichts Anderem, als von meiner verloren gegangenen Schwester Emilie; ich nannte sie Emilie, und während ich mit häufigen Wiederholungen jenen bräunlichen Schönen alle unsere Jugendspiele erzählte, glaubte ich nicht selten in der That jene kleine Gefährtin meiner Kinderjahre vor mir zu haben, bis mich das ärgerliche: «Porque siempre Emilia?» („Warum immer Emilie?“) meiner Dame wieder zu mir selbst brachte.

Karl war klüger als ich, und ohne Zweifel auch unternehmender, und eines Abends brachten ihn einige Männer mit einem einzigen, aber höchst zweckmäßig angebrachten Dolchstiche nach Hause. Er sei, sagten die Unbekannten, ohne Zweifel eines Weibes halber in einen Raufhandel verwickelt worden, und sie hätten Christenpflicht geübt und ihn nach Hause gebracht, da sie ihn schwer verwundet auf der Straße gefunden. Hierauf entfernten sie sich, und nach etwa zehn Minuten entfernte sich auch Karl, indem er in jenes unbekannte Land ging, von welchem noch Niemand wiederkehrte. Er starb in meinen Armen und seine letzten Worte waren: „Sage meiner Mutter nichts!“ Kehrte in jenen Augenblicken die Furcht vor jener bösen und gleichzeitig einfältigen Frau zurück, die ihn in die Fremde getrieben hatte, oder hieß ihn sein gutes Herz diese Worte sprechen, weil er seiner Mutter keinen Kummer bereiten wollte? Ich weiß es nicht, und kam auch nicht in Versuchung, seiner Bitte entgegenzuhandeln; denn ich hatte nie den Geschlechtsnamen des armen Burschen erfahren, und bei meiner Rückkunft nach Europa die liebe Frau nach des Verewigten Beschreibung unter ihren Kolleginnen herauszufinden, wäre eine undankbare Arbeit gewesen.

Monsieur d'Apponcourt war mit uns, nachdem wir Santjago verlassen, fast drei Wochen lang im Lande herumgezogen, und wir hatten während dieser Zeit das abenteuerlichste Leben von der Welt geführt. Kaum hatten wir einoder das anderemal unter Dach und Fach geschlafen. Besuchten wir eine Ortschaft, so geschah es nur, um deren Bewohnern einige Possen vorzumachen, und dafür wieder einige Realen und Nahrungsmittel einzutauschen, und dann weiter zu ziehen.

„Nach Peru!“ hatte der Direktor gesagt, und wir ritten ihm nach durch Dick und Dünn, durch Oeden und fruchtbare Felder, durch Schluchten und Wälder, aber ob wir gleich durch Flüsse schwammen und über Gebirge kletterten, Peru wollte immer nicht erscheinen. Es lag eigentlich der Grund hiervon in dem Umstande, daß wir direkt nach dem Süden zogen, während Peru eben so direkt im Norden lag, obgleich wir auch beim Einhalten dieser Richtung, aus tausend und einem Grund, Peru wohl schwerlich erreicht haben würden. Bezüglich geographischer Kenntnisse waren wir die unschuldigsten Menschen von der Welt, und da d'Apponcourt, wie wir täglich zu sehen Gelegenheit hatten, ein Namensverzeichniß der Orte, durch welche uns der Weg führen mußte, und eine Art eigenen Entwurfs einer Karte in Santjago erworben hatte, folgten wir ihm mit ungestörtem Vertrauen.

Eines Tages, nachdem wir bereits einen ganzen Tag lang keine Hütte gesehen und keinem menschlichen Wesen begegnet waren, trat d'Apponcourt mit freundlicher Miene zu uns und befahl, daß wir uns mit den rothen Reitfräcken der Manége bekleiden sollten, und wir thaten nach seinem Willen, obgleich dieser Luxus, mitten in einer Wildniß, vollkommen zwecklos erschien. Nachdem wir hierauf zu Pferde gestiegen waren, stellte er uns in eine Reihe, sprengte dann einigemale auf und nieder, und hielt endlich eine Rede an uns, in welcher er sagte, daß er uns nach Araukanien geführt habe, einem Lande, welches unermeßliche Reichthümer enthalte, und welches von Wilden bewohnt werde, denen er zuerst die Kultur bringen, und welche er später beherrschen werde. Er hatte den Hut abgenommen, indem er auf solche Weise mit uns sprach, und nannte uns „Messieurs“, auch fügte er bei, daß nach Ausbreitung der Kultur und beim Beginn seiner Regentschaft alle Ehrenstellen unter uns vertheilt werden sollten.

Hielten die Andern d'Apponcourt für verrückt, wie ich? Ich weiß es nicht, aber Niemand widersprach ihm anfänglich, und als später einer der Unserigen ihn fragte, ob denn diese Wilden sich so gutwillig von uns würden kultiviren lassen, erwiederte er, daß jedes Menschen Herz nach Bildung dürste, und daß bei so harmlosen Menschen, als die Araukaner wären, nichts leichter sein würde, als diesen Durst zu stillen.

Ohne Zweifel hatte sich Jemand in Santjago den boshaften Scherz erlaubt, ihm diese Dinge in den Kopf zu setzen, wir aber folgten ihm, wie wir ihm bisher gefolgt waren, ein Haufen kleiner Narren, dem größeren.

Wir ritten den ersten Tag durch einen Wald, dessen Bäume eine Größe und Stärke hatten, wie uns nie vorher etwas Aehnliches vorgekommen war. Aber wir begegneten keinem einzigen lebenden Wesen. Da unsere Lebensmittel anfingen knapp zu werden, hofften wir sehnlich am andern Morgen Spuren unserer zukünftigen Unterthanen zu finden, und gegen Mittag endlich hielt d'Apponcourt, der uns stets dreißig bis vierzig Schritte vorantritt, plötzlich sein Pferd an und rief uns herbeizukommen. Nachdem wir ihm Folge geleistet hatten, sahen wir mitten im Walde eine ziemlich große, mit üppigem Grase bewachsene Freiung vor uns liegen, und zu unserer Linken und Rechten eine Heerde von etwa fünfzehn bis achtzehn Pferden weiden. D'Apponcourt stieß einen Schrei des Entzückens aus. „Messieurs,“ rief er, „habe ich Ihnen zuviel gesagt? Sehen Sie diese fette

Weide, sehen Sie diese herrenlosen Thiere sich ihr Futter auf derselben suchen, unbefangen, ohne Furcht vor uns Fremdlingen, denn nicht eines derselben hebt den Kopf, um uns zu betrachten, ja sie kommen näher und schließen gewissermaßen einen Kreis um uns! Und so wie diese Thiere," fuhr er fort, „sind auch ihre Besitzer, diese Araukaner, gut, edel, und unter der braunen Brust schlägt ein biederes . . ."

In diesem Augenblicke hielten wie mechanisch unsere Pferde an, aber wir hatten nicht Zeit etwas Anderes zu thun, ja kaum zu erschrecken, denn auf jedem dieser harmlosen Thiere saß jetzt plötzlich ein Indianer, mit wildem, fliegendem Haare, und mit einer Lanze, welche fast zwanzig Fuß Länge und die Beweglichkeit einer langen und dünnen Gerte hatte. Diese Leute mit ihren biederen Herzen stießen einen einzigen kurzen Schrei aus, und dann waren sie bereits mitten unter uns, angelegentlich und mit außerordentlicher Kunstfertigkeit beschäftigt, uns von den Pferden zu stechen. Ich sah, daß d'Apponcourt durch den Hals gestochen und ohne Zweifel sogleich todt rücklings vom Pferde fiel, und sah ferner, daß zwei andere unserer Leute gleichzeitig genau dasselbe Schicksal hatten. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß einige der Unseren ihre Pferde rasch gewendet und wie wahnsinnig davon jagten, aber sogleich sah ich eine zitternde Spitze vor meinen Augen sich bewegen, und fühlte mich im andern Augenblicke weit ab hin auf den Boden geschleudert. Vom ersten, urplötzlichen Erscheinen dieser Teufel auf ihren Pferden bis dahin waren höchstens vier Sekunden vergangen, aber was jetzt geschah, konnte ich nicht mehr bemerken, denn ich lag ohnmächtig auf der Erde. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem mit Fellen bedeckten Lager, und das Erste, was mir in die Augen fiel, war mein rother Frack, welcher an der mit dunklem Holze vertäfelten Wand einer geräumigen und reinlich gehaltenen Hütte hing, in deren Innerm ich mich befand. Waffen und andere Gegenstände, welche um und über demselben aufgehängt waren, und gewissermaßen eine Art Trophäe bildeten, zeigten deutlich, daß Jemand denselben bereits in Besitz genommen. Meine übrigen Kleider hatte man mir indessen gelassen, meine Baarschaft aber und meine Uhr waren verschwunden. Die Hauptsache war übrigens, daß ich mich zwar verwundet, aber, einen Schmerz im Rücken abgerechnet, vollkommen wohl fühlte. Da ich auch nicht gefesselt war, richtete ich mich auf, und begann mit ziemlicher Gemüthsruhe um mich zu blicken. Etwa in der Mitte der Hütte saß ein Mann, offenbar einer der Bursche, welche uns überfallen hatten, und war beschäftigt eine Mahlzeit zu sich zu nehmen, wobei er von zwei Frauen bedient wurde, welchen er bisweilen rauhe und herrische Befehle zurief. Als er sah, daß ich zu mir gekommen und mich aufrichtete, blickte er mich eine kurze Zeit hindurch ruhig und forschend an, dann sagte er, offenbar durch meine ziemlich hellen Haare irregeleitet, in spanischer Sprache: „Engländer?" — „Nein," erwiederte ich eben so kurz und in derselben Sprache. — „Franzose?" — „Nein!" — „Spanier?" — „Nein!" — „Europäer?" — „Ja," sagte ich, erfreut, doch einmal bejahen zu können. — „Bist Du hungrig, Europäer?" — „Ja, so ziemlich." — „Setze Dich und iß." Ich befolgte diesen Befehl und bemerkte erst, daß mein Gastfreund oder wahrscheinlich mein Herr gegen seine weibliche Bedienung sich noch lakonischer aussprach, indem ein kurzer, knurrender Ton, welchen er ausstieß, hinreichte, daß beide Weiber augenblicklich begannen, mich ebenso wie ihn auf das Eifrigste zu bedienen.

Die Speisen, verschiedene Fleischarten, unter anderen Pferdefleisch, wie ich später erfuhr, und Mehlkuchen, waren trefflich bereitet, und da mir die beiden Heben wacker von einem wohlschmeckenden, gegohrenen Getränke (Chicha, Apfelwein) einschenkten, begann ich eben in eine ganz gemüthliche Stimmung zu gerathen, als plötzlich ein scheußlicher Gedanke in mir auftauchte. Es fiel mir aus der Zeit meines ersten Unterrichts in der Länder- und Völkerkunde ein, daß an einer gewissen Westküste Wilde ihre Kriegsgefangenen, Sklaven und andere Individuen, welche sie später zu essen beabsichtigten, vorher zu mästen, und das Gedeihen der Mästung durch humane und anständige Behandlung zu unterstützen pflegen. An einer Westküste! den Teufel auch, aber an welcher! Ich hatte nicht allein früher stets Afrika und Asien verwechselt, sondern auch Amerika mit in's Spiel gezogen, und das rächte sich jetzt bitter. Wenn diese Westküste mit dem Mästkultus die von Amerika wäre! Ich hörte augenblicklich zu essen auf, und warf einen prüfenden Blick auf den zweifelhaften Kannibalen. Auch er betrachtete mich forschend. „Du ißt nicht mehr?" sagte er. — „Nein," erwiederte ich dreist, „ich fürchte zu dick zu werden!" — „Wohlgesprochen, Europäer, dicke Leute taugen nicht viel," gab er zur Antwort, und während ich ihm im Herzen für diese Ansicht dankbar war, begann er jetzt eine Reihe von Fragen an mich zu stellen, die er mit einer der einfältigsten begann: „Was kannst Du?" — Ich besann mich ein wenig. Was konnte ich eigentlich? Es kam mir in jenem Augenblicke vor, als könne ich gar nichts; indessen sagte ich: „Ich kann fechten, reiten, schwimmen, schießen." — Der Mann nickte leicht mit dem Kopfe und versetzte: „Das ist nichts, das können unsere jungen Leute auch. Was kannst Du weiter?" — „Ich kann lesen und schreiben." — Er runzelte die Stirne. — „Das behalte für Dich. Wenn wir Häuptlinge das ein wenig können, ist es genug." — „Du bist also ein großer Häuptling?" sagte ich so verbindlich wie möglich, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Aber er versetzte kurz: „Ja, ich bin ein Häuptling, nenne mich Taquirra," und hierauf fuhr er fort eine Unzahl von Fragen an mich zu stellen, und ich glaube nicht, daß ein einziges Handwerk, oder irgend eine nützliche Kunst besteht, von welcher er nicht wissen wollte, ob ich sie triebe. Leider mußte ich nun zu meiner Beschämung stets verneinen, und dabei fiel mir ein, daß uns d'Apponcourt hierher geführt hatte, um die Kultur zu verbreiten! — „Sei nicht besorgt," sagte Taquirra, der meine Verlegenheit zu bemerken schien, „es wird schon etwas geben, was Du kannst und was wir nicht können, denn wisse, obgleich wir mit euch Spaniern, Engländern, Franzosen und Europäern nichts zu thun haben wollen, da ihr nichts Anderes im Sinne habt, als uns unser Land zu nehmen, so ist uns doch sehr wohl bekannt, daß ihr eine Menge nützlicher Dinge versteht, welche wir nicht kennen. Wenn also einer oder der andere von euch uns mit einem Besuche beehrt, so suchen wir hieraus Nutzen zu ziehen und von ihm zu lernen."

Ich dachte, daß die Art, wie diese lernbegierigen Indianer ihre Besuche empfangen, eigenthümlicher Natur seien, aber ich hütete mich es zu sagen, und jetzt sagte Taquirra plötzlich: „Kannst Du verheirathen?" Da ich glaubte falsch verstanden zu haben, ließ ich mir die Frage wiederholen, aber sie blieb dieselbe. Der Sinn dieses eigenthümlichen Begehrens war mir freilich unklar, um indessen doch irgend etwas sagen zu können, sagte ich bescheiden: „Ich denke wohl, daß ich das zu Stande bringe." — „Das ist gut," versetzte Taquirra, „Du wirst mich morgen mit verschiedenen meiner Frauen verheirathen." Ich war einfältig genug rasch auszurufen: „Das kann ich nicht, ich bin kein Priester!" Taquirra runzelte die Stirne; „ich habe es mir gleich gedacht," sagte er, „denn noch keiner der Leute, welche zu uns kamen und verheirathen konnten, trug ein rothes Kriegskleid." — „Aber wie kommt es, daß Du Dich mit den Frauen verheirathen willst, die Du schon hast?" Taquirra sann ein wenig nach, dann sagte er: „Die Sache verhält sich so: wir Araukaner haben keine Götter, wie andere Völker dergleichen zu besitzen pflegen, zwar gibt es einen guten Geist, welcher Pillan genannt wird, und einen bösen, der Cuccuban heißt, wir machen indessen nicht viel Umstände mit Beiden. Aber ihr Fremden habt große und mächtige Götter. Das haben uns schwarz angezogene Männer erzählt, welche uns besuchten, und die uns dringend riethen, diese eure

Gottheiten auch in unser Land kommen zu lassen. Aber was thun arme Indianer, wie wir, mit so großen und mächtigen Göttern? Und dann wollten wir Häuptlinge auch nicht eben etwas Neues einführen, was wir selbst noch nicht genau kannten. Wir lehnten also dieses Anerbieten höflich ab, aber die schwarzen Männer verdrehten unseren Weibern die Köpfe, so daß wir oft Gewalt anwenden mußten, um die armen Dinger wieder zu Verstand zu bringen. Wir versehen uns nämlich mit Weibern, indem wir sie kaufen, und bisweilen mit schweren Kosten, für baares Geld, oder für Pferde, Vieh und Speisevorräthe, und dieß nennt man eine Uranda. Wer das Vermögen besitzt, und eine Ausgabe nicht zu scheuen braucht, kann sich so viel Weiber anschaffen, als ihm beliebt. Nun aber erzählten jene Fremdlinge unseren Weibern, daß nur die die rechte Frau wäre, welche verheirathet sei, wie sie es nannten, und alle unsere Weiber wollten jetzt plötzlich eigentliche Frauen werden. Wenn sich die Weibsleute etwas in den Kopf gesetzt haben, bringt es selbst Cuccuban schwer wieder heraus, und da dieses Heirathen wenig Ausgaben verursachte, so gaben wir nach, und heiratheten nach und nach alle unsere Weiber, so oft einer dieser schwarzen Fremden uns besuchte. Aber wir bekamen jetzt Streit mit diesen letzten, welche, warum wissen wir nicht, haben wollten, daß wir nur eine Frau besitzen sollten. Darauf gingen wir natürlich nicht ein, und vielleicht deßhalb ist schon längere Zeit Niemand gekommen, der uns verheirathet hätte. Wenn Du dieß gekonnt hättest, wäre mir's lieb gewesen, denn ich habe seit einiger Zeit ein paar neue Frauen gekauft, welche durchaus so gut sein wollen wie die andern."

Wie es oft im Leben geht, daß man auf das, was man am besten kann, den wenigsten Werth legt, so war es auch mir gegangen, und während ich mich abquälte, mich zu besinnen, was ich eigentlich könne, hatte ich an das nicht gedacht, was ich am besten verstand. Jetzt fiel mir's ein. „Ich kann auf dem Seile tanzen," rief ich, nachdem Taquirra geendigt hatte. „Tanzen auf dem Seile?" erwiederte er, obgleich ich überzeugt war, daß er keine Ahnung von dem hatte, was ich vornehmen wollte.

Ich verließ nun in seiner Begleitung das Haus, und sah erst jetzt, daß ich mich in einer ziemlich großen, nach Art der chilesischen Dörfer gebauten Ortschaft befand. Das Haus Taquirra's, größer als alle übrigen, stand in einem mit Pallisaden umgebenen Hofraum, und nachdem ich ihm gesagt, was ich bedürfe, rief er verschiedene junge Männer, und mit ihrer Hülfe stand bald, und ziemlich regelrecht, ein aus Lianen gedrehtes, starkes Seil zu meiner Verfügung. Ich begann jetzt meine Künste zu zeigen, und es läßt sich denken, daß ich mein Möglichstes that. Taquirra sah mir schweigend zu, und ebenso blickte die ganze Bevölkerung des Dorfes, welche sich mittlerweile eingefunden hatte, stumm und ohne eine Miene zu verziehen auf mich. Ich bin überzeugt, daß der größte Theil dieser Leute, als ich das Seil betrat, der Ueberzeugung war, daß ihr Häuptling eine andere Todesart für mich erfunden habe, als sie aber sahen, daß dieß nicht der Fall war, warteten sie schweigend ab, was aus der ganzen Sache werden würde. Da keiner derselben irgend ein Lebenszeichen von sich gab, und auch Taquirra mir nicht befahl zu endigen, so arbeitete ich so lange fort, bis mich zuletzt die Müdigkeit zwang aufzuhören. Nachdem ich Taquirra keuchend und erschöpft in's Haus gefolgt war, setzte er sich mir gegenüber, und betrachtete mich längere Zeit aufmerksam, und wie mir schien mit einiger Befangenheit. Endlich sagte er: „Es ist sehr schön, was Du gemacht hast!" Ich verbeugte mich, und er schwieg jetzt längere Zeit, offenbar in Verlegenheit. Endlich nahm er sich einen Anlauf und fragte: „Zu was braucht man das?" Da er Nutzen und Zweck aller europäischen Künste zu kennen glaubte, so war es ihm unbequem, hier etwas zu sehen, dessen Nutzen er nicht begriff. Ich aber befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Wie sollte ich ihm begreiflich machen, auf welche Weise meine Kunststücke mir irgend nützlich wären! Aber ich hatte mich arg getäuscht. Taquirra begriff rasch, außerordentlich rasch. Einen Augenblick lang sah ich seine Augen funkeln, dann aber nahmen seine Züge wieder den gewöhnlichen, ruhigen Ausdruck an, und er sagte: „Deine Kunst ist eine sehr schöne, denn Du hast allein den Nutzen davon." — „Doch nicht," erwiederte ich, „die Anderen, welche zusehen, haben das Vergnügen." — „Sie bezahlen!" sagte der Indianer mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde.

Am anderen Morgen ritt Taquirra fort, während ich Freiheit hatte hinzugehen, wohin ich wollte, da man ohne Zweifel wußte, daß eine Flucht unmöglich war, aber er kehrte am Abend zurück, und brachte verschiedene Anzüge unserer Leute mit, wahrscheinlich Beutestücke anderer Häuptlinge. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß uns die Indianer seit dem Eintritt in ihr Gebiet gefolgt waren, und sich vorher bereits in uns getheilt hatten. Die Uebrigen hatten den ihnen zuständigen Gegenstand erstochen, Taquirra hatte den seinigen lebendig gefangen, um ihn wo möglich auszubeuten. Er war eine Art Industrieller. Ob einige der Unseren entkommen, habe ich nie erfahren können, denn alle meine Fragen blieben vollständig unbeantwortet.

Nach drei Tagen tanzte ich bereits vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung von Zuschauern auf dem Seile. Mit einer Gewandtheit, die mir außerordentlich erschien, hatte Taquirra eine Schaubühne errichten lassen, und einen Platz abgegränzt, der nur gegen Bezahlung von Geld oder Naturalien betreten werden durfte, und mit einer Schlauheit, die ich noch mehr bewunderte, wußte er seine Landsleute dahin zu bringen, daß kaum einer, ohne irgend einen Tribut erlegt zu haben, mich bewundern durfte, und da er die meisten der Zuschauer nach Beendigung der Vorstellung mit den eingegangenen Nahrungsmitteln freihielt, so mehrten sich täglich die Besucher, und Taquirra machte ausgezeichnete Geschäfte; denn das baare Geld, meist spanische Münze, welches einging, und welches unter den Indianern keineswegs selten war, behielt er für sich. Was mich betrifft, so war ich nie in meinem Leben schlimmer daran als in jener Zeit, und befand mich vollständig in der Stellung eines jener Affen, welche die Savoyardenjungen mit sich führen, und die, sobald sich die Gelegenheit bietet, ein paar Pfennige zu verdienen, aus ihrem Käfige gezogen werden, um ihre Sprünge zu produziren; und ich mußte in der That, so oft Indianer aus den benachbarten Dörfern kamen, auf mein Seil, und selbst wenn nur eine Kleinigkeit verdient wurde, und häufig bloß wegen zwei oder dreien dieser Schufte, denn Taquirra schien meine Kraft für so unerschöpflich zu halten, wie seine Habsucht ohne Grenzen war. In dieser jämmerlichen Lage schien mich indessen nach einigen Wochen die Liebe trösten zu wollen.

Unter den Frauen Taquirra's befand sich eine, welche als Kind von etwa zwölf Jahren an der Grenze des Landes geraubt worden war, und welche mich offenbar mit günstigen Augen ansah. Da sie spanisch sprach, konnte ich mich mit ihr unterhalten, und Taquirra schien, so ziemlich gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, kaum eifersüchtig zu sein, und vielleicht sogar einen kleinen, unschuldigen Liebeshandel nicht ungerne zu sehen, wenn ich nur wacker zu jeder Zeit auf meinem Seile bei der Hand war, ja ich bin überzeugt, daß er mir später selbst die Gelegenheit bot, ungestört mit Ala, so hieß sie, zu sprechen.

Doch ich muß vorher noch andere Dinge berichten. Fast zu derselben Zeit, in welcher ich begann eine Neigung zu Ala zu fassen, schienen mehrere der fremden Häuptlinge mich mit anderen Augen zu betrachten als früher. Sie sprachen jetzt bisweilen mit mir, und gaben mir nicht selten Geschenke, wobei sie in Anwesenheit Taquirra's stets und fast in auffallender Weise bemerkten: „Dieß darf Dir Niemand nehmen!" Ich konnte mir dieß Betragen nicht wohl erklären, aber ich hatte bereits eine ganz artige kleine Summe bei-

sammen, welche Taquirra wirklich nie beanspruchte, und mein sehnlichster Wunsch wäre gewesen, weit weg von diesen einfältigen Wilden, unter rechtschaffenen Christenmenschen zu sein, wenn ich nicht mich täglich mehr und mehr in Aka verliebt, und mich nicht bereits in der Periode befunden hätte, in welcher ich sie, wie alle meine Geliebten, bei jeder Gelegenheit von Emilien unterhielt.

Eines Tages befanden sich einige der Häuptlinge, von welchen ich in letzter Zeit am freundlichsten behandelt worden war, bei Taquirra und zechten, während ich nur durch ein dünnes, die Decke des Gemaches bildendes Rohrgeflechte von ihnen getrennt, todmüde, von den Anstrengungen des Tages ausruhte. Unter den Häuptlingen der Araukaner besitzen einige bisweilen Kenntnisse, welche die Europäer in Verwunderung und eben so oft in Verlegenheit gesetzt haben; so sprechen zum Beispiel viele von ihnen spanisch, französisch und ebenso auch englisch, welcher Sprachen sie sich, wenn sie es für nöthig halten, bei Anwesenheit der übrigen Indianer bedienen. Es fiel mir daher nicht auf, daß, als Taquirra sich auf eine Zeitlang entfernt hatte, aber einige Frauen desselben, die die Gäste bedienten, anwesend waren, diese Letzteren sich in gemischtem Spanisch und Französisch besprachen, aber ich wurde aufmerksam und begann sogleich zu lauschen, als ich das Wort Keschniona, das heißt „das springende Thier", aussprechen hörte, da ich wohl wußte, daß diese übermüthigen und eingebildeten Menschen mich mit diesem Namen zu benennen pflegten. „Das springende Thier darf nicht länger bei ihm bleiben," sagte einer der Häuptlinge, „er hat seinen Vortheil gehabt, wir wollen jetzt den unsern haben." — „Er wird es tödten," sagte ein Anderer. Der, welcher zuerst gesprochen hatte, machte eine verächtliche Geberde. „Er soll es nur wagen!" rief er, „das käme ihm theuer zu stehen, theurer, als wenn er drei seiner Weiber erschlagen hätte; denn er müßte das Thier, da er einmal sein Gastfreund ist, wie einen großen Häuptling begraben lassen." — „Das ist richtig, er darf ihm nicht nehmen, was wir ihm schenken," erwiederte der Zweite, „und darf es auch nicht tödten, schon der Aeltesten halber, aber Keschniona soll jetzt auch zu uns. Auf vier Monden zu Dir, dann zu mir, und nachher kann er zu den Andern kommen. Aber dieser geizige Taquirra hat ihn lange genug gehabt." Der erste Häuptling erwiederte einige zustimmende Worte, aber da der Hausherr wieder eintrat, wurde ihr Gespräch abgebrochen.



An der Grenze.

Welch' eine reizende Zukunft bot sich mir! Welches angenehme und unterhaltende Leben in der Mitte dieses harmlosen und unschuldigen Naturvolkes! Araukanien zählte sechsunddreißig bis vierzig Häuptlinge. Nehmen wir nur die erste Zahl an, so hatte ich, vier Monate bei jedem Häuptlinge gerechnet, eine Beschäftigung auf zwölf Jahre, und die Aussicht nicht getödtet zu werden, wenn ich nicht vielleicht so viele Geschenke bekommen sollte, daß Derjenige, der mich todtschlagen würde, als mein muthmaßlicher Erbe hinsichtlich der Begräbnißkosten gedeckt wäre. Ich hatte indessen nicht Zeit, mich in diese angenehmen Betrachtungen zu vertiefen, denn bald nach dem Eintritte Taquirra's entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und seinen Gästen, und obgleich ich nur wenige Worte von ihrer Sprache verstand, hörte ich doch, daß es sich um meine Wenigkeit han-

delte. Wahrscheinlich drangen die beiden Gäste darauf, daß das springende Thier in die Hände eines anderen Menageriebesitzers übergehen sollte, und bald darauf entfernten sich Beide, offenbar stets noch grollend.

Am anderen Morgen bestieg Taquirra sein Pferd und ritt ebenfalls fort, und kaum hatte er den Rücken gekehrt, als Ala zu mir trat und im höchsten Grade liebenswürdig gegen mich war, und als ich ihr mein Bedenken äußerte wegen der Eifersucht Taquirra's, sagte sie lachend: „Er hat seine Augen mitgenommen." — „Aber er kann mit denen Anderer sehen?" versetzte ich. — „Du meinst seine anderen Frauen? Sie sind blind, und hören nicht, weil sie wissen, daß, wenn ihre Freunde kommen, ich ebenfalls blind und taub bin." — „Es ist also bei diesen Kerlen wie bei uns," dachte ich, indem ich beschloß mein Glück zu benützen. Aber — in diesem Augenblicke, und als ich eben Ala zärtlich in die Augen blickte, war es mir, als fielen plötzlich Schuppen von meinen Augen. Das war Emilie! Ich sprang zurück. „O mein Gott," rief ich, „Du bist meine Schwester Emilie, die lang Verlorene, lang schmerzlich Vermißte!" Die junge Frau wendete sich hastig ab und trat an die Fensteröffnung, ich glaubte sie weine, es kann aber auch sein, daß sie heftig lachte, denn sie machte allerlei sonderbare Bewegungen, aber bald kam sie wieder vollkommen ruhig auf mich zu. „Meine theure Emilie!" — „Mein liebes Keschniona!" Ich bat sie mich Andreas zu nennen, und ihr Gedächtniß anzustrengen, um vielleicht irgend eine Erinnerung aufzufinden, welche meine Vermuthung bestätigte, aber sie schien nur sehr unvollkommene Erinnerungen bewahrt zu haben, und brachte selbst das, was ich ihr bereits vorher erzählt hatte, nur sehr verworren zum Vorschein. Indessen war ihre Tugend gerettet, denn ich brachte den ganzen Tag damit zu, sie zu fragen, ob sie sich nicht an Dieß oder Jenes erinnere, an Mathias, an unsern Vater und an tausend ähnliche Dinge aus unserer Jugendzeit, an die Reitschule. „Ja, es kann sein," sagte sie dann, und endlich schien sie fast ungehalten zu werden, als aber Taquirra gegen Abend zurückkehrte, und eben vor dem offenen Fenster vom Pferde sprang, umschloß sie mich plötzlich und küßte mich mit zärtlicher Heftigkeit. Ich erschrak auf den Tod und verwünschte die Leidenschaftlichkeit der Weiber, die sich so wenig mäßigen können, denn Taquirra mußte Alles mit angesehen haben, aber er sagte kein Wort, obgleich er schon, ehe mir Ala um den Hals fiel, ungehalten aussah. Als wir aber später wie gewöhnlich beim Abendessen saßen, während die Frauen uns stehend bedienten, sagte er plötzlich: „Ala, meine Frau, gefällt Dir?" Er bediente sich ohne Zweifel dieses oberflächlichen Ausdrucks, da das Wort „Lieben" nicht recht bekannt bei den Araukanern zu sein schien, und da ich auf etwas Aehnliches gefaßt war, so erschrak ich nicht sonderlich, sondern erwiederte: „Ala ist meine Schwester!" — „Sie ist eine theure, eine sehr theure Frau," sagte Taquirra. — „Ja," rief ich unerschrocken, „das ist sie, ein liebes Wesen." — „Sie kostete mich vier große Brendas und drei kleine, und ich glaube auch noch etwas an baarem Gelde." Da ich nicht wußte was ich sagen sollte, so schwieg ich, und Taquirra fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Allein Dir würde ich sie billig geben, denn ich glaube, daß Du sie kaufen willst." — „Ja," sagte ich, „gerne, wenn mein Geld reicht." — „Wie viel hast Du?" Ich leerte meine Taschen, und Taquirra nahm sich die Freiheit mir hülfreiche Hand zu leisten, indem er mich sorgfältig durchsuchte, und Alles zusammen, was er fand, vor sich auf den Tisch legte. „Es ist wenig," sagte er, „sehr wenig, aber — Du sollst sie dennoch haben, obgleich ich mein Geld verliere." Er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern gab einem der Weiber einen Befehl, worauf sich dieses entfernte, und nach kurzer Zeit mit drei Bewohnern des Dorfes zurückkehrte, drei Menschen, welche, allem Anscheine nach, die Rolle von dem spielen mußten, was man bei uns „achtbare Nachbarn, Zeugen", oder dergleichen zu nennen pflegt. Ich mußte jetzt Taquirra, ich weiß nicht mehr wie viele Schafe, Pferde, Rinder, einen Sattel und drei Lanzen abkaufen, welche ich natürlich nicht zu sehen bekam, und hierauf nannten die Nachbarn die Brendas, welche ich nun wieder Taquirra für seine Frau anbieten mußte. Er weigerte sich anfänglich, aber die drei Zeugen redeten ihm eindringlich zu, und endlich willigte er ein und umarmte mich, indem er seinen Kopf auf meine rechte, und hierauf auf meine linke Schulter legte, dann thaten die Zeugen ein Gleiches, und jetzt rief Taquirra: „Und nun rasch fort!" Ich glaube kaum, daß eine Vermählung, wenn man das, was geschehen war, so nennen will, jemals rascher vor sich gegangen ist, auch glaube ich nicht, daß je eine Frau das Haus ihres Gemahls gleichgültiger verlassen hat, als diese gute Ala an jenem Abend es that; denn als ich von Taquirra vor die Thür geschoben wurde, saß sie bereits auf ihrem Pferde und rief mir zu, mich zu beeilen. Ich sprang mechanisch auf ein anderes, für mich bereit gehaltenes Pferd, und jetzt trat Taquirra an mich heran, und sagte mit ernster, ja drohender Miene: „Europäer, wenn Du jemals in unser Land zurückkehrst, werden Dich unsere jungen Leute tödten. Merke Dir das!" Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn Ala hatte bereits den Zügel meines Pferdes ergriffen, und jagte mit mir wie toll davon. In einiger Entfernung von derselben warf sie mir jedoch den Zügel wieder zu, indem sie, die Pfade suchend, voranritt, und jetzt sah ich, daß meine Brautfahrt, oder die Rettung meiner Schwester aus den Händen der Indianer mehr einer Flucht als einer Reise glich.

Wir durchstrichen mit unseren Pferden Gestrüppe, dann jagten wir wie toll auf einer Ebene dahin, und plötzlich schlugen wir einen Haken, und somit eine andere Richtung ein. Bisweilen ritten wir im weichen und feuchten Sande eines Flußufers eine Zeitlang dahin, um dann, im Wasser selbst, in entgegengesetzter Richtung wieder zurückzureiten, und einmal entzündete Ala ein Feuer, welches wir, nachdem es brannte, so eilig als möglich wieder verließen. Dann eilten wir eine gute Strecke geradeaus, und etwa einige Stunden nach Mitternacht machten wir Halt, und Ala bereitete ein Lager aus unseren Satteldecken, auf welches wir uns niederlegten. Ich küßte Ala auf die Stirne, indem ich sie liebe Schwester Emilie nannte, und da ich todmüde war, entschlief ich bald. Als eben die Sonne aufging, weckte mich indessen Ala wieder, und sah mich einige Augenblicke ernsthaft an. „Du bist ein Narr!" sagte sie hierauf, indem sie aus ihrer Satteltasche einige Speise nahm, welche sie mit mir theilte, aber ich hatte keine Gelegenheit mit ihr weiter zu sprechen; denn gleich darauf saßen wir wieder im Sattel, und setzten eilig unsere Reise fort, indem Ala stets vorausritt, um den Weg zu finden, und bei der Eile, mit welcher wir über Ebenen hinwegjagten, durch Schluchten galoppirten, Waldpfade durchschlüpften und über Flüsse setzten, fand ich nicht einmal Zeit klar darüber nachzudenken, was ich mit Ala beginnen wolle, wenn wir wieder bei kultivirten Menschen angekommen sein würden.

Die zweite Nacht verging wie die erste, nur daß, als wir erwachten, Ala zu mir sagte: „Du bist ein großer Narr!" worauf wir unsere Reise fortsetzten wie den Tag vorher. Als die Sonne eben untergehen wollte, hielt Ala plötzlich an: „Siehst Du jenen dunklen, großen Baum dort?" sagte sie. Ich bejahte, und sie theilte mir nun mit, daß wir uns auf der Grenze ihres Landes befänden, und daß, wenn wir morgen diesen dunklen und mächtig großen Baum erreicht haben würden, nur noch einige Stunden bis zu den nächsten Ansiedlungen der Spanier hätten.

Wir aßen stets noch von den Vorräthen, welche man uns mitgegeben hatte, und als wir uns, etwas früher als die vergangenen Tage, auf unser Lager streckten, dachte ich darüber nach, ob morgen, beim Erwachen, Ala nicht wahrscheinlich sagen würde: „Du bist ein sehr großer Narr!" Aber sie sagte am anderen Morgen weder das, noch etwas anderes, denn sie war fort. Mein Pferd stand neben mir,

vollständig gesattelt, und ich sah, daß sie unseren Proviant mit mir getheilt hatte, und an der Spur ihres Pferdes sah ich, daß sie sich bereits seit einigen Stunden entfernt und im Schritt reitend dorthin begeben hatte, von wo wir hergekommen waren, ohne Zweifel zu Taquirra dem großen Häuptling, um ihm zu berichten, daß sie das springende Thier glücklich bis an die Grenze gebracht. Ich bestieg mein Pferd, ritt auf den großen dunkeln Baum zu, und kam nach mehreren Tagen, außerordentlich abgerissen und ohne einen Realen in der Tasche, in Valdivia an, woselbst ich mir ein Seil zu verschaffen wußte, und, um nicht zu verhungern, so wackere Sprünge machte, als bei den Araukanern.

Nach einigen Wochen erzählte ich einem alten Spanier einen Theil meiner Abenteuer. „Diese araukanischen Weiber haben den Teufel im Leibe," sagte er, „und lassen um keinen Preis von ihren mörderischen und blutgierigen Schurken von Männern. Wenn diese, was nicht selten vorkommt, Frauen oder Mädchen von unseren Leuten rauben, und nach einigen Jahren sich den Angehörigen desselben Gelegenheit bietet, dieselben auszulösen, so ziehen in den meisten Fällen die Entführten vor, im Kreise ihrer neuacquirirten, gelbbraunen Familie zu bleiben, anstatt zu ihren rechtschaffenen, christlichen Eltern zurückzukehren. In jenem Falle aber," setzte der alte Spanier hinzu, „hat man nichts weiter beabsichtigt, als Ihnen Ihr Geld abzunehmen auf indianisch-gesetzliche Weise, und zugleich hat der ehrenwerthe Häuptling Taquirra Sie lieber über die Grenze geschickt, als daß er Sie denen gönnte, welche Sie ihm abspenstig machen wollten."

Das Manuskript des alten Andreas war hier zu Ende, und da ich neugieriger auf die ferneren Erlebnisse desselben war, als wie es (leider fürchte ich das) der geehrte Leser ist, so schrieb ich dem Alten. Aber ich bekam keine Antwort.

Ein Bekannter, dem ich die Geschichte vorlas, wollte wissen, daß der alte Andreas nie in seinem Leben eine Reise über die See gemacht habe. Er sei ein Seiltänzer gewesen, und durch einen unglücklichen Sturz vom Seile das geworden, was man ein wenig „gestört" nennt, dann habe ein Herr, dem er einmal früher einen Dienst geleistet, ihm jene Stelle als Forstwart verschafft.

Mir selbst kamen aber viele andere Dinge in den Weg, und ich kam nicht dazu, den Alten im folgenden Jahre wieder zu besuchen. Als aber später das Schicksal mich selbst in jene Länder führte, die er gesehen haben wollte, fand ich, daß er der Wahrheit getreu berichtet hatte. Und dann, wieder nach Jahren, führten mich Geschäfte in jene Gegend, in welcher der Alte gehaust hatte, und in welcher ich, mit wenigem Erfolge, als jung Narren gesucht, die ich jetzt als alt wider Willen fand, in reichlicher Zahl. Als ich aber das alte Forsthaus aufsuchen wollte, sah ich, daß der Wald ringsum geschlagen war, und durch die kahlen Flächen zog sich ein Fahrweg, der aber auch schon wieder halb verfallen. An der Stelle, wo das Forsthaus gestanden, fand ich die Ruinen eines industriellen Gebäudes, das man aus dessen Steinen erbaut, und dessen Besitzer bankerott gemacht hatte. Niemand wohnte jetzt mehr dort, und den alten Andreas, der längst gestorben war, kannten die Leute im Walde nur noch vom Hörensagen.

Des größten Dichters Jubiläum.

William Shakspeare.

Von

Hermann Marggraff.

II.

Wenn die europäische und englisch-amerikanische Welt am 23. April 1864 den Genius, der sich in Shakspeare's Schöpfungen offenbarte, öffentlich feiern, und ihm dadurch den einem Lehrer der Menschheit gebührenden Zoll ihrer Dankbarkeit abtragen wird, so wird sie auch gern in Erfahrung bringen wollen, was er war und wie er lebte, um ihn auch als Menschen mit feiern zu können. Aber das Wunderbare, was uns aus Shakspeare's Schöpfungen entgegentritt, wird noch dadurch vermehrt, daß über diesen hohen Genius so wenig beglaubigte Ueberlieferungen auf uns gekommen sind, daß man fast sagen kann, er habe geschaffen wie der Weltschöpfer selbst, auf dessen Dasein und Größe wir nur aus seinen Werken schließen können. Man weiß, wie die englische Saturday Review jüngst bemerkte, von seinem Leben wenig mehr, „als daß er heirathete und Kinder hatte, eine herabgekommene Familie wieder hob, in seinem Testament Kapital und Grundbesitz hinterlassen konnte, und unter seinen Zeitgenossen außer dem Rufe eines großen Dichters auch den eines klugen Geschäftsmannes genoß". Nicht einmal ein vollkommen beglaubigtes Porträt ist von ihm vorhanden, denn selbst jene Shakspeare-Büste in Stratford, die, als angeblich nach einer Todtenmaske genommen, bisher als das einzige annähernd treue Bildniß Shakspeare's galt, ist keineswegs über allen Verdacht erhaben, indem es nämlich sehr zweifelhaft ist, ob man damals schon in England Todtenmasken angefertigt und das damit verbundene Verfahren überhaupt gekannt habe. Hätte man, ist mit Bezug hierauf wohl sehr richtig bemerkt worden, schon bei Shakspeare's Lebens- und Sterbenszeit einen so großen Werth auf ihn gelegt, um bei seinem Tode nichts Eiligeres zu thun zu haben, als sich seiner Todtenmaske zu versichern, so würde man wohl auch mehr gleichzeitige Aufzeichnungen über seine Lebensumstände besitzen, als das in der That der Fall ist. Sehr treffend ist daher Eduard Bauernfeld's Epigramm:

> Gern mach' ich meine Reverenz
> Nachträglich unserm wackern David Strauß;
> Stets unbegreiflich schien mir Shakspeare's Existenz,
> Mit einer Shakspeare-Mythe komm' ich aus.

Von einem andern großen Dichter, dem Verfasser der Odyssee und Iliade, wissen wir ja im Grunde noch weniger, und doch haben seine Dichtungen dadurch nichts an Mustergültigkeit und Einfluß verloren, ebensowenig wie das Nibelungenlied, über dessen Verfasser noch immer ziemlich erfolglos hin und her gestritten wird. Oefters sogar verlieren die Schöpfungen eines Dichters für uns um so mehr an geheimnißvollem Reiz, je mehr wir von seinem Leben und alltäglichen Treiben, von seinen Liebesverhältnissen, seiner Verheirathung, seinen Schlafrockstunden, seinen katarrhalischen und andern Zufällen wissen. Goethe's herrliche Liebesliedchen behalten ja denselben Werth und Reiz, mögen wir wissen, ob sie an Friderike, an Lila von Ziegler, an Fräulein von Roussillon oder an Lilly u. s. w. gerichtet seien, und wir erinnern hier an denselben Goethe Ausspruch, wonach die Menschen nur zu sehr gewohnt seien, sich an einen Namen zu hängen, statt den Werken allein die Ehre zu geben. Feiern und verehren wir im Geist und in der Wahrheit die Schöpfungen eines großen Dichters, so feiern wir seinen Genius, sein unsterbliches Theil, sein segensreiches und bildendes Wirken erst recht; gerade dieß ist der wahre und unverfälschte „Kultus des Genius"; jeder andere gilt nur einem Götzenbilde.

Doch stellen wir hier die lückenhaften Angaben zusammen, die uns über Shakspeare's Leben überliefert und zum Theil vielleicht sagenhafter Art sind. Urkundlich festgestellte Thatsache ist, daß William Shakspeare zu Stratford am Avon in Warwickshire den 23. April 1564 geboren wurde. John R. Wise in seiner 1860 erschienenen Schrift: „Shakspeare und sein Geburtsort" rühmt von dieser Stadt, daß rings um sie herum Wiesen von solcher Schönheit seien, wie man sie so grün, frisch und blumig nirgends sonstwo in England finde, und will davon die Vorliebe Shakspeare's für Blumen und namentlich Wiesenblumen, die sich so oft in seinen Dramen und den in sie hineingewebten süßen Liedern ausspreche, zunächst herleiten. Sein Vater war, wie behauptet wird, ein Wollhändler, nach anderer min-

der glaublicher Angabe ein Fleischer, bekleidete als ein Mann von Wohlstand und Rechtlichkeit den Ehrenposten eines Oberbailiff bei der Behörde der Stadt, scheint aber später in seinen Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen zu sein, denn er verzichtet, weil er die gesetzmäßigen Abgaben eines Alderman nicht mehr bezahlen konnte, auf seinen Ehrenposten. Shakspeare's Mutter war die Tochter und Erbin Robert Arden's aus Wellingcota, und gebar im Laufe der Zeit zehn Kinder, von denen William das älteste war. Dieser besuchte die Freischule in Stratford, aus der er jedoch schon frühzeitig weggenommen wurde, um in das Geschäft seines Vaters einzutreten. Doch ist diese Angabe durch kein vollgültiges Zeugniß beglaubigt, weil sonst Malone schwerlich gewagt haben dürfte, die Vermuthung auszusprechen, daß Shakspeare, nachdem er die Schule verlassen, bei irgend einem Advokaten der Grafschaft in Dienst getreten sei und sich hier die umfangreichen Rechtskenntnisse erworben habe, von denen so häufig Spuren in seinen Dramen gefunden würden. Sicher ist, daß er noch vor seinem achtzehnten Jahre die Uebereilung beging zu heirathen, und zwar die sieben oder acht Jahre ältere Anne Hathaway, die ihm, noch bevor er mündig geworden, drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, letztere Zwillinge, gebar.

Was seine eigentliche Beschäftigung und wie seine ökonomischen Verhältnisse während dieser Jahre waren, davon weiß man nichts; doch ist wohl so ziemlich als sicher anzunehmen, daß Letztere sich in einem traurigen Zustande befunden haben müssen, da William bald nach der zweiten Entbindung seiner Frau auf gut Glück noch London ging. Daß häuslicher Unfriede ihn dazu mit bestimmt habe, ist nur



Shakspeare's Haus in Stratford am Avon.

eine Vermuthung, die sich einzig und allein, außer auf eine etwas seltsame Bestimmung in seinem Testament, auf die schon erwähnten Umstände gründet, daß seine Frau um so und so viele Jahre älter war, und sich dem feurigen jungen Mann schon vor der Trauung hingegeben hatte. Nach einer früher durchaus geglaubten Erzählung habe er sich an einem Wildraub betheiligt, und auf den Wildbesitzer, Sir Thomas Lucy, nachdem dieser ihn auf kurze Zeit habe einsperren lassen, ein Spottgedicht verfaßt. Sir Thomas habe nun die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn aufgeregt, und nun sei William, um den Folgen der Anklage zu entgehen, flüchtig geworden. Diese Erzählung kann auf Wahrheit beruhen, aber nach neuern Untersuchungen ist sie durch kein urkundliches Zeugniß beglaubigt. Es hat sich eben um Shakspeare's Jugend ein förmlicher Sagenkreis gebildet; die wenig glaubhafte Erzählung, daß William nach seiner Ankunft in London, um sich ein Trinkgeld zu verdienen, vor dem Theater die Pferde vornehmer Besucher gehalten habe, gehört gleichfalls dahin. (Schluß folgt.)

Die Hyäne.

Von

Dr. A. W. Brehm.

Unter den Thieren der Schaubude finden sich regelmäßig einige, welchen sich, Dank den betreffenden Erläuterungen der Thierwärter, gewöhnlich eine besondere Aufmerksamkeit

der Schaulustigen zuwendet. Der Erklärer pflegt diese Thiere als wahre Scheusale hinzustellen und dichtet ihnen die abscheulichsten Eigenschaften an. Mordlust, Raubgier, Grausamkeit, Blutdurst, Hinterlist und Tücke ist gewöhnlich noch das Allergeringste, was der Mann ihnen, den Hyänen, zuschreibt. Er lehrt sie regelmäßig auch noch als Leichen-



Hyänen auf dem Raub.

schänder und Todtenausgräber kennen, und erweckt sicherlich ein gerechtes Entsetzen in dem Gemüthe aller naturunkundigen Zuschauer.

Die Wissenschaft hat es bis jetzt noch nicht vermocht, solchen Unwahrheiten zu steuern; diese haben sich vielmehr, aller Belehrung zum Trotz, seit uralter Zeit frisch und lebendig erhalten. Es gibt wenig Thiere, deren Geschichte mit so viel abenteuerlichen Sagen und Fabeln ausgeschmückt worden wäre, als die der Hyänen. Schon die Alten haben die unglaublichsten Sachen von ihnen erzählt. Man behauptete,

daß die Hunde Sinne und Stimme verlören, wenn sie der Schatten einer Hyäne treffe, versicherte, daß diese scheußlichen Raubthiere die Stimme der Menschen nachahmen sollten, um diese herbeizulocken, dann plötzlich zu überfallen und zu ermorden; man glaubte, daß ein und dasselbe Thier beide Geschlechter in sich vereinige, ja selbst nach Belieben das Geschlecht ändern und sich bald als männliches, bald als weibliches Wesen zeigen könne. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß diese Fabelei Wiederklang findet bei allen Völkerschaften, welche die Hyäne kennen lernten. Namentlich die Araber sind reich an Sagen über die Hyäne. Man glaubt steif und fest, daß Menschen von dem Genusse des Hyänengehirns rasend werden, und vergräbt den Kopf des erlegten Raubthieres, um bösen Zauberern Gelegenheit zu übernatürlichen Beschwörungen zu nehmen; ja, man ist sogar fest überzeugt, daß die Hyänen nichts Anderes als verkappte Zauberer sind, welche bei Tage in Menschengestalt umherwandeln, bei Nacht aber die Hyänenmaske annehmen, allen Gerechten zum Verderben. Ich selbst bin mehrmals von meinen arabischen Dienern herzlich und dringend gewarnt worden, auf Hyänen zu schießen, und schauerliche Geschichten wurden mir über die Gewalt der verlarvten höllischen Geister mitgetheilt.

Das Märchen und die Sage sucht sich immer seine Gestalten aus, und ein Thier, von welchem so viel Wunderbares berichtet und geglaubt wird, muß irgend etwas Absonderliches in seiner Gestalt zeigen. Dieß finden wir auch bei den Hyänen bestätigt. Sie ähneln den Hunden und unterscheiden sich gleichwohl in jedem Stücke von ihnen; sie gehören zur ganzen Familie und stehen vereinzelt für sich da. Ihr Anblick ist keineswegs anmuthig, sondern entschieden abstoßend. Alle Hyänen sind häßlich, weil sie eben bloß Andeutungen einer Gestalt sind, welche wir in viel vollendeterer Weise kennen. Einzelne sehen sie als Zwitterglieder zwischen Hund und Katze an; wir können aber dieser Anschauung nicht beipflichten, weil die Hyänen eine ganz eigenthümliche Gestalt für sich selbst haben. Der Leibesbau unserer Thiere ist gedrungen, der Hals dick, der Kopf stark, die Schnauze kräftig und unschön, die krummen Vorderläufe sind länger als die hintern, der Rücken wird dadurch abschüssig und hinten niedriger, als er am Widerrist ist. Die Lauscher sind nur spärlich behaart und unedel geformt, die Seher liegen schief, funkeln unheimlich, sind unstet und zeigen einen abstoßenden Ausdruck. Der dicke, scheinbar steife Hals, die buschig behaarte Lunte, welche nicht über die Fersengelenke hinabreicht, und der lange, lockere, graue Pelz, welcher sich längs dem Rücken in eine schweinsähnliche Borstenmähne verlängert, die düstere, nächtliche Färbung der Haare endlich: dieß Alles vereinigt sich, den ganzen Eindruck zu einem wirklich recht unangenehmen zu machen. Zudem sind die Hyänen Nachtthiere, besitzen eine widerwärtige, mißtönende, kreischende oder wirklich gräßlich lachende Stimme, verbreiten einen übeln Geruch, haben nur unedle, fast hinkende Bewegungen, und offenbaren gewöhnlich ein ganz absonderliches Wesen; kurz, man kann sie unmöglich schön nennen.

Die Hyänen finden sich in ganz Afrika und dem größten Theile Süd- und Westasiens bis zum Altai. Besonders häufig sind sie in Afrika, welches als ihr eigenes Vaterland anzusehen ist. Bei Tage sieht man sie nur, wenn sie durch einen Zufall aufgescheucht werden; freiwillig verläßt keine Hyäne ihren Schlupfwinkel. Die Nacht muß schon vollständig hereingebrochen sein, ehe sie daran denkt, ihre Raubzüge zu beginnen. In stark bevölkerten Gegenden wagen sich die Thiere selten bis in die Nähe der Menschen, in dünner bevölkerten Länderstrichen aber kommen sie auf ihren nächtlichen Wanderungen bis in das Innere der Ortschaften herein. Etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang vernimmt man in den einsamsten Gebirgs- oder Waldgegenden, in der Steppe oder in der Wüste das Geheul der einzelnen oder in kleinen Gesellschaften herumschweifenden Nachtthiere. In den Urwäldern Mittelafrikas und namentlich in Uferwaldungen der Ströme bilden diese Heuler einen förmlichen Chor; denn sobald eine mit ihrem abscheulichen Nachtgesang beginnt, stimmen die andern augenblicklich ein. Das Geheul der gewöhnlichen oder gestreiften Hyäne ist sehr mißtönend, doch nicht so widerlich als man geglaubt hat. Ich und meine ganze Reisegesellschaft sind durch dasselbe stets in hohem Grade belustigt worden, und auf dem letzten Jagdausfluge, welchen ich mit dem Herzog von Koburg-Gotha gemacht habe, fand ich dasselbe bestätigt. Die Damen unserer Gesellschaft belustigten sich immer an den nächtlichen Besuchen der Dörfer, in welchen wir rasteten. Das Geschrei oder Geheul selbst ist sehr verschieden. Heisere Töne wechseln mit hochtönenden, kreischenden, mit murmelnden und knurrenden ab. Dagegen zeichnet sich das Geheul der gefleckten Art durch ein wahrhaft fürchterliches Gelächter aus, ein Lachen, welches die gläubige Seele und die reiche Phantasie etwa dem Teufel und seinen höllischen Gesellen zuschreibt, scheinbar ein Hohnlachen der Hölle selbst. Wer diese Töne zum ersten Male vernimmt, kann sich eines gelinden Schauers nicht erwehren, und der unbefangene Verstand erkennt in ihnen einen der hauptsächlichsten Gründe für die Entstehung der verschiedenen Sagen über unsere Thiere. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich die Hyänen durch ihren Nachtgesang zusammenheulen wie die Schakale oder Wölfe, und so viel ist sicher, daß die ganze Musik in einer Gegend verstummt, sobald eine der Hyänen irgend welchen Fraß gefunden hat. Besondere Erscheinungen werden von der gestreiften Hyäne ebenfalls mit Geheul, von der gefleckten dagegen mit Gelächter begrüßt.

So lange die Nacht währt, sind die herumstreifenden Thiere in steter Bewegung, und erst gegen den Morgen hin ziehen sie sich wieder nach ihrem Lagerplatze zurück. In die Städte oder Dörfer kommen sie nach meinen Beobachtungen selten vor zehn Uhr Nachts, aber dann auch ohne Scheu, selbst ohne sich durch die Hunde beirren zu lassen. In der Stadt Senaar am blauen Flusse traf ich um Mitternacht, von einem Gastmahle heimkehrend, eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Hyänen an, welcher ich mich unter Steinwürfen erwehren mußte. In Mensa und Umkullu konnte man sie allnächtlich umherschweifen sehen.

Bei ihren Wanderungen wird die Hyäne ebensowohl durch den Geruch, wie durch Gehör und Gesicht geleitet. Ein stinkendes Aas versammelt regelmäßig eine oder mehrere Hyänen, ebenso werden aber auch die eingezäunten Heerden von Schafen, Ziegen oder Rindern bald entdeckt, umschlichen, und durch die grün funkelnden Augen oder durch das abscheuliche Geheul oft in großen Schrecken versetzt. Die wachsamen Hunde jener Gegend treiben die Hyänen stets ohne große Mühe zurück; sie sind trefflich eingeschult, augenblicklich nach der Seite hinzustürzen, von welcher ihren Schutzbefohlenen eine Gefahr drohen könnte. Es kommt niemals vor, daß eine Hyäne den muthigen Wächtern Stand hält; sie ergreift vielmehr immer die Flucht vor der Meute, kommt aber nach sehr kurzer Zeit wieder zurück. Sobald sie eine Beute gewittert hat, verstummt sie und trottet nun, so leise sie kann — denn zum Schleichen bringt sie es nicht — in kurzen Sätzen näher und näher, äugt, lauscht und wittert, so oft sie stille steht, und ist jeden Augenblick bereit, die Flucht wieder zu ergreifen. Die gefleckte Art ist etwas muthiger als die gestreifte, immerhin aber noch ganz erbärmlich feig und furchtsam. Alle Hyänen greifen nur Thiere an, welche sich gar nicht wehren, Schafe, Ziegen, junge Schweine u. dgl. Einen Ochsen oder ein Pferd zerreißen sie äußerst selten, und häufig genug sind Fälle vorgekommen, daß sie sogar ein muthiger Esel in die Flucht geschlagen hat. Sie richten also bloß unter den schwächeren Hausthieren Schaden an, in diesem Kreise aber sind die Verwüstungen, welche sie verursachen, nicht ganz unbedeutend. Am liebsten ist ihnen unter allen Umständen das Aas; um dieses herum beginnt regelmäßig ein Gewimmel, welches kaum zu schildern ist. Sie sind die Geier unter den Säugethieren und ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft großartig; dabei vergessen sie alle

Rücksichten und auch die Gleichgültigkeit, welche ihnen sonst eigen ist. Man hört es sehr oft, daß die Fressenden in Kampf gerathen. Es beginnt dann ein Krächzen, Kreischen, Heulen und Gelächter, daß Abergläubische wirklich glauben können, alle Teufel der Hölle seien los und ledig. Durch die Aufzehrung des Aases werden die Hyänen sehr nützlich; der Schaden, welchen sie den Heerden zufügen, überwiegt jedoch diesen geringen Nutzen, weil das Aas auch durch andere bessere Arbeiter aus der Klasse der Vögel und Kerbthiere weggeschafft werden würde. Im Innern Afrikas sind die Hyänen noch heutigen Tages die Bestatter der Leichname armer oder unfreier Leute, welche ihnen gleichsam zum Fraße vorgeworfen werden; und noch während der türkischen Herrschaft geschah es, daß in Senaar und Obeïd während der Nachtzeit menschliche Leichname von den Hyänen gefressen wurden. In Südostafrika graben sie die nur leicht verscharrten Leichname der Hottentotten aus, und hierauf mögen sich alle die bösen Nachrichten gründen, an denen sie jetzt noch zu leiden haben. Den Reisezügen durch Steppen und Wüsten folgen sie in größerer oder geringerer Zahl, gleichsam als ob sie wüßten, daß ihnen aus solchen Zügen doch ein Opfer werden müsse. Im Nothfall begnügt sich das gefräßige Vieh mit thierischen Ueberresten aller Art, selbst mit trockenem Leder u. dgl. Auf den Schlachtplätzen, welche im Innern Afrikas immer vor den Ortschaften liegen, raffen sie das am Boden vertrocknete stinkende Blut gierig auf, und verschlingen dabei häufig eine Menge von Erde oder Straßenkoth; um die Kothhaufen der Dorfbewohner sieht man sie regelmäßig beschäftigt.

Von der Beute, welche eine Hyäne gefaßt hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt dann wenigstens ein Stück derselben mit, und was sie einmal im Rachen trägt, gibt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonstwie gemißhandelt wird. Vielfach ist hin und her gestritten worden, ob die Hyäne auch den Menschen angreife oder nicht. Die gestreifte thut es sicher nicht, die gefleckte aber greift schlafende Erwachsene oder Kinder an, und schleppt sie mit sich weg; denn ihre Kraft ist so groß, daß sie bequem einen Menschen forttragen kann. An erwachsene Männer wagt sie sich nur äußerst selten, und deßhalb fürchtet Niemand die leibliche Stärke dieses Thieres, um so mehr freilich ihre unheilvollen zauberischen Kräfte.

Um die Zeit, um welche es die meiste Beute gibt, in Innerafrika also zu Anfang der Regenzeit und im Norden im Frühling, wölft die Hyäne in einer selbst gegrabenen oder Felsenhöhle drei oder höchstens vier Junge, welche sie, so lange sie klein und blind sind, zärtlich liebt und mit vielem Muthe vertheidigt; später aber, nachdem die Jungen größer geworden, feig verläßt, sobald Gefahr droht. Die Jungen haben eine dichte, feine, aschgraue Behaarung, mit schwarzen Streifen auf der Firste, dem Rücken, von welchem ebenso gefärbte auf den Seiten herablaufen, und zwischen denen sich zerstreute Flecken befinden. In frühester Kindheit eingefangene Hyänen kann man sehr leicht zähmen, und sie halten auch die Gefangenschaft sehr gut und dauernd aus. Ich habe beide Arten, die gefleckte wie die gestreifte, längere Zeit gefangen gehalten, und mich namentlich an der Ersteren weidlich ergötzt, weil sie mir Gelegenheit bot, vorgefaßte Meinungen zu ihren Gunsten zu berichtigen.

Wenige Tage nach meiner ersten Ankunft in Chartum kauften wir zwei junge Hyänen für zehn Silbergroschen unseres Geldes. Diese Thierchen hatten etwa die Größe eines halb erwachsenen Dachshundes, und waren noch mit sehr weichem, feinem, dunkelgrauem Wollhaar bedeckt. Sie hatten schon eine Zeitlang die Gesellschaft der Menschen genossen, waren aber noch sehr ungezogen. Wir sperrten sie in einen Stall, und hier besuchte ich sie dann täglich. Der Stall war dunkel, und ich sah deßhalb beim Hereintreten gewöhnlich vier grünliche Punkte in irgend einer Ecke leuchten. Sobald ich mich nahte, begann ein eigenthümliches Kreischen und Fauchen, und wenn ich unvorsichtig mit der Hand nach einer griff, wurde ich gewöhnlich tüchtig gebissen. Schläge fruchteten im Anfange wenig; doch bekamen die Hyänen mit zunehmendem Alter mehr und mehr Begriffe von der Oberherrschaft, welche ich über sie erstrebte, bis ich ihnen eines Tages ihre und meine Stellung vollkommen klar zu machen suchte. Mein Diener hatte sie gefüttert, mit ihnen gespielt und war so heftig von ihnen gebissen worden, daß er seine Hände in den nächsten vier Wochen nicht gebrauchen konnte. Die Hyänen hatten inzwischen das Doppelte ihrer damaligen Größe erreicht, und konnten deßhalb auch eine derbe Lehre ertragen. Ich beschloß ihnen diese zu geben, und indem ich bedachte, daß es weit besser sei, eines dieser Thiere todt zu schlagen, als sich der Gefahr auszusetzen, von ihnen erheblich verletzt zu werden, prügelte ich sie beide so lange, bis keine mehr fauchte oder knurrte. So oft ich mich ihnen näherte, um zu erproben, ob die Wirkung eine vollständige gewesen sei, hielt ich ihnen eine halbe Stunde später die Hand vor die Schnauzen. Eine beroch dieselbe ganz ruhig, die andere biß und bekam von Neuem ihre Prügel. Denselben Versuch machte ich nochmals an dem nämlichen Tage, und die stöckische biß zum zweiten Male. Sie bekam ihre dritten Prügel, und diese schienen dann auch hinreichend gewesen zu sein. Sie lag elend und regungslos in dem Winkel, und blieb so während des ganzen folgenden Tages liegen, ohne Speise anzurühren. Etwa vierundzwanzig Stunden nach der Bestrafung ging ich wieder in den Stall und beschäftigte mich nun längere Zeit mit ihnen. Jetzt ließen sie sich Alles gefallen, und versuchten gar nicht mehr nach meiner Hand zu schnappen. Von diesem Augenblicke an war Strenge bei ihnen nicht mehr nothwendig; ihr trotziger Sinn war gebrochen und sie beugten sich vollkommen unter meine Gewalt. Nur ein einziges Mal mußte ich das Wasserbad bei ihnen anwenden, bekanntlich das allerbeste Zähmungsmittel wilder Thiere überhaupt. Wir hatten nämlich eine dritte Hyäne gekauft, und diese mochte ihre schon gezähmten Kameraden von Neuem verdorben haben; wenigstens bewiesen sie sich nach dem Bade, und nachdem sie von einander getrennt worden waren, wieder ganz freundlich und liebenswürdig.

Schon ein Vierteljahr nachdem ich sie mir angeeignet hatte, konnte ich mit ihnen spielen wie mit einem Hunde, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Mißhandlung von ihnen zu erleiden. Sie gewannen mich mit jedem Tage lieber und freuten sich ungemein, sobald ich zu ihnen kam. Dabei benahmen sie sich, nachdem sie mehr als halb erwachsen waren, höchst sonderbar. Sobald ich in den Raum trat, fuhren sie unter fröhlichem Geheul auf, sprangen an mir in die Höhe, legten mir ihre Vorderpranken auf beide Schultern, schnüffelten mir im Gesichte herum und hoben endlich ihre Standhaare steif und senkrecht empor. Diese Begrüßung wurde mir stets zu Theil, und ich konnte bemerken, daß die starrsten Borsten jedesmal ein Zeichen ihrer freudigsten Erregung waren.

Wenn ich sie mit mir auf das Zimmer nehmen wollte, öffnete ich den Stall und beide folgten mir; die dritte hatte ich in Folge eines Anfalls ihrer Raserei todt geschlagen. Wie zudringliche Hunde sprangen sie wohl hundertmal an mir empor, drängten sich zwischen meinen Beinen hindurch, und beschnüffelten mir Hände und Gesicht. In unserem Gehöft konnte ich so mit ihnen überall herumgehen, ohne nur befürchten zu müssen, daß eine oder die andere ihr Heil in der Flucht suchen würde. Später habe ich sie in Kairo an leichten Stricken durch die Straßen geführt, zum Entsetzen aller gerechten Einwohner derselben. Und dort waren sie auch so nett, daß sie ohne Aufforderung mich zuweilen besuchten, wenn einer meiner Diener vergessen hatte, die Stallthüre hinter sich zu verschließen. Ich bewohnte den zweiten Stock des Gebäudes, der Stall befand sich im Erdgeschoß. Das hinderte die Hyänen aber gar nicht; sie kannten die Treppen ausgezeichnet und kamen regelmäßig auch ohne mich in das Zimmer, welches ich bewohnte. Für Fremde

war es ein ebenso überraschender als lustiger Anblick, uns beim Theetische sitzen zu sehen. Jeder von uns hatte nämlich eine Hyäne zur Seite, und diese saß so verständig ruhig aufrecht da, wie ein wohl erzogener Hund bei Tische zu sitzen pflegt, wenn er um Nahrung bettelt. Letzteres thaten die Hyänen auch, und zwar bestanden ihre zarten Bitten in einem höchst leisen, außerordentlich heiser klingenden Kreischen, und ihr Dank, wenn sie sich aufrichten konnten, in der vorhin erwähnten Begrüßung oder wenigstens in einem Beschnüffeln der Hände.

Sie verzehrten Zucker leidenschaftlich gern, fraßen aber auch Brod, zumal solches, das wir mit Thee getränkt hatten, mit großem Appetit. Ihre gewöhnliche Nahrung bildeten Hunde, die wir für sie erlegten. Die große Menge der im Morgenlande herrenlos herumschweifenden Hunde machte es uns ziemlich leicht, das nöthige Futter für sie aufzutreiben; doch durften wir niemals lange an einem Orte verweilen, weil wir sehr bald von den Thieren bemerkt und von ihnen gemieden wurden.

Auch während der dreihundert Meilen langen Reise von Chartum nach Kairo, welche wir, allen Stromschwellen des Nils zum Trotze, in einem Boote zurücklegten, wurden unsere Hyänen mit herrenlosen Hunden gefüttert. Gewöhnlich bekamen sie bloß den dritten oder vierten Tag zu fressen; einmal mußten wir sie aber freilich acht Tage fasten lassen, da es uns ganz unmöglich war, ihnen Nahrung zu schaffen. Da hätte man nun sehen sollen, mit welcher Gier sie über einen ihrer getödteten Familienverwandten herfielen. Es ging wahrhaft lustig zu: sie jauchzten und lachten laut auf, und stürzten sich dann wie rasend auf ihre Beute. Wenige Bisse rissen die Bauch- und Brusthöhle auf, und mit wahrer Wollust wühlten die schwarzen Schnauzen in den Eingeweiden herum. Eine Minute später erkannte man keinen Hyänenkopf mehr, man sah bloß zwei dunkle, unregelmäßig gestaltete, über und über mit Blut und Schleim bekleisterte Klumpen, welche sich immer von Neuem wieder in das Innere der Leibeshöhle versenkten, und, frisch mit Blut getränkt, auf Augenblicke zum Vorschein kamen.

Niemals hat mir die Aehnlichkeit der Hyänen mit den Geiern größer scheinen wollen, als während solcher Mahlzeiten. Sie standen dann in keiner Hinsicht hinter den Geiern zurück, sondern übertrafen sie wo möglich noch in ihrer entsetzlichen Freßgier. Eine halbe Stunde nach Beginn ihrer Mahlzeiten fanden wir regelmäßig von den Hunden bloß noch den Schädel und die Lunte: alles Uebrige, auch die Läufe, waren gefressen worden, sowie Haare und Haut, Fleisch und Knochen. Sie fraßen alle Fleischsorten, mit Ausnahme des Geierfleisches. Dieses verschmähten sie hartnäckig, selbst wenn sie sehr hungrig waren, während die Geier selbst es mit größter Ruhe verzehrten. Ob sie, wie behauptet wird, auch das Fleisch ihrer eigenen Brüder fressen, konnte ich nicht beobachten; ich bezweifle es aber, aus dem eben angeführten Beispiele folgernd. Fleisch blieb immer ihre Lieblingsspeise, und Brod schien ihnen nur als Leckerei zu gelten.

Unter sich hielten meine Gefangenen gute Freundschaft. Manchmal spielten sie lange Zeit nach Art der Hunde mit einander, knurrten, kläfften, grunzten, sprangen über einander weg, warfen sich abwechselnd nieder, balgten und bissen sich u. s. w. War eines dieser Thiere längere Zeit von dem andern entfernt gewesen, so entstand jedesmal großer Jubel, wenn die Getrenntgewesenen wieder zusammen kamen; kurz, sie bewiesen deutlich genug, daß auch Hyänen heiß und innig lieben können.

So prächtig versteht Dr. Brehm Naturgeschichte zu schreiben, so lebendig, so anschaulich weiß er zu schildern, das Leben, das Thun und Treiben der Thiere uns vor Augen zu führen. Während wir auf streng wissenschaftlichem Boden stehen, auf dem die Wahrheit von der lang vererbten Lüge und Ausschmückung gesondert ist, glauben wir es nur mit einem liebenswürdigen Erzähler zu thun zu haben, der Selbstgeschautes, Selbsterlebtes mit Fremdem geschickt gemischt uns vorplaudert. So ist durch Brehm's Thierleben, das in Heften zu erscheinen begonnen und vom Verleger (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) auf's Prachtvollste ausgestattet, von Kretschmer mit herrlichen, naturgetreuen Bildern geschmückt ist, eine neue Naturbeschreibung geschaffen, und in einer Zeit wie die unserige, welche der Natur eine ganz besondere Liebe zuwendet, wird sich Brehm's Thierleben bald als Lieblingslesebuch in allen Familien eingebürgert haben. Dazu möchten wir beitragen, deßhalb nahmen wir aus dem Ungedruckten vorstehende Schilderung und Abbildung in unsere Blätter.

Ein mittelalterliches Schloß.

Von

Hans Weininger.

Wer sich ein lebendiges, anschauliches Bild, einen richtigen Begriff von der Beschaffenheit einer ritterlichen Veste zu Ausgang des Mittelalters machen will, der sollte nach Egg gehen, und er wird sich in seinen Erwartungen weit übertroffen finden. Vorwerke, Ringmauern, Thürme, Herrenhaus — Alles trägt den Stempel eines echten Ritterbaues, die vollen Gewähren des Alterthums in stolzer Kraft, in Ehrfurcht gebietender Größe.

Ein herrlicher Blumengarten lacht dem durch das äußere Thor Eingetretenen entgegen. Dieses kann mittelst eines schweren Fallgitters gesperrt werden. Das Geplätscher eines laufenden Brunnens unterbricht angenehm die hier herrschende Stille; durch ein zweites Thor, dessen Fallbrücke herabgelassen ist, gelangt man in den heimlichen und schattigen Vorhof. Ein restaurirter Ziehbrunnen bleibt dem Beschauer zur Rechten. Ueber der gothischen Pforte, zu welcher man mittelst einer hohen und breiten Steintreppe gelangt, erblickt man die vereinten Wappen der Egger und Armansperge mit dem ritterlichen Gruß: „für den Freund und gegen den Feind".

Im eigentlichen Schloßhofe ziert ein Geharnischter, das Panier der Herzoge von Bayern in der rechten Hand, den Knauf eines Brunnens, dessen Wasser von erquickender Frische ist. Ein zweiter Brunnen mit laufendem Wasser, durch Delphine geschmückt, steht auf der anderen Seite des viereckigen Wartthurmes. Bäume gruppiren sich gar anmuthig um diese Brunnen, und bilden durch ihr frisches und zartes Grün einen wohlthuenden Gegensatz zu dem vielen Mauerwerk. So ist auch der untere Theil des Wartthurmes, der Ringmauer und des Herrenhauses mit dem wohlthuenden Grün des Epheu bewachsen, und trägt nicht wenig zu der malerischen Wirkung des Ganzen bei. Um das Schloß zieht sich die Ringmauer nebst Zwinger. Von Ersterer gelangt man mittelst einer Fallbrücke, die auf der Nordseite des Thurmes angebracht ist, in diesen selbst. Das Obertheil desselben ist mit fünf Spitzen abgeschlossen, die, im Vereine mit den stolzen Zinnen und zierlichen Giebeln des Herrenhauses, dem Ganzen ein ungemein imposantes Ansehen verleihen.

Das eigentliche Herrenhaus ist in Form eines Hufeisens gebaut, und dessen offene Seite dem Wartthurme zugewendet, auf den wir später ausführlich zurückkommen werden. Das Erdgeschoß des Schlosses enthält eine ziemlich auserlesene Bibliothek, von dem letzten Grafen von Armansperg angelegt. Ueber einer Stiege betritt man den Ahnensaal mit einer reichen Sammlung älterer Bildnisse, die ihrer Kostüme wegen viel Interesse bieten. Im Hintergrunde desselben hängt, von älteren Waffen umgeben, ein hölzerner runder Schild von bedeutender Größe mit dem Wappen der Egger, und hat als Aufschrift den alten Turnierreim von 1424:

„Die Ekker von Ekk haben guet pfenning-hell, gelert an (ohne) alle schandt nach ern in dem lannt." Zu einem Epitaphium gehörig, befand sich derselbe ehedem in Straubing. Unfern davon betritt man den kleinen Speisesaal, der ganz getäfelt und mit einem Ofen versehen ist, der Trachten aus der Zeit Kaisers Karl's V. aufweist. Im großen Speisesaal ist von besonderem Interesse der alte Kachelofen mit drei Darstellungen aus dem Leben Simson's, ein Wappen



Schloß Egg bei Deggendorf.

und acht zierliche Spruchschilde, welche die neun Felder des Getäfels an der Decke schmücken. So steht auf einem dieser Schilde: „willt du dein lebtag froh geniessen, so laß dich manches nit verdriessen", auf einem anderen: „Jedes Mahl wird zum Feste, sieht der Hausherr frohe Gäste". — Eine Glastafel mit der Jahreszahl 1387 ist unferne des lebensgroßen Conterfeis eines Egger von Deggenberg zu bemerken. Im jetzigen Billardzimmer ist in die Wand ein alter Weinschank von grauem Sandstein, der eine Art Trog bildet, eingefügt. Die Wände sind mit Schachfiguren aus gebranntem

Ton geschmückt. Diese Figuren sowohl wie jene drei kolossalen Ahnenbilder im Gesellschaftssalon verdanken ihre Existenz der kunstgeübten Hand des Meisters Ludwig Folz, der die königliche Villa in Regensburg erbaute. Ein Divan von weißer und blauer Seide, mit Silberfransen garnirt, ein Geschenk des verstorbenen Sultans Mahmud, spricht Frauenzimmer besonders an. Im Gesellschaftssalon liegt auch ein Fremdenbuch auf. Im anderen Flügel betritt man einen Salon mit dem Bildniß der Frau Fürstin Kantakuzenos, einer gebornen Gräfin von Armansperg. Zwei mit minutiosem Fleiße ausgeführte Landschaftsbilder von Couvens zeigen dem Beschauer, wie dieß Schloß vor der Renovation beschaffen war. Es würde zu weit führen, wollte man auch die Gemächer des obersten Stockes beschreiben. Alle Einrichtungen sind im schönsten harmonischen Einklang mit dem Styl und Charakter der Burg selbst hergestellt, französische Eleganz und deutsche Solidität sind durchgehends zu einem schönen Ganzen vereinigt.

Nachdem wir das Schloß, das mit größter Artigkeit gezeigt wird, besehen, schreiten wir zum Wartthurm, zu welchem in einer Höhe von fünfzig Fuß eine Fallbrücke den Eingang vermittelt. Der ganze untere Theil des Thurmes vom Eingang an ist ein leerer, noch nie von einem Strahle des rosigen Lichtes erhellter Raum. Ignaz Freiherr von Armansperg, der Großvater des letzten Grafen, bot um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Demjenigen einen Dukaten, der sich mit einem Lichte da hinab ließe. Ein junger Mann wagte es endlich, allein er kam nicht weit, als ihm schon das Licht erlosch und er schnell das Zeichen gab, ihn wieder herauf zu ziehen. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Schicksal. Ein dritter kam auf den Boden, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er mit dem Lichte herum leuchtend fand, daß er nur auf Menschenschädeln und Knochen stand. In einer Ecke saß auf einem hölzernen Stuhle ein Gerippe, das in dem Augenblicke, da er ihm näher trat, zusammen stürzte. Freiherr von Armansperg ließ nun die Thurmmauer am Boden durchbrechen. Drei Maurer hatten sechs Tage daran zu arbeiten, und noch jetzt erkennt man die wieder vermauerte Oeffnung. Die Gebeine wurden herausgenommen; sie füllten einen großen Wagen und wurden im Kirchhofe zu Berg, wohin Egg damals eingepfarrt war, begraben. Die Phantasie sträubt sich auszumalen, wie diese Unglücklichen, von Kröten und anderem Gewürm umgeben, dort verkamen. Noch ist die ganze Einrichtung vorhanden, mittelst welcher die Armen auf einer hölzernen Platte, wie der Eimer in den Ziehbrunnen, hinabgelassen wurden, um hier an Hunger und Durst, an Schrecken und Ungeziefer aller Art, auf den halb vermoderten Kadavern Anderer vor ihnen dem gleichen Loose Verfallener hinzusterben!

Rechts, seitwärts vom Eingang in den innern Schloßhof, befindet sich die schmucke Kapelle, über welcher vordem die Wohnung des Burgpfaffen war. Den Altar schmückt ein schönes Oelgemälde von dem Historienmaler Philipp Folz, Maria mit dem Jesuskindlein. Eine Wendeltreppe von hellgrauem Sandstein führt von der Empore, welche für die Gutsherrschaft eingerichtet ist, auf den Boden des Kirchleins. Hierher hat sich der vorletzte Graf Armansperg gebettet.

Von dem unter dem Schloßgebäude befindlichen Keller führt eine runde in dem Stein angebrachte Oeffnung, durch welche ein Mann eben dringen kann, in einen etwas tiefer liegenden, in den Sandstein gehauenen unterirdischen Gang, welcher in gerader Richtung gegen den inneren Schloßhof aufsteigt. Er ist nur wenige Schritte lang. An seinem Ende führt eine senkrechte, eben so große Oeffnung nach dem Schloßhof hinauf, und ein anderer seitwärts zu einem zweiten etwas erhöhten und breiteren Gang. Dieser endet mit einem Rondel, in welchem Sitze in den Felsen gehauen sind, weßhalb die Volkssage hier den ehemaligen Sitz einer geheimen Vehme vermuthet.

Mit Sicherheit ist nur anzunehmen, daß die Egger von Egg ursprünglich Ministerialen der Grafen von Bogen waren, mit der Zeit zu ritterlichen Ehren gelangten und hier eine Burg sich gründeten. Der Erste des Geschlechts, der urkundlich nachgewiesen werden kann, ist Ulrich, der 1289 als Zeuge in einer mettener Urkunde vorkommt. Laut seinem Grabsteine starb derselbe am 21. Januar 1310.

Diese Ministerialen waren aber von Haus aus unfreie, hörige Leute. Die mächtigen Grafen mußten über ein Dienstgefolge verfügen können, das bei den häufigen Fehden sie in den Stand setzte, das bereits Errungene zu behaupten und auf Kosten Anderer zu mehren. Hätten sie aber freie Leute in Wehrdienst genommen, so würde dieß erstlich viel gekostet haben und wäre nicht ganz sicher gewesen. Sie zogen deßhalb aus ihrer Bauernschaft die derbsten Bursche heraus, gaben einem jeden Schwert, Spieß und Schild in die Hand, auf den Kopf einen Helm und dazu ein kleines Roß- oder Fußlehen, von welchem der neue Dienstmann leben konnte. Deutschland war voll von solchen Ministerialen, sie saßen auf den Dörfern herum, und führten nach diesen Wohnsitzen ihre Namen, wie Ulrich von Egg, Hans von Greising, Diemo von Penk, Leitwin von Waltrams. Schon König Konrad II. verbot 1024, solche Soldatenlehen je wieder den Söhnen verstorbener Dienstmannen zu entziehen. Nachdem also die Erblichkeit dieser kleinen Soldatenlehen eingeführt war, konnte es natürlich nicht mehr fehlen, daß die Wehrmänner der Grafen durch gegenseitige Heirathen, durch gerechte und ungerechte Mittel nach und nach Reichthum erwarben, ihre Lehen vergrößerten, nach dem Beispiele der Grafen sich ebenfalls Burgen bauten, und so im Laufe der Zeiten sich in den Herrenstand hinauf arbeiteten. Als wahrhaftig adelig sind also nur die alten Dynastengeschlechter anzusehen.

Im Jahr 1331 stiftete Peter von Egg in der St. Martinskapelle auf dem Friedhofe zu Metten eine ewige Seelenmesse. Diese Kapelle war die Familiengrabstätte der Egger. Bei der Aufhebung des Klosters Metten (21. März 1803) wurde dieß Kleinod gothischer Baukunst „zur Verschönerung des Gottesackers“ niedergerissen, und ist gegenwärtig keine Spur mehr von ihr übrig.

Peter von Egg war um das Jahr 1344 Kaiser Ludwig's Feldhauptmann, erscheint auch als Pfleger zu Mitterfels und bald nachher als Vizedom zu Straubing. Dieser Ritter erlangte durch seine unnatürliche Strenge bei der Mit- und Nachwelt eine grauenvolle Berühmtheit. Ihm däuchte das Blut seines eigenen Sohnes nicht zu theuer, um es der Gerechtigkeit zum Opfer zu bringen. Im Jahr 1347 war ein Heer von 2000 Helmen, von dem Gegenkönig Karl abgesandt, aus Böhmen in den Bayerwald eingefallen und verübte die unmenschlichsten Greuel. Auf die Nachricht hievon sandte der Vizedom seinen Sohn mit einem ansehnlichen Heerhaufen dem Feinde entgegen. Bei Furth geriethen beide Theile an einander und es geschah ein hartes Treffen, in welchem Peter von Egg ausriß und die Flucht ergriff. Die Kunde von der Niederlage der Bayern und die schamlose Feldflucht seines Sohnes drang dem Egger durch Mark und Bein. Glühend vor Zorn vermaß er sich, er wolle den Schimpf im Blute des eigenen Sohnes abwaschen. Zur Stunde bestieg er die Gerichtsbühne in Straubing, ließ den Sohn nebst dem Henker zur Stelle kommen, und sprach mit starker Stimme über den Pflichtvergessenen das Todesurtheil. Mit hoch erhobenen Händen flehte der junge Egger und schwur bei allen Heiligen, den Fehl zu bessern durch männliche That. Unbeweglich blieb der furchtbare Richter. Das Vaterherz mit Macht bezwingend, rief er: „Henker, verrichte Dein Amt!“ und zu den Füßen des Unerbittlichen rollte das Haupt des Sohnes. Das geschah am St. Kolomanstage 1347.

Auf die kolossalen Ahnenbilder im Gesellschaftssalon zurückkommend, stellt jenes zunächst der Thüre, mit abgenommenem Helme und den Streitkolben in der Hand, den Thiemo de Egge vor, der als Ahnherr gilt; jenes, der Mann in der Mitte des Saales, die wuchtige Lanze in der Rech-

ten, diesen unerbittlichen Vizedom, der links ohne Bart, so sich auf sein langes Schwert stützt, den Unglücklichen dar, welchen dessen Vater hinrichten ließ. Nach dem Ableben des letzten Egger's kam diese Veste 1403 in den Besitz der Fraunberger vom Haag, und von diesen 1427 sammt dem Pfleggericht an den Herzog Heinrich von Landshut, der einen Pfleger dahin setzte.

Als dieses Schloß im Besitz der Herren von Kedh war, kam den 28. November 1633 eine Abtheilung schwedischer Truppen von Deggendorf herauf, plünderte das Schloß und steckte es beim Abzug in Brand; doch wurde nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt. Von 1640—1740 lösten die Familien Kedh, Spaur, Wagner, Montfort, Schrenk, Neuching und Armansperg einander im Besitze der Burg ab. Fünf dieser genannten sind bereits erloschen.

Die Grafen von Armansperg führten als redendes Wappen einen silbernen Adler (Aar) in Blau. Das Freiherrndiplom vom 21. September 1719 wurde für Johann Georg von Armansperg, und das Grafendiplom vom 7. Juli 1790 für den Enkel desselben, Franz Xaver Freiherrn von Armansperg, ausgefertigt. Dieselben stammten aus einem uralten bayerischen Geschlechte, welches sich um 1160 von den Inkofern von Inkofen, die schon 1109 urkundlich vorkommen, schied. Die Stammreihe der Familie, welche sich nach Armansperg, einem Sitze und Hofbaue bei Rothenburg in Niederbayern, nannte, läuft von 1248 von Sibithe von Armansperg ununterbrochen fort. Diese Familie besaß Schloß Egg seit 1726, dann Loham in Niederbayern, sowie Breitenried in Oesterreich. — Im Siege des neumarkter Pfalzgrafen Johann und seines Sohnes Christoph, nachmaligen Königs der skandinavischen Reiche, bei Hiltersried am 16. September 1433, trug Martin Armansperger das Banner der Bogenschützen. Pfalzgraf Johann, der Besieger der Hussiten bei Hiltersried, ruht in der Pfarrkirche zu Neunburg vor dem Wald. Das von seinem Volke geführte Hauptbanner war bis in die neueste Zeit seitwärts des Hochaltars zu sehen.

Hans Wilhelm Armansperger, kaiserlicher Hatschierhauptmann, war mit Karl V. vor Algier und in der mühlberger Schlacht. Erasam und Hans Wilhelm Armansperger wurden zu den besten Kriegshauptleuten Schwendi's, Basta's in Ungarn und Siebenbürgen gezählt. Mit Ludwig Joseph Grafen von Armansperg, königlichem Staatsminister, erlosch dieses Geschlecht am 3. April 1853. Dieser fand auf dem Kirchhofe zu München seine letzte Ruhestätte. Derselbe bekleidete vom Jahr 1813 an schon bedeutende Aemter im Staate, wurde in der Kammer zum Präsidenten gewählt, und gehörte zu den vorragendsten Mitgliedern der liberalen Partei. Im Jahr 1832 wurde er an die Spitze der Regentschaft gestellt, welche dem zum König von Griechenland erkornen Prinzen Otto von Bayern beigegeben wurde. Graf Armansperg leitete als Staatskanzler die Geschäfte bis zu seiner 1837 erfolgten Rückkehr nach Bayern. Von da an wohnte er fast ununterbrochen auf dem Schlosse Egg, und unterwarf dasselbe einer durchgreifenden Restauration, welche der geniale Architekt und Bildhauer Ludwig Folz leitete. In den architektonischen Grundformen des Gebäudes wurde nichts geändert, sondern nur an das Bestehende angeknüpft, und die zierliche Ornamentik des gothischen Styles, welche die alten Bauten mit so malerischem Reize schmückte, allenthalben angebracht. Hier verlebte der Restaurator den Rest seines vielbewegten Lebens in beneidenswerther Zurückgezogenheit. Seine Tochter ehelichte den Fürsten Kantakuzenos, der weitläufige Besitzungen in der Walachei hat und gewöhnlich zu Fokschani lebt.

Zum Schlusse ist noch beizufügen, daß außer dem Bräuhause und dem Benefiziatenhäuschen, welche außerhalb des Schloßthores liegen, das Gärtnerhaus wegen seines zierlichen Holzbaus von ganz besonderem Interesse ist. Der armanspergische weiße Adler krönt den First.

Bilderräthsel.

8.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 14:

Weise ist der, der aus Kleinigkeiten Freude schöpft.

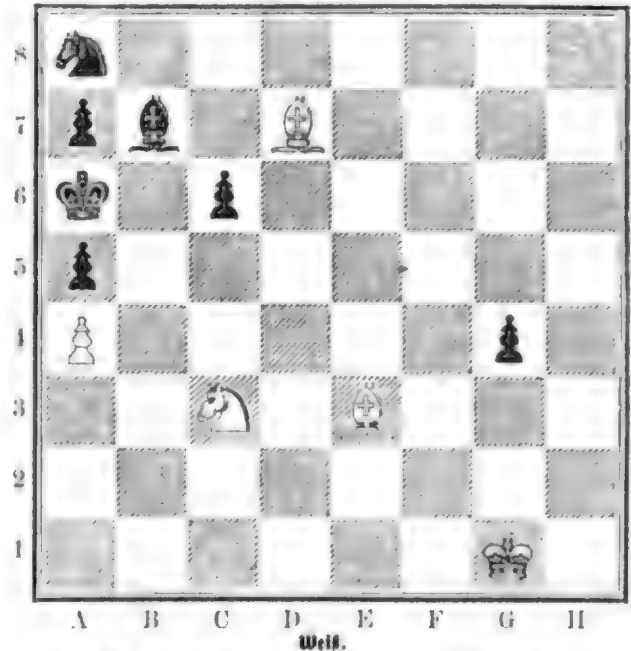
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 13.

Von **Conrad Bayer** in Olmütz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 12.

Schwarz.	Weiß.
1) S. B 3 — C 5	1) K. D 6 nimmt C 8.
2) D. C 1 — F 4	2) K. C 6 nimmt C 5.
3) D. F 4 nimmt C 7 Schach und Matt.	

Bilder aus Nordamerikas Metropole.

Von
J. Kay.

I.

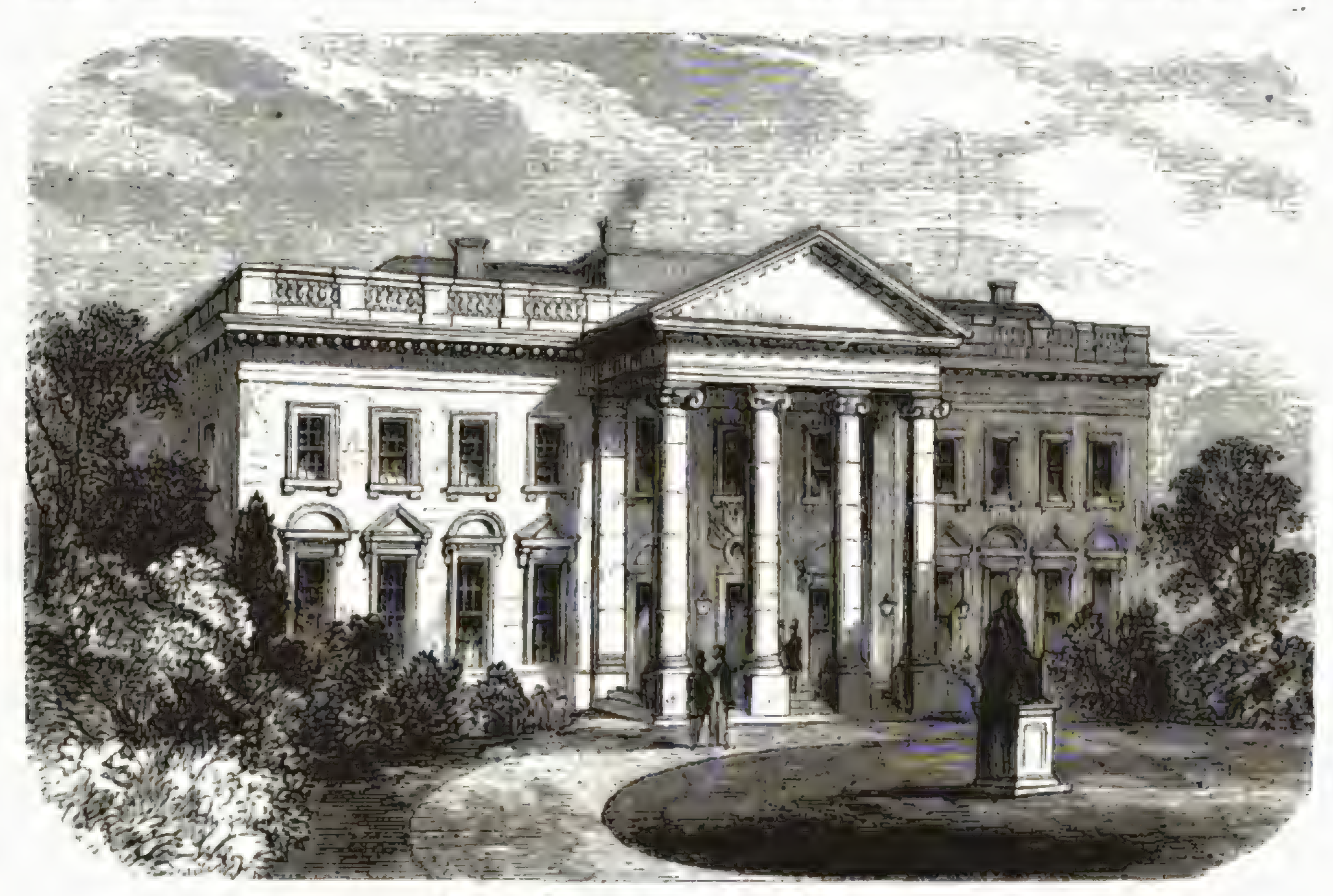
Dem Leser eine richtige Vorstellung von Washington beizubringen ist wahrlich keine leichte Aufgabe. Washington stellt sich von zwei verschiedenen Seiten dar, deren eine Alles umfaßt, was es ist; die andere Alles, was es werden sollte. Der Abstand zwischen Absicht und Wirklichkeit ist in der That groß und kann nur dann vollkommen geschätzt werden, wenn man die Stadt von einem Punkte betrachtet, der es möglich macht, Plan und Ausführung zusammen zu überblicken. Zu einem solchen Zwecke dürfte sich die Kuppel des Kapitols wohl in jeder Hinsicht am besten eignen; und wenn es der Leser zufrieden ist, so steigen wir zusammen hinauf und nehmen aus der Vogelperspektive eine Ansicht von Washington auf. Die Aussicht von diesem hohen Punkte ist ungemein weit, und bietet in mancher Hinsicht angenehme Abwechslung. Man überblickt den ganzen Distrikt Kolumbia, sowie einen beträchtlichen Theil der angrenzenden Staaten Maryland und Virginia. Zu unseren Füßen breiten sich Städte, Gewässer und Felder aus, über welche hinaus sich große Waldungen erstrecken, und in nebelhafter Ferne schließen bewaldete Hügelketten das Ganze ab. Die Lage sowie der Plan von Washington liegen unter uns, als wären sie auf eine gigantische Karte gezeichnet. Der Grund, worauf die Stadt angelegt ist, liegt am nördlichen Ufer des Potomac, am oberen Ende des Flutwassers und 120 Miles von der Chesapeakebai. An der schönen Bucht jenes Flusses liegt die südliche Seite der Stadt, und wird auf der Ostseite von einem breiten, tiefen Flusse, der East-Branch genannt, begrenzt; in nördlicher und



Das Kapitol in Washington.

westlicher Richtung werden ihre Grenzen durch keine besonderen Kennzeichen bestimmt. Wenn der Plan des Gründers für die Verwirklichung zu großartig war, so hatte dieß seinen Grund darin, daß er den Erfordernissen der Lokalität nicht entsprach. Das Kapitol wurde sehr passend zum Mittelpunkte des ganzen Planes auserwählt. Der eigentliche Kern der Stadt liegt westlich vom Kapitol, auf flachem Terrain, das von dem hohen Plateau, auf dem jenes Gebäude steht, gänzlich überblickt werden kann. Die Basis dieses Stadttheiles ist Pennsylvania-Avenue, die fast unmittelbar zu unseren Füßen beginnt und sich eine volle Meile lang in gerader Richtung hinzieht, bis sie bei dem Hause des Präsidenten endigt, das auf einer ähnlichen, aber weniger bedeutenden Erhöhung steht wie das Kapitol. Wir treten aus den Umgebungen des Kapitols auf Pennsylvania-Avenue. Das Erste, was dem Fremden bei dieser Avenue auffällt, ist ihre ungeheure Breite. Die Häuser, welche wir auf der entgegengesetzten Seite erblicken, stehen in einer Entfernung von 300 Fuß, also weit genug, um jede Gemeinschaft des Interesses und Gefühles, wenn Häuser nämlich Eines oder das Andere besitzen können, zu vernichten. Indem wir dieselbe Linie westlich verfolgen, kommen wir bis zu dem Generalpostoffice, dem reizendsten, architektonischen Bijou in Washington. Das Smithson'sche Institut, die amerikanische Akademie der Wissenschaften, ist im Pastetenstyl erbaut. Weiter westlich, am Ende der nächsten mit Pennsylvania-Avenue parallel laufenden Straße, steht die Treasury (Staatsschatz), ein schönes Gebäude, dessen Fronte eine der schönsten und jedenfalls eine der längsten Kolonnaden der Welt zur Schau trägt. Allein dieß führt uns zu dem Regierungshause und seinen Umgebungen. Es macht einen imposanten Eindruck, wenn man sieht, wie es sich in seiner klassischen Eleganz über die Rasenplätze und das reiche Strauchwerk hoch emporhebt. Sowohl von dem einen Ende der Avenue, als von dem Terrain vor dem Präsidentenhause aus gesehen, wird man wenige Gebäude in der Welt finden, die sich vortheilhafter aus-

nehmen. Von dem hohen Terrain auf der Ostseite erblicken wir seine Hauptfronte, die sich besonders durch eine tiefe korinthische Säulenhalle auszeichnet, zu welcher eine doppelte Treppe hinanführt, und über der sich die hohe Kuppel als Krone des Ganzen wölbt und ihm einen gewissen Halt zu verleihen scheint. Diese Kuppel läßt sich von der breiten Esplanade auf der Vorderseite und von den unmittelbar dahinter befindlichen Anlagen vortheilhaft bemerken. Die zum Portale führenden Stufen haben zu beiden Seiten Piedestale, die zu Statuengruppen bestimmt sind, von denen jedoch erst ein einziges mit einer Marmorgruppe versehen ist, welches Kolumbus mit dem Globus in seiner ausgestreckten Rechten vorstellt, und zu dessen Füßen ein eingebornes Kind der neuen Welt, eine weibliche Figur, halb furchtsam, halb bewundernd kauert. Wenn man die Stufen hinaufsteigt, erblickt man unter dem Portal in einer Nische zu beiden Seiten der Thüre, welche in das Innere des Gebäudes führt, Marmorstatuen, Krieg und Frieden darstellend. Durch diese Thüre gelangt man sogleich in die Rotunde, die von der Kuppel überwölbt und beleuchtet wird. Sie erstreckt sich über die ganze Breite des Hauptgebäudes, und die perpendikulären Theile ihrer Wände sind in große Felder abgetheilt, welche dazu bestimmt sind, durch historische Gemälde geschmückt zu werden. Die Mehrzahl ist bereits ausgefüllt, und zwar mit Momenten aus dem Religionskriege; die noch übrigen Felder wird man zu Darstellungen der Kolonisation und der hervorragendsten Ereignisse des amerikanischen Krieges verwenden. Unserem Landsmann Emanuel Leutze, der in diesen Tagen für immer nach Amerika ging, ist diese große Aufgabe geworden, und bereits bewundert man dort sein erstes Bild: die ersten Einwanderer. Indem man sich beim Eintritt in die Rotunde links wendet, gelangt man durch eine Thüre in das „House of Representatives“, einen ungeheuren halbkreisförmigen Saal mit einer hohen, gewölbten Decke, der im Ganzen der halben



Das weiße Haus (Präsidentenhaus) in Washington.

Abtheilung eines Domes gleicht. Die Rotunde des Kapitols und die Bibliothek des Kongresses sind zwei Lieblingsplätze, um die Stunden zwischen zwölf und drei, während beide Häuser hier Sitzung halten, dort zu verbringen, und besonders scheint der letztgenannte Ort den Zwecken der Courmacherei gewidmet zu sein. Es ist ein schöner, großer Saal, der die ganze Breite des Hinterflügels des Kapitols einnimmt und mit Büchern wohl gefüllt ist, in denen jedoch während dieser Zeit selten Jemand liest. Große Flügelthüren führen auf einen von Säulen getragenen Balkon, von wo man einen herrlichen Blick auf das Becken des Potomac, einen beträchtlichen Theil des Staates Virginia, den Haupttheil der Stadt und über die fruchtbaren Ebenen von Maryland hat. — Das sogenannte Präsidentenhaus, auch Whitehouse (weißes Haus wegen seiner Farbe) und Mansionhouse (Herrenhaus) genannt, die Wohnung des jetzigen Präsidenten ist eine bauliche Pfuscherei, ein Gemengsel von allerlei Stylen. Es erinnert an die Landhäuser reicher Kaufleute in Europa, und ist so weit von unwohnlichem Pomp königlicher und kaiserlicher Art entfernt, wie von Aermlichkeit und Knauserei. Leider entspricht ein so schönes Maßhalten bei dieser Aeußerlichkeit der Präsidentschaft keineswegs dem innern Wesen und der Anmaßung des nordamerikanischen Präsidenten.

Der italienische Arzt.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Elf Jahre hatte Leopold der Erste die Krone getragen, als er zu kränkeln anfing. Keiner der wiener Aerzte vermochte aus seiner Krankheit klug zu werden. Von Woche zu Woche siechte der Kaiser hin, von Tag zu Tag glich er mehr einem Schatten.

Damals lebte ein Mann, dessen Ruf in naturwissenschaftlichen Kenntnissen als Chemiker und Arzt ebenso groß war, als er andererseits als Schwärmer, ja als Ketzer verschrieen und verfolgt wurde. Das war Joseph Franz Borri, ein Edelmann aus Mailand. Schon sein Vater hatte sich in der Arzneikunde ausgezeichnet.

Es war die Zeit, wo die erwachte Naturforschung und ihr Wissen nur sehr vorsichtig auftreten konnten, und stets Gefahr liefen, der Inquisition zu verfallen. Man war noch nicht dahin gelangt, einzusehen, daß Glauben und Wissen zwei getrennten Gebieten angehören, und neu aufgefundene Wahrheiten, Entdeckungen nothwendiger Naturgesetze wurden dem Finder und Entdecker noch so ausgelegt, als wären sie strafwürdige Angriffe auf den Glauben.

Mächtigen Feinden in Rom sich zu entziehen, hatte Borri sein Vaterland Italien verlassen, und nach längerem Aufenthalt im Norden Deutschlands und in Dänemark war er auf dem Wege, durch Mähren und Polen nach Konstantinopel zu gehen. Auf dieser rein wissenschaftlichen Reise kam er am 10. April zu Goldingen auf der schlesischen Grenze an. Im Gasthofe war der Gutsherr mit einigen Personen an diesem Abend anwesend. Der Wirth ersuchte den fremden Gast, an den Tisch dieser Gesellschaft zu sitzen, wo eben getafelt wurde, auf den Wunsch des Grafen, welcher der Herr des Ortes war. Der Graf sprach italienisch und Latein, und Borri fand die Unterhaltung mit ihm weit angenehmer als irgend eine, welche er auf seiner ganzen Reise gefunden hatte. Dem Grafen, so schien es, gefiel vorzüglich das Interessante, das Borri über seine Reisen und seinen Aufenthalt in großen Städten und an Höfen mittheilte, und zwar ebenso die Form, als der Inhalt der Mittheilungen. — Der Graf bot dem genialen und vielgereisten Fremden die Gastfreundschaft auf seinem Schlosse an, wofern er Lust habe, sich hier einige Tage aufzuhalten. Das gefiel Borri, und er nahm es an. Die ungezwungene Höflichkeit des Grafen hatte den Italiener bezaubert. Borri's Herzensgüte und Geradheit, wie seine Dankbarkeit, wohl auch mit dabei ein Anflug von Eitelkeit, wirkten bei ihm zusammen, daß er dem Manne, welcher sein Haus ihm so gastlich geöffnet hatte, seinen Namen nicht geheim hielt.

Kaum hörte der Graf, sein Gast sei nicht nur ein Edelmann, sondern dazu noch der große Chemiker, Philosoph und Arzt, von dem damals in ganz Europa gesprochen wurde, so behandelte er ihn mit einer Höflichkeit und Auszeichnung, welche alle vorhergegangene Freundlichkeit noch übertraf.

An vielen Orten auf seiner Flucht hatte Borri gleich ausgezeichnete Heilungen vollbracht, welche in das öffentliche Gespräch Europas kamen. Im Genuß seines Ruhmes und seiner wissenschaftlichen Arbeit zum Wohle der Menschheit, und in sorgloser Eitelkeit legte sich Borri in dem Schlosse des Grafen zur Ruhe und stand ebenso wieder auf. Sein Behagen steigerte sich, es wurde ihm täglich angenehmer, als der Graf immer größere Gesellschaften gab und viele Gäste auf das Schloß kamen. Alles das schrieb Borri der Gastfreundlichkeit und Geselligkeit des Grafen zu; wohl auch seiner eigenen Berühmtheit, da er gewiß voraussetzte, der Graf werde seinen Vertrautesten in's Ohr geraunt haben, welchen berühmten Mann er als Gast auf seinem Schlosse beherberge.

Des Italieners Herz wurde natürlich in diesem geselligen Zirkel warm angesprochen, wo ihm italienische Laute entgegen kamen. So fand er eines Tages einen österreichischen Offizier in der Abendgesellschaft des Grafen, welcher nicht bloß Italiener, sondern aus Einer Stadt mit Borri, ein geborner Mailänder war. Dieser hieß Scotti. „O, wie vortrefflich unterhielt ich mich mit diesem über unser gemeinsames Vaterland!“ schrieb nachher Borri.

Es war in der Frühe des 22. Aprils, da nahm Borri sein Frühstück mit dem Grafen wie gewöhnlich. Nach längerem Gespräch am Ende allerlei Erzählens eröffnete der Graf seinem Gast: „Es ist ein Kommissär aus Wien angekommen, der mir die Ordre gebracht hat, Sie als Arrestant dahin zu führen. Man hat den Verdacht auf Sie geworfen, daß Sie mit den ungarischen Malkontenten in Verbindung stehen.“

In Ungarn war wegen Glaubens- und bürgerlicher Freiheiten gerade damals die ungarische Nation mit ihrem Könige, dem Kaiser Leopold, zerfallen bis zum bewaffneten Aufstand. Die wissenschaftliche Reise Borri's wurde nun bei dem wiener Hofe so dargestellt, als habe sie einen rein politischen Zweck, und als stehe Borri mit den Mißvergnügten Ungarns in Verbindung.

„Aber, mein lieber Graf,“ entgegnete Borri, „wie hat denn der Kaiser meinen Namen und hiesigen Aufenthalt so schnell erfahren können?“ Der Graf war so verlegen, daß er nichts zu antworten wußte, als: es müsse etwa durch einen der Fremden, die sich vom Schloß aus nach Wien begeben haben, bekannt geworden sein. — Während dieser Worte trat schon der Kommissär mit Scotti ein. Der Kommissär eröffnete Borri dasselbe wie der Graf. „Rittmeister Scotti,“ setzte er bei, „wird uns Beide nach Wien begleiten, weil er zugleich Ihrer Sprache kundig ist.“ — Borri dankte dem Grafen für seine liberale Bewirthung und wünschte ihm, er möge für den geleisteten Dienst, ihn, als seinen Gast, gefangen nehmen zu lassen, in dieser oder jener Welt reichlich belohnt werden.

Borri wurde auf der Reise nach Wien sehr gut behandelt. Scotti erzählte unter Anderem, der Kaiser sei schon einige Monate krank. „Worin besteht sein Uebel?“ fragte Borri. — „Es will verlauten,“ sagte Scotti leise, „es sei ihm Gift beigebracht worden.“ — „Das hätten doch seine Aerzte sogleich bemerken und aus dem Leibe schaffen können!“ sagte Borri. „Ich habe zwar die hohe Kenntniß dieser Herren nicht, aber es sollte mich dennoch nicht in Verlegenheit setzen es wieder herauszujagen, sobald ich mich von der Wahrheit überzeugt habe, daß er Gift erhalten hat. Der Kaiser wäre in diesem Falle auch nicht der Erste, den ich rettete.“

Sie kamen am 28. April gegen Mittag in Wien an. Borri erhielt in einem Gasthof ein Zimmer angewiesen, das Zimmer „für fremde Arrestanten“. Eine Wache stellte sich davor auf. „Herr Arrestant!“ redeten ihn Diejenigen an, die ihn bewachten und die ihn bedienten. Kaum hatte er sich Nachmittags niedergelegt, um etwas auszuruhen, so trat Scotti ein. „Ich habe bei dem Kaiser Audienz gehabt,“ sagte dieser, „und den Rapport über Sie abgestattet. Der Kaiser wird Sie berufen lassen, um mit Ihnen über seine Gesundheitsumstände zu sprechen. Wahrscheinlich wird dieß bei Nacht geschehen; denn der Kaiser wünscht nicht, daß etwas davon in's Publikum komme, am wenigsten, daß der päpstliche Nuntius etwas davon erfahre, auf dessen Andringen Sie arretirt worden seien.“

„Sie haben hohe und bittere Feinde,“ setzte Scotti hinzu. „Der Kaiser bedauert Sie sehr, und jetzt um so mehr, als seine Gesundheitsumstände es erfordern, mit Ihnen selbst zu sprechen und etwa einen Gebrauch von Ihrer Wissenschaft zu machen. Der Kaiser sagte, man habe Sie ihm als einen wahren Ketzer beschrieben, und so sei er als Regent verbunden gewesen sich Ihrer Person zu versichern.“

„Mein lieber Scotti,“ entgegnete Borri, „wenn mich mein Gewissen des Verbrechens der Ketzerei anklagen könnte, so würden weder Sie noch der Kaiser mich gefangen bekommen haben.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich werde überall verfolgt werden, aber ich lache dieser Verfolgung, weil ich ein höheres Wesen — und ich sage es Dir — weil ich dieses Wesen auch besser als Dich kenne, das mich nicht verfolgt, aber verfolgen läßt, weil es mich liebt, und vielleicht mich mehr als Dich und Deinen Kaiser liebt.“

Die eigene Art von Religiosität, in welcher Borri schwärmte, spiegelt sich in diesen seinen Worten. Es war viel Mystik in ihm, aber noch mehr praktische Menschenliebe.

Er legte sich nieder und schlief einige Stunden sehr gut. Eine freundliche Hand und Stimme weckte ihn. Es war Scotti. Dieser eröffnete ihm, es sei ein Kammerdiener des Kaisers da, ihn nach der Burg zu führen. Er selbst, Scotti, sei beauftragt, zum Schutze der Person Borri's mitzugehen. — Es war gegen acht Uhr Abends, als sie in der Kaiserburg ankamen. Borri wurde von dem Kammerdiener durch einige Zimmer geführt und ersucht, sich zu setzen, bis der Kaiser ihn rufen lasse. Die Personen, welche Borri in dem Zimmer fand, begafften den Fremden. Borri glaubte in ihren Mienen, besonders in denen eines Paters, zu lesen, daß seine Anwesenheit ihnen unangenehm sei. Sie schossen vollends Blicke des Unmuths und Widerwillens gegen ihn, als ein Kammerherr von dem Kaiser herauskam und sie höflich bestimmte das Zimmer zu verlassen, Borri aber, ohne ein Wort zu reden, nach dem Wohnzimmer des Kaisers führte.

„Sehen Sie, dort sitzen Seine Majestät," sprach der Kammerherr auf italienisch beim Eintritt. Borri näherte sich mit einer tiefen Verbeugung dem Kaiser. „Seid Ihr der Cavagliere?" fragte Leopold, „nicht wahr, ein Mailänder?" — „Zu dienen, Euer Majestät," erwiederte Borri. — „Mir thut es leid," fuhr der Kaiser fort, „Euch als Gefangenen hier zu sehen; aber gegenwärtig seid Ihr es nicht." — „Ohne gefangen zu sein, würde ich das Glück nicht gehabt haben, Euer Majestät zu sehen." — „Von Euerer Wissenschaft," sagte der Kaiser, „habe ich viel Gutes gehört; aber auch, daß Ihr in einer andern Hinsicht ein sehr gefährlicher Mann sein sollt." — „Beides," antwortete Borri, „glaube ich Euer Majestät gar gerne; denn die Verdächtigung folgt allezeit, besonders an Höfen, dem Lobe nach." — „Aber," fragte der Kaiser, „wie kommt Ihr darauf, Euch mit Religionssachen abzugeben? Dieß ist die Sache der Geistlichkeit." — „Ist nicht," entgegnete Borri, „die Religion der größte Schatz, den der Mensch auf der Erde hat? Wodurch kann man sich denn in der Welt bei allen Schmerzen und Leiden trösten, als mit der Religion?" In diesem Augenblicke hörte Borri die Worte hinter sich: „Es scheint, daß ihm die Inspiration schon in das Hirn steigt." Es war der Kammerherr, der das sprach. „Euer Majestät," sagte Borri, „erlauben mir zu fragen: Wer ist der Mann hier, der so dreist von Inspiration spricht?" — „Mein Kammerherr," sagte der Kaiser; „von dem habt Ihr nichts zu besorgen, er macht nur manchmal seine launigen Bemerkungen." — „Natürlich," erwiederte Borri, „sonst wäre er kein Hofmann. Von der Religion ist er gewiß nicht inspirirt, dieß sehe ich aus seinen Augen; und von der Wahrheit ist er noch weniger inspirirt, dieß bemerke ich aus seinem Munde." — Der Kaiser lächelte und bemerkte: „Mir scheint, Ihr seid empfindlich, mein guter Cavagliere. Das muß man an Höfen nicht sein, sonst würde der Aerger mich selbst schon unter den Boden gebracht haben." — „Majestät," sagte Borri, „gegenüber von Religions- und Wahrheitsspötterei ist Gleichgültigkeit das höchste Verbrechen, und nur in diesem Falle bin ich äußerst empfindlich." — „Ihr habt vollkommen Recht," sprach der Kaiser. „Eure Gesinnungen erbauen mich, und ich wünschte, diese Sprache aus dem Munde aller meiner Unterthanen zu vernehmen. Aber, wie man sagt, lehrt Ihr doch ganz anders, als Ihr sprecht?"

Mit diesem, mehr in fragendem, als behauptendem Tone gesprochenen Worte berührte der Kaiser gewisse mystische Anschauungen des absonderlichen Mannes. Und nachdem er die Aeußerungen Borri's in dieser Hinsicht vernommen, sprach der Kaiser: „Es ist immer sehr gefährlich, sich mit unbegreiflichen Dingen abzugeben. Der einzelne Mensch bleibt seinem Gewissen verantwortlich, so lange es sich um Meinungen handelt, die er für sich hat. Sobald aber diese Meinungen in Umlauf gesetzt werden, hat der Souverän mit der Geistlichkeit darüber zu wachen, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht beunruhigt werde, und daß nicht aus Irrbegriffen Irrlehren entstehen, was wirklich bei Euch der Fall sein soll. Ich wünsche, daß die Verantwortung, die Euch bevorsteht, von keinen übeln Folgen für Eure Person sein möge. So viel ich höre, gebt Ihr Euch auch mit chemischen Heilungen ab, und Ihr habt Euch selbst über meine Gesundheitsumstände schon geäußert. Ueber diesen Gegenstand wünsche ich Eure Meinung lieber, als über theologische Dinge zu vernehmen. Habt Ihr über meinen Zustand schon etwas Bestimmtes gehört?" — „Gar nichts," antwortete Borri, „als die Vermuthung, es könnte Euer Majestät Gift beigebracht worden sein." — „Könnt Ihr aus meinem Aussehen etwas der Art abnehmen?" fragte der Kaiser. — „Aus dem bloßen Aussehen eines Kranken läßt sich ein derartiges verborgenes Uebel selten abnehmen," versetzte Borri. „Würde mir der Leibarzt Euer Majestät den Stand der Krankheit vortragen und die Verordnungen vorlegen, so wäre ich vielleicht in der Lage mich bestimmter zu äußern." — „Man rufe den Leibarzt, er soll die Ordinate mitbringen!" befahl der Kaiser.

Der Kaiser saß in einem grünen Schlafrock am Tische, hatte die Füße etwas eingebunden und auf dem Kopf eine Kappe, die eine Art von Lichtschirm bildete. Sein Gesicht war ziemlich eingefallen, seine Stimme sehr ungleich; bald war der Ton derselben stark, bald schwach, allzu sehr abwechselnd und oft plötzlich sehr schwach.

„Vielleicht," sagte Borri, „bemerkt der Leibarzt Dasjenige auch, was mir seit einigen Minuten, seit Euer Majestät über Ihre Gesundheit mit mir sprechen, auffällt. Ist dem so, dann dürfte die Vermuthung von einer Vergiftung begründet, aber auch die Rettung Ihrer höchsten Person unzweifelhaft sein."

Kaum hatte Borri das gesagt, als der Kammerherr schon wieder sich erlaubte eine Bemerkung über Inspiration zu machen. Das verdroß den berühmten Mann der Wissenschaft mit der italienischen Reizbarkeit sehr. „Ihr Stand," sagte er heftig, „bringt es mit sich, von der Unwissenheit inspirirt zu sein. Sie sind glücklich genug, mit den Händen und Füßen das zu ersetzen, was Ihnen am Kopf fehlt." — Der Kaiser lächelte abermals, ja er lachte fast über diese Abfertigung seines Kammerherrn durch Borri. „Woher nehmt Ihr das ab, mein guter Cavagliere?" fragte er. „Bemerkt Ihr an meinem Körper etwas?" — „Nein, Majestät," sagte Borri. „Meine Bemerkung zog ich gar nicht ab von der Person Euer Majestät, sondern von der Luft Ihres Wohn- und Schlafzimmers. Die ist so vergiftet, daß Euer Majestät dasselbe werden verlassen müssen, sobald Ihr Leibarzt kommt."

Bei diesen Worten fing der Kammerherr wie ein Narr zu lachen an. Dem Kaiser mißfiel das Lachen sehr, und er zeigte sein Mißfallen dem Kammerherrn so deutlich, daß Borri dießmal, ohne ein Wort zu sagen, den Lacher nur mit der Miene der Verachtung strafte.

„Und aus was könnt Ihr das abnehmen, da ich doch nichts davon spüre?" fragte der Kaiser. — „Euer Majestät," antwortete Borri, „sind schon zu sehr an den giftigen Dunst gewöhnt, als daß Sie es bemerken könnten." — „Und woher soll dieser Dunst kommen?" fragte der Kaiser. — „Von Ihren Wachslichtern," antwortete Borri. „Sehen Euer Majestät nicht das rothe Feuer der Flamme?" — „Das Feuer ist sehr lebhaft," sagte Leopold; „aber es scheint mir nichts Ungewöhnliches zu haben." — „Sehen Euer Majestät nicht den von dieser rothen Flamme aufsteigenden feinen, weißen Dunst, welcher den reinen Wachskerzen nicht eigen ist?" — „Meine Augen sind gegenwärtig so schwach, daß ich das nicht sehe," sprach der Kaiser. „Seht Ihr es?" fragte er den Kammerherrn. — „Ja, Euer Majestät," antwortete der Kammerherr. „Ich bemerke es selbst, seitdem dieser Fremde mich hierauf aufmerksam gemacht hat." — „Nun, Gott sei gedankt!" rief Borri; „sind doch die Augen gut, wenn gleichwohl das Gehirn nicht inspirirt ist."

In diesem Augenblick trat der Leibarzt herein. „Ihr kommt eben recht," sprach der Kaiser. „Ich habe einen reisenden Arzt bei mir, welcher mir die erstaunliche Entdeckung

macht, daß die Luft dieses Zimmers gänzlich vergiftet sei. Was sagt Ihr dazu?" — „Majestät," sagte der Leibarzt, „ich vermag, ohne seine Beweise gehört zu haben, diesem Herrn nicht wohl zu widersprechen." — „Habt Ihr Eure Verordnungen bei Euch?" fragte der Kaiser. — „Ja, Euer Majestät," erwiederte der Leibarzt. „Hier sind sie von dem ersten Anfang Ihrer Unpäßlichkeit, die ich nunmehr siebenundzwanzig Tage behandle." — „Gebt sie diesem Cavagliere, daß er sie durchgehe," sagte der Kaiser.

Borri durchlas eine Verordnung des Leibarztes nach der andern. „Nach meiner Ansicht," sagte Borri, „scheint mir die Verordnung sehr vorsichtig und gut zu sein. Der Herr Leibmedikus schließen auf verdorbene Säfte, und suchen der Neigung zu Anschoppungen ganz leicht zuvorzukommen, weil die Schwäche des Körpers keine reizbaren Mittel zu erlauben scheint."

„Ich finde, daß meine Papiere in den Händen eines einsichtsvollen Mannes sind," sagte der Leibarzt. „Euer Majestät werden sich erinnern, daß ich seit zehn Tagen Ihnen in denselben Worten meine Meinung geäußert habe. Seit ein paar Tagen fange ich aber wirklich selbst an, gegen mich mißtrauisch zu werden; meine Verordnungen zeigen mir nicht jene Symptome, welche ich erwartete. Mein Kollega wird es mir bezeugen, daß ich ihm mein Bedenken eröffnet habe, ob nicht ein anderes Uebel eingetreten sein dürfte, zumal da sich der kalte Schweiß täglich so oft einstellt. Das war auch die Ursache, warum ich Euer Majestät schon vorgestern bestimmen wollte, eine berathende Versammlung von Aerzten zu berufen."

„Sie werden," sagte Borri, „dessen enthoben sein, wenn Sie meiner Entdeckung Ihre Aufmerksamkeit gönnen mögen. Erlauben Euer Majestät, daß ich beide Wachskerzen von Ihrer Person entferne und auf diesen Tisch setze. Sehen Sie, Herr Leibarzt, das rothe, heftige Feuer in dieser Flamme. Bemerken Sie auch den schnell und fein aufgehenden weißen Dunst, und noch mehr den großen Absatz, den dieser Dunst in diesem hohen Zimmer an der Decke schon angelegt hat?"

„Alles das sehe ich und bemerke es," entgegnete der Leibarzt. „Ich wünsche nur, daß Sie in Ihren Demonstrationen über das Giftartige des Dunstes mich näher aufklären; denn leer scheint mir die Sache selbst nicht zu sein." — „Vorher," sagte Borri, „wünsche ich zu wissen, ob in den Gemächern Ihrer Majestät der Kaiserin auch solche Wachslichter gebrannt werden?" — „Man bringe die Wachslichter der Kaiserin herüber," befahl der Kaiser. Der Kammerherr ging fort. In wenigen Minuten brachte er die Lichter brennend. „Finden Euer Majestät, finden die Anwesenden nicht das Feuer dieser Kerzen weit sanfter, ruhiger, ohne Dunst und ohne das gewisse feine Spritzen?" fragte Borri. — „Jetzt sehe ich den merklichen Unterschied selbst," sprach der Kaiser. — „Erlauben Euer Majestät," fuhr Borri fort, „daß ich sogleich jetzt die Probe anstelle, um zu beweisen, daß die Kerzen das feinste Gift auswerfen?" — „Ohne Weiteres," antwortete der Kaiser.

Borri fing an, das Wachs einer abgenommenen Kerze mit dem Messer von dem Dochte abzulösen. In der Stille zeigt er das Ergebniß dem Leibarzt. Der Leibarzt sieht es, geht zum Kaiser hin und spricht leise zu ihm: „Euer Majestät sollen befehlen, daß der ganze Vorrath Ihrer Wachskerzen sogleich in das Kabinet geliefert werde." — Der Kaiser rief: „Der Kammerdiener soll sogleich den ganzen Vorrath dieser Kerzen hieherbringen lassen!"

Die Kerzen waren in der Nähe aufbewahrt, in einem Schranke eines der Vorzimmer. Etwa dreißig Pfund dieser Lichter wurden hereingebracht. Es fiel sogleich etwas daran auf. „Sonderbar," sagte Borri, „diese Kerzen sind oben und unten mit einem kleinen vergoldeten Kränzchen eingefaßt; wahrscheinlich, um sie nicht zu verwechseln; die Kerzen Ihrer Majestät der Kaiserin haben dieses goldene Kränzchen nicht."

Inzwischen hatten sich zwei andere Personen den Eintritt in das Kabinet des Kaisers erlaubt. Wie Leopold das bemerkte, gebot er, es solle Jedermann das Kabinet verlassen, außer dem Leibarzt und dem Kammerherrn. Während die Eindringlinge sich zurückzogen, besprach sich Borri leise mit dem Leibarzt. Dann, als sie hinaus waren, löste er die Dochte der zwei angebrannten Kerzen ab. Dasselbe that der Leibarzt an einer der unangebrannten Kerzen. Beide sahen nun, daß offenbar Arsenik zur Flüssigkeit gebracht, der Docht eingetunkt, dann abgetrocknet, und darüber dann erst das reine Wachs gegossen war.

„Haltet Ihr es wirklich für Gift?" fragte der Kaiser. — „So gewiß, als wir vor Euer Majestät stehen," antwortete der Leibarzt. — „Es dürfte," sagte Borri, „jetzt nöthig sein, einen kleinen Hund, an welchem nichts gelegen ist, und etwas Fleisch hieher zu bringen, um sich von der Wirkung des Giftes zu überzeugen. Währenddem könnten Anordnungen getroffen werden, soweit diese nöthig sind, für die Uebersiedelung Euer Majestät in ein anderes Gemach." — „Wer hat die Lieferung dieser Wachskerzen zu besorgen, und wie lange wird diese Art Kerzen schon für mich verbraucht?" rief der Kaiser aufgeregt. Der Kammerherr ging hinaus, kam aber gleich wieder aus dem Vorzimmer zurück. Er nannte Denjenigen, welcher um Lichtmeß dieses Jahres die Kerzen gekauft und seit dieser Zeit aufgestellt hatte. — „Geht sogleich fort und laßt ihn verhaften!" befahl der Kaiser. „Meine weitern Befehle werde ich morgen dem Oberst-hofmeister ertheilen. Im Uebrigen soll kein Wort gesprochen werden von dem ganzen Hergang."

Der Kammerherr ging ab, der nun auf einmal den Fremden mit ganz andern Augen ansah, da er in der That ein treuer Diener seines Herrn war, und in dem Italiener, den er für einen religiös-schwärmerischen Narren gehalten, jetzt den Retter seines Kaisers erblickte. Nach seinem Abgang sagte Borri: „Wir wollen dem Hunde, wenn er da ist, von dem in ganz kleinen Theilchen zerschnittenen Docht etwas in Fleisch zu fressen geben. Dann werde ich mich mit dem Herrn Leibarzt über das unterreden, was Euer Majestät zu verordnen ist. Längstens in einer Stunde kann die Medizin genommen werden. Vorzüglich ist jetzt nothwendig, daß Euer Majestät dieses Zimmer verlassen und ein geräumiges Gemach beziehen, in welchem Sie sich einige Stunden Bewegung machen können. Das Zimmer muß diese Nacht noch mit zwei Betten für Eure Majestät so eingerichtet werden, daß dasjenige, welches Sie nach Mitternacht verlassen, sogleich aus dem Zimmer geschafft wird, und daß einige Tage nach einander immer nach jedem Schweiß ein ganz frisches Bett bereit steht."

Der Hund wurde gebracht und ihm das Verabredete gegeben; der Kaiser begab sich in ein anderes Zimmer. Der Leibarzt sorgte für die Aufbewahrung der Kerzen, und Borri gab die Weisung, dem Hunde in einem Zimmer hinlänglich Wasser zu geben und sogleich anzuzeigen, wenn man Unruhe an ihm bemerke. Das bisherige Zimmer des Kaisers wurde abgeschlossen. Borri's Unterredung mit dem Leibarzt dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Borri machte denselben mit seiner geheimen Medizin bekannt. Der Leibarzt gab ihm seinen ganzen Beifall. Beide gingen in die Hofapotheke und entfernten alle Gehülfen. Nur der Prinzipal durfte anwesend bleiben. Unter Zuziehung desselben verfertigten sie die Medizin für den Kaiser. Darauf fingen sie an, während der Trank kochte, die Bestandtheile des eingetunkten Dochtes zu analysiren. Bei der Absonderung setzte sich der Arsenik sogleich in's Reine. Das Ergebniß war noch weit beträchtlicher, als Beide es vermuthet hatten. Als sie nach einer Stunde in das von dem Kaiser neubezogene Zimmer zu diesem zurück kamen, wurde gemeldet, dem Hunde werde schon sein Aufenthaltsort vor Schmerzen zu eng und er schreie erbärmlich. Borri und der Leibarzt gingen hin, besichtigten sich den Hund, und sperrten das Zimmer ab, darin er eingeschlossen war.

„Nun," sagte der Kaiser bei ihrer Rückkehr, „seid ihr

wegen meines Zustandes einig geworden?" — „Vollkommen," erwiederte Borri. „Wir haben auch schon die Medizin bereitet, welche Euer Majestät sogleich zu nehmen haben." — „Glaubt ihr also zuverlässig, daß mir dieses Gift meine Krankheit verursacht habe?" fragte der Kaiser. — „Zuverlässig," erwiederte Borri. — „Hofft Ihr auch, mich zu retten, mein guter Cavagliere?" fragte der Kaiser weiter. — Borri trat sehr nahe an den Kaiser heran und betrachtete seine Gesichtsfarbe, seine Augen und seine Lippen genau. Dasselbe that der Leibarzt. Beide äußerten ihre Ansicht dahin, daß zwar die höchste Zeit gewesen, aber die Wiederherstellung mit Gottes Hülfe allerdings zu hoffen sei. — „Wird es eine lange Kur abgeben?" fragte der Kaiser. — „Das hängt von der Wirkung der ersten und zweiten Medizin ab," antwortete Borri. „So viel können wir Euer Majestät versichern, daß nach vier oder fünf Tagen die starken Beängstigungen und Beklemmungen nachlassen werden." — „Und wodurch wollt Ihr das bewirken? etwa durch Erbrechen?" fragte Leopold. — „Gott bewahre!" erwiederte Borri; „ganz allein durch den Schweiß; denn die Glieder sind mehr affizirt als der Leib." — „Wollt Ihr mir jetzt die Medizin geben?" sagte der Kranke. — „Ja, Euer Majestät," antwortete Borri. „Wir Beide haben sie verfertigt."

Der Leibarzt reichte die Arznei dem Kaiser. Derselbe trank sie aus, auf einmal, ungeachtet es das Achtel einer Maas war. „Was ist jetzt zu thun?" fragte der Kaiser. — „Euer Majestät," sagte Borri, „machen in dem Zimmer so lange eine Bewegung, bis Sie bemerken, daß ein Schweiß im Anzug ist. Dann legen Sie sich sogleich nieder. Sobald Euer Majestät eine kleine Uebelkeit bemerken, ist schon



Kaiser Leopold und der Arzt Borri.

das Dekokt vorhanden, von welchem Sie so viel, als Sie Lust haben, nehmen. Die Uebelkeit wird sich verlieren. Dann ist die Bewegung fortzusetzen. Im Bette halten Euer Majestät so lange aus, bis sich die Hitze zu legen anfängt. Darauf begeben Sie sich in das schon für Sie bereitete zweite Bett; die Mattigkeit wird den Schlaf ganz natürlich herbeiführen."

„Findet Ihr die heutige Nacht für mich bedenklich?" fragte Leopold. — „Gar nicht," erwiederte Borri, „aber wir werden uns dennoch so lange nicht entfernen, bis Euer Majestät schlafen." — „Das ist mir lieb," sagte der Kaiser. „Laßt Euch jetzt etwas zu essen und zu trinken geben. Währenddem soll die Kaiserin zu mir herüber kommen und mich unterhalten. Sobald ich eine Uebelkeit spüre, werde ich Euch rufen lassen." — „Ganz wohl," sagte Borri. „Nur bitten wir Euer Majestät, unbesorgt zu sein. Es ist schon ein gutes Zeichen, daß Euer Majestät ohne Widerwillen die Arznei genommen haben."

Beide traten ab. Nach einer Stunde ging Borri selbst mit dem Leibarzt zum Kaiser hinauf. Es war gegen ein Uhr nach Mitternacht. Die Hitze fing schon an sich zu vermindern. Nach einer kleinen halben Stunde erhob sich der Kaiser aus dem Bette. Er ließ sich ein frisches Hemd anlegen und ging in das seitwärts bereitete Bett zur Ruhe. Ein unbedingtes Vertrauen in den von seinen Feinden so sehr verfolgten Fremden leuchtete aus jedem Wort und Zuge Leopold's. Borri nahm das Hemd, ließ sich ein Gefäß frischen Wassers bringen, warf das Hemd hinein und verordnete, dasselbe in sein Zimmer zu tragen, um den andern Tag die Wirkung der Medizin aus der Untersuchung des Wassers zu bestimmen. Der Kaiser fing an zu schlafen, und Borri und der Leibarzt entfernten sich mit der Weisung,

sie sogleich zu rufen, wenn der Kaiser wach würde. Als sie bei dem Zimmer vorbeigingen, worin der Hund eingesperrt war, fanden sie denselben schon wie eine Kugel in sich zusammengezogen und todt.

Es war am 29. April früh sechs Uhr, als Borri und der Leibarzt bei dem Kaiser wieder eintraten. „Gott sei gedankt, ich lebe noch!" rief ihnen der Kaiser entgegen. — „Daran haben wir gar nicht gezweifelt," sagte Borri. Der Arzt griff den Puls des Kranken. „Ich finde die Brust gegen die vorhergehenden Tage sehr erleichtert," sprach der Kaiser, wie neu auflebend. Borri muß auch ein ‚Adept' sein." — „Kein Mensch," erwiederte Borri, „ist frei von der Erbsünde, Euer Majestät. Es entwickelt sich bei dem ‚Chemisten' Eines aus dem Andern. Wenn am Ende eine wahre Gesundheitstinktur herauskommt, so ist mehr gewonnen als bei der wirklichen Entdeckung des Steins der Weisen." — „Mich freut es, wenn Ihr mich besser findet," sagte der Kaiser. — „Viel besser als gestern Abend," antwortete Borri. „Die Stimme Euer Majestät ist heute etwas gleicher." — „Ich meine es selbst," sagte der Kaiser. „Gestern lag eben die Angst über mein künftiges Schicksal in mir." — „Der Mensch muß Gott sein Schicksal anheim stellen," erwiederte Borri. „Es kommt über die Quere oft eine Rettung daher." — „So wie ein Borri für meine Person," sagte der Kaiser.

Als Borri mit dem Leibarzt Abends sechs Uhr wieder bei dem Kaiser eintrat, fragte dieser sogleich: „Was habt Ihr denn heute für eine geheime Operation in meinem Schlafzimmer vorgenommen? Habt Ihr demselben etwa auch Medizin gegeben?" — Anspielend auf die Unterhaltung vom Morgen, antwortete Borri: „Wir haben, als vorsichtige Adepten, den Giftstaub, der sich von dem Dunst der Wachslichter angesetzt hatte, von der Decke abgelöst." — „Gebt mir die Medizin her!" sprach der Kaiser.

Der Leibarzt reichte sie ihm. Leopold trank sie frisch, voll Glauben, ganz aus, auf einmal, wie den vorhergehenden Tag. „Im Grunde," sprach er, das Glas niedersetzend, „hat die Medizin einen garstigen Geschmack; es muß wildes Gezeug dabei sein?" — „Doch kein so garstiges, als dieselbe von Euer Majestät durch den Schweiß abtreibt," entgegnete Borri. — „Habt Ihr hierüber schon eine Erfahrung festgestellt?" fragte Leopold. — „Gott sei gedankt, ja!" versetzte der Italiener; „die Wirkung der Medizin hat unsere Erwartung übertroffen. Der erste Abtrieb, wovon wir das Wasser wieder gereinigt haben, läßt uns das Beste hoffen. Das Wachs ist von den Dochten der Kerzen bis auf zwei Stücke schon abgelöst. Diese zwei Stücke haben wir ganz zurückbehalten, um den Beweisgegenstand darin aufzubewahren. Das ganze Gewicht der Kerzen beträgt zwanzig Pfund, die eingetunkten Dochte wogen vierthalb Pfund, folglich mag sich die Giftmasse auf zwei dreiviertel Pfund belaufen." — „Das hätte mich in einigen Monaten ad Patres schicken können," sagte der Kaiser. — „Vielleicht noch früher," meinte der Italiener. „Da das Gift sich schon stärker zu fixiren angefangen hatte, so hätte es in seiner Wirkung mit jedem Tage mehr zugenommen und auch das Geblüt angegriffen. Die Rettung würde dann schwer gehalten haben; während jetzt die Heilung nach den Anzeichen ganz leicht vor sich geht."

In wenigen Tagen zeigten sich die günstigsten Veränderungen. Am 27. Mai hatte der ausgetriebene Giftstoff fast bis auf das Unkennbare abgenommen. Der Italiener änderte seine Medizin mit der Besserung, verordnete dem Kaiser auch stärkende Mittel, dann sechs bis acht Bäder. Seit dem 19. Mai schon war der Kaiser alle Tage ausgefahren.

Die Heilung war beendet. Borri ließ das dem Kaiser durch den Leibarzt hinterbringen. Seit seiner Besserung sah Leopold den Italiener nicht mehr so oft, weil dessen Anwesenheit schon unter dem Volke und dem Adel ruchbar wurde, und die besondern Umstände es erforderten, daß Borri sich etwas verborgen hielt. Es war Abends am 14. Juni, als Borri zum Kaiser gerufen wurde. Niemand, als die Beiden allein, war im Gemach, als Leopold von seinem Retter Abschied nahm.

„Mein guter Borri," sprach der Kaiser, „ich erkenne in Euch, nach Gott, den Retter meines Lebens. Mich schmerzt nichts mehr, als daß ich Euch nicht jene Erkenntlichkeit zeigen kann, die ich nach der Empfindung meines Herzens Euch schuldig bin. Allein Eure Umstände sind zu sehr verworren, als daß ich mich in dieselben mischen kann, ohne die Sache ärger, als sie ist, zu machen. Der Papst wird eine Kommission niedersetzen, Euch über Eure Irrthümer in Religionssachen zu hören; ich kann der Gewalt der Kirche in diesem Stücke nicht Einhalt thun. Ich sehe es ein, daß Eure Umstände für jetzt sehr bedenklich sind. Ihr könnt sie aber mildern, das Gewissen muß Euer Richter sein. Was ich als Souverän für Euch thun kann, ist schon geschehen. Der päpstliche Nuntius hat mir einen Revers ausstellen müssen, daß, im Fall Ihr auch strafbar erfunden werdet, Euch weder an Eurem Leben noch an Eurem Leibe nur das geringste Leid zugefügt werde. Mein Gesandter in Rom wird dieses Euch in Gegenwart der päpstlichen Kommission eröffnen. Meine Bevollmächtigten werden für Euren Unterhalt sorgen, und so lange Ihr lebt, sollt Ihr von mir oder meinen Erben jährlich zweihundert Dukaten zu beziehen haben. Alles das sei Euch ein Merkmal, daß ich erkenne, was Ihr an mir gethan habet. Werde ich erfahren, daß Euer Gemüth sich entweder durch Selbstüberzeugung oder durch die von Gott Euch zu wünschende Gabe der Demuth wird beruhigt haben, so steht es Euch frei, in meine Staaten oder in die des Königs von Spanien zurückzukehren. Ihr werdet an demselben, wie an mir, nicht bloß einen dankbaren Freund, sondern einen wahren Vater finden. Gott nehme Euch besonders in seinen Schutz! Das ist mein Wunsch. Lebet wohl!"

Mit Thränen in den Augen reichte er seinem Retter die Hand zum Abschied. „Ich hoffe," war sein letztes Wort, „daß ich diese Hand Euch noch öfter reichen werde; macht Euch nur bald dieser Gnade würdig."

Abends am folgenden Tage wurde der gelehrte Italiener und Naturphilosoph mit seinem bisherigen Geleite von Wien nach Italien abgeführt. Der Käufer der Wachskerzen wurde für unschuldig erkannt. Der ebenfalls verhaftete Lieferant derselben verschwand plötzlich aus seinem Gefängnisse und kam nie mehr zum Vorschein. Kaiser Leopold fand für gut, über die ganze Begebenheit einen Schleier zu werfen.

Für die Wahrheit der ganzen Erzählung bürgt das Zeugniß des Kardinals Passionni, des päpstlichen Nuntius in Wien im Jahre 1719, und das des Prinzen Eugen von Savoyen.

Ein Wunderdoktor bei den Hottentotten.

Von

Karl Wilke.

Wir waren nach einer Reise von beinahe sechshundert Meilen in dem Lande der Bechuanas angekommen und hielten uns in dem kleinen Dorfe Thabes, das in einem freundlichen und fruchtbaren Thale lag, drei Tage auf. Unsere Ochsen waren krank und ermüdet, wir hielten es für einen passenden Ruhepunkt des Marsches. Der Häuptling des Ortes, Bocco-Schueez, war ein alter Mann, der uns mit einem warmen Gruß willkommen hieß, und uns seinen Beistand anbot, wenn wir dessen bedürften. Die Bewohner von Thabes hatten unter den Folgen einer langen Trockenheit viel zu leiden, und auch wir wurden in Mitleidenschaft gezogen; denn wir hatten große Schwierigkeit, Wasser genug für unsere Ochsen und Pferde zu bekommen. Abends, als wir bei Bocco-Schueez in seiner Hütte saßen, erzählte er uns von den Leiden seines Stammes. Das Korn, sagte er, verdorre, und die Früchte auf den Bäumen und an den Sträuchern können nicht wachsen. Einen Theil seiner Mit-

theilungen konnte ich wohl verstehen und das Uebrige erklärte mir unser Führer. Ich frug den alten Häuptling, ob nicht ein Regendoktor in der Nachbarschaft sei. Er bejahte und sagte, er erwarte ihn jeden Tag. Er habe schon nach ihm geschickt, und wenn er nicht bald komme, dann gehen seine Leute selbst fort, ihn zu holen.

„Glaubet Ihr, daß er regnen lassen kann?“ fragte ich.

„Gewiß kann er das,“ antwortete Bocco-Schueez mit Nachdruck.

Ich war nicht Willens, mit dem alten Mann zu streiten, denn ich sah wohl, daß ich ihn nur kränken und doch nicht das geringste Resultat erzielen würde. Ich wünschte nur einige Fragen zu meiner eigenen Belehrung zu stellen, und mein Wirth sagte, er werde glücklich sein, sie mir zu beantworten. „Wir wollen rauchen,“ sagte er, „dann können wir behaglicher sprechen.“

Er rief einem Diener und befahl Pfeifen zu bringen. Ich hätte vorgezogen, meinen eigenen Meerschaum zu rauchen, aber Belus theilte mir mit, daß es den Häuptling mehr freuen würde, wenn ich eine von seinen Pfeifen rauche. Und so that ich und mein Begleiter. Diese Pfeifen waren von sorgfältig bemaltem und gravirtem Thon, mit langem, rothem Rohr und einer breiten Glasmundspitze. Der Tabak war gut; er wurde uns in getrockneten Blättern gebracht, und wir brachen ab, was wir brauchten.

Während unser Wirth seine Pfeife anzündete, konnte ich bemerken, daß die meisten Hütten des Dorfes kegelförmig gebaut sind; starke Stämme wurden in die Erde geschlagen, oben zusammen gebunden und mit trockenem Gras bedeckt. Die Hütte des Häuptlings war größer und von anderer Form, etwa wie ein englisches Zelt. Es hatte drei Gemächer. Die Frauen waren fortgeschickt, während wir plauderten und rauchten. Die Kleidung des Volkes ist im höchsten Grade einfach. Ein Stück Baumwollenzeug um die Lenden gewunden, das beinahe bis zu den Knieen ging, bildete die Tracht des Mannes, während die Frauen hie und da noch ein Kleidungsstück über die Schultern warfen. Unser Häuptling hatte wenig Auszeichnendes, außer daß er viele Glaskugeln am Hals und Arme, und auf seinem Kopfe eine Krone von Straußenfedern trug.

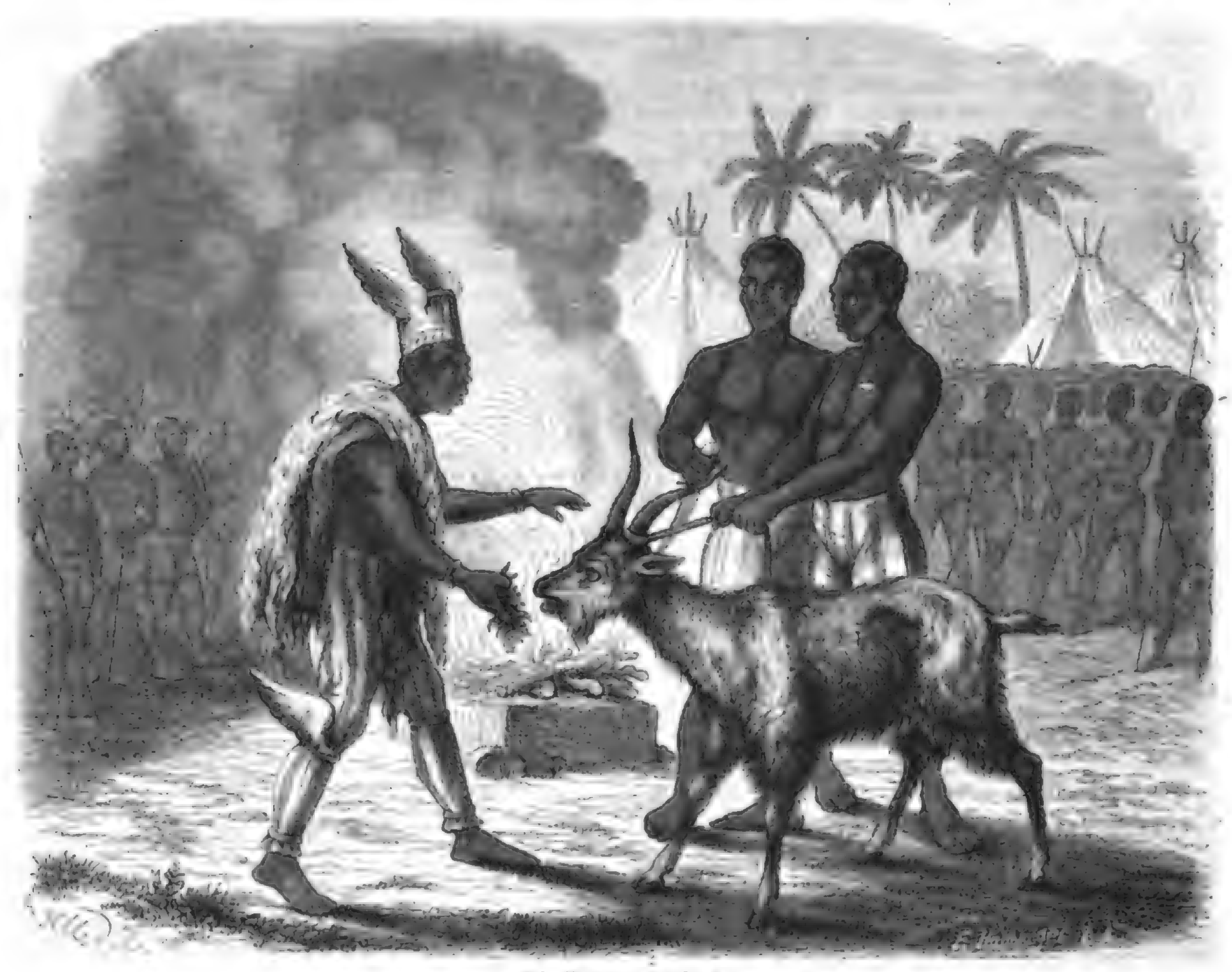
Als die Tabakswolken zur Decke des Zeltes emporstiegen, gab mir Bocco zu verstehen, daß ich nun so viele Fragen stellen möge, als ich Lust habe.

„Ihr erwartet einen Regendoktor,“ sagte ich. — „Ja,“ erwiederte er, „wir erwarten ihn schon viele Tage.“ — „Wird er Regen herbeiführen, wenn er kommt?“ — „Ja.“ — „Woher erhält er diese Macht?“ — „Sie ist mit ihm geboren.“ — „Glaubt Ihr, daß es noch eine größere Macht gibt, als die des Regendoktors?“ — „Gewiß, und diese größere Macht hilft uns, wenn der Regendoktor kommt.“ — „Was ist diese größere Macht?“ — „Ich glaube, es ist ein Geist, der immer in den Wolken wohnt.“ — „Hat dieser Geist Menschen geschaffen?“ — „Nein, die Menschen wachsen auf der Erde. Die Bechuanas kommen aus einer großen, tiefen Höhle in dem Bakoniland. Der erste Mann muß noch geschaffen worden sein, als die Felsen ganz weich waren, denn seine Fußstapfen sind noch zu sehen auf den Erhöhungen.“ — „Glaubt Ihr nicht, daß dieser große Geist Macht hat über das Schicksal Eures Stammes?“ — „Gewiß, aber der Geist arbeitet nicht für uns, außer durch die Fürbitte unseres Doktors.“ — „Also glaubt Ihr nicht, daß der große Geist die Schicksale der Menschen lenkt?“ — „Nur wenn er darum gebeten wird. Der Geist ist weise. Er weiß, daß die Menschen gerne ihren eigenen Willen haben, und wenn er versuchen wollte sie zu leiten, würden sie die Gesetze umgehen und ihn in Ungnade bringen.“ — „Ihr glaubt nicht, daß Eure Doktoren übernatürliche Kraft durch ihren eigenen Willen haben.“ — „Nein, die Doktoren sind nur die auserwählten Günstlinge der großen Macht in den Wolken. Dieser große Geist spendet die große Gnade wem er will, und wenn wir eine Gunst erbitten wollen, geschieht es durch den Doktor.“ — „Ich habe gehört, daß Einige Eures Stammes Schlangen, Krokodile und Affen anbeten?“ — „Ja.“ — „Darf ich fragen warum?“ — „Gewiß, und ich werde es Euch sagen. Wir glauben, daß unsere Doktoren, wenn sie todt sind, in der Gestalt von solchen Thieren wieder kommen.“ — „Aber Eure Jäger zögern nicht, Krokodile und Schlangen zu tödten?“ — „Nun, das thut nichts. Sollte der Geist eines Doktors in einem Thiere sein, das auf diese Art getödtet wird, so geschieht dem Geiste nichts, er nimmt eine andere Form an, die er sich wählt.“

Der Häuptling war sehr aufrichtig in seinen Antworten, und ich zweifle nicht, daß er wahr war. Als ich mit meinen Fragen zu Ende, erzählte er mir, daß vor einem Jahre ein Landsmann von mir, ein Missionär, versucht habe, ihn zum Christenthume zu belehren. Er schüttelte zweifelnd den Kopf, als er der Sache erwähnte, und gab mir zu verstehen, daß er des Missionärs theologische Ansichten für eitel und thöricht halte. Da ich nicht Lust hatte, mich mit dem alten Manne zu streiten, so versuchte ich auch nicht, die Dogmen, auf die er anspielte, zu vertheidigen.

Spät am Abend bot man uns Betten in dem Zelte des Häuptlings an, allein wir zogen vor, in unsern Wagen zu schlafen, wo unsere Betten schon für uns gerichtet waren. Es war zehn Uhr, als wir uns zurückzogen. Der Himmel war hell, aber die Luft deutete mehr auf Regen als alle die Tage vorher, und als wir in unsern Wagen kamen, fand ich, daß das Quecksilber im Barometer bedeutend gesunken war. „Wir werden morgen Regen haben,“ sagte ich zu Harry Rusk. — „Ja,“ sagte er, „und das ohne Hülfe des Regendoktors.“ Ich schlief bald ein, durfte aber nicht lange schlafen; denn bald nach Mitternacht wurde ich durch lautes Geschrei im Dorfe aufgeweckt. Als ich aus dem Wagen stieg, sah ich die Leute hin- und herrennen, brennende Fackeln in der Luft schwingend. Harry und ich eilten in das Zelt des Häuptlings, wo wir erfuhren, daß der Regendoktor gekommen, und daß er vorgeschlagen, augenblicklich mit dem mystischen Ritus, der zum Hervorbringen von Regen nothwendig, zu beginnen. Wir waren sehr neugierig, die Zeremonieen mit anzusehen, und Bocco-Schueez gab uns die Ehrenplätze neben sich. Es war eine merkwürdige Szene. Das aus kegelförmigen Zelten bestehende Dorf war von mehr als hundert brennenden Fackeln beleuchtet, und die halbnackten Bechuanas rannten unter wildem Geschrei hin und her, und sahen aus wie eben so viele Geister und Höllenflämmchen. Frauen trugen trockene Reisbüschel auf einen großen freien Platz in der Mitte des Dorfes, und bald brannte da ein ungeheures Feuer. Hier sah ich den Regendoktor zuerst. Er näherte sich dem Feuer, und das helle Tageslicht konnte ihn nicht besser zeigen. Es war ein kleiner, alter, buckeliger Mann, der sich trotz seines hohen Rückens sehr lebhaft bewegte. Seine Kleidung war malerisch. Auf seinem Kopfe trug er eine Art Ledermütze, auf deren beiden Seiten die ausgebreiteten Flügel eines großen, hellgefiederten Vogels waren. Ueber den Schultern trug er einen Mantel von Leopardenfell mit vier Schwänzen, von denen zwei über die Schultern, zwei auf die Brust fielen. Seine Beine waren mit weichem Leder bekleidet, und an den Füßen standen ebenfalls zwei ausgebreitete Flügel hervor. Die Arme waren bloß und hatten nur Beinschmuck am Handgelenke. Als er sich dem Feuer näherte, verstummte das Jauchzen der Leute, und er begann alsbald seinen Zauberspruch. Das Erste, was er that, war, daß er etwas Blätterähnliches aus seinem an der Seite hängenden Sack nahm. Dieß rollte er in seiner Hand, während er vor sich hin murmelte. Nachdem die Blätter zu einer Kugel geballt waren, warf er sie in's Feuer, fing an seine langen Arme in der Luft zu schwingen und zu jauchzen. In Letzteres theilten sich ein Dutzend alter Männer, die er im Kreise um das Feuer stellte. Alle zusammen machten tüchtigen Lärm. Dieß dauerte so lange, bis alle Reisbüschel verbrannt waren. Sobald die Flammen in Asche sanken, hörte das Geschrei auf; der Zauberer näherte

sich den Kohlen und störte sie mit seinem Stocke auf. Dann zog er eine Blätterkugel hervor, ähnlich der, die er in's Feuer geworfen. Die Bechuanas hielten sie für die wirkliche Kugel, die der Doktor in ihrem Beisein geformt, aber meiner Ansicht nach war es eine andere; doch das machte nichts zur Sache. Er hatte eine Kugel von frischen Blättern in der Hand, und als er zurücktrat, kamen die Frauen, wieder ein neues Feuer zu machen. Sobald das Feuer zu brennen anfing, brachten einige junge Männer eine große Ziege mit einem Strick an den Hörnern. Der Doktor strich dem Thier einige Mal über den Kopf und bot ihm ein Büschel Blätter, das es gierig fraß. Entweder war die Ziege sehr hungrig, oder waren die Blätter mit Gewürz gemengt, das dieselben ihr so schmackhaft machte, aber den Leckerbissen sollte sie theuer bezahlen müssen. Kaum hatte sie das letzte Blatt verschlungen, als sie auf die Seite gelegt wurde, und während zwei starke Männer sie festhielten, schnitt der Doktor ihren Bauch mit einem Messer auf, nahm den Magen, der natürlich die Zauberblätter enthielt, heraus, und warf ihn heiß und rauchend in das Feuer. Die Frauen legten wieder Reisbüschel zu, und die Männer jauchzten und jubelten auf's Neue. Nun wurde dem Thiere die Haut abgezogen und in's Feuer geworfen, dann der Leib in vier Theile geschnitten und ebenso in die Flammen gelegt. Darauf kreuzte der Zauberer seine Arme über einander und ging langsam um den Scheiterhaufen, etwas vor sich hin murmelnd, manchmal zu den Wolken aufsehend, manchmal nach der Erde blickend. Die Frauen unterhielten das Feuer, die Männer jauchzten fort. Erst hielt ich diese Töne für wilden Ausbruch von Begeisterung, aber Bocco theilte mir mit, daß sie den großen



Die Regenzeremonie.

Geist anrufen, er möge des Doktors Mühen mit Erfolg krönen. — Nach Verfluß einer Stunde waren die Ueberreste der unglücklichen Ziege verbrannt und das Feuer erlosch, auch das Geschrei der Menge verstummte, und nicht lange dauerte es, so war das Dorf in Nacht versunken, denn die Fackeln wurden ausgelöscht, als das mystische Feuer angezündet wurde.

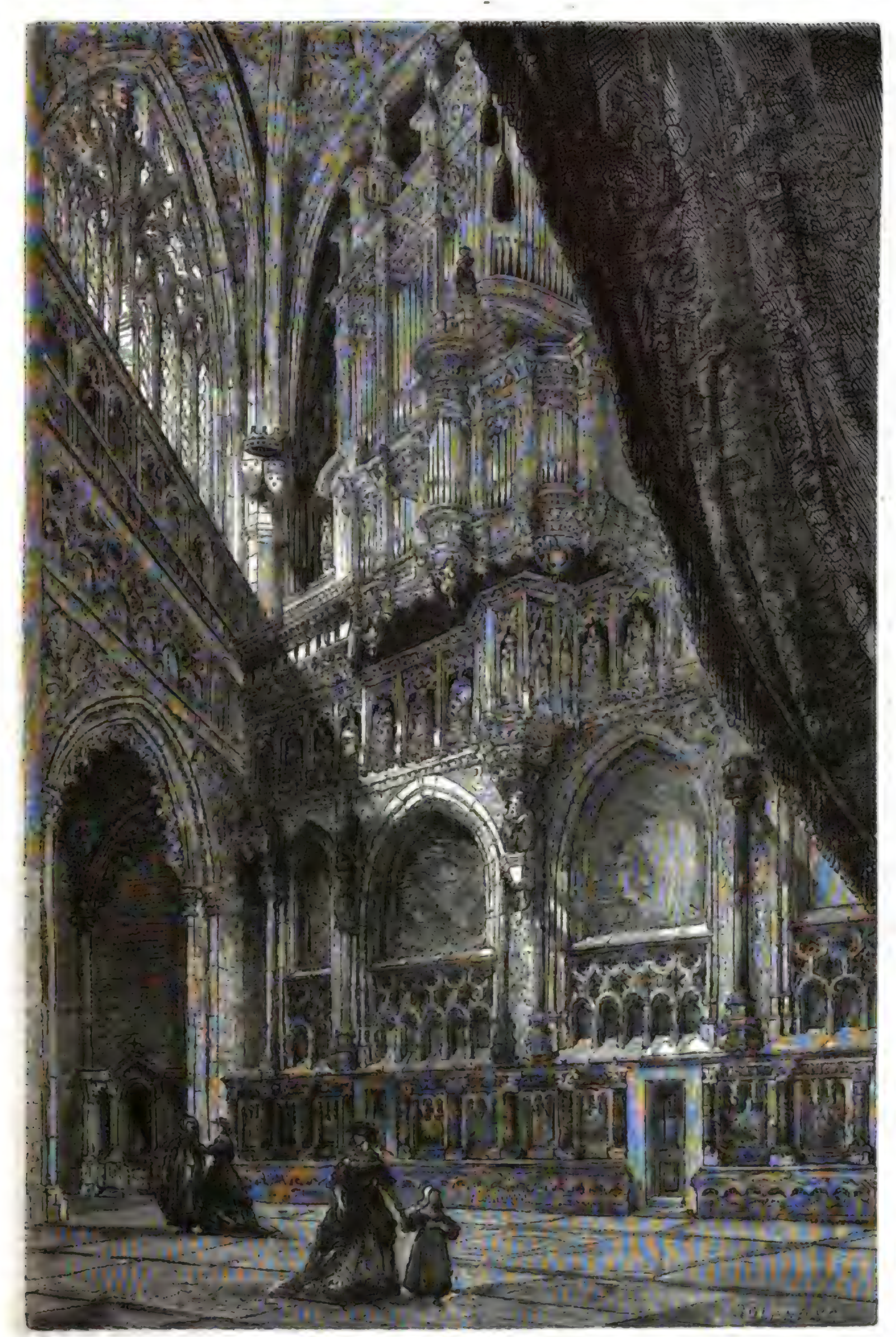
Aber nicht allein war des Zauberers Feuer erloschen und die Fackeln ausgelöscht, auch die Lichter des Himmels hatten sich verfinstert. Starke Wolken waren aufgezogen und die Luft wurde feucht. Am Morgen, als ich meinen Wagen verließ, fiel sehr erfrischender Regen. Als ich dem Häuptling begegnete, fragte er mich, was ich davon denke. Ich sagte ihm, daß ich es sehr merkwürdig finde. Er meinte, ob ich jetzt nicht Vertrauen in den Regendoktor habe? worauf ich ihm erwiederte, daß ich alles Vertrauen in die höhere Macht setze, die den Regen schickt. Er schüttelte den Kopf und versicherte mich, daß der Regengeist den Himmel nicht geöffnet hätte, um die erfrischenden Tropfen fallen zu lassen, wenn der Doktor nicht darum gebeten hätte.

St. Jakob in Lüttich.

Von

Ernst Willen.

Mitten aus dem wirren Getreibe, aus dem bunten Gewühle, aus dem geschäftigen Hin- und Herrennen der fleißigen, aber auch schmutzigen Stadt der Waffenschmide, dem



Das Innere der St. Jakobskirche in Lüttich.

alten und doch so modernen Lüttich, in die Stille einer ihrer Kirchen zu treten, das macht einen eigenthümlichen, einen unendlich wohlthuenden Eindruck. Man empfindet, daß der Mensch doch nicht bloß zum Arbeiten, sondern auch zum Feiern da ist; daß es außer diesem geschäftigen Thun und Treiben doch auch noch ein Höheres gibt. Und wie tritt uns dieses Höhere so gewaltig, so erhebend entgegen, wenn wir die prachtvolle Kathedrale von St. Jakob betreten, die an der Südseite der Stadt liegt. Wie leuchtet die Sonne durch diese hohen, breiten Spitzbogen, wie durch die prächtigen Glasfenster des Chors, wie steigt der Säulenwald so mächtig hinan zum Gewölbe, das, an die abenteuerlichen Formen der Tropfsteinhöhlen erinnernd, durch herabhängende Spitzen reich verziert ist! Wie üppig ziehen sich die mit Figuren von herrlicher Steinmetzarbeit verzierten Gallerieen an den Wänden hin! Die Baukünstler sagen uns, das ist der Verfall der echten, einfachen, deutschen (gothischen) Baukunst; aber wir können nicht läugnen, das Ganze hat einen imponirenden Eindruck auf uns hervorgebracht. Und das Kreuzgewölbe mit dem bunten, vergoldeten Schmuck, mit den Medaillons in blauem Stein — Alles trägt dazu bei, uns den Reichthum und die Pracht mittelalterlichen Kirchensinns zu verlebendigen. Die Kirche wurde im Jahre 1014 gegründet, und zwar als Kirche einer Abtei; erhielt aber ihre jetzige Gestalt 1522—1538, zur Zeit des Uebergangs der gothischen Baukunst in die sogenannte Renaissance. Das angeflickte nördliche Portal ist ein Werk des geschmacklosen achtzehnten Jahrhunderts. Das Hauptschiff mißt in der Breite 21½ Fuß, die Nebenschiffe 10½ Fuß. Das Gewölbe besteht aus einem Netz von Rippen, zwischen Laubwerk und Arabesken sich hinziehend. Die Fenster des Chors stellen eine Kreuzigung mit den Stiftern und ihren Wappen dar, und außerdem birgt der Chor vornehmlich, aber auch in den Schiffen findet sich reiches Steinschnitzwerk. Die Medaillons zwischen Gallerie und Arkaden zeigen Könige, Fürsten und Propheten der heiligen Schrift. Die der Bibel entnommenen Inschriften, welche an der Mauer hinlaufen, erinnern an die Verse des Korans, wie sie die Baukunst der Mauren zu Granada und Corduva zeigt. Vorzüglich aber fesselt die Aufmerksamkeit die Orgel von Andreas Severin in Maestricht, welche von einer mit Säulchen, Nischen, Statuen und Arabesken überladenen Gallerie getragen wird, und in ihrer bunten Bemalung und mit dem üppigen Schnitzwerk die glänzende Wirkung der Kirche noch erhöht. Der Meister des Werks liegt zu dessen Füßen. Von diesem Grabmal aus werfen wir noch einen Blick zurück, und wir können nicht läugnen, auch wenn wir noch so streng sein wollen, die Jakobskirche hat selbst in dieser Ueberladung einen großen Effekt auf uns hervorgebracht. Und nun, so voll herrlicher Anschauung im Innern wieder hinaus in den Kohlenstaub Lüttichs.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die beiden Männer hatten eben ihr Abendessen in der Eile beendigt, als durch Zufall Moratin vom Fenster aus sah, wie Carla mit Leon Brossy sich dem Hause näherte. Geschicklichkeit und Fleiß machten unsern Helden zum Meister seines Gewerbes. Das war es auch, was ihm zur Zeit des Perlenfangs immer einige Dutzend starke Männer zur Verfügung stellte. Er war ein großer, starker Mann, von stolzer Haltung, kurz, ein wahres Ideal von männlicher Schönheit und Kraft, mit hellklingender Stimme und Adleraugen. Niemand, der ihn kannte, mochte sich wundern, daß Carla Moratin sich ihm verlobt; denn er genoß die allgemeine Liebe und Achtung nicht nur seines braven Charakters willen, sondern auch wegen seiner Gewandtheit und Erfahrung. Leon Brossy galt für den schönsten jungen Mann von Paz und Loretto.

„Tod und Teufel!“ rief Moratin, als er vom Fenster das sich dem Hause nähernde Paar sah. — „Halloh! was gibts?“ fragte Carnar. — „Da kommt der verfluchte Perlfischer mit Carla.“ Der leichte Anflug von Roth auf Carnar's Gesichte vertiefte sich zur dunkelsten Glut. Er warf einen flüchtigen Blick durch das Fenster, indem er sich hinter den Vorhängen verbarg.

„Er ist es allerdings,“ murmelte er, „ich glaubte doch, Ihr hättet ihm das Haus verboten.“ — „Verboten? der Schurke war seit mehr als einem Jahr nicht mehr hier; er hätte nicht gewagt, zu mir zu kommen, wenn die Sachen nicht auf dem Entscheidungspunkte wären. Vielleicht sind sie schon verheirathet, oder wollen sie hoffentlich erst meine väterliche Einwilligung holen.“ Carnar wußte, daß das ganz in der offenen, geraden Natur Leon Brossy's liege, daß er komme und Moratin um Carla's Hand bitte, wenn er bisher auch noch so kalt und unfreundlich von ihm behandelt worden.

„Doch,“ sagte Moratin, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Ihr dürft begreiflich nicht hier gefunden werden. Geht in mein Schlafzimmer und verhaltet Euch ruhig. Ich werde mir diesen verwünschten Burschen rasch vom Halse schaffen. Habt Geduld!“ Unsere Verschwornen hatten kaum ihre Verabredungen getroffen, als das junge Paar das Haus erreichte. Carla trat mit ihrem Geliebten alsbald in das Wohnzimmer und begegnete dem strengen Blick Moratin's mit fester, ruhiger Haltung.

„Sennor Brossy, padre mio!“ sagte sie. „Ich denke, es bedarf keiner formellen Vorstellung.“ Die beiden Männer grüßten steif, und Carla stellte ihnen Stühle hin, indem sie fortfuhr: „Ich nahm mir die Freiheit, Sennor Brossy hieher zu bringen, da wir Beide wünschen, unsere Verbindung in Ehren, und wenn es möglich ist mit Deiner Zustimmung zu schließen.“

Moratin betrachtete einen Augenblick Eines nach dem Andern mit einem von Wuth verzerrten Gesicht, als wenn es ihm eine Lust wäre Beide zu erdrosseln. Aber die Ruhe Brossy's übte solche Gewalt über ihn, daß er seine Wuth bezwang. „Ah — ah,“ rief er, „es scheint, Du glaubst meinen Wünschen Hohn sprechen zu können!“ — „Carla wünscht Ihnen zu sagen,“ fiel unser Held ein, indem er seinen Stuhl gerade vor Moratin hinrollte, „daß ich ihr meine Hand angeboten, daß wir jedem entgegengesetzten Befehle uns zu widersetzen entschlossen sind, daß wir nur gekommen, den üblichen Formen, die das gesellschaftliche Leben verlangt, nachzukommen, uns Ihre Einwilligung und Ihren Segen zu erbitten.“ Moratin war für einen Augenblick sprachlos und sagte endlich: „Ihr wagt viel, Sennor Brossy, und sprecht Eure Wünsche in einer mehr als beleidigenden Weise aus.“ — „Ich besitze einige Acker des besten Landes und bin Niemand einen Dollar schuldig. Ich habe mir ein kleines Sümmchen angelegt, und eine Perlsammlung, die nicht weniger als zweitausend Dollars werth ist; aber mehr als all' dieß darf ich mehrere Perlbänke in Anschlag bringen, die der Ausbeutung harren, und durch die ich mein Besitzthum in einigen Tagen sehr zu mehren denke. Hoffentlich erseht Ihr daraus, daß ich Carla zu erhalten im Stande bin.“

So herzlos Moratin auch war, so konnte er doch nicht umhin, einen Vergleich zwischen dem schönen jungen Mann mit dem edeln Gesicht, dem feurigen Herzen, und dem häßlichen, tückischen Carnar zu machen. Das Vermögen des jungen Mannes hatte sogar so großen Reiz für ihn, daß er einen Moment sich hingezogen fühlte, ihm die Hand zu reichen, die Einwilligung zur Heirath zu geben in der Hoffnung, aus ihm das Geld herauszulocken, das er für seine zerrütteten Vermögensverhältnisse brauchte. „Was Ihr besitzt,“ antwortete er, „ist Alles gut und schön, aber das Uebrige liegt auf dem Grunde der See, und kann für jetzt noch nicht gezählt werden. Gesetzt, ich hätte nichts gegen Eure Heirath, wann sollte sie stattfinden?“

„Diesen Punkt haben wir noch nicht festgesetzt," erwiederte Brossy, „ich denke, die nächste oder die darauf folgende Woche. Ich gehe morgen nach den Perlbänken und werde einen oder zwei Tage abwesend sein, je früher wir uns aber nach dieser Zeit heirathen können, um so glücklicher werde ich sein. Doch darüber hat Carla zu bestimmen." — „Nein, Leon, ich überlasse es Dir," sagte sie, „Du kennst die Gefahr, die mir droht. Ich werde, so lange ich nicht verheirathet bin, unaufhörlich vor den Schlangenaugen Carnar's zittern, und bin der Einwilligung meines Vaters nicht sicher, so lange uns nicht ein Priester vereinigt hat."

Moratin gab sich vergeblich Mühe freundlich zu erscheinen. „Wir wollen den glücklichen Tag noch nicht bestimmen," sagte er, „bis auf Brossy's Zurückkunft von den Perlbänken ausgesetzt sein lassen. Ich wüßte nicht, was mich bestimmen könnte, Eurer Heirath oder dem dafür festgesetzten Tage ein Hinderniß in den Weg zu legen. Wenn Ihr zurückkommt, Sennor Brossy, dann besucht mich, und wir werden die Sache in's Reine bringen. Ich denke, Ihr seid gerne bereit, mir im Falle der Noth den Beistand zu leisten, den ein Schwiegervater von seinem Sohne erwarten kann." — „Seid versichert," sagte Brossy aufstehend, „ich werde, wenn Alles gut geht, mich freuen, als Euer Sohn zu handeln." — „So geht und seid glücklich," sagte Moratin, ihm die Hand reichend. „Wir wollen die Sache ruhen lassen, bis Ihr wieder kommt und mich aufsucht."

Sie trennten sich, und Brossy ging, von Carla begleitet, durch den Garten, wo sie sich verabschiedeten, während Moratin in das Schlafzimmer eilte, in dem Carnar den Horcher gespielt. „Still!" rief der Letztere, „sie sind unten stehen geblieben und sprechen noch." Die zwei Verbündeten lauschten und vernahmen, daß Brossy Carla seiner Schwester senden wolle, daß sie die Nacht bei ihr bleibe. Auch hörten sie, wie die Liebenden von ihrem künftigen Glück plauderten. „Hört Ihr?" spöttelte Carnar, „sie halten Probe von einer Turteltaubenkomödie." Brossy theilte seiner Verlobten mit, daß er in zwei Tagen zurück sein, und dann alle Vorbereitungen zu seiner Heirath treffen werde. Sie aber versicherte, daß sie muthig und treu ausharren werde während seiner Abwesenheit, und daß sie, wenn möglich, Carnar nicht einmal sehen, und, um ihm auszuweichen, die meiste Zeit bei seiner Schwester Yola zubringen wolle. Endlich trennten sie sich; der Perlfischer ging seiner Hütte zu, während Carla im Garten stand und ihm nachblickte.

Moratin und Carnar athmeten freier. „Nun an's Werk!" sagte der Letztere. „Dieser Bursche ist für die nächsten zwei Tage aus dem Wege, und in dieser Zeit werden wir verschwunden sein." — „Ja, wenn Ihr mir das Geld bringt; denn ich muß sicher sein, ehe ich den Schritt wage." — „Ihr werdet es diesen Abend haben — in einer Stunde! Ich bin entschlossen..." Statt zu vollenden, stieß er einen Schrei der höchsten Freude aus. Carnar stand nämlich so am Fenster, daß er einen Ueberblick über die See hatte, und seine Augen hatten plötzlich ein Fahrzeug an der entfernten Küste erkannt. Er konnte in seiner Freude kaum ein Wort hervorbringen. „Seht!" flüsterte er, seine Augen leuchteten wieder hell auf, „hier ist er — der Schooner!"

Carla trat in diesem Augenblick in's Haus und begab sich auf ihr Zimmer.

„Das geht gut," sagte Carnar, den Bewegungen des entfernten Fahrzeuges mit den Augen folgend. „Wir wollen das Mädchen gut bewachen, bis wir sie brauchen. Der Schooner wird etwa in einer Stunde hier sein, und dann werden wir sogleich zur See gehen, nach den Sandwichsinseln, oder wohin Ihr wollt. Ha, ha!" und dabei lachte er und rieb sich die Hände. „Die Sache könnte nicht besser stehen!"

Viertes Kapitel.

Die beiden Männer beobachteten unverwandten Blickes das Fahrzeug an der Küste, und fanden bald, daß das sich nähernde Schiff eine Schaluppe war. Carnar wurde unruhig und ängstlich. Moratin verließ das Zimmer mehrere Mal, um sich zu überzeugen, daß Carla auf ihrem Zimmer bleibe; und als er wieder zurückkam, hörte er Carnar unheimlich vor sich hin murmeln.

„Seht, Moratin," sagte er dann halblaut, „die Schaluppe sieht aus wie eines von den neuen Schiffen, welche die Flotte von Mexiko bilden. Ich wette was Ihr wollt, es ist ein Staatsschiff. Gibt es Schleichhändler in diesen Gewässern? Geht etwas Außergewöhnliches vor sich?" — „Ich habe nichts gehört. Wenn es aber ein Staatsschiff ist, warum ist keine Flagge aufgezogen?" — „Das weiß ich nicht," entgegnete Carnar, „aber es sieht verdächtig aus." Er beobachtete von Neuem die Schaluppe und wurde immer unruhiger. „Kein Schooner," murmelte er, „und ich kann ihn nicht einmal erwarten. Wir dürfen Carla natürlich nichts von unserem Vorhaben wissen lassen, sonst könnte sie uns einen Strich durch die Rechnung machen." — „Wir dürfen uns ihrer nicht bemächtigen, ehe das Schiff angekommen, und ebensowenig sie unter Aufsicht stellen, weil dadurch Argwohn bei ihr erregt würde. Ich glaube, es wird besser sein, wenn wir gehen; es ist schon dunkel, und vielleicht können wir etwas über die Schaluppe erfahren."

„Ei," fiel Moratin ein, „mir scheint, das fremde Fahrzeug beschäftigt Euch sehr. Ich hoffe, Ihr fürchtet keine Gefahr, kein Mißlingen unserer Angelegenheit?" — „O nein, gewiß nicht. Der Mann, von dem ich den Schooner kaufte, ist ehrlich und zuverlässig. Was die Schaluppe betrifft, treibt mich nur Neugierde — weiter nichts." Sie gingen zusammen nach der Küste.

Während dieser Zeit kam der Perlfischer nach seiner Hütte. Sie stand an der Spitze einer kleinen Bucht, dreiviertel Meilen nördlich von Moratin's Besitzthum, nahe bei einem von Fischern und Pächtern bewohnten Dorfe. Es war ein vom Wetter gebräuntes, bescheiden aussehendes Haus, das Geburtshaus unseres Helden und der Wohnort seiner Eltern. Das Innere war der Gegensatz gegen das Aeußere, die Fußböden waren hübsch mit Teppichen belegt, die Wände tapezirt und mehrere Zimmer schön möblirt; Alles zeigte, mit wie viel Geschmack und Comfort Brossy's Schwester ein Haus zu ordnen verstand. Mit Einem Wort: es war eine einfache aber behagliche Wohnung, umgeben von einem kleinen Garten voll blühender Blumen und herrlicher Früchte, wie Feigen, Oliven und Datteln.

„Wo bist Du, Yola?" rief Brossy, als er in die Küche trat. „Halloh! bist Du zu Hause?" — „Hier, Leon!" sagte eine melodische Stimme, die aus einer kleinen Speisekammer in das Innere des Hauses tönte. „Bist Du schon zurück?" — „Ja, Yola, und nun muß ich mit den Knaben fort. Unsere Angelegenheit ist geordnet, und Sennor Moratin behandelte uns mit weit mehr Rücksicht, als wir erwarteten." — „Dann hat er noch schlimmere Dinge vor, als ihr bis jetzt fürchtetet," antwortete die melodische Stimme. „Ich warne Dich, Leon, sei auf der Hut! Wo ist Carla? Warum ist sie nicht mit Dir gekommen?" — „O ich dachte — das heißt, ich bat sie nicht darum. Ich war übrigens so vorsichtig, ihr zu sagen, daß ich Dich diese Nacht schicken werde, damit Du bei ihr bleibst, und..." — „Du wünschest wohl, daß ich sogleich zu ihr gehe! Ich fürchte auch, sie wird der Gesellschaft und des Schutzes nur zu sehr bedürfen."

Yola Brossy trat bei diesen Worten aus der Speisekammer mit einem Korb voll Fleischbrödchen und anderem Mundvorrath, den sie für ihren Bruder für die Fahrt zusammengerichtet hatte. Brossy untersuchte den Korb, dann umarmte er seine Schwester mit brüderlicher Zärtlichkeit. „Du bist immer besorgt für mich, die beste Schwester, die je ein Bruder besaß. Wenn ich einmal zwei solche besitzen werde, die mir meine Pantoffeln wärmen und mein Brod rösten, dann wird die Welt nicht groß genug für mein Glück sein." Yola erwiederte seine Liebkosungen und wünschte ihm Glück zu seiner baldigen Heirath. Sie und Carla liebten sich seit ihrer

Kindheit wie Schwestern, und erst seit einem Jahre, seit dem Streite zwischen Moratin und unserem Helden, waren sie scheinbar geschieden, doch sahen sie sich in der Stille beinahe täglich. Ihre Liebe war auf jene tiefe Verwandtschaft der Seelen gebaut, die der Freundschaft die wahre Dauer verleiht.

„Ich freue mich, daß Du mit Carla gesprochen, es ist gut für euch Beide," sagte Yola, „und freue mich, daß sie nun wirklich meine Schwester werden wird, wie sie es bisher nur dem Herzen nach war. Ihr Leben in der Villa war ein trauriges Gewebe von Qual und Verfolgungen, und ich sehne mich, bis sie geborgen unter Deinem Dache wohnt." — „Danke Dir, liebe Schwester; Deine Zustimmung thut mir wohl." — „Ich fürchte nur, es könnte ihr Gefahr drohen während Deiner Abwesenheit," fuhr Yola fort; „dieser Carnar und ihr Vater — der so wenig ihr Vater ist als der meinige — meinen es schlimm mit ihr." — „Ich dachte an Alles das," erwiederte Brossy, „aber was kann ich thun? Soll ich meinen Seezug zu den Perlbänken aufgeben und mit Moratin Krieg anfangen? Ich glaube doch, daß ich mit guten Worten und Geld seine Zustimmung zu erlangen im Stande bin, und diesen Weg habe ich eingeschlagen. Zudem, wenn nur ein Haar auf Carla's Haupte gekrümmt würde, so würde ich alle meine Fischer aufbieten, und mit ihnen diese zwei Schurken ohne Hülfe der Justiz bestrafen." — „Nun, wir wollen hoffen, daß Alles gut geht. Ich werde versuchen, Carla während Deiner Abwesenheit ganz bei mir zu behalten, um so ihrer Sicherheit gewisser zu sein." — „Auch hiefür danke ich Dir, liebe Schwester, ich überlasse sie ganz Deinem Schutze."

Er ließ seine Schwester aus seiner Umarmung und ging hinauf in sein Zimmer. Yola hörte nur, wie er Alles durcheinander warf, weil er vermuthlich etwas suchte. Bald kam er jedoch mit seinem Mantel, einem großen Messer und verschiedenen andern für die Fahrt nach den Perlbänken nothwendigen Gegenständen zurück. „Mußt Du so früh gehen?" fragte sie, als er das Körbchen mit dem Mundvorrath nahm. „Ja; meine Leute warten sicherlich schon auf mich. Alles soll bei Sonnenuntergang bereit sein, und es dämmert schon. Vergiß nicht, sogleich nach der Villa zu gehen, Carla erwartet Dich, und es liegt mir Alles daran, daß Du ihr Schutz bietest. Gute Nacht, meine liebe Schwester!"

Er umarmte seine Schwester noch einmal, küßte sie zärtlich und versicherte sie, daß er in zwei Tagen, vielleicht noch früher, zurück sein werde, und dann verließ er die Hütte. Yola blickte ihm nach, bis der letzte Schatten von ihm verschwunden war, und ernste, feierliche Gedanken bewegten ihre Seele, als sie sich umwendete, um das Haus zu schließen.

Die Heirath ihres Bruders hatte zum ersten Mal das Gefühl des Alleinstehens in ihr erweckt; sie murrte nicht, daß eine Andere Brossy näher stehe und theurer sei — im Gegentheil, sie freute sich über das Glück der Liebenden so herzlich, wie wenn es ihr eigenes wäre. Aber die Veränderung in ihres Bruders Stellung richtete natürlich ihre Gedanken auf die Zukunft. Sollte auch sie je ein Herz wie das besitzen, welches ihr Bruder Carla geschenkt? Dieser Gedanke beschäftigte sie lebhaft, als sie die Hütte schloß und der Villa zuging.

Fünftes Kapitel.

Brossy eilte, nachdem er seiner Schwester Lebewohl gesagt, der Küste entlang, und hatte bald eine kleine Bucht erreicht, in welcher die Taucherflotte lag. Sie bestand aus zehn bis zwölf Schiffen von verschiedener Form und Größe; einige davon hatten die Segel aufgesteckt, die im Winde flatterten. In den meisten waren kleine Kajüten, wie jene Sitze der Gondoliere, in welchen die Fischer sich ankleiden und schlafen konnten. Durch die ganze Flotille hörte man den geschäftigen Lärm vor der Ausfahrt; das Ganze machte den malerischen Eindruck, den uns Robert in seinen bekannten venezianischen Schiffern gab. Die Frauen und Kinder der Fischer hatten sich am Landungsplatze versammelt, um ihre Gatten und Väter abfahren zu sehen. Die Männer plauderten mit ihren Frauen und Töchtern, Kinder spielten an der Küste, und junge Mädchen gingen mit den jungen Fischern auf und ab, oder verabschiedeten sich. Alle Fischer standen im Sold unseres Helden, der dafür das Risiko des Geschäftes übernommen. So jung er auch war, stand er doch bei seiner ganzen Umgebung in großem Respekt, denn er benützte seine Kenntnisse zu ihrem Vortheil und hatte sich durch unzählige Beweise von Aufopferung für seine Nebenmenschen in hohem Grade beliebt gemacht; er war nur für ihr Wohl besorgt und dachte nicht an den eigenen Gewinn.

Ein Schrei durchdrang die Menge, als Brossy der Küste sich näherte; Alle drängten sich um ihn, während er nach seinem Boote ging, in dem ein graubärtiger alter Fischer schlummerte, um sich für die kommenden schlaflosen Stunden zu entschädigen.

„Nun, Cayetano," sagte unser Held, „rufe Doty und die Uebrigen, wir wollen abfahren. Ist Alles bereit?" — „Ja, Sennor mio," sagte der alte Fischer, sich streckend und die Augen reibend. „Sollen wir anzünden?" — „Ja." — Cayetano zündete die Laterne an, zog sie bis zur Spitze des Mastes hinauf und band das Schiff los. Nun kamen die Männer, nach denen Brossy geschickt — und der alte Mann stieß vom Ufer. „Viel Glück, Sennor Brossy!" schrieen Dutzende von Stimmen aus allen Tonarten, von der gebrochenen Stimme des alten Mannes bis zur zarten Lippe eines Kindes: „Glückliche Heimkehr!"

Unser Held erwiederte diese herzlichen Grüße mit derselben Freundlichkeit, und sein Boot ging unter Segel. Die ganze Flotte folgte. Es war ein überaus malerisches Bild. — „Es thut mir leid, daß der Wind nicht günstiger ist," bemerkte Brossy, „wir werden die ganze Nacht brauchen, um die entferntesten Bänke zu erreichen, wenn nicht die Luft frischer wird und sich etwas verändert." — „Macht nichts," fiel Cayetano ein, „wir wollen dankbar sein, daß wir in andern Dingen Glück haben. Wir werden gegen neun Uhr Mondschein haben, und das im Verein mit einer Sommernacht, einer ausgewählten Gesellschaft und ein bis zwei Schluck Branntwein, um der Kälte zu trotzen, ist Alles, was wir brauchen."

Nach einer kurzen Fahrt an der Küste hin erschien der Mond und zerstreute die Schatten der Szene, und die Stimmung der Fischer wurde belebter. Sie sangen Lieder und es herrschte allgemeine Heiterkeit. Nur Einer quälte sich mit ernsteren Gedanken, Leon Brossy. Viele waren praktisch genug, die Kajüte und ihr Lager aufzusuchen, um zu schlafen. Dieser Letzteren war bald die Hälfte, während die andere Hälfte der Fischer zur Lenkung der Boote nöthig war. Eine Wache löste nach Matrosenart die andere Wache ab, und die Nacht forderte von Jedem ihren Tribut.

Sechstes Kapitel.

Mit den ersten Morgenstrahlen warf Brossy Anker und verkündigte, daß man den nördlichsten Theil der Perlbänke erreicht habe. Schnell erhoben sich die Fischer und gingen an die Arbeit; die Boote wurden vor Anker gelegt, die Senksteine und Körbe in Bereitschaft gehalten, und der volle Glanz des neuen Tages fand die ganze Gesellschaft der Fischer, Jeden in seinem Theil beschäftigt.

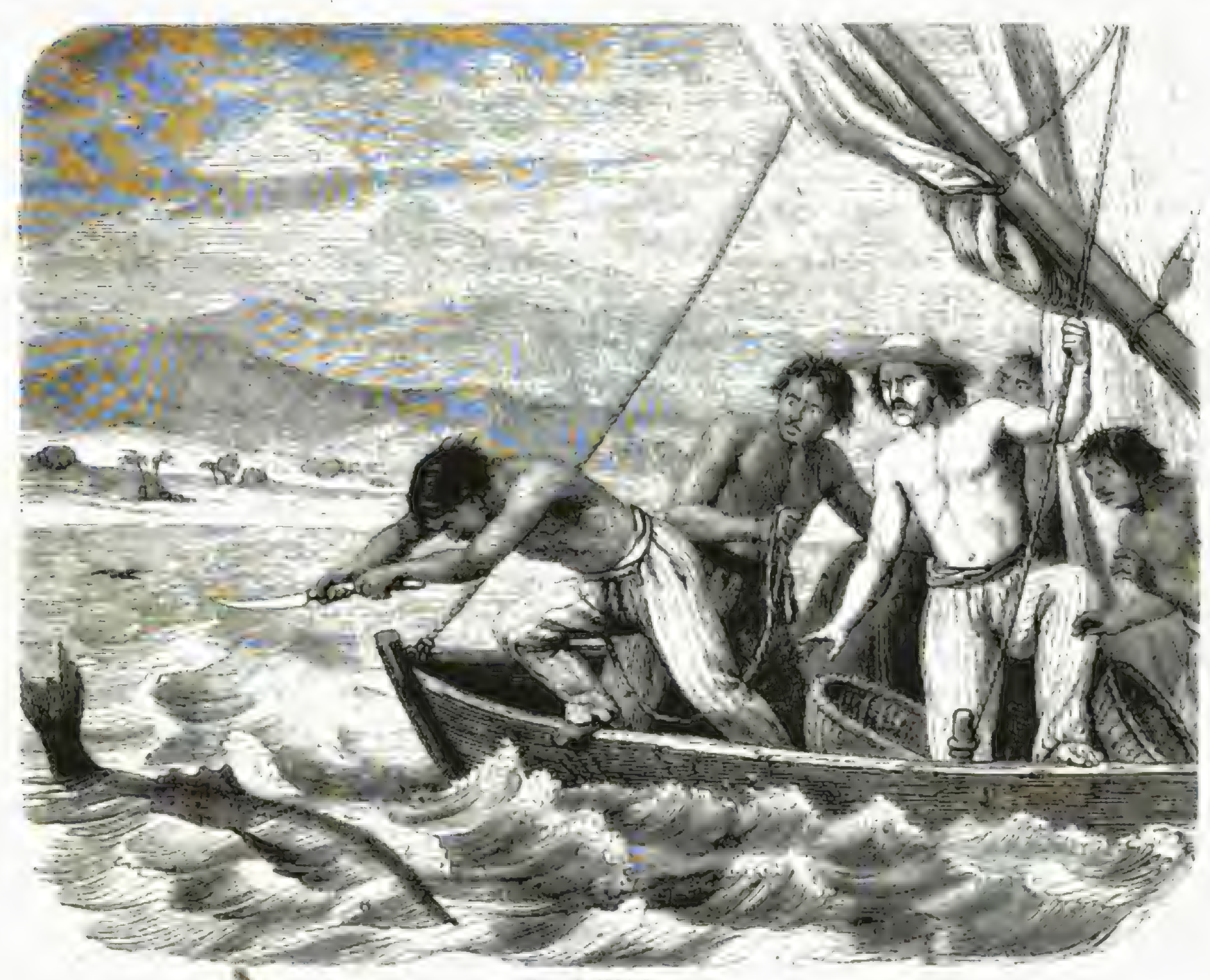
Des Perlfischers Vermögen ist ein gutes Boot, Geschicklichkeit im Schwimmen und eine feste Konstitution. Seine Geräthschaften sind: ein Stein, um ihn auf den Boden zu ziehen, ein Korb, die Austern hineinzuthun, und ein starkes Messer, sich vor den Haifischen, die dieses Wasser unsicher machen, zu schützen. Beides, Steine und Korb, sind durch Stricke am Boot befestigt. Die durchschnittliche Zeit, die der Fischer bei jedem Untertauchen unter dem Wasser bleibt, ist eine Minute. Es kam auch schon vor, daß starke Männer zwei bis drei Minuten unterm Wasser blieben, aber meistens auf Kosten ihrer Gesundheit; denn das Blut fließt ihnen dann gewöhnlich aus Mund, Nase und selbst aus den Augen. Beim

Stärksten wirkt langes Fortsetzen dieses Geschäftes sehr erschöpfend und zerstörend auf den Körperbau, und einige Jahre können, wenn nicht die größte Vorsicht gebraucht wird, die stärkste Konstitution ruiniren. Was die Perlen, den Gegenstand all' dieser Mühen und Beschwerden, anlangt, so liegen sie zerstreut in den Austern, so daß auf tausend solcher zweischaligen Thiere kaum eine Perle kommt. Wenn die gewöhnliche Ansicht wahr ist, daß die Perle eine Absonderung sei, die ihre Existenz der Krankheit oder Verwundung einer Auster verdanke, so gäbe es nicht so viele perllose Schalen.

Selten wird eine sehr große, schöne Perle gefunden, aber von mittlerer Größe und Güte gibt es viele. Die schönsten haben ihren Weg nach Europa gefunden, und einige der edelsten Perlen, die in dem Besitz der gekrönten Häupter der alten Welt sind, kamen aus dem Golf von Kalifornien. Es ist erwiesen, daß die Perlfischerei im Golf zur Zeit, von der wir schreiben, in ihrer besten Periode war, und seither immer abgenommen hat.

Brossy hatte im Sommer vorher von einigen Indianern aus Smalva gehört, daß durch eine gewisse Methode der Verwundung beinahe bei jeder Auster eine Perle hervorgebracht werden könne, weßhalb er mit einer großen Anzahl den Versuch vornehmen ließ, und nun sollte er erfahren, ob der angebliche Prozeß von Erfolg war oder nicht. Aber leider fand er nichts als verdorbene Schalen, statt der gehofften Perlen.

Brossy nahm Theil an allen Arbeiten, um den Fang möglichst zu fördern. Die erste Bank war bald erschöpft, und die Flotille ruderte einige Meilen den Golf hinunter zu einem andern. Hier frühstückten die Fischer. Einige Stunden unausgesetzter Arbeit waren hinreichend, dann mußten sie daran denken sich zu stärken. Es war eine eigenthümliche Szene. Kein Zeichen von Leben war an der ganzen Küste zu bemerken. Das Ufer bildete Eine unfruchtbare Sandmasse und hinter ihr eine dünn bewachsene Bergkette, die gegen das Innere des Landes immer höher und höher stieg. Von Zeit zu Zeit sah man eine wilde Ziege auf den nackten Felsen, oder flog ein großer Vogel schwerfällig von einer Spitze zur andern, aber der allgemeine Anblick der Szene war mit Ausnahme der Bewegung des Wassers trostlos öde.



Der Haifischtödter.

Die Morgenstunden brachten den Fischern große Ausbeute. Die Boote senkten sich unter dem Gewichte der Austern tiefer in's Wasser, und die heiterste Stimmung herrschte auf der ganzen Flotte. Während die älteren, erfahreneren Fischer mit ernster Stille ihrem Geschäfte nachgingen, fanden die jüngeren Zeit für Wetten und Scherze. Für Manche derselben blieb die Sache immer neu; bei jedem Untertauchen in die Tiefe und Aufsteigen schauerte ihnen noch der ganze Körper. Wir wüßten auch wirklich nur wenige Lagen des Lebens, die immer so aufregend blieben wie die der Taucher.

Mit einem Sturz tauchen sie zwanzig bis fünfzig Fuß in eine Dunkelheit und Stille, von der sich der Bewohner der obern Welt kaum einen schwachen Begriff macht. Der große Druck des Wassers bringt bei dem Taucher das Gefühl hervor, als wenn eine feste, schwere, zerquetschende Eisendecke auf ihm liegen würde. Es gibt zwar auf dem Grunde, wo die Austern liegen, keine Fluten und keine Welle, kein Vor- und Rückwärtsbewegen von Wasserbergen, wenn es auf der Oberfläche noch so sehr stürmt. Aber in ewigem Stillestehen und schrecklicher Ruhe drücken Wasser auf Wasser, und nur ein schwacher Glanz dringt von oben in diesen Zauberpalast, den man für die Wohnung des Todes halten könnte.

„Wahrhaftig," sagte unser Held während der Ablösungszeit, „ich kann, ungeachtet ich so sehr an dieses Geschäft gewöhnt bin, nie ohne innere Aufregung in diese Untiefen hinabsteigen. Selbst das Klingen in den Ohren kommt mir vor wie eine Mahnung, die mir zu sagen scheint, ich sei ein vorwitziger Störer dieser Stille." — „Nun," sagte der Veteran, „das Alles wirkt verschieden auf verschiedene Personen. Auf mich macht es einen hungrigen Eindruck; ich werde so hungrig wie Einer, der auf Brod und Wasser gesetzt ist." — Brossy lächelte über diesen praktischen Vergleich mit seiner sentimentalen Auffassung, und verschwand wieder unter dem Wasser.

„Ich glaube, ich bin ein nervöser alter Sünder, und wäre über meine Angst ausgelacht worden, hätte ich gesagt, was ich zu sehen glaubte," murmelte Cayetano, „aber ich will gehängt werden, wenn ich nicht bei meinem letzten Untertauchen einen Menschenfresser gesehen habe." — „Eh? glaubt Ihr?" fragte der Mann, der die Nacht hindurch den Dienst als Steuermann versehen. — „Gewiß. Ich blieb ein wenig lange unten, und gewöhnlich, wenn ich das thue, sehe ich Haifische und Teufel und alle Arten von Vögeln und Reptilien, und deßhalb bin ich nicht sicher, ob meine Schüppennase und Flaschenschwanz Wirklichkeit war, oder nur Einbildung. Ihr kennt Sennor Brossy in dieser Beziehung: er ist der Erste, der lacht, wenn Einer ruft, er sehe einen Haifisch, und deßhalb wollte ich nichts sagen, bis ich sicher bin."

Der Alte steckte sein Messer so fest, daß er es gleich bereit hatte, und stürzte sich in die Tiefe, der Bitte seines Freundes nicht achtend, doch zu warten, bis Brossy auftauche und seine Ansicht mittheile. Der Steuermann wartete athemlos in größter Angst, dann erschien unser Held auf der Oberfläche, sein großes Messer bedeutungsvoll in seiner Faust festhaltend.

„Ein Zeichen, daß wir fort müssen?" murmelte der Steuermann. — „Ja; es ist ein ganzer Rudel Haie in der Nähe," war die Antwort. „Wo ist Cayetano?" — „Er ist hinuntergetaucht, um sich zu überzeugen, daß es Phantasiegebilde waren." — Brossy schien sehr in Sorgen über die Mittheilung des Alten und blickte ängstlich in das Wasser; plötzlich riefen er und der Steuermann zugleich: „Haifische! seht die Haifische!" In demselben Augenblicke erschien Cayetano wieder auf der Oberfläche des Meeres und schwang das Messer so wild um sich, daß die Fluten schäumten. „Das ist kein Phantasiebild!" rief er, als er in das Boot kletterte, „sondern eine wirkliche Schüppennase, groß genug, um der Großvater der ganzen Brut sein zu können. Puh! Als er einmal mit seinem Kopf gegen mich schoß, glaubte ich, er wollte seinen Magen mit meinem Körper füttern, und dazu hätte er wahrlich nicht länger als eine Viertelstunde gebraucht."

Siebentes Kapitel.

Das war eine Unruhe und Aufregung, als die Kunde von Munde zu Munde ging. Die Taucherversuche wurden eingestellt, die Fischer im Grunde aufgefordert aufzusteigen, und Diejenigen, die gerade auftauchten, machten, daß sie aus dem Wasser kamen. Es herrschte für einen Augenblick die größte Verwirrung; doch als alle Fischer wieder glücklich zum Vorschein gekommen, und man gesehen, daß keiner verloren oder verletzt sei, schwand die Angst. „Das ist gut!" rief Cayetano mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung aus, „ich fürchtete immer, es möchte Einer sein Leben in Form eines Mittagsmahls endigen."

Zuerst erzählten die Fischer, welche die Haifische gesehen, und dann überzeugte man sich, ob die Störenfriede noch sichtbar seien. Und wirklich kamen dann und wann noch deren zum Vorschein, worauf wieder rings Alles ruhig wurde, nur bemerkte man noch das leise Bewegen der Flossen, das den Haien selbst im Zustande der Ruhe eigen.

„Ein ganzer Rudel, wie ich schon sagte," rief Brossy, „wir müssen uns einen Scherz mit ihnen machen! Wo sind unsere Feinde?" Diese Frage brachte eine leichte Unruhe auf einem der Boote hervor. Ein junger Mann erhob sich von seinem Lager, auf dem er die letzten fünfzehn Minuten geruht hatte. Es war ein großer, sehniger Mann, sehr muskulös, mit vollen, kräftigen Armen, lebhaften Augen und einem Ausdruck von unbezwingbarem Muth im Gesicht. Sein Name war Pulgar, aber von den Fischern wurde er gewöhnlich der Haifischtödter genannt, weil er schon manche wilde Kämpfe mit diesen unangenehmen Störefrieden gehabt. — „Ihr habt recht, Sennor," rief er und warf sein zerlumptes Hemd weg, und seine lohfarbene Haut glänzte in der Sonne. „Ich freue mich, wo und wann ich welche von diesen Schuften sehe, mich mit ihnen in einen Kampf einzulassen. Seit sie vor zwanzig Jahren meinen Bruder gefressen, habe ich mich an mehr als hundert dieser höllischen Vagabunden gerächt."

Er wetzte ein ungeheures Messer an seiner Sohle und beobachtete ruhig die Floßfedern, die sich noch immer regelmäßig bewegten. Plötzlich leuchteten seine dunklen Augen entschlossen, und Muth und Zuversicht lag in seinem Gesicht, das gewiß ebenso grimmig aussah, als die Haifische selbst.

„Füge diesen Kerl zu Deinen übrigen Opfern," rief Cayetano ermuthigend, „und ich gebe Dir die beste Perle, die auf meinen Theil fällt." — Der Haifischtödter machte aus dem Fischfäßchen in der Kajüte des Bootes einige kurze Stücke, acht bis zehn Zoll lang, und spitzte sie an beiden Enden. Eines davon steckte er in seinen Gürtel, das andere hielt er fest in seiner linken Hand. „Seid ruhig," bemerkte er, als er die erwartungsvollen Blicke der Fischer um sich her sah. „Ich verspreche euch, daß ich diesem Kerl in weniger als einer Minute den Garaus gemacht."

Lauter Beifall begrüßte diese Rede, dann herrschte wieder lautlose Stille. Der Haifischtödter stürzte, das schreckenerregende Messer in seiner rechten Hand haltend, rasch in das Wasser, und man sah, wie die Flossen im nächsten Augenblick auf ihn zuschossen. Augenblicklich begann der furchtbare Kampf. In kürzerer Zeit, als wir brauchten, dieß niederzuschreiben, war die ganze Oberfläche des Wassers von Blut gefärbt. Der Haifisch wurde wiederholt sichtbar, und einmal schnellte er sogar halb aus dem Wasser, aber nichts war von dem jungen Manne zu sehen. Die röthliche Farbe des Wassers verdunkelte sich. Einer oder der Andere der Kämpfenden war augenscheinlich bei dem Zweikampf verwundet worden. Die Fischer hielten den Athem an, und es herrschte eine unheimliche Stille. Endlich wurde der Kopf des Haifischtödters über dem Wasser sichtbar; seine langen Haare schwammen um sein Gesicht, und ein triumphirendes Lächeln leuchtete aus seinen Zügen.

„Es ist geschehen!" rief er, an seinem Opfer zerrend, „gebt mir einen Strick." Man gab ihm das Seil; er befestigte es um seine Beute, und sprang dann leicht in das Boot. „Zieht!" rief er. Die Fischer zogen an dem Strick, und der Kopf des Haifisches wurde sichtbar. Man sah, daß Pulgar den spitzigen Stock in den offenen Rachen des Feindes gestoßen hatte, gerade zwischen die Zähne, so daß bei jedem Versuch des Unthiers, zu beißen, die beiden Spitzen des Stocks sich im Gaumen festhackten. Das war die Art, wie er den Haifisch fing und sicher machte.

„Herauf mit ihm!" sagte Cayetano, „der Teufel, Du hast ihn ordentlich zerschnitten." Der Körper des Thieres war voll offener Wunden, ganz gerippt von einem Ende zum andern. — „Du hast Deine Sachen gut gemacht," sagte Brossy mit unverholener Bewunderung des Muthes und der Geschicklichkeit des Jünglings. „Du hast Dein Versprechen vollkommen gehalten."

Die Art, wie der Haifischtödter so schnell sein Opfer erlegt, war sehr einfach. Seine erste Sorge war, den spitzigen Stock beim Beginn des Kampfes quer im Maul des Haifisches festzustecken, dann tauchte er unter das wüthende überraschte Unthier, das fortwährend das schmerzhafte Stück in seinem Maul verbeißen wollte, und stieß ihm das lange

Messer in die Eingeweide. Es ist klar, daß zur Ausführung einer solchen Aufgabe Kaltblütigkeit, vollkommene Selbstbeherrschung und ebensoviel Geschicklichkeit und Kraft gehört.

„Nun, Taucher!“ rief der Held des Abenteuers, „gebt mir ein wenig Branntwein, und ich will mir noch einen holen.“ — „Es ist nicht nöthig,“ sagte Brossy, als seine Kameraden dem jungen Manne die Flasche gaben, „das war genug.“ — „Ich will nur noch Einem den Garaus machen,“ fiel Pulgar ein, „es braucht nur eine Minute.“ Und schon war er wieder in das Wasser gestürzt. Dieses Mal war es nicht nur Eine Flosse, die auf den kühnen Abenteurer lostürzte, sondern ihrer drei. Ein Angstschrei durchflog die Zuschauermenge und man rief ihn zurück. „Sie werden ihn tödten!“ rief Cayetano. — „Das ist Tollkühnheit!“ rief ein Anderer. Das Wasser ward wieder von Blut gefärbt und sprudelte von der Bewegung der Kämpfenden. Das dauerte jedoch nur einen Moment, dann wurde es wieder ruhig.

Einen Augenblick später erschien Pulgar, heiter wie immer, auf der Oberfläche. „Die sind hin!“ rief er in's Boot springend und nach allen Seiten blickend. „So, jetzt seht ihr keine Flosse mehr.“ Es war so. Die Haifische hatten sich diese Heldenthat zur Warnung dienen lassen, und verließen die Perlbank. Ein ohrenzerreißendes Freudengeschrei folgte dieser Entdeckung, und Brossy sagte: „Es scheint, daß das Wasser gesäubert ist von diesen Unthieren, und daß wir unsere Operationen von Neuem wieder beginnen könnten; doch was glaubt ihr? Haben wir genug für heute geleistet?“ Die Frage war bald im Sinne unseres Helden beantwortet, worauf er erwiederte: „Es ist gut. Auf nach Loretto, sobald der Wind uns günstig ist!“ — „Das ist ein Wort zur Zeit,“ riefen einstimmig ein Dutzend Stimmen. „Hurrah!“ und in weniger als zehn Minuten segelte die Flotte heimwärts.

Wir wollen sie auf ihrer Fahrt verlassen und uns zu den Begebenheiten wenden, die sich ihrer Rückkehr entgegenstellten.

(Fortsetzung folgt.)

Der protestantische Friedhof in Rom.

Von

Gustav Reisewitz.

Oft sieht man Abends durch die stillen Straßen Roms einen Wagen von sargähnlicher Form rollen, neben dessen Kutscher eine schwarze Gestalt mit einem Windlicht oder einer Fackel sitzt. Hinten aber baumelt ein Bube, der sich mitnehmen läßt. Das ist der Todtenwagen, welcher nach dem Campo Santo vom „heiligen Lorenz außerhalb der Mauern“ fährt, die große Leichengemeinde daselbst wieder um ein Individuum zu bereichern. Angekommen an jener kalten steinernen Stätte des Todes, schieben einige Männer beim unstäten Licht der Fackel eine der schließenden Travertinplatten zur Seite, heben den Sarg heraus und versenken ihn zu hundert andern in die Gruft. Niemand hat dem Wagen das Trauergeleite gegeben; kein Freund, keine Schwester oder Mutter kniet weinend neben der unbarmherzigen Platte.

Liebvoller ist die Bestattung zu Rom verstorbener Akatholiken. Denn wäre der Hingeschiedene noch so fremd und unbekannt, einige Landsleute umstehen doch seine Gruft, ernst und bewegt eine handvoll Erde darein zu werfen und stumm ein „Vater Unser“ zu beten.

Der protestantische Gottesacker liegt bekanntlich an der Pyramide des Cestius beim alten ostiensischen Thor, und erstreckt sich längs der rothbraunen, von malerischen Thürmen durchbrochenen Mauer des Aurelian. Außer den Türkengräbern bei Scutari mit ihren Jahrhunderte alten Cypressen kenne ich keinen Friedhof, dessen Lage von so eigenthümlicher Schönheit wäre, nicht zu gedenken der klassischen Stätte.

Betritt man den Campo Testaccio, eine todte, scherbenbesäte Ebene am Fuße des Aventin, so durchrieselt uns die unheimliche Empfindung: man befinde sich auf einem zur Oede und Unfruchtbarkeit verdammten Acker. Zwischen Schutt und zerbrochenen Ziegeln wurzelt die Distel, oder schießt giftig das stinkende Bilsenkraut empor. Da, wo sich genug Humus gesammelt, um die Scherben und Splitter mit einer Rinde zu bedecken, schwingt sich die Vegetation zu einigen verkrüppelten Maulbeerbäumen auf, die, fast das ganze Jahr hindurch ihres Laubes beraubt, kläglich und unheimlich die dürren Zweige von sich strecken. Gegen den Tiber zu wird die Ebene vom Monte Testaccio geschlossen, einem unendlich traurigen Berge von der Form eines Grabhügels, dem zu Häupten ein schwarzes melancholisches Holzkreuz ragt. Schmuck- und blütelos, nicht einmal mit grünem Gras bewachsen, harmonirt dieser Scherbenberg mit der Oede ringsum. Und über die Mauer des Aurelian ragt dann ernst die von Jahrhunderten geschwärzte Pyramide des Cestius, das einzige vollkommen erhaltene Grabmal der alten Stadt. Ihr zu Füßen aber und zur Seite breitet sich eine blühende Gräberwildniß, deren Leichensteine und zerbrochene Säulen von Pinien und Cypressen beschattet werden, in deren Kronen der Wind elegisch säuselt.

Dicht vor diesem Male des Cestius dehnt sich also der protestantische Gottesacker, und zwar der kleinere und ältere Theil desselben, welchen Pius VII. an Wilhelm Humboldt geschenkt hatte, als Ruheort für sich und die Seinen. Er ist von einem tiefen Graben umgeben, auf dessen Grund sich einige Basaltpolygone der alten Straße nach Ostia zeigen. Schöne Cypressen und Pinien, einige stachelige Aloen, sonst Gras und Unkraut beschatten und umgrünen die Gräber der Pilger, welche plötzlich in Rom ausruhen sollten von ihrer Arbeit. Einsamer und stiller ist kaum ein Ort innerhalb der weiten Umzirkung der Stadt. Klagend singt hier im Lenz die Nachtigall, und wenn die Hochsommerhitze unter den harzigen Pinienbaldachinen brütet, zirpt traut und heimlich in den Zweigen die Grille des Anakreon. Auf den Säulen und Sarkophagen, die halb schon in die Erde versunken, lesen wir keinen Namen, der einst gefeiert worden wäre.

Wandern wir hinüber nach dem neuen Gottesacker. Da betreten wir einen blühenden Garten, der in Terrassen zur geborstenen Mauer des Aurelian hinansteigt. Die in Schutt fallenden Thürme umklammert dunkelgrüner Epheu, anmuthig schwebt der Capernstrauch in den weiten Spalten; wie stumme, in Trauermäntel gehüllte Todtenwächter stehen die schwarzen Cypressen an den Grüften.

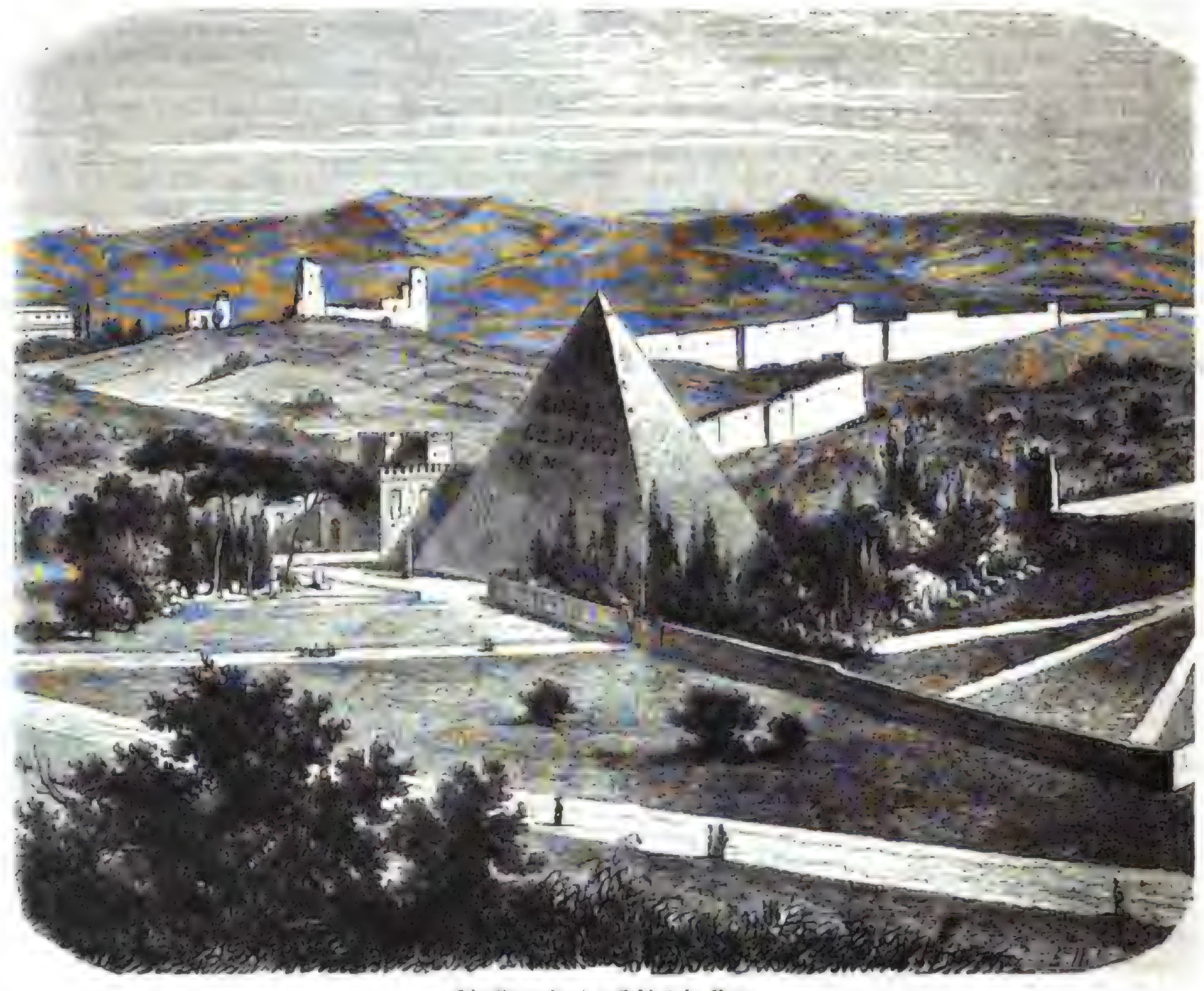
Shelley ruht auf der höchsten Terrasse an einer der malerischen Thurmruinen. Duftende Rosen hauchen ihren Wohlgeruch über den Leichenstein.

Alle Gräber dieser Todtengemeinde sind von liebender Hand mit Blumen bepflanzt; nur sehr wenige zeigen den einfachen grasbewachsenen Grufthügel. Kommt man im Lenz auf diesen Friedhof, so blüht überall der korinthische Akanthus, füllen der Orangenbaum und die Akazie die Luft mit ihrem Arom, und später glühen die Flammenblumen der Granate und des Oleanders, neben denen der silberne Kelch der Magnolie leuchtet.

Wandert man zwischen den Leichensteinen umher, so liest man manchen Namen, der unter den römischen Künstlern einen guten Klang hatte. Dort ruht Christian Reinhart, der berühmte Landschafter, dessen Büste täuschend der Goethe's gleicht; nicht fern davon schläft Heinrich Kümmel, der geniale Bildhauer, und in seiner Nähe Emil Braun, der geistvolle Alterthumsforscher, welcher in begeisterter Glut den antiken Bildsäulen seelisches Leben einhauchte, wie es einst Pygmalion that. Sein Grabrelief stellt einen Sämann dar, welcher das Samenkorn in den Boden wirft, und ist ein

schönes Sinnbild von des Verstorbenen Thätigkeit, denn er war ein Sämann des Schönen. Einige Hügel weiter steht das Monument von August Kestner, dessen Büste der Bildhauer Lotsch fertigte, und höher auf der Terrasse senkte man Goethe's Sohn ein. „Patri antevertens!“ steht auf seinem Grabstein.

Ein deutsches Dichtergrab wollten wir noch besuchen, konnten es aber nicht finden, obwohl wir alle Denkmäler schon durchforscht. Auch der Katalog des Todtengräbers gab uns keinen Ausweis. Ein glücklicher Zufall ließ mich es endlich entdecken; denn indem ich unter der Rubrik der „Engländer“ nachschlug, fand ich den Gesuchten. „Guglielmo Waiblinger, Q.“ stand im Register geschrieben. Drei Schritte vom Grabe des jungen Goethe, nahe an der malerischen Stadtmauer, liegt Wilhelm Waiblinger begraben. Ganz schmucklos ist seine Gruft; kein Stein, kein Kreuz, nur ein mit „Q“ bezeichnetes Stück Holz verkündet dem deutschen Landsmann, daß hier ein Dichter bestattet ist, welcher die Schönheit des Landes Italia über Alles liebte, und in preisenden poetischen Worten dieß freudig aussprach. Am Fußende seiner Gruft setzte ich mich nieder, tief ergriffen und bewegt; denn seine Schilderungen Roms und die im stillen Sabinerdorf Olévano entstandenen Gedichte waren als Knabe meine erste italienische Lektüre gewesen. Welche Sehnsucht schrieb er mir in's Herz; wie fürchtete ich bang, daß mir nie die Sonne Hesperiens leuchten würde. Und nun hat es ein gütiges Geschick dennoch gegeben! Ich suchte nach einem Zweige Rosmarin, den ich zum Andenken pflücken wollte,



Die Pyramide des Cestius in Rom.

aber nur ein einziges Gänseblümchen sproßte aus der Asche des deutschen Dichters.

Nachdem ich den Gottesacker verlassen, stieg ich auf die alte aurelianische Mauer, freie Umschau zu halten. Der Blick in die hier an Vignen reiche Campagna läßt ein Bild üppiger Fruchtbarkeit gewahren. Die Rebe erklettert den Pfirsich- und Mandelbaum, und läßt ihr Laub in reizenden Guirlanden herabwallen; im dichten Schatten ihrer großen Blätter färbt sich die Frucht des Feigenbaums; auch die Gaben der Ceres schwanken am goldnen Halm. Weiter draußen bei der Basilika von St. Paul sind die Travertinhügel so unbeschreiblich schön geformt. Der Kontrast zwischen dem öd und felsig zu Tage tretenden Gestein und der Vegetation, welche den Kamm desselben schmückt, verleiht der Landschaft einen gar originellen Zauber. Und da der Travertin eine milde warme Färbung besitzt, so entstehen im Licht des Abends magische Beleuchtungswunder, welche nicht durch schwarze Tinte, kaum durch einen mit Gold und Purpur getränkten Pinsel geschildert werden können.

Am Fuß des Monte Testaccio, wo einige Ulmen und Platanen stehen, erheben sich mehrere Osterien, deren Keller tief in den Scherbenberg gehöhlt sind, damit die köstliche Gabe des Bacchus stets kühl bleibe. Dorthin nun wandte ich mich, in vollen Zügen mich zu erquicken, denn wer weiß, wie bald den Fuß „schauerliche Lethe mir netzt“.

Eine Razzia im Dschurdschura.

Von
Arthur Weill.



Die Flucht der Kabylen.

Das französische Volk hat in diesem Augenblicke zwei noch frisch blutende Wunden, welche zu Ehren seiner „Gloire" die besten Kräfte verzehren, Rom und Mexiko; aber zu diesen Wunden kommt ein Fontanell, aus welchem seit vielen Jahren die Säfte des Volkswohlstandes fließen. Algerien, das unterjochte und doch nicht beruhigte Araberland, das

nie aufgehört hat, Opfer an Geld und Menschen zu heischen gleich einem nimmersatten Schlunde.

Nur mit der permanenten Gewalt der Waffen, nur mit namenloser Strenge gelingt es den jetzigen Beherrschern Algeriens, festzustehen auf ihrer Eroberung. Die Abkömmlinge der alten Kartager und der tapferen Mauren, deren Urväter den römischen Weltbezwingern widerstanden, unterlagen zwar im großen Ganzen den Abkömmlingen der alten Gallier, deren Beherrscher die Erbschaft der römischen Cäsaren anzutreten Miene gemacht haben, aber sie dachten noch nicht daran, sich in ewige Knechtschaft zu begeben, und noch heute ist das Innere Nordafrikas nur nominell im Besitze der Franzosen, weil sie nicht im Stande sind, ohne die unmenschlichsten Opfer ihre Waffen bis in die Tiefen der Wüste zu tragen.

Algerien bringt dem französischen Finanzsäckel nichts ein, obschon die „arabischen Bureaux“, geleitet von Offizieren, oft bis zur Tyrannei schreiten, um durch Auflagen, Konfiskationen und Erpressungen aller Art die Mittel der unterjochten Stämme zu schwächen. Die Truppen auf den innern Stationen müssen stets zum ruhelosen „qui vive?“ fertig sein, ohne ein Ende dieses krankhaften Zustandes abzusehen.

Sie legen in Folge dessen dem Araber alle üblen Eigenschaften zur Last, nennen ihn einen ungetreuen Hund, eine menschliche Ausgeburt, die nichts verdiene als die Peitsche oder Säbelklinge, und doch muß man, um gerecht zu sein, die Unabhängigkeitsliebe des algerischen Eingebornen ehren. Vom christlichen und zivilisatorischen Standpunkte aus mag ihr Leben verwerflich sein — nach dem Grundsatze, daß allen Nationen freie Selbstherrschaft und Selbstverwaltung zusteht, haben die Franzosen kein Recht, die willenlose Hingabe der arabischen Stämme zu beanspruchen und zu erzwingen.

Sie haben unmenschliche Gräuel verübt, sie haben weit ärger gewüthet als jemals die Amerikaner gegen die Indianer. Nur die Spanier, welche die alten Mexikaner vertilgten, und die Engländer, die in Indien blutige Schauspiele aufführten, können sich mit ihnen messen. Und daher kommt es, daß das Rachegefühl in der Araberbrust unvertilgbar ist, daß die Geknechteten unter ihrem schmutzigen Hemde den scharfen Dolch zücken, während sich ihr Mund zu verstellt grinsendem Lächeln verzieht.

Die Araber, namentlich im tiefen Innern des Landes, sind ein überaus muthiges Volk, und wie könnte dieß anders sein, da es eine der Hauptaufgaben ihres Lebens ist, den Löwen zu bekämpfen? Nur vor dem Löwen haben sie Respekt, dem „Herrn, der seine Kraft von Gott empfangen hat“.

Und selbst dem Löwen gegenüber zeigen sie oft Wunder des Todesmuthes. Ein junger Araber, dem keine Schießwaffe mehr zu Gebote steht, nimmt keinen Anstand, seinen linken Arm, mit dem Burnus umwickelt, dem grollenden Löwen in den Rachen zu stecken und ihn zermalmen zu lassen, um mit der Rechten den Dolch nach seinem Herzen zucken zu können.

Jules Gerard erzählt, daß einst beim Stamme der Uled-Cessi ein alter Araber seinem Knaben durchaus nicht gestatten wollte, mit Gerard an einer Löwenjagd theilzunehmen, weil dieß sein Leben kosten könne. Er versprach ihm erst eine schöne Stute, und dann ein noch schöneres Mädchen zur Frau, aber der beherzte Knabe erwiederte: „Vater, Du weißt, daß in unserem Stamme die Frauen den Feigling verachten, der nur der Kleidung nach ein Mann ist. Ich bin aus dem Stamme der Cessi und Dein Sohn; die, welche ich liebe und die meine Frau sein soll, muß den achten, welcher Alles für sie sein soll, und muß stolz auf ihn sein können. Wenn Du mir also nicht erlaubst, heute mit zur Löwenjagd zu gehen, wenn Du mich zwingst, vor Aller Augen feig zu erscheinen, so verlasse ich Dein Zelt und wandere weit fort, um meine Schande zu verbergen.“ Der erschütterte Vater konnte nicht mehr widerstehen. „Wohlan, mein Sohn,“ sprach er, „Dein Wille sei Dein Gesetz, Gott segne Deine Waffen!“

Solche Beispiele sind ganz allgemein, so daß es bei den Arabern ein beschimpfendes Sprichwort ist: „feig wie eine Hyäne“. Der Araber in Algerien wird unter Gefahren geboren, lebt und stirbt unter Gefahren, von denen die Europäer oft keine Ahnung haben. Die Armen erziehen ihre Unmündigen mit Erzählungen von bestandenen Abenteuern mit Bestien oder Stammesfeinden, oder von geschickt vollbrachten Mordthaten; sie bringen ihnen mit einer Art religiöser Weihe den Haß gegen die fremden Unterdrücker und „Christenhunde“ bei, die nach Afrika kamen, um die Stätten der Duars zu entweihen, die Schätze der Eingebornen zu stehlen und die Frauen zu entehren.

Hat der Knabe sein fünfzehntes Jahr erreicht, so spricht ihm wohl sein Vater von seinen nächsten Feinden, an denen er das Gesetz der Blutrache zu vollziehen hat, und zeigt dem Aufhorchenden ein am Zeltpfosten aufgehängtes altes Pistol und einen Yatagan. Der Knabe versteht die Mahnung und springt frohlockend nach den Waffen, die er von nun an als sein Eigenthum im Gurte verbirgt.

Aber der stolze Araber verlangt Beweise vom Muthe seines Sohnes. Er freut sich schon, wenn dieser ihm gesteht, daß er Nachts zu dem Zelte seines geliebten Mädchens geschlichen, auf die Gefahr hin, von deren Vater oder Bruder niedergeschossen oder erdolcht zu werden.

„Das ist schon etwas,“ sagt der Alte lächelnd, „aber nun zeige auch, daß Du ein Mann bist! Mache Dich unter Deinen Stammesgenossen geachtet durch eine kühne That, die Muth, Kaltsinn und Verschlagenheit verräth, so daß Du etwas giltst in der Gemeinde!“

„Gib mir nur Gelegenheit, Vater,“ bittet der Knabe stolz; „Du wirst sehen, daß ich Deines Stammes würdig bin.“

„Gut,“ erwiedert der Vater, indem er sich an seinem langen Gewehr zu schaffen macht; „Du sollst das erste Mal nicht allein handeln. Ich gehe mit Dir und einige andere tapfere Männer, die der Kaid autorisirt und der Marabut gesegnet hat. Morgen in der Nacht brechen wir auf.“

Der entzückte Knabe, welcher sich nun als Mann fühlt, kann kaum die zum Abmarsch bestimmte Zeit erwarten. Wohin es geht, kümmert ihn nicht; er weiß, daß es auf alle Fälle blutige Arbeit gibt. Den Tag über ist er einsylbig, in sich gekehrt, wie es dem Rekruten zu gehen pflegt, der von seinen Lieben Abschied nehmen soll, um unmittelbar auf den Kriegsschauplatz zu gehen. Oft greift er nach seinem blanken Stahl und betrachtet sinnend die scharfe Schneide; dann reibt er Lauf und Beschlag seines alten Pistols, daß es in der Sonne wie neugefertigt blinkt.

Mit Einbruch der Nacht verlassen zwölf Araber, in ihre Burnusse gehüllt, lautlos die Duars. Jeder von ihnen, der Knabe ausgenommen, trägt eins der langen dünnen arabischen Gewehre, die zum Theil bereits mit Perkussion versehen sind — das haben die schwarzbraunen Wüstensöhne von den Franzosen profitirt — und Pistole und Yatagan im Gürtel. An der Seite hängen Pulverhorn und ein Beutelchen mit getrockneten Datteln. Sie schleichen sich durch die Gärten, in denen, von sorglicher Frauenhand gepflegt, einige Palmen, Oelbäume, Cypressen, Myrthen, Pistazien und Feigen gedeihen, und huschen dann gleich Schatten über die Wüstenfläche, gegen deren stachlichte Cacteen sie ihre ledernen, bis zur Wade reichenden Sandalen schützen.

Aufwärts über schroffe Felsen geht ihr geheimnißvoller Weg. Der Dschebel Auras und andere Höhenzüge des mächtigen Dschurdschura werden überklettert. Nach allen Seiten lauschen die Araber mit scharfem Ohr, ob sich irgendwo ein verdächtiges Geräusch hören läßt. Hyänen und Schakals fliehen gescheucht aus dem Wege.

Ein Räuber kreuzt ihre Bahn — sie kümmern sich nicht um ihn. Sein Gewerbe ist in Algerien gebräuchlich und alltäglich.

Durch wildzerrissene, wasserlose Schluchten klettern sie abwärts, dem Thale Urten zu, das sich mit einem labenden Grün am Saume eines Wäldchens weithin dehnt. Ein nebliger Duft strömt ihnen entgegen.

„Wir schreiten dicht an des Löwen Höhle," raunte der Vater seinem Sohne zu, „aber er ist nicht mehr zu Hause. Wenn wir in die Ebene kommen, wird er uns zur Seite schleichen, ohne uns etwas zu thun, denn er denkt, wenn er des Nachts Menschen zusammenschreiten sieht, daß sie ihm leichte Beute verschaffen werden. Rinder und Lammfleisch munden dem ‚Herrn' besser wie Menschenfleisch. Er wird sich an eine Quelle legen und erwarten, daß wir ihm von unserer Beute Tribut geben. Siehst Du dort die Feuer im Thale? Das sind die Lagerfeuer unserer Feinde, der Cissa-Buhi; sie werden verlöscht sein, ehe wir die Duars erreichen, und die Hunde, die nicht schlafen, werden wir tödten."

„Weißt Du, mein Sohn, wer dort schlummert im Arme seiner Frauen? Mein Todfeind El-Zeruki. Ich werde Dir sein Zelt zeigen — thue Du dann das Deinige!"

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als die Uled-Cessi in der Nähe der Duars der Cissa-Buhi anlangten.

Die Duars, vielleicht fünfzehn bis zwanzig, standen im weiten Kreise, von guten Hunden bewacht. In der Mitte waren die Heerden geborgen.

Während der Alte seinem Sohne das Zelt seines Feindes zeigt und dieser in demselben verschwindet, beschäftigen sich die Uebrigen damit, auf allen Vieren auf die anschlagenden Hunde zuzukriechen, sie zu erwürgen und die Dornen wegzuräumen, welche den Zeltkreis und den Eingang zu dem Vieh verschließen. Rasch sind sie hinein und treiben so viel Vieh, als sie erreichen können, heraus. In diesem Augenblicke ertönt an der andern Seite der Duars das schreckliche Brüllen des Löwen, welches die Araber mit dem treffenden Namen „rad" (Donner) bezeichnen. Alle Hunde schlagen laut an und wenden sich, mit den Nasen in der Luft witternd, voll Wuth nach der Seite des Löwen. Die Bevölkerung des Lagers erwacht.

Jetzt knallt ein Pistolenschuß. Der junge Araber hat den Feind seines Vaters erreicht. Er lag in seinem Zelte quer vor dem Eingange, ein Pistol unter dem Kopfpolster, den Yatagan neben sich, der Knabe beschlich ihn und schoß ihn in den Kopf, ehe er erwachte. Die Frauen kreischen; der Mörder entflieht, das Herz voll Lust über das Gelingen seiner That.

Der Löwe, welchem die Zeit lang ward, weßhalb er sich selbst, die Lagerhecke überspringend, sein Nachtmahl holte, machte den Räubern eine günstige Diversion. Alle Aufmerksamkeit der erwachten Araber ist auf die Seite gerichtet; aber die Frauen des Ermordeten, welche schreiend und mit gerungenen Händen aus dem Zelte stürzen, unterrichten die Cissa-Buhi von der Anwesenheit einer anderen Art von Feinden.

Diese betreiben indeß ihre Flucht, die tiefe Dunkelheit befördert deren Gelingen. Aber jetzt mischt sich ein Element hinein, auf welches sie nicht rechneten.

Ein Detachement Franzosen, auf einer Streiferei begriffen, lagerte bei den Zelten in tiefer Ruhe.

Rasch waren die tapfern Chasseurs d'Afrique auf den Beinen, als der erste Lärm ertönte. Sie griffen zum Gewehr und eilten in den Kreis, mitten unter die lärmenden und entsetzten Araber. Der Löwe, ohnehin längst mit seiner Beute nach den Bergen entsprungen, fesselte ihre Aufmerksamkeit nicht — dergleichen Schauspiele waren sie längst gewohnt; aber der geschehene Mord und das fehlende Vieh brachte sie auf die Fährte der menschlichen Einbrecher. Sie marschirten im Eilschritt hinaus in's Dunkel der Nacht, in tiefster Stille, das Ohr nach allen Richtungen haltend, indeß zunächst ohne Erfolg.

Auf gut Glück schlugen sie den Weg nach den Bergen ein, dem Zufall überlassend, was menschlichem Scharfsinn unmöglich war. Sie marschirten so rasch, daß sie noch vor den flüchtigen Räubern, doch an einer andern Stelle, das Gebirge erreichten.

Der Morgen graute, als sie eine Bergkante erklommen hatten, von wo aus ihnen eine weite Umschau gestattet war. Da sahen sie plötzlich, etwa eine halbe Stunde entfernt, Araber, welche bewaffnet waren und Vieh trieben, in einer Felsschlucht verschwinden. Sie liefen auf der Höhe fort, um die Flüchtigen zu umgehen und in der Flanke zu fassen. In Zeit von einer Stunde hatten die beiden Parteien sich im Gesicht. Die Araber ließen erschreckt ihr geraubtes Vieh im Stich und suchten auf die entgegengesetzte Höhe zu gelangen. Die Jäger beeilten sich ihrerseits in Schußweite zu kommen.

Des Knaben Auge leuchtete vor Muth. Er hielt sein geladenes Pistol schußfertig und umspannte krampfhaft den Griff seines Mordstahls. Der erste Mord, den er begangen, hatte Blutdurst in ihm erweckt.

Die französischen Jäger schossen mit ihren weittragenden Gewehren, die Araber gaben fliehend einige Schüsse ab. Keiner von beiden Theilen traf. Die Araber erreichten den entgegengesetzten Kamm des Gebirges und glaubten in einer tiefen Rinne, die zu einer versteckten Hyänenhöhle führte, Schutz zu finden.

Da plötzlich drangen die Jäger von einer andern Seite über so schroffes Gestein, daß die Araber den Uebergang für unmöglich gehalten hatten. Die Räuber waren in die Flanke genommen. Der Knabe war das erste fallende Opfer. Er wälzte sich in seinem Blute. Sein Vater verweilte einen Augenblick bei ihm und gab ihm die Hand, dieser Verzug war sein Verderben. Er ward der Letzte der Flüchtigen und stürzte, getroffen, von der Spitze eines Felsens in die Tiefe.

Mit Gazellengeschwindigkeit flogen die Uebrigen abwärts, die Gewehre hoch gehoben und Verzweiflungsrufe ausstoßend. Noch Vier stürzten, von Kugeln der schrecklichen Rächer erreicht. Der Rest entfloh in die Wüste und fand, nach mehrtägiger Abwesenheit, statt der heimischen Duars nur rauchende Trümmer. Die Franzosen hatten das Rachewerk vollzogen, Weiber und Vieh fortgeführt, die Männer erschlagen, die Zelte verbrannt.

Das ist ein Stück Araberleben in der Wüste.

Des größten Dichters Jubiläum.

William Shakspeare.

II.

(Schluß.)

Anzunehmen ist jedenfalls, daß sich sein Genius schon früh in ihm regte, daß, seinen Forderungen zu genügen, ihm die kleinlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt keinen Halt und keinen Spielraum gewährten, und daß er zum Ersatz dafür seinem jugendlichen Feuer in mancherlei Ueberschreitungen Luft machte, durch die er mit den Gesetzen in Kampf gerieth, darüber sein Geschäft versäumte und seine finanziellen Verhältnisse in gänzliche Zerrüttung brachte. Er konnte sich in seiner Vaterstadt nicht mehr halten und ging, wie so viele andere in der Provinz Zurückgekommene vor ihm, nach dem großen London, ermuntert durch das Beispiel eines Verwandten und Landsmanns von ihm, Thomas Green, der in London als ein berühmter Schauspieler galt. Shakspeare gedachte dieselbe Carrière einzuschlagen, und wer diese Carrière einschlug, mußte, da der Schauspielerstand damals (worüber Shakspeare selbst in mehreren seiner Sonette Klage führte) noch grenzenlos verachtet war, nothwendig ein bürgerlich Schiffbrüchiger sein. Dieß nun mögen die äußeren Gründe seiner Flucht von Stratford gewesen sein; aber wir wollen bei ihnen nicht stehen bleiben, sondern einfach sagen: Shakspeare folgte, als er nach London ging, seinem innern

Instinkt und dem unwiderstehlichen Rufe seines Genius. Was ihn in London erwartet, wußte er nicht, aber er fühlte es wie eine Vorherbestimmung, daß ihm hier Großes gelingen werde.

Pedantische Sittenrichter, die den Genius unter dieselben engen Gesetze stellen möchten, durch die das Pfahlbürgerthum allerdings leidlich zusammengehalten wird, haben Shakspeare scharf dafür getadelt, daß er Haus und Familie im Stiche ließ, während er doch in allen seinen Dramen in unbestechlichster Weise das Richteramt über jede Verletzung der sittlichen Ordnungen geübt habe. Hierauf ist einfach zu fragen: hätten wir einen Shakspeare, den großen Dichter Shakspeare, wenn er in dem kleinen Stratford geblieben und hier gänzlich vermodert wäre? Nicht daß wir, wollen wir so fragen, für den Genius ein ausschließendes Sittengesetz im Allgemeinen statuiren wollten; aber es gibt Ausnahmsfälle, und zu diesen gehört derjenige Shakspeare's. Dieser konnte, dieß ist wohl als ziemlich gewiß anzunehmen, sich in Stratford gar nicht mehr halten; er hätte, wäre er geblieben, seine Familie nur in sein eigenes Verderben mit hineingerissen; es blieb ihm mithin keine Wahl. Dem Genius kommt oft eine solche äußere zwingende Nothwendigkeit zu Hülfe.

Von London aus gelang es ihm, durch harte Arbeit und Sparsamkeit den Ruf und den Wohlstand seiner Familie wieder herzustellen, und wenn diese auch Stratford niemals verlassen zu haben scheint, vielleicht weil er es aus gewissen Gründen so wollte oder die Seinigen selbst es vorzogen, in Stratford zu bleiben, so konnte er, da die Spielzeit in London nur vierzig Wochen dauerte, seine Familie jährlich auf längere Zeit besuchen. Dieß scheint in der That sehr oft, wenn nicht regelmäßig jedes Jahr, der Fall gewesen zu sein; ja es wird ausdrücklich erzählt, daß er auf diesen Reisen nach Stratford, wo er bereits 1596 ein Haus angekauft hatte, allemal in Oxford bei dem Kronengastwirth John Davemant, einem Liebhaber von guten Schauspielen, vorgesprochen habe, wobei dessen siebenjähriges Söhnlein (der nachherige Dichter Sir William Davenant) aus der Schule zu rennen und fast athemlos den Begegnenden zuzurufen pflegte: „er müsse seinen Gevatter Shakspeare sehen". Haben wir doch auch außerdem Ben Jonson's und andere glänzende Zeugnisse für Shakspeare's Redlichkeit, Dienstfertigkeit, edle Denkart und Tugend.

Shakspeare wurde kein großer Schauspieler, aber ein großer Schauspieldichter, obschon er in einigen Rollen mehr zweiten Charakters, namentlich als Geist in seinem eigenen „Hamlet", brav gewesen sein soll; auch gab er die Stellung als Schauspieler schon früh, vermuthlich im Jahre 1603 gänzlich auf, während er noch viele Jahre, vielleicht bis 1614, sicherlich aber bis zu seinem Wegzuge nach Stratford, Stücke zu verfassen fortfuhr. Durch sein alle englischen Schauspiele vor ihm in Schatten stellendes Talent, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Geselligkeit, seinen geistreichen und behenden, dabei aber nie bösartigen Witz gewann er bald auch unter der englischen Aristokratie Gönner und Freunde, darunter den edelsinnigen, freigebigen, für Dichtkunst und Wissenschaft begeisterten Grafen Southampton, an den nach der allgemeinsten Ansicht der größte Theil seiner wunderbaren Sonette gerichtet ist, die Lords Essex, Pembroke und Montgomery, und andere Herren vom Hofe. Er besaß die Gnade der Königin Elisabeth, welche ihn zur Ausarbeitung seiner „Lustigen Weiber von Windsor" veranlaßte, wie ihres Nachfolgers, des Königs Jakob I., der ein eigenhändiges ehrenvolles Schreiben an ihn richtete. Kurz, wenn einer dem Stande der Schauspieldichter und Schauspieler in England zu größerem bürgerlichem Ansehen verholfen hat, so war dieß Shakspeare. Die Verhältnisse in London waren für ihn die angenehmsten und durchaus geeignet, ihm jene Freudigkeit und Klarheit des Gemüthes zu wahren, wie sie für ein poëtisches Schaffen wie des Shakspeare's nothwendig sind. Es war noch das „alte lustige England", und da finden dann in der „Mermaid" jene durch Geist und Witz gewürzten Zusammenkünfte zwischen Shakspeare, Ben Jonson, Fletcher, Donne u. s. w. statt, von denen noch lange die Rede war. In den unvergleichlichen Witzkämpfen (wit-combats), die da zwischen Shakspeare und Jonson ausgefochten wurden, erschien Ben Jonson, nach Ruller's Worten, wie eine spanische Galeere, „weit höher gebaut an Gelehrsamkeit, fest und gediegen, aber langsam in seinen Einfällen"; Shakspeare wie ein englisches Kriegsschiff, „kleiner an Masse, aber leichter im Segeln, so daß er sich mit jeder Flut, gradaus und seitwärts drehen und jeden Wind durch die Behendigkeit seines Witzes und seiner Phantasie nutzen konnte". Auch seine ökonomischen Verhältnisse waren der erfreulichsten Art. Sein Antheil an dem Einkommen des Globus-Theaters betrug jährlich zwei- bis dreihundert Pfund, was für die damaligen Zeiten ein sehr beträchtliches war, nach Collier sogar vierhundert Pfund, eine Summe, deren Werth (nach Kreißig) einer heutigen Revenue von zwölftausend Thalern reichlich gleichkommen dürfte. Daß es dabei auch Shakspeare nicht an traurigen Erfahrungen fehlte, daß er genug Gelegenheit hatte die Schlechtigkeit der Menschen, die Gemeinheit, den Eigennutz, die Intriguensucht, die Hinterlist, den Neid weniger glücklicher Schauspieldichter und besonders den Undank kennen zu lernen, läßt sich denken; denn das ist ein allgemeines Loos, besonders aber Derjenigen, welche auf einer Höhe des Geistes, des Gemüths und der Sittlichkeit stehen wie Shakspeare. Mit den Jahren mögen diese Erfahrungen zugenommen haben oder von Shakspeare ernsthafter aufgefaßt worden sein; denn es ist bezeichnend, daß gerade einige seiner letzten Stücke von dunkler, tief melancholischer Färbung und etwas harter und strenger Ausführung sind. Seine heitersten und übermüthigsten Lustspiele fallen noch in die Zeit vor 1600; sein nach jetziger Annahme spätestes Lustspiel „Der Sturm" trägt einen ganz anderen, schwereren Charakter.

Vielleicht trugen solche bittere Erfahrungen, die er sich zum Theil durch seine eigenen Leidenschaften, auf die er auch in seinen Sonetten anspielt, zugezogen haben mochte, nicht wenig dazu bei, daß er im Jahre 1611 oder 1612 den Entschluß faßte, London zu verlassen, die Schauspieldichtkunst aufzugeben und sich nach seiner Vaterstadt zurückzuziehen. Dieser Entschluß gehört gleichfalls zu den wenig erklärten Umständen in Shakspeare's Leben. Er, der gerade jetzt in der Vollreife seines dichterischen Schaffens stand, und dem es Bedürfniß zu sein schien, seine Ideen dramatisch zu verkörpern, und als Lehrer der Menschheit von der Bühne zum Volke zu reden, verließ jetzt den Schauplatz seines Ruhms, das lebendige große London, und begab sich wieder nach dem stillen Stratford, um hier fern von allem Theaterleben seine letzten Lebensjahre zu verbringen. Es ist zweifelhaft, ob er überhaupt in Stratford noch etwas gedichtet hat; wir vermuthen, daß er auch den „Othello", dessen Entstehung man gewöhnlich in das Jahr 1611 setzt, noch in London verfaßt habe.

In Stratford hatte er, wie schon bemerkt, bereits 1596 ein Haus, das beste Haus der Stadt, angekauft, es nach seinen eigenen Angaben neu herrichten lassen und es New-Place genannt. Auch erwarb er später ein zweites Haus und weiteren Grundbesitz an Aeckern und Gärten. Viel mehr ist von seinem Aufenthalt in Stratford und seinen letzten Lebensjahren nicht bekannt. Anfangs des Jahres 1616 machte er sein Testament, worin er seine jüngste Tochter und deren Ehemann zu Haupterben einsetzte, unter Anderen auch mehreren seiner alten Bühnekameraden (fellows), jedem 20 Sh. 8 P., vermachte, um sich einen Ring zu kaufen. Er starb genau zweiundfünfzig Jahre alt, gerade an seinem Geburtstage, 23. April 1616, man weiß nicht an welcher Krankheit. Seine Leiche wurde in der Hauptkirche der Stadt beigesetzt und ihm ein Denkmal mit lateinischer und englischer Inschrift errichtet. Ein anderes schönes Denkmal errichtete man ihm im Jahre 1741 in der Westminster-Abtei zu Lon-

don im Poetenwinkel. Seine Frau überlebte ihn noch fünf Jahre, indem sie erst 1623 starb; seine Töchter waren beide verheirathet; mit seiner Enkelin Lady Bernard, welche im Jahre 1670 starb, erlosch der Stamm. Sein Wohnhaus ist noch jetzt begreiflicherweise der Wallfahrtsort der zahlreichen Verehrer Shakspeare's aus allen Gegenden und Enden der Welt, besonders aber seiner Landsleute.

Mehr würden wir von Shakspeare's persönlichen Schicksalen und seinem, so mannigfaltige Räthsel bietenden Bildungsgange, der zu so vielen oft höchst gewagten und abgeschmackten Vermuthungen führte, und den noch keine vollkommen aufhellen konnte, jedenfalls wissen, wenn nicht, was allerdings unbegreiflich erscheint, sein Name, nachdem der Geschmack unter Karl dem Ersten eine ganz entgegengesetzte Richtung nahm, für längere Zeit verdunkelt und vergessen worden wäre. Wie es sogar auch bei uns in Deutschland eine Zeit gab, wo man gothische Bauwerke für geschmacklos, abstoßend, finster und barbarisch hielt, und sie am liebsten gänzlich vom Erdboden vertilgt hätte, um Bauwerkchen im verschnirkelten Roccocostyle an ihre Stelle zu setzen, so gab es auch in England eine Zeit, wo man Shakspeare's Dramen für barbarisch und geschmacklos zu halten anfing, sich nicht mehr um ihn kümmerte, und vielleicht viele handschriftliche und gedruckte Urkunden, die über sein Leben Aufschluß geben konnten, muthwillig untergehen ließ. Dieser Verlust ist nun, wo man alle Archive nach Urkunden über Shakspeare aufwühlt, leider nicht mehr zu ersetzen. Um so mehr wirkte sein Geist, nachdem man Shakspeare's überragende Größe wieder erkannt, in der englischen Literatur, und besonders in der Romandichtung, dieser jetzigen Lieblingsgat-



Die erste Vorstellung des Hamlet auf der berliner Bühne [1777] *).

tung der Engländer, fort, die, meinen wir, in der Färbung und in der Charakterzeichnung den Einfluß Shakspeare's fortdauernd sehr deutlich verräth. Die Neigung für das Drama hat sich in England überhaupt sehr verringert, der Geschmack namentlich der höhern Klassen sich leider nur zu sehr dem Ballet, der Oper und den Ausstattungsstücken zugewendet, und namentlich auch die Pruderie der vornehmen englischen Damen einen hohen Grad erreicht, und so genießt Deutschland den Ruhm, daß auf seinen Bühnen die Dramen Shakspeare's gegenwärtig mehr eingebürgert sind als selbst auf den englischen Bühnen. Möge Deutschland diesen Ruhm eifersüchtig zu wahren suchen!

*) Shakspeare's Hamlet war von Schröder, dem berühmten hamburger Schauspieler, auf der dortigen Bühne am 20. September 1776 zum ersten Male aufgeführt, und damit der Dichter in Deutschland eingeführt worden. Brockmann, der auf unserem Bilde den Hamlet spielt, brachte ihn auch den übrigen deutschen Theatern, und so war Shakspeare für uns gewonnen, die wir ihm, stammverwandt, eine zweite Heimat boten.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Yola Brossy war nicht nur die Nacht, sondern auch den folgenden Tag bei Carla geblieben. Die beiden Mädchen hatten die Hütte besucht und wanderten heiter plaudernd von ihren freundlichen Hoffnungen für die Zukunft auf den Anhöhen umher. Sie hatten Sennor Carnar gar nicht gesehen, und Moratin war gegen Beide so ungewöhnlich freundlich, daß der Tag heiter und ruhig dahinfloß.

Die Schaluppe, die Carnar und Moratin gesehen, war an der Mündung der Bucht gelandet, und der Kapitän hatte einen Boten an die Küste geschickt, um nach Leon Brossy zu fragen. Auf die Antwort, daß derselbe der Küste entlang gefahren sei und erst in ein oder zwei Tagen zurück sein werde, kehrte der Ausgesandte zurück und man vernahm nichts weiter von dem Schiffe.

Der Vorfall hatte übrigens Carnar und Moratin viel zu schaffen gemacht. Das ängstliche Interesse des Ersteren wuchs mit jedem Augenblick. Er fragte seinen Freund wohl hundertmal des Tages, was der Kapitän der Schaluppe von Brossy wolle. Von Moratin begleitet ging er mehrmals zu der Fallgrube im Walde, um sich zu überzeugen, daß Carla's Vater und Bruder weder entkommen, noch Versuche zu entkommen machten. So verging der Tag.

Es war schon Dämmerung, als Carla und Yola von einem Hügel herunter dem nördlichen Theil von Loretto zugingen. Sie hatten die alte Ruine einer Kirche besucht, die zur Zeit der Unterdrückung der Spanier in Mexiko gebaut wurde, und die man jetzt häufig besuchte. Nachdem sie sich Alles genau besehen hatten, gingen sie heimwärts durch den Wald, ruhten manchmal wieder aus, und plauderten lebhaft zusammen.

„Was das für ein düsterer Ort ist!" sagte Yola, um sich blickend. „Glaubst Du, daß es Geister gibt?" — „Wie soll ich das wissen? Ich glaube, es gibt welche für Diejenigen, die daran glauben," antwortete Carla. „Warum fragst Du?" — „O ich dachte gerade, wie ich erschrecken würde . . ." Sie vollendete den Satz nicht, sondern sprang, am ganzen Körper vor Schrecken zitternd, vom Boden auf. — „Was sagtest Du? Warum hast Du Dein Wort nicht vollendet?" — Es dauerte einige Augenblicke, ehe Yola sprechen konnte. „Hast Du es denn nicht gehört?" fragte sie. — „Was gehört?" — „Eine schwache, hohle Stimme . . ." — „Eine Stimme? Was sagte sie? Wo war sie? Hörst Du sie noch?" — „Eine Stimme, welche rief: Hülfe — Hülfe! Halt, jetzt wieder; hörst Du es nicht?"

Beide horchten aufmerksam, und der Ruf, welcher Yola so heftig aufgeschreckt, wurde wiederholt. Es war offenbar die Stimme eines Mannes, dem etwas zugestoßen, und die schwach und undeutlich zu den Ohren der Mädchen drang, wie es schien aus großer Entfernung. Nachdem es sich erst öfter wiederholte, sagte Carla: „Ist es nicht sonderbar, — mir scheint, der Ton kommt aus dem Boden unter uns." — „So kam es auch mir vor; ich glaubte nur, Du würdest lachen, wenn ich das sage. Hörst Du's wieder? Wollen wir fort, Carla, oder wollen wir antworten?"

Carla blickte durch den Wald in der Richtung nach dem Dorfe; sie schien nicht ängstlich, nur durch den unheimlichen Ton etwas verwirrt. Obgleich sie unermüdet horchte, so dauerte es doch lange, bis sie genau wußte, woher der Ton kam. Endlich jedoch entschlüpfte ihr ein Wort freudiger Ueberraschung; sie kniete nur einige Schritte von der Stelle, wo sie gesessen hatten, auf den Boden. „Hier ist der Ort!" rief sie, „sicherlich eine Höhle. Hörst Du nicht viel deutlicher als zuvor? Es scheint hier zu sein," und sie sah sich ängstlich um. „Wenn es nicht so dunkel hier wäre, könnte es uns gelingen den Eingang zu finden." Sie untersuchte sorgfältig die Oberfläche des Bodens, stöberte die Blätter und das niedere Gesträuch auf, und entdeckte ein Loch von ziemlicher Größe, von welchem der Rasen sichtlich erst ganz kurz weggenommen war. Noch ein Moment, und sie sah, als sie wieder Blätter aufstöberte, das Ende eines Brettes. „Was ist das?" murmelte sie. „Hier liegt etwas auf dem Boden." — „Sei vorsichtig!" sagte Yola. „Vielleicht hat hier Jemand eine Grube angelegt, und das ist der Schacht." — „Das ist es," antwortete Carla, während sie an dem Brett, das sie entdeckt, rüttelte. „Hier!"

Es gelang ihr, das Brett etwas zu bewegen, und sogleich hörten sie das Geprassel von Schmutz und Steinen, die in die Grube fielen, über welche das Brett gelegt war. Die Mädchen waren aber noch mehr überrascht, als sie eine große Oeffnung im Boden entdeckten, und die Stimmen, die sie gehört, viel stärker, und der schwache Hülferuf nun lauter wurde.

„Helft! — helft, da oben, wer ihr auch seid!" schrie die Stimme. „Wir sind in großem Elend. Rettet uns vom entsetzlichen Hungertode oder Erfrieren! Helft! helft!"

Die Mädchen waren durch den schrecklichen Ton dieses Hülferufes sehr erschreckt. „Wie entsetzlich, wie furchtbar!" rief Yola, „was fangen wir an?" — „Ich weiß, was es ist," antwortete Carla. „Arme Männer! es sind Bergleute, denen ein Unglück zugestoßen. Wir müssen ihnen heraushelfen." — „Ach Gott!" rief Yola, „es ist schon beinahe Nacht. Ich schaudere bei dem Gedanken, in der Dunkelheit hier zu sein. Wie können wir ihnen helfen?" — „Wir müssen diese Bretter wegschieben. Das sieht freilich nicht wie ein Zufall aus, man könnte glauben, daß sie absichtlich in diese Grube gestoßen worden. Hilf mir dieses Brett halten, Yola, und wir wollen das Loch so groß machen, daß wir sie sehen können."

„Gott sei's gedankt! Das sieht wie Hülfe aus. Freue Dich, Vater, das sind keine Feinde, das sind Freunde. Ich kann ihre Stimme hören. Es sind Frauen." Carla stellte sich näher zur Oeffnung und versuchte in die Grube zu schauen. Da sich die Schatten des Zwielichts besonders an diesem einsamen Orte sehr verdunkelten, so konnte sie die gefangenen Männer nicht sehen, und ebensowenig die Art und Größe des Ortes, wo sie begraben waren. „Wir werden alle Bretter wegnehmen müssen, liebe Yola," rief Carla. „Schnell, daß wir keinen Augenblick verlieren." Sie gingen rasch an's Werk, und hatten bald so viel von der Ueberdeckung weggehoben, daß sie im Stande waren die Form der Grube zu sehen, und zwei undeutliche männliche Gestalten auf dem Boden zu bemerken, von denen die Eine aufrecht stand und nach oben blickte, die Andere aber auf dem Boden lag. „O, hier sind sie!" rief Carla.

„Wie könnt ihr uns helfen?" fragte Palo Marino — der Stehende war er. „Habt ihr ein Seil?" — „Nein, Sennor." — „Auch keine Stange, die uns als Leiter dienen könnte?" — „Nein. Aber könnten die Bretter nicht dienen?" fragte Carla, „könnt ihr diese nicht brauchen?" — Marino überlegte einen Augenblick und fragte dann: „Wie lange sind sie?" — „Ein wenig länger, als die Grube breit ist." — „Das ist gerade, was ich brauche!" antwortete Marino neu belebt. „Laßt eines herunter, gute Frauen, und ich will sehen, ob es geht." Carla that, wie er wünschte, und ließ das Brett bis zu der von Marino angegebenen Stelle hinab. Als er fand, daß das Brett fest stand, und stark genug war ihn zu tragen, stieß er einen Freudenschrei aus. „Sieh', lieber Vater," rief er, und sprang auf das Brett, „ein halbes Dutzend solcher Stufen werden uns aus der Grube helfen."

Bei diesen Worten erhob sich der ältere Marino, der durch den Fall in die Grube in vergangener Nacht sich sehr beschädigt hatte. „Gott sei Dank!" rief Carla, „sie werden nun bald bei uns sein." — „Mehr Bretter!" rief Marino, „verzeiht, wenn ich vor Ungeduld unhöflich erscheine. Wenn ihr alle vorhandenen Bretter herunterlassen wollt, so werden wir bald einen Ausweg gebaut haben, und verdanken unser Leben und unsere Freiheit euch."

Carla und Yola ließen die Bretter in die Grube hinab und trugen Sorge, die beiden Männer nicht zu stoßen, und Palo fuhr fort an der Treppe zu bauen. Es war eine schwierige Arbeit; denn die Erde an der Seite der Grube war so fest, daß es ihm schwer wurde eine Stufe zu bilden, auf der jedes Brett ruhen sollte. Die Mädchen beobachteten ihn längere Zeit, so gut es die Dunkelheit erlaubte. Endlich, als Palo das dritte Brett gelegt hatte, und ganz schwach und erschöpft innehielt, um auszuruhen, fragte Carla: „Könnt ihr uns nun gut hören?" — „Ja, ja." — „Dann sagt uns, wie ihr in diesen schrecklichen Zustand gekommen?"

— „Recht gerne werde ich euch das erzählen," war die Antwort. „Wir wurden von einem Manne, der sich Carnar nennt, in diese Falle gelockt." — „Carnar! — ist es möglich?" rief Yola; „nun, wie machte er es?" — „Er that, als wenn er uns zu Jemand führen wollte, den wir suchten. Wie es scheint, hatte er diese Fallgrube bereit, ob für uns oder einen besondern Zweck, bin ich außer Stande zu sagen. Ich . . ."

Ein Stöhnen des ältern Marino unterbrach die Verhandlung, er sah nach seinem Vater und kam ihm zu Hülfe.

„Seht, Sennoras," rief er ihnen einen Augenblick später zu, „mein Vater hat sich beim Fall in die Grube verletzt und zittert am ganzen Körper vor Kälte." — „Wickelt unsere Shawls um ihn," antwortete Carla, während sie dieses Kleidungsstück abnahm und ihm zuwarf, und Yola beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen. — „Tausend Dank! Ich wollte euch eben einen Vorschlag machen. Wohnt ihr in der Nähe?" — „Ja, zehn Minuten entfernt." — „Da es wohl längere Zeit anstehen wird, bis ich herauskomme, und noch viel länger, bis mein Vater zu gehen fähig ist, so meine ich, ob nicht Eine von euch oder lieber Beide gehen wollten, uns etwas zu essen und zu trinken zu holen, damit wir etwas finden, wenn wir oben sind. Es wird dunkel und der Boden wird immer härter, und da ich beim Legen der Bretter sehr vorsichtig sein muß, damit wir nicht wieder hinunterstürzen, so wird die Arbeit für einen Mann von meiner Kraft beinahe zu groß." — „Wir wollen Alles thun, was ihr sagt," fiel Carla ein, „denn wir möchten euch nach Kräften helfen." — „So bringt uns so schnell wie möglich zu essen und zu trinken. Wenn ihr Freunde habt, auf die ihr euch verlassen könnt, so bringt sie mit. Vor Allem aber sorgt dafür, daß Carnar und sein Freund nicht kommen. Er ist einigemal mit einem Manne gekommen, den wir nicht sahen, und es ist sehr zu fürchten, daß er wieder kommt, gerade zur ungelegensten Zeit." — „Lebt wohl für einige Minuten," rief Carla. „Komm', Yola!"

Die Mädchen eilten Moratin's Haus zu, und Palo machte sich wieder an die Arbeit. — „Arbeite nur, mein Sohn!" sagte sein Vater, der sich von den heftigen Schmerzen, die ihn gequält, wieder etwas erholt hatte. „Ich will alle Kräfte zur letzten Anstrengung sammeln."

Palo stellte die Bretter auf, damit er sie holen konnte, wenn er sie brauchte, und fing an sie in der Grube einzulegen, so oft er wieder eine Stufe fertig hatte. Er arbeitete so fort und war bald der Oberfläche nahe. — „So ist es gut, mein Sohn," rief der ältere Marino, dem offenbar die Aussicht auf Befreiung wieder mehr Kräfte verlieh. — „Noch einige Augenblicke, und Du wirst in Sicherheit sein."

Ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte Palo; denn er fühlte, daß das oberste Brett, das er gelegt, unter ihm wich. — „Was gibt's, mein Sohn?" fragte der Vater mit schwacher Stimme. — „Ich war nahe daran, zu fallen," antwortete Palo, als er sich auf das nächstliegende Brett rettete. — „Der Boden ist so hart wie ein Kieselstein, und ich habe meine Hände schon überall aufgerissen. Das Ende des Brettes hielt nicht fest in dem Loche, das ich gemacht." — „Versuche es wieder." — „Ja, Vater." Er machte sich von Neuem an die Arbeit. „Wenn ich dieses Brett fest an seinem Platze habe, und dann noch eines darüber, dann werde ich im Stande sein hinauszukommen." Er arbeitete, durch den erschöpften und leidenden Zustand seines Vaters ermuthigt, fleißig weiter. „Könnten die Frauen noch nicht zurück sein?" fragte der ältere Marino. — „Noch nicht ganz. Wir müssen Geduld haben; ich hoffe, wir werden sie bald sehen."

Er hatte sein Werk beinahe beendigt, als er einen Ausruf zorniger Ueberraschung und hastige Schritte hörte, was ihn aufzusehen veranlaßte. Er sah in dem Halbdunkel einen Mann, der an den Rand der Grube geeilt war und auf ihn niederblickte. Dieser Mann war Moratin.

(Fortsetzung folgt.)

Der größte Luftballon.

Von

Ernst Robert.

Ganz Paris war auf den Beinen, als Nadar, jener Tausendkünstler, dessen Namen man in Riesenlettern auf den Wänden der höchsten Häuser der Seinehauptstadt liest, die Luftfahrt mit seinem Riesenballon unternahm. Ein Riesenatelier von zweihundert Nähterinnen hatte den kolossalen Bau zusammengenäht, der 270 Fuß im Umfang und 180 Fuß in der Höhe maß. 6098 Kubikmetres Gas verschluckte das Ungeheuer, während der größte der bisherigen Ballone nur die Hälfte für seinen Durst gebraucht. Der Ballon besteht aus zwei Theilen: dem Ballon selbst und einem Hause, das als Schiff diente, und auf Rädern von vier Pferden vor dem Ausflug unter der versammelten Masse umhergeführt wurde. Das Schiff enthielt ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und ein Waschzimmer, eine photographische Anstalt, eine Presse, eine Gepäckkammer. Die Reisenden bezahlten tausend Franken für die Fahrt, die nach der Masse von Nahrungsmitteln auf eine Reise nach St. Petersburg berechnet sein konnte. Unter den Reisenden befanden sich alle Stände von der Prinzessin bis zum Neger herab. Der Ertrag der Fahrt, welcher hauptsächlich in dem Erlös aus Zuschauerkarten (600,000 Fr.) bestand, sollte zur Erbauung eines Aeromotive nach Nadar's Planen verwendet werden, denn mit dem Ballon wollte man ein- für allemal brechen. Um fünf Uhr endlich wurden die Stricke, welche sechzig Soldaten festhielten, losgelassen, und der Ballon stieg sicher und gleichmäßig in die Höhe; nur kurz dauerte ein Schwanken, dann nahm er die Richtung nach Nord-Ost. Die Reisenden erzählen, daß, als der Ballon in die Höhe stieg, sich überall Gebirge von Wolken in den phantastischsten Gestalten und Farben zeigten. Um 8½ Uhr in einer Höhe von 1500 Meter fand man die Sonne wieder, welche ein helles Licht auf alle Wolken warf, die sich von nun an unter dem Luftballon befanden. Die Wirkung des Lichtes auf den von unten erleuchteten Ballon hatte etwas so Magisches, daß einige Augenblicke lang alle Reisenden in voller Ekstase waren. Als man die am höchsten gelegenen Wolken passirte, erhielt der Ballon einen Stoß, er beugte sich etwas auf die Seite hin, aber Niemand bekam — so behaupten nämlich die Reisenden — Furcht. Man rief Godard zu: „Hinauf, hinauf; wir wollen so hoch steigen wie Jakob's Leiter." Alle waren indessen bis auf die Haut durchnäßt, ohne daß es im Geringsten geregnet hätte. Die Wolken waren aber so dicht gewesen, daß es beinahe einer Fahrt im Wasser glich. Als das Seil der Klappe zerriß, war man ungefähr 2000 Metres hoch. Das Niederfallen wurde mit großer Geschwindigkeit bewerkstelligt, und die Reisenden stiegen auf einem frisch gepflügten Ackerfelde aus der Gondel, die die Erde berührte. Als der erste Anker seinen Haken verlor, wurde das hölzerne Haus, worin sich die Reisenden befanden, umgeworfen und während zwanzig Minuten am Boden hingeschleift. Man kann sich denken, in welcher Lage sich die Reisenden während dieser tollen Fahrt befanden. Sie hatten keinen andern Haltpunkt als die Seile des Ballons, an die sie sich anklammerten. Jedermann that aber seine Schuldigkeit. Es gab keinen Furchtsamen, die Verletzungen sind übrigens so unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth ist davon zu sprechen. Als der Ballon endlich befestigt worden, rief man die Bauern zusammen, die sich in großer Anzahl einfanden. Sie führten die Reisenden nach dem nächsten, vier Stunden von Paris entfernten Dorfe Barey, wo man die Nacht blieb. Die Reisenden sind voll Begeisterung über diese prächtige Fahrt. — Die erste Fahrt ermuthigte Nadar zu einer zweiten, welche er am 17. Oktober unternahm. Napoleon war zugegen, als Nadar auffuhr. Die Fahrt sollte unglücklich enden. Am 19. sah man

Morgens über Nienburg (Hannover) mit südwestlichem Winde einen Ballon fliegen. Die untere Hälfte des Ballons schien gasleer zu sein, und flatterte in dem sie umgebenden Stricknetze hin und her. Der Ballon schwebte in geringer Höhe unmittelbar über den Häusern, und die in der Gondel befindlichen Personen schienen die Absicht zu haben, sich hier niederzulassen; denn als der Ballon über der Nienburg-Hannover'schen Chaussee nach dem Bahnhof hin dicht über den Häusern wegstreifte, ward der Anker ausgelassen und schleifte bei dem Uebergange über die Bahn beinahe auf der Erde, ohne von den herbeispringenden Eisenbahnarbeitern gefaßt werden zu können. Die Gondel riß Telegraphenstangen nieder. Dann hob sich der Ballon und fuhr weiter. Endlich aber kam er doch bei Rethem an der Aller zur Erde. Neun Personen, die sich im Ballon befanden, sind mehr oder minder schwer verletzt. Die Luftschiffer glaubten sich über Holland, als sie sich niederlassen wollten. Der Versuch mißlang, die Anker rissen und auch die Stricke, die zu den Ventilen führten. So verlor man die Gewalt über den Ballon, und wenn nicht Alle das Unternehmen mit dem Leben bezahlt haben, so verdanken sie es, ihrer Aussage nach, dem Muthe und der Ausdauer des jüngeren Godard, welchem es schließlich gelang, den Ballon zu erklettern und die Ventile zu öffnen. Dem Vernehmen nach hat Nadar beide Beine gebrochen und viele Kontusionen erlitten. Frau Nadar, welche zwanzig Minuten unter der Gondel in der Aller, nur den Kopf frei, gelegen, hat arge Quetschungen. De St. Felix, Journalist, wurde eine Stunde lang an der Erde geschleift, hat den linken Oberarm gebrochen und ist fast am ganzen Körper geschunden. Dr. d'Arnould ist leicht verletzt. Mit dem zweiten Akt des größten Luftballons ist das Stück vorzeitig zu Ende.



Der Riesenballon Nadar's.

Prinz Eugen, der edle Ritter.

Von

Karl Teschner.



Prinz Eugen in der Schlacht bei Höchstädt.

*

Das deutsche Volk ist jetzt mehr als je von großen historischen Erinnerungen festlich und schmerzlich bewegt. Tausende, Abertausende von edelherzigen Männern und Frauen wallfahrten im Geiste nach den Schlachtfeldern der deutschen Ehre und des deutschen Ruhmes, und voran leuchtet, als Herold und ernster Mahner, der 18. Oktober 1863. Bilder des herrlichsten Aufschwungs des Volksgeistes, der glänzendsten Ritterlichkeit, entrollt er vor unsern Augen; die Erde öffnet ihre Schollen, aus ihren Gräbern steigen die Schatten der Tapferen, welche 1813 für das Vaterland bluteten und starben. Das rosige Licht der Begeisterung verklärt wieder ihr bleiches Antlitz, sie strömen wieder zusammen zu lebendigen Mauern, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, und über ihnen waltet der Zauber einer greisen, wetterharten Feldherrngestalt mit Soldatenmantel und Ledermütze. „Vorwärts, Jungens!“ ruft der Greis flammenden Auges, mit der kurzen Tabakspfeife nach den feindlichen Schaaren deutend — das ist Blücher.

Aber siehe! weiter hinab entsteigen dem Nebelgrau der Vergangenheit noch andere Bilder, Krieger mit Koller und Brustharnisch, bärtige Grenadiere mit schweren Musketen, bunte Reiter mit wallendem Federschmuck und wuchtigem Schwert, Söldner des deutschen Reichs in hundertfältigen Mustern, Farben und Waffen, und an ihrer Spitze reitet auf geschmeidigem Schlachtroß ein kleiner, schmächtiger Mann mit braunem Gesicht, gewaltiger Nase und feinen, schmalen Lippen. Ein breiter Federhut bedeckt seine imposante Allongeperrücke, ein brauner Talar seinen Brustharnisch. Gleich einem winzigen Mönchlein, welches einen Helden karrikirt, reitet er einher; aber wenn die Reihen der Feinde sich zeigen, wenn der Feldherr mit sonorer Stimme sein „Vorwärts!“ ruft, dann hebt sich kraftvoll seine zarte Gestalt, dann blitzt sein dunkles Auge wie funkelndes Feuer, und durch die Reihen seiner Grenadiere und Eisenreiter braust es im trunkenen Jubel:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man konnt' hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Das ist der Blücher des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, unter dessen Führerschaft sich Deutsche, Niederländer, Italiener, Kroaten, Ungarn, Schweizer mit Begeisterung auf die feindlichen Kohorten stürzten. Er war kein Deutscher von Geburt, aber er war, wie Blücher, ein Retter der deutschen Nation, ein Schrecken der räuberisch einbrechenden Türken und Franzosen.

Es sind nunmehr zweihundert Jahre, daß Prinz Eugen von Savoyen an demselben Tage, welcher Deutschlands Unabhängigkeit wiedergebar, geboren ward, und er ist in der deutschen Geschichte ein so hell leuchtender Stern, daß ganz Deutschland, daß namentlich Oesterreich den Tag seiner Geburt hoch feiern mag. Das österreichische Kaiserhaus hat vielleicht nie einen Diener gehabt, welcher den Heldenmuth des Soldaten, die Weisheit des Staatsmannes, die Wissenschaftlichkeit des Gelehrten, die schöne Menschlichkeit gegen die ihm anvertrauten Truppen und die aufopferndste Treue so herrlich in sich vereinigte, wie Prinz Eugen, an welchem drei Kaiser ihre festeste Stütze fanden. An seiner Wiege, welche die Göttin des Glückes schaukelte, stand, sein Schicksal schmiedend, der Genius der deutschen Nation. Nicht Frankreich sollte er angehören, in dessen Herzen er zum Leben emporstieg, sondern uns, dem deutschen Volke, welches Jahrhunderte lang keinen grimmigeren Feind hatte, als das neue Gallien.

Der Vater des Prinzen, Eugen Moritz, Graf von Soissons, war unter Ludwig's des Dreizehnten und des Vierzehnten glanzvoller Regierung General der französischen Schweizerregimenter und Gouverneur der Champagne, und genoß die Gunst des Königs in so hohem Grade, daß seine Einkünfte überreich waren. Auch für Eugen, seinen jüngsten Sohn, welcher Geistlicher werden sollte, erlangte er sehr ergiebige Begünstigungen. Mit sieben Jahren schon war Eugen Abbé und Nutznießer von zwei Abteien; aber seine Neigung war mehr für militärische Studien und Exerzitien, als für die Kirchenväter. Er lauschte mit Entzücken dem Kommandorufe der Offiziere und dem Klange militärischer Musik, und sein geistlicher Hofmeister überraschte ihn oft über der innigen Betrachtung glänzender Waffen, die er sich heimlich verschafft hatte.

Als er kaum zehn Jahre zählte, starb sein Vater, und seine Mutter, die schöne Olympia Mancini, ein gefallsüchtiges Weib, profitirte von der damaligen grenzenlosen Unsittlichkeit des französischen Hofes; sie vergaß bald ihres Gatten in den Armen des jungen Königs, welcher sich eitel „Ludwig der Große“ nennen ließ. Doch war die Gunst des Königs so kurz, wie die Gefallsucht der schönen Wittwe es verdiente. Die schönere Vallière verdrängte sie aus Ludwig's Herzen, und ihre Hingebung verwandelte sich in das Gefühl erbitterter Rache. Als sie so weit ging, eine Satyre gegen ihren ungetreuen königlichen Liebhaber drucken zu lassen, ward ihr befohlen, Frankreich zu verlassen. Sie übertrug ihr Rachegefühl auf den jugendlichen Prinzen, den sie zurücklassen mußte, damit er seiner Einkünfte nicht verlustig gehe.

Der allmächtige Minister Louvois vollzog den gegen des Prinzen Mutter gerichteten Verbannungsbefehl mit solcher Malice, daß sich auch auf diesen Eugen's Haß warf; er gelobte in seinem Herzen, den Schimpf, der seiner Familie zugefügt worden, einst an seinen Urhebern und an Frankreich zu rächen. Des Königs Scherz, welcher Eugen nur als das „kleine Aebtchen“ bezeichnete, verbitterte seine Seele noch mehr. Seine Stimmung äußerte sich vor Allem gegen die geistlichen Würden, mit welchen man ihn beladen hatte — er verspottete sie durch lose Jugendstreiche, er stellte den Mädchen nach und machte Aufsehen durch einige galante Exzesse.

Endlich konnte er seinem Drange, das geistliche Gewand von sich zu werfen, nicht mehr widerstehen; er bat den König, ihm eine militärische Anstellung zu gewähren, aber Louvois, dessen kleinliches Herz den Stolz des Jünglings nicht verwinden konnte, sorgte dafür, daß Eugen's Verlangen, mit einem Hinweise auf die Schwächlichkeit des „kleinen Aebtchens“, durch leere Ausflüchte zurückgewiesen ward.

Mit verbissenem Groll wartete Eugen einige Zeit, und erneuerte dann sein Gesuch, ihm ein ledig gewordenes Dragonerregiment zu verleihen. Es ward wiederholt zurückgewiesen. „Wohlan,“ sagte er zu seinen Freunden, „ich werde nun einem fremden Monarchen dienen, und nur mit dem Degen in der Faust nach Frankreich zurückkehren.“

Er reiste heimlich über die Grenze und ging nach Oesterreich, um unter der deutschen Kaiserfahne gegen die räuberischen Türken und die mit ihnen verbundenen aufrührerischen Ungarn zu fechten. Ludwig der Vierzehnte, welcher verrätherisch den allgemeinen Feind Europas begünstigte, befahl dem „kleinen Aebtchen“ nach Frankreich zurückzukehren. Eugen beantwortete diesen Befehl mit offener Lossagung. Schon jetzt fühlte der König, daß er an Eugen, den die Schranzen von Versailles einen „unnützen Querkopf“ nannten, etwas Großes verloren hatte, und es gab seinem eiteln Stolze einen empfindlichen Stoß, daß es gerade die Deutschen waren, welchen der junge Held sich zuwendete.

Kaiser Leopold der Erste empfing den Jüngling mit Auszeichnung und acceptirte sein Dienstanerbieten mit offener Freude. Eugen focht als Freiwilliger unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen, und hier erkannte er zum ersten Male das Erbärmliche der deutschen Reichsstände. Nur der kleinste Theil der deutschen Fürsten hatte gegen den schrecklichen Feind ein Kontingent gestellt, so daß das schwache kaiserliche Heer langsam von Raab nach Wien zurückgedrängt ward. Wie Schwärme zahlloser Heuschrecken, welche die Sonne verdunkeln, drängten die Türken nach, und Tausende

von Kaiserlichen erlagen dem mörderischen Stahle der Tartaren und Spahi.

Die kaiserliche Familie entfloh nach Passau; Wien zitterte; Deutschlands Grenzen schienen dem räuberischen Einfalle der Moslemen bloßgestellt. Da endlich, am 12. September 1683, wurde ihnen ein Damm entgegen gestellt, und unter den Mauern der alten Kaiserstadt, durch die Hülfe der tapferen Sachsen, Bayern und Polen, ein blutiger Sieg errungen, welcher die Reichsfeinde nach Ungarn zurücktrieb. Deutschland war vom Alp des Schreckens befreit.

In diesem mörderischen Kampfe hatte Prinz Eugen mit Unerschrockenheit und Klugheit gefochten. Kaiser Leopold gab ihm zum Danke die erste glänzende Genugthuung gegen Ludwig's des Vierzehnten Kurzsichtigkeit; er verlieh ihm das Kommando des Dragonerregiments Kufstein, wodurch Eugen für immer an Deutschlands Geschicke gefesselt ward.

Eine lange Reihe kühner und weiser Thaten knüpfte sich an dieses Ereigniß. Bei St. André entschied Eugen das Treffen, in den Laufgräben Ofens ward er durch den Arm geschossen, und ein Jahr später abermals verwundet. Bei Mohacz, wo fünfzig Jahre früher Soliman der Zweite den König Ludwig von Ungarn und zweiundzwanzigtausend Christen erschlagen hatte, entbrannte am 12. August 1687 ein blutiges, entscheidendes Treffen. Schon wankte die kaiserliche Infanterie, schon ward der Ausgang für die Deutschen zweifelhaft — da stürzten sich Eugen's Dragoner, von ihrem jugendlichen Führer angeeifert, auf die Spahi, drängten sie bis an das verschanzte Türkenlager und erstiegen die Verschanzungen, ihre Pferde zurücklassend. Prinz Eugen stürmte, den Tod verachtend, voran, das Lager ward erobert und dreißigtausend Türken wurden erschlagen.

Der Oberfeldherr Herzog Karl sandte in besonderer Auszeichnung Eugen als Siegesboten nach Wien und schrieb dem Kaiser: „Der Prinz Eugen von Savoyen hat durch sein kluges Benehmen die Infanterie Eurer Majestät erhalten. Er brachte die Ungläubigen zur Flucht und drang der Erste in ihre Verschanzungen ein.“ Leopold ernannte den nun Fünfundzwanzigjährigen zum Generallieutenant. Am 6. September 1688 ward Belgrad gestürmt. Die Deutschen liefen zuerst an; da aber schlugen sich die Türken so hartnäckig, daß die Stürmenden wichen. Prinz Eugen führte die Weichenden mit dem Degen in der Hand wieder vorwärts. „Wir müssen siegen oder sterben!“ rief er. Ein Janitschar hieb ihn durch das Kasket in den Kopf. Eugen stach ihn nieder und achtete der empfangenen Wunde nicht. Durch diesen Todesmuth angefeuert, erstiegen die Kaiserlichen die Wälle und die Festung ward erstürmt. Mit Lorbeeren geschmückt kehrte Prinz Eugen nach Wien zurück.

Fast noch größer, als im Felde, zeigte der junge Held sich als Diplomat. Der eitle Ludwig hatte, durch den gewissenlosen Louvois geleitet, am Rhein einen Krieg entzündet, um den Türken an der Donau Luft zu machen und desto sicherer das deutsche Reich zu zertrümmern. Gleich den niederträchtigsten Mordbrennern verwüsteten die französischen Söldner unter Offizieren, welche ihren Adel schändeten, die wehrlosen deutschen Grenzländer, beraubten und verbrannten Städte und Dörfer, selbst die Kirchen nicht schonend, und tyrannisirten die unglücklichen Bewohner der Pfalz.

Es galt, dem Kaiser, welchen das „Ungeheuer“ der deutschen Reichsverfassung so wenig unterstützte, Bundesgenossen zu erwerben. Zunächst traten die mit dem Kaiserhause enger verknüpften Spanier und Holländer auf seine Seite.

Prinz Eugen löste die schwere Aufgabe, den ehrgeizigen, geldgierigen, wankelmüthigen, kleinlichen Herzog von Savoyen für die Allianz zu gewinnen, und er durfte wohl sagen, daß es sich besser kämpfe mit blutdürstigen Söhnen Mohammeds, als mit dem Drachen schlechter menschlicher Leidenschaften und Neigungen. Dieses Scheusal mußte er immer von Neuem bekämpfen; denn der elende Viktor Amadeus handelte wie ein gemeiner Verräther; am liebsten nahm er Geld von beiden Seiten.

Kaum war der Herzog von Savoyen, unter Ernennung zum Generalissimus aller verbündeten Truppen in Italien, dem Bündniß gewonnen, so fand Eugen Gelegenheit, die Größe seines Geistes gegen die Unfähigkeit des Herzogs im Felde einzusetzen. Ohne ihn würde der beginnende Kampf in Italien ein rasches Ende zu Gunsten der Franzosen gefunden haben; er rettete verschiedene Male die Ehre der verbündeten Waffen, und drang mit dem kühnen Plane durch, über die Alpen in Frankreich selbst einzubrechen.

Ueber steile Felsen, durch schauerliche Abgründe zog die alliirte Armee nach der Dauphiné; Guillestre, Embrun, Gap wurden genommen, der Weg in die Provence war offen. Da drang der Generalissimus auf Rückkehr nach Piemont, und da auch die übrigen kaiserlichen Generale, namentlich der neidische Feind Eugen's, Caprara, auf des Herzogs Seite standen, so mußte Eugen sich fügen; aber er hatte sein Wort gelöst: er war mit dem Degen in der Faust nach Frankreich zurückgekehrt, das ihn einst so schnöde hinausgestoßen hatte.

Der König von Spanien verehrte ihm den Orden des goldenen Vließes, Kaiser Leopold erhob ihn in seinem dreißigsten Lebensjahre zum Generalfeldmarschall. Aber Italien, wo Eugen unter dem Einflusse des wankelmüthigsten aller Fürsten weiterkämpfen mußte, war der Platz nicht, Lorbeeren zu brechen, wie sie einem solchen Helden geziemten. Viktor Amadeus ward die Ursache, daß eine blutige Schlacht bei Marseille gegen vierzigtausend Franzosen verloren ging, und obwohl die Truppen einstimmig dem Prinzen Eugen für seine Tapferkeit und geniale Berechnung den Zoll der Bewunderung und Liebe darbrachten, so benützte doch der neidische Caprara den Verlust der Schlacht, Eugen in Wien anzuklagen. Nur die tiefere Einsicht des Kaisers bewahrte den Helden vor einem schmachvollen Prozeß. Caprara, wüthend über das Fehlschlagen seines Racheplans, ließ sich nach Ungarn versetzen. Aber das Schicksal führte Eugen von Neuem mit diesem verschmitzten Italiener zusammen. Als der Herzog von Savoyen sich wieder heimlich an Frankreich verkaufte, und dadurch für ganz Italien die Neutralität erzwang, rief Kaiser Leopold Eugen als Oberfeldherrn an die Spitze des in Ungarn kämpfenden Heeres.

Zu dieser Zeit kroch an den edeln Ritter die Schlange der Versuchung heran. Ludwig der Vierzehnte wollte jetzt denselben wieder für sich gewinnen, bot ihm den Titel eines Marschalls von Frankreich, das Gouvernement von Champagne und jährlich zweitausend Pistolen Pension. Er erhielt die edle Antwort: „Ich bin Feldmarschall des Kaisers, eine Würde, die in jedem Betracht den französischen Marschallsstab aufwiegt. Pensionen haben für mich keinen Reiz; denn so lange ich Gelegenheit habe, meinem Monarchen treu und eifrig zu dienen, werde ich immer reich genug sein.“

Jetzt näherte er sich der glänzendsten, aber auch verhängnißvollsten That seines Lebens. Sultan Mustapha war mit hundertfünfunddreißigtausend Mann nach Belgrad, das er den Kaiserlichen wieder abnahm, über die Save gezogen. Eugen konnte ihm nur sechsundvierzigtausend Mann entgegen stellen, aber seine Soldaten kämpften unter dem ermuthigenden Einflusse der Liebe zu ihrem Feldherrn. Mustapha hatte nur Sklaven, in deren Brust Feigheit dicht neben der Grausamkeit wohnte. Wien und ganz Deutschland war verloren, wenn Prinz Eugen geschlagen ward. Das fühlte der Held, als er, nach besserer Befestigung von Peterwardein, sich bei Zenta setzte. Seine Husaren hatten einen Pascha gefangen, dem Prinz Eugen befahl, ihm den Kriegsplan des Sultans zu verrathen. Der Pascha weigerte sich. Eugen ließ ihn von vier Husaren mit gezogenen Säbeln umstellen und schwur, ihn sofort niederhauen zu lassen, wenn er nicht beichte.

Dieß wirkte. Der Pascha bekannte, daß Mustapha beabsichtige, bei Zenta über die Theiß zu gehen und das von Truppen entblößte Oberungarn und Siebenbürgen zu überschwemmen. Rasch war Eugen's Plan gemacht. Seine Soldaten sollen das feindliche Lager anfallen, ehe der Flußübergang bewerkstelligt werden kann. Mit seiner Reiterei

fliegt er voran, die Infanterie folgt in forcirten Märschen. Am 11. September 1697 steht sein ganzes Heer einer dreimal stärkeren Macht hart gegenüber, bereit, den blutigen Strauß zu bestehen.

Da fliegt von Wien ein Kurier heran: der kaiserliche Hofkriegsrath befiehlt Eugen im Namen Leopold's, keine Schlacht zu wagen. Eugen erbleicht über diese Intrigue, aber er faßt sich schnell und — steckt den Befehl ruhig in die Tasche, ohne an seinen Dispositionen etwas zu ändern. Die Schlacht, die er jetzt wagte, entschied über sein und über das Schicksal Deutschlands; denn es war in der That, wie der kaiserliche Befehl motivirte, für den Fall des Verlustes derselben keine zweite Armee vorhanden, den Siegeszug der Türken aufzuhalten.

Prinz Eugen begann sein Werk mit dem heitern Lächeln der Zuversicht. Mustapha zog sich mit einem Theile seines Heeres über die Schiffbrücke der Theiß zurück und befahl dem zurückbleibenden Großvezir bei Todesstrafe, zu siegen, oder sich wenigstens ohne Verlust des Gepäckes zurückzuziehen.

Um sechs Uhr Abends war das Gefecht allgemein. Die Osmanen feuerten aus ihren Verschanzungen unaufhörlich mit Kartätschen. Eugen ließ seine Kanonen auf die türkische Reiterei und auf die Schiffbrücke richten, um letztere zu zerstören und den Feinden den Rückzug abzuschneiden.

Infanterie und Kavallerie lief Sturm auf die Verschanzungen. Die Reiter ritten bis an den Graben, feuerten gleich der Infanterie, stiegen dann von den Pferden und erkletterten den Wall. Das türkische Schlacht- und Zugvieh wurde in den Fluß getrieben und die kaiserlichen Kanonen zerrissen die Schiffbrücke. Jetzt galt es den Türken, zu siegen oder zu sterben. Der verzweifelte Großvezir trieb seine weichenden Truppen mit dem Säbel gegen die Verschanzungen vor — er ward mit seinen vornehmsten Anführern von den rebellischen Türken niedergemacht. Das gräßlichste Blutbad entstand in den inneren Verschanzungen. Die Deutschen siegten; alle Osmanen, welche nicht über den Strom schwammen oder in demselben ertranken, wurden niedergehauen. Das ganze überreiche Lager fiel in die Hände der Sieger. Der Sultan, welcher das Unglück der Seinen vom jenseitigen Ufer mit ansah, zerraufte sich den Bart, fluchte und weinte, hieb einen vornehmen Renegaten, der ihm rieth, stehen zu bleiben, wuthvoll nieder, und ergriff dann die Flucht.

Zweiundzwanzigtausend getödtete Türken verhüllte das Grauen der Nacht; zehntausend andere wiegten die blutgerötheten Fluten der Theiß. An der zerrissenen Schiffbrücke hatten sich die Ertrunkenen gestaut und einen hohen Damm gebildet, über welchen die deutschen Soldaten wie über eine Brücke schreiten konnten. Jenseits des Flusses war das verlassene Türkenlager. Der Jubel, welcher die Herzen der Sieger über all' diese Schätze erfüllte, ward plötzlich verwandelt in das Gefühl des stillen Dankes; denn es zeigten sich den Blicken der rauhen Krieger Wagen, mit Ketten beladen, welche bestimmt gewesen waren, die gefangenen Christen zu fesseln, damit sie als Sklaven fortgeschleppt würden. Der Hort der Deutschen hatte die fluchwürdigen Plane der Türken vernichtet.

Prinz Eugen kehrte nach der Eroberung von Serajo in Bosnien wieder nach der Kaiserstadt zurück. Das stolze Gefühl, der Retter Deutschlands geworden zu sein, schwellte seine Brust. Sein Weg glich einem Triumphzuge. Tausende drängten sich an ihn, jubelten ihm zu, küßten den Saum seiner Kleider mit Thränen der Freude und des Dankes; die Straßen Wiens glichen einem Menschenmeere. Eugen betrat voll Rührung die Hallen der Kaiserburg. Was kümmerten ihn die giftigen, neidischen Blicke der Höflinge, durch deren Reihen er schritt? Harrte seiner doch schöner Dank im lächelnden Antlitz seines Kaisers!

Aber was war das? Leopold lächelte nicht; sein Auge schweifte ausdruckslos, fast scheu über das Gesicht Eugens und blickte dann zu Boden. Kälte, stumme, erschreckende Kälte begrüßte den Sieger von Zenta. Kein Wort der Huld kam über Leopold's Lippen. Prinz Eugen gedachte des Momentes, in welchem Leopold wenige Jahre früher einen der Retter Wiens, den Polenhelden Sobieski, ähnlich empfangen hatte. Er erstattete seinen Rapport und wurde stumm entlassen. Ein bitteres Gefühl erfüllte Eugens Heldenseele; er fragte sich vergeblich, wodurch er so schnöden Lohn verdient haben könne. Kein Gedanke gab ihm Antwort. Peinliche Ungewißheit verfolgte ihn gleich einem höhnenden Schatten.

Nicht lange, nachdem er in sein Haus zurückgekehrt, trat der Hauptmann der kaiserlichen Trabanten-Leibwache, Graf Schlick, bei ihm ein, forderte ihm seinen Degen ab und erklärte ihn zum Gefangenen. Aus besonderer Gnade blieb seine Gefangenschaft zunächst bloßer Stadtarrest. Prinz Eugen erbleichte, das Bewußtsein von der Trüglichkeit des Fürstendankes durchzudte seine Seele.

„Hier ist mein Degen!“ sprach er; „er raucht noch vom Blute der Feinde des Kaisers. Ich werde ihn nicht mehr ziehen, wenn es nicht in seinem Dienste geschehen kann!“

Ein Freund enthüllte ihm endlich das Geheimniß der unerklärbar schnöden Behandlung. Sein Todfeind, der General Caprara, hatte gegen ihn neue teuflische Intriguen gesponnen. Nachdem er zuerst, voll Neid über Eugen's Glück, den Kanzler Grafen Kinsky gegen den Prinzen eingenommen und am Hofe außerdem mehrere Gleichgesinnte gewonnen, stellte er dem Kaiser vor, wie Prinz Eugen, als er eine Stunde vor der Schlacht bei Zenta den kaiserlichen Befehl, nicht zuzuschlagen, ruhig in die Tasche gesteckt habe, Gehorsam und Ehrfurcht vor der Majestät direkt verletzt, folglich ein schweres Staatsverbrechen begangen und allen Dank verwirkt habe. Diese Vorstellung, bei verschiedenen Gelegenheiten von den Verbündeten Caprara's mit allen wirksamen Gründen wiederholt, vergiftete das Herz Leopold's, dieses oft bis zur Eitelkeit stolzen Monarchen; er glaubte zuletzt selbst, sein Ansehen sei in den Augen der ganzen Welt schwer verletzt, und es müsse ein Exempel statuirt werden.

Dieß allein beabsichtigten Eugen's Feinde. Des Prinzen Blut auf dem Sandhaufen fließen zu sehen, war Caprara's Lieblingsgedanke. Er frohlockte, als der Kaiser darein willigte, daß Prinz Eugen verhaftet und ihm der Prozeß gemacht werde. All' die boshaften Neider des jungen Helden beschlossen, das gegen Eugen eingeleitete Verfahren möglichst geheim zu halten, weil sie wohl wußten, wie innig die Bevölkerung an ihrem Retter hing. Aber Prinz Eugen hatte Freunde am Hofe, die dafür sorgten, daß es bekannt ward, mit welchem Undank der Kaiser seinen treuesten Diener lohnte. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Bewohner Wiens. Die Straßen füllten sich täglich mit bewegten Gruppen; Deputationen, bestehend aus den vornehmsten Bürgern, gingen an Eugen ab, und boten ihm Gut und Leben der Wiener an; eines Wortes des Feldherrn nur hätte es bedurft, und die blutigste Bewegung wäre ausgebrochen.

Die Soldaten hingen an dem Vater der Armee so treu und dankbar, daß sie ihm, wie vorher dem Wallenstein, ohne Widerrede in den Tod gefolgt sein würden. Aber der edle Ritter machte von all' den Anerbietungen biederer deutscher Männer keinen Gebrauch. „Ich vertraue auf das Gerechtigkeitsgefühl des Kaisers,“ sprach er; „in diesem Vertrauen kann ich sicher schlafen.“ Die erregten Bürger fügten sich seinen Ermahnungen, ruhig zu sein; aber sie schwuren, daß sie ihm kein Haar würden krümmen lassen, und waren auf der Hut.

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an Venedig.

Von

Franz Arndts.

Vom Campanile ertönte die sechste Abendstunde, und auf dem Thurme der Kathedrale San Marco begannen die ersten

monotonen Schläge des Vespergeläutes. Das Musikkorps der Kaiserjäger, welches auf dem Markusplatze fast zwei Stunden lang der Generalität und dem Publikum der Cafés einen köstlichen Ohrenschmaus bereitet hatte, packte seine Instrumente zusammen, und die Unterhaltung, accompagnirt von obligatem Säbelgellirr, gewann einen lauteren Charakter.

Das Treiben auf dem Markusplatze, das nicht die rechte Heiterkeit hatte, langweilte mich; ich schlürfte meinen Sorbetto hinunter, zündete eine frische Manilla an und verließ



Die Abfahrt nach den Lagunen.

den Sammelplatz der fashionabeln Welt Venedigs. Ich stieg die Treppen des Campanile hinauf, die so bequem sind, als ginge man auf ebenem Boden; Heinrich IV ist hinaufgeritten. Er ist den Schneckengängen unserer alten Schlösser ähnlich. Ich erquickte mich an dem herrlichen Ausblick über Meer und Land. Ueber den Lido hinaus stieg das blaugraue Meer in die Wolken, während der scharfgezackte Kamm der Alpenkette die weite Ebene Oberitaliens umsäumte. Aus der Lagune erhoben sich allerwärts Inseln, deren schützende Mauern, vom Wasser bespült, Kirchen, Wohnhäuser, Klöster, Gärten, Fabriken in sich schließen. In der Mitte der Lagune, um den Fuß des Thurms, lag die meerbeherrschende

Stadt, deren Wasserstraßen fast ganz vor dem Auge verschwanden; nur ein schmaler Streifen, die Eisenbahnbrücke, verbindet die Insel mit dem Festlande. Eine halbe Stunde mochte ich oben gestanden haben, da trieb es mich wieder hinunter unter Menschen. Nach einigem Schlendern gerieth ich an den Canal grande, die Hauptpulsader Venedigs, die sich in Form eines stark gewundenen Z durch die Stadt zieht und sie in zwei ungleiche Theile theilt. Was der Corso für Rom, der Toledo für Neapel, die Boulevards für Paris, die Linden für Berlin sind, das ist der Canal grande für Venedig: die Straße der Paläste, der Nobili, des alten Adels, in dessen Geschichte Dolch und Giftflasche eine so große Rolle spielt. Nirgends ragt die Vergangenheit so lebendig in die Gegenwart herein. Neben dem Ponte Rialto hielt ein Gondolier, dessen Persönlichkeit mir schon mehrere Male aufgefallen war. Er war von markiger, außerordentlich beweglicher Gestalt, hatte eine ungemein dunkle Hautfarbe, dichtes, fast wolliges, schwarzes Haar, und aus seinen Gesichtszügen, die trotz ihrer matrosenhaften Rauheit etwas Stolzes, Aristokratisches hatten, sprachen ebenso Verschlagenheit als Energie. Der Mensch hatte auf den ersten Blick etwas Abschreckendes, und dennoch flößte er Interesse ein. Da ich eben weiter nichts zu thun hatte, so beschloß ich, mit ihm eine Fahrt auf dem Kanal zu machen, und stieg neben dem kleinen, denkwürdigen Hause, welches einst der Doge Enrico Dandolo, der Eroberer Konstantinopels, bewohnt hatte, in die Gondel.

In den Abendstunden pflegt sich der Canal grande, dessen Stille den Tag über nur durch einzelne Ruderschläge unterbrochen wird, zu beleben. Hie und da lösen sich von den Stufen der alten Paläste die schwarzen Wasserequipagen mit ihren dicht verhängten Ueberbauen, und gleiten, von Gondolieren in Livrée oder Nationaltracht bewegt, langsam hin und her auf der grünlichen Flut; denn hier pflegen die Nobili in der Abendkühle ihren Corso zu halten, wie die Pariser in den Champs elysées oder die Londoner in Regentspark. Andere Gondeln aus den kleineren Kanälen der Stadt gesellen sich zu Hunderten hinzu und bilden ein seltsames Durcheinander, das ein an feste Straßen gewöhntes Auge frappirt.

Seitdem aber durch französische Einmischung die nationalen Impulse der Italiener neu belebt worden sind, seitdem der Parteihaß stärker als je Italien zerreißt, und die Proscription eine Menge vornehmer Familien in Verbannung hält, ist auch das Treiben auf dem Canal grande bei Weitem nicht mehr das frühere. Die Barken sind weder so zahlreich, noch von denselben Personen besetzt, wie sonst. Nur ein Theil der venetianischen Nobili steht mit dem österreichischen Gouvernement auf dem Friedensfuße und ergibt sich den gewöhnlichen fashionabeln Vergnügungen; ein anderer Theil hält sich schmollend zurück und unterhält sich in engeren Zirkeln, zu denen nur solche Fremde Zutritt erhalten, deren Anhänglichkeit an die italienischen Bestrebungen entschieden ist; ein fernerer Theil weilt, wie gesagt, in der Fremde und verschmäht es, die Gnade der Rückkehr zu beanspruchen. Statt dessen trifft man in den Gondeln häufiger Fremde, und namentlich Deutsche, die sich durch Parteizwiste weniger aus gewohntem Geleise schieben lassen.

Aber je weniger bei der Corsofahrt die nationalen Bilder hervortreten, einen um so öderen Eindruck machen die alten Paläste, deren Fuß von der Flut des Kanals bespült wird, und an denen so bedeutende historische Erinnerungen haften. Sie liegen so still und traurig da. Selten erschallt daraus fröhlicher Festklang, selten dringt von der Flut Zitherschlag und Barcarolenklang zu den düsteren Fenstern empor. Ich sah in's Auge meines dunkeln Gondoliers, das in unheimlichem Feuer leuchtete, und es war mir, als flamme darin etwas wie Schmerz und Groll auf. Der Mann deutete mit seinem Krauskopfe nach einem alten Gebäude. — „Palazzo Michieli, Signore,“ sagte er; „er hat Venedig einst berühmte Dogen gegeben. Dominico Michiele siegte vor Jerusalem, Jaffa und Askalon. Und sehet dort, den Palast mit dem Stern! Da wohnte der Doge Marino Grimani und Lorenzo Manini, welcher mit der Republik den Franzosen zum Opfer fiel. Per bacco! die Franzosen haben immer mit uns ein böses Spiel getrieben.“

Er schnitt ein grimmiges Gesicht und ruderte schweigend weiter. Ich musterte die Paläste, deren Geschichte zum Theil ich schon kannte. Dort der Palast Barbarigo, in welchem Titians Atelier war; nicht weit davon das denkwürdige Haus der Mocenigo, aus welchem sieben Dogen hervorgingen. Hier weilte Lord Byron und dichtete an seinem „Don Juan“, „Marino Falieri“ und „Sardanapal“. Aus jenem Fenster stürzte sich seine Geliebte, die Fornarina, als Byron ihr untreu ward. Im Palast der Balbi hauste Napoleon und schaute auf die glänzenden Regattas, welche das unterjochte Venedig ihm veranstaltete. Dann der Palast Foskari, welcher in der Glanzzeit der Republik von König Heinrich III. von Frankreich, Kasimir von Polen, den Königen von Ungarn und Böhmen &c. bewohnt ward; das Haus des Dogen Marino Falieri, welchem der Henker in seinem achtzigsten Lebensjahre auf der Treppe des Dogenpalastes den Kopf abschlug; ferner der Palast Giustiniani, in maurischem Styl. Ein Marchese Giustiniani schlug die Ungarn, ein Anderer gründete auf den Trümmern der neronischen Bäder zu Rom seine berühmte Gemäldegallerie. Der Palast Pisani erinnert an Leopold Robert, der sich hier in einem Anfalle von Schwermuth das Leben nahm, nachdem er sein schönstes Gemälde, die Lagunenfischer, vollendet hatte; seine Bauart erinnert an die Alhambra.

Das nächste Haus kannte ich nicht. „Wie heißt der Palast?“ fragte ich meinen Gondolier, mit der Hand hinüber zeigend. Der braune Schiffer blickte auf und zuckte zusammen. — „Ich meine den Palast mit den dorischen Säulen in der Mitte.“ — „O Monsignore!“ — „Nun?“ — „Dort wohnten einst meine Väter,“ erwiederte der Gondolier mit düsterem Ausdrucke. — „Was? Eure Väter?“ — „Vier Dogen gingen daraus hervor,“ fuhr der Gondolier eifrig fort. „Kardinäle und Erzbischöfe wurden darin geboren. Der Doge Franz Morosini eroberte Morea und Athen für die Republik; alle Mitglieder dieses Geschlechts waren tapfer im Kampfe und weise im Rath, und galten viel. Und ich, o Signore, wenn ich das alte Haus sehe, knirsche ich mit den Zähnen und fühle mein Herz zittern.“ — „Ich verstehe nicht, warum?“ — „Nicht warum? Weil ich aus diesem edeln Geschlechte bin, Signore. Ich heiße Paolo Morosini. Mein Bruder sammelt Zigarrenstummel am Markusplatze, und meine Mutter bettelt am Molo. Mein Vater mußte den Inglesi und Austriaci die Stiefel putzen. Dahin ist es gekommen, weil die Fremden mein Vaterland unterdrückten, weil Venedigs Glanz von Eroberern geraubt ward! Ja, Signore, der arme Fischer, den Ihr so verwundert anschaut, ist ein Nobile, so gut wie Einer, ein Abkömmling von Mursinna, aber das Unglück hat uns arm und klein gemacht. Glaubt Ihr nicht, Monsignore, daß Venedig wieder groß und mächtig wird, daß Paolo Morosini einst noch zu Reichthum und Glück gelangt?“

Ich mußte über die seltsame Idee dieses Abkömmlings eines der berühmtesten Geschlechter der alten Lagunenstadt lächeln, aber ich mochte seine Illusion, die vielleicht den letzten Schatten von Glück in seinem Wesen bildete, nicht ganz zerstören.

„Was Euch betrifft, Paolo, so wünsche ich Euch von Herzen Reichthümer in Fülle, damit Ihr in Wirklichkeit den Nobile spielen könnt, der Ihr ohne Zweifel seid; aber hoffet nicht zu viel von Venedigs Auferstehung. Die Republik fiel, wie andere berühmte Handelsstädte, als Opfer ihrer eigenen Verderbniß. Damals herrschten einige Familien durch Geld und Anmaßung. Mit Geld warben sie sich Söldner und selbst fremde Fürsten, und durch die schändlichsten Mittel der Tyrannei hielten sie die eigenen Bürger im Zaume. Seitdem aber das Söldnerwesen abgeschafft, seitdem der Be-

griff „Volk“ zur Ausbildung gekommen und Herrschaft erlangt hat, seitdem ist die Willkür und die Macht der Adelsfamilien unmöglich geworden. Venedig kann und wird nie wieder das werden, was es war. Nur als Theil eines Ganzen ist es von Bedeutung. Herrschen wird es niemals wieder, denn seine Bevölkerung ist nur ein kleiner Theil des italienischen Volkes.“ — „Nein,“ entgegnete Paolo heftig, „wir sind kein Theil Italiens, wir sind unterjocht von Fremden. Ihr seid ein Tedesco, Signore, aber Ihr seid kein Austriaco, und wir wollen frei werden!“

Ich zuckte die Achseln. Einem Fanatiker gegenüber ist alles Wortfechten vergeblich. Wir waren an den Palast Cornaro gelangt, in welchem einst Marco Cornaro, der Besieger Candias, und die schöne Königin von Cypern, Katharina Cornaro, wohnte; mein Gondelführer wollte eben seine nationalen Herzenserleichterungen fortsetzen, da ertönte aus einem der offenen Fenster ein wunderbar melodischer Gesang von einer zarten und doch überaus vollen weiblichen Stimme. Paolo ließ das Ruder fallen, seine Gesichtszüge veränderten sich, Begeisterung und Leidenschaft flammten in seinen Augen.

„Wißt Ihr, wem diese wundervolle Stimme gehört?“ fragte ich ihn. — „O Monsignore, ich kenne diese Stimme, ich kenne den Engel, der dieß Lied singt. Ich habe die schöne Signora oft gefahren. Sie ist so hold, so himmlisch schön. Raphael's Bild der Madonna ist nicht so schön wie sie.“ — „Und ihr Name?“ — Der Gondolier zuckte die Achseln und lächelte, als wisse er den Namen, wolle ihn aber aus irgend einem Grunde nicht nennen, und da ich deutlich bemerkte, daß er weitere Auskunft nicht zu geben geneigt war, so ging ich von diesem Gegenstande ab, ließ mich noch ein Stück in den mit buntbeflaggten Schiffen bedeckten Hafen hinausrudern und stieg endlich am Palazzo ducale aus, um zu Fuß mit einem Umwege in meine Wohnung heimzukehren.

Die liebliche Sängerin brachte ich nicht mehr aus den Gedanken. Ich machte mir von ihr das reizendste Bild, welches mir im Traume Nachts vor die Seele trat, aber daneben stand auch die dunkle Gestalt des Paolo Morosini, der das schöne Weib wie ein Dämon zu bewachen schien. Am andern Tage zog ich Erkundigungen ein. In dem Hause, aus welchem der Gesang erschollen war, wohnte ein reicher, englischer Gentleman, außerdem ein Marchese Camarlinghi, der eine deutsche Frau und schon erwachsene Töchter hatte. Die älteste, Lucia, war die Sängerin. Ein Deutscher, Kapitän auf einem triestiner Handelsschiffe, der öfter im Hause ein- und ausging, ward als ihr Bräutigam bezeichnet. Das jüngste Kind Camarlinghi's war ein Knabe von etwa fünf Jahren.

Am Abend dieses Tages ließ ich mich wieder auf dem Canal grande fahren, in der stillen Erwartung, den Gesang abermals zu hören. Dießmal hatte ich jedoch den herabgekommenen und doch so dünkelvollen „Nobile“ Paolo nicht zum Gondolier. Als ich in die Nähe des Palazzo Cornari kam, sah ich eine Barke an der Landungstreppe liegen und erkannte darin zu meinem Erstaunen Paolo, welcher zu warten schien. Bald darauf erschienen am Ausgange mehrere Personen, eine junge Magd mit einem Körbchen voll Proviant, Flaschen &c. Zwei heiter lachende Mädchen von etwa zwölf und vierzehn Jahren, dann eine etwas ältere, die dunkelblondes Haar hatte, einfach gekleidet und wunderbar schön, endlich ein junger, heiter aussehender Mann in leichter Sommerkleidung, der einen Knaben auf dem Arme trug, und hinter ihm ein älteres Paar. Meine Vermuthung begann sofort zu spielen: jedenfalls war das schöne Mädchen Signora Lucia, der junge, seemännisch gekleidete Herr ihr Bräutigam, die Uebrigen gehörten zu Camarlinghi's Familie. Ich beobachtete in diesem Augenblicke Paolo. Sein Auge sah glühend unter den buschigen Brauen hervor auf das schöne Mädchen, das er fast zu verschlingen schien. Sie stieg zuerst in die Gondel, indem der Gondolier ihr mit italienischer Grazie seinen Arm als Stütze bot. Ihr folgte der junge Seemann, nachdem er von dem Knaben und den jüngeren Mädchen Abschied genommen hatte, und dann der Marchese. Die Andern blieben zurück und riefen Grüße nach, während Paolo mit aller Kraft davon ruderte. Die Fahrt ging nach dem Hafen. Ich ließ meine Gondel langsam nachziehen und behielt Paolo im Gesicht. Erst am Lido, als sich die mit den drei Menschen besetzte Gondel Paolo's zwischen andern Fahrzeugen im Nebel der Lagune verlor, ließ ich wenden und hing meinen Gedanken nach. Das Bild des schönen Mädchens stand deutlich vor mir. Ohne Zweifel hatte der arme Gondolier für sie eine heftige Neigung gefaßt. Ich mußte darüber unwillkürlich lächeln wie über seinen komischen Ahnenstolz, aber Mangel an gutem Geschmack konnte ich dem seltsamen Burschen nicht zusprechen. Das Mädchen war in der That reizend schön.

Am andern Tage erfuhr ich die Schreckenspost: die Leiche eines deutschen Kapitäns von einem triestiner Schiffe sei am Lido aufgefischt worden. Marchese Camarlinghi und seine Tochter Lucia seien verschwunden. Ich erschrak heftig; mein erster Verdacht fiel auf Paolo. Um vielleicht einiges Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen, theilte ich an betreffender Stelle das Wenige mit, was ich wußte. Es wurde nach Paolo geforscht: er war verschwunden. Seine Verwandten betheuerten, nichts Näheres über sein Verbleiben angeben zu können; Paolo sei immer ein streng verschlossener Mensch gewesen. Da Marchese Camarlinghi sehr österreichisch gesinnt gewesen war, so dachte man an einen politischen Mord, der sich aus Rache oder Zufall auch auf den Bräutigam und die Tochter ausgedehnt habe. Bei dieser Annahme blieb man, als nach etwa vierzehn Tagen auch Camarlinghi's Leiche, nur noch an den Kleidern kenntlich, aufgefunden ward.

Paolo blieb verschwunden, und Jedermann, bis auf die trauernde Familie am Canal grande, vergaß die Geschichte über anderen Ereignissen. Darüber ward es Winter, und als der neue Frühling kam, setzte ich meinen Stab weiter. Im Mai war ich in der Calabria ulteriora. In einem kleinen Gebirgsflecken liefen die Menschen zusammen. Um zu sehen, was es gebe, trat ich hinzu und bemerkte, daß ein Detachement Piemontesen einen Menschen zum Kugeltode führte, der im angeblichen Dienste Franz II. Banditenstreiche verübt hatte. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem Verurtheilten Paolo Morosini erkannte! Der Mensch sah jetzt noch viel wüster und düsterer aus wie sonst. Sein dichtes Haar hing wirr um seinen Kopf, seine Haut kam mir noch dunkler vor wie früher, seine Augen flogen teuflisch rollend umher. Da fiel sein Blick auf mich. Ich hatte erwartet, er werde erschrecken, aber er zeigte ein lächelndes Grinsen und fletschte dabei förmlich seine großen, weißen Zähne.

Ich trat zum Befehlshaber des Kommandos und theilte ihm die dunkeln Ereignisse von Venedig mit. In der Erwartung, daß der zum Tode Verurtheilte vielleicht noch ein Geständniß zu machen habe, führte der Hauptmann mich in den Kreis der Soldaten und stellte Paolo uns gegenüber. Den Piemontesen stieß der Verbrecher mit stolzem Hohne zurück; denn zwischen den gröberen Abkömmlingen Savoyens und den feiner denkenden, aber auch sittlich schlechteren Italienern besteht seit Jahrhunderten die tiefe Kluft der Verachtung und des Hasses. Der Hauptmann gab wüthend dem stolzen Banditen einen Stoß gegen die Brust. — „Was willst Du von mir, elender piemontesischer Hund?“ knirschte Paolo. „Ich bin ein Nobile von altem Blut, Du bist nur ein dummer Bauer aus den dürren Bergen, wo die halbverhungerten Leute vom Bettel leben. Thu' Deine Schuldigkeit und laß mich gehen!“

Ich suchte den Wuthschäumenden zu beschwichtigen; denn mir lag Alles daran, die Lippen Paolo's einem Geständniß zu öffnen.

„Signore,“ sagte ich zu ihm mit dem Tone der sitt-

lichen Entrüstung, „Ihr habt mir gesagt, daß Ihr ein Morosini aus dem alten berühmten Hause seid; wohlan, ein Kavalier geht nicht mit einer Lüge aus der Welt; er ist zu stolz, um die Verantwortung einer That zu fürchten, und nicht feig genug, um den Verdacht derselben auf andere Schultern zu wälzen. Ihr habt den Kapitän und den Marchese Camarlinghi ermordet und dessen Tochter geraubt! Wenn Ihr das an der Schwelle des Todes aus Feigheit läugnet, seid Ihr kein Morosini!"

Das wirkte auf diesen Menschen mit seinem verrückten Stolze, wie der Donner eines Gewehrs auf den Löwen. Er richtete sich höher auf, und seine mit Blut unterlaufenen Augen flammten wie die Glut, die ein Windstoß in heißer Asche anfacht.

„Ich bin ein Morosini," antwortete er mit einem verächtlichen Blicke auf den Piemontesen. „Wer sagt, daß ich feig sei? Es ficht die Hunde vom Monte Simplono nichts an, daß ich in Venedig ein Weib, das ich über Alles liebte, entführte, und ihren Liebhaber, den ich haßte, mit dem Ruder erschlug, weil er sich widersetzte. Der Marchese verdiente den Tod, denn er war ein Verräther, der den Feinden diente. Er starb auf Befehl der Camorra, und nicht ich war's, der ihn massakrirte, obwohl ich's gethan haben würde, wenn das Loos mir zugefallen wäre." — „Und was ist aus Lucia geworden?" fragte ich erstarrt.

In den Gesichtszügen Paolo's kämpften Rührung und Zorn. Er zuckte leicht mit den Achseln.

„Nicht viel Gutes, Signore! Ich vollbrachte das Werk nicht allein. Federigo Scaliga, ein tapferes Mitglied der Camorra — er ist nun auch hinüber — half mir dabei. Wir fuhren strandabwärts, kampirten in den Klippen und erreichten glücklich Kalabrien. Signora Lucia schlief sehr



Ansicht von Venedig.

viel — der Unmensch wollte sagen: sie war ohnmächtig! — und wenn sie erwachte, suchte ich sie mit Betheurungen meiner heißen Liebe zu trösten. Vielleicht wäre mir das gelungen, aber Federigo wollte die schöne Beute mit mir theilen. Indeß, ein Morosini theilt mit keinem Plebejer. Ich riß stolz das schöne Weib an mein Herz und beschwor sie, selbst zu entscheiden, wem sie angehören wolle. Das Sprichwort unseres Volkes hat Recht: „Frauen und Maulthiere sind störrisch."

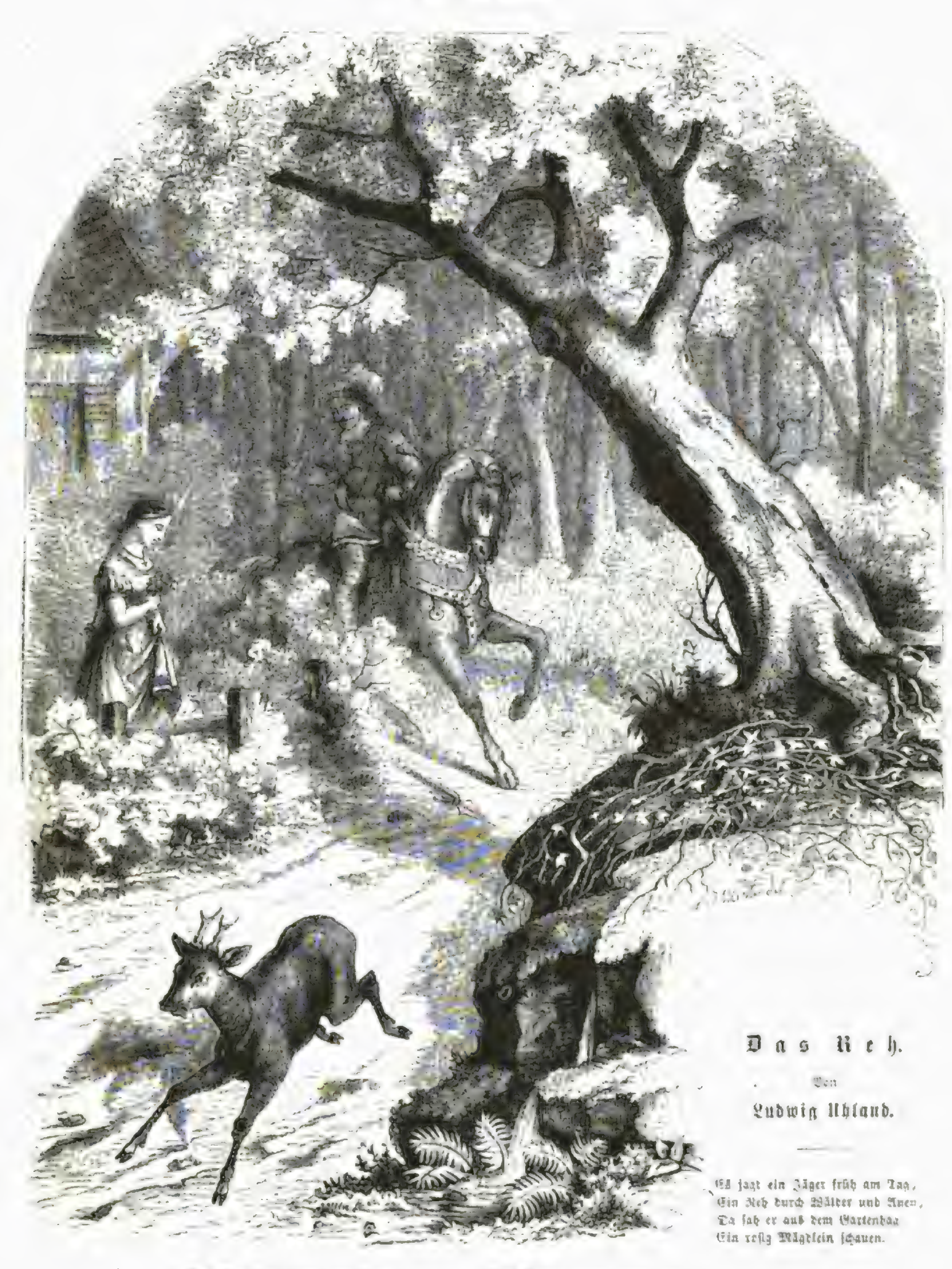
Signora Lucia schlug mich in's Gesicht und riß sich von mir los. Nun wollte sie Federigo nehmen, und weil ich's ihm wehrte, stach er die Herrliche nieder. Es war schade um sie; sie war eine Perle. Ich habe sie am Meeresstrande bei Paoluccia begraben und mein Ruder als Denkmal auf den Sandhügel gepflanzt.

Damit endete der Schurke seine Erzählung und wendete sich stolz den harrenden Soldaten zu. Ich war vor Schmerz und Abscheu unfähig ein Wort zu sprechen, und trat erschüttert von Paolo hinweg. Der Hauptmann kommandirte: „Marsch!" und da Paolo nicht sofort antrat, versetzte er ihm grollend einen Hieb mit der flachen Klinge. Paolo blickte ihn dafür mit stummem Hohne an. Eine Viertelstunde später krachte das Pelotonfeuer, und ein Bösewicht hatte aufgehört zu athmen.

Ehe ich mich wieder aufwärts wandte, um durch Tyrol heimzukehren, suchte ich die Stelle, wo die schöne Lucia begraben lag, und legte einen Kranz auf ihrem kühlen Bette nieder.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Das Reh.

Von

Ludwig Uhland.

Es jagt ein Jäger früh am Tag,
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da sah er aus dem Gartenhag
Ein rosig Mägdlein schauen.

Was ist gescheh'n dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was ist gescheh'n dem Jäger werth,
Daß er nicht mehr rufet und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal so lange.
Halt an, Du seltsam Thierlein, doch,
Der Jäger vergaß Dich lange.

Das Aepfelfest in Rußland.

Die russische Kirche ist bekanntlich sehr reich an Festen, und von allen die bedeutendsten sind das Osterfest, das Honigfest und das Aepfelfest. Die beiden Letztern sind echte Volksfeste, welche namentlich auf dem Lande gefeiert, und bei denen der Honig und die Aepfel von der Kirche gesegnet werden. Kein Russe denkt vor dem 6. August daran einen Apfel zu essen; an diesem Tage nämlich findet die Segnung der Aepfel statt. Der religiöse Glaube, daß die Aepfel Unglück bringen vor dieser Zeit, hat seine unendlich wohlthätige Folge in einem Lande, das so sehr zur Cholera geneigt ist. In der Kathedrale der Ruhe, Udpanski Sabor, sahen wir diesen Akt zum ersten Male; das Volk, das weither zusammengeströmt war, drängte sich nach der Kirche, und glücklich war, wer bis zum Altare durchdringen konnte. Vor diesem standen die Priester. Der vornehmste Geistliche, welcher ein prachtvolles Gewand trug, hielt ein mit Gold und Diamanten besetztes Kreuz in der Hand, das er den Gläubigen darbot, die sich zum Kusse desselben drängten. Zu seiner Rechten stand ein anderer Priester, der ganze Körbe mit gesegneten Aepfeln auf einem Tische stehen hatte; jeder, der das Kreuz geküßt, erhielt dafür einen Apfel, den er mit rührender Verehrung festhielt, während er freudestrahlend sich durch die Masse drängte, um das Kleinod seinen vor der Thüre harrenden Verwandten oder Freunden zu zeigen.

Die Honigbiene.

Ein Lebensbild aus der Natur.

Von

Karl Ruß.

Es ist ein hohes und stolzes Gefühl, in dem der Mensch als Herr und Gebieter der ganzen Schöpfung sich wiegen darf. Er beherrscht den Vogel hoch im klaren Aether, den Fisch tief in der dunkeln Flut, den gewaltigsten Koloß der Vierfüßler, sowie das geringste Wesen der Kerbthierwelt. Doch nicht allein Vortheile bieten ihm die Berührungen mit seinen Mitgeschöpfen, auch Pflichten legen sie ihm auf. Um die Thiere am gewinnbringendsten ausnutzen zu können, muß er ihre Lebensweise und ihr ganzes Sein genau studiren; um aber auch Freude und Vergnügen an ihnen zu haben, innige Zuneigung für sie fassen zu können, muß er sie ihrem ganzen Wesen nach kennen lernen; denn wie könnte man etwas wahrhaft liebgewinnen, das man nicht vollständig kennt?

Vor vielen anderen Thieren verdienen es die Bienen, sowohl ihres Nutzens für den menschlichen Haushalt wegen, als auch durch ihre vielen lobens- und liebenswerthen sowie bewunderungswürdigen Eigenschaften, daß wir sie zu unseren Lieblingen zählen. Darum haben sich auch bereits zahlreiche Natur- und Thierfreunde mit der emsigsten Beobachtung ihres Lebenslaufs beschäftigt, und dem Forscherfleiß derselben verdanken wir eine ausführlichere Kenntniß dieser kleinen Insekten, als wir uns ihrer von vielen der am höchsten entwickelten Thiere erfreuen. Nach den Mittheilungen bekannter Männer, wie Dzierzon, von Siebold, von Berlepsch und aus eigenen Erfahrungen laden wir die Leser nun zu einem Besuche bei den kleinen Honigspenderinnen ein.

Wenn die ersten goldenen Strahlen der Frühlingssonne die reine Luft erwärmen und diese den Bienenstock durchdringt, da regt sich's dort drinnen in lautem Summen und Brummen. Bald lassen sich die ersten und ungeduldigsten der Bewohner an den Fluglöchern blicken und, blinkt die Sonne noch ein wenig wärmer, zum ersten Ausfluge verleiten, den sie aber meistens mit dem Leben bezahlen müssen. Wir finden sie dann wohl dutzendweise erstarrt über den Schnee zerstreut, und wer, milden Herzens, sich die Muße nehmen will, der darf sie nur auffammeln und in der hohlen Hand anhauchen, um sie nach einigen Minuten erwacht und ganz munter dem Stocke zurückgeben zu können. Wenn der „Bienenvater" in diesen Tagen — meistens in der Mitte oder zu Ende des Februar — nicht sorgsam die Stöcke überwacht und die Fluglöcher während der Mittagsstunden schließt, so gehen ihm eine Menge der kräftigsten und besten Bienen zu Grunde.

Kurze Zeit nachher, sobald die Sonne die weiße Todesdecke von der des Segens harrenden Erde völlig abgeräumt hat, halten die Bienen ihre ersten ordentlichen Ausflüge. Bei diesen, deren Zweck ein wichtiges Geschäft ist, sind sie noch sehr matt und schwach. Wunderweise und vorsorglich hat die Natur diese überaus reinlichen Thierchen ausgestattet, denn sie brauchen ihre saubere Wohnung keineswegs zu beschmutzen, sondern vermögen ihren Unrath den ganzen Winter hindurch bei sich zu behalten und entledigen sich erst jetzt desselben. Einige Tage später, mit der zunehmenden Wärme, haben sie ihre volle Lebenskraft wieder erlangt, und umschwärmen nun die ersten Frühlingsblüten und besonders die goldig schimmernden, blumenstaubreichen Weidenkätzchen.

Bald beginnt die zu ihrer ganzen Regsamkeit erwachte Bewohnerschaft des Bienenhauses mit der wichtigen und sehr nothwendigen Säuberung ihrer Wohnung. Dieß ist ein alljährlich im Frühlinge sich wiederholendes, so großartiges Scheuer- und Aufwischefest, wie es kaum die sorgsamsten deutschen Hausfrauen zu Ostern, Pfingsten u. s. w. anstellen können. Da wird das alte, in den Vorrathszellen verhärtete Blumenmehl herausgeschnitten und nebst dem durch Feuchtigkeit entstandenen Schimmel und jedem Schmutz entfernt; dann beginnt man die Zellen auszubessern und besonders die für die Brut bestimmten in Stand zu setzen. Ferner wird Harz von Fichten-, Balsampappel-, Kastanien- u. s. w. Knospen eingesammelt, um mit demselben alle Ritzen, Fugen und Löcher zu verkleben, die durch den Frost, durch Mäuse, Käfer und andere böse Gäste hervorgebracht sind, und die vielleicht den Jungen schädliche und ihnen allen unangenehme Zugluft hervorbringen.

Dieses in manchen Bienenstöcken in ziemlicher Menge befindliche Harz nennt man Vorwachs; es verbreitet auf glühenden Kohlen einen storaxähnlichen Geruch.

Dann regt sich auch die „Bienenkönigin" und beginnt mit dem Eierlegen. Die Honigbienen leben in einer monarchischen Gemeinschaft, deren einziges, wichtiges und allverehrtes Haupt zugleich das einzige weibliche und mütterliche Wesen des Bienenstaates ist. Von ihr ganz allein hängt die Nachkommenschaft ab, und ohne sie kann ein Bienenstock für die Dauer gar nicht bestehen, sondern muß rettungslos zu Grunde gehen. Je nach der Witterung legt sie Anfangs ein- bis sechshundert und später in den heißen Monaten sogar zwei- bis dreitausend Eier täglich, und je nach der Anzahl derselben beeilen sich die Bienen auch mit dem Zellen- und Wabenbau. Die Eier sind ziemlich gleich: bläulichweiß, nierenförmig, und stehen aufrecht in den Zellen. In etwa vierundzwanzig Stunden kriechen aus den Eiern die „Maden", d. h. die Bienenlarven. Diese werden nun von den Arbeitsbienen sorgfältig mit Futterbrei versehen, den die letzteren aus Blumenmehl, Honig und Wasser bereiten.

Bekanntlich gibt es in jedem Stocke dreierlei Bienen: die Mutterbiene, Königin oder Weisel genannt, wie bereits erwähnt die einzige weiblichen Geschlechts, dann die männlichen Bienen oder Drohnen und die geschlechtslosen oder Arbeitsbienen. Für jede dieser Arten werden besondere Zellen gebaut, und die Mutterbiene beginnt im Frühjahr — oft bereits im Februar — zuerst die zu Arbeitsbienen, dann die zu Drohnen und zuletzt die zu neuen Königinnen bestimmten Eier zu legen. Es hängt indessen nur von der Behandlung und vom Futter ab, ob aus denselben Eiern Königinnen oder Arbeitsbienen entstehen sollen, und deßhalb

sind die letzteren auch in Wahrheit nichts Anderes, als in der vollständigen Entwicklung gestörte weibliche Bienen. Wir werden hierauf noch einmal zurückkommen.

Am neunten Tage beginnt die Made der Arbeitsbiene sich einzuspinnen, und sobald sie hiemit fertig ist, bauen die Arbeiter sogleich einen Deckel aus Wachs über ihre Zelle, damit sie in ihrer Verwandlung zur Puppe oder Nymphe nicht gestört wird. In etwa zwanzig Tagen vom Zeitpunkt des soeben gelegten Eies ist die Entwicklung der Biene vollständig beendet. Sie beißt dann den Deckel auf und kriecht aus ihrem Gefängnisse hervor. Während nun von einigen Arbeitern die Zelle sofort gereinigt und zur Aufnahme eines neuen Eies hergestellt wird, nehmen andere sich der noch sehr zarten jungen Biene zärtlich an, füttern, glätten und putzen sie, damit sie nur bald selbst an die Arbeit gehen kann. Anfangs hat sie dann nur mit häuslichen Geschäften zu thun, muß die Brut füttern, Zellen bauen und die Honigzellen bedecken; erst nach zwei Tagen haben sich ihre Flügel so erhärtet und ist sie so kräftig, daß sie ausfliegen, Blumenstaub und später, wie die älteren Bienen, auch Honig einsammeln kann.

In ganz ähnlicher Weise geht auch die Entwicklung der Drohnen vor sich. Die Zellen, in welchen dieselben erbrütet werden, sind tiefer und weiter als die für die Arbeitsbienen, so daß von ihnen etwa vier auf einen Zoll gehen, während von den letzteren sechs auf dieser Fläche Platz finden. Man hatte früher angenommen, daß die Drohneneier von gewissen schwarzen Bienen gelegt würden; genaue Beobachtungen haben dieß aber als Irrthum festgestellt. Die Königin legt, wie gesagt, sämmtliche Eier allein, und jene schwarzen Bienen, deren es in manchen Stöcken sehr viele gibt, sind alte Arbeitsbienen, die sich mit Honig beschmiert, oder die durch Raufereien ihre feinen, braunen Härchen verloren haben. Die Drohneneier sind ein klein wenig kürzer, aber durchaus nicht dicker als die, aus denen Arbeitsbienen kriechen. Sie brauchen bis zur Entwicklung zum vollständigen Insekt etwa zwei Tage länger als die Arbeitsbienen.

Sobald die Mutterbiene eine hinreichende Anzahl von Eiern für die beiden ersten Bienenarten gelegt hat, unter denen die zu den Arbeitsbienen naturgemäß bedeutend überwiegend sind, beginnen die Bienen auch die sogenannten Schwarmzellen zu bauen, aus denen junge Königinnen erbrütet werden. Während die Arbeitsbienen- und Drohnenzellen regelmäßig sechseckig geformt sind, haben diese die runde Gestalt einer Eichel und sind auch bedeutend größer. Die hier hineingelegten Eier unterscheiden sich im Aeußeren durchaus nicht von den andern Bieneneiern. Ihre Entwicklung aber geht zwei Tage schneller als die der Arbeitsbienen vor sich, und wird auch weit sorgsamer überwacht. Diese Maden werden so reichlich gefüttert, daß sie gleichsam im Futtersaft schwimmen, was bei den andern keineswegs der Fall ist.

In der Regel verläßt die alte Königin den Stock bereits mit dem Vorschwarm sechs bis sieben Tage vorher, ehe die erste junge Mutterbiene aus der Zelle entschlüpft. Hat sie sich jedoch mit dem Abzuge verspätet und merkt nun bereits eine junge Nebenbuhlerin, die entweder noch in der Zelle steckt, oder aus Furcht vor ihr sich noch versteckt hält, so läßt sie ein durchdringendes „Tüt! tüt!" hören, mit dem sie ihre Eifersucht und Besorgniß zu erkennen gibt, sich den Bienen bemerklich machen und sie auf ihre Seite bringen will. Die noch in den Zellen befindlichen jungen Königinnen erheben dann ebenfalls ihre Stimmen: „Quack, quack!" oder „Gluck, gluck!"

Das Schwärmen ist einer der wichtigsten Vorgänge im Leben unserer Insekten. Da in den wärmeren Monaten die Volkszahl eines Stockes immer größer wird, der Raum immer enger, und der Stock wohl schon fast vollgebaut ist, so bemächtigt sich eines großen Theiles der Bewohnerschaft eine Unruhe, eine Lust zum Auswandern und zur Gründung einer neuen Heimat. Sie zeigen dieß zunächst dadurch an, daß sie „vorliegen", d. h. sich außerhalb des Stockes um das Flugloch in dichten Massen ansetzen. Inzwischen fliegen eine Anzahl „Spürbienen" aus, welche nach einem passenden Orte zur Uebersiedlung umhersuchen, und sobald sie einen solchen, in hohlen Bäumen, Mauern oder Thürmen gefunden haben, ihre Genossen herbeilocken, um den Platz zu reinigen und in Stand zu setzen. Sonderbarer Weise zieht nun aber nicht eine junge Königin und junges Bienenvolk zur Gründung einer neuen Kolonie aus, sondern die alten. Wenn die alte Königin durch die zum Leben erwachenden Nebenbuhlerinnen Gefahr für ihre Alleinherrschaft merkt, so hat sie keine Ruhe im Stocke mehr. Sie läßt dann ihr „Tüt, tüt!" erschallen, und die Bienen, welche diese Töne wohl zu deuten wissen, gerathen in die größte Aufregung. Gewöhnlich in den Mittagsstunden, und nachdem sie sich im Stocke mit Honig versehen haben, stürmen sie massenhaft zum Flugloch hinaus und schwärmen in der Luft umher. Allmälig hängen sie sich dann in der Nähe des alten Stockes in der Form einer großen Traube an einen Baumast. Dieß hat den Zweck, daß sie sich alle sammeln, um dann in Gemeinschaft nach dem neuen Bestimmungsorte oder auch auf's Gerathewohl weiter zu ziehen. Nachdem der Schwarm etwa zur Hälfte den Stock verlassen, erscheint auch die Königin auf dem Flachbrette und begibt sich zu ihrem Volke. Oft kommt es vor, daß die alte Königin zu schwach ist, oder wegen der im Kampfe um die Alleinherrschaft oder durch das Ein- und Ausschlüpfen aus den Zellen beim Eierlegen beschädigten Flügel sich nicht erheben kann und zur Erde fällt; dann zieht der Schwarm auf den Mutterstock zurück und wartet dort das Erbrüten einer neuen Königin ab.

Ist die Königin aber flugfähig und beim Schwarm angelangt, so hält nur das Bedürfniß nach Ruhe sie an dem ersten Anlegeort noch auf, an dem sie oft sogar die Nacht hindurch weilt, während die Spürbienen bis zum Abend hin und her fliegen, und sie durch eigenthümlich lockende Töne zum Weiterziehen anregen. Unterdessen wird nun meistens der Schwarm vom Bienenvater in einen untergehaltenen Rumpf geschüttelt; geschieht dieß nicht, so zieht er nach einigen Stunden oder am nächsten Morgen, sobald es warm wird, nach dem erspähten Platze oder auch ziellos in's Weite, in welchem Falle sie wohl mehrere Meilen weit fliegen sollen.

Der Rumpf, welcher den Schwarm aufgenommen, muß sorgfältig von allem Schmutz, Spinngeweben &c. gereinigt und am besten über brennendem Stroh ausgeräuchert sein. Viele Landleute reiben ihn noch mit frischem Beifußkraut aus. Wenn er dem Bienenvölklein dann als neue Wohnung gefällt, so beginnen sie sofort ihre Thätigkeit in demselben. Man hört nun ein Knistern und Knabbern, und wenn man den Rumpf ein wenig hebt, so findet man den Boden des Unterbrettes mit Strohfäserchen bestreut, den hervorstehenden Spitzen der Strohhalmen nämlich, welche eine Anzahl der Bienen abbeißen, während die andere Hälfte regungslos an den inwendigen Hölzern des Rumpfes hängt. Aber auch diese sind keineswegs ganz unthätig, sie warten nur die Verwandlung des Honigs, den sie aus dem alten Stocke mitgenommen haben, in ihrem Leibe zu Wachs ab, um dann sofort den Zellen- oder Wabenbau zu beginnen. Derselbe fängt dann oben in der Mitte an, und breitet sich nach allen Seiten aus. Dieß geht denn auch sehr schnell von statten; denn ein starker Schwarm baut in vier bis fünf Stunden eine Wabe von fünf Zoll Länge und vier Zoll Breite, und in sieben bis acht Tagen kann derselbe einen mäßigen Korb mit Waben ausfüllen. Ein dritter Theil der Bienen spielt inzwischen vor, d. h. sie fliegen in der Nähe des Stockes hin und her, um die Umgebung kennen zu lernen und alsbald ausfliegen zu können, um Blumenmehl, Honig und Wasser einzuholen.

Mit einer staunenswerthen Kunstfertigkeit und Zweckmäßigkeit gehen jetzt alle Geschäfte vor sich. Die Zellen werden auf das Akkurateste und Sauberste, eine ganz genau

wie die andere, und in wunderbarer Regelmäßigkeit, Arbeitsbienen-, Drohnen- und Königinnen-Zellen erbaut. Dann werden die Vorräthe aufgespeichert, und mit welcher Ueberlegung diese unscheinbaren Thierchen zu Werke gehen, davon gibt unter vielem Andern der Umstand einen Beweis, daß sie oben die Brut- und unten die Honigzellen anlegen, weil sonst doch die letzteren schwereren die andern erdrücken könnten.

Begleiten wir die Bienen einmal hinaus, um sie in ihrer Thätigkeit auf den Blumen zu beobachten. Bereits im ersten Frühjahr umschwärmen sie die Kätzchen der Weiden, Espen, Haselnußsträucher, Erlen und andere blumenstaubreiche Blüten, und füllen sich dort ihre „Höschen" mit Blumenstaub. Hiebei fassen und öffnen sie die Staubbeutel mit den Vorderfüßen und schütten mittelst der breiten Mittelbeine den Blumenstaub in die „Körbchen", welche sich an den Hinterfüßen befinden. Blumenstaubreiche Blüten finden sie die ganze warme Zeit hindurch, und dieses Staub-, auch Blumenmehl genannt, ist ihnen besonders zur Brutzeit sehr nöthig, da sie dasselbe zur Bereitung des Futterbreies für die Maden durchaus brauchen.

Noch wichtiger für die Brut und für sie selbst ist der Honig. Den Honigsaft saugen sie bekanntlich aus fast allen Blüten, sowohl aus denen giftiger Pflanzen, als aus denen anderer, und verändern, raffiniren ihn gleichsam in ihren Mägen oder vielmehr in den Vormägen oder „Honigblasen", so daß er, beim Ausspeien dicker geworden, uns als der bekannte Honig erscheint. In den Zellen verdickt sich der Honig noch mehr, so daß er in zehn bis vierzehn Tagen fast ganz fest geworden ist. Zur Bereitung des Futterbreies brauchen die Bienen aber ganz dünnen Honig, und da müssen sie, besonders im Frühjahr, wenn sie noch von dem alten zehren, sehr emsig und oft weit her das nöthige Wasser einholen.

Zur Wachsbereitung verzehren die Bienen Honig, der sich dann in ihrem Körper zu Wachs verwandelt und in besonderen Behältnissen, die sich am Bauche befinden, ausschwitzt. Jede Biene hat acht solcher Säckchen, in denen sich die Wachsblättchen in stets ganz gleicher fünfeckiger Gestalt abscheiden. Natürlich kann weder die Mutterbiene, noch können die Drohnen Blumenstaub einsammeln, Honig oder Wachs bereiten, sondern dieß Alles bleibt nur der Arbeitsbiene überlassen.

Der junge Bienenstock, den wir als Schwarm beobachtet haben, ist nun bald in vollster Thätigkeit. Ueberlassen wir ihn einstweilen sich selbst, und kehren wir noch einmal zu dem alten Stocke zurück. Nach dem Abzuge des Schwarms ist augenblicklich gar keine Königin dort, und dieß würde bekanntlich zum Untergange des ganzen Stockes führen; doch dem ist durch die dem Ausschlüpfen nahen jungen Königinnen vorgebeugt. Eine derselben tritt an die Stelle der alten, während die übrigen unbarmherzig vertrieben oder getödtet werden. Entstehen hiebei große Parteikämpfe, so können daraus dem Bienenstock gar leicht Gefahren erwachsen. Entweder werden die Königinnen alle umgebracht, oder die, welche am Leben bleibt, wird an den Flügeln &c. verletzt, so daß sie im Stocke bleiben muß und daher unfruchtbar wird.

Die Befruchtung der Bienenmutter durch die Bienenmännchen oder Drohnen kann nämlich nur hoch in der warmen Frühlings- oder Sommerluft, im goldenen Sonnenschein, und im Fluge geschehen.

Sind bei den Kämpfen sämmtliche junge Königinnen umgekommen, oder ist die zuletzt lebende beim Begattungsfluge zu Grunde gegangen, so bilden die Bienen sogenannte Nachschaffungszellen. Sie vergrößern für diesen Zweck bereits besetzte, Eier oder Maden enthaltende Zellen, und erziehen dann aus den gewöhnlichen Arbeitsbienen-Eiern oder Maden durch Sorgfalt und Pflege junge Königinnen. Dieß ist doch ein sicherer Beweis dafür, daß die Arbeitsbienen wahre weibliche Bienen sind, die eben nur durch die Enge ihrer Zelle, sowie durch die kärglichere Nahrung in der vollständigen Ausbildung ihrer Geschlechtsorgane gestört und verhindert wurden. — Ein sorgsamer Bienenwirth vermag die „Weiserlosigkeit" des Stockes (den Zustand ohne Königin) oft noch dadurch zu heben, daß er ihm fremde Zellen mit Brut einsetzt, aus denen die jüngeren Bienen dann bald eine Königin erziehen, während sich die alten gar nicht darum zu kümmern scheinen. Ist dann endlich wieder eine Königin da, der Stock also zum normalen Zustande zurückgekehrt, so beginnt allenthalben wieder freudigere Regsamkeit, und die trübselige Stockung hat ein Ende. Die junge Bienenmutter legt bereits vor der Befruchtung Eier, doch nur solche, aus denen Drohnen entstehen; erst nach derselben vermag sie auch solche zu legen, aus denen Arbeitsbienen und Königinnen erbrütet werden können.

Der erste Schwarm eines Stockes wird gewöhnlich der „Vorschwarm" genannt, und bei günstiger Witterung und reichlichem Honig- und Blumenmehlertrage ziehen von demselben Stocke noch wohl in dem gleichen Sommer ein bis zwei oder gar drei „Nachschwärme" ab. Die letzten werden jedoch meistens verhindert, weil sie zu schwach sind und auch den Mutterstock so entkräften, d. h. entvölkern würden, daß er eingeht. Auch die zuerst im Frühjahre abgezogenen Vorschwärme entsenden oft noch in demselben Jahre eine Kolonie, und diese nennt man „Jungfernschwarm". Und bei allen diesen Schwärmen zieht immer die älteste Königin mit dem Volke aus, während stets eine junge an ihre Stelle tritt.

Sobald die Witterung unfreundlicher wird, und die Nahrung abzunehmen beginnt, fängt die sogenannte Drohnenschlacht an, d. h. die unnöthigen Fresser werden getödtet oder aus dem Stocke vertrieben und müssen elend umkommen. Mit den Drohnen zugleich werden auch die schwarzen Bienen ausgetrieben, die armen alten, die schwach und arbeitsunfähig geworden sind. Diese letzteren schwirren noch lange vor den Fluglöchern herum, und suchen irgendwo in die Stöcke einzudringen und zu dem Honig zu gelangen.

Aber auch andere Bienen gehen jetzt, im beginnenden Herbst, auf das Naschen und Honigrauben aus. Aus starken Stöcken dringen sie in schwächere fremde ein, beladen sich dort mit Honig und tragen diesen in ihren Stock. Dieß treiben sie an den letzten hellen, warmen Tagen des Spätsommers so arg, daß der beraubte Stock bald ganz ausgeplündert ist, und die Bienen desselben sich nicht anders zu retten wissen, als daß sie mit in die Stöcke der Räuber ziehen. Auch Wespen und Hummeln kommen in dieser Zeit bei den Bienen auf Raub, und darum stellen die Letzteren Wachen aus, welche die Feinde abwehren, und bei zahlreichen Feinden bald den ganzen Stock in Allarm versetzen. Wenn dann die Nächte immer kälter und die Winde heftiger werden, so verkleben sie alle Spalten &c. sorgfältig mit Vorwachs und verengen auch die Fluglöcher durch Bogen, Pfeiler und Wände aus demselben. Ebenso sorgen sie auch bis in die späteste Zeit für die Reinlichkeit und überziehen übelriechende Gegenstände, z. B. todte Thiere, die zu ihnen hineingekrochen sind, mit einer Decke aus Vor- oder auch gewöhnlichem Wachs. Noch fliegen sie dann in den warmen Tagesstunden immer aus, doch gehen dabei, ebenso wie im Frühjahr, gar viele zu Grunde, indem sie unterwegs erstarren und umkommen. Endlich, wenn alle Nahrung ein Ende hat, bleiben sie im Stocke zurück, und ziehen sich in einen dichten Haufen in der Mitte, unterhalb ihrer Wintervorräthe, zusammen. In ihrer Mitte ruht die Königin, als der Mittelpunkt und die Seele des ganzen Schwarmes.

Die Bienen erstarren den Winter hindurch keineswegs vollständig, wie die Wespen, Fliegen u. s. w., sondern genießen noch von Zeit zu Zeit ein wenig Nahrung. Und wenn strenge Kälte eintritt, so bringen sie ein starkes Brausen hervor, das man schon in einiger Entfernung vom Stocke hört. Das Brausen entsteht durch ein zitterndes Bewegen der Flügel, wodurch sie den Respirationsprozeß steigern, um die Wärmeentwicklung zu erhöhen. Wird die Kälte außergewöhnlich stark, so fallen die Bienen in Klumpen auf den Boden und sterben.

Die Wichtigkeit der Bienenzucht ist allenthalben anerkannt, und in manchen Gegenden bildet dieselbe bereits einen Hauptnahrungszweig der Bewohner. Im Ganzen kann sie indessen überall noch bedeutend ausgedehnt werden und verspricht, sich dann als eine wahre Goldgrube zu erweisen. Besonders für Lehrer, Handwerker u. s. w. auf dem Lande kann sie nicht warm genug empfohlen werden.

Im Vorstehenden haben wir nun das Naturgeschichtliche des Bienenlebens betrachtet. Um uns auch in praktischer Beziehung des Weitern zu ergehen, dazu fehlt uns der Raum; wir können die Leser da aber getrost auf die vielen populären Schriften über die Bienenzucht verweisen, in denen sie eine reiche Fülle von Belehrungen aller Art finden werden. Zu der bis vor wenigen Jahren in Deutschland allein bekannten deutschen Biene ist seitdem noch eine Art, die italienische gekommen, und diese verdrängt jene durch ihre besseren Eigenschaften immer mehr. Beide Arten werden in verschiedenen Bienenstöcken oder Häusern gezogen, deren hauptsächlichste und verbreitetste unsere Abbildung zeigt. Dieselben sind: 1) der Ehrenfels'sche oder gewöhnliche Stülper; 2) der Glockenstülper oder Zuckerhut; 3) der Lagerstock; 4) der Traubenstülper; 5) der Walzenkorb und 6) der Thorstock.

Von den vielen Züchtungsmethoden sind folgende die bekanntesten: 1) die in den gewöhnlichen Strohstülpen; dieselbe bietet viele Vortheile, indem die Körbe leicht und billig zu beschaffen sind, und die Bienen sich darin gut überwintern. Allein die Honigernte kann in denselben nur durch das Tödten der Bienen bewerkstelligt werden; 2) in Strohwalzen; 3) in Klotz-



Die Bienenkörbe: 1) der Ehrenfels'sche oder gewöhnliche Stülper; 2) der Glockenstülper oder Zuckerhut; 3) der Lagerstock; 4) der Traubenstülper; 5) der Walzenkorb, und 6) der Thorstock.

oder Bretterbauten; 4) die Nett'sche Lüftungszucht in künstlichen Stöcken mit Luftzügen, die indessen nur noch wenige Liebhaber hat; 5) die v. Ehrenfels'sche Methode, nach welcher das Leben der Bienen geschont wird, indem man die Bienen austreibt und die Schwärme vereinigt; 6) die Magazinzucht in Christ'schen Kästchen, bei der man die Bienen durch untergesetzte leere Kästchen zum steten Bauen zwingt, indem man die honiggefüllten oberen abhebt; 7) die Habl'schen Ansatzkästchen, über welch' letztere derselbe eine eigene Broschüre geschrieben hat, die der Beachtung wohl werth ist. Eine besondere Erwähnung verdienen sodann noch „Dzierzon's Bienenwohnungen“ und „die Bienenpavillons“ von Berlepsch.

Erinnerungen aus Centralamerika.

Von

Dr. Fr. Ellendorf.

Unter Schlangen

Wo immer der Schöpfer Paradiese geschaffen, da hat er auch einen kleinen Teufel hineingeworfen, damit die glücklichen Leute dort dann und wann daran erinnert werden, daß es ein höheres Wesen gibt, und daß es kein reines und dauerndes Glück und keine ungestörte Freude gibt auf der Erde.

Während wir im Norden hinter dem warmen Ofen hocken,

in den trüben Himmel und die mit Eis und Schnee bedeckte Natur fröstelnd hineinschauen, wandelt der Tropenbewohner im heitern Sonnenlichte auf Blüten und Blumen, zwischen bunten Schmetterlingen und goldgefiederten Vögeln, fruchtbeladenen Palmen und Orangebäumen, von würzigen Winden umweht. Wenn wir unsere Siesta halten im Sorgenstuhle und dem Sopha, legt er sich in das kühle Gras am murmelnden Bache unter duftende Rosen und Jasmin, und schläft den Schlaf des Gerechten von lieblichen Traumbildern umgaukelt.

Aber kaum ist er eingeschlafen, träumt von der Geliebten, streckt die Arme aus und will sie umfassen, da fühlt er plötzlich einen leichten Schmerz am Finger, springt auf und ist in zwei Minuten eine Leiche. Im kühlen Grase dicht neben ihm hat eine kleine Schlange auch ihre Siesta gehalten. Er hat sie mit der Hand berührt, als er das Traumbild umarmen wollte, und sie hat ihn gebissen. Er sieht an seinem Finger zwei Tröpfchen Blut, die aus einer Wunde quellen so groß wie ein Nadelstich, aber der Arme weiß, daß sie groß genug sind, um ihm den Tod zu geben, und daß er unrettbar verloren ist. Kaum hat er Zeit sich zu besinnen, Die Sprache versagt ihm den Dienst, eine entsetzliche Angst ergreift ihn, wüthende Krämpfe schießen wie ein Blitz durch seinen Leib und, ehe er nur Hülfe rufen kann, stürzt er todt zu Boden.

Das ist eine der Schattenseiten der Tropen, und neben ihr steht noch ein Heer anderer, als: der Skorpion, der giftige Tausendfuß, der Vampyr, die Mosquitos, die Ameisen, der Puma und der Jaguar. Glücklicher Weise sind fast alle diese Thiere keine Freunde des Menschen und sie fliehen seine Nähe, sobald seine schaffende Hand sie stört in ihrem finstern, unheimlichen Treiben dadurch, daß er den Boden klärt. Die Tropen wimmeln von Schlangen, sobald man die bewohnten Gegenden verläßt, und so oft der Fremde ihnen auch begegnet, immer blickt er sie scheu an und geht ihnen aus dem Wege. Tritt er ihnen aber einmal unerwartet ganz nahe, dann läuft es ihm schaudernd über die Haut, und sicher wird er in den ersten vierundzwanzig Stunden den Gedanken nicht los, daß er am Rande des Grabes gestanden.

Im Allgemeinen kommen Schlangenbisse nicht so häufig vor, wie man dieses bei der großen Anzahl der Schlangen erwarten sollte, besonders da Niemand auf dem Lande eine Fußbekleidung trägt. Dieses hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Schlange am Tage verkriecht, und entflieht, wenn sie durch Geräusch aus dem Schlafe gestört wird. Mithin ist es Zufall, wenn man mit ihr in nähere Berührung kommt. Eines Tages ritt ich in der brennendsten Sonnenhitze um die Mittagszeit zu einem Kranken. Mein Weg führte mich zuerst auf der Landstraße, dann eine Strecke durch dichten Urwald, und dann kam ich auf eine kleine Savanne, die mit hohem Grase und Gestrüpp bedeckt war. Die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen senkrecht auf mich herunter. Um diese Zeit schläft oder ruht die ganze lebende Thierwelt im schattigen Urwalde. Selbst die Blumen schließen ihre Kelche und lassen die Köpfe hängen. Mensch und Thier ist gleichgültig gegen Alles rund umher, müde und ermattet. Ich hatte dem Maulthiere die Zügel auf den Hals gelegt, und im langsamen Schritte ging es seinen Weg. Ich war halb in Schlaf gerathen. Plötzlich springt das Thier auf die Seite, mechanisch greife ich die Zügel und liege auf dem Rücken am Boden. Die Sache kam mir so unerwartet, daß ich einen Augenblick in meiner Lage blieb und das Thier anstarrte. Im selben Augenblicke fühle ich, daß sich etwas unter mir bewegt. Nie in meinem Leben bin ich so rasch auf den Beinen gewesen, denn es war mir klar, daß ich auf einer Schlange lag. Sowie ich aufrecht stand, huschte eine zwei Ellen lange, prächtig grüne Schlange, die Mica, fort, eine der giftigsten der Tropen. Ich nahm rasch die Reitpeitsche und tödtete sie. Ich sah nun, daß sie hinter dem Kopfe stark verletzt war. Wahrscheinlich hatte sie im Grase gelegen und geschlafen, das Maulthier hatte sie getreten, und als sie sich nun aufbäumte, war es aus Angst auf die Seite gesprungen und ich auf das Reptil gefallen. Ich war der Gefahr glücklich entronnen.

Die europäische Ratte ist erst seit einigen dreißig Jahren heimisch in Costa Rica, und zwar seit der Zeit, daß es mit Europa in direkten Schiffsverkehr getreten ist. Durch diesen ist sie dorthin verpflanzt und hat sich seit der Zeit so sehr vermehrt, daß sie oft zu einer entsetzlichen Plage wird, namentlich in denjenigen Häusern, in denen die Räume hölzerne Fußboden haben, unter denen sie dann ungestört ihr Wesen treibt. Ich hatte dieses Glück, aber auch deßhalb so viele Ratten, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Das Giftlegen brachte mir keine Erleichterung. Ich hatte schon oft in Gesellschaften meine Noth geklagt, als mir eines Tages ein Sohn des Landes rieth, ich solle mir einige der wenigen nicht giftigen Schlangen anschaffen, die Savanera zum Beispiel, und ein Loch machen, daß sie unter den Fußboden könne. Nach acht Tagen brachte mir ein Indianer eine solche von sechs Fuß Länge. Ich setzte ihr Milch hin, und es dauerte nicht lange, bis sie sich behaglich bei mir fühlte und ihre Rundgänge in meiner Stube hielt. Alle diese Thiere lieben die Wärme, und deßhalb stattete sie mir denn auch in einer Nacht Besuch ab in meinem Bette. Ich lag im Halbschlummer und fühlte an einer Seite des Körpers etwas Kaltes, und zog deßhalb die Decke über. Im selben Augenblicke fühlte ich die Kälte sich fortschieben, und nun kam ich zur Besinnung, daß die Schlange mein Schlafkamerad sei. Obschon ich wußte, daß sie nicht giftig war, so bekam ich doch einen solchen Schauder, daß ich mit einem Satze in der Stube stand. — Einige Tage nachher war sie verschwunden, und ich vermuthete, daß sie unter dem Fußboden sei, weil der Skandal der Ratten nachließ. Nach ungefähr vierzehn Tagen kam sie plötzlich zum Vorschein und jagte einem Menschen einen solchen Schrecken ein, daß er fast den Verstand verlor und vier Wochen krank war.

Das Haus, das ich bewohnte, war durch einen breiten bedeckten Gang in zwei Hälften getheilt. Die zweite Hälfte bewohnte ein Sattler. Aus meiner Stube führte eine Thür in diesen Gang, die ich aber niemals öffnete. In dem Gange saß schon seit mehreren Wochen ein Chinese, der Haare und Wolle zupfte aus alten Sätteln und Sophas, und diese vor der Thüre aufgehäuft hatte. Der arme Mensch, der an der Panamabahn gearbeitet hatte, fühlte sich sehr glücklich und zufrieden und sang den ganzen Tag seine melancholischen Lieder, denen ich oft mit Interesse lauschte. Eines Tages war er wieder im besten Singen, als er plötzlich einen Schrei ausstieß, der mir durch Mark und Bein ging. Ich stürzte aus der Thüre auf die Straße, unter den Gang, und sah den armen Kerl in Krämpfen bewußtlos am Boden liegen und meine Schlange auf dem Wege in den innern Hof. Daß die Schlange die Ursache des Schreckens sei, war mir klar, ebenso, daß sie ihm auf eigenthümliche Weise begegnet sein mußte, denn das bloße Erscheinen derselben konnte einen solchen Eindruck nicht gemacht haben. Als er später zur Besinnung kam, erzählte er: Er greift mit beiden Armen in die Wolle, um sie in's Haus zu tragen. Auf einmal sieht er dicht vor seinem Gesichte Kopf und Hals der Schlange auftauchen, und gleichzeitig sperrt diese den weiten Rachen auf und beißt ihn in die Oberlippe und die Nase. Er kam aber mit dem Schrecken davon.

Eines Abends erreichte ich vom Hafen kommend das Dörfchen Garita, und nahm beim Direktor des Zollhauses mein Absteigequartier. Das Gebäude steht in einem Felsthore so, daß Jeder, der des Weges kommt, den innern Hof passiren muß; denn von beiden Seiten lehnt das Haus an hohe, steile Felswände. In seinem Zimmer hing die Hängematte, und in einer Ecke stand ein hölzernes Gestell, das die Bettstelle vertrat, ohne irgend etwas, das sonst zum Schlafen gehört. Als die Zeit des Schlafengehens kam, ging der Herr heraus, um zu sehen, ob die Thore geschlossen seien, und während dieser Zeit legte ich eine meiner Decken

auf die Erde und die andere an den Sattel als Kopfkissen. Als ich eben damit fertig war, kam er wieder herein, und als ich mich nun niederlegen wollte, sagte er mir, ich solle mich lieber auf die Bettstelle legen, denn es kämen häufig des Nachts Schlangen in die Sala, und deßhalb schlafe er seit einiger Zeit in der Hängematte. Freilich kämen sie auch auf die Bettstelle, aber auf dem Boden sei es doch noch gefährlicher. „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen," sagte er, „und wenn Sie sich irgend in meine Lage versetzen können, dann müssen Ihnen die Haare zu Berge stehen! Carajo! noch jetzt träume ich oft die ganze Nacht davon und schreie dann, daß Alles im Hofe erwacht.

„In einer Nacht liege ich in der Bettstelle ganz allein hier in der Sala, denn meine Leute schlafen unter der Veranda. Plötzlich fühle ich, daß etwas Kaltes an meinen Beinen langsam umherkriecht, und komme auch rasch zu der Ueberzeugung, daß es eine Schlange ist, die die Wärme sucht. Ein entsetzlicher Schreck kam über mich, denn ich wußte, daß ich allein war, und daß die geringste Bewegung mich in die Ewigkeit spediren würde. Dieses brachte mich rasch zu mir selbst, und so lag ich denn, in die dunkle Nacht mit offenen Augen hineinstarrend wie ein Baum, und der Angstschweiß lief in Strömen von meinem Körper herunter. Die Bestie konnte noch immer nicht zur Ruhe kommen, denn sie suchte nach dem wärmsten Platze. Langsam wand sie sich an meinen Beinen herauf, kroch mir über den Bauch, die Brust, am Hemdkragen heraus, bohrte sich unter meinen Nacken und wollte hier Posto fassen. Sie versuchte, den ganzen Körper hier zusammenzurollen und machte dazu ungeheure Anstrengungen, aber es ging nicht, weil ich zu fest auflag und deßhalb der Raum zu klein war. Ich war in einer entsetzlichen Lage und faßte mehrmals den Entschluß, rasch aufzuspringen, aber immer hielt mich die Furcht, gebissen zu werden, davon ab. Endlich ging sie unter meinem Nacken weg und kroch in die Achselhöhle; hier wollte sie sich wieder festsetzen, aber der Raum war abermals zu klein. Nun kroch sie an der Lende herunter und legte sich an meinen Schenkel. Lange Zeit fühlte ich sie mit der Zunge in der Umgegend umhertasten, und dieses verursachte mir einen solchen Kitzel, daß ich meine größte Kraft zusammennehmen mußte, um nicht zu zucken. Endlich wurde sie ruhig und war eingeschlafen. Nach vielleicht einer Stunde, als sie sich gar nicht gerührt hatte, wagte ich es, meinem Diener Lorenzo leise zu rufen, aber der Kerl hörte nicht. Kein Schiffbrüchiger, der auf offenem Meere in finsterer Nacht umhertreibt in Sturm und Wellen, kann mit solcher Sehnsucht den Morgen erwarten, wie ich, und noch war es nicht Mitternacht. Meine steife Rückenlage fing an unerträglich zu werden. Der Nacken schmerzte mich, das Hinterhaupt und die Schultern waren wie abgestorben, und in den Fersen fühlte ich ein Stechen, das mich hätte wahnsinnig machen können, und dennoch wagte ich nicht, ihnen eine andere Lage zu geben. Endlich hörte ich von Weitem das Knarren der Räder eines Karrens. Sie kennen diese unangenehmen Töne, die Einen zur Verzweiflung bringen können, wenn man auf dem Wege zur Zeit der Kaffeernte an hundert dieser Karren vorbeireiten muß, da das Volk niemals die Achsen schmiert, aber dennoch waren sie mir wie himmlische Musik, weil ich wußte, daß der Führer in kurzer Zeit an's Thor klopfen und Einlaß begehren würde. Dann mußte Lorenzo den Schlüssel von mir holen. Die Töne kamen immer näher, und endlich machte der Karren Halt unmittelbar am Thore, aber noch sollte ich nicht erlöst werden. Ich hörte den Kerl Zuckerrohr vom Karren werfen und die Ochsen füttern. Er fürchtete, gescholten zu werden, daß er so früh Einlaß begehrte, und ich hätte ihm den Hals umdrehen mögen, daß er es nicht that. Nach fast einer Stunde klopfte er. Lorenzo wird endlich wach und kommt herein, den Schlüssel zu holen. „Hombre!" rufe ich ihm leise zu, „mache geschwind Licht, es liegt eine Schlange neben mir!" — «Carajo! Esta maldita bestia!» sagt er und machte Licht. Leise schleicht er sich nun zu mir heran und sieht die Hälfte der Ringe des Thieres unbedeckt liegen. „Was für eine Schlange ist es?" frage ich ihn. — «Carajo!» sagt er, «es una covala!» — Mir lief es kalt über die Haut, denn Sie wissen, Don Franzisco, wie giftig dieses Thier ist. Nun überlegten wir, was zu thun. Leise faßte Lorenzo das Betttuch und deckte das Thier bloß. Das Thier hatte Kopf und Hals oben auf meinen Schenkel gelegt und schlief ruhig. Nun war die Frage: wie sie entfernen? Da kommt der Kerl auf den glücklichen Einfall, eine Gabel zu holen und sie damit aufzuspießen. In der linken Hand das Licht und in der Rechten die Gabel, steht er gleich darauf neben mir. Jetzt fixirt er die Gabel über dem Nacken der Schlange und stößt zu, aber mit einer solchen Gewalt, als wenn er hätte einen Ochsen aufspießen wollen, denn die Gabel ging mir durch's Fleisch bis auf den Knochen. Ich schrie entsetzlich, aber der Kerl blieb am Drücken, bis der Schlange das Maul weit offen stand, und doch wagte ich noch nicht aufzuspringen. Im Gegentheile sagt mir der Kerl, ich solle die Gabel einen Augenblick halten, er wolle einen Bindfaden holen und das Thier stranguliren. In der Angst meines Herzens nahm ich die Gabel und drückte, als wenn sie nicht etwa in meinem Fleische sondern in der Erde stäke. Im selben Augenblicke aber sah ich, daß das Thier nicht beißen konnte, riß die Gabel heraus und schleuderte sie mit sammt der Schlange in die Sala. Ich war gerettet, aber vier Wochen lang hatte ich ein schlimmes Bein, denn der Kerl hatte so stark auf den Knochen gestoßen, daß die Zinken der Gabel sich umgebogen.

„Ich will hier einschalten, wie die Indianer die Schlangen fangen, um zu zeigen, daß Lorenzo ein Praktiker war, obschon diese Praxis für dießmal schlecht angebracht war, da die Gabel nicht in der Erde, sondern im Fleische eines Menschen steckte.

„Der Indianer hat die geringste Furcht vor den Schlangen, und das mag wohl daher kommen, weil er ihnen so häufig begegnet und sie sogar gerne ißt. Findet er eine, so schneidet er sich einen Stecken mit einer Gabel, spitzt die beiden Zinken scharf zu und stößt sie über dem Nacken derselben fest in die Erde. Auf diese Weise wird das Thier unschädlich, denn es muß den Rachen aufsperren, und nun drückt er ihm das Genick ab, oder erschlägt sie. Will er sie lebend haben, so legt er ihr nur eine Schlinge um den Hals und zieht diese so fest an, daß das Maul offen steht. Weil er sie auf dem Schenkel seines Herrn weder erschlagen, noch ihr das Genick brechen konnte, da die Gabel auf dem Knochen Widerstand fand, so wollte er sie erdrosseln. Aber sein Herr wartete nicht so lange."

Die Erzählung hatte mich eben nicht angenehm aufgeregt, denn ich war gezwungen, das Marterbett meiner Lage auf der Erde vorzuziehen. Ich hatte schon so oft im Freien auf der Erde geschlafen, ohne in Gefahr zu gerathen, warum sollte es denn nun sogar unter Obdach schlimmer ablaufen? Ich nahm mein bescheidenes Bett und trug es in die Bettstelle. Ich war sehr müde, aber die Erinnerung an das so eben Gehörte ließ mich nicht sogleich in einen festen Schlaf gerathen. Der Direktor schnarchte bereits. Da fühlte ich plötzlich etwas ganz schnell über mein Gesicht huschen. Gleich darauf wieder. Ich haschte darnach mit der Hand, hatte aber nichts gefangen. Gleich darauf über die Hände und Füße und so fort. Daß es keine Schlangen waren, wußte ich an der flinken Bewegung, aber dennoch wurde es mir unheimlich und hinderte mich am Einschlafen. Endlich stand ich auf und machte Licht, und darüber wurde der Direktor wach. „Was gibt's?" fragte er. — „Da lauft etwas auf meinem Körper umher in der Bettstelle, daß ich nicht schlafen kann!" — „Ach, das ist nichts, das sind nur Eidechsen!" Trotzdem, daß ich wußte, daß es keine giftigen Eidechsen gibt, war mir ihr Besuch doch unangenehm, und ich benutzte deßhalb für den Rest der Nacht eine Hängematte unter der Veranda. Am andern Morgen sah ich diese niedlichen Thierchen überall an den Wänden umherlaufen und nach Fliegen haschen.

Niemals ist es mir gelungen, einen von einer Schlange Gebissenen zu behandeln. Nur ein einziges Mal wurde ich zu einem solchen gerufen, aber ich fand ihn bereits als Leiche. Der General P. hatte oben im Gebirge, im Aguacete, eine Goldmine, in der drei seiner Söhne mitarbeiteten. Eines Morgens geht einer derselben an einen kleinen Bach, um sich die Füße zu waschen. Als er den rechten Fuß gewaschen hat, zieht er ihn aus dem Wasser und setzt ihn auf einen Kieselstein. Kaum hat er den Fuß hingesetzt, so schlüpft unter dem Steine eine kleine schwarze Schlange hervor, die Colubro de sangre, die Blutschlange, und beißt ihn in die kleine Zehe. Der junge Mann hat die Geistesgegenwart, das Messer zu nehmen, setzt es auf die Zehe und schlägt mit einem Steine darauf, daß sie herunterfliegt. Sicher war dieses nur das Werk eines Augenblicks, und dennoch war er nach einer halben Stunde eine Leiche.

Diese kleine Blutschlange soll die gefährlichste von allen sein. Häufig habe ich sie im Urwalde auf großen Blättern in der Sonne liegen sehen und vom Maulthiere herab mit der Reitpeitsche getödtet. Die Einheimischen erzählen, daß nach dem Bisse dieser Schlange innerhalb einiger Minuten aus allen Poren der Haut Blut schwitze. Daher ihr Name. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen. In dem eben erzählten Falle war es nicht eingetreten. Vielleicht deßhalb, weil das gebissene Glied so rasch abgetrennt, und nun die Resorption des Giftes gestört wurde.

Das Mittel, welches die Indianer nach dem Bisse anwenden, ist eine Schotenfrucht, deren ich mehrere mir habe



Die Nacht mit der Schlange.

schenken lassen. Den Baum habe ich niemals gesehen, denn jedesmal, wenn ich darnach fragte, erhielt ich die Antwort, er wachse weit weg, oben im Walde. Die Frucht ist nierenförmig, einen Zoll lang und dreiviertel Zoll breit; sie nennen sie Cedron. Nach ihrer Aussage essen sie dann und wann diese Frucht, und dann würden sie niemals gebissen. Die Schlangen flöhen jeden Menschen, der diese Frucht genieße, und würde er gebissen, so hätte dieses weiter keine Folgen, wenn man nur etwas von der Frucht kaue und dieses auf die Bißwunde lege.

Ein anderes Gegenmittel soll Hirschhorngeist sein, den man innerlich nimmt und die Wunde damit stark auswäscht, nachdem man sie erweitert hat. — In Panama traf ich einen Mann, der in der Apotheke des Dr Kratochwill von einer Schlange in die Hand gebissen wurde. Das Mittel wurde augenblicklich angewandt. Es traten Krämpfe ein, und der Arm blieb gelähmt.

Das Fest
der fünfhundertjährigen Vereinigung Tyrols mit Oesterreich in Innsbruck.

Von

Ferd. Schinier.

Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit das „Land der schönen Berge" sich vermählte mit den Fürsten aus Habsburgs Stamme, seit Margaretha jene Urkunde unterzeichnete,

die den wackern Herzog Rudolf zum Beherrscher des biedern Tyrolervolkes erkor, und wir blicken mit Stolz zurück auf die fünfhundert Jahre, in denen der Gebirgssohn immer treu zu seinem Fürsten gestanden, gute Wache haltend, war's



Die Schießstätte in Innsbruck.
Die Schilthöfer mit Andreas Hofer's Enkel als Fahnenträger.

im Frieden oder Krieg. Tyrol hat durch fünfhundert Jahre sicher und brav die Grenzmarken Deutschlands bewacht, drum klingen sie auch hinaus in die Gaue die ehrwürdigen Jubelhymnen; nicht Austria allein bückt sich, an seinem Feste das

Lieblingskind zu küssen, nein — auch Germania weint Freudenthränen und wünscht ihm Glück zur Jubelhochzeit. Wenngleich bereits am 26. Januar, als dem Tage, wo vor fünfhundert Jahren die Abtretungsurkunde verfaßt wurde, der prachtvolle historische Festzug die Räume der k. k. Redoutensäle durchwallte, und in ernster, feierlicher Weise die hohe Bedeutung des Festes hervorhob, so war doch eigentlich erst in der Eröffnung des Festschießens durch Se. Durchlaucht den Statthalter Fürst Lobkowitz am 24. September der Anfang aller der prächtigen Festlichkeiten zu suchen, die als leuchtende Strahlen den Glanzpunkt umgaben, den der 29. September bildete; an diesem Tage nämlich geschah der Akt der feierlichen Uebergabe Tyrols an Oesterreich, um mit ihm fortan vereint zu bleiben.

Bevor wir noch die Details der Feier berühren, führen wir unsere Leser zur prächtigen Schießhalle, die als Vereinigungsplatz all' der Tausende von Schützen unser Interesse um so mehr in Anspruch nimmt, als sie neu und geschmackvoll gebaut ist, und in ihrem Innern jenen herrlichen Schatz von Schützenpreisen und Festfahnen birgt, der jedes Auge blendet, der aber auch jedem Herzen die höchste Bewunderung abzwingt für die edle Großmuth der Geber, für den opferwilligen Patriotismus, der aus jeder Spende mächtig spricht. Der Anblick des Gabensaales ist ein wahrhaft fürstlicher: unter den Bildern des Kaiserhauses und des — Tyrol unvergeßlichen — Andreas Hofer's und Vaters Radetzky liegen die prächtigen Sachen, Pokal an Pokal, Fahne an Fahne, dazwischen tausend sinnige Gegenstände mit funkelnden Dukaten geschmückt, zum Theil aus weiter Ferne eingesandt, den Schützen zum Gruße, dem Lande zur Ehre. Unter den herrlichen Gaben nimmt einen hervorragenden Platz der Ehrenschild ein, den die österreichische Armee ihren Waffenbrüdern widmete, denn Geschmack und Reichthum streiten um den Vorrang. Wir nennen ferner den von Künstlerhand gefertigten Fasan des Herzogs von Koburg und den silbernen Prachtpokal des Fürsten von Auersperg, das reich geschmückte Best der Kommune von Wien. Wir halten schwer, hier Auswahl zu treffen, so glänzend, so überreich präsentirt sich Alles dem Auge. Und in den Ständen knallt Stutzen um Stutzen, das Dröhnen der Böller an den Scheiben verkündet laut die trefflichen Schüsse, es ist ein Wogen und Drängen; jeder Schütze will sich ein Best erringen, ein theures Andenken an die schöne Jubelfeier.

Kaum graute der Morgen des 29. September, als ein Herold die noch träumende Stadt durchzog, um in allen Straßen die freudige Botschaft zu verbreiten: „Der Kaiser kommt!" In der That, der erlauchte Monarch konnte seinem Volke keine freudigere Ueberraschung bereiten, keinen herzlicheren Beweis seiner Theilnahme am Feste geben, als daß er selber kam, um Zeuge zu sein vom Jubel des Landes, um sich mitzufreuen mit den glücklichen Unterthanen! Trotz der frühen Morgenstunde — es war kaum halb sechs Uhr — hatte sich bald eine unzählige Menschenmenge am Bahnhofe versammelt. Kaum verkündete die Glocke das Nahen des kaiserlichen Zuges, als tausendstimmiges Hoch durch die Lüfte dröhnte, das immer schwoll, bis das freudetrunkene Volk seinen Kaiser sah und ihm donnernd sagte, daß es ihn verstanden habe. Wir übergehen den Versuch der Umstehenden, als der Kaiser den Hofwagen bestieg, die Pferde auszuspannen, und selbst durch die geschmückten Straßen in die Hofburg zu fahren, das Jauchzen der Schützen und das Emporwerfen der Hüte; es war dies nur ein echt tyrolischer Ausdruck der ungeheucheltsten Volksliebe, ein Ausdruck, der, weil eben ungesucht, so stürmisch enthusiastisch war und gewiß des Kaisers Herz gerührt.

Mittlerweile hatten sich die leichten Herbstnebel verzogen, ein prachtvoller Tag warf sein Licht auf die mit Tausenden von Fahnen, Wimpeln, Wappenschildern und sinnigen Sprüchen dekorirte Hauptstadt. Die zehnte Vormittagsstunde traf die halbe Wehrkraft Tyrols, mehr denn sechstausend Schützen im Hofe der Klosterkaserne, um dort einer Feldmesse beizuwohnen, die von einer gewiß ehrwürdigen Erscheinung, dem sechsundachtzigjährigen Veteranen Krismer, zelebrirt wurde. Als der Kaiser anfuhr und von allen Musikbanden — es mochten deren bei fünfzig gewesen sein — die Volkshymne angestimmt wurde, da jubelten alle tyrolischen Männer, es schwenkten die Schützen ihre Fahnen zum Gruße, die alten Männer aus den Kämpfen des Jahres 1797 und 1809 weinten vor Freude, daß sie diesen Tag erlebten. Es war ein schöner Moment, all' diese Jungen und Alten, Reichen und Armen aus allen Landestheilen zu sehen, alle sonstigen Verschiedenheiten waren beglichen, Jeder kannte nur Einen Wunsch, und der war auf den Kaiser gerichtet: es galt, alles Glück und allen Segen herabzuflehen auf den geliebten Fürsten sammt seinem erlauchten Hause! Kurz nach der heiligen Handlung ordnet sich jede Abtheilung der Schützen, Jeder stellt sich unter seine Fahne, die zwar häufig durchlöchert, aber kampfesmuthig noch im Winde flattert. Den imposanten Schützenaufzug, der vor der Hofburg vorüberziehend unter dem kaiserlichen Balkone seine Banner senkte, eröffneten berittene Herolde, denen Trompeter und Lanzenträger zu Pferde folgten, begleitet von Soldaten mit Hackenbüchsen und Kriegsvolk aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, alles prächtige, schmucke Gestalten, die mit Mühe ihre feurigen Rappen bändigten. Ihnen folgten im Takte der mitziehenden Banden Vertreter der adeligen Schützengilde aus dem vorigen Jahrhundert, in deren Mitte der Enkel von Andreas Hofer als Fahnenträger ging — es waren dieß die sogenannten Schildhöfer aus dem Passeyer, Abkommen der ehemals zur Vertheidigung von Schloß Tyrol verpflichteten Hofbesitzer, deren jeder den Namen seines Hofes auf eisernem Ritterschild nebst dem Wappen zu führen berechtigt war, — und hintendrein die geladenen Schützengäste und die Kompagnieen der Tyroler, alle begeistert sich zurufend und die Hüte schwenkend. Schwere Fahnen in den deutschen und den Landesfarben grüßten von allen Häusern die Vorüberziehenden, Mädchen streuten Blumen auf die Schützenbrüder, die mit Jauchzen und Rufen den liebenswürdigen Spenderinnen dankten. Es fehlte nicht an ergötzlichen Intermezzos, wenn mancher Schützenfreund vom Fenster aus den fröhlichen Zug mit einem stärkenden Tropfen bedachte, und der glückliche Empfänger seine Kameraden zu einem donnernden Hoch auf den edeln Geber aufforderte. An drei Stunden dauerte der Zug, der, Dank der artigen Energie der Turnermannschaft, ohne Unordnung am Schießstande anlangte. Die Begeisterung, die dortselbst den Worten des Kaisers folgte, der das Land seiner Huld versicherte, war eine so stürmische, daß eine getreue Schilderung zu dem Unmöglichen zählt. Seine Majestät geruhten dann selbst einige Schüsse zu machen, und dadurch das früher nur provisorisch eröffnete Schießen nunmehr wirklich zu eröffnen. Der vom Frankfurter Schießen rühmlichst bekannte Schützenkönig, Oberjäger Hohenegger, hatte die Ehre, vor den Augen des Kaisers einige tiefe Schwarzschüsse mit gewohnter Sicherheit zu machen, worauf Seine Majestät den verdienten Schützen zum Lieutenant ernannten, „um in ihm alle tyrolischen Schützen zu ehren".

Am Abend des glanzvollen Tages wiederholte sich vor der kaiserlichen Loge in den k. k. Redoutensälen jener Festzug, der bereits am 26. Januar dieses Jahres alle Augen geblendet, aber auch jedes Herz entzückt hatte. Alle die Edlen des Landes mit ihren Pagen und Reisigen, der glänzende Hofstaat der Herzogin Margarethe, endlich sie selbst an der Seite Herzog Rudolph's, gefolgt von Rittern und Mannen, zogen in langsamem Schritte vorüber und weckten Träume vergangener Zeiten, Zeiten süßer Erinnerung. — Leider war die Abreise des Kaisers schon auf elf Uhr Abends festgesetzt, und so zogen wir noch hinaus mit dem kaiserlichen Wagen, schwenkten noch einmal mit stürmischem Rufe die Hüte zum letzten, wehmüthigen Lebewohl!

Der Zusammenfluß von so vielen tausend Fremden brachte in die sonst stille Residenz unseres Landes eine angenehme

Bewegung. Klingendes Spiel zog ab und zu durch die Straßen, Schützen kamen und gingen. Auf dem Hirschanger außer der Stadt herrschte fröhliches Treiben beim Volksfeste; Glückstempel und Zauberbuden, Trinkhallen und Kletterbäume thaten ihr Möglichstes, das Fest zu einem Volksfest zu machen. Und draußen im Schützenhause herrscht jeden Abend reges Leben: wo es während des Tages lustig auf die Scheiben knallte, gruppirten sich heitere Zecher um die Ladtische, eine Regimentskapelle spielte ihre fröhlichen Weisen. Da werden Reden gehalten und Hochs ausgebracht, und blitzschnell fliegt der Abend vorüber, um sich dem schönen Perlenkranze der Erinnerung anzureihen, den Jeder sich vom Feste nach Hause mitnimmt.

Ein Rückblick auf das ganze Fest weist uns nur Eine Seite, die matter glänzt, und die ist der Umstand, daß uns unsere lieben deutschen Brüder so spärlich besucht haben. Gebe Gott, daß die Untersuchung betreffs der Versendung der Ladschreiben triftige Gründe der Verspätung weise, die man so ziemlich allgemein als Thatsache bezeichnet. Sei dem wie ihm wolle, die Tyroler haben es mit der Einladung gewiß ehrlich gemeint; dieß mögen alle Schützen bezeugen, die wir als liebe Gäste aus fernen Landen in unsern Mauern beherbergen durften.

Um einen Begriff der massenhaften Theilnahme an dem Jubelschießen zu bekommen, muß man wissen, daß die Zahl der Einlagen am Landeshauptschießstand 5438 beträgt, eine Ziffer, die um so höher erscheint, als beim frankfurter Schießen nur 2300 Schützen sich wirklich betheiligt haben. Die Schießstände der umliegenden Ortschaften, die Gedenkschießen an das Jubelfest arrangirten, zählen eine Unzahl von Schützengästen; die Kaiserjägerregiments-Schießstätte am Berg Isel weist allein die hohe Zahl von 2200 Nummern auf. Wahrlich, der Tyroler Aar in seinem rothen Schmucke, er hat in diesen Tagen einen zwar unblutigen, aber einen herrlichen Sieg gefeiert!

Prinz Eugen von Savoyen.

(Schluß.)

Mehrmals wurde im kaiserlichen geheimen Rathe, in welchem Caprara gegenwärtig war, über Prinz Eugen's Schicksal verhandelt. Die Frage seiner Hinrichtung ward ernstlich erwogen, aber bis dahin, bis zu dem äußersten Punkte barbarischen Undanks, folgte Kaiser Leopold den Feinden Eugen's nicht; ja es ward ihm endlich widerlich, immer und immer wieder zum Henkerwerke angetrieben zu werden. „Es ist genug!" sprach er. „Ich werde den Prinzen, den mir der Himmel als Werkzeug der Rettung gesendet hat, nie als Uebelthäter behandeln."

Von diesem Tage an, der Eugen's Feinden Schweigen auferlegte, wandte ihm Leopold seine ganze Huld wieder zu. Er übertrug ihm das Oberkommando in Ungarn, mit der großherzigen Instruktion: „daß Prinz Eugen ungehindert allenthalben operiren könne, wie er es zum Besten des Kaisers und des Reichs für dienlich halte, ohne daß man ihn deßhalb jemals zur Verantwortung ziehen dürfe". Auch durfte Eugen, wie Waldstein, alle die Offiziere nach Willkür befördern, die sich bei Zenta und in den folgenden Gefechten ausgezeichnet hatten.

Der Friede zu Ryswick zwischen Deutschland und Frankreich 1697, der Friede zu Carlowitz 1699 zwischen Oesterreich und der Pforte beschloß Eugen's kriegerische Thätigkeit. Er war's, welcher seinem Kaiser Slavonien, Siebenbürgen, die Gespannschaften von Bacz, Brodog und Titul errungen hatte. Aber noch lebte ein gefährlicher Feind Deutschlands, Ludwig der Vierzehnte, mit seinen tückischen, grausamen, habsüchtigen, ehrbegierigen Helfershelfern. Der spanische Erbfolgekrieg berief auch den edlen Ritter wieder auf die Kampfesbahn. Spanien, Mailand, Neapel, Portugal, Savoyen, leider auch zwei deutsche geistliche Fürsten, die Kurfürsten von Mainz und Köln, traten auf Frankreichs Seite. England und Holland zauderten, die deutschen Fürsten waren lässig mit der Reichshülfe, — galt es doch zunächst den Interessen der habsburger Dynastie!

Fast ohne allen Beistand begann Leopold in Italien den Krieg gegen die alliirte französisch-italienisch-spanische Armee. Prinz Eugen war Generalissimus der weit schwächeren kaiserlichen Armee. Mit Reiterei, Artillerie und Gepäck überschritt er die tyroler Alpen. Ueber die schroffsten Felswände, durch die tiefsten Schluchten, über reißende Gebirgsströme führte der Weg, den zweitausend losgelassene Verbrecher möglichst gangbar machen mußten. Die Kanonen wurden an Stricken hinaufgewunden und hinabgelassen; die Wagen, Laffetten, Gepäck und alles Andere stückweise auf den Schultern der Soldaten hinübergebracht. Jeder bemühte sich, das Aeußerste zu thun, denn nie war ein Feldherr mehr geliebt, als Prinz Eugen.

Es gelang Eugen mit außerordentlicher Klugheit und Energie, den Marschall Catinat zurückzutreiben. Villeroi trat an dessen Stelle. Eugen schlug ihn bei Chiari auf's Haupt. Ein Jahr später nahm er ihn sogar gefangen. Vendome ersetzte ihn. Europa zählte damals eine Reihe der glänzendsten Feldherren: Eugen, Stahremberg, Vendome, Crequi, Vaudemont in Italien, Prinz Ludwig von Baden am Rhein, Marlborough und Athlone in den Niederlanden, aber keiner, selbst Marlborough nicht, vereinigte in sich die Eigenschaften eines großen Mannes in der Weise, wie Prinz Eugen.

Im Jahre 1700 ward er Präsident des kaiserlichen Hofkriegsraths, und man spürte es bald bei den Armeen, daß der ächte Soldatenvater das Ruder führte. Die Geschichte jener Zeit erzählt eine Menge Beispiele von der Sorgfalt und Weisheit, mit welcher Eugen unter den schwierigsten Umständen die kostspieligen Bedürfnisse der Truppen zu beschaffen wußte.

Abermals unternahm er es jetzt, den abtrünnigen Herzog von Savoyen für die Sache des Kaisers zu gewinnen, und wieder gelang ihm dieß schwere Werk. Jetzt entfaltete sich für das deutsche Volk das empörende Schauspiel, daß ein deutscher Kurfürst, der glanzsüchtige und ruhmeseitle Max Emanuel von Bayern, mit Frankreich gegen den Kaiser kämpfte. Er drang in Tyrol ein, aber das tapfere Bergvolk warf den kecken Eindringling, der so wenig deutsche Ehrlichkeit zeigte, blutig hinaus. Wenig fehlte, so wäre Max Emanuel selbst von Tyrolerkugeln gefallen. So groß, wie des bayerischen Kurfürsten Haß gegen Oesterreich war, so geschickt und unmoralisch waren die Mittel, welche die Minister und Gesandten anwendeten, um den Kurfürsten auf die eine oder die andere Seite hinüber zu ziehen. Während der österreichische Minister Kaunitz wissentlich dem Kurfürsten seine eigene Frau hingab, um ihn für Oesterreich zu gewinnen, stellte ihm Marschall Villars, außerordentlicher Gesandter bei dem Kurfürsten, zu verschiedenen Malen schöne Damen, z. B. die Gräfin Wahlen, dann die Italienerin Canosse, zur Verfügung, die im Geheimen seine eigenen Geliebten waren und ihm Alles hinterbrachten, was sie an Staatsgeheimnissen dem Kurfürsten abgelockt hatten.

Bei Höchstädt, unweit Donauwörth, trafen am 12. August 1704 die beiden Armeen, die deutsch-englisch-holländische, dreiundfünfzigtausend Mann stark, und die französisch-bayerische, sechzigtausend Mann stark, auf einander, um zu entscheiden, ob Deutschland künftig eine französische Provinz, und Bayern ein Vasallenstaat des Hofes von Versailles sein solle, oder nicht. Die Franzosen und Bayern wurden total aufgerieben; zwölftausend von ihnen waren todt, fünfzehntausend gefangen, zweihundert Fahnen und hundert Kanonen erbeutet. Der französische Oberfeldherr Tallard war mit zwölfhundert Stabsoffizieren unter den Gefangenen, Kurfürst Max Emanuel mußte landflüchtig werden, und ganz Bayern fiel in Oesterreichs Hände. Das war das grandiose

Werk zweier Feldherrngrößen, welche der Welt das wunderbare Beispiel innigster Eintracht und Neidlosigkeit gaben, aber Eugen hatte den Plan dazu fast allein gemacht. Er hatte jenem Fürsten, der ihn einst in eitlem Uebermuthe „das kleine Aebtchen" nannte, einen Stoß versetzt, von welchem sich Ludwig der Vierzehnte nie mehr völlig erholen konnte; es war die Nemesis der deutschen Nation, welche durch Ludwig's Mordbrennerschaaren fünfzehn Jahre vorher so tief verletzt worden war.

Nachdem durch den Sieg bei Höchstädt Deutschland am Rhein und der Donau befreit worden, zog der edle Ritter von Neuem nach Italien, um dem Herzog von Savoyen Luft zu machen. Hier trafen Eugen und Vendome zusammen, Beide als Heerführer Muster ohne Gleichen. Beide überboten sich lange Zeit in allen Künsten des Krieges. Keiner konnte dem Andern den Zoll der Bewunderung versagen. Bei Cassano lieferte Eugen am 16. August 1705 seinem Gegner eine der blutigsten Schlachten und behauptete das Feld, obschon er mindestens ein Drittheil weniger Soldaten hatte wie Vendome. Die Oesterreicher und die Preußen unter dem Prinzen von Dessau thaten Wunder der Tapferkeit; selbst mehrere ihrer Generale fanden dabei den blutigen Tod.

Als ein Jahr darauf Marlborough die Franzosen bei Ramillies vernichtete, rief Ludwig der Vierzehnte den Vendome zur Rettung herbei und sandte dafür Marsin nach Piemont. Dieß entschied. Eugen hatte keinen ebenbürtigen Gegner mehr, und schlug die Franzosen unter den Mauern Turins so furchtbar, daß er Angesichts des eroberten Lagers ausrufen konnte: „Nun ist Italien unser, ohne daß uns diese Eroberung weiter etwas kosten wird!"

Auch in diesem Treffen, in welchem auf deutscher Seite der Prinz von Koburg-Gotha, der Prinz von Württemberg, der Prinz von Hessen-Darmstadt, Leopold von Anhalt-Dessau, Rehbinder, Hagen, Kirchbaum, Harrach, Stille und Roccavion befehligten, bewährte Prinz Eugen seine Unerschrockenheit bis zur Todesverachtung; hinter ihm ward sein Page und Kammerdiener erschossen; sein Pferd, in die Brust getroffen, stürzte in den Festungsgraben und schleuderte ihn zu Boden. Die Truppen glaubten ihren geliebten „Vater" todt, und begannen zu wanken. Da kletterte der Held, mit Staub und Blut bedeckt, wieder empor und führte die Soldaten kaltblütig zum Siege.

Was er auf dem Schlachtfelde ausgerufen, ging in Erfüllung. Der Eroberung Turins folgte die von Chiras, Asti, Crescentino, Torarra, Mailand, Lodi, Pavia, Tortona, Alessandria, Pizzighettone, Casale. Zu Anfang des Jahres 1707 zogen alle Franzosen aus Italien hinaus. Prinz Eugen ward, um für seine Dienste eine Art von Belohnung zu erhalten, Generalkapitän der Lombardei. Im Jahre 1708 ward er Oberfeldherr der kaiserlichen Armee in den Niederlanden. Dort standen der Herzog von Burgund und Vendome mit hunderttausend Franzosen. Eugen und Marlborough, welche kaum über sechzigtausend Mann disponirten, schlugen jene bei Oudenarde auf's Haupt. Am Tage nach der Schlacht, den 12. Juli, sah Eugen in Brüssel seine verbannte Mutter wieder. Ihr Auge leuchtete in stolzer Befriedigung; denn dieser große Sohn hatte sie an Ludwig dem Vierzehnten gerächt! Er war's, der den glänzendsten Fürsten jener Zeit so furchtbar in die Enge trieb, daß dieser selbst Friedensvorschläge machen mußte. Sein Volk war erschöpft bis zum Elend, sein Schatz geleert, sein stolzer Muth gebrochen; aber weil die Forderungen der Alliirten bis in's Ungeheure gespannt waren, wollte Ludwig noch einmal das Glück der Waffen versuchen. Eugen, stets in bester Eintracht mit Marlborough, mußte noch einmal einen seiner blutigen Schachzüge thun, um den französischen Dünkel ganz zu brechen. Die Schlacht von Malplaquet, in welcher achtzigtausend gegen achtzigtausend kämpften, ward glänzend gewonnen; nahe an vierzigtausend Todte bedeckten das Schlachtfeld.

Von dieser Zeit an ward der Stern der deutschen Ehre gegen Frankreich verdunkelt durch Intriguen aller Art. Nachdem Eugen noch Oesterreich den größten Dienst geleistet, und, als der deutsche König Joseph der Erste starb, die Wahl Karl's des Sechsten in Frankfurt durchgesetzt hatte, ward in England Marlborough gestürzt. England schloß mit Frankreich Separatfrieden; die Niederlande folgten diesem Beispiele; der deutsche Kaiser stand nun allein, und ließ seine beste Stütze, den edlen Eugen, mit Frankreich den Frieden zu Rastatt schließen. Er ward jetzt auch Generalgouverneur der Niederlande, aber das Verhängniß gönnte ihm keine Ruhe; es schien, als solle er sein ganzes Leben auf dem Schlachtfelde verbringen. Die rebellischen Ungarn und die Türken waren wieder losgebrochen; zweimalhunderttausend Mann sandte Sultan Achmed nach Ungarn. Eugen hatte ihnen nur sechzigtausend entgegenzustellen. Den 4. August 1716 erschlugen seine Soldaten dreißigtausend Türken bei Peterwardein, der Rest entfloh. Temeswar und Palanka fielen, der Feldzug war zu Ende.

Im folgenden Jahre kamen dreimalhunderttausend Türken, Eugen stellte ihnen hunderttausend Mann entgegen. Dießmal war Belgrad der Mittelpunkt aller Operationen. Am 16. August 1717 führte Eugen persönlich seine Soldaten gegen die wüthenden Rotten; fast fünf Stunden dauerte das blutige Würgen Mann gegen Mann. Die Türken hatten neunzehntausend, die Kaiserlichen fünftausend Todte. Eugen selbst und die meisten seiner Generale wurden verwundet, aber die Türken flohen und ließen das ganze reiche Lager in den Händen der Sieger. Belgrad fiel. Der Friede von Passarowitz setzte dem genialen Werke Eugen's die Krone auf. Diese war auch die Krone seines Feldherrnlebens. Zwar mußte er nach dem Tode König August's des Zweiten von Polen, 1734 und 1735, nochmals am Rhein kriegerisch auftreten, aber sein großer Geist war durch die Wucht des Alters gebeugt; er war nicht mehr jener kühne, geniale Held, dessen Gehirn die Blitze göttlicher Gedanken durchzuckten. Der wiener Friede machte den Feindseligkeiten ein rasches Ende. Nicht viel später, am 21. April 1736, stieg auch Prinz Eugen hinab in die Gruft, um unvergessen im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt fortzuleben. Durch die Schlachten bei Zenta, Belgrad, Höchstädt, Turin, Malplaquet rettete er Oesterreich und Deutschland, eroberte er Italien, warf er Frankreich zu Boden, erwarb er Serbien und die kleine Wallachei, — errang er sich unsterblichen Ruhm.

Als Mensch machte Eugen sich stets der höchsten Achtung würdig. Die Soldaten nannten ihn ihren Vater, und er sorgte für sie, wie für seine Kinder. Nie war er hart und gehässig gegen Andere, sondern jeden Augenblick zur Versöhnlichkeit geneigt. Er schätzte Künste und Wissenschaften, und unterstützte arme Dichter und Gelehrte mit wahrem Zartgefühl. Er liebte auch die Frauen, welche auf sein reiches Gemüth nicht ohne Einfluß waren. Von den drei Kaisern, denen er diente, sagte er: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, Karl mein Herr". Oesterreich hat am meisten Ursache, seiner dankbar ehrend zu gedenken, aber er gehörte auch ganz Deutschland, er war ein Held des deutschen Volkes, und als solcher wurde er am zweihundertjährigen Gedächtnißtage seiner Geburt gefeiert.

In der Moschee von Surabaia.

Von

Eugen Hugo.

Ich hielt mich mehrere Monate in Surabaia, einer der Hauptstädte von Java, auf, wo die Europäer bedeutende Etablissements haben, und die außerdem von Malaien, Chinesen und Arabern bewohnt wird. Die interessantesten Studien machte ich in meinen von Geschäften freien Stunden vor der großen Moschee, an deren Hauptthor alle Flaneurs

des Stadtbezirks zusammenkamen. Mir war der Genuß, den dieses Menschenrassenstudium gewährte, nicht ganz unvergällt, denn die Pforte, welche zu dem „heiligen Gang“ führt, war zu gleicher Zeit der Sammelplatz der Bettler



Die Pforte zur Moschee zu Surabaia.

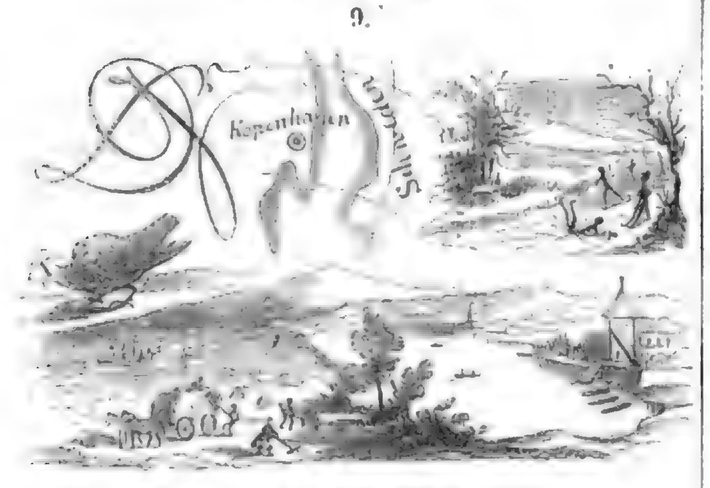
und Kranken, die hier ihr Elend und ihre Gebresten zur Schau stellten. Es gehört schon eine starke Ueberwindung des Ekels dazu, um den Anblick des Krebses, der Skropheln und anderer Krankheitsgeschwisterkinder zu ertragen; aber

wer die Menschen studiren will, muß sich in der Aesthetik des Häßlichen ebenso zu Hause fühlen, als in der des Schönen. Aussätzige und Gesunde trieben sich vor diesem heiligen Thore bunt durcheinander; Niemand schien die Ansteckung zu fürchten. Alle schöpften aus derselben Vase, die vor dem Thore steht, und bedienten sich dabei des darüber hängenden Löffels aus Kokosnuß, denn die Kokosnuß soll keine Ansteckung dulden. Das zur Rechten vom Eingang stehende Gefäß, im Malaiischen Tampott aër genannt, hat Aehnlichkeit mit den römischen Amphoren, und ist aus einem porösen Thon gemacht, der das Wasser durchschwitzt und es kühl macht.

Betritt man den Gang, der zu der Moschee führt, so steht zur Linken ein großes Gebäude mit einer rothen Kuppel: dort ruhen die Ueberreste der Radjas und Raden, die sich in der Geschichte des Landes hervorgethan. Die Thür im Hintergrunde des Ganges, zur Seite des Minarets, führt über eine große Treppe in die Moschee. Der Giebel und die Seiten sind mit Trophäen von Waffen und Geschützen geschmückt, und die Form dieser Trophäen erinnert so sehr an den französischen Styl Louis XIV., daß man glauben muß, der Erbauer habe im Verkehr mit Europäern gelebt. Das Innere der Moschee ist von äußerster Einfachheit, und hat mit einem Zirkus viele Aehnlichkeit. Weit entfernt von der Eleganz der Moscheen von Kairo, Alexandrien, Algerien, findet man in der Moschee von Surabaia nicht Fayencen, nicht Lustres, nicht Lampen, nicht Malereien, nicht Stühle, nicht Teppiche; der Boden ist mit Reismatten bedeckt. Das einzige Bemerkenswerthe ist die Art der Ventilation: das Dach, das aus mehreren sich mehr und mehr verneigenden Etagen besteht, gestattet der Luft, in diesem großen Raum frei zu zirkuliren. Es ist das bei dem heißen Klima ein großer Vortheil, oder vielmehr eine Nothwendigkeit, an einem Orte, wo sich jeden Freitag, dem Tag des Gebetes, Tausende von Gläubigen versammeln. Zur Andacht bin ich in diesem Raume nie gestimmt worden, und ich eilte immer wieder rasch hinaus in die prächtige Natur mit ihrer verschwenderischen Vegetation.

Bilderräthsel.

9.



chch ◆

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 71:

Wer nur thut, was er muß,
Wird niemals steh'n auf eig'nem Fuß.

Aschenputtel.

Märchen
aus
den „Kinder- und Haus-Märchen der Brüder Grimm" *).

Einem reichen Manne wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich an's Bett und sprach: „Bleib' fromm und gut, so wird Dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel herab auf Dich blicken und um dich sein." Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus auf ihr Grab und weinte, und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter, die sie mit in's Haus brachte, und die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Was will der Unnütz in den Stuben?" sprachen sie, „wer Brod essen will, muß es erst verdienen; fort mit der Küchenmagd!" Da nahmen ihm die Schwestern seine schönen Kleider, gaben ihm einen alten grauen Kittel anzuziehen, und dann lachten sie es aus und führten es in die Küche. Nun mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Dabei thaten ihm die Schwestern alles Herzeleid an, verspotteten es, und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es müde war, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal auf die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider," sagte die Eine, und „Perlen und Edelsteine" die Zweite. „Nun, Aschenputtel," sprach er, „was willst Du haben?" — „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt," antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern die Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis, und als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel nahm es, ging damit zu seiner Mutter Grab, und pflanzte es darauf und weinte so sehr, daß das Reis von seinen Thränen begossen ward. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein Vögelein auf den Baum und gab ihm, was es sich wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen könnte. Die zwei Stiefschwestern waren auch dazu eingeladen, riefen Aschenputtel und sprachen: „Nun kämm' uns die Haare, bürst' uns die Schuhe und schnall' uns die Schnallen, wir tanzen auf des Königs Fest." Das that Aschenputtel und weinte, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter gar sehr, sie möchte es ihm erlauben. „Du, Aschenputtel," sprach sie, „hast nichts am Leib und hast keine Kleider, und kannst nicht tanzen, und willst zur Hochzeit!" Als es noch weiter bat, sprach sie endlich: „Ich will Dir eine Schüssel Linsen in die Tasche schütten, und wenn Du die in zwei Stunden wieder ausgelesen

*) Unsere Illustrationen entnehmen wir einem im Verlag von B. Dondorf in Frankfurt erschienenen Prachtbuche, Aschenbrödel von Wolfg. Müller von Königswinter. Das alte Volksmärchen, das wir Grimm nacherzählt, hat der Dichter in epischer Form behandelt und den Volkston so prächtig getroffen, als A. Hendschel, der das Buch mit sechs Illustrationen schmückte, durch diese den ganzen Zauber der Dichtung vor uns ausgebreitet.

hast, so sollst Du mitgehen.“ Nun schüttete sie ihm die Linsen in die Tasche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten in's Töpfchen,
die schlechten in's Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an: pik, pik! pik, pik! und da fingen die übrigen auch an: pik, pik! pik, pik! und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Wie eine gute Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte es die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, nun mit auf die Hochzeit gehen zu dürfen. Aber sie sprach: „Nein, Du Aschenputtel, Du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, Du sollst nicht mitgehen.“ Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn Du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst Du mitgehen,“ und dachte dabei, das kann es nimmermehr. Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten in's Töpfchen,
die schlechten in's Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an: pik, pik! pik, pik! und da fingen die übrigen auch an: pik, pik! pik, pik! und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte es der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich und glaubte, nun mitgehen zu dürfen. Aber sie sprach: „Es hilft Alles nichts, Du kommst nicht mit; Du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, und wir müßten uns nur schämen.“ Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort.

Als nun Niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter, und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es an und ging zur Hochzeit. Ihre Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßt' ein fremdes Königsfräulein sein, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läg' daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen, und nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst Niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein Anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin!“

Es tanzte bis es Abend war, da wollte es nun nach Hause gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite Dich;“ denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: Sollte es Aschenputtel sein? und sie mußten ihm Axt und Hacke bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte; aber es war Niemand darin. Und als sie in's Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und sein trübes Oellämpchen brannte im Schornstein. Denn es war geschwind durch das Taubenhaus gesprungen und zu dem Haselbäumchen gegangen; da hatte es die schönen Kleider ausgethan und auf's Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, es aber hatte sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von Neuem anhub, und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Als es damit auf die Hochzeit kam, erstaunte Jedermann über seine Schönheit, der Königssohn aber hatte schon auf es gewartet, nahm es bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die Andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging mit und wollte sehen, in welches Haus es ginge, aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum voll herrlichem Obst; auf den stieg es gar behend, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, daß es auf den Birnbaum gesprungen ist.“ Der Vater dachte: Sollte es Aschenputtel sein? und ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um; aber es war Niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich; denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein grau Kittelchen angezogen.

Am dritten Tage, als die Eltern und Schwestern dahin waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keins gehabt, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es zu der Hochzeit kam, wußten sie Alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten; der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es Einer aufforderte, sprach er: „Es ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es sprang ihm fort. Doch verlor es seinen linken, ganz goldenen Pantoffel; denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen, und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh und ging am andern Tage damit zu dem Manne und sagte: „Die, welcher dieser goldene Schuh passe, die solle seine Gemahlin werden.“ Da freuten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne Füße hatten. Die Aelteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobiren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' die Zehe ab; wenn Du Königin bist, so brauchst Du nicht mehr zu Fuße zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte nun den Schuh hinein und ging zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Haselbäumchen, das auf dem Grabe stand, vorbei, da saßen die zwei Täubchen drauf und riefen:

„Rucke di guck! rucke di guck!
Blut ist im Schuck (Schuh),
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Nun wendete er sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte: „Das ist nicht die rechte, die andere Schwester soll den Schuh anziehen.“ Sie ging in die Kammer und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' ein Stück von der Ferse ab;

wenn Du Königin bist, brauchst Du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! rucke di guck!
Blut ist im Schuck,



Aschenputtel in der Küche.

der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!"

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder zurück. „Das ist nicht die rechte," sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" — „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, garstiges Aschenputtel da, das kann aber nicht die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollt' es herauf-

schicken; die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er aber wollt' es durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm seinen goldenen Schuh reichte. Nun streifte es den schweren Schuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig, so stand es darin, als



Aschenputtel erhält die goldenen Schuhe.

wär' er ihm angegossen. Und als es sich aufbückte, erkannte er es im Angesicht und sprach: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Aerger, aber er nahm Aschenputtel auf's Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck! rucke di guck!
kein Blut im Schuck,
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim!

Und als sie das gerufen, kamen sie beide hergeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, die eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glück nehmen. Als es nun zur Kirche ging, war die älteste zur rechten, die jüngere zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Aug' aus. Hernach, als sie herausgingen, war die älteste zur Linken und die jüngere zur Rechten; da pickten die Tauben einer Jeden das andere Auge aus, und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Bilder aus dem Zuchthause.

Mitgetheilt

von

F. F. Engelberg.

Vor einigen Jahren war mir vielfach Gelegenheit geboten, mich oft längere Zeit in einer frequenten Strafanstalt aufhalten zu können. Anfangs machte ich davon nur mit einer Art Widerwillen Gebrauch; ich hatte nur Interesse für die baulichen Einrichtungen, für die Maßregeln, welche getroffen waren, um das Entkommen der Sträflinge zu verhüten, das Verlangen nach Freiheit im Keime zu ersticken, für die Disziplin, welche gehandhabt wurde, um den Trotz des Sträflings zu brechen und diesen fügsam und unterthan zu machen, für die Sorge, welche auf den Geist und den Körper des Sträflings verwendet wird, um ihn aufzurütteln aus seiner Trägheit, aus seinem Schlafe, und gleichzeitig ihn zum Denken und zum nützlichen Thätigsein hinzuführen; mit Einem Worte: ich hatte, wie so Viele bei dem Besuche der Strafanstalten, nur das Zuchthaus im Auge, und das gewährt allerdings wenig Befriedigung; denn wenn man auch genöthigt ist, die Einrichtungen in diesem Hause für zweckmäßig anzuerkennen und als sinnreich zu bewundern, so wird die Nothwendigkeit derselben immer in eine unbehagliche, in eine düstere Stimmung versetzen.

Mein Widerwille war aber mit einem Male verschwunden, als sich meine Aufmerksamkeit von den Einrichtungen der Anstalt auf die Sträflinge wendete. Mir war, als ob vor mir ein lebendiges Buch aufgeschlagen würde, als ob jeder Sträfling ein besonderes Kapitel dieses Buches bildete und für die Wahrhaftigkeit desselben Zeugniß ablegen wollte. Und welche Sprache redete dieses Buch, wie war dieselbe unterhaltend, belehrend, ermahnend, wie bedrohete, belohnte, und vor Allem, wie überzeugte sie! Ich wollte und konnte dieses Buch nicht fortweisen, ich mußte es lesen, ach nein, ich mußte es auswendig lernen, da jedes neue Kapitel, jede aufgeschlagene Seite das Interesse vergrößerte.

Alle Sträflinge waren bis zu einem gewissen Zeitpunkte ohne Flecken, ohne Schuld, ohne Sünde; sie hatten bei der Geburt alle dieselben Ansprüche auf Unbescholtenheit, Gewohnheiten und Leidenschaften hatten aber den Einen früher, den Andern später vom geraden Wege verdrängt, dem Laster in die Arme geführt und dem Verderben geweiht.

Man muß, will man den Sträfling kennen lernen, in dem Verbrecher den Menschen aufsuchen, sich Mühe geben, ihn zu ergründen; man muß seine schwachen Seiten kennen lernen, sein Zutrauen — ich will nicht sagen, sein Vertrauen — zu erwerben trachten. Und wenn man das erlangt hat, dann wird sich auch der Mund des Verbrechers aufthun, und seine Worte werden eine Tiefe der Empfindung kund geben, wie wir sie an dieser Stelle und in der Brust solcher Menschen nicht erwartet haben.

Es soll nicht gesagt sein, daß dieß bei allen Sträflingen zutrifft. Ach nein, es gibt leider auch solche, bei denen der Mund geschlossen bleibt, solche, die keine Empfindung mehr kennen, die tiefer gesunken sind als das Thier, die nur thierische Neigungen noch kund zu geben vermögen, die nur essen, trinken und arbeiten, weil sie das müssen, um nicht zu verhungern und nicht Strafe zu erleiden.

Diese Klasse zählt aber nur wenig Bekenner, und das ist ein großes Glück; mit ihnen wollen wir uns hier nicht beschäftigen; ich will nur einige Kapitel, die ich aus dem großen Buche gelesen habe, nacherzählen.

I.

Ein Lebenslänglicher.

Unter den Sträflingen befand sich ein Greis. Dichtes, schneeweißes Haar bedeckte den Kopf. Das Gesicht war noch rund, glatt, ohne Falten oder Runzeln, aber auch ohne Bart. Kein Haar war in demselben zu sehen, nicht einmal an der Stelle, wo die Augenbrauen und Wimpern befindlich gewesen sein mußten. Das Auge war groß und nicht ohne Glanz, und der Ausdruck des Gesichts von einer außerordentlichen Milde und Weichheit. Nichts ließ bei diesem Manne auf ein entschiedenes Wollen und auf Willenskraft überhaupt schließen, jeder Zug sprach für Sanftmuth, Duldung und Unterwerfung, keine Spur von einer Verbrecher-Physiognomie.

Und doch war das ein schwerer Verbrecher.

Ich suchte mich diesem Manne zu nähern, und benutzte dazu die Freistunden, wo derselbe in der Regel abgesondert von den übrigen Sträflingen ruhig und still auf einer Bank Platz nahm, welche unter dem Namen „die Bank des Alten" allgemein bekannt war. Es versuchte Niemand, ihn hier zu stören, Keiner wagte es, ihm hier nahe zu kommen, wenn er allein sein wollte und dieß zu verstehen gegeben hatte.

Nach einiger Zeit trat ich mit diesem Manne in eine nähere Bekanntschaft. Für das Verhältniß zwischen uns finde ich keine passendere Bezeichnung. Dasselbe bestand auf der einen Seite in einem offenen, rückhaltslosen Vertrauen, und auf der andern Seite in einer lebhaften Theilnahme, die sich hauptsächlich durch Trostspenden und durch Rathgeben bethätigte.

Der Mann befand sich damals bereits 42 Jahre in der Anstalt; er war, als er dahin gekommen, etwa — genaue Angaben konnten nicht gemacht werden — 45 Jahre alt gewesen, und mußte sonach nahe an 90 Jahre zählen. Sein Gedächtniß war ihm nur nach einer Richtung hin treu geblieben. Er wußte Alles mit der größten Genauigkeit, was seine Person betraf, hatte im Uebrigen aber durchaus gar keine Erinnerungen. Ich erklärte mir diese Wahrnehmung dadurch, daß er sich seine Erlebnisse, die doch allein Interesse für ihn haben konnten, von Zeit zu Zeit, vielleicht gar täglich, nächtlich, vor die Seele geführt, und daß dieß öftere Wiederholen ein Verwischen, ein Vergessen nicht zugelassen hatte. Und diese Erlebnisse — er hat sie mir erzählt, ich will sie nacherzählen und den Mann selbst reden lassen:

Wo und wann ich geboren bin, und wer und was meine Eltern waren — so begann er seine Mittheilungen — darüber kann ich keine Auskunft geben; auch darüber nicht, ob ich die Taufe erhalten habe. Eine Schule habe ich niemals besucht. Meine frühesten Erinnerungen reichen bis zu der Zeit zurück, wo ich etwa sechs Jahre alt sein mochte. Damals befand ich mich bei einer Kunstreitergesellschaft. Ich war bei dieser Gesellschaft nicht viel mehr als ein Hund, bekam nur Essen, das Andere nicht genießen konnten oder wollten, und Schläge, sobald ich nur ein kleines Versehen mir hatte zu Schulden kommen lassen, in jedem Falle mehr als Essen. Daß ich irgend einem Mitgliede angehört, mit einem derselben näher wie mit dem Andern verbunden gewesen sein sollte, glaube ich nicht, da mich Alle mit gleicher Lieblosigkeit und Härte behandelten. Während der Vorstel-



lungen, welche die Gesellschaft gab, nannte man mich „Monseigneur Louis," außerhalb derselben „dummer Hund, dummes Vieh" und dergleichen mehr. Ich habe daher keinen Namen; die ich später geführt, sind von mir willkürlich angenommen und weggeworfen, je nachdem mir das paßte. Bei aller schlechten Behandlung wurde ich groß, und wenn auch nicht gerade stark, doch kräftig und gewandt.

Als ich 16 Jahre alt sein mochte, war ich vollendeter Künstler, oder, was wohl richtiger sein wird, Kunstreiter. Ich kannte auf dem Pferde keine Schwierigkeiten, alle wurden von mir sicher und mit Leichtigkeit überwunden. Pferd und Reiter waren eins, Jedes schien Gefallen an Wagnissen zu finden, das Besiegen derselben durch Aufwenden aller Kräfte als Aufgabe zu erkennen, und je toller das Jagen, je kühner das Wagen hiebei war, desto größer und reiner war unsere Freude, unsere Lust bei und nach der Arbeit. Auf den Beifall der Zuschauer legte ich keinen Werth; ich war nicht eitel.

Bei der ersten Vorstellung in einer großen Stadt, die ich nicht nennen kann, obgleich dort der Grund zu meinem Verderben gelegt ist, erwarb ich mir den größten Beifall: Alles applaudirte und des Bravorufens war kein Ende. Nur zwei Männer, welche Beide in der ersten Reihe und mir am Nächsten Platz genommen hatten, stimmten nicht mit in den Jubel ein; sie unterhielten sich vielmehr laut in einer Sprache, die ich nicht verstand, und wurden dabei so heftig, daß ich fürchtete, sie möchten handgemein werden. Zuletzt gaben sich Beide die Hand, stiegen dann ohne Weiteres über die Barrière und kamen zu mir. Der Eine sagte zu mir, während der Andere mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte: „Monseigneur Louis," (diesen Namen führte ich noch immer) „wir haben gewettet zehntausend Pfund, daß Monseigneur springt noch vier Zoll höher, wenn er will. Springt Monseigneur nur einen Strich noch höher über vier Zoll hinaus, so ist Geld sein."

Ich wußte nicht, was ein Pfund war, ahnte nur, daß es Geld, viel Geld sein müsse; ich wußte aber auch nicht, ob ich es würde verdienen können, da ich bereits das Möglichste im Springen geleistet hatte und müde geworden war. Und dennoch wagte ich den Wurf, ich hatte ja dabei nichts zu verlieren als meine Knochen.

Mein Pferd war unruhig, wie ich es war; es wollte vorwärts, mir gar keine Zeit lassen, das Ziel in's Auge zu fassen und zu prüfen, es schien das getroffene Abkommen verstanden zu haben und meiner Kraft zu vertrauen, wie es seiner eigenen sich bewußt war, und im Fluge trug es mich in der Bahn weiter und dem Ziele näher und immer näher, bis ich dasselbe hoch, unerreichbar hoch vor mir liegen sah und — im Nu hinter mir hatte. Das Pferd schüttelte unmuthig den Kopf und begann zum zweiten Mal die Bahn zu umlaufen, und zwar in noch rasenderer Schnelligkeit als das erste Mal. Diese Beharrlichkeit meines Pferdes machte mir Muth, ich fühlte mein Blut heißer werden, meine Muskeln zucken und sich spannen, ich sah nicht mehr die Höhe des Zieles, ich sah nur dieses selbst, und, den Anlauf nicht versäumend, schnellte ich mich mit der Leichtigkeit einer Feder hoch in die Luft, noch über das Ziel hinweg, und kam auf der andern Seite glücklich auf die Croupe meines Pferdes zu stehen.

Ich hatte gesiegt, das sagte mir der endlose Jubel, in welchen selbst die beiden Männer mit einstimmten, und — war ein reicher Mann; denn sofort nach beendigter Vorstellung erhielt ich das Geld, dessen Werth ich nicht kannte und mit dem ich nicht umzugehen verstand.

Meine Bedürfnisse waren bis dahin einfach gewesen, wie das Leben, das ich geführt hatte; das Geld gewährte mir die Mittel, herauszutreten aus meiner Einfachheit und Zurückgezogenheit, mich hineinzumischen in den gesellschaftlichen Verkehr, ohne Führer, ohne Rathgeber, ohne Unterstützung. Das hatte für mich um so größere Gefahren, als ich mit einem Male, wenn ich so sagen darf, ein gesuchter Artikel geworden war. Ich hätte ein guter Mensch werden und mit meinem Gelde viel Gutes stiften können, wenn der Zufall mir günstig gewesen wäre, wenn er mich in Hände geführt hätte, die Gutes zu thun gewohnt waren; denn ich war bis dahin rein, ohne Leidenschaft, ich war wie weicher Thon, dem jede beliebige Form gegeben werden kann.

Zwei Kunstgenossen, die vielleicht weniger verdorben als leichtsinnig, die das waren, was die Jugend in der Regel zu sein pflegt, genuß- und vergnügungssüchtig, nahmen sich meiner ganz besonders an. Sie führten mich an Orte, von deren Bestehen ich damals keine Idee hatte, an welchen bis spät nach Mitternacht gezecht, geschlemmt wurde, an welchen sich kein ernstes, kein verdrießliches Gesicht zeigte, wo Alles Ein Herz und Eine Seele zu sein schien.

Das gefiel mir und machte mich an diesen Orten bald zu einem täglichen Gast. Wenn ich auch zurückhaltend war, linkisch und unbeholfen auftrat, so schien man das gar nicht zu beachten, im Gegentheil, man kam mir entgegen, und drängte sich an mich heran; denn ich hatte ja Geld und gab dieß mit vollen Händen fort. Noch an einen andern Ort wurde ich geführt. Hier war es indeß nicht laut, nicht lebhaft, hier war es ernst und still. Und doch wurde ich auch hier kein seltener Gast. An diesem Orte wurde gespielt, und zwar, wie ich später begreifen lernte, nicht ängstlich, aber auch nicht ehrlich. Auf diese Weise wurde ich zu gleicher Zeit Spieler und Schlemmer, Beides mit einer Leidenschaft, die ungezügelt, grenzenlos war, weil ich mich ihr mit ganzer Hingebung überließ. Meine geistige Befähigung war gering, oder doch nicht ausgebildet; ich war wie Unkraut groß gewachsen, mir hatte weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch ein rathender Freund zur Seite gestanden; ich hatte keine Erziehung gehabt, daher auch kein klares Bewußtsein, keinen Begriff von erlaubt und unerlaubt, von Sittlichkeit und Moral, ich kannte nur den Genuß und wollte nur genießen, ohne Rücksicht auf die Folgen, für welche ich keinen Gedanken hatte. Das war die erste Verirrung und der Grund zu meinem Verderben.

Etwa drei Monate hatte ich dieß Leben geführt. Ein großer Theil meines Geldes war ausgegeben. Mich machte das nicht aufmerksam. Meine Körperkräfte hatten sich vermindert. Die Künste, die ich spielend, mit Leichtigkeit geübt hatte, vermochte ich nur noch mit den größten Anstrengungen zu produziren. Auch das machte mich nicht aufmerksam.

In einer Nacht hatte ich beim Spiel viel Geld verloren. Als der Rest meiner Baarschaft fort war, trat ein Mann an mich heran und sagte laut, daß Jeder es hören konnte: „Mein Herr, man hat Sie betrogen!" Keine Rechtfertigung, nicht einmal ein Widerspruch wurde laut. Und doch war auch das für mich keine Warnung; denn ich hatte gar nicht verstanden, was der Mann hatte sagen wollen. Ich wollte nicht gewinnen, nur spielen wollte ich, um jeden Preis nur spielen, selbst wenn ich Betrüger gegenüber hatte.

Eine andere Nacht, aber eine fürchterliche, mir schreckliche Nacht, machte mich vollends arm. Es war die letzte unseres Aufenthaltes in jener Stadt. Unser Direktor hatte einige Wochen vorher ein junges Mädchen engagirt. Sie war bildhübsch, aber keine Künstlerin, und mußte, um das zu werden, noch viel lernen. Mir fiel es anheim, sie zu unterrichten. Ich that das gerne, hatte dabei aber durchaus keine Nebenabsicht und machte ebenso wenig Anspruch auf Anerkennung, als auf Dank. Dennoch war es mir äußerst wohlthuend, als Adele — so wurde das Mädchen genannt, einen andern Namen kannte ich nicht — gegen mich sich freundlicher zeigte, als gegen die übrigen Gesellschaftsmitglieder, und als sie mir unaufgefordert eine Menge kleiner Dienste leistete, die ich bis dahin selbst hatte verrichten müssen, weil Niemand sich um mich kümmerte. Ich stand allein inmitten der vielen Menschen, mit denen ich täglich verkehrte, und fühlte mich in dieser Stellung unbedeutend, ganz und gar gering, weil ich wahrnahm, daß jeder Andere viel mehr als ich gelernt hatte, sich freier bewegen konnte, und ihm wenig-

stens eine Erziehung zu Theil geworden war. Die Erkenntniß meines geringen Werthes machte mich indeß keineswegs neidisch, eben so wenig erweckte sie das Streben nach Aneignung dessen, was mir fehlte, sie hatte aber unmittelbar zur Folge, daß ich Jedem, der sich herabließ, mir freundlich entgegenzukommen, mit der unbedingtesten Hingebung und dem grenzenlosesten Vertrauen anhing.

In ein solches Verhältniß war ich zu Adele getreten. Wir hatten uns einander nicht genähert und den speziellen Verkehr nur auf die Lehrstunden beschränkt. Als wir am Vormittag, welcher jener Nacht vorherging, den Unterricht beendigt hatten, und wir zufällig allein waren, kam Adele auf mich zugesprungen, schloß mich in ihre Arme, preßte mich an sich, sah mich dabei mit ihren rabenschwarzen Augen einige Momente so ganz eigenthümlich an, und sagte dann, ohne mich loszulassen und indem sie mich wiederholt küßte: „Louis, fühlst Du denn nicht, daß ich Dir herzlich gut bin, daß ich Dich über Alles liebe?“ Das geschah so urplötzlich, mir so unerwartet, es hatte so ganz den Anschein, als ob das Mädchen nur einem innern Drange gefolgt sei, kurz, es war so ganz natürlich, daß ich an der Wahrhaftigkeit dieser Worte gar nicht zweifeln konnte. Ich fühlte mich vielmehr unaussprechlich glücklich. Dieser Moment war ein heller Sonnenblick in mein an Freuden so armes Dasein. Wir konnten nicht weiter sprechen, wir wurden gestört; Adele flüsterte mir nur noch zu: „Louis, heute Abend nach der Vorstellung in meiner Wohnung!“ Ich sagte zu. Kaum war die Vorstellung zu Ende, kaum hatte ich mich umgekleidet, so eilte ich zu ihr. Adele empfing mich mit offenen Armen, sie erdrückte mich fast mit ihren Liebkosungen, versicherte mir ohne Unterbrechung, daß ich ihr das Theuerste auf Erden sei, daß sie mich mehr als ihr Leben lieb habe, daß sie mir für das ganze Leben angehören wolle. Ja wahrhaftig, sie weinte auch bei der Vorstellung, daß wir nicht immer würden beisammen bleiben können, daß wir einmal uns würden trennen müssen.

Ich erwähne das nur, um zu zeigen, wie viel Falschheit, wie viel Hinterlist und Bosheit die Brust eines Menschen umschließen kann, ohne daß äußerlich davon etwas wahrzunehmen ist. Adele war falsch, sie hat mich betrogen, noch viel mehr als die falschen Spieler. Es mochte schon sehr spät sein, als ich ein Geräusch vor der Thüre zu hören glaubte; ich machte sie aufmerksam, da ich eine Störung befürchtete; sie wollte aber davon nichts wissen, versicherte hoch und theuer, daß ich mich getäuscht habe, und hielt mich in ihren Armen fest, preßte ihren Mund auf den meinigen und — half dann in der nächsten Minute mir den Mund verstopfen, Hände und Füße fesseln und eine Binde vor die Augen legen. Das Alles war mit solcher Gewandtheit und Schnelligkeit ausgeführt, daß ich eigentlich noch gar nicht hatte denken, Widerstand gar nicht hatte entgegensetzen können, als ich schon gefesselt und machtlos dalag und nicht einmal zu sehen vermochte; ich fühlte nur, daß man mir die Ringe von den Fingern abstreifte, die Uhr, das Geld und alle Schlüssel fortnahm, und daß, nachdem sich mehrere Personen aus dem Zimmer entfernt hatten und die Thüre verschlossen worden war, ich allein zurückblieb. Für den Augenblick sah ich in meiner Lage nichts weiter als eine Störung in dem Genusse, den die Liebkosungen jenes Weibes mir bereitet hatten; ich beklagte auch nur dieß, für mich selbst fürchtete ich nichts, oder vielmehr meine Geisteskräfte reichten nicht so weit, daß meine Lage mir irgend welche Besorgnisse hätte einflößen können. Als aber Stunde auf Stunde verfloß, als in meiner Umgebung sich nichts rührte und regte, als Alles ruhig blieb wie im Grabe, als jede Regung, selbst das Anspannen der Muskeln mir Schmerzen bereitete, als Hände und Füße erstarrt waren, als alles Blut sich nach der Brust gedrängt hatte und diese zu zerspringen drohte: da fühlte ich eine furchtbare Angst sich meiner bemächtigen, eine Angst, die mir den Schweiß massenhaft auspreßte; da fühlte ich mich verlassen, lebendig begraben. Das waren schreckliche Stunden. Ich habe sie nicht gezählt, nicht zählen können; denn ich war zuletzt besinnungslos geworden. „Der arme Junge!“ Diese Worte, aus denen selbst ich Spott und Hohn herausfühlte, waren die ersten, die ich wieder hörte. Sie waren aus dem Munde jenes Weibes gekommen, das über mein Fortgehen geweint und dann mich verrathen hatte. Ach, diese Worte, ich habe sie später tausendmal wiederholt, ich habe sie dem schändlichen Weibe noch in die Ohren geschrieen, als sie — nicht mehr hörte — nicht mehr hören konnte.

Einige Zeit später fühlte ich mich von kräftigen Armen hoch gehoben und in irgend ein Behältniß gelegt, welches verschlossen wurde. Das Athmen wurde mir zwar schwer, aber nicht unmöglich, woraus ich abnahm, daß das Behältniß Luft zulassen müsse. Ich erhielt darüber Gewißheit, als nach einiger Zeit dasselbe hoch gehoben, fortgetragen, und, wie es mir schien, auf einem Wagen niedergesetzt wurde. Das Geräusch bei dem Hochheben und die Biegungen bei dem Forttragen hatten mich ein Korbgeflecht erkennen lassen. Mir war weder die Binde von den Augen genommen, noch die Fesseln von den Händen und Füßen, noch hatte man meinen Mund frei gemacht. Ich litt furchtbare Schmerzen, als sich der Wagen in Bewegung setzte, als er über Steinpflaster hinfuhr, und ich in meinem Behältnisse unausgesetzt emporgeschleudert und niedergeworfen wurde. Die Fesseln zerrissen mir die Haut und drangen tief in das Fleisch bis auf die Knochen. Und doch waren die Schmerzen noch viel heftiger, noch unausstehlicher, die mir der Verlust meiner Freiheit, die Ungewißheit über meine Zukunft und die Unmacht, irgendwie etwas thun zu können, bereitete. Mir war ja Alles, Alles genommen, ich konnte kein Glied rühren, keinen Laut von mir geben, nur meine Gedanken hatte man mir gelassen. Als diese an die Folterqualen sich gewöhnt hatten, oder besser, als eine Steigerung der Schmerzen nicht mehr eintreten konnte — denn auch der Schmerz hat seinen Höhepunkt, der das Opfer entweder tödtet oder gefühllos macht — wendeten sich meine Gedanken von mir auf meine Peiniger. Meine Leidenschaften erhielten dadurch einen Zuwachs, ich lernte, ohne daß ich es wußte, hassen, von ganzer Seele hassen, wenn ich mich so richtig ausdrücke, und wollte, sobald ich meine Freiheit erhalten würde, die Qualen zehn-, hundert-, tausendfach vergelten, also neben dem Hasse auch die Rache. Daß ich am Leben bleiben würde, bezweifelte ich nicht, eben so wenig, daß ich im Stande sein würde das Vergeltungsrecht zu üben, wenngleich ich weder die Zahl, noch die Namen, noch die bürgerliche Stellung meiner Peiniger kannte, und nicht wußte, ob und wie ich darüber Gewißheit erhalten würde.

Wenn ich sagte, meine Schmerzen hätten den Höhepunkt erreicht gehabt, so war das nicht so ganz richtig; denn sie erlitten allerdings noch eine Steigerung durch das Hinzutreten neuer Leiden. Der Hunger, ein alter Bekannter, der mich nur in den letzten Jahren verlassen hatte, und endlich auch der Durst, den ich noch nicht hatte kennen lernen, da ich denselben auch in meinem jugendlichen Verlassensein stets hatte befriedigen können, bereitete mir neue Qualen. Es mußte lange her sein, daß ich nichts genossen hatte, und doch vermochte ich die Zeit nicht einmal annähernd zu messen, da ich lange besinnungslos gewesen, und dann auch die Binde nicht von meinen Augen genommen war. Ich denke noch jetzt mit Entsetzen an diese Leiden zurück, die wohl selten ein Mensch hat kennen lernen, von denen auch nur Wenige werden reden können, da sie denselben unterlegen sind. Wenn ich sie überstanden habe, so mögen die Entbehrungen und Gewohnheiten in meiner Jugend, die mich abgehärtet hatten, dieß verursacht haben.

Endlich fühlte ich, daß der Wagen still hielt, und wenige Minuten später, daß der Korb vom Wagen herabgehoben und fortgetragen wurde; ich hörte denselben öffnen, fühlte mich herausgehoben und nicht eben sanft wieder niedergelegt. Von diesem Augenblicke an weiß ich lange Zeit nichts über

meine Verhältnisse anzugeben. Später erfuhr ich, daß ich in die Hände armer Samariter gefallen und von diesen in einer schweren Krankheit liebevoll gepflegt worden war. Ein armer Waldwärter hatte mich im Walde gefunden und mit Hülfe seines Weibes in seine Hütte, die zum Glücke nicht entfernt war, gebracht; er hatte meine Wunden gereinigt und geheilt und das Fieber durch sogenannte Hausmittelchen gestillt, und das Alles ohne Aussicht auf Lohn. Der Mann war arm, noch viel ärmer als ich; denn er hatte für Frau und Kinder zu sorgen, während ich allein stand und meinen Erwerb mit Niemand zu theilen brauchte; er konnte nur wenig hergeben, aber das Wenige gab er mir, als ob ich sein Bruder wäre. Diese Mildthätigkeit machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich kann das nicht so verständlich machen, was ich fühlte. Ein Mal war es mir, als ob ich nicht werth sei solcher Wohlthaten, und das andere Mal mußte ich mir gestehen, daß ich nicht so handeln könnte; in beiden Fällen bewunderte ich aber diesen Mann, der bei seiner Armuth solcher Liebe fähig war. Wäre irgend etwas im Stande gewesen, mich meinen Gelöbnissen untreu werden zu lassen, so hätte dieß das Beispiel, das dieser Mann mir gab, thun können. Herbst und Winter verlebte ich in der Gemeinschaft dieser Leute. Als ich mich kräftig fühlte, leistete ich im Hause und sonst, wo ich das vermochte, Hülfe. Man forderte das nicht; mir machte es aber Vergnügen, mich nützlich zu machen, und mich damit zugleich dankbar bezeigen zu können. Auch einen Theil des Frühjahrs blieb ich noch dort, obgleich mir das schon schwer wurde. Von Tage zu Tage wurde ich unruhiger, ich sehnte mich hinaus, um meine Peiniger aufzusuchen und in ihrem Blute meine Rache zu kühlen, und dieß Verlangen wurde zuletzt so lebhaft, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, und von meinen Wohlthätern Abschied nahm.



Am Sterbebett.

Meine Nachforschungen wollte ich in dem Orte beginnen, in dem ich so grenzenlos gelitten hatte, wo ich als Künstler bewundert und gefeiert worden war, und wohin ich nach kaum acht Monaten als junger Greis zurückkehrte; denn ich hatte mein Haar zum großen Theil verloren, und das mir gebliebene war gebleicht. Arm, ohne alle Mittel, wie das erste Mal, erreichte ich den Ort. Ich fand mich bald zurecht. Zuerst suchte ich meine frühere Wohnung auf. Ich that dieß in der Hoffnung, dort von meinen Sachen noch etwas vorzufinden, hatte mich aber darin vollständig getäuscht. Zwei Männer, die man mir aber nicht einmal näher beschreiben konnte, sollten sich durch Vorzeigung der Schlüssel als von mir abgeschickt legitimirt, dann meine Habe zusammengepackt und fortgeschafft, und auch nicht das Geringste zurückgelassen haben. Ich fand nichts mehr vor. Darum war es mir aber auch gar nicht zu thun, ich wollte ja nur das Weib, oder, wenn es nicht mehr dort sein sollte, wenigstens ihre Spur aufsuchen. Ich ging nach dem Hause, in welchem dasselbe gewohnt hatte, und erfuhr hier, daß vor acht Monaten ein Fräulein Adelheid Blau dort gewohnt habe, und plötzlich, noch vor Ablauf der Miethszeit, abgereist sei. Wohin? darüber konnte Niemand Auskunft geben.

Der Name genügte mir schon, und dieser Name, ich habe ihn nicht vergessen, wenn auch vieles Andere aus meinem Gedächtnisse verschwunden ist. Um die Spur verfolgen zu können, bedurfte ich Geldmittel. Woher diese aber nehmen? Ich hatte nur gelernt mit dem Pferde umzugehen, auf dem-

selben halsbrechende Kunststücke auszuführen. Und doch, ich hatte ja auch gespielt. Vielleicht war mir das Glück jetzt günstig; Andere hatten ja auch gewonnen; ich mußte wenigstens einen Versuch machen. Ich ging hin, nicht um zu spielen; denn dazu hatte ich kein Geld, sondern nur um zu beobachten, zu lernen und die Kunstgriffe mir anzueignen, welche, wie ich glaubte, das Gewinnen mir sichern mußten. Es war dieß eine traurige Beschäftigung, ich wußte ja aber nichts Besseres zu thun, und dann gewährte sie mir auch die einzige Möglichkeit, mich in den Besitz der Mittel zu setzen, die ich nöthig hatte, um meine Entschlüsse zur Ausführung zu bringen.

In dieser Zeit habe ich mit der bittersten Noth zu kämpfen gehabt. Ich hatte keine Wohnung, nicht einmal über Nacht ein Obdach, ich mußte im Freien bleiben; ich hatte keine Kost, täglich kaum ein Stück Brod, das zur Stillung des Hungers ausreichte. Das wenige Geld, welches ich mit zur Stadt gebracht hatte, durfte ich für meine leiblichen Bedürfnisse nicht ausgeben, oder doch nur sparsam verwenden, weil ich die Spielstube nur so lange besuchen konnte, als ich Geld hatte, um damit den Eintritt zu erkaufen. Diese Entbehrungen machten mich jedoch nicht unzufrieden, sie waren durch die Verhältnisse geboten, und ich ertrug sie ohne zu murren. Daran dachte ich gar nicht, daß ich eine Gelegenheit aufsuchen könne, etwas zu verdienen; ich wollte, wie ich schon sagte, nur das Spiel erlernen, und habe nie größere Freude empfunden als damals, wenn ich eine Finte, ein Kunststück abgelauscht und mir zu eigen gemacht hatte.

Der Zufall verschaffte mir Beschäftigung und Verdienst. Um die Langeweile, die ich am Tage hatte, abzukürzen, besuchte ich in der Regel die Reitbahn. Es war dieß der einzige Ort, wo ich Unterhaltung fand, da das Pferd das einzige Geschöpf war, zu dem ich noch Zuneigung hatte. Eines Tages wurde ein junges, prächtiges Pferd, das aber scheu und wild war, vorgeführt. Zwei Reitknechte wurden von demselben nacheinander auf den Sand gesetzt, und der Stallmeister, der sich vielleicht oben gehalten haben würde, konnte gar nicht hinaufkommen. Ich hatte Alles ruhig geschehen lassen, als das Pferd aber fortgeführt werden sollte, da drängte es mich heraus aus meiner Unthätigkeit, da mußte ich mich erbieten, einen Versuch zu machen, und kaum hatte ich die Genehmigung erhalten, so saß ich auch schon oben, und in kurzer Zeit war ich Herr, das Pferd folgsam und mir unterthan. Es machte mir dieß unaussprechliche Freude, und der Beifall, der mir von den Anwesenden zu Theil wurde, war mir lieblicher als die schönste Musik. Ich ließ mich überreden, die Behandlung des Pferdes zu übernehmen, und erhielt einige Louisd'or als Abschlagszahlung auf das Honorar, das ich natürlich nicht von der Hand wies.

An diesem Tage konnte ich mich seit langer Zeit wieder einmal ordentlich satt essen, ohne dafür Geld ausgeben zu müssen, und am Abend konnte ich Theil nehmen am Spiel. Ich that das mit großer Vorsicht und Berechnung und hatte Glück. Ich konnte diese Nacht auch wieder einmal in einem Bette schlafen. Auf der Reitbahn wie am Spieltisch blieb mir das Glück treu. Das Pferd wurde lammfromm, und meine Kasse zum Aerger des Bankhalters von Tag zu Tag immer voller und voller. Schon konnte ich über eine namhafte Summe verfügen, als es der Sicherheitsbehörde, jedenfalls auf Veranlassung des Bankhalters, einfiel, mich nach meiner Legitimation zu fragen. Ich hatte diese natürlich nicht bei mir. Der Beamte war artig und gönnte mir Zeit, meine Sachen eiligst zusammenzupacken und — zu verschwinden.

Von da an führte ich ein Leben ohne Ruhe und ohne Rast. An keinem Orte hielt ich mich länger auf, als nöthig war, um mich zu überzeugen, daß Adelheid Blau nicht dort anwesend war. Kein Mittel blieb unversucht, um den Aufenthalt zu entdecken, oder auch nur eine Spur aufzufinden; meine Bemühungen waren aber viele, viele Jahre erfolglos. Ich kann die Orte nicht nennen, die ich besucht, auch die Länder nicht, die ich durchstreift habe; mein Geld war viele Male ausgegeben, durch glückliches Spiel aber immer wieder ergänzt worden. Meine Ausdauer hatte sich nicht vermindert, im Gegentheil, je länger ich suchte, desto sorgsamer verfuhr ich bei meinen Nachforschungen, und eine innere Stimme sagte mir, daß diese zuletzt nicht ohne Erfolg sein würden.

In einem lebhaften Badorte hatte ich meine Kasse neuerdings gefüllt, ich konnte der Zukunft längere Zeit wieder sorglos entgegensehen, und wollte deßhalb größere Orte vermeiden und kleinere besuchen. Auf diesen Kreuz- und Querstreifereien kam ich an einem Sonntag in ein kleines Landstädtchen. Es mochte etwa fünf Uhr Nachmittags sein, als ich das Thor passirte. Ich fand die Stadt in großer Bewegung; alles Volk drängte sich nach einem Punkte, anscheinend dem Marktplatz, wenigstens war die Straße an dieser Stelle breiter, und ein größeres, mit einem Thürmchen versehenes Haus ließ mich ahnen, daß die Väter der Stadt hier tagten und des Rathes pflegten, das sicherste Merkzeichen für die Anwesenheit eines Marktplatzes. Als ich hier ankam, wurde mir die Veranlassung des Zusammenlaufens bald klar. Seiltänzer, die hier ihre Künste produzirten, hatten die Bewohner nach diesem einen Punkte zusammengeführt. Auch ich blieb, nicht um die Künste zu bewundern, sondern die Künstler mir anzusehen. Wie dieß gewöhnlich der Fall ist, machten Kinder den Anfang. Dann trat ein junges Mädchen auf von etwa achtzehn Jahren. Der Anblick dieses Mädchens machte mir alles Blut erstarren. Und doch hätte ich im nächsten Augenblicke aufschreien, aufjubeln können vor Lust und Wonne. Eine beseligende Freude durchschauerte mich, als ich so mit einem Male Adelheid Blau und das Ziel meines ruhelosen Umherstreifens vor mir stehen sah; als ich hoffen durfte, Ruhe zu finden. Ich hätte Alle, die mir nahe standen, in meine Arme nehmen, an meine Brust drücken und ihnen in die Ohren schreien mögen: ich habe sie gefunden, ich kann meine Schuld tilgen und brauche nicht länger Schuldner zu sein. Meine Aufregung war ungeheuer groß; sie machte mich zittern, meine Füße wanken, und nahm dem Körper den Halt, aber nur auf Augenblicke; denn der Haß war noch viel mächtiger als die Freude, und nur ein Blick genügte, um diesen zur hellen Flamme anzufachen.

Ich hatte damals ganz und gar vergessen, daß ich Adelheid Blau bereits einige zwanzig Jahre gesucht hatte, daß also jenes Mädchen gar nicht die Person sein könne, die ich suchte; ich sah nur das Bild, das tief, unauslöschlich in mein Inneres eingegraben war, vor mir, und hatte für nichts weiter Sinn. Die Vorstellung war zu Ende. Das Publikum verlief sich, ich blieb bis zuletzt und folgte den Künstlern in ein nahe gelegenes Gasthaus von sehr zweifelhafter Bedeutung. Darauf legte ich jedoch keinen Werth; ich wollte und mußte ihr nahe sein, sie durfte mir nicht entwischen.

Einen bestimmten Plan, wie ich mich rächen wollte, hatte ich nicht entworfen; eine Erinnerung aus meiner frühesten Jugend, die mir dunkel vorschwebte, sollte mir Anleitung geben. Ich hatte nämlich in einer Scheune eine Katze beobachtet, welche lange Zeit mit einer Maus spielte, diese festhielt, dann wieder laufen ließ, im Nu aber wieder anfaßte und zuletzt erwürgte. Dieß Vorhaben war abscheulich, das will ich zugeben; aber noch abscheulicher war gewiß die Freude, die ich empfand, wenn ich mir vorstellte, wie ich die Katze nachahmen wollte.

Die Leute mußten arm sein, sonst würden sie in einem andern Gasthofe ein Unterkommen gesucht haben; ich dagegen hatte Geld, das ich nur für diesen Zweck ausgeben wollte, es konnte mir also nicht schwer werden, eine Bekanntschaft anzuknüpfen und diese auszubeuten. Am andern Morgen ließ ich einen der zur Gesellschaft gehörigen Männer an meinem Frühstücke Theil nehmen, und erhielt dafür von demselben alle möglichen Aufschlüsse, namentlich daß das junge Mädchen Adelheid Rose heiße, die Tochter der Adelheid Blau sei, und von dieser auf das Strengste bewacht und gehalten werde. Diese Nachricht machte auf mich eigentlich keinen

besondern Eindruck; mir war es gleichgültig, ob Adelheid Blau jung war oder nicht, wenn ich sie selbst nur gefunden hatte. Ein Mittagessen, das ich für weniges Geld herrichten ließ, das indessen für die Verhältnisse dieser Leute luxuriös sein mußte, machte mich mit allen Gliedern der Gesellschaft bekannt und brachte mich auch meinem Opfer näher. Es machte mir unaussprechliche Freude, als ich demselben gegenüber saß, als ich die Ueberzeugung gewann, daß der an mir verübte Raub keine Früchte getragen habe; als ich die Gier sah, mit welcher das hungrige Weib die Speisen verschlang, um nur einmal satt zu werden; ich hätte, wie am Tage vorher, aufjauchzen mögen vor innerer Befriedigung und Wollust, aber — ich mußte die Katze sein. Das Weib war schön, als sie mich verrieth, noch schöner als die Tochter, die ihr zur Seite saß; jetzt war sie erbärmlich anzusehen, verfallen, unreinlich, schmutzig, kein Gedanke mehr von dem, was sie einst gewesen; die Armuth, das Elend und vielleicht auch Gewissensbisse hatten tiefe Furchen auf das einst blühende Gesicht gegraben.

Hätte dieß mich nicht rühren sollen? Nein, mich rührte das nicht; denn die Leiden, die ich ertragen, waren ja entsetzlich, fürchterlich, unmenschlich gewesen, sie hatten mich aus meiner Bahn herausgerissen und zu dem gemacht, was ich war. Nein, und abermals nein, ich konnte kein Mitleiden haben, durfte meinem Hasse nicht untreu werden, meine Rache nicht aufgeben. Damals dachte ich auch gar nicht daran, diese Gedanken sind erst später, hier im Zuchthause, gekommen. Ja, hier, da kommen oft wunderliche Gedanken; es gibt da so viele Stunden, nicht bei mir allein, bei Allen, die hier sind, wo man auf sich selbst angewiesen ist, wo nichts stört, nichts Zerstreuung gewährt, wo man zurückblicken muß auf die schuldlose Jugend; wo die Sehnsucht nach denen, die uns nahe standen, oder die wir verfolgt haben, wach wird; wo man frei sein und das Leben von Neuem beginnen möchte. Und diese stillen, einsamen Stunden, ach, die sind schrecklich, sie bereiten Qualen und Martern, wie sie da draußen, außerhalb dieser Mauern, nicht erlebt werden. Mir sind sie nicht selten gewesen, und namentlich in der letzten Zeit haben sie mir viel Unruhe gemacht, mir aber immer noch nicht die Ueberzeugung beigebracht, daß ich meine Rache hätte aufgeben sollen.

Beinahe ein ganzes Jahr habe ich mit dem Weibe gespielt. Ich will die Einzelnheiten dieses Spielens nicht wiedergeben; sie sind, ich fühle das, empörend, Schauder erregend, Abscheu einflößend, sie sind nicht menschlich; ich will sie nur allgemein andeuten und nur bei dem Ende einige Zeit verweilen.

Mir stand ein mächtiger Bundesgenosse, das Geld, zur Seite. Mit diesem Gelde versuchte ich das Weib zu kaufen, aber nur, um es mit Füßen von mir zu stoßen, wenn sich dasselbe mir zu eigen geben wollte, und um dann kurze Zeit später den Versuch erneuern zu können. Damit allein quälte ich jedoch meiner Meinung nach nicht genug; eine tiefere, eine schmerzhaftere Wunde mußte geschlagen werden; ich mußte Schrecken, Angst und Furcht herbeirufen und diese Mark aussaugenden Quälgeister eine Rolle spielen lassen. Bis dahin wußte sie nicht, wer ich war; sie hatte mich nicht erkannt, in mir nur dem reichen Manne eine Herrschaft über sich eingeräumt. Als ich neue Anerbietungen nicht mehr machen wollte, sagte ich ihr zum ersten Male, leise, so daß nur sie es hören konnte: „Der arme Junge!" Alles Gift, das ich in mir hatte, legte ich in den zischelnden Ton, in welchem ich diese Worte mehr aushauchte, als aussprach. Und die Wirkung? sie war erschrecklich. Das Weib sah mich einige Minuten stier, und als ob sie über das Gehörte in Zweifel sei und nicht sofort zur Klarheit kommen könne, an; dann brach sie plötzlich zusammen; die Last war zu schwer, ihre Füße konnten sie nicht tragen. Das hätte mich wohl milder stimmen können, aber ich fühlte nur Freude über die Wirkung des Schlags, und dann auch wieder Besorgniß, Furcht, daß der Schlag zu stark gewesen sein möchte, und das Spiel für mich zu früh geendigt haben könnte. Das Spiel war indeß noch nicht zu Ende. Das Weib erholte sich; denn ich zog die Krallen ein wie die Katze, und beruhigte, tröstete und gab wiederum Geld. So lange ich nichts forderte, war das Weib äußerlich ruhig; sie gewöhnte sich an die Angst, die ich ihr einflößte, und außerdem befriedigte mein Geld auch alle diejenigen Bedürfnisse, auf welche früher hatte verzichtet werden müssen. Kaum war aber der erste Schrecken überwunden, da faßte ich sie von Neuem, forderte und drohte, und wenn sie nachgeben wollte in der Angst des gequälten Herzens und aus Furcht vor Strafe, da trat ich lachend zurück, gab beruhigende Versicherungen, um nur von Neuem fordern und peinigen zu können.

Endlich wurde ich des Spielens müde, ich wollte demselben ein Ende machen, eine Wunde reißen, die bis zum Tode bluten und diesen selbst herbeiführen sollte. Aber noch bevor ich das thun konnte, wurde das Weib krank. Sie hatte zu viel gelitten, viel mehr als ich, denn ihre Leiden waren von längerer Dauer gewesen. Sie konnte die Schmerzen und Martern nicht länger ertragen, überhaupt nicht länger leben; die Kraft war gebrochen, das Herz schon lange todt. Ich heuchelte Theilnahme, drängte mich zu ihrem Lager, sprach laut von Trost und Ergebung, und dazwischen, nur ihr verständlich, flüsterte ich: „Der arme Junge!" Und als ich sah, daß der letzte Athemzug gethan werden sollte, als bereits die Augen erstarrt wie Glaskugeln in ihren Höhlen lagen, als der Todesschweiß auf der Stirne perlte, und jeder Augenblick den Lebensfaden zerreißen mußte, da fühlte ich meine Hände mit Gewalt hingezogen an ihren Hals; ich fühlte die Finger sich krampfhaft schließen, ich fühlte wohl, daß diese in sich eine weiche, feuchte und kalte Masse fest zusammendrückten, aber ich sah nichts; denn über meine Augen hatte sich ein Schleier gezogen, ich wußte auch nicht, was ich that, mein Bewußtsein war, wie das Auge, getrübt durch die Leidenschaft, welche die Grenzen überschritten und mich zu ihrem willenlosen Werkzeuge gemacht hatte; ich ahnte nur, daß der Gegenstand meines Hasses mir entrissen werden sollte, noch ehe die Rache erfüllt, gesühnt war, und daß ich ihn festhalten müsse um jeden Preis. — Ich habe ihn festgehalten, bis die Hand kalt wurde, wie der Körper kalt geworden war, den ich unbewußt, willenlos — erwürgt hatte. Meine Aufgabe war damit gelöst.

Die Strafe — lebenslängliches Zuchthaus — ist hart, sie ist aber verdient. Ich habe mich nie darüber beklagt, und jetzt, wo ich das Ende vor mir sehe, möchte ich sogar dafür dankbar sein; denn ich habe hier gelernt, mich nützlich zu machen; ich habe hier aber auch erkennen lernen, daß es da oben eine Macht gibt, welche über jeden Menschen Gewalt hat, und in die erkaltete Brust mit gewaltiger, mit Donnerstimme hineinruft: „Liebe deinen Nächsten!"

Weßhalb ich ein so langes Leben gehabt habe? Ich weiß es nicht, ich kann's auch nicht ergründen, obwohl ich darüber in stillen Stunden viel nachgesonnen habe. Ich habe wahrscheinlich meine Schuld hier noch nicht abgebüßt. So viel ist mir klar, daß mir die Erkenntniß, daß ich anders hätte handeln sollen, noch nicht geworden ist. Vielleicht werde ich erst abgerufen, wenn ich dazu gekommen bin. Nun, wie der liebe Gott will. Meine Ergebung in seinen Willen ist so groß, wie es früher meine Leidenschaft war; ich warte geduldig, bis er ruft!

Die alte Heidenmauer

im Elsaß.

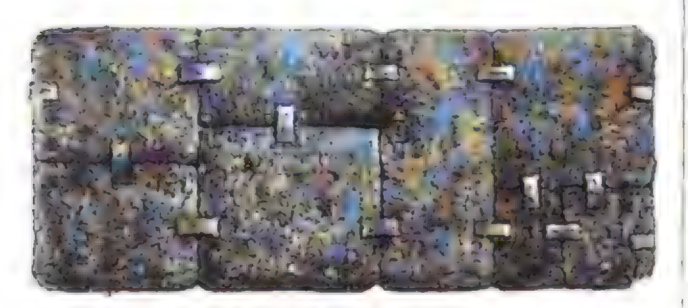
Von

Roderich West.

Die Heidenmauer ist ein Bauwerk einzig in seiner Art. Ihre Ausdehnung und ihre Art unterscheidet sie von allen

Befestigungen, die man bis heute kennt. Sie hat nichts Aehnliches mit den von den Römern zwischen Rhein und Donau ausgeführten Befestigungen, noch mit denen an den Küsten von England und Schottland, noch mit den gallischen Pfahlbauten, von denen Cäsar spricht. Dieses Riesenwerk, das ohne bestimmte Regelmäßigkeit gebaut ist, krönt die Spitzen mehrerer Berge und folgt ihnen in allen ihren Krümmungen. An tiefen Abgründen, an kahlen Felsen hin und durch dichtes Gestrüpp, wo man kaum mehr ihrer Spur folgen kann, zieht sich diese Mauer. Sie bildet einen dreifachen Gürtel in einem Umfang von 600 Quadratruthen. Die Unterlagen erscheinen als unförmliche Massen, die man meist schwer von dem natürlichen Felsen unterscheidet; die andern sind rohe, schwere Quadern; sie waren durch eichene Klammern mit einander verbunden, und man sieht nirgends Mörtel, nur einzelne Zapfen kann man finden. Die Mauer hat in ihrer ganzen Ausdehnung eine Dicke von sechs Fuß.

Ein gallisches Grab (Dolmen.)



Ein Bruchstück der Heidenmauer.

Einfach über einander gelegte Steine ersetzen sie an einzelnen Punkten; aber in der dem Rhein zugekehrten Seite hat die Mauer ein ganz anderes Ansehen: hier trägt sie durchaus den Charakter einer festen Mauerung. Die allgemeine Ansicht ist, daß diese Mauern zum Zufluchtsort für die Bevölkerung der Ebene zur Zeit von Einfällen gedient. Die gepflasterten Wege, welche zur Heidenmauer führten, sind sicher das Werk der Römer. Die Mauer muß am Anfang des dritten Jahrhunderts wieder ausgebaut worden sein, denn man fand unter den Trümmern zahlreiche Medaillen mit dem Bilde des Maximianus Herculeus. In der Nähe der Mauer, auf dem Odilienberge, finden wir eines jener gallischen Felsengräber (Dolmen), die aus zwei parallel stehenden Felsenstücken, einem quer darüber liegenden und einem vierten, das es von hinten abschließt, bestehen. Diese Art von Gang ist 7 bis 8 Fuß breit und 15 Fuß tief. Die Lage dieses Denkmals außerhalb der Mauer beweist, daß diese Gräber nicht aus der gleichen Zeit wie die Heidenmauer stammen, daß die Letztere im Gegentheil aus weit älterer Zeit ist.

Der Markt zu Krakau.

Von
Alexander Weil.



64. Der Markt von Krakau. 17

*

Schon mehrmals haben wir die freundlichen Leser dieser Blätter in unser liebes Krakau geführt, sie vom Koszinskoberg auf die thurmreiche Stadt hinabschauen lassen, oder sind mit ihnen zu den Gräbern der Polenfürsten gewandert. Mögen sie uns heute auf den Markt, mitten in das pulsirende Leben folgen. Elf schöne Straßen gehen vom Markte aus und durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen. Das Gebäude dort, mitten auf dem Markte, im vierzehnten Jahrhundert aufgeführt, ist das Tuchhaus. Der Handel in Tuch hatte im dreizehnten Jahrhundert schon zwischen Polen und dem Orient große Dimensionen angenommen. Die Archive gedenken 1257 eines großen Gebäudes, das als Tuchmagazin diente. Das jetzige Gebäude soll Kasimir der Große errichtet haben. Das Innere ist zum größten Theil im gothischen Styl, während das Aeußere des Baus auf moderne Restaurirungen hinweist. Auf einer der Ecken der Tuchhalle erhebt sich ein freistehender Thurm, der letzte Rest des 1820 abgebrochenen Stadthauses. Er hatte früher eine Uhr von seltsamer Konstruktion und eine kolossale Glocke, welche die Stadtbeamten zur Rathsversammlung berief. Auf der Spitze flattert der weiße polnische Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Gegenüber von der Tuchhalle steht die Marienkirche, eine der schönsten von den sechsunddreißig Kirchen Krakaus. Sie ward 1226 begonnen und 1297 ausgebaut. Die Formen der Kirche sind ungemein elegant: der Hauptthurm, der 250 Fuß hoch ist, wird von kleinen Glockenthürmchen umgeben, und den Helm umschlingt die Grafenkrone. Bei den 1843 vorgenommenen Restaurirungen fand man in der Kugel unter der Spitze eine Büchse mit Pergamenten aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche Auszüge aus den Evangelien enthielten. Das Innere der Kirche ist sehr interessant und birgt große Reichthümer. Der Hochaltar ist ein Werk des Veit Stoß aus den Jahren 1477 bis 1498: eine ungeheure Altarwand mit Flügeln, die in zwölf Felder getheilt sind und Szenen aus dem Leben des Heilandes darstellen. Die Hauptpersonen sind von natürlicher Größe und von höchster Vollendung. Der Schatz enthält Reliquien von großem Werthe, die in einem von Hans Kulmbach bemalten Schrein aufbewahrt werden.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Carnar verbrachte den Tag in großer Aufregung. Sein Schooner war nicht angekommen, und der Gedanke, warum die Schaluppe an der Küste kreuze, beschäftigte ihn so lebhaft wie die Gefangenen in der Fallgrube und die bald zu erwartende Rückkehr seines Rivalen. Alle Bemühungen, zu erforschen, was der Kapitän der Schaluppe von Brossy wünsche, waren vergeblich.

Es war ein aufregender und fruchtloser Tag! Zu wiederholten Malen ging er mit Moratin in den Wald hinaus; die übrige Zeit brachte er im Schlafzimmer seines Verbündeten zu, da dieser Zufluchtsort ihm die beste Gelegenheit bot, das verhängnißvolle Schiff zu beobachten. Er hatte es sorgfältig vermieden, Carla zu sehen, und ebenso, in der Nachbarschaft gesehen zu werden, da er wohl wußte, daß es nöthig war, vorsichtig zu sein, wenn er seine Wünsche und Absichten erreichen wollte. In dieser Zurückgezogenheit erwog er das ganze Gewebe seiner Plane so eifrig wie eine Spinne und brachte es auch glücklich zu Ende.

Mit einbrechender Nacht lebte er erst wieder auf. Vor Allem galt es, die Marino's, Vater und Sohn, in sichern Gewahrsam zu bringen, sodann zu erfahren, was die Schaluppe in diesen Gewässern zu thun habe, und drittens, Carla an einen Ort zu bringen, wo sie gleich zur Hand war, wenn sie mit ihr fort wollten, da der Schooner doch sicher vor Tagesanbruch anlangen mußte. Alle diese Maßregeln hatten Moratin's Zustimmung erhalten, und eben bei der Ausführung des ersten Theils ihres Planes waren sie an die Fallgrube gekommen. Daß Palo bei seinem Fluchtversuch entdeckt wurde, erhöhte die Größe seines Mißgeschicks. Er war müde und erschöpft, und der Gedanke an eine längere Gefangenschaft oder ein noch schlimmeres Geschick entmuthigte ihn. Er wand sich an seinem dünnen Brett herab und wäre in der Schwäche, die ihn befiel, beinahe in die Grube gestürzt. Die Hoffnung, die ihn in der vergangenen Nacht erfüllt hatte, seinen Vater zu befreien, und vielleicht doch endlich seine Schwester wieder aufzufinden, war durch das plötzliche Erscheinen dieser zwei Elenden zu nichte geworden.

„Halloh! hier gibt es Geschäfte für uns!“ rief Carnar, der Moratin auf dem Fuße folgte, „ein Fluchtversuch!“ — Moratin war Anfangs unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen, er fürchtete, Sennor Marino sei frei geworden. Doch nachdem er lange ängstlich in die Dunkelheit gestarrt, beruhigte er sich, als er sah, daß Beide da waren, und antwortete auf Carnar's finsteres Lachen mit einem zufriedenen Grinsen. „Gerade zur rechten Zeit, wie es scheint,“ flüsterte er. Der Muth der Verzweiflung durchdrang Palo's ganzes Wesen, als er die empörende Handlung dieser zwei Niederträchtigen sah. Der Gedanke an seines Vaters hilflosen Zustand und die Rache, der sie zum Opfer fallen würden, hielt ihn allein von dem Versuch eines so ungleichen Kampfes ab, und doch war er dem Wahnsinn zu nahe, um der Vorsicht Raum zu geben; er war entschlossen, sich seinem drohenden Mißgeschick nicht ohne Gegenwehr zu ergeben. So sprang er auf das oberste Brett, das er in der Eile hergerichtete, und zog eine Pistole aus der Brust mit der festen Absicht, sie auf Carnar abzuschießen. In demselben Moment aber hatte sein Gegner ihn beim Arm erfaßt, zog ihn aus der Grube und schleuderte ihn Moratin mit den Worten zu: „Bindet ihm die Hände und entwaffnet ihn, Sennor Moratin.“ — „Sennor Moratin!“ dachte Palo, „das ist also der Mann.“ Er wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung und versuchte den Hahn seines Pistols zu spannen, um zu schießen, aber all' sein Sträuben machte nicht den geringsten Eindruck auf Moratin, dessen Hände ihn wie mit Klammern gepackt. In wenigen Augenblicken war er mit dem Stricke festgebunden, den Moratin mitbrachte und mit dem er die Beiden aus der Grube hatte herausziehen wollen, und ebenso des Pistols beraubt. — „So,“ sagte Carnar, ihn auf den Boden drückend, „nun habe ich mich Eurer bemächtigt, und Ihr könnt nichts Besseres thun, als Euch ganz stille verhalten.“ Ein ängstlich fragender Ruf kam aus der Grube. Der ältere Marino hatte genug gehört und gesehen, um zu wissen, daß droben am Lichte sich etwas Verderbendrohendes vorbereite, obgleich die Entfernung ihm keine Ahnung geben konnte, was es war. „Wo bist Du, mein Sohn?“ rief er, „ich kann Dich in der Dunkelheit nicht sehen; wollen die Männer Dir Beistand leisten, oder . . .“ Seine Stimme versagte ihm, wie es schien, war ihm der Hals zugedrückt. Palo wollte antworten, aber die beiden Männer herrschten ihm den Befehl zu, zu schweigen. — „Ich will Euch sagen, woher Euch die Hülfe kommt,“ rief Carnar in die Grube hinab, „von Eurem Freund in Mazatlan, Nuy Fernandez!“ — „Dacht' ich's doch!“ rief Moratin aus.“ — „Erinnert Ihr Euch?“ fuhr Carnar fort, „Sennor Marino sagte, Fernandez sei mit ihm gekommen, weil er ihm seine Mittheilungen nicht bezahlen wollte, ehe er wußte, ob sie das Geld werth seien.“ — „Ach, nun sehe ich: Da sie nicht in das Dorf zurückkamen, oder wo er sonst war, nachdem sie in meinem Hause gewesen, kam Fernandez dieses Wegs, um nach ihnen zu sehen.“ — „Gerade so wird es sich verhalten,“ sagte Carnar. — „Ich glaube, daß das Geräusch, das wir zwischen hier und der Villa hörten, Niemand anders war, als er.“ Er irrte sich. Das Geräusch, das er

hörte, hatten Carla und Yola verursacht, die zu essen und zu trinken holen wollten für die beiden Männer, welche sie auf so sonderbare Weise entdeckt hatten. — „Es ist klar," antwortete Moratin, „daß Fernandez fortging, um Lärm zu schlagen oder Erfrischung zu holen. Für alle Fälle haben wir keinen Moment zu verlieren. Was fangen wir mit dem alten Manne an?" — „Wir bringen ihn mit seinem Sohne nach meinem Hause," erwiederte Carnar. „Wir wollen ihn aber vorerst aus der Grube schaffen." Moratin schauderte und wurde leichenblaß. „Wie kann ich ihm begegnen?" flüsterte er. „Wie soll ich ihm wieder in's Gesicht sehen?" Carnar beseitigte diese Scheu durch einen Ausruf der Verachtung. „Ihr braucht ihm ja nicht in's Gesicht zu sehen," sagte er. „Verstellt Euch, sprecht heiser und bedenkt, daß mehr als zwanzig Jahre vergangen sind, seit er Euch sah." — „Gut! Herauf mit ihm!"

Palo hatte Moratin's Namen von seinem Genossen aussprechen hören und besah sich nun das Gesicht des Entführers seiner Schwester mit so großer Neugierde, daß er darob beinahe sein eigen Leiden und seine Gefahren vergessen hätte. „Wäre es möglich," dachte er, „daß Carla an einen solchen Schurken verheirathet wäre? Nein, nein! schon der Gedanke daran ist zu entsetzlich. Ich will es nicht glauben." Er fuhr plötzlich auf. Der Gedanke, ob nicht vielleicht eine von den beiden Frauen seine Schwester Carla gewesen, durchzuckte ihn. „Ach, wäre ich nicht so müde gewesen," dachte er, „so ganz mit der Flucht meines Vaters beschäftigt, so in Sorgen um ihn, — gewiß hätte ich sie um ihre Namen gefragt. Wäre mir doch diese Ahnung schon zu jener Zeit gekommen!" — Carnar hatte sich die Bretter, die Palo in der Grube aufgethürmt, genau angesehen und ging so schnell hinunter, als es mit Sicherheit geschehen konnte. „Wachet auf, alter Mann," sagte er, als er auf dem untersten Brett ankam, „seid Ihr taub oder schlaft Ihr?" Eben als er diese Frage stellte, erhielt er den sichersten Beweis vom Gegentheil, denn der Gefangene hielt ihm ein Pistol vor die Stirne, während er sagte: „Nicht einen Schritt weiter, Sennor, oder ich schieße!" — „Unsinn, Alter," rief Carnar. „Seid nicht toll; bedenkt, daß Euer Sohn hilflos gebunden unter meines Freundes Aufsicht liegt, und daß jede Albernheit, die Ihr begeht, an ihm gerächt werden wird." Der alte Mann betrachtete ihn einige Zeit fest, während er vor Aufregung zitterte: „O Gott," rief er zusammenbrechend, „schont meines Sohnes und nehmt die einzige Waffe, die mein Leben vertheidigen konnte." — „Es war das Gescheidteste, was Ihr thun konntet," antwortete Carnar triumphirend. „Nun gebt mir Eure Hand, und ich will Euch aus dieser unangenehmen Lage heraushelfen, ehe es dunkel wird. Ihr müßt sehr müde und hungrig sein, und ich schlage Euch vor, mit mir zum Nachtessen nach Hause zu gehen."

Marino unterdrückte die Gefühle, die seine ganze Seele erfüllten und die ihn zu Klagen verleitet hätten, denn er wußte, daß ihn das Alles nichts nützen würde. Nach einem heftigen innerlichen Kampfe bot er Carnar die Hand, da er fühlte, daß er nicht im Stande wäre, allein hinaufzugehen, und diese half ihm von Brett zu Brett, bis er neben seinem Sohne stand. Die beiden Gefangenen wechselten einen Blick des tiefsten Schmerzes; sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Moratin erbebte jedoch bei dem Anblick des Mannes, den er so tief gekränkt, und zog seinen Kragen über das Gesicht. „Ah, da seid Ihr!" rief der Alte und trat zu Moratin; „Ihr scheut Euch, mir in's Gesicht zu sehen." Moratin wandte sich weg. „Es hilft Euch nichts, ich kenne Euch doch, denn solcher Schurkerei seid nur Ihr fähig, der Ihr mir mein Kind geraubt! Wo ist Carla? sagt mir, wo ist sie?" — „Hört auf mit Euren Fragen, dazu ist jetzt keine Zeit, wir müssen fort, ehe es dunkelt. Nehmt meinen Arm, Sennor Marino, und ich führe Euch in mein Haus, wo Ihr ein gutes Nachtmahl bekommen sollt." — „Nachtmahl," wiederholte der alte Mann, „eher möchte ich mit den Giftmischern Indiens essen, als mit Euch!" — „Gut, wenn Ihr kein Nachtmahl wollt, so steht es Euch frei, ohne ein solches zu Bett zu gehen. Ich verlange nichts, als daß ich Euch in meiner Gewalt habe; das Uebrige bleibt Euch überlassen." Er nahm Sennor Marino's Arm in einer Weise, die zeigte, daß er nicht im Sinne habe, ihn so bald wieder loszulassen, ehe sie nicht den Ort ihrer Bestimmung erreicht hätten. Moratin half Palo auf die Beine und begegnete dabei einem Blicke tiefster Verachtung. Sie schritten Carnar's Wohnung zu. Eine Hoffnung erfüllte Palo's Herz, als er dem Schauplatz so großer Leiden den Rücken kehrte, — es war der Gedanke an die Frauen, die ihn bei seinem Befreiungsversuch so freundlich unterstützt hatten. Würden sie mit dem versprochenen Mundvorrath zurückkehren? Würde er sie je wieder sehen? War eine von ihnen seine Schwester? Diese Ueberzeugung faßte immer mehr Wurzel in ihm, und nicht wenig Vertrauen setzte er auf ihre Hülfe. Palo hoffte selbst, daß ihnen von Fernandez früher oder später Hülfe kommen werde, und zwar deßhalb, weil er in der Nähe der Fallgrube eine dunkle Gestalt herumschleichen gesehen zu haben glaubte, die ihnen gefolgt war. „Vielleicht ist das Fernandez," dachte er. „Er wird in Sorgen um uns sein."

Die zwei Schurken ließen die Fallgrube wie sie war, und gingen durch Wald und Feld dem Hause Carnar's zu. Es war ein Quadrat von Stein, ziemlich groß, aber schmucklos, mit kleinen Fenstern, an denen schwere eiserne Läden befestigt waren. Es stand auf einer kleinen Anhöhe und hatte eine schöne Fernsicht. Carnar zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Thor. Der dumpfe Ton sagte den Gefangenen, daß es, obgleich wie Holz bemalt, von Eisen sei. Der Besitzer des Hauses führte sie durch einen schmalen Gang in ein gefängnißartiges Gemach, dessen Fenster sehr klein und nahe an der Decke angebracht waren; die Thüre war von Eisen, und Wände und Boden von Stein. Das war Carnar's Wohnung. Er zündete ein Licht an. Ein Kamin in einer Ecke, und Kohlen und Feuergeräthschaften deuteten darauf hin, daß sie sich im Wohnzimmer des einsiedlerischen Mannes befänden, in dem er sich kochte und schlief. Einige geringe Stühle, ein Tisch, eine kleine Bettstatt vollendeten die Einrichtung. Einige Bücher und einige Karten der Halbinsel und des Golfs lagen auf dem Tisch, und die Wände waren reich behängt mit Messern und Schießgewehren aller Art. „Was für ein seltsamer Ort," sagte Moratin, von den dicken Mauern des Hauses überrascht, „ich hatte keine Idee, daß Euer Haus einer Festung so ähnlich ist." — „Doch nicht," sagte Carnar, „das Haus eines jeden Menschen ist nach dem Sprichwort eine Veste; ich wollte, das meinige sollte es in Wirklichkeit sein!" — „Ihr könntet eine Belagerung aushalten!" — „Ja, und wenn die Belagerer Sieger würden, könnte ich die Mauern in die Luft sprengen. Das Haus ist unterhöhlt und mit Pulver ausgelegt." — „Was für ein sonderbarer Einfall!" rief Moratin aus. „Zu welchem Zweck?" — „Zu keinem, es ist nur eine Grille; aber selbst diese Grille kann mir einmal von Nutzen sein. Ich vergesse übrigens unsere Gäste. Wenn Ihr das Thor bewachen wollt, Sennor Moratin, so will ich für die Bequemlichkeit unserer Freunde sorgen und dann wieder zu Euch kommen."

Moratin ging auf seinen Posten, und Carnar befreite Palo von seinen Fesseln, indem er sagte: „Ihr habt für den Augenblick völlige Freiheit in diesem Zimmer, und ich hoffe, Ihr werdet sie nicht mißbrauchen. Aber es würde Euch auch nichts nützen. Ihr seid in meiner Gewalt. Solltet Ihr etwas zu essen wünschen, so werdet Ihr meine gewöhnliche Nahrung in jenem Schranke finden. Diese Fenster, obwohl von außen stark vergittert und ebenso von innen, lassen frische Luft eindringen, und mein Bett ist groß genug, daß Zwei darauf ruhen können. Nachdem ich Euch alle diese Bequemlichkeiten aufgezählt, erlaubt mir, Euch zu bitten, es Euch so bequem wie möglich zu machen. Ich bin nicht Willens, Euch ein Leid anzuthun oder Euch zu kränken; es wird nicht lange dauern, so werdet Ihr wieder Eure Freiheit ha-

ben. Ich wünsche deßhalb guten Abend!" Er schloß die Thüre und ging dem äußern Thore zu. Vor der Halle bog er seitwärts in ein anderes, dem vorigen sehr ähnliches Zimmer, holte dort eine Maske, steckte sie vor das Gesicht, ging dann zu Moratin und sagte „Kommt, ich bin bereit. Wir wollen das Geheimniß, das hinter der Schaluppe steckt, ausforschen." — „Aber sind diese Leute hier sicher?" fragte Moratin zurückblickend. — „So sicher, als wären sie im Tower von London. Ihr könnt versichert sein, daß sie das Tageslicht nicht eher erblicken werden, als bis es mir gefällt, ihnen diese Gunst zu erweisen." Carnar schloß bei diesen Worten das äußere Thor. „Seht hier, Moratin," flüsterte er, „es ist leicht möglich, daß wir mit dem Perlfischer oder sonst Jemanden in Ungelegenheit kommen und genöthigt sind, uns in Eile hieher zurück zu flüchten, deßhalb lasse ich den Schlüssel, wo Jeder von uns ihn leicht finden kann. Fühlt her, wo ich ihn hinlege, damit Ihr ihn finden könnt."

Nachdem die Angelegenheit mit dem Schlüssel in der Stille erledigt war, eilten sie der Villa zu. Als sie in die Nähe derselben kamen, warf Carnar einen Blick der Küste zu und merkte sich, daß er den Schooner an einem Licht erkennen könnte. „Kein Zeichen von seiner Ankunft bis jetzt," murmelte er, „aber er kann unmöglich weit entfernt sein!" Er fuhr zusammen, als er nach der entgegengesetzten Seite sah, und rief: „Die Fischerflotte kommt zurück! Seht Ihr die Lichter? Ich kann sogar das Freudengeschrei und den Gesang der Fischer hören. Ihr werdet bald wieder einen Besuch von Brossy bekommen."

Zehntes Kapitel.

Moratin sah nach der von seinem Begleiter bezeichneten Richtung und gewahrte eine Anzahl durch die Dunkelheit blitzender Lichter an einem Punkte des Golfes, wo die Mehrzahl der Fischer wohnte. Nach der eigenthümlichen Gestaltung der ganzen Küste hörte man die Stimmen der Fischer wieder in tausend Echos sich antworten. So viel man bei dem Lichte der Laternen und Fackeln sehen konnte, eilten die Frauen und Kinder des kleinen Dorfes aus ihren Hütten nach der Küste, um ihre Angehörigen zu begrüßen. Der Anblick dieser Szene bot etwas ungemein Malerisches. „Das sind sie freilich," murmelte Moratin, mit einer Bewegung der Ungeduld sich abwendend. „All' dieses Geheul sagt deutlich, daß sie glücklich waren bei ihrem Fang." — „Und für Euch und mich muß es die Folge haben," fiel Carnar ein, „daß der verwünschte Kerl nicht lange auf sich warten lassen wird, um seine Ansprüche auf Carla zu wiederholen. Man sieht außerdem ganz deutlich, daß das Geschrei an der Küste eine Bewegung auf dem Verdeck der Schaluppe hervorgerufen hat, und ich bin überzeugt, daß sie augenblicklich einen Boten an's Land schicken werden, um Brossy kommen zu lassen." — „Ohne Zweifel," antwortete Moratin, als er ein Licht sich auf der Schaluppe bewegen sah, Befehle und das Geplätscher der Ruder vernahm. „Ich glaube, die fremde Barke will ihn bei den Haaren herbeiziehen und schickt deßhalb so bald einen Boten." Ein Augenblick weiterer Beobachtung bestätigte diese Vermuthung.

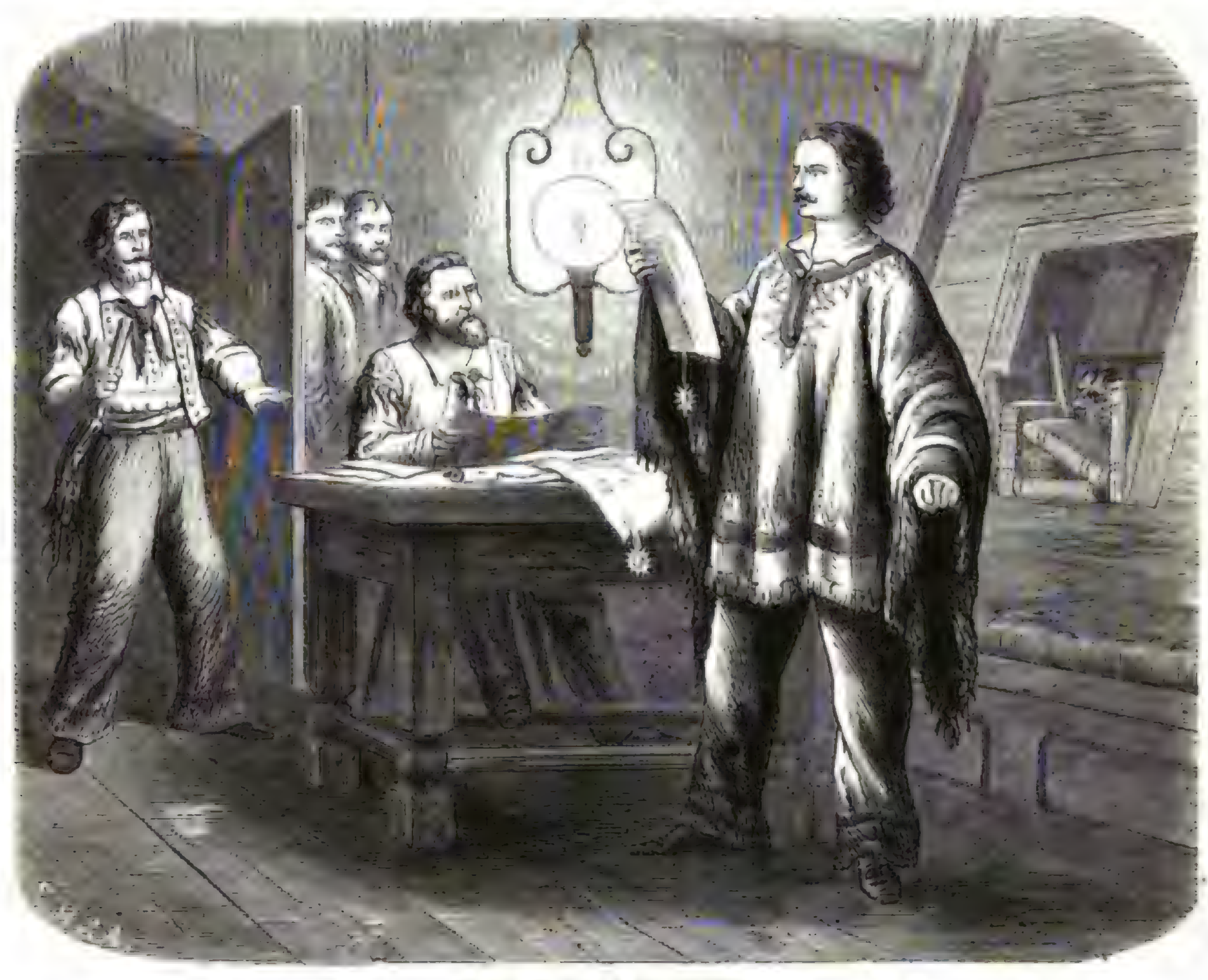
Carnar ging unruhig und ängstlich auf und nieder, und hatte sich erst nach einiger Zeit wieder so weit gefaßt, um sagen zu können: „Es ist jetzt eine große Frage, ob Brossy Euch besuchen wird, ehe er auf die Schaluppe geht. Der Bote wird ihn ohne Zweifel an seiner Hütte erwarten, da der Auftrag von großer Wichtigkeit zu sein scheint. Ist er ein Mann, dem das Geschäft vor dem Vergnügen geht?" — „Ja ganz gewiß." — „Dann geht er auf die Schaluppe, ehe er Euch wegen Carla aufsucht." — „Ohne Zweifel. Wenn er bei der Landung hört, daß Geschäfte auf ihn warten, wird er sie ohne Verzug abmachen." — „Dann muß ich ihm folgen. Wie schon gesagt, bin ich fest entschlossen, ehe ich mich schlafen lege, herauszubringen, warum die Schaluppe hier vor Anker ging, und was sie von dem Perlfischer wollen." — „Kann ich Euch in Eurer Nachforschung irgendwie behülflich sein?" — „Ihr könnt mich nach der Schaluppe rudern, aber ich kann das auch selbst thun. Im Ganzen aber würde es das Beste sein, wenn Ihr hier bliebet und nach Carla und dem Schooner seht. Ich werde zurück sein, sobald ich mein Vorhaben ausgeführt. Geht Brossy nach der Schaluppe, so werde ich ebenfalls nicht fehlen. Ich muß heraus haben, um was es sich handelt. Eine Stunde oder etwas mehr werde ich wohl brauchen, aber verlaßt das Haus nicht, ehe Ihr mich seht, da ich nicht unnöthig lang wegbleibe. Bleibet hier und behaltet Carla im Auge. Ihr kennet alle meine Plane und dürfet sie nur gut ausführen, um zu dem Vermögen zu kommen, das Ihr Euch wünschet." — „Gut. Hier habt Ihr meine Hand darauf."

Sie trennten sich nach diesem Uebereinkommen; Moratin ging nach der Villa, und Carnar eilte Brossy's Wohnung und der Flotte zu. Sobald er Moratin aus dem Gesichte verloren, zog er seine Maske aus der Tasche und band sie vor; dann steckte er ein Pistol und ein Messer so in seinen Gürtel, daß er sich ihrer, wenn nöthig, sogleich bedienen konnte. „Wenn doch der Schooner da wäre!" dachte er, als er weiter ging. „Jetzt, da Brossy mit seiner Bande zurück ist, wird jede Stunde längeren Aufenthaltes gefährlich für mich. Moratin ist mir mit Leib und Seele eigen und wird es bleiben, bis ich es vorziehe, ohne ihn meine Wege zu gehen. Eine Sache beunruhigt mich sehr, und das ist die Art und Weise, wie das Regierungsschiff — ein solches ist es — sich hier hereingeschlichen und auf Brossy's Zurückkunft wartet. Ist es möglich, daß ich der Gegenstand all' dieser Geheimnisse bin? daß alte Sachen wieder gegen mich aufgestöbert werden, und daß ich vielleicht gerade jetzt auf einem Vulkan stehe, der ausbricht und mich vernichtet?" Er sah zurück in der Richtung nach der Schaluppe und bemerkte bei einer Bewegung einer Laterne, daß ein Boot schon auf halbem Wege zur Küste war. Dieser Anblick verdoppelte seine Schritte.

Seine Sachen standen auf der Spitze; es mußte entweder zu seinen Gunsten biegen, oder brechen. „So viel ist klar," murmelte er, „daß ich in den nächsten achtundvierzig Stunden entweder triumphire, oder daß es mit mir aus ist. Wenn die verfluchte Schaluppe . . ." er vollendete nicht, denn es drängte ihn ungestüm vorwärts, und er eilte hastigen Schrittes nach der Küste. Er hatte das Boot der Schaluppe eingeholt. Von dem Versteck, in dem der Aufpasser stand — in dem Rumpfe eines großen Schaluppenbootes, das hoch und trocken auf dem Sande lag, — konnte er Alles, was sich in seiner Nähe, auf dem Wasser und dem Lande zutrug, beobachten. Gerade vor ihm war ein Haufen Frauen und Kinder versammelt, die nur wenig von den Laternen und Fackeln beleuchtet waren. Vor diesen schwamm in der kleinen Bucht die Flotte der Perlfischer so nahe, daß er verstehen konnte, was sie sich zuriefen.

Die ganze Szene bot ein freundliches Bild für jeden andern Zuschauer, als Carnar. Die Boote der Flotte erreichten bald die Küste, oder gingen in der Nähe vor Anker. „Es ist sonderbar, Cayetano," sagte Brossy zu seinem alten Begleiter, als er an der gewöhnlichen Stelle an's Land sprang, „daß Yola nicht hier ist, mich zu begrüßen! Sollte etwas vorgefallen sein? Ich sehe kein Licht in der Hütte!" Er rief mehrmals den Namen seiner Schwester, und der Gedanke an ein Unglück erfaßte ihn mit unheimlicher Gewalt. Schnell eilte er nach der Hütte, klopfte an der Thüre, rasselte an Fenstern und Thüren und rief Yola. Keine Antwort. „Wo kann sie sein?" rief der Perlfischer, nach allen Seiten horchend. „Wäre es möglich, daß ihr ein Unglück zugestoßen?" — „Eure Schwester versicherte, sie werde hier sein, wenn Ihr kommt," sagte eine alte Frau, die bei diesem Lärm aus der nächsten Hütte trat; „sie brachte den größten Theil des Tages in der Villa zu, aber das sagte sie noch vor ihrem Weggehen." — „Dann ist es sonderbar, wo sie bleibt," sagte Brossy mit wachsender Angst. „Wo soll ich

sie suchen? Kann sie mit Carla sein?" Noch während er überlegte, hörte er plötzlich einen Freudenruf, der von leichten Fußtritten begleitet war, und im nächsten Augenblick lag Yola schluchzend vor Freude in den Armen ihres Bruders. Dicht hinter ihr kam Carla ebenso aufgeregt und erfreut, wie ihre Begleiterin, und sie schmiegte sich so innig, als es die Umarmung der Schwester erlaubte, in die Arme ihres Geliebten. „Ihr guten Engel!" rief Brossy überrascht aus, „woher kommt ihr? was hat euch in diese Aufregung gebracht?" — „Ach wir haben so großen Schrecken gehabt," rief Yola. — „Wir hatten ein sonderbares Abenteuer!" sagte Carla. — „Einen entsetzlichen Anblick!" — „Machten eine so schreckliche Entdeckung!" — „Nun, nun so kommt doch zu Euch!" sagte unser Held. „Erzählt mir, was sich zugetragen." — „Erzähle Du, Yola!" — „Erzähle Du, Carla!" Jede wollte, die Andere sollte die Ursache ihrer Aufregung erzählen, und Jede eilte, ihren aufgeregten Gedanken Worte zu verleihen. Aus ihren verwirrten Erzählungen entnahm Brossy, daß sie in einer Grube im Walde zwei Männer gefunden, daß sie ihnen herauszuhelfen bemüht gewesen, und dann nach der Villa gegangen seien, um ihnen Erfrischungen zu holen, und daß sie bei ihrer Zurückkunft mit ihren Körbchen mit den Lebensmitteln die Grube leer gefunden hatten, worauf sie das Körbchen hatten fallen lassen und heimgeeilt waren, um ihm Alles zu berichten. — „Und was wollt ihr nun, daß ich thun soll?" fragte Brossy, als sie ausgesprochen. — „Was thun? Nun, Du sollst nachforschen, wo die Männer hingekommen, wo sie sind, und warum sie nicht auf uns gewartet," antwortete Yola. — „Bah! ich habe keine Zeit ihnen nachzulaufen," erklärte unser Held



In der Kajüte des Staatsschiffes.

gleichgültig. „Die eilten wohl, nachdem sie der Gefahr entkommen, so rasch wie möglich ihrer Heimat zu!" — „Aber sie sagten, Sennor Carnar habe sie in die Grube gestürzt," erwiederte Carla, „das Nähere erzählten sie uns nicht." — „Nun, dann war ihr Entkommen ein um so größeres Glück für sie," antwortete er, „und wir wollen ihnen die Rache überlassen." Carnar hatte das ganze Gespräch belauscht und wußte nun genau, daß nicht Fernandez, sondern Carla und Yola ihm und Moratin diesen Streich gespielt.

Die Mädchen überredeten Brossy, doch wenigstens ein Paar Fischer in den Wald hinauszuschicken, jene Männer aufzusuchen. Während er sich aber mit ihnen stritt, weil er anderer Ansicht war, kam der Bote der Schaluppe, der nach unserem Helden fragte und sagte, daß Lieutenant Strato ihn augenblicklich auf seinem Schiffe zu sprechen wünsche. Nachdem er sich des Näheren erkundigt, antwortete Brossy dem Boten, daß er zu Lieutenant Strato kommen werde; er möge diese Antwort sogleich demselben überbringen. „Und nun, liebe Schwester, mußt Du mir ein kleines Nachtessen geben," sagte er. „Komm' herein, Carla," und er zog sie in die Hütte. „Du weißt, ich werde diesen Abend oder Morgen früh zu Deinem Vater gehen, um mit ihm die Sache in's Reine zu bringen, und vorher darfst Du nicht zurück. Ich wünsche, daß Du bei Yola bleibst, während ich nach der Schaluppe gehe."

Carla hatte nichts gegen diesen Vorschlag, im Gegentheil, Brossy's Schutz beruhigte sie sehr. Sie fühlte, daß die Villa nicht mehr ihre Heimat war, ja, daß sie aufgehört hatte, auch nur ein sicherer Aufenthalt für sie zu sein. Yola schloß die Thüre auf und machte Licht, die Liebenden folgten ihr

in das Wohnzimmer. Der größte Theil der Fischer war mit ihren Familien nach Hause gegangen, und an der Küste wurde es wieder düster und stille. Da kein Mond am Himmel, war die Nacht sehr finster, was die Plane des einsamen Lauschers zu begünstigen schien, weßhalb er die Maske abnehmen konnte. „Nun an's Werk!“ sagte Carnar und sprang hinter dem alten Steinhaufen hervor, der ihn verborgen gehalten, und von wo er Carla mit Brossy nach seiner Hütte gehen sah. „Der Fischer geht erst auf die Schaluppe, ehe er Moratin besucht, und ich muß vor ihm dort sein.“

Elftes Kapitel.

Carnar ging raschen Schrittes zur Küste in derselben Richtung, in der er gekommen. Er sagte sich, daß er, da Carla nun bei Brossy's bleibe, bis er von der Schaluppe zurückgekommen, zuvor noch Moratin sehen könne, und er verdoppelte deßhalb seine Schritte. Er fand Moratin auf der Wache. „Und nun?“ lautete die Begrüßung, als er in größter Aufregung auf die Veranda trat und zu Worte zu kommen suchte, „ist man Euch denn auf den Fersen?“ — „Wenn ich in wirklicher Noth und verfolgt wäre, so würdet Ihr wohl der Erste sein, der mich auslieferte?“ antwortete Carnar etwas ungehalten über den gleichgültigen Empfang. Er schwieg einige Augenblicke, bis ihn die Versicherungen der Treue und Freundschaft, welche Moratin wiederholte, wieder einigermaßen beruhigt hatten, worauf er seine Abenteuer mit Carla und Yola erzählte. „Großer Gott!“ rief Moratin, „erfuhren sie, daß die Beiden ihr unbequemes Quartier im Walde Euch verdankten?“ — „Ja; ich vermuthe, daß sie die ganze Geschichte wissen.“ Moratin war auf's Höchste bestürzt. „Da die Sachen so stehen,“ sagte er endlich, „so braucht Ihr keine schönen Worte mehr an Carla zu verschwenden.“ — „Nun, nun, ich habe es auch nicht im Sinne. Wir sind an einem Punkt angekommen, Ihr sowohl als ich, wo Worte nichts mehr nützen. Der starke Arm ist die einzige Fahne, unter der wir kämpfen können.“ — „Ich habe das seit Wochen vorausgesehen. Daß sie den Perlfischer innig und unveränderlich liebt, unterliegt keinem Zweifel. Ich fürchte, er wird sie herbegleiten, wenn er von der Schaluppe zurückkommt.“ — „Ja, das haben sie verabredet.“ — „Nun, so soll das sein letzter Besuch sein,“ murmelte Moratin in sich hinein. „Ich wünschte, Ihr hättet mir das Geld mitgebracht. Ihr werdet wohl zuerst nach der Schaluppe gehen?“ — „Ganz gewiß. Wollt Ihr mir nicht helfen? Ich verlange nicht, daß Ihr mit auf das Schiff geht; aber nur so nahe hinrudern sollt Ihr mich, als es ohne gesehen zu werden möglich ist. Das Uebrige besorge ich schwimmend.“ Moratin zeigte sich bereit zu gehen, und sie waren bald auf dem Wege nach der Küste; in der tiefen Nacht war die Schaluppe nicht sichtbar, und Carnar behauptete, man könne bis auf wenige Ruthen zum Schiffe hinfahren, ohne gesehen zu werden. „Seht Ihr,“ bemerkte er, „daß der Bote zurück und die Kajüte zum Empfang des Perlfischers beleuchtet ist? Ich möchte nicht um die Welt versäumen, zu erfahren, was sie von ihm wollen. Ich bin bis an die Zähne bewaffnet, denn wenn ich entdeckt würde, gäbe es einen blutigen Handel. Da sind wir am Boot, und nun gilt's Vorsicht.“ — „Nun, ich rudere Euch so nahe an die Schaluppe, als es ungesehen möglich ist, und warte dann in meinem Boot. Wenn Ihr nicht Allarm schlagt, so harre ich auf Euch, vorausgesetzt, daß Ihr nicht zu lange wegbleibt.“ — „Ich sehe, Ihr seid sehr besorgt für Euch,“ erklärte Carnar mit unverhülltem Hohne über die Vorsicht seines Begleiters, „aber ich will mich nicht beklagen. Ich sehe eine Bewegung weiter oben an der Küste, Brossy scheint abzufahren. Wir wollen zugleich abstoßen. Ich überlasse das Rudern Euch.“ Moratin setzte sich in die Mitte des Schiffes und nahm die Ruder zur Hand; ungeachtet der größten Vorsicht machten sie doch ein kleines Geräusch beim Abfahren. Die Lichter der Schaluppe zeigten ihnen den Weg, und sie waren bald so nahe, daß sie die Befehle auf dem Verdeck hören konnten. „Geht ungefähr zehn Ruthen südwärts,“ flüsterte Carnar, „daß Brossy sich von der andern Seite nähern kann.“ Sie waren bald an der angegebenen Stelle. „Wenn Ihr einen Anker habt,“ fügte Carnar bei, „könnt Ihr ihn benützen, denn es wird nicht ganz windstille sein.“ Moratin stimmte bei und warf den Anker in der Stille aus. — „Und nun,“ sagte Carnar, als er die genaue Lage des Bootes zu der Schaluppe sah, „seid nicht erschrocken und laßt mich auf der Lauer. Ich wette Eins gegen Hundert, daß Ihr keine Gefahr lauft. Haltet ein Auge auf den Schooner, und wenn es nicht ganz nöthig, so verändert Eure Stellung nicht. Ich erwarte Euch hier, wann ich meine Beobachtungen ausgeführt, da ich nach so langem Schwimmen sehr erschöpft sein werde.“ — „Gut, Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Nur keine Uebereilung, da es ja nur Neugierde ist, die Euch nach der Schaluppe zieht.“

Bei diesen Worten setzte sich Moratin bequem in die Mitte des Schiffes, und Carnar machte sich zum Schwimmen bereit. Erst zog er die Stiefel aus, dann band er die Maske vor. Während er Moratin seine Pistolen gab, flüsterte er: „Bewahrt sie sicher und trocken, bis ich zurück komme, ich kann sie nicht mitnehmen; zudem ist das Messer in solcher Nähe die rechte Waffe, — es ist so stille und gleich zur Hand. Jetzt ist es Zeit,“ sagte er. „Habt keine Furcht. Sollte ich in Noth kommen, so werde ich Euch in Zeiten warnen, damit Ihr entkommen könnt.“ Damit stürzte er sich in das Wasser und schwamm geräuschlos nach der Schaluppe. Wenige Augenblicke später befand er sich unter dem Bug des geheimnißvollen Schiffes. Dort hielt er sich an den Ketten fest. Sein erster Schritt war gelungen.

Ein Gesumm von Stimmen drang aus der Kajüte zu des Horchers Ohren, und er hörte den Tritt von mehreren Männern auf dem Verdeck. Den Mast und das Schiffsgeräthe konnte er über sich sehen, und wenn er sich etwas aus dem Wasser hob, war es ihm sogar möglich, bei den Strahlen des Lichtes die Wache zu sehen. Ein Mann, der, nach den Befehlen zu urtheilen, ein Offizier zu sein schien, stand am Bugspriet. „Sie kommen!“ hörte er im nächsten Moment diesen Mann sagen. „Jungens, wir werden bald unsern neuen Befehlshaber erblicken und wollen sehen, was es für ein Mann ist.“ Diese Worte verdoppelten Carnar's Neugierde, er sah, daß sich etwas Wichtiges aus dem Geheimniß, das die Schaluppe umgeben, enthüllen mußte. Er blieb in seinem sichern Versteck, von wo er den Blick über das annähernde Boot und alle Vorgänge auf dem Schiffe hatte. Er konnte jede Bewegung auf dem Boote Brossy's beobachten und horchte sorgfältig auf jedes Wort, das zwischen Offizier und Untergebenen gewechselt wurde. Es dauerte ziemlich lang, bis unser Held an der Schaluppe erschien. Er wurde mit großer Feierlichkeit empfangen und sein Boot für ihn übernommen, während man ihn auf's Höflichste nach der Kajüte begleitete, wo der Befehlshaber ihn zu erwarten stand. „Die Sache wird interessant,“ dachte der Horcher, „ich muß mir einen bessern Observationsposten aussuchen.“ Er kletterte kühn an der Schiffswand hinauf. „Ah,“ dachte er mit halb unterdrücktem Lachen, als er in die Kajüte hineinsah, wo der Perlfischer mit so großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, als wenn es ein Admiral wäre, „ah, da ist eine Oeffnung wie für mich gemacht, eine Augenhöhle, durch welche ich Alles sehen und hören kann.“ Er schwang sich wieder in's Wasser hinab und schwamm leise nach dem Hintertheil des Schiffes an das offene Fenster, das nicht mehr als zwei oder drei Fuß über der Oberfläche des Wassers war. Wie angenehm war er überrascht, als er fand, daß bei der Ruderplatte eine Fußbank für ihn war und ebenso eine Spalte im Fenster für seine Finger, so daß es ihm nicht schwer wurde, eine Stellung einzunehmen, von der er Alles, was sich in der Kajüte zutrug, sehen und hören konnte.

Einige Bücher und andere Dinge lagen so auf dem Gesimse des Fensters, daß sie ihm noch einen Blick in's Innere der Kajüte gewährten und doch ihn wieder vor Entdeckung schützten. Er sah, daß die erste Begrüßung zwischen dem Kommandanten und dem Perlfischer vorüber war, und daß sie sich an einen Tisch gesetzt hatten, auf dem Papiere und Dokumente lagen. Wie ängstlich wartete er auf die Eröffnung der Geschäfte! „Ich bin der Ueberbringer guter Nachrichten, Sennor Brossy," sagte Lieutenant Strato, „ich überbringe Euch die Ernennung zum Lieutenant in der Marine der Republik und habe den Befehl erhalten, Euch das Kommando dieser Schaluppe mit allen Offizieren und der Mannschaft zu übergeben." — Wenn ein Donnerschlag in diesem Augenblick vom Himmel gefallen wäre, hätte unser Held nicht mehr überrascht sein können. „Was? ich — ein Lieutenantspatent?" stammelte er in bescheidener Verlegenheit. „Unmöglich!" — „Ueberzeugt Euch selbst, Lieutenant Brossy," antwortete lächelnd der Befehlshaber der Schaluppe, während er eines der amtlichen Dokumente, deren wir erwähnt, öffnete. „Hier ist Euer in aller Form abgefaßtes und unterzeichnetes Patent, und es gereicht mir zum größten Vergnügen, daß ich der Ueberbringer so wohl verdienter Ehre sein durfte." Als Brossy das Patent las und sah, daß es wirklich für ihn war, stand er in seiner Ueberraschung für einen Augenblick sprachlos da. „Wie konnte das geschehen, ohne daß ich davon wußte?" fragte er. — „Das ist sehr einfach. Der Gouverneur von Senalca war vor einigen Wochen inkognito hier, er sah und hörte so viel von Eurer Männlichkeit und Eurem Verdienst, daß er sich fest vornahm, Euer Glück zu gründen. Als er erfuhr, daß Ihr der Anführer Eures Gewerbes, der Repräsentant einer großen achtbaren Klasse, daß Ihr ein intelligenter, ehrgeiziger Mann seid, der früher zwei Jahre bei der Marine diente, und daß Ihr die vorzüglichsten Eigenschaften eines Befehlshabers, Erfahrenheit und Muth besitzt, — ferner, daß Ihr edle Grundsätze mit einem warmen Herzen verbindet, — so hat er Euch diese Stelle zugedacht." Die schönen Gesichtszüge Brossy's leuchteten in der Aufregung der Freude und des Stolzes, als er an das Glück dachte, das diese neue Ehre Carla bereiten werde. „Lieutenant Brossy, Ihr werdet hoffentlich die Ehre, die Euer Vaterland Euch anbietet, annehmen," fuhr Lieutenant Strato fort, „und die Stelle, sobald es Euch möglich ist, antreten. Wir wollen Alles als abgemacht betrachten, und ich werde Euch sogleich von dem ersten Auftrag, den das Gouvernement Euch gibt, in Kenntniß setzen." Der Sprecher prüfte aufmerksam eines der Papiere auf dem Tische, während Carnar, den Athem zurückhaltend, seinen Kopf näher an das Fensterbeschläge drückte und aufmerksam lauschte, damit ihm nichts entginge. „Vor drei Jahren, am 17. Mai," las Lieutenant Strato aus den Papieren, die er vom Tische aufnahm, „verübte ein Priester, Namens Gion Forastero, der in der Stadt Mexiko fungirte, ein teuflisches, empörendes Verbrechen, dessen Einzelheiten Ihr in der Abschrift des gerichtlichen Prozesses, die ich in Händen habe, finden werdet. Er wurde exkommunizirt und in Haft gebracht, er entkam jedoch, und in derselben Nacht wurde der Erzbischof von Mexiko am Thore seines eigenen Palastes von ihm ermordet." — „Ich erinnere mich des Umstandes ganz genau," sagte Brossy, „fahrt fort." — „Der Mörder entfloh mit seiner doppelten Schuld, Niemand wußte wohin. Jeder Versuch, ihn aufzufinden, war umsonst. Die Behörde kam endlich darin überein, er müsse nach Europa oder Asien entflohen sein, und man gab es auf, ihn zu verfolgen, obgleich das Verbrechen der Nation lebhaft in der Erinnerung blieb. Um nun zur Hauptsache zu kommen, so wurde der betreffenden Behörde mitgetheilt, daß ein Mann, dessen Aeußeres der Beschreibung Gion Forastero's entspreche, auf der Insel, und sogar in der Nähe von Loretto gesehen worden." Ein Verdacht erwachte augenblicklich in Brossy, sein Interesse für die Sache war auf's Höchste gespannt. „Laßt mich das Signalement des Verbrechers lesen, wenn Ihr es habt," sagte er. — „Hier ist es," antwortete Lieutenant Strato, „und ich habe in meinem Koffer noch andere Dokumente, die Euch genauer von der Sache unterrichten können."

Während der Befehlshaber in einem kleinen Salon neben der Kajüte in seinem Gepäck suchte, las unser Held die Beschreibung des flüchtig gewordenen Priesters und gerieth in einen Zustand der höchsten Aufregung. „Derselbe, derselbe!" stieß er aus. „Dieser teuflische Priester und Carnar müssen eine und dieselbe Person sein! Die Größe, die Gesichtszüge, alle Umstände und Einzelheiten passen auf ihn." Brossy wußte kaum, wie er antworten sollte. „Ich will offen gegen Euch sein," sagte er endlich in einer Aufregung, die er nicht zu verbergen vermochte. „Ich glaube, daß ich meine Hand auf den in Frage stehenden Mann legen kann." Der Befehlshaber fuhr überrascht auf, und seine Blicke leuchteten vor Begierde. „Bei allen Mächten des Himmels und der Erde," rief er aus, „Ihr braucht nur das zu thun, und Euer Glück ist gemacht. Alle Silbergruben von Mexiko sind in den Augen der Behörde und hauptsächlich der Geistlichkeit nicht halb so viel werth, als die Gefangennehmung und Bestrafung dieses zweifachen Verbrechers. Schafft ihn bei, und Euer Name wird von einem Ende der Republik bis zum andern mit Ehre und Ruhm genannt!" — „Genug," rief Brossy aufspringend und in der Aufregung auf- und abstürmend. „Ehe zwei Stunden vergangen, muß der flüchtige Priester in unserer Gewalt sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier der leipziger Schlacht.

Von

J. Frühling.

Wenn eine Nation zum klaren, erhebenden Selbstbewußtsein ihres nationalen Lebens gelangt, dann erwacht mächtig und immer mächtiger der Drang, von Zeit zu Zeit sich in sich zu sammeln in ihren sonst zerstreuten Gliederungen, um sich in gemeinschaftlich und öffentlich begangenen Festen eins und stark fühlen zu lernen, und den außerhalb liegenden Nationen sich als ein geschlossenes Ganzes zu zeigen.

Und so ist denn die stets wachsende Allgemeinheit dieses Dranges nach nationalen Festen im Schooße unseres großen, wenn auch heute noch vielzerrissenen, Volkes ein herrliches Zeugniß des wiedererwachenden, nach politischer Einheit sich sehnenden nationalen Lebens wie die Feste selbst ein mächtiges Mittel sind, dieser Sehnsucht eine zwar still wirkende, aber bedeutende Gewalt zu geben zur endlichen Verwirklichung dieses hohen Zieles.

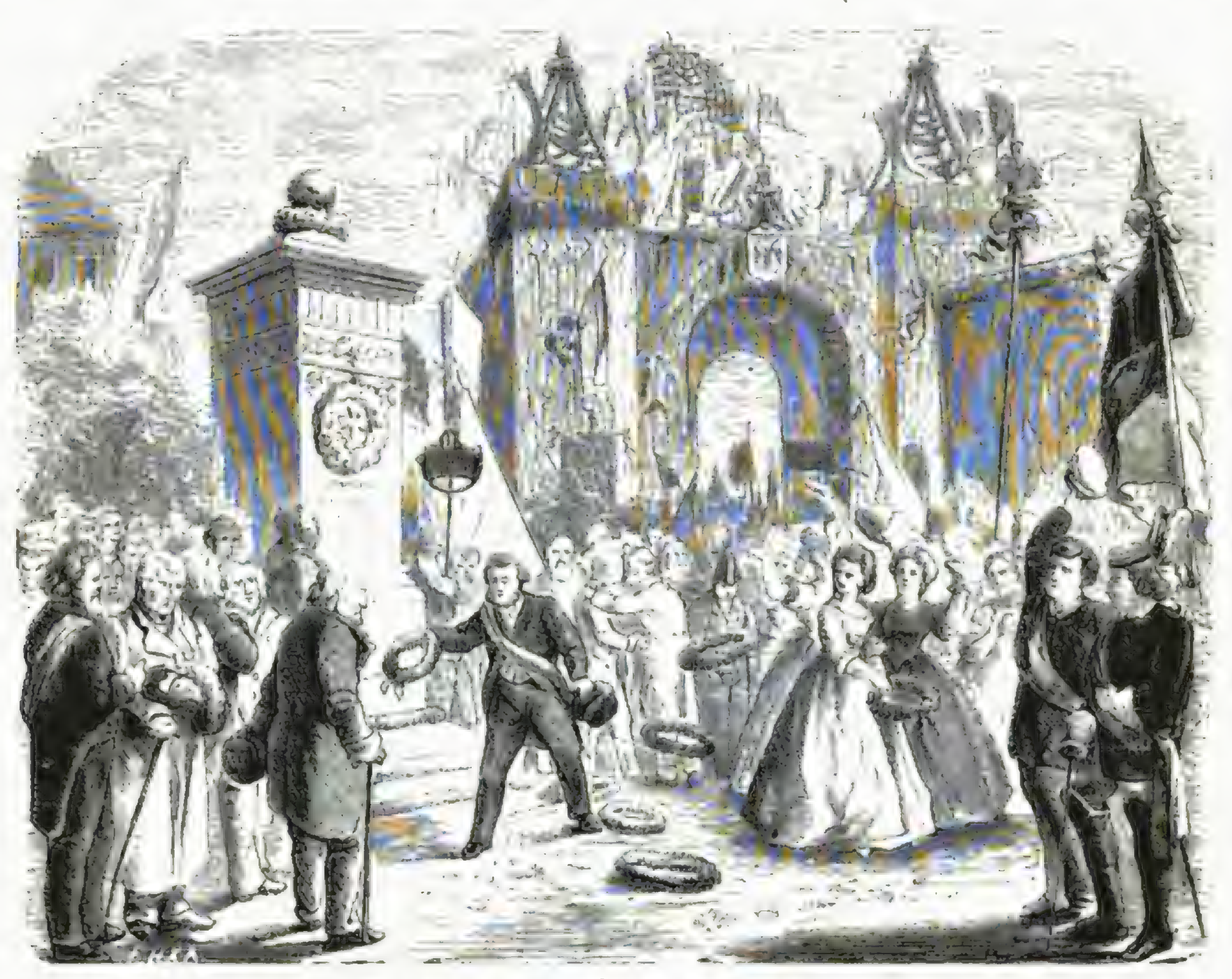
War das dritte allgemeine deutsche Turnfest durchweht von der lautesten, begeisterten Festfreude über das Zusammenströmen von mehr als 20,000 der rüstigsten jungen Männergestalten aus Ost und West, Süd und Nord, ja weit her jenseits der Grenzen deutscher Zunge und der Meere, so war bei dem letzten Fest, bei der Jubelfeier der großen, blutigen Völkerschlacht die Feststimmung zwar sicherlich eine ebenso hohe, aber doch eine ganz andere; wohl war Jubel allenthalben, aber ein Jubel, der noch tiefer aus dem Herzen kam, der getragen wurde von der ernstfeierlichen Stimmung, beherrscht von den furchtbaren Erinnerungen der blutigen Wahlstatt, gehoben durch ein Dankgefühl gegen das gnädige Geschick, welches unserer Nation die Selbstständigkeit rettete, und gegen die ergrauten Krieger, welche die Blutarbeit mitgethan und jetzt allseitig von der Liebe und Gastfreundschaft in edlem Wetteifer gefeiert wurden.

Alljährlich war von dem „Verein zur Feier des 18. Oktobers" das Andenken der Schreckenstage in Leipzig innerhalb dieses Vereins begangen worden; dießmal sollte durch Vereinigung des berliner Stadtraths mit dem leipziger die Schlacht als ein allgemein deutscher Befreiungskampf, durch

welchen die höchsten Güter der Nation gerettet wurden, gefeiert werden. Ein Aufruf an alle deutschen Städte erfolgte. Eine jede Stadt sollte nach der Zahl ihrer Einwohner Vertreter schicken, und die alten Veteranen, welche in der leipziger Schlacht in dem Heere der Verbündeten mitgefochten hatten, die Gäste der verbundenen Städte sein. Der greise Friedrich Rückert, der Dichter der geharnischten Sonette, der alte Reichard, als Komponist von Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland", Methfessel und andere hervorragende Persönlichkeiten aus jener großen Zeit wurden besonders geladen; Alle, sie Alle sollten Gäste von Leipzigs Bürgern sein, die über noch einmal so viel Quartiere angeboten hatten, als Gäste kamen. 210 Städte entsandten Deputirte.

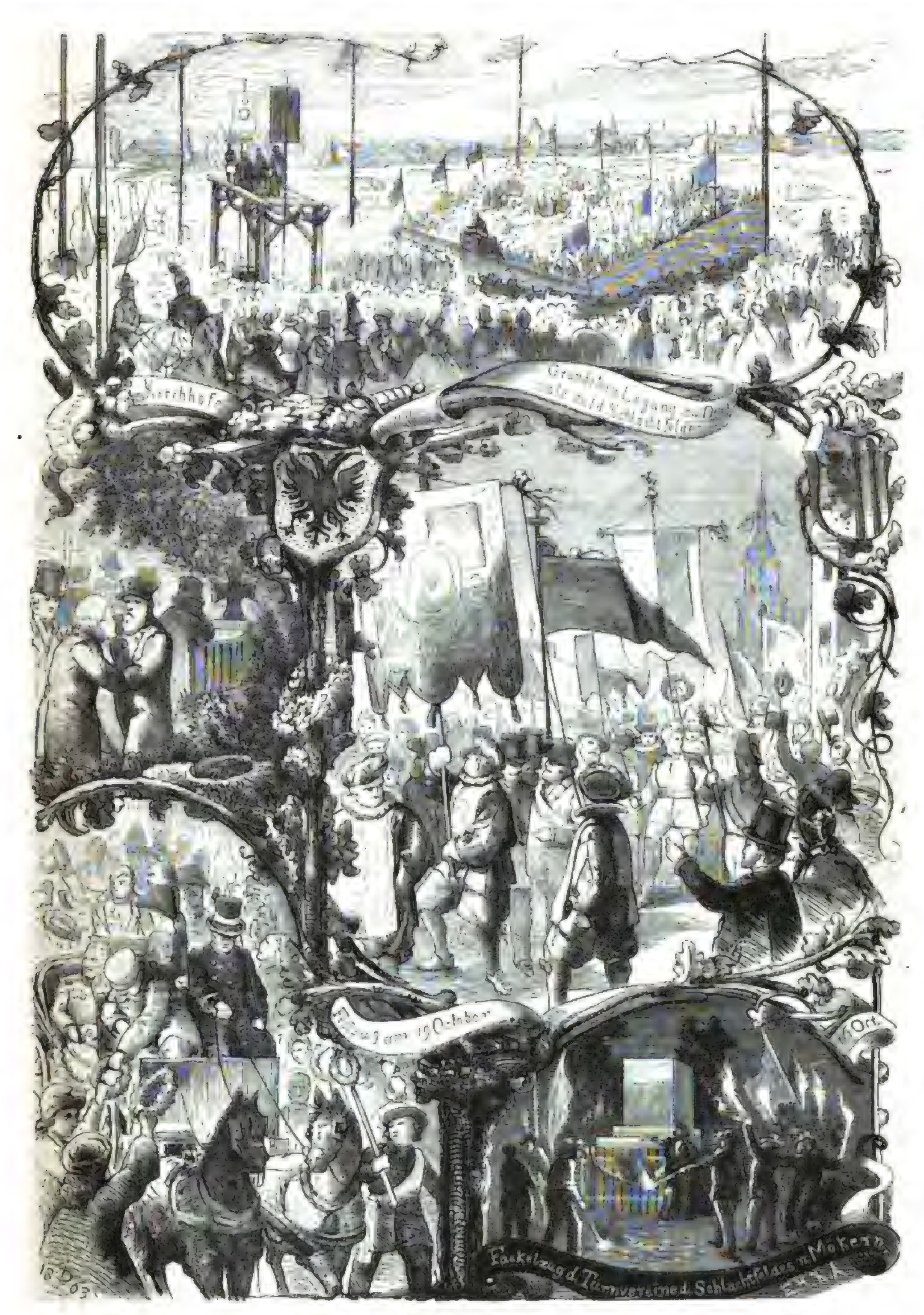
Das Wetter wollte anfänglich zürnend hereinbrechen über das hehre Fest, als hätte das Volk nicht Veranlassung, ein Jubelfest zu begehen nach einem halben Jahrhundert, das so schwer wiegt im Leben der Völker, nach einem halben Jahrhundert, das von der blutigen Saat, die da ausgesäet ward, keine Ernte einbringen sah, ob auch die besten Männer, die Blüte unserer Jugend, dahingeopfert ward und die heiligsten Versprechungen gegeben wurden! Und doch, als nun die Festzeit näher rückte, und die alten Kriegshelden sich allmälig auf die Reise machten, da war es, als ob selbst der Himmel gnädig dreinschauen müsse auf die Ehrentage der Alten, denen ein jüngeres Geschlecht, mit neuen Hoffnungen erfüllt, die schönste Huldigung darzubringen sich bereitete: warme und dankerfüllte Herzen und gastliche Aufnahme mit offenen Armen.

Die Vorfeier von Möckern war noch durch Regen beeinträchtigt; da brach der Morgen des 17. Oktobers an, des



Die Feier vor dem Friedensdenkmal am grimmaer Thor.

Vortages des Festes, und wie mit einem Zauberschlage hatte sich die Physiognomie der Stadt verwandelt; die Buden waren über Nacht verschwunden, und einem wogenden Fahnenwalde glichen die Gassen; aus allen Fenstern bis hoch hinauf in's vierte, ja fünfte Stockwerk, aus den Fenstern auch des ärmsten Dachbewohners wehten die schwarz-roth-goldenen Flaggen; Guirlanden und Kränze schmückten Thüren und Fenster, und der deutsche Adler schaute aus größeren Portalen und von den Fronten bedeutenderer Gebäude herab. Am Markt war eine große Tribüne für 800 Sänger errichtet, das alte Rathhaus prangte wieder wie am Turnfest in reichem Fahnenschmuck, in welchem alle deutschen Staaten vertreten waren, die an dem Riesenkampf gegen den Usurpator Theil genommen hatten. Auch das russische Banner fehlte nicht, und Preußen, welches am Turnfest nirgends seine Flagge wehen sah, erhielt ebenso, wie Oesterreich, an diesem Tage überall seine Farben als Ehrenerinnerung aufgestellt. In der Mitte des Rathhauses war ein mächtiger Stern mit der Jahreszahl 1813 für die Illumination vorbereitet. Unter den Privathäusern zeichnete sich besonders aus das historisch merkwürdige Königshaus am Markte (wo Napoleon wohnte, der König von Sachsen gefangen gehalten wurde und Schwarzenberg starb) durch drei große, von Classen gemalte Transparente und durch eine über das ganze Gebäude laufende goldene Inschrift auf Schwarz-Roth: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Am Eingang über der grimmaischen Straße hing ein mächtiger Reichsadler, und von da über den großen (Augustus-) Platz bis zur Post waren zu beiden Seiten Reihen von Kandelabern mit Blumenvasen aufgestellt, unter sich mit den dazwischenstehenden epheuumrankten Masten verbunden durch Guirlanden. Und weiter draußen, an der Stelle des frü-



Der Festzug der Veteranen.

heren alten grimmaischen Thores, an jener geschichtlich denkwürdigen Stelle, wo Major Friccius mit der königsberger Landwehr zuerst in die Stadt eindrang, erhob sich ein mächtiger Triumphbogen mit vier Thürmen, reich geschmückt mit deutschen Wimpeln, mit Kränzen und Laubgewinden. Am Fuße jedes Thurmes waren in cachirter Arbeit Erinnerungszeichen an die Schlacht ausgestellt, Landwehrmützen, Schwerter, Lanzen, Trommeln, Kanonenläufe und Kugeln, das Ganze vortrefflich arrangirt. In den Promenaden waren aus Moos, mit Illuminationslämpchen versehen, die Namen der verdientesten Männer jener großen Zeit angebracht. Festdeputationen erwarteten die alten Veteranen auf den Bahnhöfen, und, von Musikchören begrüßt, wurden sie von Knaben der höheren Schulklassen zu ihren Wirthen in die Stadt geführt.

Am Abende des 17. Oktobers, wo so ziemlich alle Ehrengäste eingetroffen waren, fand nun die feierliche Begrüßung und freie Bewirthung derselben in dem festlich geschmückten, durch seine Beleuchtungseffekte à la Cremorne bekannt gewordenen Garten und Saale des Schützenhauses statt. Das waren Stunden und Eindrücke, die sich der Beschreibung ganz entziehen, als die ergrauten Helden, mit vielen Ehrenzeichen die Brust geschmückt, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Dieser in Gallauniform hoher Chargen, Jener im fadenscheinigen Rocke des von dem Schweiße saurer Arbeit lebenden dürftigen Mannes, — als sie Alle neben einander standen, auf demselben Boden, auf welchem um sie herum vor 50 Jahren Kugel, Schwert oder Kolben Tausende und Abertausende niedergeschmettert oder verstümmelt hatte, neben einander standen, theils versunken in ernstes Nachdenken und Zurückleben in jene Schreckenstage, und um sie herum das jüngere Geschlecht, ergriffen, ernst gehoben, mit Liebe für die Alten sorgend und entgegenbringend, was die Stadt den Ehrengästen reichlich an Speise und Trank bot.

Wärmer noch und strahlender, als am Tage vorher, ging die Sonne des 18. Oktobers über der Stadt und dem reichen Festkleide auf. Ihrem eigenen Erwachen folgte um 6 Uhr der gewaltige Weckruf von allen Glocken, von Böllerschüssen und einem Trommlerchor von nicht weniger als 50 Mann. Eine hehre Stille lag hierauf wieder über der Stadt, Alles ging in feierlichem Ernst einher. Alte Gestalten wandelten am Stock und am Arme ihrer Wirthe durch die Straßen oder hinaus auf die Schlachtfelder, oder in die Kirchen, in denen überall um 9 Uhr Gottesdienst war. Schon lange vor 12 Uhr begann sich der Marktplatz zu füllen, es galt, die musikalische Festfeier zu hören, welche zur Mittagsstunde stattfinden sollte, ausgeführt von sämmtlichen Gesangvereinen Leipzigs. Ein feierliches Tedeum vom Kapellmeister Reinecke eröffnete das Konzert; auf dasselbe folgte das „Halleluja“ aus Händel's Messias, dann Arndt's „Lobgesang“ von Nägeli aus dem Jahre 1813; zum Schluß wurde der Choral „Nun danket Alle Gott“ von der gesammten Menge gesungen, welche auch noch außerhalb des Marktes in den anstoßenden Gassen, in den umstehenden Häusern, auf Altanen, ja selbst auf den Dächern der Häuser Platz genommen hatte. Trotzdem, daß wohl 20,000 und mehr Menschen versammelt sein mochten, herrschte die größte Stille, so daß man den Vorträgen der einzelnen Stücke in der Ferne vortrefflich folgen konnte. Während am Morgen durchgängig ernste Sachen zum Vortrage gelangten, sollten Nachmittags von 3—6 Uhr mehr der lauteren Festfreude entsprechende Kompositionen, unter denen einzelne zugleich ein historisches Interesse boten, zur Aufführung kommen. Die Erhebung der Gemüther wuchs mit jedem der Lieder, welche durch die massenhaften Gesangsmittel und vortreffliche Leitung unvergleichlich gelangen, so daß die Begeisterung mit dem Schlußliede zu einem förmlichen Sturme ausbrach.

Wieder zerstreute sich die Menge, um die Veteranen in das Theater, wo nach der Weber'schen Jubel-Ouverture und einem Prolog von Träger die „Hermannsschlacht“ von Kleist gegeben wurde, oder in das Gewandhaus zu führen, wo eine Festaufführung stattfand. Wer von den Veteranen weder in's Theater, noch in's Gewandhaus zu gehen Lust hatte, für den waren die festlich geschmückten Konzertsäle der Zentralhalle, des Hotel de Pologne, Tivoli und Schützenhauses geöffnet, und hier sah man die alten Knaben heiter zechend zusammensitzen, sich laut erzählend von den Thaten der heißen Oktobertage vor 50 Jahren. Um 9 Uhr begann der zu einer grandiosen Ausdehnung angewachsene Fackelzug von über 8000 Mann. Der Anblick, namentlich von den höheren Etagen oder Erkern herab, war zauberisch.

Wieder zerstreuten sich die Tausende und Abertausende; in allen großen Sälen sammelte man sich wieder um die Alten und saß fröhlich mit ihnen bis in die tiefe Nacht. Die Morgensonne des 19. Oktobers ging abermals herrlich auf und verkündete dem großen Festzuge, der auf diesen Tag verlegt war, das schönste, mildeste Herbstwetter. Um 10 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung. Voran auf geschmückten Pferden die hiesigen Reitvereine, gefolgt von stattlichen Reihen der Turner der Stadt. Dann kamen — ein reizender Anblick — viele Hunderte weißgekleideter, blumenbekränzter Schulmädchen, empfangen von einem förmlichen Blütenregen aus allen Fenstern; hierauf die Zöglinge der Schulen, sodann — der schönste Schmuck des Zuges — die Jungfrauen als Ehrenbegleitung der greisen Krieger, und ihnen folgten nun, von den freiwillig gestellten prächtigsten Equipagen der reichen Bürger geführt, die Veteranen. Wer vermöchte den tief ergreifenden Eindruck zu schildern, als sie kamen, freudestrahlend, und nicht Wenige Thränen der Rührung in dem alten Auge. Langsamen Schrittes fuhren sie durch die dichten Menschenmassen, welche, entblößten Hauptes, die Hüte schwenkend, mit stürmischem Jubel sich an die Wagen drängten, mit Blumen und Kränzen aus allen den dicht besetzten Etagen förmlich überschüttet. Unablässiges Hochrufen begleitete die 60 Wagen mit den gefeierten Gästen und die dann folgenden Reihen alter Krieger, die es sich nicht nehmen ließen, zu Fuß in noch straffer Haltung zu marschiren, einige darunter in der einstmaligen Uniform ihres Regiments, und unter ihnen eine ordengeschmückte, altersgebeugte Marketenderin. Hieran reihten sich die sächsischen Freiwilligen. Alle, sie Alle erhielten gleich jubelnden Empfang. Weiter kamen nun der leipziger Schützenbund, das leipziger Festkomité, die Vertreter der gastgebenden deutschen Städte. Ihnen schloß sich an die Geistlichkeit aller Konfessionen, die Professoren der Universität mit der munteren Schaar der Studentenschaft, in ihren Reihen beiderseits Deputationen auswärtiger Hochschulen; dann die Korporationen der Stadt, die Gesangvereine, der Künstlerverein, die Buchhändler der Handelsstand, und hierauf die Innungen, größtentheils mit den schönsten Emblemen ihrer Gewerke, und mit Bannerträgern in reichem, mittelalterlichem Kostüm; zuletzt nach den gewerblichen Bildungsvereinen die dichtgeschlossenen Reihen der Turnvereine des leipziger Schlachtfeldes. Ein förmlicher Wald der kostbarsten Fahnen zog mit dem Zuge in einer Ausdehnung von sieben Viertelstunden an den Zuschauern vorüber, von 40 Musikchören begleitet. Endlich gelangte derselbe auf den Thorberg, einen von der Stadt eine halbe Stunde entfernten Ort, wo nach einem Festgesang inmitten der Veteranen der Grundstein zu dem Befreiungsdenkmale gelegt wurde, dessen Errichtung als ein allgemein deutsches von den vertretenen Städten beschlossen worden war. Eine markige, muthvolle Rede mit einem kräftig-freien Mahnungswort an Fürsten und Völker hielt der Bürgermeister von Leipzig, Dr. Koch.

Langsam und in derselben Ordnung, wie er gekommen, bewegte sich der Zug zurück nach der Stadt an die Stufen des Fricciusdenkmals am ehemaligen grimmaer Thor, an der oben erwähnten großen Ehrenpforte der königsberger Landwehr. Der Redner war hier der Vorsteher der leipziger Stadtverordneten, Dr. Joseph, der in ernstem Bilde die Blutarbeit jener Landwehrmänner schilderte, die sie an dieser Stätte verrichtet, dem Alter ein Zeugniß der Trefflichkeit des meist

schon dahingeschiedenen Geschlechts, der Jugend ein leuchtendes Vorbild. Ein Sohn des Majors Friccius sprach einige Worte des Dankes mit thränen-erstickter Stimme.

Gegen halb vier Uhr rückte der Zug wieder in die Stadt ein, jede Abtheilung unter ihren Fahnen an die Sammelpunkte mit Musik zurückkehrend. Die Zeit der Festmahle in den einzelnen Lokalen war da. Wir können bei dem uns eng zugemessenen Raume die Gäste leider nicht dahin begleiten. Es nahte der Abend, und mit ihm die Stunde der Illumination, ungeduldig erwartet und für das Auge das Schönste, was je von Festbeleuchtungen hier gesehen worden war. Hunderttausende waren auf den Beinen und bewegten sich dennoch durch die einfache, aber wirklich Wunder wirkende Parole: „Rechts gehen!" gegen die entgegen sich bewegenden Massen in musterhafter Ordnung, in tausendfachen Ausrufen über die nie gesehene Herrlichkeit, entzückt und ergriffen zugleich durch diesen weihevollen Schluß des erhebenden, unvergeßlichen Festes, welches in später Zeit noch Mancher dem künftigen Geschlecht erzählen wird.

Ein Demagoge aus alter Zeit.

Der Brauer von Gent, Jakob van Artevelde.

(Schluß.)

Indessen wurde auf dem Stadthause der alte, größtentheils aus Patriziern bestehende und wider das alte Stadtrecht zur Hälfte vom Grafen ernannte Rath für abgesetzt erklärt, und Jakob van Artevelde zum Oberhaupt von Gent ausgerufen. Er sträubte sich erst, wenigstens zum Scheine, und bat, die schwere Verantwortlichkeit nicht auf seine Schultern zu legen; als aber fast sämmtliche Innungsvorstände und seine zahlreichen Anhänger von Neuem in ihn drangen, erklärte er sich bereit und schwur, gerecht zu handeln und alle Privilegien der Stadt wieder zur Geltung zu bringen. Sofort sandte er reitende Boten nach allen Städten Flanderns, die nicht säumten, Gents Beispiele zu folgen. Ueberall wurden die Anhänger des Grafen von Nevers geschlagen und vertrieben, die alten, französisch gesinnten oder gesinnungslosen Stadträthe, aufgelöst, und neue nach demokratischem Prinzipe gewählt, so daß in Zeit von zehn Tagen Flandern die glänzendste Revolution gemacht hatte.

Jakob van Artevelde ergriff das Ruder von Gent mit fester Hand. Er beseitigte rasch und besonnen die zahlreichen Spuren der Rache, und glättete durch seine freisinnigen Maßregeln und Verheißungen in wenigen Tagen die hochgehenden Wogen. Die starke Bevölkerung der Tuchweber fand Beruhigung durch die Zusage, die ein bereits in Gent anwesender und von Artevelde versteckt gehaltener Abgesandter König Eduard's machte, daß nunmehr das Verbot der Wolleinfuhr wieder aufgehoben werde. Es wurde ein neuer, aus sechsundzwanzig Personen bestehender Rath gewählt, aus welchem alle aristokratischen Elemente fern blieben. Daß darin nur getreue Anhänger Artevelde's saßen, bedarf keiner näheren Erwähnung.

Mit welch' stolzer Befriedigung überschaute der neue Regent die reiche Stadt, die sich auf sechsundzwanzig Inseln von der Schelde gebildet hindehnte, wie eine Königin auf ihrem Pfühl! Diese herrliche, mächtige Stadt, auf welche ganz Flandern mit Ehrfurcht und Entzücken schaute, lag jetzt zu seinen Füßen. Er beherrschte sie ganz, er allein. Ihre Freiheit war sein Werk. Er, den der stolze Graf verächtlich einen gemeinen Bierbrauer gescholten hatte, saß jetzt auf dem goldenen Stuhle, von dem Jener fort in schimpfliche Flucht gejagt worden.

Dieser Gedanke erfüllte Artevelde mit einem unnennbaren Behagen und entzog ihm das Gleichgewicht, welches sonst ein Vorzug seines Charakters gewesen war. Er hatte aufgehört, Demagoge zu sein, und spürte den ersten süßen Hauch der Selbstherrschaft, gegen deren Verlockung sich zu wehren er nicht durchbildet genug war. Und als nun die Abgeordneten kamen von allen flandrischen Städten und in feierlicher Rathssitzung ihm, dem Tribun des Volks, einstimmig das Schwert des Statthalters von ganz Flandern anboten, damit er es führe zu Ehre und Ruhm, da sah er sich mit lautem Herzklopfen am Ziele seiner Wünsche, da hatte er das Unmöglichscheinende erreicht.

In großer Bewegung schwur er auf's Neue nicht allein seiner Heimatstadt, sondern dießmal dem ganzen flämischen Lande, nach bestem Wissen und Gewissen den Vorsitz des Volks zu führen, Keines Freiheit je zu beschränken, kein Privilegium zu kränken, keinen Schatten von Fremdherrschaft wieder aufkommen zu lassen, und für seine Person nichts zu unternehmen und nichts zu dulden, was geeignet sei, die Natur der vollbrachten Revolution zu ändern oder zu verletzen.

Die Abgeordneten nahmen mit lautem Hochrufe diesen feierlichen Eid entgegen und trennten sich am denkwürdigsten Tage des flämischen Volks mit freudigen Glückwünschen von Gent, das fortan als erste und maßgebende Stadt Flanderns galt. Jakob van Artevelde hatte gewiß den redlichen Willen, seinen Schwur zu halten, und sein Vaterland stolz und mächtig zu machen. Der Versuch eines Komplotts gegen ihn veranlaßte ihn, sich eine Garde von Trabanten zu schaffen, die ihm seine getreuen Brauknechte ersetzten, und die er zum Theil aus diesen rekrutirte. Dieß ward ihm, gewiß mit Unrecht, von Vielen als der erste Versuch der Willkürherrschaft angerechnet. Wie hätte ihn eine Wache von achtzig Mann gegen die Ausbrüche allgemeiner Unzufriedenheit sichern können! Aber das Volk ist wankelmüthig und pflegt Diejenigen, welche es emporhebt, zu tyrannisiren, während es selbst die Tyrannei verflucht.

Nachdem die Genter den ersten Anlaß zum Mißvergnügen mit ihrem Statthalter gefunden zu haben glaubten, öffneten Tausende ihr Ohr den Einflüsterungen der unterdrückten Partei, die es nicht verschmerzen konnte, daß das Heft ihr entrissen worden. Die Patrizier, tief verletzt in ihren vermeintlichen Vorrechten, begannen zu wühlen und benutzten jede Handhabe ihres Interesses. Sobald Artevelde dieß gewahr wurde, ward er verbittert und trotzig, und vergriff sich in seiner befangenen Stimmung mannigfach in den Mitteln, die Würde seiner Stellung zu behaupten. Gegen Alle, welche sich seiner Handlungsweise widersetzten, verfuhr er mit eiserner Strenge und gerieth so auf den Weg zur Despotie, ohne es im Grunde zu wollen. Er war nicht einsichtsvoll genug, um sein Gemüth vor Rachsucht zu bewahren.

Ueber die Mittel des Staats, Steuern und Zölle, Anleihen und Aemter, wie über die politische Richtung verfügte er nach rein persönlicher Ueberzeugung. Er strafte Diejenigen, die nicht dieser Ueberzeugung sich fügen wollten, mit unerbittlicher Härte, wo ein Fürst gewöhnlicher Art höchst wahrscheinlich ganz entgegengesetzte Mittel angewendet haben würde. Zwar brachte er Ordnung und Sicherheit über das ganze Land, in welchem es unter dem Grafen von Nevers von Gesindel wimmelte, aber er machte auch, daß, wie ein zeitgenössischer Geschichtschreiber sagte, weder in Flandern noch anderswo es einen Fürsten gab, der im Lande so unumschränkt und so mit eiserner Faust regiert hätte wie er.

Dieß Bewußtsein trat in den Flamingen erst nach und nach hervor. In den ersten beiden Jahren ward ihr Augenmerk mehr auf die äußeren politischen Verhältnisse, als auf das Innere gerichtet. König Eduard III. von England sandte eine öffentliche Gesandtschaft, mit welcher Jakob van Artevelde im Namen von Flandern ein Bündniß schloß, und als der König selbst im Sommer 1338 zu Antwerpen landete, um gegen Frankreich Krieg zu führen, war Artevelde so klug, ihm zu rathen, er möge Namen und Wappen eines Königs von Frankreich annehmen, weil Flandern nach einem alten Gesetz nicht gegen den König von Frankreich die Waffen ergreifen dürfe. Eduard befolgte diesen Rath und versprach, Flandern für seine Kriegshülfe die früher von

Frankreich geraubten Städte. Ryssel, Douay und Orchies, zurückzugeben. Auch der deutsche Kaiser führte gegen König Philipp von Frankreich Krieg, weil dieser die Stadt Cambray (Kameril), ein deutsches Reichslehen, hatte besetzen lassen. Cambray wurde von der Bundesarmee vergeblich belagert. Dagegen wurde bei Sluys am 3. Juni 1340 die aus 120 Schiffen bestehende französische Flotte von der englisch-flandrischen Flotte geschlagen, wobei die flämischen Schiffe den Ausschlag gaben. Bei diesem Treffen verloren dreißigtausend Franzosen das Leben.

Im August 1345 gerieth der Statthalter Artevelde in den Verdacht des Verraths. Er berief die Abgeordneten aller flandrischen Städte nach Sluys, wo König Eduard persönlich anwesend war. Nicht wie früher ward der Emporkömmling, der mit fürstlichem Glanze auftrat, von den Städteboten freudig begrüßt. Er setzte ihrer Kälte Stolz entgegen. König Eduard berief sie an Bord seines Admiralschiffes. Schon dieß verletzte. Aber wie sehr erstaunten und erschraken sie, als der König sie als Lehensherr von Flandern ansprach und ihnen seine Willensmeinung eröffnete, die Grafschaft Flandern an Stelle des vertriebenen Ludwig von Nevers seinem Sohne, dem Prinzen Eduard von Wales, als Lehen zu übertragen.

Finster hörten die Abgeordneten diese Botschaft an und erklärten endlich, zur Antwort gedrängt, hierüber müßten alle Bürger des Landes gefragt werden. Binnen Monatsfrist solle die Erklärung erfolgen. Damit zogen sie sich grollend zurück, während Artevelde, um den gegen ihn aufgetauchten Verdacht noch zu bestärken, in Sluys zurückblieb. Als er endlich nach Gent heimkehrte, empfing ihn die Bevölkerung mit düsterem Schweigen. Die feindliche Partei war thätig gewesen, hatte alle Verdachtsmomente benützt, um dem Statthalter Liebe und Vertrauen des Volkes zu rauben, und selbst viele seiner treuen Anhänger hatten ihm den Rücken gekehrt, nachdem sie erfahren, Artevelde selbst habe für König Eduard als Lehensherrn und für den Prinzen von Wales als Regenten gesprochen. Damit war allerdings die Natur der Revolution von 1337 verrückt. Die Flandrer unter englischer Regierung waren nicht mehr frei, sondern hatten nur den Herrn gewechselt, und Artevelde als englischer Statthalter war nicht mehr der erste Beamte der Fläminger, sondern der des Prinzen von Wales. Dieß erwägend, stieß die aufgeregte Volksmenge schon bei seinem Einzuge Drohworte gegen ihn aus. Die Erbitterung steigerte sich, als Artevelde's Trabanten eine drohende Haltung annahmen. Man schrie: „Artevelde ist ein hirnverrückter Verräther geworden! Nieder mit dem Bierbrauer!" Kaum hatte der Statthalter sein Haus erreicht, so füllte sich der Platz vor demselben mit Menschen, wie vor acht Jahren; und wieder standen die Weber voran; aber ganz anders war die Physiognomie der Menge dießmal. Tausend Stimmen riefen den Statthalter. Er erschien am Fenster mit bleichem Gesicht und zuckenden Lippen. Er wollte reden.

„Du bist ein Verräther! Du hast uns betrogen!" schrieen die Erbitterten hinauf. — „Ich bin kein Verräther!" erwiederte Artevelde mit leise bebender Stimme. „Gott ist mein Zeuge, daß mir nur die Freiheit und das Glück Flanderns am Herzen liegt! Wer von euch kann auftreten und mir sagen, daß ich euch betrüge?" — „Alle, Alle!" schrie die Menge, ihn unterbrechend, „Tod dem Statthalter! Nieder mit dem Verräther!"

Johannes Vließbeck rieth dem Geschmähten, dem Pöbel Geld mit vollen Händen hinabzuwerfen. — „Mit Nichten!" erwiederte er stolz. „Ich mag die Gunst dieser Meuterer nicht mit Geld erkaufen. Sie sollen mich hören. Mein Gewissen ist rein!" Er suchte weiter zu reden, aber das Toben des erbitterten Volkes ließ ihn nicht zum Wort kommen. Es flogen Steine nach ihm, und von diesem Augenblicke an lechzte die Hyäne des Pöbels nach Blut. Das Haus ward erbrochen, und Alles niedergemacht. Artevelde stürzte, von hundert Lanzen und Beilen getroffen, lautlos nieder. Er ward förmlich zerfleischt. Mit ihm fielen dreiundsiebenzig Opfer, mehr vom Unverstand und Hasse, als vom Gefühle verletzter Freiheit gefällt.

Das war am verhängnißvollen 19. August 1345, welcher Flandern die alte Knechtschaft wieder brachte; denn es gelang der französischen Partei, Ludwig von Nevers wieder an's Ruder zu bringen. Der rachedürstende Despot übte grausame Vergeltung.

Mit Jakob van Artevelde waren Glück und Gedeihen von Flandern genommen. Die Mehrzahl der Genter beweinte ihn, als er geopfert war. Zu spät begriffen sie, daß er ein ehrlicher Mann gewesen; daß Flandern, trotz seiner Schwächen, keinen Führer wieder erhalte, der ihm gleiche. Daher fielen sie auch wieder über den Anhang Graf Ludwig's her, als dieser in Frankreich gegen König Eduard focht, und stellten sich auf die englische Seite.

Graf Ludwig fiel am 26. August 1346 in der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Crecy. Sein Sohn, Ludwig II., kam nie in ruhigen Genuß des Erbes. Die Genter blieben in ihrem Unglücke wie im Glücke stets zur Empörung geneigt. Der Uebermuth hatte sie mit Blindheit geschlagen. Siebenunddreißig Jahre nach dem Opfertode Jakob van Artevelde's, als die Sittenlosigkeit in Gent beispiellos geworden, trat der Sohn des Gemordeten, Philipp van Artevelde, an die Spitze der Genter, um Brügge anzufallen, weil es auf Graf Ludwig's Seite stand. Dieser war ein Mörder wie sein Vater; er hatte in Brügge fünfhundert, in Ypern siebenhundert Bürger hinrichten lassen. Philipp hatte geschworen, an ihm seinen Vater zu rächen. Doch Ludwig entkam, und neuntausend Bürger von Brügge mußten für das Gelingen seiner Flucht büßen. Auch die noch übrigen Theilnehmer an der Ermordung Jakob's, zwölf an der Zahl, fielen als Opfer der Sühne.

Philipp, der seinen Vater nicht ersetzen konnte, starb einen besseren Tod. Er fiel in dem Kampfe gegen Frankreich noch in dem Jahre seiner Schilderhebung in der Schlacht bei Rosebeke, und mit ihm zwanzigtausend Flanderer. Beide, Vater und Sohn, wollten ihr Vaterland vom Drucke der Fremdherrschaft befreien. Daß ihr Gedächtniß noch in Ehren besteht, bewiesen die Genter in unsern Tagen, indem sie Jakob van Artevelde ein Denkmal aufrichteten.

Der Nadar'sche Riesenluftballon

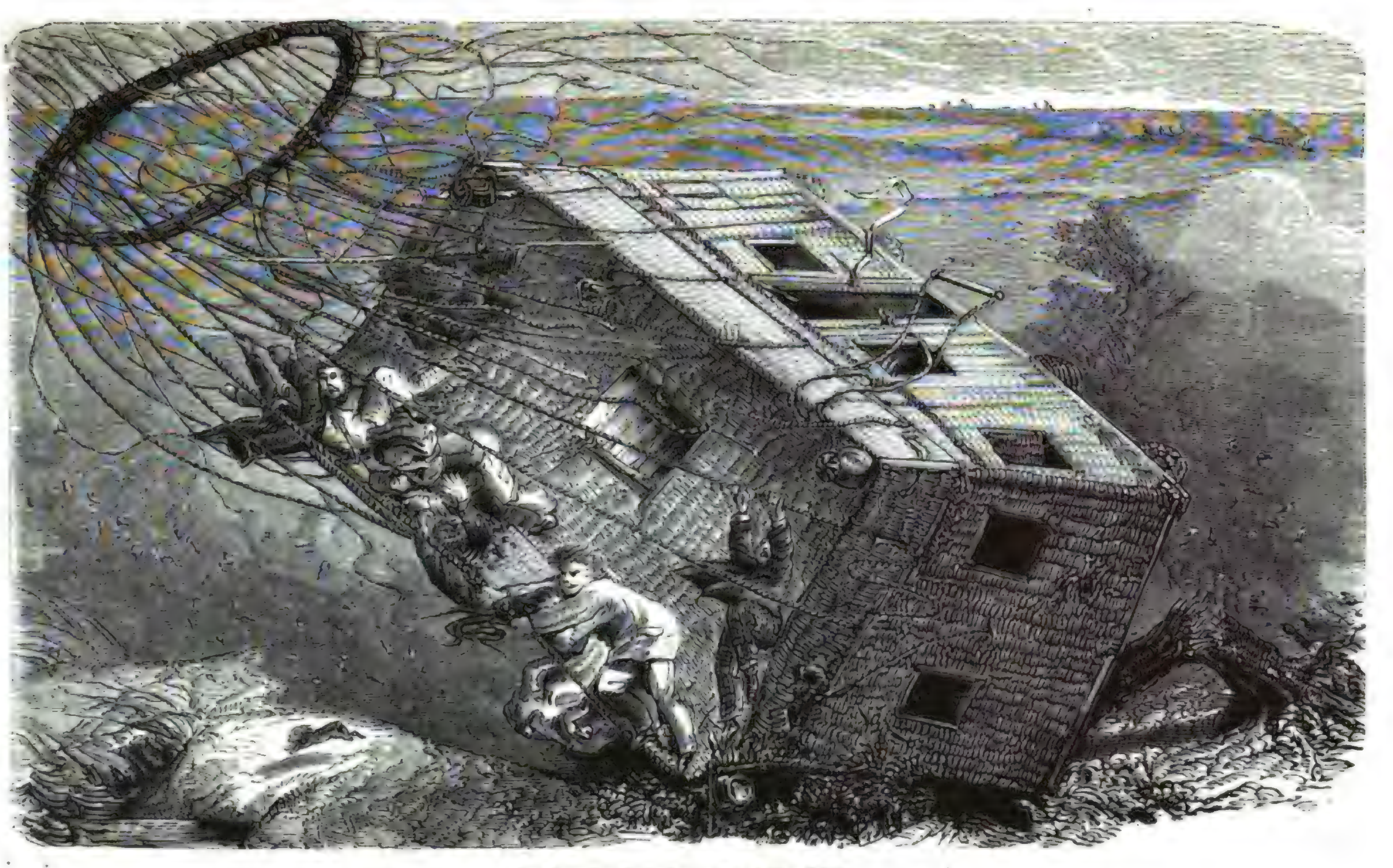
und sein Untergang.

Von

Ernst Robert.

Der Luftballon, dessen beide erste Fahrten wir jüngst geschildert, hat so viel von sich reden machen, daß wir unsere Leser wohl des Eingehendern noch einmal von seinem Untergange durch Bild und Schilderung unterhalten dürfen.

Der Geant stieg, wie bekannt, Sonntag um 5 Uhr in Paris im Beisein einer ungeheuren Menschenmenge auf. Nadar, der selbst nicht viel von der Luftschifffahrt verstehen soll, war nicht der eigentliche Kapitän, sondern es war dieses der erfahrene ältere Godard (Louis), welcher schon sehr oft aufgestiegen ist. Da jedoch Nadar der alleinige Eigenthümer des Ballons ist, und die anderen Personen von ihm engagirt sein werden, hatte Nadar doch die erste Stimme, worüber Herr Godard sich ziemlich ungehalten aussprach, indem er, was wohl richtig ist, bemerkte, daß zwei Kapitäne in einem Ballon nothwendig Widersprüche und Konfusionen herbeiführen müßten, wobei er durchfühlen ließ, daß ohne diesen Umstand wahrscheinlich überhaupt kein Unfall vorgekommen sein würde. Die Reisenden passirten in bester Laune Belgien und Holland, und wollen trotz der eingetretenen Dunkelheit das untenliegende Land gesehen und erkannt haben. In Holland schon wollte Herr Godard herabsteigen, die Rei-



Der Nadar'sche Luftballon in der höchsten Gefahr.

senden, denen die Sache gefiel, wollten jedoch gern weiter fahren, und Herr Nadar entschied, daß weiter gefahren werden solle. Ueber gemachte Beobachtungen ꝛc. äußerten die Reisenden nichts, und scheinen dieselben also entweder nicht angestellt zu haben, oder sie wollten dieselben für sich behalten. Als später eine größere Stadt (Nienburg) bemerkt wurde und man sah, daß eine Eisenbahn dort vorbeiführte, dieselbe also in Kommunikation mit der Welt (natürlich ist damit Paris gemeint) sei, und in deren Nähe schöne weite Ebenen vorhanden waren, beschloß man niederzusteigen, und ließ den Ballon fallen; dabei gerieth jedoch die obere Ventilklappe, durch welche das Gas entströmen muß, in Unordnung, und der Ballon wurde nur so weit leer, daß die Gondel die Erde berührte. Der ziemlich starke Wind trieb in dieser Stellung den Ballon mit nicht geringer Geschwindigkeit über das Terrain weg, und zwar in Sprüngen, denn sobald die Gondel auf die Erde stieß, wurden die Verbindungsstricke schlaff, und der Ballon frei; derselbe hob sich dann kräftig wieder und riß das Schiff mit in die Höhe, worauf derselbe dann wieder durch die Last der Gondel herabgezogen wurde und heftig auf die Erde stieß. Die Gondel erhielt außerordentliche Stöße und lag bald (indem sie umkenterte) auf der Seite, bald stand sie wieder aufrecht; die Bewegung war so mächtig, daß in Wiesen auf 14 Fuß Breite und eine ziemliche Länge die Soden und die darunter befindliche Erde durch einen Stoß aufgerissen, auch Hecken und Zäune mitgerissen wurden, und hätte die Gondel sicher nicht den Stößen widerstanden, wenn sie nicht aus Geflecht von spanischem Rohr und sehr zähe gewesen wäre. Es wurde ein Anker ausgeworfen, welcher an einem neuen, einen Zoll im Durchmesser haltenden, sehr schön gearbeiteten Hanftau befestigt war; der Anker riß erst einige Zäune um, beschädigte ein Gartenhaus und faßte darauf die Erde, wobei das Tau aber stumpf abriß und der Anker verloren ging; ein zweiter Anker hatte dasselbe Schicksal. Jetzt näherte man sich der Eisenbahn, und es bemächtigte sich der größte Schrecken der bereits zum Theil verletzten und verwirrten Insaßen der Gondel, denn ein Zug kam daher gebraust; traf ihr Schiff mit dem Zuge in ungünstiger Weise zusammen, so sahen sie ihren Untergang vor Augen, weßhalb sie sich die Mühe gaben, dem Zuge bemerklich zu machen, daß er anhalten möge. Sie wußten nicht, daß sie selbst gleichen Schrecken verursachten. Auf dem Bahnhofe zu Nienburg war nämlich die Reservemaschine gerade mit Rangirarbeiten beschäftigt, als man den Ballon bemerkte; natürlich mußte das Unthier in der Nähe betrachtet werden, und die Maschine mit dem gerade dahinter befindlichen Wagen fuhr nach der etwa einen Büchsenschuß entfernten Stelle, wo der Ballon die Bahn kreuzen mußte. Aber als sie sich dem Punkte näherten, nahm denn doch das Ungethüm solche gewaltige Dimensionen an, daß sie bange wurden und anhalten wollten; da kommt aber der Riese gerade heran; die Gondel schlägt gegen den Bahndamm und reißt ein Stück heraus, der Ballon hebt sich, reißt die ganze Masse mit und ist im Begriff, über den Bahndamm mit einem Sprunge wegzusetzen, als durch die Verbindungstaue zwischen Gondel und Ballon die Telegraphendrähte gefaßt wurden; einige Telegraphendrähte weichen, und mit einem Ruck werden vier nahezu einen Viertelszoll starke Eisendrähte, zu deren Zerreißen etwa 100 Zentner (circa die Zugkraft einer der stärksten Lokomotiven) erforderlich ist, abgerissen; da duckt sich instinktmäßig Alles auf dem Zuge nieder und bekommt Furcht und Respekt vor dem Riesen. Der Ballon setzt indessen seinen Weg fort, reißt Zäune um und pflügt stellenweise die Erde auf. Die Insaßen verlieren bei den fürchterlichen Stößen, und indem sie herumgeschleudert werden Hüte, Mützen und Sprachrohr, sogar einen Paletot; Eisentheile reißen los, Bankbillete im Gesammtwerthe von etwa 500 Fr. fliegen über Bord, Alles wird beschädigt und ist in der größten Verwirrung; nachdem sich aber der Ballon eines Theiles seiner Last entledigt hat und durch Ballastauswerfen noch mehr entlastet ist, bekommt er die Herrschaft wieder; er hebt sich nach und nach, die Stöße hören auf, und der muthige Jules Godard übernimmt es, nachdem die Ordnung einigermaßen hergestellt ist, mit Lebensgefahr an den Stricken des Ballons in die Höhe zu klettern, um die Luftklappe zu öffnen. Das kühne Wagstück gelingt, die Klappe wird geöffnet, und der Ballon fällt jetzt gänzlich. Leider treibt der Wind ihn aber noch in das etwa eine Stunde von Rethem gelegene frankenfelder Holz, wo er in den Bäumen, die er zum Theil noch beschädigt, hängen bleibt, um schließlich als todtes Ungeheuer von den Bauern der Gegend angestarrt zu werden.

Sobald das Schiff sich der Erde nähert, springen die noch halbwegs Gesunden heraus und verletzen sich dabei noch zum Theil; Frau Nadar, die unbegreiflicher Weise die Fahrt in Frauenkleidern mitgemacht hat (um, wie es scheint, mit der Krinoline in den Himmel zu steigen), bleibt beim Aussteigen hängen, der Riese macht noch eine letzte Todeszuckung, reißt das Schiff um und über die bedauernswerthe Frau, welche davon bedeckt wird und halb zerquetscht auf's Gräßlichste um Hülfe ruft; da die Reisenden trotz aller Anstrengung zu schwach sind, um den 30 bis 40 Zentner schweren Kasten zu heben, suchen die Gesunden in größter Angst einige durch den Ballon in die gänzlich unwegsame und öde Gegend gelockte Bauern durch Vorzeigung von Geldsäcken und Goldstücken zu bewegen, mitzuhelfen, was diese durch Zeichen und nach Ansicht der Sachlage auch verstehen, und es gelingt, die arme Frau zu befreien, nachdem sie zwei Stunden lang Todesangst ausgestanden und die Schmerzen ihrer Verwundungen und Knochenbrüche, sowie einen Theil der oben genannten Last getragen hat. Zu Ehren unserer biederen Landbewohner sei es gesagt, sie waren reine Naturkinder, und deßhalb waren nach Talleyrand's Ausspruch auch ihre ersten Gedanken auf das Gute gerichtet; wenn sie auch weiter nichts von der Sache begriffen, als daß man ihnen für ihre Hülfe Geld anbieten (oder wenigstens vorläufig zeigen) wolle, so genügte dieses doch, um ihnen die Sache im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Sie sprachen im guten hannöver'schen Platt: „Laten Se dat Geld man stecken, wie willt er neint vor hebben", was natürlich von den Franzosen nicht verstanden wurde, und wodurch dieser edle Zug von Menschenfreundlichkeit für die grande nation verloren ging.

Endlich zeigt das Kommen und Gehen der Bauern ihnen einen Weg, und es gelingt schließlich in Rethem, wohin die Gesunden gelangen, einige Personen und namentlich ein altes Mütterchen aufzufinden, welche lange Jahre in Frankreich gewesen ist und, ihre Erinnerungen zusammensuchend, den Dolmetscher macht. Mittlerweile hat sich der Vorfall ausgebreitet, und in Rethem wird der Ballon nicht allein das Ereigniß des Tages, sondern des Jahrhunderts. Da zugleich den Leuten eingefallen ist, daß es unrecht wäre, den Fremden, die das Geld haufenweise besitzen und ausbieten, nicht ihren Willen zu thun, und solches abzunehmen, und so an dem ihnen vom Himmel gesandten Manna sich zu freuen, so beeiferte sich männiglich, seine Hülfe anzubieten; Wagen werden bespannt und holen die Verwundeten nach Rethem, das Gasthaus wird zum Lazareth eingerichtet, man beginnt die Bergung der Sachen, Boten eilen hin und her, der Arzt kommt, und es wird System in die ganze Sache gebracht.

Am andern Morgen wird die Gesellschaft durch den unter ihr befindlichen Arzt d'Arnould, der am Unglückstage wegen der erlittenen Beschädigung seine Funktion nicht hat ausführen können, untersucht, man beschließt sofort abzureisen, und zwar sollen die drei Kranken unter Assistenz des Arztes und unter administrativer Oberleitung des Herrn Thirion zuerst nach Hannover fortgeschafft werden, während die übrigen vier Personen den Ballon retten und eskortiren. Und dann rollen Alle so rasch als möglich zurück nach Paris, dem in der Ferne strahlenden Sterne.

Nadar hat nicht auf diese Fahrten verzichtet, im Gegentheil wird er nächstens in England aufsteigen.

Das Haberfeldtreiben.

Nach

Ludwig Steub.

Der wunderliche Brauch des Haberfeldtreibens, der in diesen Tagen wieder ganze Gegenden von Bayern beunruhigte, ist in dem trefflichen Büchlein „Das bayerische Hochland“ von Steub folgendermaßen geschildert:

Wenn Jemand im Gau, sei es Mann oder Frau, sich eines Lebenswandels befleißigt, der öffentliches Aergerniß gibt, auch auf vorausgehende Drohbriefe keine Besserung merkbar wird, so kann es sich leicht zutragen, daß ein Haberfeld getrieben wird. Im Dunkel der dunkelsten Nacht entsteht dann plötzlich um den Hof ein sehr lautes, unheimliches Leben. Hundert und zweihundert berußte, vermummte, zum Theil bewaffnete Unholde sind im Nu zur Stelle, wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Zu gleicher Zeit wird in der ganzen Nachbarschaft auf allen Höfen angesagt, dem und dem werde Haberfeld getrieben, man solle sich ruhig verhalten und auf das Vieh im Stalle Acht geben, damit es an dem Lärmen nicht erwilde. Fuhrwerke werden angehalten, Neugierige aber, die aus der Nähe herbeieilen, keineswegs verscheucht, sondern nur angewiesen, sich nicht unter die Wissenden zu mengen, — denn ein Haberfeld ohne Zuhörer würde eigentlich seines Zweckes fehl gehen. Hierauf beginnt das Verlesen der Treiber im Namen Kaiser Karl's des Großen im Untersberge. Jeder der Gesellen hat einen nom de guerre; — der Herr Landrichter von Miesbach, der Herr Pfarrer von Gmund, der Herr Postmeister von Aibling und viele andere Honoratioren der Gegend werden immer mit Namen aufgerufen und antworten immer mit „Hier“, obgleich sie wahrscheinlich um diese Zeit schon lange zu Hause im süßen Schlummer liegen. Auch der „bayerische Hiesel“ ist immer dabei. Wenn einer der Theilnehmer, der zur Stelle sein sollte, fehlt, so geht die ganze Gesellschaft unverrichteter Dinge auseinander. Jedesmal aber, behaupten verläßige Leute, sei eine Person mehr da, als gerufen worden, und diese sei der Gottseibeiuns.

Sofort wird der, dem die Aufmerksamkeit gewidmet ist, herausgerufen und erscheint gewöhniglich im Hemde. Bis auf den heutigen Tag hat's noch nie Jemand gewagt, sich zu sträuben oder Widerstand zu leisten. Hierauf beginnt eine Vorlesung, die einer der Vermummten als „Gesandter Kaiser Karl's“ bei unheimlicher Fackelbeleuchtung hält, und zwar mit so erhobener Stimme, daß die Worte weithin schallen und auch andern Zuhörern verständlich sind. Es sind Knittelverse der derbsten Art, welche die Sünden und Laster des Uebelthäters beschreiben und verurtheilen. Bei jedem Verse, der getroffen, brechen die schauerlichen Gesellen in ein furchtbares Hohngelächter aus und veranstalten mit den Instrumenten, die sie bei sich führen, mit Pfannen, Peitschen, Ratschen, Glocken, Trommeln u. s. w. einen entsetzlichen Lärm. Am Ende folgt eine Mahnung sich zu bessern, und eine Andeutung, bei welchem Sünder, falls nicht bald eine Aenderung eintrete, das nächste Gericht gehalten werde. Hierauf ergeht ein feierlicher Aufruf an Kaiser Karl, das Protokoll zu unterschreiben, dann zum Schluß ein betäubendes Tutti sämmtlicher Instrumente, und endlich wird mit einem schrillen Pfiff die ganze Rotte aufgelöst. Im nächsten Augenblicke sind Alle verschwunden, wie wenn sie nie da gewesen wären.

Wer eigentlich diese Vehme zu fürchten habe, ist schwer zu bestimmen. Geschlechtliche Sünden sind es allerdings, die mitunter zur Rüge kommen, doch nie bei ledigen Laien, wenigstens jetzt nicht mehr; außerdem wird Geiz, Wucher, Betrug und andere Niederträchtigkeit, die sich den Gerichten zu entziehen weiß, durch jene schwarzen Schöffen bestraft. Strenge Satzung ist, daß nie ein Schaden unvergütet bleiben darf. Wird in der Hast ein Zaun oder Fenster zerbrochen, so findet sich auch immer, in Papier gewickelt, die Entschädigung an Ort und Stelle. Als die Gemeinde zu Gmund wegen eines dort gehaltenen Treibens in eine Strafe von 50 fl. verurtheilt worden, erhielt sie diese Summe, noch ehe sie dieselbe erlegt hatte, von unbekannter Hand auf geheimnißvolle Weise zugestellt.

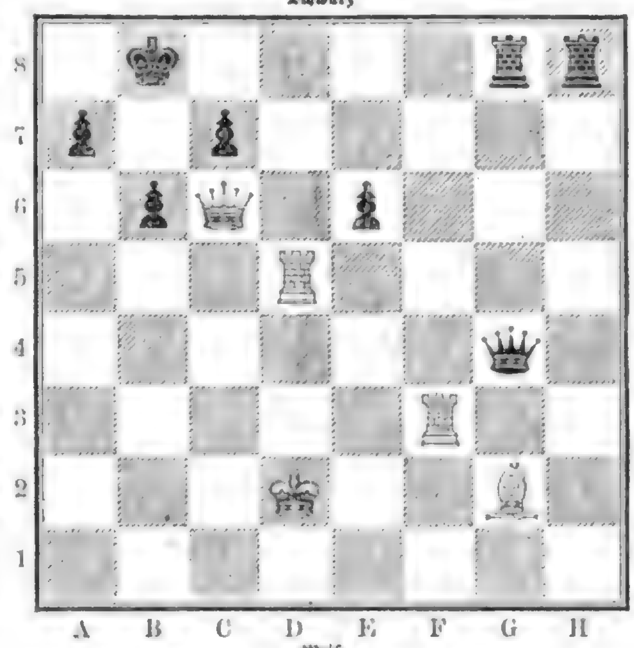
Dieses Haberfeldtreiben ist in früherer Zeit natürlich auch verboten gewesen; doch ist damit keineswegs gesagt, daß das Verbot gehalten worden sei. In jenen Jahren, da man die Maibäume wieder erlaubte, erschien aber eine Verordnung, welche zu verstehen gab, daß man diese alte Uebung, wenn sie sich innerhalb der Grenzen des Anstandes halte, gleichwohl bis auf Weiteres unbehelligt lassen dürfe. Diese Uebung fing nun wieder recht fröhlich zu blühen an; allein so denkwürdig sie sein mag, so ist sie denn doch, wie Jeder zugestehen muß, so sehr im Widerspruch mit dem Geiste unserer Zeit, daß es nicht auffallen darf, wenn die Behörden ihrer sehr bald wieder überdrüssig waren. So erfolgten denn leichte, schwere und schwerere Ahndungen, und zuletzt wurde jeder Gemeinde, in der ein Trieb vorgekommen, ein Fähnlein Strafbayern eingelegt.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 14.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 13.

Schwarz.	Weiß.
1) S. C 3 — D 5	1) G 4 — G 3.
2) K. G 1 — G 2	2) Beliebig

3) Der Springer setzt auf C 7, oder der Läufer auf B 5 oder C 8 Schach und Matt.

Die prager Brücke.

Von

Ernst Werth.

Wie prächtig rauscht die majestätische Moldau durch die herrliche Königsstadt, die an ihren Ufern bergan und thalwärts sich ausbreitet, und wie „leicht und kräftig schwingt sich die Brücke über den breiten Strom“. Es war mein erster Gang, als ich nach Prag kam: wie viel hatte ich in meiner Jugend vom heiligen Nepomuk gehört, der von der Moldaubrücke in die Tiefe gestürzt wurde. Und der erste Gang, wie lohnend, wenn man mitten auf der breiten Brücke steht, auf der sich drei Wagen ausweichen können. Vom Berge schaut die Königsburg, der majestätische Hradschin mit dem

St. Veitsdom, während in der Ebene der Blick über die stattlich umsäumten Ufer des Stroms und die auf ihm schwimmenden Inseln schweift. Im Hintergrunde erblickt man die alte Bergstadt Wischerad, den Lorenzberg und das Kloster Strahow. Aber die Brücke selbst, wie fesselt ihr Anblick! Am Anfang und Ende der harmonische Abschluß der gothischen Thürme, die zur Kleinseite und zur Altstadt uns die Thore öffnen. Auf sechzehn Pfeilern ruht der mächtige Bau, und jeder Pfeiler ist mit Statuen von Glaubenshelden und Gruppen von Heiligen geschmückt, sämmtlich aus Sandstein, mit Ausnahme der Hauptstatue, der des heiligen Nepomuk, welche von Bronze und ein Werk Peter Vischer's und seiner Söhne sein soll; sie trägt die Inschrift: Divo Joanni Nepomuceno a. 1383 ex hoc ponte dejecto erexit



Die prager Brücke.

Mathias L. B. de Wunschwitz a. 1683. Eine kleine Marmortafel mit einem Kreuz auf der Deckplatte der Brückenmauer zwischen dem sechsten und siebenten Pfeiler bezeichnet die Stelle, wo der Heilige auf Befehl des Kaisers Wenzel hinabgeworfen wurde, weil er nicht verrathen wollte, was die Königin ihm gebeichtet hatte. Nach der Legende schwamm der Leichnam eine Zeitlang auf der Moldau, und fünf hell leuchtende Sterne umgaben sein Haupt. 1728 wurde Nepomuk durch Papst Benedikt XIII. heilig gesprochen. Viele Tausende wallfahrteten jährlich aus Böhmen, Mähren, Ungarn zum heiligen Nepomuk auf der prager Brücke, und am 16. Mai, dem Namenstage des Heiligen, wird die Brücke nicht leer von Menschen, auf der am Abend die Statue im Lichterscheine prangt.

Der Tell des deutschen Nordens.

Von
Dr. Wilhelm Zimmermann.



Palnatoke's Meisterschuß.

Durch Schiller's große dramatische Dichtung, durch Uhland's Ballade ist der Schweizer Wilhelm Tell allem Volke bekannt. Gott selbst, dessen Geist durch großer und edler Dichter Mund spricht, hat dafür gesorgt, daß das Charakterbild des süddeutschen Helden der Alpenlande, welcher Wilhelm der Tell, d. h. der Steuermann heißt, aus der Weltgeschichte und aus den Herzen nicht verschwinde, so sehr eine gewisse Partei, welche ebenso sehr die Manneskraft des Vol-

kes als die Freiheit haßt, daran zu nagen und der Welt glauben zu machen beflissen ist, es habe niemals einen Tell in der Schweiz gegeben, und der ganze Tell sei in das Reich der Fabel zu verweisen. Zweierlei läßt sich nicht wegbeweisen: erstens, daß die Eidgenossen ihre tyrannischen Vögte verjagt und ihr Land frei gemacht haben, und zweitens, daß es oberdeutsche Manns- und Volkskraft war, welche das gethan hat. Das steht so fest, wie die Alpen von Uri und Unterwalden; das leuchtet so weit und so ewig in die Welt hinein, wie der Gotthard und die Jungfrau mit ihrem unberührten Schnee in Sonnenglanz und Himmelsblau. Seltsam ist's, daß man in den Tauf- und Gemeinderegistern nachsucht nach dem Namen Tell, da doch jedes Kind heute noch in den Vierwaldstädten weiß, daß „tellen" so viel heißt als steuern, und der Tell so viel als der kühne und geschickte Steuerer, also der Name Tell ein vom Volke gegebener Beiname ist; und daß selbst gerade die Ueberlieferung des Volkes über den jugendlichen, wie über den greisen Tell ihn verherrlicht und bezeichnet als Denjenigen, welcher das feindliche Element des Wassers so wenig fürchtet, als die Feinde zu Land: der junge Tell rettet im Sturm den Verfolgten über den See, und der silberhaarige Tell geht unter, indem er ein Kind aus dem reißenden Bergstrom zu retten sucht. Dabei, daß er der Meister am Steuer auf dem See ohne Gleichen ist, dabei, daß er der „Tell" ist, versteht er sich auch auf den Meisterschuß mit Pfeil und Bogen in der Ueberlieferung des Volkes.

Diejenigen, die damals, vor sechsthalb hundert Jahren, Zeitgeschichtliches aufschrieben, das waren ausschließlich die Mönche. Die Klosterherren konnten selbstverständlich in ihrem eigenen Interesse keine große Freude daran haben, daß das Volk in den Alpenlanden sich frei machte, und am wenigsten an Tell's keckem Thun. Zudem waren gerade die Vierwaldstädte und die Stadt Zürich erwiesenermaßen in dem großen und langen Kampfe zwischen den letzten Hohenstaufen und dem päpstlichen Stuhle ganz unpäpstlich und ganz hohenstaufisch gesinnt; sie waren den Habsburgern selbst unter Rudolph abgeneigt, und ihre hohenstaufischen Freiheiten setzten sie den habsburgischen Uebergriffen stets entgegen. Kaiser Albrecht hielt es aber sehr mit dem Papste, und die Päpstlichen und die Klostermönche hielten es sehr mit Albrecht und seinen Planen und Maßregeln auf Unterdrückung der Volksfreiheit. Daraus, daß kein Klostermönch aus jener Zeit in seine Chronik die Thaten Tell's hineinzeichnete, gegen das lebendige Bewußtsein eines ganzen Volksstammes und die späteren Aufzeichnungen, den Schluß ziehen zu wollen, weder der Mann, noch seine Thaten seien wirklich da gewesen, das wäre eben so klug, als wenn eine spätere Zeit daraus, daß die kirchliche Partei die heutigen Männer der Freiheit, und was sie Preiswürdiges in unsern Tagen thaten, in ihren Aufzeichnungen und Veröffentlichungen ganz unerwähnt ließe, den Schluß ziehen wollte, solche freisinnige Männer habe es in unsern Tagen so wenig gegeben, als ihre edlen Zwecke und Thaten, ihre Opfer und ihre Leiden.

Seit lange wird die Aehnlichkeit des Apfelschusses Tell's mit der Ueberlieferung des Apfelschusses eines Schützen aus dem Nordland als ein Beweis angeführt, daß der Tellschuß eine Dichtung sei, eine aus dem Norden in den Süden Deutschlands herübergenommene Sage. Man hat sich sehr gehütet (wir meinen hier nicht die ehrlichen, geschichtskundigen Kritiker), die Ueberlieferung aus dem deutschen Norden zu recht allgemeiner Kenntniß zu bringen, jene Nordlandssage von Palnatoke, dem berühmten Schützen von Fünen.

Diese Ueberlieferung führt uns in das zehnte Jahrhundert zurück, in die Gegend zwischen dem großen und dem kleinen Belt, nach Odense, d. h. Odins Ei, d. h. Odinsinsel. In den Kirchen und auf dem Markte wird dort jetzt dänisch geredet und Haß gepredigt gegen uns Deutsche. Das war alles einst deutsches Land, und selbst die Sprache ist nur platt gewordenes Deutsch. Sie hatten sich losgetrennt von der Herrschaft des deutschen Kaisers, diese niederdeutschen Lande. Während Kaiser Otto I., der Große, in Italien beschäftigt war, vier Jahre lang, hatte Harald Blauzahn, der sich König von Dänemark und Seeland (in Preußen) nannte, die Zinspflichtigkeit abgestreift, in welche er, wie sein Vater, mit dem Antritt seiner Regierung eingetreten war. Aber der deutsche Kaiser kam im Jahre 965 siegreich aus Italien zurück. Er schickte Gesandte an Harald, und hörte bald, die Dänen haben seine Gesandten, haben seinen Markgrafen in Schleswig erschlagen. Der Kaiser stellte sich in Person an die Spitze seines Heeres, zog bis an das äußerste Meer durch das Gebiet des Dänenkönigs und verheerte es mit Feuer und Schwert. Erst dem heimkehrenden Kaiser stellte Harald seine Landmacht entgegen, die er in der Schleswiger Bucht ausgeschifft hatte. Er wurde geschlagen, seine Dänen flohen auf ihre Schiffe, er unterwarf sich allen Bedingungen des siegreichen Kaisers und schwur ihm im Angesicht des Heeres den Lehenseid.

Damals war die große Masse dieser Küstenländer und Inseln noch der Naturreligion der alten Sachsen, ihrer Väter, anhängig. Denn „Sachsenblut" war größtentheils in den Adern der Männer und Frauen, welche in diesen Nordlanden saßen, Völker des alten Gothenstammes waren ihre Ahnen. Diese hatten die Finnen und Celten (Gälen), die Urbewohner der Halbinsel Jütland und der dänischen Inseln, verdrängt. Diese gothisch-sächsische Einwanderung nannte sich auf den Inseln Dänen, auf dem Festlande dagegen Jüten, Angeln und Friesen. Aber Alles zusammen war Sachsenblut. Es waren die Reste der von den Franken nach dem Meer zurückgedrängten alten Sachsen, die zweierlei nicht lassen konnten: die alten Götter und die mit diesem Glauben der Väter engverbundene allgemeine Freiheit.

Eine der Bedingungen des Siegers, des Kaisers Otto, war, daß König Harald das Christenthum annehme und in seinen Landen einführe. Harald ließ sich taufen, taufen ließ sich seine Gemahlin Gunhilde, und ihren kleinen Sohn Sven hob der Kaiser selbst aus dem Taufwasser und nannte ihn Sven-Otto. Auch der Jarl Hakon, der berühmte Fürst der Normänner, huldigte mit seinem Norwegen dem deutschen Kaiser. Das Christenthum nahm zu in den Landen, doch so, daß Mancher Christ wurde, weil es der König war und wollte, für sich aber meinte, „Christus sei wohl ein Gott, allein es gebe größere Götter," wie selbst unter den Augen des Königs Harald bei einem Gelage an seinem Hofe von Dänen behauptet wurde. Doch war das alte heidnische Heiligthum, wo die Könige sonst geopfert, und sein Götterhain verlassen, und an der Schwelle des achtzigsten Jahres war der greise Harald so christlich, daß er selbst aus Holz eine Kirche der heiligen Dreieinigkeit gebaut hatte, und daneben sich eine Burg. Die Anhänger der alten Naturreligion aber sammelten sich um seinen Sohn Sven, der den alten Göttern zugeneigt war trotz seiner Taufe. Es kam zwischen der Partei der alten Götter und Sitten und den Anhängern des neuen Glaubens, zwischen dem Sohn und dem Vater zum Kampfe. Der Vater wurde vom Sohne in der Schlacht geschlagen und floh verwundet über die Ostsee zu den Slaven nach Jumen (Jomsburg) an der Mündung der Oder. Diese heidnischen Slaven nahmen den Christ gewordenen Dänenkönig gastlich auf; bei ihnen starb der Flüchtling nach wenigen Tagen an seiner Wunde.

Dieser Harald ist es, in dessen Gebiet und an dessen Hof die Sache vom nordischen Tell spielt; denn eine Sage, eine Ueberlieferung im Munde des Volks, und erst zwei Jahrhunderte später aufgeschrieben, ist auch das, was vom nordischen Tell bekannt ist. Wahrheit und Dichtung, Thatsache und Erfindung mischen sich auch in dem, was das Volk sich von Harald Blauzahn erzählte. So, wie die letzten Jahre und Tage Harald's, des Blauzahns, vorbin geschildert wurden, so hat Adam von Bremen in seiner Chronik sie gegeben, und ihm hatte Das und Anderes der Enkel Harald's, Sven, mitgetheilt.

Nach der Ueberlieferung im Munde des Volkes war Kö-

nig Harald in greisen Locken ein Tyrann geworden, der sein Volk mit schweren Lasten drückte in unerhörter Art. Sein Vater, Gorm, hatte die Tochter eines Christen, Harald Klak, vielleicht eines Grafen von Holstein, wie die Geschichte berichtet, zur Gemahlin. Diese hieß Thyra; die liebte König Gorm sehr, aber auch alles Volk des Nordens, denn die Sage verherrlicht sie mannigfaltig. In der Sage des Volkes heißt sie Dänentrost, und ihr erstgeborner Sohn, Knud, heißt in der Sage Dänenlust. Ihr zweiter Sohn war Harald. Die Geschichte erzählt, Knud sei auf einem Eroberungskriege umgekommen, in Irland, bei der Belagerung von Dublin. Die Volkssage berichtet: Der alte Vater Gorm hing mit seinem ganzen Herzen an seinem Erstgebornen, an Knud, und Harald liebte darum seinen Bruder Knud nicht. Eifersucht und Haß wurden so mächtig in Harald, dem jüngeren Sohne, daß Beide wie zwei feindliche Brüder zu einander standen. Knud war so sehr der Liebling seines Vaters, daß dieser eines Tages einen Schwur that, wer ihm den Tod seines Knud melden würde, solle sterben.

Nach Normannenart fuhr Knud und fuhr Harald auf Seezüge aus; aber Jeder mit besonderen Schiffen und Jeder seinen eigenen Weg, der Eine rechts, der Andere linkwärts. Da war es Verhängniß, daß eines Tages die Brüder mit ihren Schiffen sich begegneten am Limfiord, zwischen Jütland und den damaligen Inseln Wendile und Morse. Aus dem zufälligen Begegnen kam es zum Kampf. Harald war der Angreifende, er war stärker an Schiffen, und sein Bruder Knud fiel im Kampfe durch ihn. Die Königin Thyra vernahm vor dem Könige die böse Botschaft. Als König Gorm kam, sagte sie im Gespräche: „Zwei Habichte stießen auseinander, der graue hat den weißen getödtet." Der König achtete dieser Rede nicht. Thyra aber ließ den Königssaal mit schwarzen und grauen Teppichen bekleiden, und sie selber erschien beim Mahle in Trauerkleidern. Als Gorm das sah, rief er: „Gewiß ist mein Sohn Knud todt!" Thyra sprach: „Du selber hast es Dir verkündigt und kein Anderer." Da grämte sich der alte König sehr und starb vor Gram.

König Harald begrub seinen Vater Gorm und später auch seine Mutter Thyra bei dem Dorfe Jelling, neben der Königsburg, die vor Alters dort stand. Von dieser Burg sieht man heute Nichts mehr; wohl aber in Nordjütland noch ganz die riesigen Grabhügel Gorms und der Königin Thyra. Unweit der Stadt Weile, die reizend an einer Seebucht liegt, etwa drei Stunden davon sieht man das Dorf Jelling, und zu beiden Seiten der Dorfkirche je eine Erdhöhe. Die eine ist gegen hundert Fuß hoch. In dieser ruht König Gorm. Die andere gegenüber ist an fünfzig Fuß hoch. Das ist der Grabhügel der Königin Thyra. Auf diesem Hügel war ein Brunnen, dessen Wasser die Bauern fast achthundert Jahre lang geschöpft hatten, als es in unserem Jahrhundert, im Jahre 1819, versiegte. Man hielt es für eine Quelle, und wollte sie wieder frei graben. Es war aber, wie sich zeigte, nur eine Zisterne, und beim Graben stieß man auf eine große, von Eichenplanken erbaute Kammer von zehn Ellen Länge, zwei Ellen sechs Zoll Höhe, vier Ellen Breite, und die gezimmerte Kammer rings mit Steinlagen umgeben. Man fand aber Nichts mehr darin als einen ganz kleinen, silbernen Becher, auf dem Boden vergoldet und innen mit einer Goldplatte gefüttert. Eine Oeffnung von oben aus früherer Zeit zeigte, daß dieses Grab schon zuvor geöffnet und ausgeplündert worden war. An dieses Grab heftet sich die Sage von Sven und Palnatoke.

Die Sage erzählt: Der alte Harald wollte auf den Grabhügel seiner Mutter einen gewaltigen Steinblock als Denkstein setzen. Er hatte so einen von ungewöhnlicher Größe an der Küste Jütlands liegen gesehen. Die vorgespannten Stiere brachten den Stein ihm nicht schnell genug vom Platze. Da ließ er Menschen dazu vorspannen, schaute zu, und es freute ihn, wie es nun mit dem Steine vorwärts ging. Ein Wanderer ging die Straße vorüber. „Hast Du je," fragte ihn der König, „eine solche Last durch Menschenhände fortziehen sehen?" — „Und doch sah ich's," versetzte der Wanderer. „König Harald, ich komme von einem Orte, wo Dein Sohn Sven ganz Dänemark mit sich zog. Sieh' nun zu, was größer ist, Dänemark oder diesen Stein fortzuziehen." — Sven, unter der Leitung Palnatoke's, hatte sich gegen seinen Vater empört, und führte Dänemark in Waffen gegen ihn.

Dieser Palnatoke war das Haupt Derer im Lande, welche festhielten am altväterlichen Glauben, der heidnischen Partei, welche noch nicht vergessen hatte, wie drüben im Sachsenland hinter den christlichen Brüdern drein der Zehnten gekommen war, die Herrschaft der Fremden, und die Verkümmerung der alten Freiheit. Er hieß nur Toke, der Sohn Palnir's. Das Volk zog den Namen des Sohnes und des Vaters zusammen, und allgemein hieß er Palnatoke. Dieser freie Herr war ein Ritter hohen Namens; und in seinem Hause wuchs der Königssohn Sven auf. Denn, so lautet die Sage, Sven war der Sohn einer Unfreien, sein Vater haßte ihn, und Liebe fand er nur drüben in Finnen, im Hause Toke's, zu welchem seine Mutter als Unfreie gehörte, nicht als Familienglied, sondern als eine der vielen Unfreien, welche dem Toke als Herrn dienstpflichtig waren. In diesem Kreis hatte Niemand Liebe gegen den alten König Harald. Es war der Hauch der alten Götter, der durch dieses Haus ging, und der alten Freiheit. Harald aber war von beiden abtrünnig und ein Despot geworden. Palnatoke war's, der dem Königssohn Sven die Liebe zu genießen gab, die ihm sein Vater vorenthielt, aber auch den Geist der Freiheit in ihn pflanzte, und die Sitte und den Glauben der alten Väter, Haß gegen die christlichen Priester und den Gedanken, den alten Vater zu entthronen und die früheren Zustände im Lande wieder herzustellen.

Harald ahnte, wie Palnatoke gegen ihn gesinnt war. Schon das keck auftretende Wesen dieses Ritters, der sich wenig oder nichts um die neue Art des Königshofes kümmerte, war ihm ein Dorn im Auge. Palnatoke war eines Tages am Hoflager des Königs und rühmte sich an der Tafel seiner Bogenkunst, und daß er es mit jedem Schützen aufnehme; er getraue sich, einen Apfel nicht zu fehlen. „Nun," rief König Harald, „so lieb Dir Dein Leben ist, sollst Du einen Apfel vom Haupte Deines eigenen Knaben schießen, jetzt, vor uns." Palnatoke bezwang sein Herz und schoß; er schoß den Apfel vom Haupte des eigenen Kindes. Dem König war es nicht entgangen, daß der Schütze mehr als einen Pfeil aus dem Köcher genommen hatte. Er fragte ihn darum. Palnatoke verhehlte ihm nicht, daß, wenn er den Sohn getroffen hätte, der nächste Pfeil für den König war. Von da an trachtete ihm Harald nach dem Leben. Und es begab sich wieder, daß Palnatoke am Hofe des Königs war. Vom Könige verlockt, rühmte er sich, auf die Finnenkunst, mit bretternen Schlittschuhen zu laufen, verstehe er sich so gut als der König. Da zwang ihn der Tyrann, das Kullengebirg hinabzugleiten. Das war so steil, daß die Felsenschlünde und das Meer unten den Tod drohten. Aber es gelang ihm, dem kühnen Mann; weder die Felsschlünde, noch die Meereswogen wurden sein Grab.

Aber jetzt entzündete, der so geschossen hatte und gelaufen war, die Seele des Königssohns Sven zum Aufstand gegen diesen Vater und König. Er gewann ihm die Herzen der Dänen dafür. Er war es, der machte, daß Sven ganz Dänemark mit sich ziehen konnte. Es kam zur Schlacht, und der Pfeil Palnatoke's war's, welcher darin den alten König suchte und ihn traf. Als der Tyrann von seinem Pfeilschuß gefallen war, verließ der Schütze, der seinen König getroffen, den Boden Dänemarks und schiffte mit ihm gleichgesinnten Männern hinüber nach dem Slavenlande, an die Mündung der Oder. Hier bemächtigte er sich der Jomsburg und gründete einen Freistaat tapferer Mannen. Mit diesen befuhr er die See. Die Beute war Allen gemeinsam. In den Freistaat eintreten durfte nur, wer unläugbare Proben seines Heldenthums abgelegt hatte; und hinein in die Veste, welche die Burg der Männer war, durfte keine weibliche

Seele, um vor Verrath sicher zu sein. An der Spitze dieses Freistaats von lauter Gleichen blieb Palnatoke, bis er starb. — Das ist die Sage vom Tell des Nordens.

Die Stenographie.

Mitgetheilt von

E. Schönhardt.

In einer Zeit, wo die vor kaum drei Jahrzehnten noch als ein Wunder angestaunte Schnelligkeit des Dampfwagens der Ungeduld des Publikums oft schon nicht mehr Genüge leisten kann, wo der elektrische Funke unsere Gedanken mit Blitzesschnelle über Länder und Meere dahin trägt, wo der Pulsschlag des öffentlichen Verkehrs seine Schnelligkeit verdoppelt und verdreifacht hat, wo selbst die bedächtige Landwirthschaft mit Dampfkräften zu arbeiten beginnt, um hinter den geflügelten Fortschritten der Industrie nicht allzuweit zurückzubleiben, — in einer solchen Zeit kann die langsame, schwerfällige Kurrentschrift als Mittel des Gedankenaustausches nicht mehr genügen. In der That ist auch das Bedürfniß nach einer kürzeren Schreibweise, welche im Stande ist, das von Andern gesprochene Wort vollständig durch die Schrift wiederzugeben, sowie unsere eigenen Gedanken im Entstehen zu fixiren, nicht bloß in Versammlungen, in deren Mitte größere Vorträge gehalten werden, lebhaft gefühlt worden, sondern auch der Gelehrte und der Geschäftsmann haben die zeitraubende Kurrentschrift schon vielfach als Hemmschuh eines raschen Gedankenaustausches schwer genug empfunden. Allein so sehr auch durch die Erfindung einer Kurzschrift einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen worden ist, so braucht doch die allgemeine Verbreitung derselben längere Zeit, da auch hier wieder sich die schon oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß fast alle Neuerungen mit Vorurtheilen und Unkenntniß des Gegenstandes zu kämpfen haben. Auch in weiteren Kreisen über Wesen und Geschichte der Stenographie einige Kenntniß zu verbreiten, soll daher der Zweck dieser Zeilen sein.

Stenographie (Engschrift), oder wie sie Gabelsberger richtiger benennt: Redezeichenkunst, ist nach dessen System die Kunst, mittelst einfacher, flüchtiger und verbindungsfähiger Schriftzeichen, sowie durch möglichst gedrängte Zeichnung der Wörter und Sätze die Rede eines Andern oder die eigenen Gedanken in kürzester Zeit und mit möglichster Raumersparniß, getreu und für jeden mit diesem Systeme Vertrauten lesbar niederzuschreiben.

Das Bestreben, eine Schriftart auszubilden, welche, wenn auch nicht mit dem raschen Fluge der Gedanken im menschlichen Gehirne, so doch wenigstens mit dem Ausdrucke derselben durch die Sprachorgane gleichen Schritt zu halten vermag, ist nicht bloß in neuerer Zeit zu Tage getreten, es haben vielmehr alle Völker, nachdem sie eine gewisse Stufe geistiger und politischer Entwicklung erreicht hatten, sich bemüht, diesem Ideal der Schrift nahezukommen. So die Griechen und Römer. Von Ersteren wird berichtet, daß Xenophon die Gespräche seines Lehrers Sokrates Wort für Wort aufgenommen und darnach die „Memorabilien" ausgearbeitet habe. Wahrscheinlich ist es auch, daß, wie so Vieles auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, so auch die Geschwindschreibekunst von den Griechen auf die Römer überging; denn bald nach seinem Aufenthalte in Griechenland setzte M. T. Tiro, ein Freigelassener Cicero's, an die Stelle der unsern Kurrentabkürzungen ähnlichen Kurzschrift, die man Siglae nannte, eine Art Stenographie, die jetzt sogenannten tironischen Noten. Diejenigen, welche diese Kunst lernten und übten, nannte man notarii oder auch actuarii. Gewöhnlich besorgten Mehrere in geordneter Reihenfolge die Nachschrift einer gewissen Anzahl von Worten mit metallenen oder beinernen Griffeln auf mit Wachs überzogenen Holztäfelchen. Ihnen verdanken wir die Reden eines Cicero und anderer berühmter Staatsmänner und Redner. Cicero selbst war ein eifriger Förderer der Stenographie, welche denn auch namentlich unter den späteren Kaisern an vielen Schulen gelehrt wurde und überhaupt sehr verbreitet war. Im Anfange der christlichen Zeit wurde sie namentlich noch von Klerikern bei Kirchenversammlungen und zu gelehrten Zwecken benützt. Mehr und mehr ging jedoch das Verständniß der römischen Stenographie verloren, so daß sie vom neunten Jahrhundert an im öffentlichen sowohl als im Privatgebrauche fast ganz außer Uebung kam, und nur noch Reste sich theils als Geheim-, theils als Antiquitätenschrift, wie auch in der Chemie und der älteren Rezeptenschrift fort erhalten haben. Erst den Forschungen der neueren Zeit und deutschem Fleiße und Scharfsinn ist es gelungen, diesen bisher so tief vergrabenen Schatz des Alterthums wieder zu heben. Der kurhessische Kabinetsrath Ulrich Kopp war es, welcher den Schlüssel zur griechischen und römischen Tachygraphie wieder aufgefunden hat; nächst ihm hat Gabelsberger sehr schätzenswerthe Forschungen auf dem Gebiete der tironischen Noten gemacht und namentlich das Prinzip des Kürzungsverfahrens der Römer wieder zu Tage gefördert.

Nachdem fast ein Jahrtausend die Stenographie in Vergessenheit gekommen war, sind es unter den neueren Völkern die Engländer, bei welchen dieselbe zuerst zu frischem Leben und rascher Verbreitung gelangte, als sich durch ihre politischen und religiösen Kämpfe das Bedürfniß einer Kurzschrift geltend gemacht hatte. Die erste Anregung hiezu gaben gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Schriften von Ratcliff, Bright und Bales. Als eigentlicher Begründer der englischen Stenographie ist aber zu nennen John Willis, welcher 1602 zuerst ein stenographisches Alphabet veröffentlichte. Verbessert wurde sein System hauptsächlich durch W. Mason 1672, dessen Werk die Grundlage aller späteren Fortschritte der Geschwindschreibekunst in England ward. Unter der großen Menge der stenographischen Schriftsteller Englands sind namentlich noch zu nennen der als Parlamentsstenograph rühmlich bekannte Th. Gurney, welcher die Stellung eines Regierungsstenographen erlangt hatte, eine Stellung, die in der Familie Gurney bis in die neueste Zeit erblich ist, — und S. Taylor, dessen 1786 erschienenes System auf den Universitäten und gelehrten Schulen dozirt und auf die verschiedensten Sprachen übertragen wurde, und jetzt noch in der Praxis häufig angewendet wird. Aus der Reihe der nach diesem System gebildeten Stenographen gingen Männer wie S. Johnson, Edm. Burke, Talfourd und Ch. Dickens (Boz) hervor. Eine neue Periode in der Geschichte der englischen Stenographie beginnt aber mit dem im Jahre 1837 veröffentlichten Werke von Isaak Pitman, welcher zuerst, veranlaßt durch den schreienden Widerspruch der englischen Schrift mit der Sprache, den Grundsatz aufstellte, die Schrift, unbekümmert um die Orthographie, dem Laute anzupassen, und so eine Phonographie (phonetic shorthand) schaffte. Sie ist auf eine sorgfältige Analyse der englischen Sprachlaute gegründet, und wird als Geschäfts- und Korrespondenzschrift und als Reporterschrift gelehrt. Das Lehrbuch des Erfinders ist schon in mehr als 200,000 Exemplaren in allen englisch redenden Ländern verbreitet, und erhält durch Pitman und seine Brüder, sowie durch die vielfach bestehenden Phonographen-Vereine immer größere Ausbreitung.

In Frankreich traten zuerst 1651 Cossard und 1776 Coulon de Thévenot mit eigenen Systemen auf, denen aber Th. P. Bertin mit einer Uebertragung von Taylor's System den Rang streitig machte, welche wieder durch Professor M. Bréton, einen der ausgezeichnetsten Stenographen, wesentliche Verbesserungen erfuhr. Dieser, sowie H. Prevost, wurden wegen ihrer Geschicklichkeit im Stenographiren zu Rittern der Ehrenlegion ernannt. Von Letzterem erschien in mehreren Auflagen ein nach Taylor bearbeitetes System. Leider ist die gegenwärtig in Frankreich herrschende Richtung der

Ausbreitung der Stenographie, deren Hauptförderniß das konstitutionelle Leben bildet, nicht besonders günstig. Außer in den genannten Staaten hat man sich namentlich in Schweden und Norwegen, den Niederlanden und Nordamerika mit Auffindung und Uebertragung stenographischer Systeme beschäftigt.

Da in Deutschland die für das Gedeihen der Stenographie so nothwendige Vorbedingung, nämlich die öffentliche freie Rede, fehlte, so ist es nicht zu verwundern, daß eine Schnellschreibekunst sich nur wenig als Bedürfniß fühlbar machte. Wohl ist bekannt, daß namentlich zur Zeit der Reformation einige intelligente Männer, ohne ein rationelles Schnellschriftsystem zu erfinden, sich für ihr eigenes Bedürfniß ein Kürzungsverfahren bildeten, wie Dr. Creuziger, welcher Tischreden und Predigten Luther's und auf dem Kirchentage zu Worms Melanchthon's Reden wörtlich nachgeschrieben haben soll, allein ein stenographisches System existirte in Deutschland nicht. In der Literatur begegnen wir erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo fast überall die Stenographie gepflegt zu werden begann, einer Uebersetzung des Taylor-Bertin'schen Systems durch F. Mosengeil. Hiedurch angeregt, beschäftigten sich bald gegen zwanzig Schriftsteller mit Herausgabe stenographischer Werke, deren Bemühungen sich jedoch meist darauf beschränkten,



Franz Xaver Gabelsberger, der Stenograph.

Mosengeil's System zu vervollkommnen. Die nennenswerthesten sind: Horstig, Danzer, Leichtlen. Allein alle diese Uebertragungen hatten neben der Schwerfälligkeit und Starrheit der Schriftzeichen noch mit dem weitern Uebelstande zu kämpfen, daß die größere Anzahl und das ungleich ausgedehntere Kombinationsverhältniß der deutschen Konsonanten einer Uebertragung der englischen Stenographie große Schwierigkeiten in den Weg legte.

Nur durch gänzliches Verlassen des bis dahin eingeschlagenen Weges, und indem er die Beziehungen von Sprache und Schrift vom wissenschaftlichen Standpunkte aus in's Auge faßte, ist es Fr. X. Gabelsberger gelungen, ein originelles deutsches, allen Anforderungen entsprechendes System aufzustellen, und alle früheren Bestrebungen auf dem Gebiete der Schnellschreibekunst in Schatten zu stellen. Er ist der Erfinder der deutschen, der neueren Stenographie überhaupt, die vom Erscheinen seines großen Originalwerkes im Jahre 1834 datirt.

Bevor wir auf dieses selbst übergehen, sei es noch gestattet, mit einigen Worten der seit dieser Zeit in Deutschland weiter erschienenen Werke über Stenographie zu gedenken. Nur der Vollständigkeit wegen sind hier zuerst zu erwähnen zwei Versuche von Billharz und von Dr. Marschner. Erst mit dem im Jahre 1841 in Berlin und seither in mehreren

Auflagen erschienenen theoretisch-praktischen Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen ꝛc. von W. Stolze begegnen wir wieder einer bedeutenderen Leistung auf dem Gebiete der Schnellschreibekunst. Stolze will seine Schriftzeichen der Kurrent- und Kursivschrift entnommen haben, benutzt aber dabei viele Zeichen Gabelsberger's, theils mit gleicher, theils mit anderer Bedeutung. Hauptsächliche Ausbreitung hat sein System in Preußen, wo indeß die Gabelsberger'sche Stenographie in neuerer Zeit immer mehr Anhänger findet, zum Theil auch in der Schweiz erhalten. Eine Vergleichung desselben mit dem Gabelsberger'schen System, die sehr zu Gunsten des letzteren ausfällt, gibt geheimer Regierungsrath H. Häpe in seiner trefflichen Schrift: „Die Stenographie als Unterrichtsgegenstand. Dresden 1862". Veränderungen an Stolze's System nahmen vor: Jakoby, Danneberg und Lamlé; den Versuch einer Einigung der Systeme von Gabelsberger und Stolze machte Jordan und später v. Günther. Unter den noch außerdem publizirten Systemen sind zu nennen: die von Nowak, Henze, Arends, dessen „Idealschrift", nachdem sie beinahe in Vergessenheit gekommen war, in neuerer Zeit durch Rundreisen ihres Erfinders wieder mehr von sich reden machte; ferner von Rogol, bearbeitet von v. Gersdorf u. A., Grote, und namentlich auch das von Rahm nach Fayet und Gabelsberger aufgestellte, von Rahn bearbeitete System.

Indem wir zurückkehren zu Gabelsberger, dem Erfinder der deutschen Stenographie, glauben wir vor Allem eine kurze Biographie desselben voranschicken zu sollen.

Franz Xaver Gabelsberger wurde geboren den 9. Februar 1789 in München. Der frühzeitige Tod seines Vaters verwies den talentvollen Knaben schon in den ersten Jugendjahren auf die Unterstützung und Hülfe wohlwollender Menschenfreunde. Fast am Ausgange seiner vorzugsweise dem Lehrfach gewidmeten eifrigen Studien angelangt und zum Universitätsbesuche vorbereitet, sah er sich plötzlich (1809) seiner Hülfsquellen beraubt und gezwungen, den gewählten Beruf aufzugeben, um zunächst den Kampf um seine Existenz mit eigener Kraft aufzunehmen. Er suchte die Mittel dazu vorerst in der Unterrichtsertheilung in Sprachen und in der Kalligraphie, worin er Vorzügliches leistete, ferner in der Beschäftigung mit der Lithographie, auf welche er durch deren Erfinder, Sennefelder, aufmerksam gemacht worden war. Schon früher dem Studium der Sprachen, der Mnemonik, Pasigraphie, Kryptographie und Dechiffrirkunst aus Neigung eifrig ergeben, setzte er dieses in seinen Mußestunden unablässig fort, namentlich nachdem ihm seine Fähigkeiten zunächst 1813 eine feste Anstellung bei der Stiftungsadministration, und dadurch eine äußerlich gesicherte Lebensstellung erworben hatten. 1823 wurde er Sekretar im Ministerium des Innern, und fungirte bis zu seinem am 4. Januar 1849 erfolgten plötzlichen Tode als solcher im statistischen Bureau. Bei hervorragenden Geistesanlagen hatte Gabelsberger sich einen reichen Schatz von Kenntnissen angeeignet, der ihn in Verbindung mit einem unermüdlichen Fleiße und gründlichen Studien zu seinem großen Werke vollkommen befähigte. Seine Schüler, die er durch klaren und anziehenden Vortrag zu fesseln wußte, liebten ihn alle wie einen zweiten Vater.

Schon im Jahre 1817 befaßte sich Gabelsberger aus freiem Antrieb mit der Ermittlung einer Geschwindschrift, vermöge deren er im Stande wäre, Alles, was er sich im Dienste oder privatim schnell zu notiren hätte, augenblicklich zu fixiren. Die im Jahre 1818 proklamirte bayerische Staatsverfassung ward ein neuer Sporn für ihn, seine Studien und schnellschriftlichen Versuche fortzusetzen, und war er bei Eröffnung der ersten Ständeversammlung im Jahre 1819 bereits so weit damit gediehen, um die Verhandlungen der Reichsräthe allein, und im Jahre 1822 die der Abgeordneten mit einem seiner Schüler aufnehmen zu können. Die hiebei gewonnenen Erfahrungen benützte er, um sein Werk immer mehr zu vervollkommnen, und als im Jahre 1829 die Akademie der Wissenschaften dasselbe prüfte, fand sie sein System „neu, einfach und sicher", und sprach aus, daß es vor den gebrauchten, und namentlich der englischen Methode, den Vorzug verdiene. Im Jahre 1834 ließ er seine erprobte Erfindung unter dem Titel: „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie" im Selbstverlage erscheinen. Welch' unermüdeten Fleiß er auf Herausgabe dieses Werkes verwendete, möge daraus erhellen, daß er den zweiten „besonderen praktischen Theil" auf 368 Folioseiten ganz allein und meisterhaft lithographirte. Das ganze Werk umfaßt mit dem gedruckten ersten „allgemeinen geschichtlichen und theoretischen Theil" im Ganzen 560 Seiten gr. 4. Es verbreitete sich bald in ganz Deutschland und ist längst im Buchhandel vergriffen.

In diesem Werke faßt Gabelsberger sämmtliche Mittel der Redezeichenkunst in zwei Hauptquellen zusammen: die Schriftkürzung, d. h. Vereinfachung der Schriftzüge überhaupt, und die Schreibkürzung, d. h. Weglassung alles Minderwesentlichen in der sprachlichen Bezeichnung. Bei der Schriftkürzung stützte er sich durchweg auf Grundsätze, die ihre Begründung im menschlichen Denk- und Sprachvermögen und in den bewährtesten Erfahrungssätzen der Graphik haben. Die Schreibkürzung umfaßt namentlich die Vor- und Nachsylben, die Deklination und Konjugation, den Satz und die Klangkürzungen.

Allein Gabelsberger's rastloser Geist war mit diesem Werke nicht zufrieden gestellt; das Studium der tironischen Noten führte ihn zu tief eingreifenden Aenderungen seines Systems, die er nach sorgfältiger Prüfung ihrer Nützlichkeit im Jahre 1839 unter dem Titel: „Neue Vervollkommnungen" im Drucke erscheinen ließ. Eine noch weitere Ausdehnung des Kürzungsverfahrens gelang ihm bei der Ueberarbeitung seines Systems. Gerade, als er im Jahre 1848 zu Herausgabe einer wesentlich veränderten Auflage seiner Anleitung schreiten wollte, ereilte den verdienstvollen Mann der Tod.

Um das Andenken ihres theuren „Meisters" zu ehren und seine Erfindung zu einem Gemeingute der Gebildeten zu machen, traten im Januar 1849 in München Schüler Gabelsberger's zu einem Stenographen-Centralvereine zusammen, und gründeten zu Vertretung der stenographischen Interessen und Aufrechthaltung der Schrifteinheit die „Stenographischen Blätter". Unter der Redaktion des Instituts-Direktors, H. Gratzmüller, erschien von diesem Verein im Jahre 1850 die zweite Auflage der „Anleitung". Auch die bayrische Regierung ließ durch ausschließliche Einführung der Gabelsberger'schen Stenographie an den höheren Lehranstalten dieser eine besondere Fürsorge angedeihen. Nach Sachsen, wo Gabelsberger's System zu großer Verbreitung und hoher Blüte gediehen ist, wurde dieselbe durch den Professor Fr. J. Wigard schon im Jahre 1833 verpflanzt, welcher dorthin zur Aufnahme der Kammerverhandlungen berufen wurde. Aus den von Wigard gebildeten Landtags-Stenographen wurde das stenographische Institut gebildet, welches im Jahre 1839 zur Staatsanstalt erhoben wurde. Auch in Oesterreich ist schon sehr Vieles zu Verbreitung der Gabelsberger'schen Stenographie geschehen, und wird immer noch ein anerkennenswerther Eifer in dieser Richtung entwickelt. Durch Professor J. Heger, welcher zuerst allein und später mit seinen Schülern bei den Reichstagen in Wien und Kremsier thätig war, und welcher das System in vier slavische Sprachen übertragen hat, dort eingeführt und durch Vorlesungen an der wiener und prager Universität verbreitet, wird es jetzt an mehreren Universitäten und höheren Lehranstalten gelehrt. Aus Veranlassung des wiener Centralvereins ist auch durch die k. k. Hof- und Staatsdruckerei die schon von Gabelsberger gewünschte Herstellung eines Typendruckes ausgeführt worden. Neben diesen Ländern sind es namentlich noch Preußen, Hannover, Württemberg, Thüringen, Oldenburg, wie die freien Städte Frankfurt und Bremen, wo die Kunst Gabelsberger's einen fruchtbaren Boden gefunden.

Der zu Erhaltung der so nothwendigen Schrifteinheit und zum Zwecke des inneren Ausbaues des Systems im Jahre 1852 abgehaltene allgemeine Kongreß zu München hat seine Beschlüsse in der von H. Gratzmüller ausgearbeiteten Preisschrift: „Kurzgefaßtes Lehrbuch ꝛc." niedergelegt. Die rasche Ausbreitung des Systems und die Trennung der Jünger Gabelsberger's in eine münchner, dresdner und wiener Schule machte eine neue Systemsrevision nothwendig, welche von dem königlichen stenographischen Institut in Dresden vorbereitet wurde. Der von demselben im Jahre 1857 mit den Vertretern vieler Vereine getroffenen, und unter dem Namen der „Dresdner Beschlüsse" bekannten Vereinbarung sind inzwischen fast alle Vereine und Kunstgenossen beigetreten. Dieselben wurden in der siebenten Auflage der obengenannten Preisschrift und dem im Auftrage des stenographischen Instituts von dessen Mitglied, Professor H. Rätzsch, ausgearbeiteten vortrefflichen „Lehrbuche der deutschen Stenographie", das sich namentlich auch zum Selbstunterrichte eignet, und dem wir manche Notizen verdanken, bekannt gegeben, und haben sehr fördernd auf die Ausbreitung des Systems gewirkt. Nach dem Stande am 1. Januar 1863, der sich aber bis jetzt schon wieder bedeutend gehoben, beläuft sich die Gesammtzahl der namentlich bekannten Gabelsberger-Stenographen auf 7941, wovon auf Oesterreich 1164 mit 13 Vereinen, Preußen 590 mit 18 Vereinen, Bayern 1487 mit 33 Vereinen, Sachsen 1720 mit 58 Vereinen kommen. In stenographischer Schrift nach Gabelsberger's System erscheinen über 20 Zeitschriften. Allein nicht nur in Deutschland breitet sich das System in erfreulicher Weise aus, sondern auch im Auslande, was die Uebertragungen desselben auf die französische, englische, italienische, böhmische, polnische, russische, kroatische, dänische, ungarische und neugriechische Sprache beweisen; auch werden von Gabelsberger-Stenographen die Verhandlungen der Landtage in Kopenhagen, Stockholm, Christiania und Athen, wie auch in Oesterreich die der Provinziallandtage in fast allen Sprachen des Kaiserreichs aufgenommen.

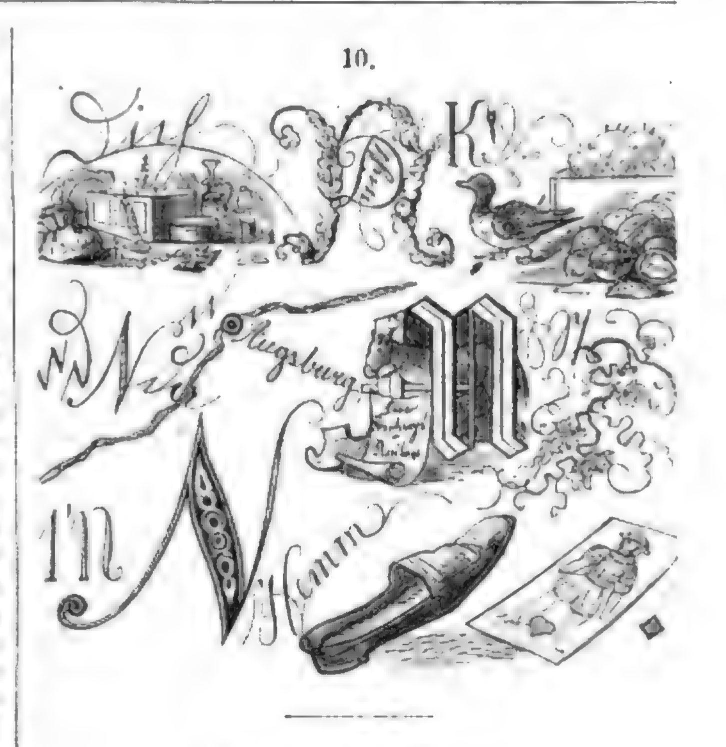
Wenn man bedenkt, daß vor etwa fünfzehn Jahren noch die Stenographie gewissermaßen zu den Geheimkünsten gezählt wurde und nur im Besitze Weniger war, so ist diese, namentlich den Bestrebungen der Stenographenvereine zu verdankende Ausbreitung der Kunst immerhin mit Freuden zu begrüßen. Werden aber die Vortheile in Betracht gezogen, welche dieselbe gewährt, indem das mit Gabelsberger's System Geschriebene fünf- bis siebenmal weniger Zeit und drei- bis fünfmal weniger Raum in Anspruch nimmt, als die gewöhnliche Schrift, während das stenographisch Geschriebene zu jeder Zeit und von jedem damit Vertrauten ebenso leicht lesbar ist, wie die Kurrentschrift, so ist es doch zu verwundern, daß wir noch so weit von dem anzustrebenden Ziele: die Stenographie in den Besitz aller Gebildeten zu bringen, entfernt sind. Ueber die Nothwendigkeit und Zukunft der Stenographie liegen viele kompetente Urtheile vor. So hat der als Philosoph rühmlichst bekannte Geheimerath Professor Dr. Rosenkranz in einer inmitten des Gabelsberger'schen Stenographenvereins zu Königsberg gesprochenen Festrede nachgewiesen, daß die Stenographie die allein rationelle und daher letzte Form der Schrift sei. Eine andere, als die stenographische Schrift, sagt er, ist nicht mehr denkbar. Sie kann vervollkommnet, aber nicht durch eine andere ersetzt werden. Der Geist ist mit Bewußtsein bei ihr, wie bei der arabischen Zifferschrift für die Zahl und der italienischen Notenschrift für die Musik, als einer letzten angelangt.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 118:

Der Gesunde ist unwissend reich.

10.



Heilbronn am Neckar.

Von

H. Rust.

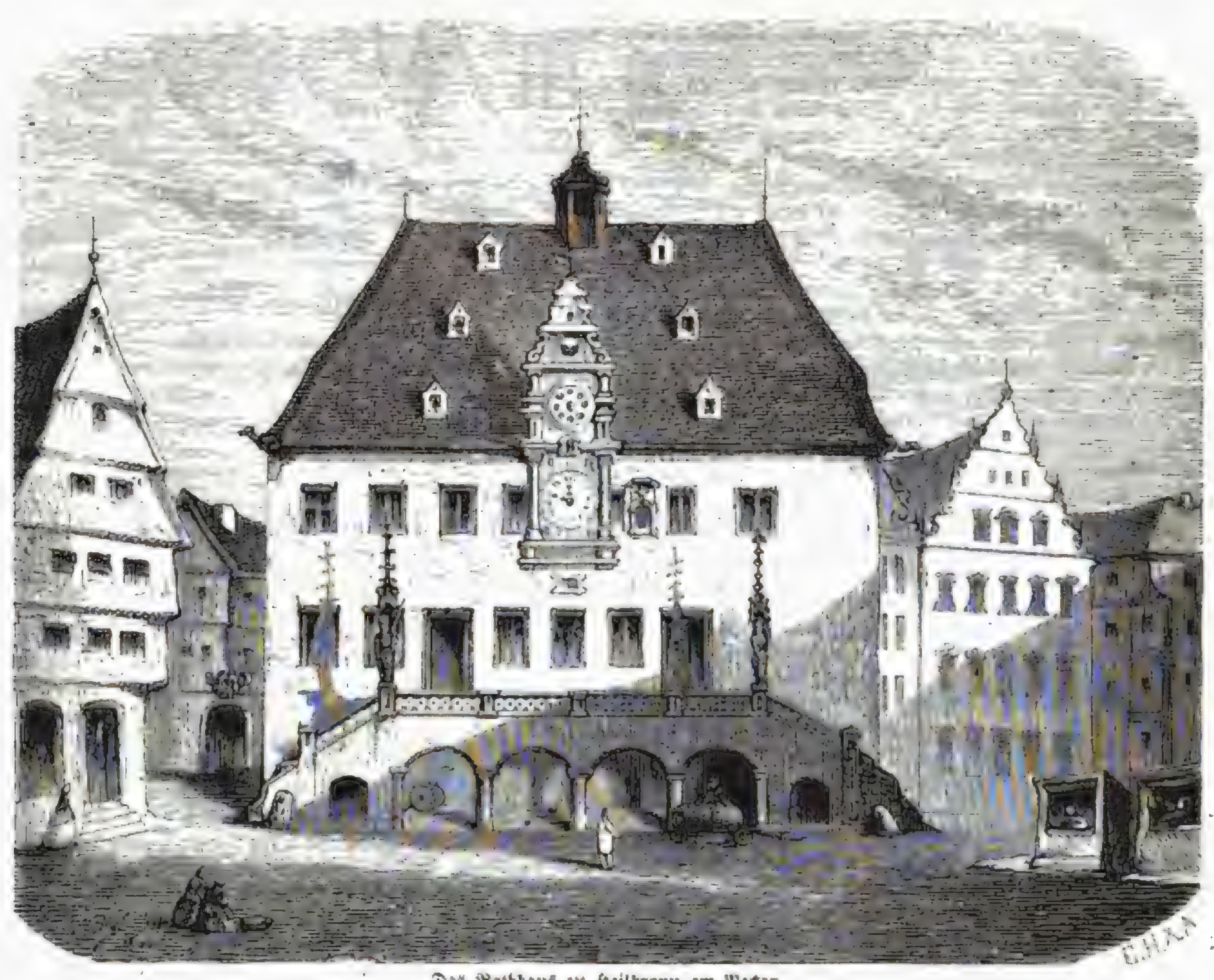
Der Anblick einer früheren Reichsstadt hat mit wenigen Ausnahmen immer etwas Interessantes; der konservative Sinn der alten Reichsbürger für ihre städtischen Einrichtungen äußert sich bei ihren Nachkommen namentlich noch in der Pietät gegen alte Gebräuche und Gebäude, an welche sich allerdings für die heutigen Bewohner manche interessante historische Erinnerung knüpft. Ist es doch bei mancher derartigen Stadt noch keine zehn Jahre her, daß die alten Mauern, Thürme und Zwinger der modernen Baulust weichen mußten, und auch, nachdem diese größtentheils verschwunden, deutet wenigstens der Name der Straßen, welche an ihrer Stätte entstanden, auf ihre ehemalige Existenz hin. Eine der interessanteren dieser ehemaligen Reichsstädte ist das alte, am Neckar gelegene Heilbronn, seit 1803 württembergische Handelsstadt.

Fahren wir von Bietigheim aus auf der Eisenbahn das Enz- und Neckarthal hinab, so sehen wir nach einer schwachen Stunde die rauchenden Kamine der heilbronner Fabriken, die Minarets des modernen Europas, vor uns. Aber schon von Ferne bemerken wir, daß der Geist der Neuzeit hier nicht im Stande war, alle Denkmäler der Vergangenheit zu vernichten, denn mitten unter den Schlöten, gerade am Neckar, sehen wir einen alten, schlanken Thurm mit gezackter Zinne emporragen, es ist der Götzenthurm. Nachdem wir im Bahnhof ausgestiegen, der eine zum Selbstguillotiniren äußerst sinnreich eingerichtete, ganz enge Einfahrt hat, führt uns der Weg der Stadt zu über eine alte, bedeckte hölzerne Brücke über den Neckar, an deren einem Ende ein ungeheurer Hecht abgebildet ist, welchen einst Kaiser Maximilian in einem nahegelegenen See gefangen hat.

Schon am Eingange der Stadt begrüßen uns alterthümliche Gebäude, eine ehemalige Kapelle und die alte Güterhalle; merkwürdiger ist übrigens das auf dem Marktplatz gelegene Rathhaus mit einer hohen Freitreppe und kunstreich gearbeiteten Uhr, über welcher zwei Widder angebracht sind, welche sich bei jedem Stundenschlage ebensoviele Stöße versetzen. Auf dem steinernen Geländer der Treppe steht oben an jedem Ende die Statue eines geharnischten Ritters, kurz das ganze Gebäude ist ein treues Abbild der Sorgfalt, mit welcher einst die ehrsamen Reichsbürger das

Haus zu zieren pflegten, darin der erleuchtete Rath gemeiner Stadt thronte. Bekannt ist das Rathhaus außerdem durch die historisch gewordene Ohrfeige, welche hier der in städtischer Haft befindliche Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand einem der zu seiner Bewältigung abgeschickten Weinschröter und Schmiede ertheilte. Romantischen Reisenden wird auf dem Marktplatze das Wohnhaus des Käthchen's von Heilbronn gezeigt, und wer davon noch nicht hinreichend gerührt ist, kann sich das Haus desselben holden Wesens noch einmal am entgegengesetzten Ende der Stadt weisen lassen.

Unter dem Namen „Stadt" kommt Heilbronn zum ersten Mal in einer Urkunde vom Jahre 1225 vor; doch datirt sich der Ursprung derselben von viel früheren Zeiten her. In der Umgegend werden viele Alterthümer vorgefunden, aus der Zeit der römischen Niederlassungen im Zehentlande (agri decumates); außerdem zeugen noch verschiedene alte Wartthürme, z. B. auf dem zunächst der Stadt gelegenen Wartberge ꝛc., für die einstige Anwesenheit der Römer in diesen Gegenden, auch führen zwei Römerstraßen in der Nähe vorbei. Ihren Namen soll die Stadt von dem jetzt noch vorhandenen Siebenröhrenbrunnen erhalten haben, indem dieser früher als Heilquelle benützt worden sei. Aus der Geschichte der Stadt heben wir namentlich die Zeit hervor, da dieselbe als Mitglied des schwäbischen Bundes den Herzog Ulrich von Württemberg vertreiben half. Ihr wurde daher der treue Anhänger des vertriebenen Herzogs, Ritter Götz von Berlichingen, zu ritterlichem Gewahrsam übergeben.



Das Rathhaus zu Heilbronn am Neckar.

Und in diese Zeit, als nämlich die wohlweisen Rathsherren den gefürchteten Mann aus seinem freien Gewahrsam in „der kalten Herberge", den jetzigen „drei Königen", auf das Rathhaus beschieden hatten, und ihn treulos in den oben erwähnten Thurm bringen lassen wollten, fällt die schon früher rühmlichst angeführte Ohrfeige. Dennoch wurde er mittelst List in den Diebsthurm gebracht, wo er übrigens nur eine Nacht verweilen mußte. In der kleinen Zelle, in welcher er diese Nacht zugebracht haben soll, wird jetzt noch seine Rüstung gezeigt. Er mußte übrigens drei Jahre lang, bis 1522, in freier Haft zu Heilbronn verweilen. Bald darauf, 1524 und 1525, im großen Bauernkriege, spielte sowohl Götz als Heilbronn eine Rolle. Nachdem nämlich die Bauern unter Jäcklin Rohrbach in Weinsberg die dortigen Ritter durch die Spieße gejagt, zwangen sie mit Hülfe der unzufriedenen Bürger auch den heilbronner Rath, ihnen die Thore zu öffnen. Götz wurde bekanntlich später von den Bauern genöthigt, ihr Hauptmann zu werden, als welcher er eine sehr zweideutige Rolle spielte. Auch im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viele Drangsale zu erdulden, und wurde namentlich berühmt durch die im März 1632 dort abgeschlossene Konvention der protestantischen Mächte und Frankreichs. Später wurde die Stadt noch öfters von den Franzosen heimgesucht.

Von merkwürdigen Gebäuden ist noch zu nennen die 1013 gegründete Kilianskirche mit ihrem 190 Fuß hohen gothischen Thurm.

Die Stadt liegt in anmuthiger Gegend mit sehr mildem Klima; übrigens beginnt die malerische Partie der Neckarufer mit ihren Bergschlössern und Ruinen erst unterhalb von Heilbronn.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Der Hirtenknabe.

Von

Heinrich Heine.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die große, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle,
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Eine Prophezeiung Seni's.

(Historische Novelle von der Verfasserin der „Angelika Kaufmann".)

I.

Es war ein frostiger Winterabend, hoch lag der Schnee auf den mährischen Gebirgen mit ihren waldbedeckten Rücken; der Wind pfiff durch die Schluchten, und Eis hielt Bäch' und Ströme gefangen. Wen die Nothwendigkeit des Berufs nicht hinaus führte, der war froh, in der wirthlichen Stube zu sitzen. Nur der Jäger mit der ihm eigenen Leidenschaft für sein Gewerbe scheute nicht Wind und Wetter, um dann, nach gemachter Beute, sich desto besser gütlich zu thun bei der flackernden Flamme und dem nicht minder erwärmenden Humpen. So sah man denn auch heute die Lichter durch die hohen Fenster auf Schloß Trebitsch weit hinaus schimmern in die Nacht, während oben im alten Rittersaal eine zahlreiche Gesellschaft, lauter muntere Jünger Hubertus', um den am Spieß gebratenen Hirsch und den Humpen voll trefflichen Ungarweines sich zu fröhlichem Mahle versammelt.

Zwar schien der Schloßherr nicht eben mit auf der Pürsch gewesen zu sein, denn er saß etwas steif in einem großen Lehnstuhl, die Füße in weite Pelzstiefeln gehüllt, an dem oberen Ende der Tafel; doch war Graf Waldstein in früheren Tagen einer der ersten Jäger der ganzen Umgegend, und sein Schloß der Sammelplatz aller jagdbeflissenen Edelleute weit und breit gewesen. Jetzt hielt ihn leider die Gicht an die heimischen Räume gefesselt, doch liebte er es, unter seinem alten Wappenschilde sitzend — vier Löwen in geviertem Feld — sich der glücklichen Zeit zu erinnern, da er selbst wie ein König der Wälder die mährischen Forste durchstrich. Auch war sein Neffe, Karl von Würben, ganz in die Fußstapfen seines Oheims getreten. Er und der Schloßnachbar auf Deutsch-Rodolez, Graf Waldstein's Jugendfreund, waren nun die Hauptanführer des munteren Korps, das die Bauern der Umgegend nur mit dem Kollektivnamen der „wilden Jagd" zu bezeichnen pflegten. Nach gemachter Beute aber zog man meist auf Schloß Trebitsch ein, den Eigner durch die Erzählung der gehabten Jagdabenteuer für den Mangel an eigener Betheiligung zu entschädigen, wofür denn auch die Esse des Schlosses hoch aufloderte, und Graf Waldstein mit der ganzen Freigebigkeit, die ihm eigen, seinen wohlbestellten Weinkeller erschloß. Auch heute geschah dem so, wie immer; doch hatte einer der üblichen Gäste mit einem sehr unbestimmten Versprechen des Nachkommens sein Rößlein heimwärts gelenkt nach beendigter Jagd. Der Fehlende wurde augenscheinlich ungerne vermißt. „Wo nur Chraustenzki bleibt?" begann zuerst Rüdiger von Bergheim. — „Es ist die Frage, ob er überhaupt noch kommen wird," entgegnete, seinen Knebelbart streichend, Graf Ulrich von Z., scherzweise ‚im Bart' genannt. — „Es muß eine wichtige Ursache sein, die ihn abhält," bemerkte der alte Waldstein, den blinkenden Römer trotz der Gicht und trotz dem Verbote des Arztes an die Lippen setzend, „mir, seinem alten Jagdgenossen, nicht einmal Botschaft zu senden über das Warum seines Ausbleibens."

Alle schienen mehr oder minder mit der Lösung dieses Warums beschäftigt zu sein, nur Karl von Würben, am entgegengesetzten Ende der Tafel seinem Oheim gerade gegenüber sitzend, sagte nichts. Er nahm den Pfropf von einer Flasche, ohne einzuschenken, und setzte ihn dann wieder auf, wie Einer, der in der Zerstreuung handelt. Er war ein schöner, hoch aufgeschossener Jüngling von vier- bis sechsundzwanzig Jahren, blauaugig, blond, und doch von kräftiger, gebietender Gestalt, dem das Jagdkollet ungemein gut ließ.

Sein Nachbar, Robert von T., um zwei bis drei Jahre älter als er, schwarz und etwas gedrungen, mit einem Ausdruck von gutmüthigem Spott um Kinn und Lippen, stieß ihn an. „Ich habe sagen hören," flüsterte er, „es sei ein Werber um die schöne Kunigunde auf Schloß Rodolez eingezogen, ein Offizier aus dem kaiserlichen Heer." Wie angeschossen fuhr Karl von Würben herum, faßte sich aber schnell wieder; denn er schien die Regung verbergen zu wollen. „Wohlan, Glück zu!" sagte er, sich erhebend, „auf das Wohl des Fräuleins von Malowar!" Und hiermit füllte er den Römer bis zum Rand, und klingend stießen die Gläser aneinander; denn auf das Wohl der schönen Kunigunde verschmähte Keiner zu trinken, und selbst der alte Waldstein that Bescheid. Nun aber wurde des Lobs der Genannten kein Ende. Der Eine pries ihre schlanke Gestalt, und wie sie Alle überstrahle an Anmuth und Liebreiz; der Andere rühmte, wie sie eine flotte Jägerin sei, gleich gewandt mit Feuerwaffe und Jagdmesser. — „Und," meinte ein Dritter, „bei alledem wisse sie so züchtig am Rocken zu sitzen und sei geschickt in Allem, was weiblich." — „Nun," meinte Robert von Trebitsch mit einem Seitenblick auf seinen Nachbar, „sie wird wohl heute dem neuen Ankömmling den Abendtrunk bereiten, und darum ohne Zweifel ritt sie mit ihrem Ohm nach beendigter Jagd hinüber auf Schloß Rodolez. Aber vielleicht kömmt Chraustenzki noch, und bringt das Fräulein und auch den fremden Gast mit herüber. Schade, Graf Waldstein, daß Euer Hexenmeister nicht da." — Karl von Würben aber ergriff hastig die Gelegenheit, ein ihn beschleichendes unangenehmes Gefühl unter der Maske des Scherzes zu verbergen. „Ja, der Hexenmeister," sagte er, sich die Hände reibend, „der könnte uns auf ein Haar sagen, ob Chraustenzki noch kommt, damit der Rehziemer warm und eine Flasche vom Besten zurückgehalten werde." — „Du spottest, Karl," bemerkte verweisend der alte Waldstein. — „Ei, Ohm," entgegnete Karl, dießmal wirklich scherzend, „hat er Euch nicht prophezeit, daß Ihr dieß Schloß nicht verlassen würdet, bevor die Nachtigall schlägt? Liegt nicht der Schnee so hoch draußen, daß man meinen sollte, der Himmel wolle dem heiligen Hubertus zum Trotz Schloß Trebitsch in Blockadezustand versetzen, die Gicht nicht mit eingerechnet?" — „Höre, Waldstein, laß den Hexenmeister kommen," sagte Rüdiger von Bergheim. — „Ja, den Hexenmeister!" klang es durch den Saal. — Der alte Graf aber griff mit einer schmerzvollen Miene nach seinem gichtischen Fuß, dann überzog tiefer Ernst seine Züge. „Verlacht den Weisen nicht," sagte er, „hat er doch, wie Jedem bekannt, meinem Sixen seinen nahen, gewaltsamen Tod prophezeit." — „Und für diese Prophezeiung," entgegneten mehrere Stimmen zugleich, „muß er nun flüchtig gehen." — „Wer weiß," meinte ein Dritter, „wie es sich im Grund damit verhielt." — „Man muß," ergriff ein Waldstein zunächst sitzender alter Jäger das Wort, „die Zukunft, die uns durch die Weisheit Gottes verhüllt geblieben, nicht erforschen wollen."

Die Jüngeren, namentlich aber Karl von Würben, verlangten nur desto stürmischer nach Dem, den sie spottweise mit dem Namen des Hexenmeisters belegt. „Sachte, sachte," erwiederte Graf Waldstein, „meint ihr auch, daß der Doktor so leicht zu haben sei, absonderlich zu dieser nächtlichen Zeit, wo er seine astronomischen Beobachtungen macht und sein Horoskop stellt?"

In diesem Augenblicke öffnete sich kaum hörbar eine Ne-

benthüre, und eine lange Gestalt, in ein talarähnliches Kleid gehüllt, trat wie eine Erscheinung aus dem Jenseits unter die Zechenden. Eine Sekunde lang blieb die Gestalt, die ein Sternrohr und einen kleinen Globus in der Hand hielt, wie festgewurzelt stehen; ein geisterhafter Blick flog über die ganze Versammlung. Niemand lachte oder trank, es war plötzlich stille geworden. Man hätte an die versteinerten Ritter im Märchen denken mögen. Ein halb mitleidiges, halb verächtliches Lächeln zog über die bleichen Züge des Geheimnißvollen, dann grüßte er vornehm und wollte den Saal durchschreiten. Aber Graf Waldstein nöthigte ihn zu bleiben, indem er selbst den blinkenden Römer ihm füllte und ihn bat, an seiner Seite niederzusitzen.

Bei der Ansprache seines Wirths belebten sich die Züge des Geheimnißvollen; er that Bescheid und entschuldigte sich dann, daß er, nachdem er auf dem Schloßthurme seine Beobachtungen angestellt, in der Absicht, in sein Zimmer hinabzusteigen, sich nach einer entgegengesetzten Richtung verirrt. Darauf neigte er sich und wollte abermals gehen. Aber er hatte gesprochen, und als ob die menschliche Stimme die Zuhörer überzeugt, daß kein aus dem Grabe Erstandener, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut wie sie selbst vor ihnen stehe, — der Zauber, unter dem sie geschwiegen, war gelöst; leises Murmeln erhob sich; es wurde lauter, und endlich faßte der sarkastische Nachbar Karl's von Würben ein Herz. „Verehrter Doktor," sprach er, sich erhebend, „verlaßt uns nicht also, ohne uns ein Zeugniß Eurer Kunst abgelegt zu haben. Wir Alle wünschen zu wissen, warum der Edle Wilhelm Chraustenzli von Malowar, unser Jagdvater, heute Abend den Kreis seiner Anhänger gemieden, ferner, wer der fremde Besuch, der auf Schloß Rodolez eingezogen, und ob . . . und ob . . . doch," setzte er jovial hinzu, „Ihr zeigt uns vielleicht in Eurem Zauberspiegel Schloß Rodolez und das Fräulein von Malowar selbst, damit wir uns durch eigenes Anschauen überzeugen, ob der Eingezogene ein Brautwerber der schönen Kunigunde. Der Aufgeforderte schaute wieder mit seinem geisterhaften Blicke über die Versammlung hin, worauf eine Sekunde lang ganz dieselbe Stille eintrat wie zuvor, denn Niemand ist im Grunde abergläubischer als der Jäger. „Die Dinge, die da oben in den Sternen geschrieben," begann die sonore Stimme des Befragten, „sind es nicht zu Scherz und Kurzweil, meine Herren; außerdem habe ich das Horoskop des Herrn von Chraustenzli und seines Besuchers, sowie das des edeln Fräuleins nicht gestellt. Um die Nativität zu erforschen, muß ich Tag und Jahr der Geburt des Betreffenden kennen; denn," fügte er langsam und feierlich hinzu, „die edle Astrologie ist keine Marktschreierei, sie ist eine Wissenschaft, meine Herren. Alle menschliche Wissenschaft aber bedarf eines Gegebenen, einer konkreten Zahl, möchte ich sagen, um das Unbekannte, das X. in dem Kettensatze des menschlichen Daseins aufzufinden." — „Aber Ihr habt m e i n Horoskop gestellt," sagte der alte Waldstein, indem er das Glas des Sterndeuters zum zweiten Male füllte. Der Astrologe nickte. „Und auch das meinige," bemerkte muthwillig Karl von Würben. „Ich habe Euch unlängst gesagt, daß ich in der Nacht auf den ersten Mai, da Beelzebub seinen Umgang auf dem Brocken hält, geboren sei." — „Es ist die heilige Walpurgisnacht," entgegnete der Sterndeuter, ohne auf den Spott seines Interloquenten einzugehen, „und ich habe eben heute, da die Konstellation mir günstig, den Himmel um Euer Schicksal befragt. Außerdem seid Ihr der Neffe Graf Waldstein's, und ich kenne das ganze Geschick Eures Geschlechts, wie es die Katastrophe von Eger beweist." Ein unwillkürlicher Schauer ging durch die Versammlung, und Keiner vermochte zu scherzen bei der Erinnerung an das tragische Ende eines Mannes, dessen frisch vergossenes Blut noch laut um Rache rief, und der außerdem dem Schloßherrn auf Trebitsch verwandt. „Es muß doch Etwas an seiner Kunst sein," flüsterten Einige. — „Wohlan," sagte Karl von Würben, „so laßt auch mich mein Schicksal aus Eurem Munde vernehmen." Der Aufgeforderte zögerte. „Und fürchtet Ihr Euch nicht," sagte er, „den Schleier der Zukunft zu lüften?" Aber Schritte erklangen von der Treppe her; sie kamen näher, und weit that sich die eichene Flügelthür des Saales auf.

Eine breitschultrige männliche Gestalt, schon hoch in den Fünfzigen, doch frisch von Antlitz und noch kräftig von Haltung, der vollkommenste Gegensatz des armen geplagten Waldstein, trat herein. Hinter ihr folgte eine zarte Blondine, in dem knapp anschließenden Jagdhabit leicht und grazienhaft wie die Fee des Waldes anzusehen. Ihr Eintreten rief ein allgemeines Ah! halb der Freude, halb der Bewunderung, hervor. Sie neigte sich sittig, daß die blonden Locken über den jugendlichen Busen herabwallten, dann flog ihr dunkles Auge rasch die Reihen der Tafel entlang. Sie lächelte, denn sie war einem andern Blicke begegnet, und trat alsbald mit ihrem Oheim zu dem alten Grafen Waldstein heran. Chraustenzli aber schüttelte dem Freunde die Hand und brachte seine Entschuldigung vor. Er hatte unmittelbar vor dem Auszuge auf die Jagd einen unerwarteten Besuch bekommen. Dieser, bemerkte er bedeutsam, sei einstweilen inkognito hier, und nur die große Uebermüdung seines Gastes und dessen Bedürfniß nach Ruhe haben es ihm, Chraustenzli, und seiner Nichte möglich gemacht, während der Fremde schlummerte, noch für eine kurze Weile auf Schloß Trebitsch herüber zu kommen.

Jeder war neugierig, aber Keiner mochte fragen, und der alte Waldstein begnügte sich, den Händedruck seines ehemaligen Waidgenossen zu erwiedern.

So wurde das kurz vorher abgebrochene Gespräch bald wieder aufgenommen. Chraustenzli und Kunigunde schienen den Astrologen zu kennen und wurden von ihm mit Achtung begrüßt.

Karl von Würben aber bestand nun hartnäckig auf seiner Bitte um Vorhersagung seines Schicksals, wozu der Ausdruck auf Kunigundens Gesicht nicht wenig beizutragen schien. Sie war in der That erregt, ja angegriffen, und der feuchte Schimmer einer Thräne, ob der Freude oder des Kummers, das vermochte er nicht zu entziffern, dünkte ihm noch an ihrer Wimper zu hängen.

Der Sterndeuter erklärte sich bereit. Sobald aber das Fräulein von Malowar vernommen, wovon eigentlich die Rede, stimmte sie in die früher gemachte Bemerkung des alten Jägers mit ein, daß man Das, was der Himmel uns weise verborgen, nicht frevelhaft an's Licht zu ziehen suchen solle. „Die Dinge," sagte sie, „werden nicht vorausgesagt, weil sie geschehen, sondern sie geschehen, weil sie vorausgesagt werden. Hört mich, Herr von Würben," flehte sie, „ich will Euch eine einfache Geschichte erzählen:

„Wir hatten einst in meiner Eltern Haus eine alte Magd, die meine Amme gewesen. Sie pflegte uns zur Winterszeit, wenn wir zusammen mit der Kunkel beschäftigt waren, mit allerlei kurzweiligen Geschichten aus ihrem eigenen Leben zu unterhalten. Nun war — erzählte sie — den Meinigen einst vorhergesagt worden, daß an einem bestimmten Tage unser kleines Bauerngut ein Raub der Flammen werden würde. Mein Vater lachte der Prophezeiung, meine Mutter aber, als der Tag des Unglücks gekommen, hieß uns mit der Dämmerung zu Bette gehen, und verbot in dem ganzen Hause ein Licht anzuzünden. Selbst meinen Vater vermochte sie, sich ihrer Anordnung zu fügen. Nun traf es sich aber, daß ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der spät Abends herübergekommen, mit meinem Vater wegen eines kleinen Geschäfts Rücksprache zu nehmen hatte. Er kam auf den Hof, es war Winterszeit und fast dunkel. Er hatte unser Haus nur ein einziges Mal vorher besucht und schlug, um sich in dem Gehöfte zurecht zu finden, Licht mit Stahl und Schwefelfaden. Meine Mutter erschrak tödtlich, als sie die Hellung vor den Fenstern und dann den Besucher mit einem brennenden Kienspan eintreten sah. Mein Vater lachte abermals. Sei es aber, daß ein Stück des weggeschleuderten Schwefelfadens oder auch nur ein Funken des

Kienspans in das vor der Scheuer aufgeschichtete Stroh gefallen, in derselben Nacht brach das Feuer aus und griff mit solch' rasender Schnelligkeit um sich, daß die Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung ging."

„Seht, Herr von Würben, das ist eine wahre Geschichte," sagte die schöne Kunigunde, „ich bitte Euch darum inständigst, Ihr wollet ablassen von Eurem Begehr und den Himmel nicht versuchen." — „Das Fräulein hat eine fromme Seele," sagte der Astrologe, und blickte theilnahmsvoll zu Kunigunden und dann fragend zu Karl hinüber.

Während des Sprechens war diesem das junge Mädchen noch erregter erschienen, als vorher. Hatte er diese Erregtheit als Theilnahme an seinem eigenen Schicksal oder dem unerwarteten Eintreffen des Besuchs auf Schloß Rodolez zuzuschreiben?

Einen Augenblick noch schwankte er zwischen Widerspruch und Gewährung, aber es drängte ihn gerade jetzt, den Schleier der Zukunft, ein Gläubiger oder Verächter der Sternkunst — er wußte es selbst nicht mehr — zu lüften, und die Warnung Kunigundens von Malowar blieb unberücksichtigt. „Wohlan," sagte der Astrologe entschlossen, „Ihr wollt es, und ich widersetze mich nicht länger. So wisset denn, Freiherr Karl von Würben, daß Ihr in der dritten Woche von heute an Euern Tod in diesem Lande selbst durch einen Löwen finden werdet." Kunigunde erblaßte und war dem Umsinken nahe. Der alte Waldstein hielt sich die Hand vor die Augen, dann wandte er sich unwillkürlich nach dem ihm zu Häupten hangenden Wappenschilde um. Wie? sollten die Löwen seines Ahnherrn, Maximilian's von Waldstein, heraustreten aus ihrem Felde, ihm den eigenen Neffen zu zerreißen?

Einen Moment glaubte der Greis, die Prophezeiung habe ihn plötzlich wahnsinnig gemacht, aber bald scholl lautes Gelächter durch den Saal. „Durch einen Löwen?" sagte Rüdiger von Bergheim; „mein werther Doktor, Ihr scheint Euch besser auf die Sterne, als auf unsere irdischen Zustände zu verstehen; sprecht, wo gäbe es Löwen in Mähren?" — Der Sterndeuter zuckte die Achsel. — „Bei meinem Barte," meinte Ulrich von Z., „habt Ihr etwa eine neue Sündflut heraufbeschworen und eine zweite Arche Noah's bestellt, sich auf einer unserer mährischen Bergkuppen niederzulassen, um von da das Ungeheuer, das unsern Freund verderben soll, auszuspeien?" — Der Sterndeuter zuckte abermals die Achsel. „Ich kann nur wiedergeben, was geschrieben steht," sagte er, und schritt langsam den Saal entlang hinaus zu einer entgegengesetzten Thüre.

Karl von Würben sah ihm betroffen nach; er war sichtlich verstimmt, aber bald übertäubte das zunehmende Lachen seiner Jagdgenossen den momentanen Skrupel, und die lustigen Schwänke seines Nachbarn, Roberts von Trebitsch, über die Unwissenheit des anscheinend so gelehrten Mannes bewerkstelligten seine Rückkehr zu seiner gewohnten guten Laune. Nur Fräulein Kunigunde blieb träumerisch den ganzen Rest des Abends. Spät erst ging die Gesellschaft auseinander, nachdem der Astrologe sich lange schon in seine stille Klause zurückgezogen.

Nach der am 24. Februar 1634 zu Eger erfolgten Ermordung des von seinen Feinden gleich gehaßten, von seinen Anhängern gleich schwärmerisch verehrten Herzogs von Friedland, hatten sich unter den Letzteren laute und mächtige Stimmen erhoben gegen den Todesverkünder des Feldherrn, seinen Astrologen Seni. Diese Stimmen beschuldigten unverholen den Vertrauten des Herzogs, ein Instrument von feindlicher Seite, ein Mitschuldiger zu sein an dem begangenen Verbrechen.

Seni floh, aber er floh wie ein Geächteter, bis Graf Waldstein, ein Verwandter des Ermordeten, ihm ein Asyl bot. Vom Schloß Trebitsch aus, so gedachte der Astrologe, vermöge er, wenn erst kurze Zeit verflossen, und der Strom neuer Ereignisse den Tod Wallenstein's in den Hintergrund gedrängt, — sein Vaterland Italien mit größerer Sicherheit zu erreichen.

Mehrere Monden bereits hatte er die Gastfreundschaft, und wir müssen sagen auch die Achtung Graf Waldstein's genossen, der sich gerne hie und da in ein vertrautes Gespräch mit ihm einließ. Nur dem jungen Herrn von Würben war er in seiner absonderlichen Tracht und mit seinem geheimnißvollen Wesen von Anbeginn ein Gegenstand des Spottes gewesen.

Dessenungeachtet, als der lärmende Jagdtroß Schloß Trebitsch verlassen, als Karl sein Zimmer betrat, sich zur Ruhe zu legen, bemeisterte sich seiner ein mehr als peinliches Gefühl. Das Wappen Maximilian von Waldstein's, das über dem Karnieß des Kamins angebracht, in dem eichenen Wandgetäfel ausgeschnitzt war, erfüllte ihn mit einem Gefühl, nicht der Furcht, aber des Unwillens; er hätte die Prophezeiung am liebsten sogleich vergessen. Je mehr er sich jedoch Mühe gab, seine Gedanken auf Anderes zu lenken, desto weniger gelang es, und nach langer Schlaflosigkeit träumte ihm schwer und bang, wie er im Kampf mit einem riesigen Löwen, der ihn zu Boden geworfen, zu unterliegen begann. Hierauf erwachte er plötzlich, um nicht wieder einzuschlummern. Der alte Waldstein lag nicht weniger schlaflos, indem er die blutige Gestalt Friedlands an seiner von Schmerz und Wein erregten Phantasie vorüberziehen sah. Seni, der Astrologe, aber war abermals auf den höchsten Thurm des Schlosses gestiegen, und schaute, sein Sternrohr erhoben, trotz der Nachtkälte nach dem Himmel hinauf, an dem ihm die Menschengeschicke geschrieben standen.

II.

In einer der Fensternischen auf Deutsch-Rodolez stand am nächsten Morgen ein sehr junger Mann. Er schaute in die vom Schnee bedeckten Gefilde hinab, und dann hinüber nach den Schloßthürmen von Trebitsch, denn die Gegend schien ihm wohlbekannt, jeder Baum und Stein ihm ein alter Freund.

Lange stand er so, sich in seinen Erinnerungen ergehend, und als habe er über denselben die Gegenwart und seine nächste Umgebung schier vergessen, da flog die Thüre auf, und herein schwebte Kunigundens Gestalt im weißen Morgenanzug, ein grünes Band um die wallenden Locken, die Lippen vom frischesten Roth, als wolle sie das Bild der durch ein Wunder der Natur mitten im Winterschnee erblühten Frühlingsrose versinnlichen. Der junge Mann wandte sich und streckte ihr beide Hände entgegen. „Ei, Gunda", rief er, „bist Du endlich da, Langschläferin? sieh', selbst die Novembersonne hat sich bereits hinter den Wolken hervorgemacht, und lugt herein Dich zu beschämen." — „Ach, Egon, vergib," sagte das Mädchen, „daß ich auch gerade heute am ersten Morgen unseres Zusammenseins mich versäumen mußte, aber ich habe so unruhig geschlafen." — „Armes Kind," entgegnete der Jüngling, „meine unerwartete Ankunft hat Dich wohl zu sehr aufgeregt; daß ich auch nicht schrieb! aber sieh', gesagt, gethan, das ist so Soldatenmanier, und ich konnte nun einmal der Lust nicht widerstehen, Dich wieder zu sehen. Das Mädchen ließ die Hände des Jünglings los. „Die Freude," sagte sie, ihren blonden Lockenkopf wiegend, „verjagt mir niemals den Schlaf, sie ist im Gegentheil ein sanftes Ruhekissen." — „So hast Du geträumt?" entgegnete der Jüngling, „komm', erzähle mir, Gunda," und er führte sie auf einen Sitz und küßte leise ihren rosigen Mund, und sie ließ es geschehen.

Nun kam auch Chraustenzki herzu, und sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem schönen Paar. „Na, das ist ein Bild, an dem ich meine Freude habe," sagte der Jäger, „hat doch der Gedanke an den lieben Gast das Schmalthierchen endlich vom Lager aufgescheucht." Egon strich Kunigundens Haare aus der weißen Stirn und küßte sie abermals. „Ach, schmält mir mein Mädchen nicht, gestrenger Herr," bat er scherzend, „Gunda hat einen bösen Traum gehabt." — „So? doch nicht von den Löwen des Sterndeuters?" entgegnete Chraustenzki. — „Das nicht, Oheim, aber von dem

Häuschen der Amme und von einer mächtigen Feuersbrunst," und nun erzählte sie Egon die gestern mit angehörte Prophezeiung bei dem Jägermahle auf Trebitsch. „Wäre ich doch Abends bei Dir geblieben," sagte sie, sich an ihn schmiegend, „wie ich gewollt, dann würde mir die häßliche Geschichte jetzt nicht im Kopfe herum gehen. Der arme Herr von Würben!" Egon drohte mit dem Finger. „Gundchen, Gundchen," sagte er, aber dann versicherte er sie, es sei pure Narrethei mit aller Prophezeiung, und der Sterndeuter habe den jungen Herrn, den er, Egon, übrigens nicht kenne, nur ängstigen wollen. Kunigunde hörte zerstreut zu. „Aber Oheim," wandte sie sich endlich an Chraustenzli, „soll denn Egon wirklich einstweilen inkognito hier bleiben, und sollen auch Graf Waldstein und .... sein Neffe nicht mit in's Geheimniß gezogen werden?" — „Höre, Gunda," entgegnete Chraustenzli mit einem Ausdruck von Strenge, der ihm sonst nicht gerade eigen, „ich habe Dir meine Gründe gesagt; so lange ich etwas geheim halte, halte ich es ganz geheim; nur ihr Frauen habt überhaupt öffentliche Geheimnisse, ein Mann redet oder schweigt. Uebrigens, was den Grafen Waldstein betrifft, so theile ich ihm die Sache vielleicht dennoch mit. Jetzt aber will ich einen Augenblick hinüber auf Trebitsch, zu sehen, wie mein alter Freund die Nacht verbracht; er hat Dir zu Ehren, Gunda, gestern ein wenig zu viel des Guten gethan," und damit schritt er nach der Thür. Kunigunde und Egon blieben schäkernd neben einander stehen.

Auf Schloß Trebitsch aber herrschte eine eigenthümliche Stimmung. Man hatte am Morgen, nachdem Waldstein und sein Neffe ihn vergebens beim Frühstück erwartet, das Zimmer des Sterndeuters leer, ihn selbst aber nirgends ge-



Die Prophezeiung Seni's.

funden. Ein auf dem Tisch zurückgelassenes Blatt dankte dem Grafen für seine Gastfreundschaft und sagte ihm Lebewohl, ein Zeichen, daß der Unheimliche wirklich weiter gewandert; und doch waren alle Zugänge des Schlosses am Morgen wohl verwahrt, und nirgends ein Zeichen eines gewaltsamen Durchbruches zu finden gewesen. Dazu war es fast unmöglich, bei der herrschenden Kälte und dem in der Nacht gefallenen Schnee, obenein für einen Italiener, auch nur eine halbe Meile Wegs zu Fuß zurückzulegen. Wo aber hätte Seni Reit- oder Fahrgelegenheit gefunden?

Der Stallknecht auf Trebitsch hatte alle Rosse seines Herrn, jedes Vehiculum des Schlosses, von dem Staatsreisewagen bis auf den Jagdschlitten des Junkers in Augenschein genommen; Nichts fehlte, Alles war in Ordnung. „Der Kerl ist des Teufels," sagte Karl von Würben, der der Inspektion mit beigewohnt, worauf er sich in das Schlafzimmer seines Oheims zurück begab, den erwarteten Bericht abzustatten. Er fand den alten Herrn vor dem noch unberührten Frühstück mit Wilhelm von Chraustenzli im Gespräch. „Ich sage Dir, Waldstein," remonstrirte der Jagdvater, „Du hättest meinem Rathe folgen und dem Burschen gleich Anfangs die Thüre zeigen sollen. Wenn ich auch kein großes Gewicht lege auf seine Prophezeiung, so erinnerte er mich in seinem sonderbaren Aufzug doch von vorn herein an den Uhu." — „Wenn nur der Nachtvogel sich nicht, irgend ein Unheil brütend, im Schlosse selbst verborgen," meinte Karl von Würben; „Ihr solltet nur die Furcht der Dienstleute sehen, Herr von Chraustenzli, ich hörte, sie haben beschlossen, abwechselnd Nachtwache zu halten." Chraustenzli lächelte. „Nein," sagte er, „der Doktor hat in den Sternen gelesen, oder, mich des Volksausdrucks zu bedienen, es hat's ihm sein kleiner Finger gesagt, daß Du, Karl, und mehr noch Deine

Jagdgenossen ihn wegen des schlechten Scherzes von gestern auf's Korn genommen, — und da er weiß, daß die von der ‚wilden Jagd' sammt und sonders gute Schützen sind," — Karl von Würben lachte, — „so hat er eben uns unbekannte Wege gefunden, das Weite zu gewinnen," ergänzte der alte Graf Waldstein, den diese Erklärung Chraustenzli's ungemein sowohl in Bezug auf die Prophezeiung selbst, als wegen des ganzen Vorfalls überhaupt zu beruhigen schien. Auch Karl von Würben dankte dem Jagdvater im Stillen. „Auf alle Fälle, Karl," sagte Graf Waldstein, „verlange ich Dein ritterliches Versprechen, während der nächsten drei Wochen nicht mit auf die Jagd auszuziehen." — „Aber Oheim." — „Gut ist gut, und besser ist besser," entgegnete Waldstein, „und was Deine Besorgniß anbelangt, etwa für lächerlich oder furchtsam gehalten zu werden, so will ich selbst die ‚wilde Jagd' von meinem ausdrücklichen Wunsche in Kenntniß setzen." — „Kunigunde und ich," fügte Chraustenzli hinzu, „kommen dann, wie gewöhnlich, nach gethanem Waidwerk herüber, und wenn es uns gelingt, einen Löwen in den mährischen Forsten zu erlegen ..." — „So mache ich mich anheischig, ihn mit Haut und Haaren zu verzehren," sagte Karl von Würben — und versprach. — Wilhelm von Chraustenzli empfahl sich und verließ das Schloß.

Jeder erste Eindruck stumpft sich etwas ab, so, gleich nachdem Karl von Würben einmal darüber geschlafen, der der Prophezeiung.

Schon am zweiten Abend nach dem Vorfall, als er sich zur Ruhe begab, erschienen ihm die Löwen an dem Karnieß des Kamines und in dem ausgeschnitzten Wandgetäfel nicht viel anders als ganz gewöhnliche Verzierungen, und am dritten schalt er sich einen einfältigen Jungen und fing an sein Versprechen zu bereuen.

Aber Kunigunde kam des andern Tags in einem Auftrage ihres Oheims herüber, und auch Robert von Trebitsch hatte sich eingestellt. Er machte seine gewöhnlichen Späsße, wenngleich ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß sie nicht von Herzen gingen.

Nach Verlauf von einigen Stunden begleitete Karl Kunigunde zurück auf Deutsch-Rodolez. Sie war lauter Hingebung und Vertrauen, und er fing an etwas weniger beunruhigt zu sein wegen des angeblichen Bewerbers. Mehr als einmal wollte er nach dem Unbekannten fragen, sich nach seinem Namen und Stand, seinem Begehren erkundigen, aber dann hielt ihn eine zarte Scheu wieder zurück. Er fürchtete seine Eifersucht zu verrathen, in den Augen Kunigundens zu verlieren, und dadurch auf alle Fälle jeder Hoffnung verlustig zu gehen. So beschloß er bei sich, den Ablauf der verhängnißvollen drei Wochen abzuwarten.

Die Zeit rauschte auf Flügeln dahin und doch schien sie ihm träge zu schleichen; sein Herz bangte nach Entscheidung. Seine Freunde unterließen nicht, ihn wegen seiner Enthaltsamkeit von der Jagd zu necken, aber Karl war niemals friedfertigerer Natur gewesen als gerade jetzt, und er ertrug ihre mitunter provozirenden Späsße mit Geduld. So rückte der vorletzte Tag der dritten Woche heran. Auf den folgenden Morgen hatte ein benachbarter Edelmann eine große Jagd veranstaltet, zu der alle Jäger der Umgegend, auch Chraustenzli mit seiner Nichte und Karl von Würben geladen waren. Schon am Abend war Karl unruhig, es war ihm noch nie so schwer geworden, sein Wort zu halten. Flehentlich bat er den Grafen ihn desselben zu entbinden; selbst Chraustenzli meinte scherzweise, da die Sündflut ausgeblieben, so werde ja auch nun von dem Löwen aus der Arche Noah's nichts mehr zu befürchten sein. Der alte Waldstein schüttelte den Kopf; auf ihn hatte nun einmal die Katastrophe von Eger einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Den Ausschlag aber gaben die Bitten der schönen Kunigunde. „Versucht den Himmel nicht, Herr von Würben," flehte sie, „und vielleicht, daß er Euch günstig ist. Ihre beredten Augen leuchteten so mild, ihre Stimme zitterte so bewegt, es lag eine solche Innigkeit in ihrem Wesen, daß Karl, im Widerspruch mit seinem ersten Verlangen, den Tag an ihrer Seite zuzubringen, vielmehr ein Glück darin fand, zu entsagen.

Am Morgen, so lautete die Absprache, sollte die „wilde Jagd" sich auf dem Schloßhofe von Trebitsch versammeln, um von da zu der übrigen Waidgesellschaft zu stoßen. Graf Waldstein, der in der That das Zimmer nicht verlassen konnte, hielt sich mit seinem Neffen in demselben Rittersaale auf, in dem die verhängnißvolle Prophezeiung von den Lippen des Astrologen geflossen. Der genannte Saal machte Front nach dem Schloßhof. Graf Waldstein hatte seinen Sessel an ein mittleres Fenster bringen lassen; den Platz unter dem Wappenschilde, — es zierte gegenüber einem der Eckfenster eine Seitenwand des Saales, — hatte Karl von Würben eingenommen. Von da aus hatte er die beste Aussicht auf das große Schloßthor, und er wollte, da er auf die Freude des Zusammenseins hatte verzichten müssen, Kunigunden auf ihrem leichtgebauten Rosse wenigstens einreiten sehen, sich für seine Enthaltsamkeit einigermaßen zu entschädigen.

Schon hielten Rüdiger von Bergheim, Ulrich im Bart und auch Robert von Trebitsch mit Mühe nur ihre ungeduldigen Rosse im Zaum. Auch Wilhelm von Chraustenzli hatte bereits, mit dem Hirschfänger die pelzverbrämte Mütze berührend, einen soldatischen Gruß herauf gesandt; der Schloßhof füllte sich mehr und mehr, und doch war Kunigunde noch nicht erschienen. Ungeduldig schaute Karl hinab, da endlich sprengte in muthwilligem Galopp das Fräulein von Malowar daher. Eng schmiegte sich das dunkelgrüne Sammetkollet an die zierliche Form, von dem Reiterhute wehte die schwankende Feder, und in dem silbernen Bügel ruhte der niedlichste Fuß. Der weiße Zelter aber schien sich seiner schönen Last bewußt, und wiegte kokettirend den feingebauten Kopf.

Doch Kunigunde von Malowar war nicht allein. An ihrer Seite ritt ein schmucker Jüngling, den der hohe Reiherbusch mit der blinkenden Agraffe, die Tigerschabracke auf dem glänzenden Rappen, und vorab der eigene herrliche Wuchs vor allen Uebrigen auszeichnete. Er koste und schäkerte mit Kunigunden; die beiden Rosse neigten spielend ihre Köpfe zu einander. Wilhelm von Chraustenzli ritt von einem Jagdgenossen zum andern. Alle kamen den jungen Mann zu begrüßen, und die Meisten reichten auch dem Fräulein von Malowar wie zum Glückwunsche die Hand.

Einen Augenblick stand Karl von Würben wie eingewurzelt auf der Stelle. Aber die Fanfaren erklangen, und es entstand jene Bewegung unter den Harrenden, welche jedem Aufbruch voranzugehen pflegt. Hatte er in seiner Bestürzung es übersehen, oder hatte das Fräulein von Malowar in der That nicht einmal nach den Fenstern geblickt? Karl von Würben wußte es nicht; er erkannte sich selbst nicht mehr. „Laßt mich hinaus, Oheim!" rief er im höchsten Affekt, „laßt mich nur heute hinaus, oder bei Gott! .." Graf Waldstein, weit entfernt die eigentliche Ursache von Karl's plötzlicher Aufregung zu errathen, versuchte ihn zu beschwichtigen, aber schon war der Junker von Würben an der Thür. Er fand sie von Außen verschlossen. Die Dienstleute des Hauses, dem Junker von Herzen zugethan, hatten an diesem letzten Tag der verhängnißvollen Prophezeiung, ob mit oder ohne Vorwissen des Grafen, ein Komplott zur Erhaltung seines Lebens geschmiedet. Mit Riesenkraft versuchte Karl die Pforte zu sprengen, die zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Wünsche sich befand, aber die eichene Thür aus vergangenen Jahrhunderten trotzte selbst seiner mehr als gewöhnlichen Muskelstärke. Zitternd vor Zorn eilte er nach dem Fenster zurück. Das Hifthorn erscholl, und aushoben die Rosse, als zöge die „wilde Jagd" aus der Sage wirklich von dannen. Kunigunde wandte einen Augenblick das Haupt, und ihr Auge glitt flüchtig die Fassade des Schlosses herauf. Sie hatte Karl von Würben hinter der Fensterbrüstung nicht entdeckt. Aber ihr Begleiter drehte sich in

demselben Moment in dem Bügel und salutirte, wie Chraustenzki gethan, mit der Spitze des Hirschfängers hinauf.

Karl war außer sich. Wie? Hatte Kunigunde ihn nur darum am gestrigen Abend mit allem Zauber, der ihr in Blick und Stimme zu Gebote stand, beschworen, den heutigen Jagdzug nicht zu begleiten, damit sie selbst mit dem Fremden desto besser allein sei? und hatte dieser, vielleicht bereits mehr als sein Nebenbuhler, ihn nun verhöhnt? Bebend vor Wuth, und mit den Worten: „verfluchtes Thiergeschlecht“, schlug er mit der Faust in das Wappenschild Maximilian's, von Waldstein und sank dann, wie mit sich selbst zerfallen, auf den nächsten Sitz.

(Schluß folgt.)

Im Harze.

Von

H. Bauer.

Wer da wissen will, was es heißt, einmal wieder allen Staub des Alltags- und Berufslebens abzuschütteln, um wieder einmal als rechter, wahrer Mensch in der schönen Natur dazustehen, der versäume nicht, folgendes Rezept in Anwendung zu bringen:

Wenn die schöne Pfingstzeit naht, so nimm Dein Ränzchen oder Reisetäschchen und packe hinein ein Hemd oder zwei; dann kaufe Dir einen tüchtigen Stock um einige Kreuzer, nimm Abschied von Deinen Freunden, oder auch nicht, was eigentlich vorzuziehen ist, da es einen eigenen Reiz hat, das Bewußtsein nämlich, daß Niemand errathen kann, wo Du bist. Auf diese Weise also verschwinde auf vier bis sechs Wochen und mache eine Fußtour in irgend einen schönen Winkel der Erde, und gewiß, Du wirst nach dieser Zeit als anderer Mensch heimkehren und sogar, wenn Du von der Natur nicht ganz vernachlässigt bist, was ich nicht hoffen will, unterwegs hie und da in Versuchung gekommen sein, Deinen Gefühlen in gebundener Schreibweise Luft zu machen, was ich Dich aber um Deiner und anderer Leute willen sorgfältig geheim zu halten bitte.

Damit Du aber nicht meinest, ich spreche nur so im Allgemeinen, lieber Leser, so bitte ich Dich freundlich, Dich einmal von mir auf einer kleinen Tour begleiten zu lassen, wir wollen dann sehen, ob Du mir nicht Recht gibst. Somit wäre nur noch zu bedenken, wohin wir unsere Schritte lenken wollen. Wir sind bald entschieden; für Einen, der so recht ungestört die Reiselust genießen will, weiß ich ein schönes, heimeliges Stückchen Erde, wo er so recht für sich allein sein kann, ich meine den Harz. Wen einmal seine finstern Wälder, seine bemoosten Ruinen, seine muntern Bergwasser mit ihren Sagen und Geschichten in ihren Zauberkreis aufgenommen haben, der wird sich vollständig zurückversetzt fühlen in die Zeit, da noch Wodan's Altäre im heiligen Haine rauchten, und das Volk in scheuer Ehrfurcht im geweihten Kreise stand. Dazu noch die schwarzen Köhler am rauchenden Meiler, über die wir in anmuthigen Kindermärchen einst so viel Schönes und Schauriges gehört. Also schnell entschlossen.

Wir packen in oben beschriebener Weise unsere Taschen, schieben noch H. Heine's Harzreise ein, und da wir heute bloß auf dem Papiere reisen, so befinden wir uns ohne Weiteres in Harzburg im Oberharze. Da aber eben der langweilige Winter abgereist, so gefallen unsern frühlingsdurstigen Augen die engen, finstern Schluchten, die schwarzen Tannen- und Fichtenwälder dieses Gebirgstheiles nicht, und wir wenden uns daher unverzüglich den lieblichen Landschaften des Unterharzes mit ihren saftig-grünen Laubwäldern, ihren springenden und hüpfenden Bächlein zu, und treten damit aus dem unheimlichen Bereich des Hexen- und Teufelsspuks in das heimlich lauschige Gebiet der Zauber- und Feenmärchen, und dem schönsten Punkte dieses Märchenreiches wenden wir unsere Schritte zu; denn das nächste Ziel, auf das wir losstreben, ist der Ilsenstein, von dem Dir die Sage und ihr Vertrauter, H. Heine, gar Wundersames zu erzählen weiß. Der Ilsenstein ist ganz passend gelegen, um die verschiedenen Typen des Harzgebirges ganz zur Anschauung kommen zu lassen, denn er liegt genau auf der Grenze zwischen dem Ober- und Unterharz, zu welch' Letzterem er gerechnet wird.

Aber wir stehen ja noch in Harzburg auf der Straße, und da es Abend ist, müssen wir uns doch nach einem Nachtquartier umsehen, und der Gasthof auf dem Burgberg, welchem die Ehre unseres Besuches zu Theil werden soll, ist nicht so groß, daß wir nicht Grund hätten, uns zu beeilen, wenn wir noch Platz finden wollen. Also vorwärts! Aha, die Fahne auf dem Gasthause ist noch aufgesteckt und zeigt uns damit an, daß noch Betten für uns frei sind, nun ist's gut. Vom Gasthofe aus genießen wir die prächtigste Aussicht auf beide Theile des Harzes und blicken hinaus auf die dämmernden Berge, hinein in die dunkeln Thäler, bis der volle Mond zwischen den schwarzen Tannen aufsteigt und uns zur Ruhe mahnt, denn am andern Morgen in aller Frühe wollen wir den Weg zum Ilsenstein antreten.

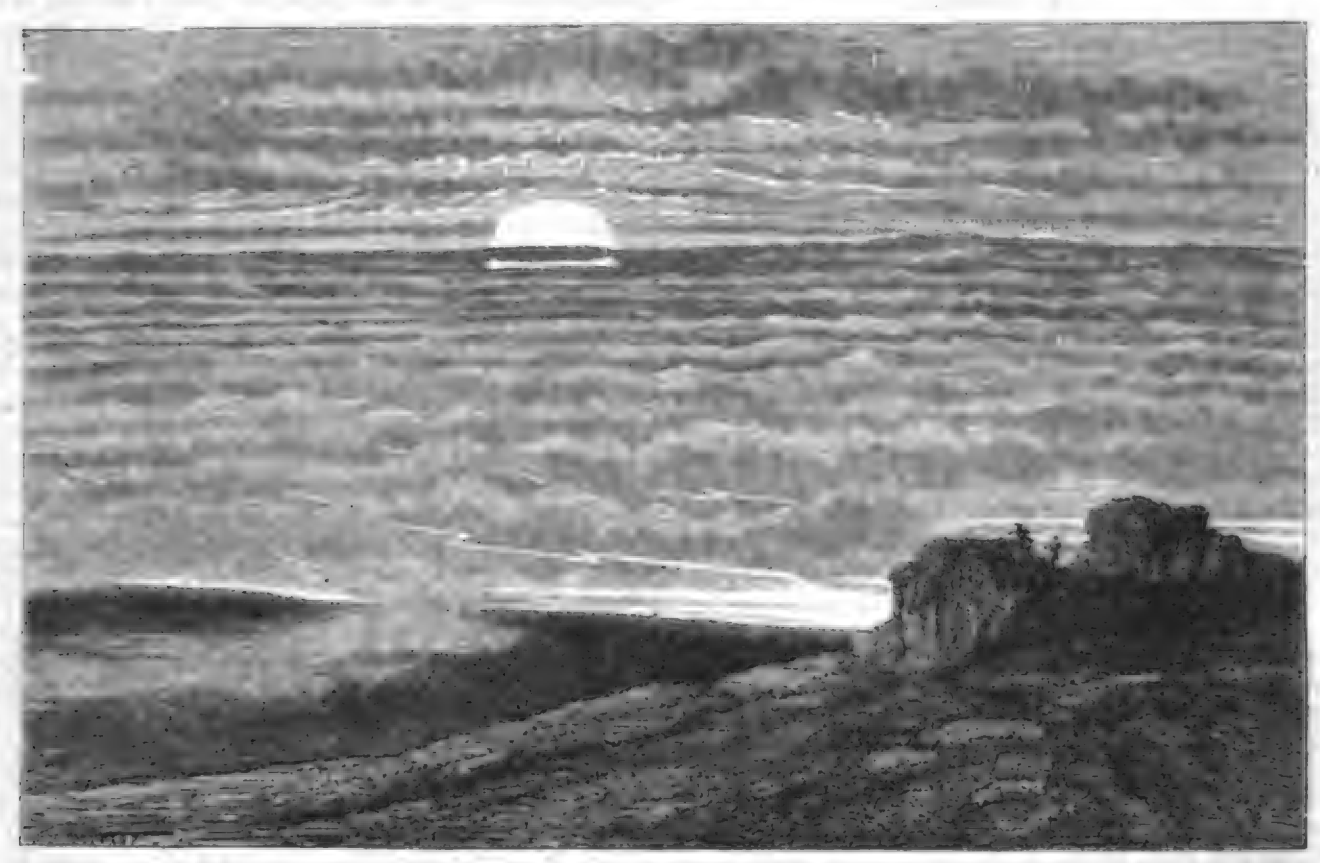
Das Erste, was man an einem solchen Morgen thut, ist, daß man an's Fenster läuft und mit bangem Herzen hinausschaut nach dem ärgsten Tyrannen der Reisenden, dem Wetter; gestern hat's ein schönes Abendroth gegeben, wir öffnen daher mit den besten Hoffnungen den Laden, und siehe da, sie sind auf's Glänzendste erfüllt, denn eben steigt die Sonne prächtig hinter den Hügeln auf, und vor ihr fliehen scheu ein paar kleine Wölkchen, wie Nachtgespenster, die sich verspätet haben.

Nach einem frugalen Frühstück geht's hinaus in die frische, thaubeperlte Landschaft. Von dem Gipfel des bewaldeten Burgberges, auf welchem einst Kaiser Heinrich IV. eine Zwingburg für die Sachsen angelegt, die aber dieses freiheitsliebende Volk bald wieder gebrochen hat, steigen wir an den Rabenklippen vorbei hinab in das Eckerthal auf die Landstraße. Wir überschreiten das munter über Kiesel und Steine dahinspringende Flüßchen, das uns viel Abenteuerliches erzählen könnte, wenn wir seine Sprache verstünden, und treten, nachdem wir eine freundliche, von Bäumen begrenzte Wiese überschritten, in das schattige Dunkel eines Waldes, von wo aus wir nach einer halben Stunde das Städtchen Ilsenburg erreichen, wo wir einen Führer finden, der uns den Fußweg auf den Ilsenstein zeigt. Die Ilse, welche wir überschreiten, ist ein munteres, neckisches Bergwasser, ein wahrer Kobold; vom Brocken an, auf dessen Ostseite sie entspringt, hüpft und tanzt sie, fortwährend kleine Wasserfälle bildend, über Granitblöcke und Geröll neben der Landstraße dahin, in ihrem oberen Laufe von Nadelhölzern, weiter unten von schattigen Buchen eingefaßt. Nachdem wir etwa drei Viertelstunden durch Gebüsch und Wald gestiegen, stehen wir auf dem Gipfel des Ilsensteins, der, 320 Fuß hoch, steil nach der Landstraße hin abfällt. Wir stehen auf der Spitze eines ungeheuren Granitblocks. Der Anblick, den wir von hier aus genießen, ist ein wunderbar anregender; wenn vor uns der finstere Brocken mit seinem kahlen Scheitel, und die schwarzen Nadelwälder des Oberharzes ein gewissermaßen melancholisches Gemälde entrollen, so wird dieser Eindruck wieder gemildert durch einen Blick hinab auf die muntere, neckische Ilse mit ihren heitern Sprüngen von Fels zu Fels, während ihrerseits die Phantasie beschäftigt ist, den phantastischen Gestalten einzelner Felsnadeln im Thale unten bestimmte Züge und Formen abzugewinnen, wie sie eben für diesen schaurigheitern Platz passen, denn wir stehen auf einem von der Sage vielfach gefeierten Boden, und wenn Du mich fragst, so will ich Dir das Märchen erzählen.

Es soll nämlich nach der Sage auf dem Gipfel des Felsbrockens in urgrauen Zeiten — oder, um als echter Märchenerzähler anzufangen: Es war einmal ein König, der auf dem Ilsenstein in einem schönen Schlosse wohnte. Es hieß

aber dieser König Ilsan, und hatte ihm Gott ein gar wunderliebliches Töchterlein beschieden, das den Namen Ilse erhielt. Jedermann war dem Kinde gut; denn wie sein Antlitz und seine Gestalt lieblich waren, so war auch sein Herz und Gemüth bestellt, also, daß die äußere Wohlgestalt nur ein Wiederschein der innern Schönheit zu sein schien. Da sie aber zur blühenden Jungfrau herangewachsen, da waren ihr zwar immer noch alle Leute gut, aber in ganz anderer Weise, was nämlich die eine Hälfte des Menschengeschlechtes, so sich die stärkere nennt, betrifft. Darüber ergrimmte eine böse Zauberin, welche in den finstern Tannenschluchten des Oberharzes ihr unheimliches Wesen trieb, denn sie war der armen Ilse gram ob ihrer Schönheit. Als nun die schöne Prinzessin eines Tages am Ufer des muntern Flüßchens lustwandelte, das am Fuße des Schloßfelsens vorbeiplätschert, da ließ die böse Fee plötzlich durch Zauberkunst das Wasser des Baches so anschwellen, daß die arme Ilse, die sich in dem engen Thal nicht helfen konnte, ertrinken mußte, das Schloß aber, das auf dem Felsgipfel stand, verzauberte das Weib so, daß es fürder für Jedermann unsichtbar blieb, und nur hie und da von einem Sonntagskinde, das sich einsam da herauf verirrt, erblickt wird. Tief aus dem Bauche des Felsens herauf aber hört man manchmal einen Hahn krähen, ehe das Schloß sichtbar wird. Solchen Leuten läßt sich auch hie und da die schöne Ilse sehen, wie mir von völlig glaubwürdigen Köhlersleuten einst versichert wurde. Denen das begegnet, das sind aber ausgemachte Glückskinder, und auch wir wollen nicht versäumen nach ihr zu lauschen. Solche führt sie dann durch einen plötzlich sichtbaren Eingang in den Ilsenstein, wo in prächtigen Gewölben unermeßliche Reichthümer aufgestapelt sind; von diesen Schätzen darf sich der Glückliche alle Taschen füllen. So offenbart sich auch jetzt noch das gute Herz des Königskindes.

Daß es auf diesem Felsen nicht ganz richtig ist, das gestehen selbst die prosaischsten Naturforscher zu, denn Keiner von ihnen wird läugnen, daß auf ihm die Magnetnadel östlich



Ein Gewitter auf dem Brocken.

und westlich, auf der Spitze selbst aber südlich abweicht; daß daran die Prinzessin Ilse schuld ist, versteht sich von selbst. Als weitere Merkwürdigkeit befindet sich auf dem Gipfel des Felsens ein hohes eisernes Kreuz, welches Graf Anton Stolberg dem Andenken einiger in den Freiheitskriegen gefallener Freunde errichten ließ.

Aber jetzt ist es Zeit, daß wir auch an unsere irdische Hälfte denken, weßhalb wir die mitgenommenen Flaschen nebst sonstigen angenehmen Gegenständen auf dem Rasen auspacken und alsbald ein Banket improvisiren, bei welchem wir auch der holden Ilse zutrinken, ohne daß sie übrigens erscheint. Nachdem wir gehörig ausgeruht, setzen wir unsern Weg nach dem Brocken fort, wobei es uns fast unheimlich wird, da wir den Namen Schierke auf einem Wegweiser lesen; denn als Leute, welche in Goethe und somit auch im Faust belesen sind, wissen wir sofort, daß wir jetzt die Hexenregion betreten haben. Hexen begegnen uns nun zwar keine, dafür aber andere Wesen, welche die Aufgabe jener nunmehr ausgestorbenen Zunft, den Menschen zu schikaniren, übernommen zu haben scheinen: wir meinen die Bettelkinder, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet.

Doch drängen wir uns endlich durch diese Schaar hindurch und gelangen an die breite Fahrstraße, welche sich um den finstern Brocken windet. Bald sind wir oben und laben uns, nachdem wir uns gestärkt, an der herrlichen Aussicht, die uns bei dem prächtigen Wetter die Thürme von Magdeburg, Leipzig, Erfurt, Gotha, Kassel, Göttingen, Hannover, Braunschweig und Stendal sehen läßt. Hierauf betrachten wir die Merkwürdigkeiten mittelalterlichen Angedenkens, welche sich oben auf dem Scheitel des Berges finden, die Hexenschüssel, die Teufelskanzel, den Hexenaltar ꝛc. Doch während wir eben auf der Teufelskanzel stehen, wird es uns, die eben noch über solche Dinge gelächelt, selbst ganz abergläubisch zu Muthe, da wir auf einer dem Berge gegenüber lagernden Nebelwand einige riesenhafte Schattengestalten gewahr werden, welche deutlich sich bewegen, bald größer, bald kleiner werden,

alle möglichen ungeheuerlichen Formen bilden und endlich verschwinden. Zum Glück sind wir sehr fein gebildete Leute und geben einem ängstlich herbeigeeilten maître tailleur aus Berlin, nachdem wir uns vorher heimlich selbst von unserem Schrecken



Der Ilsenstein.

erholt, folgende Erklärung: „Jene Erscheinung, welche Sie so zu ängstigen scheint, Werthester, steht nach neuesten Forschungen durchaus in keinem Zusammenhang mit der Walpurgisnacht, sondern entsteht, wenn die Sonne in gleicher Höhe mit dem Brocken sich befindet und auf der entgegengesetzten Seite unten in den Thälern Nebel aufsteigen, indem die

Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand wirft, an der sich nun abenteuerliche Gestalten bilden, wie Sie sehen. Genannt aber wird dieses Phänomen oder Abenteuer „das Brockengespenst“. Guten Abend.“

Beruhigt entfernt sich der Berliner, und auch wir legen uns bald zur Ruhe, um den Sonnenaufgang nicht zu versäumen. Aber beim Erwachen, welcher Schrecken! Ein abscheuliches Wetter hat sich zusammengezogen, ein Gewitter im Frühling, und dazu noch so in der Frühe, welche Impertinenz! Doch getrost, der Vorhang geht auf, und wir wollen das Stück erst beurtheilen, wenn es über die Bühne gegangen. Die Wolken haben sich im Thale zu einer finstern, drohenden Masse zusammengezogen, und gleichen einem schwarzen wilden Meere mit empörten Wellen. Es ist ein prächtiger Anblick; aber als vollends diese wogende Masse von zuckenden Blitzen, wie von feurigen Schlangen durchkreuzt wird, ohne daß sich übrigens dabei ein Donner hören ließe, da vergessen wir über dem majestätischen Anblick gänzlich, daß wir um den Sonnenaufgang betrogen sind. Aber Geduld, die Szene verändert sich: während wir in das herrliche Schauspiel versunken dastehen, schwingt sich mit einem Male der glühende Sonnenball über die schwere Wolkenbank, und, während das Tagesgestirn im Nu den ganzen Berg, auf dem wir stehen, mit goldenem Lichte übergießt, prallen seine Strahlen machtlos an dem finsteren Meere zu unsern Füßen ab, und es beginnt ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, der jedem mit etwas Phantasie begabten Menschen so viele passende Gleichnisse darbietet, daß wir vorziehen lieber gar keines zu machen. Es ist ein unvergeßlicher Anblick, ein Gewitter auf dem Brocken. Und diesen Augenblick, lieber Reisegefährte, benütze ich, mich unversehens von Dir wegzustehlen, da Du Unterhaltung genug hast, mein Urlaub aber zu Ende ist. Ich muß Dich daher Deine übrige Harzreise allein machen lassen, und wünsche Dir nur, daß sich die guten Folgen der Frühlingstour bei Dir bethätigen, daß Du mögest daran zehren können, bis Du wieder hinausziehen kannst an irgend ein anderes reizendes Plätzchen des schönen deutschen Vaterlandes.

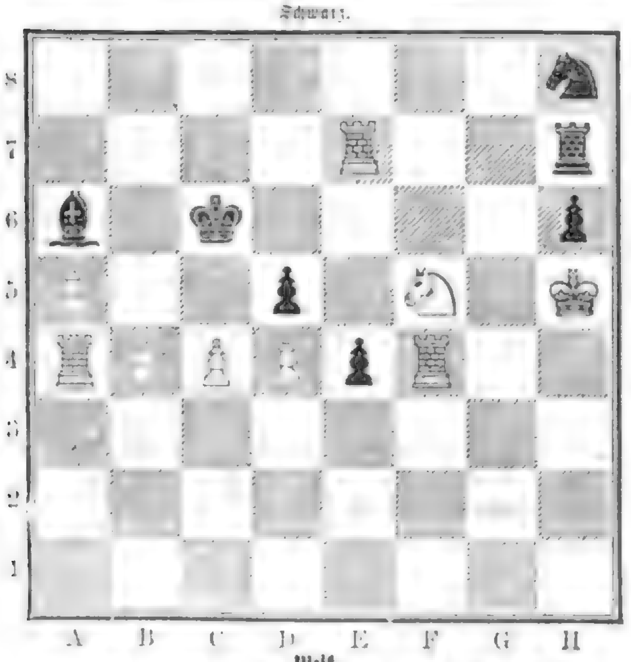
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 15.

Von Conrad Bayer in Olmütz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 14.

Schwarz.	Weiß.
1) T. F 3 — F 8 †	1) T. G 8 nimmt F 8.
2) D. C 6 — A 8 †	2) K. B 8 nimmt A 8.
3) T. D 5 — D 8 Schach und Matt.	

Zwei große Rebellen Amerikas.

Von

Arnold Schlönbach.

Während in Amerika die ungeheuersten Kämpfe geschlagen werden, dürfte es von besonderem Interesse sein, die Bilder der beiden großen Männer vorzuführen, die mit diesen Kämpfen, wenn auch nur mittelbar, doch bedeutsam und symbolisch, in Verbindung stehen: das Bild des großen Negerhelden Toussaint l'Ouverture, der zuerst die Befreiung seines Negervolkes vollzog, und das Bild Georg Washington's, der das unterdrückte Amerika von England befreite und das jetzt so schrecklich gespaltene zuerst vereinte. Da man in neuester Zeit beliebte, solche Volks- und Freiheitshelden mit dem Worte „Rebellen“ zu bezeichnen, so wollen wir auch jenen beiden Helden diesen stolzen Namen verleihen.

I.

Der schwarze Rebell.

Es ist der 1. August 1791. Wir sind auf St. Domingo, dem reichen Tropengarten Westindiens. Unweit der Kapstadt breiten sich die großartigen Pflanzungen des Grafen de Noë aus; — Herr von Libertas ist ihr oberster Direktor. Aus den Zuckersiedereien und Rumbrennereien ertönt das Geheul verwundeter und gepeitschter Neger. Ein Neger in Kutscherlivree, den Lackhut auf dem wolligen Kopfe, horcht seitwärts, mit gespensterhaft glänzenden Augen, auf dieses Geheul seiner Brüder. Er horcht so gespannt, daß er nicht früh genug jäh heransprengende Reiter bemerkt, und schon schlägt die Peitsche des Einen ihm den Lackhut hinunter und reißt ihm eine blutende Wunde über die Stirne; er taumelt demuthsvoll zurück und wirft sich nieder, winselnd mit flehenden Händen, während ein zweiter Reiter sein Roß gegen ihn anspornt, dann mit schallendem Gelächter und dem Rufe: „Verdammter schwarzer Hund!“ über ihn wegsetzt und mit seinen Begleitern der reichen Villa des Herrn von Libertas zusprengt. Der schwarze Kutscher erhebt sich, schaut mit stumpfem Blicke sich um, wischt das Blut von Gesicht und Stirne, und geht in gebeugter Haltung, mit gekreuzten Armen, blöde winselnd den Gästen seines Herrn nach.

Einige Jahre später: Wir sind am Hafen, gegenüber der Mole St. Nicolas, der stärksten Festung Domingos. Vor einem festlich beflaggten, vornehmen Hause hält ein kostbarer vergoldeter Wagen, mit sechs der edelsten Andalusier geschirrt; daneben halten reich galonirte Diener schneeweiße Hengste der herrlichsten arabischen Zucht an vergoldeten Zügeln. Viele Offiziere, hohen und niedern Ranges, kommen und gehen mit ehrfurchtsvoller Haltung aus dem Hause und in dasselbe. Sergeanten der französischen Chasseurs stehen wie Statuen am Eingang mit gezogenem Säbel. Ein regungsloses Viereck von zwanzigtausend scharf bewehrten, streng disziplinirten Negersoldaten umspannt das Haus in weitem Raume bis hin zum Hafen. Tausende und Abertausende von Zuschauern harren in lautloser Spannung. Da — ein Zeichen aus dem Hause: die zahllosen Schiffe aller Welttheile hissen im Augenblick tausend Flaggen und Wimpel auf; hundert Kanonen donnern über die zitternden Wellen hin; eine stille, aber mächtig wallende Be-

wegung flutet durch die unabsehbare Menge; die Sergeanten an den Thüren präsentiren, die Offiziere machen Front, und in vollem Glanze eines Obergenerals von Frankreich, gefolgt von einer langen Suite ehrfurchtsvoll sich verneigender hoher Offiziere, Beamten und Deputirten erscheint der blutig gepeitschte schwarze Kutscher des Herrn von Libertas, hoheitsvoll einherschreitend, groß und kühn hinschauend über die Menge. Die Thür des königlichen Wagens wird aufgerissen, er aber winkt dem herrlichsten der weißen Hengste, schwingt sich wie im Fluge hinauf und jagt dahin. Der Donner der Begeisterung aus Aller, Aller Brust übertönt den Donner der Geschütze; Viele werfen sich zur Erde weinend und lachend vor Freude, wenn der gewaltige Blick des wunderbaren Reiters sie freundlich trifft. Denn er ist jetzt der eigentliche König Domingos; er hat Gesetz und Recht, Ordnung und Freiheit, Arbeit und Wohlstand aus dem furchtbaren Chaos, aus dem ungeheuren Blutbad, aus grenzenlosem Elend neu begründet; er hat eine neue Geschichte begonnen, und er konnte sich deßhalb aus einem Toussaint Breda zu einem Toussaint l'Ouverture umtaufen. Er kommandirt hunderttausend Mann schwarzer Truppen, die für ihn in den Tod gehen; er beherrscht eine Million eben so freier als gebändigter Neger, die ihn anbeten, und zu seinen Füßen liegen Kreolen, Europäer und Farbige, die einst ihn traten und peitschten. Er hat die Farbigen bis an ihre fernsten Grenzen gedrängt; er hat willkürliche und schwache französische Generale und Kommissäre zurück nach Paris geschickt; er hat die Spanier verjagt, und in diesem Augenblick sprengte er hin zur Mole St. Nicolas, um von dem besiegten englischen Kommandanten die Schlüssel der so lange als unbesiegbar angesehenen Festung in Empfang zu nehmen und sie dem Vertreter des erstaunten und dankbaren Frankreichs zu überreichen. Das kluge England hatte ihm zwar heimlich die Krone eines Königs von Domingo anbieten lassen, aber er hatte sie ausgeschlagen, um hier der erste freie Bürger, ein schwarzer Franzose, ein echter Sohn der Republik zu sein.

Und wieder einige Jahre später.

Wir sind in Besançon, auf Fort Joux mit seinen steilen Bastionen und mächtigen Schießthürmen; ein trüber Himmel liegt darüber ausgebreitet; wir betreten eine feuchte, düstere Zelle; ihr einziges vergittertes Fenster hoch oben in der dicken Mauer läßt ein schwaches Licht auf die feuchtklebrigen Wände fallen; ein paar alte schwere Holzstühle, ein Tisch, ein Schrank und ein Bett sind die einzige Ausstattung. Auf dem Bette liegt Toussaint l'Ouverture; er fiebert kalt und heiß; seine Pulse stocken und hämmern; sein grauer Kopf ist herabgesunken auf die Brust; er seufzt dem nahen Tode entgegen. Bald flüstert man sich zu, er sei an Gift gestorben, gestorben als Gefangener Napoleon's, ein grausam erwähltes Opfer von des ersten Konsuls Eifersucht, zugleich ein tragisches Opfer seiner eigenen Größe, wie seines Ehrgeizes.

In diesen drei vorgeführten Momenten liegt das ganze Leben und Schicksal eines der merkwürdigsten und außerordentlichsten Menschen, eines der edelsten Volks- und Freiheitshelden der neueren Weltgeschichte vorgezeichnet. Ehe wir näher auf dieses Leben eingehen, wollen wir in raschem Ueberblick den Boden und die Verhältnisse betrachten, aus denen es hervorging.

Als 1492 Christoph Columbus die Insel Hayti entdeckte, war sie von Indianern bewohnt. In der von Bartholomeo Columbus begründeten Europäerstadt Domingo, die bald der ganzen Insel ihren Namen gab und deren ursprünglichen Namen Hayti verdrängte, ließen sich zuerst Spanier nieder. Sie vertilgten im Laufe der Zeit die Eingebornen fast gänzlich, und führten die ersten Neger aus Afrika als Sklaven ein. Durch die Flibustier und Boucanier wurde dann das französische Gebiet begründet, und nach dem ryswyker Frieden zwischen Frankreich und Spanien kam der ganze westliche Theil der Insel unter Frankreichs Herrschaft. Währenddem waren von beiden Theilen immer neue Heerden von Negern eingeführt, und, indem die Weißen den Fiebern der Insel tausendfach erlagen, vermehrten sich die Neger in erstaunlicher Menge. Daneben entstanden die Farbigen, auch Mulatten genannt, zunächst aus der Vermischung der Europäer mit den Indianern, dann und hauptsächlich aus der Vermischung der eingebornen weißen Väter mit farbigen und schwarzen Müttern. — Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verachteten und haßten circa zwanzigtausend Kreolen — eingeborne Weiße — circa sechzigtausend Farbige, und beide zusammen mißhandelten immer grausamer und thierischer eine halbe Million Neger, die ihnen den höchsten Reichthum der Welt aus dem unerschöpflichen Boden des verschwenderisch gesegneten Landes erarbeiteten. Die Farbigen erwiederten den Haß der allein frei und reich sein wollenden Kreolen mit tiefglühender, düsterer Wildheit und ließen denselben da aus, wo sie es ungestraft konnten: an dem Opfer Beider, an den unglücklichen Negern. Sie verachteten dieselben nicht allein, sondern sie haßten sie auch, weil die Kreolen sie ihnen gleichstellen wollten, weil die Unglückseligen eine Verwandtschaft, eine Gleichstellung mit ihnen beanspruchten. War nun der stumme, dumpfe Haß der Neger gegen die Kreolen auch furchtbar, so doch noch furchtbarer gegen die Farbigen. Lieber noch beugten sie sich jenen als diesen; eher noch sprachen sie jenen als diesen das Recht der Freiheit und der Herrschaft zu, und erst als im Laufe der Jahre die Kreolen noch schlimmere Henker als die Farbigen wurden, erst da haßte der Neger Beide mit gleichem Grimm.

Zu diesen drei Hauptparteien kam noch eine kleinere vierte, die Partei der Neueinwandernden, vorzüglich aus Frankreich, die Europäer genannt. Sie wurden von den drei ersten mit gleichem Mißtrauen und Haß betrachtet; die Farbigen fürchteten immer mehr das Ueberhandnehmen der Weißen, die Kreolen sahen sich immer mehr in ihrem Besitz der großen Reichthümer der Insel, der hohen Stellung und der Kolonialregierung gefährdet, und die Neger erblickten in jedem neuen Weißen einen neuen Tyrannen und Henker.

Die Europäer suchten denn auch auf alle Weise sich Herrschaft und Reichthum zu verschaffen, und je nach Hoffnung und Verhältniß verbanden sie sich mehr oder weniger jetzt mit den Farbigen gegen Kreolen; dann mit Kreolen gegen Farbige, dabei immer neue und fürchterlichere Qualen ersinnend gegen den gemeinsamen Feind, gegen das immer weiter und breiter anwachsende und immer tiefer und dumpfer grollende Volk der Neger. — Zerstreut zwischen Allen, doch in Gemeinsamkeit furchtbar, zog sich als fünfte Partei die der freien, aber armen, und darum auch unterdrückten, beschimpften sogenannten „kleinen Leute" mit Handwerkern und Proletariern hindurch. — Der ganze Boden, alle Verhältnisse waren unterhöhlt, gleichsam mit pulvergefüllten Minen unterbaut. — Die französische Revolution, die Hinrichtung des Königs, hauptsächlich aber die verschiedenen und oft sich widersprechenden Dekrete der Nationalversammlung für und gegen die Gleichberechtigung zuerst der Farbigen, dann auch der Schwarzen mit den Kreolen und Europäern, legten die zündenden Fäden zu ungeheuren Explosionen. Der Haß der genannten Parteien wurde immer wilder und wahnsinniger, und diese Parteien selbst spalteten sich wieder in Anhänger des Königthums und in die der Revolution und Republik; in solche, die von Beiden nichts mehr wissen und Domingo hier als eigenen freien Staat der Kreolen begründen, dort in solche, welche sich unter den Schutz Englands stellen wollten. Auch Spanien mit seinen fanatischen Priestern und schlauen Diplomaten hatte die Hand im Spiele. Der Haß unter diesen neuen Parteien war fast noch größer als der unter den alten, und er schuf aus erbitterten Gegnern tückische Verbündete; Verbindungen der seltsamsten und unnatürlichsten Art.

Und das Alles, Alles hatte der arme Sklave, der

schwarze Kutscher bei Herrn von Libertas, Toussaint Breda, mit dem Blicke des außerordentlichsten Scharfsinns schon seit Jahren kommen und sich gestalten sehen. Auf das Alles hatte er seit Jahren seine Riesenplane zur Erreichung eines großen, stolzen Zieles gebaut. Das Alles hatte er seit Jahren an hundertfachen, tiefgeheimen, doch sicheren Fäden auf seine Plane hingelenkt, und das Alles benützte er im Laufe der nun kommenden Jahre mit erstaunenswerther Gewißheit und Klugheit, Konsequenz und Kühnheit bis hin zu dem zweiten jener drei angeführten Momente seines Lebens: als der angebetete, angestaunte und allgefürchtete Gebieter seines freien Volkes! — Die Weltgeschichte kennt kein zweites Beispiel von der Verfolgung und Erreichung eines so großen Zieles durch so staunenswerthe Verschlagenheit und List, Ausdauer und Konsequenz, Kühnheit und Gewalt.

„Der schwarze Spartacus“ wurde Toussaint genannt, aber Toussaint überragte den Italiener bei Weitem an jedem Talent, und wurde nur in der Grausamkeit von ihm übertroffen. Wir möchten das Genie und die Kraft Toussaint's als Sklave, sein geheimes Wirken bis zu seinem ersten öffentlichen Auftreten noch mehr bewundern, als sein mächtiges öffentliches Wirken. Die folgende Schilderung dürfte dieß motiviren.

Toussaint Breda war zwar der Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, doch schon als Sklavenkind auf Domingo geboren. Er führte das Leben eines Sklaven, — das sagt Alles. Nur in sofern lächelte ihm das Glück, daß er unter der Peitsche des Herrn von Libertas weniger Schläge als Andere bekam; daß er aus dem entsetzlichen Dienst in der Zuckersiederei schon bald erlöst, zuerst als Postillon verwendet wurde, dann in den Hausdienst seines Herrn auf den Kutscherbock und auch zu mancherlei Tafeldiensten gelangte; daß ihm mit lächelnder Verachtung gewährt wurde, Lesen und Schreiben zu lernen, und auch fortan noch lesen und schreiben zu dürfen, wenn sein Tagesdienst beendet und er in seine arme Hütte in der Negerkolonie zurückgekehrt war. Nur die gütige aber äußerste Verachtung erlaubte ihm dieß, und er machte sie sich im ausgedehntesten Maße zu Nutze; er sicherte sich dieselbe durch das mit erstaunenswerther Kraft festgehaltene äußere Wesen eines dummen, feigen, gutmüthig winselnden Sklaven, wie wir ihn sahen, als die Peitsche jenes Reiters ihm die Wunde über die Stirne riß. Niemand ahnte, daß dieses armselige Geschöpf sich solche große geschichtliche, staatswirthschaftliche, theoretisch-militärische und sprachliche Bildung angeeignet hatte, wie sie auf ganz Domingo nur Wenige besaßen. Niemand ahnte, mit welch' titanischem Haß, mit welch' glühendem Freiheitsdrang, mit welch' großer Welt- und Menschenliebe, und mit welch' gewaltigem Ehrgeiz nach dem Edelsten und Größten die stolze Seele dieses winselnden Sklaven erfüllt war. Niemand ahnte die tausendfachen geheimen Worte, Blicke und Zeichen in der Ursprache des Negers, die von ihm aus gleichsam elektrisch-magnetisch durch die Reihen der besten und vertrautesten seiner Brüder bis zu den fernsten Winkeln der Inseln hinzuckten, überall verstanden, mit zitternder Ehrfurcht und glühender Hoffnung aufbewahrt, weiter gegeben und wie zu einer Kette furchtbar gewaltiger Verbindung verschmolzen wurden.

Niemand ahnte die dämonische, geisterhafte Macht, die er über seine unglückseligen Brüder gleich einer gefürchteten Gottheit ausübte, ausübte mit seinen vielen Heilmitteln für Wunden, Fieber und Gift, ausübte mit der Magie über alle Thiere, namentlich über die wildesten Pferde, die sich zitternd seinem Blick und Streicheln beugten, und über die wilden Bluthunde, die schrecklichsten Feinde der Neger, die zur Nachtzeit freigelassen wurden, die Hütten der Neger umkreisten und jeden zerrissen, der außerhalb seiner Hütte war, die sich aber winselnd verkrochen vor dem leisen Ton und dem funkelnden Blicke Toussaint's. Und wenn er Nachts, einer Schlange gleich, durch die Plantagen schlüpfte, dann wie ein Hirsch hinsetzte über Hindernisse aller Art bis zu unbekannten, tief verborgenen Schlünden und Schluchten, wo Vertraute seiner harrten; wie er sich dann auf bereit gehaltene Pferde schwang und hinflog wie ein Pfeil vom Bogen, hin zu anderen tief verborgenen Orten mit anderen harrenden Vertrauten; oder wie er auch plötzlich unerwartet, bald da, bald dort in verschworene Kreise trat, wie ein Geist erscheinend, oft auch wie ein jäher Rächer bei nur leise dämmerndem Verrathe; wie durch dieß Alles der Glaube an seine Zauberkraft bis zu abgöttischem Entsetzen gesteigert wurde; wer konnte das denken, wenn er am andern Morgen wieder vor seinem Herrn stand als blöder, stumpfer, gutmüthig winselnder Sklave! Wer konnte bei einem solchen vermuthen, daß er mit tiefem psychologischem Scharfblick, mit dämonischer Klugheit und Geschmeidigkeit sowohl einen Theil der Farbigen, wie die fanatischen Priester und schlauen Diplomaten Spaniens sich dienstbar machte, und jener ungeheueren Kette sie einreihte; daß er mit großem Feldherrntalent auch alle strategischen Verhältnisse überschaute, berechnete und seinen Planen anpaßte; daß sein Auge und Ohr überall war, wo es zu sehen und zu hören galt. — O, man verachtete ihn ja so sehr, daß man auch die wichtigsten und geheimsten Dinge in seiner Anwesenheit verhandelte. Auch hier machte er sich diese Verachtung gründlich zu Nutze; er sah und hörte Alles, was er sehen und hören wollte. Und wenn Niemand ihn sah, dann richtete sich der kleine, aber breite, muskulöse und elastische Körper aus seiner gebeugten und zusammengelegten Haltung hoch empor zu wahrhaft imponirender Würde; dann ging über sein sonst abschreckend häßliches Gesicht, — den Urtypus des Negers bis zum Aeußersten zeigend, — oft ein wahrer Glanz von Hoheit und Größe; dann konnte sein blödes Auge blitzen und leuchten, so erschreckend, so zauberhaft bannend, wie nur Napoleon's Auge das vermochte. Und wer mochte glauben, mit welcher Macht der winselnde Sklave reden konnte? daß ihm Donnertöne und Flötenlaute zu Gebote standen? daß seinen Lippen tiefe Gedanken und erhabene Ideen bei kindlichen Naturworten der Zärtlichkeit, Freundschaft und Freude entquollen? Wer konnte es ahnen, daß er auf einmal aus seiner Sklavenhülle hervortrat als Held und Gebieter, dessen Name bald durch Amerika und Europa flog, und dem ersten Konsul in Frankreich, dem ersten Helden der Welt, das Herz mit grimmer Eifersucht erfüllte?

Es war am Abende desselben Tages, an dem wir Toussaint blutig gepeitscht und vor den Hufen wilder Rosse stumpfsinnig und demuthsvoll zurücktaumeln sahen: Herr von Libertas saß mit seinen übermüthig-rohen Gästen beim Limonenpunsch und Kartenspiel, und die Dichtung erzählt, man habe eben „das drollige Vieh, den Kutscher“, ausspielen wollen, — da auf einmal von Nah und Fern ein gräßlich heulendes Jauchzen wie von Tigern und Hyänen, dazwischen Angst- und Wehgeschrei, Wimmern und Stöhnen, Hülfe- und Verzweiflungsflehen, Feuerzungen so weit das Auge reicht, donnernde Kanonen von den Höhen und aus den Tiefen, dazwischen knatterndes Gewehrfeuer um Fenster und Thüren. Ein entsetzliches Beben erfaßte die Gesellschaft im Saale; die Thüre wird aufgestoßen, — Neger und Negerfrauen stürzen herein, blutige Beile, Schwerter und Messer zückend und Pistolen schwingend; sie tragen die Köpfe ihrer weißen Treiber und Aufseher auf langen Piken, sie schlagen mit ausgerissenen Beinen und Armen blutspritzende Kreise um ihre trunkenen Köpfe. Schon stürzen sie hin zu den zitternden Weißen, die zusammen gedrängt zu einem Knäuel in der fernsten Ecke des Saales knieen, — da ein tiefer, mächtiger Ruf — und Toussaint tritt unter die wilde Schaar. Er trägt ein grünes Offiziersklcid mit goldenen Tressen, darüber eine flammend rothe Schärpe, hohe, gespornte Glanzstiefeln, einen Hut mit wallender Feder und blitzender Agraffe, ein kurzes, breites Schwert, einen Dolch und einen Gürtel mit Pistolen. Mächtig und groß, mit dem vollen Glanz seiner zauberhaften Augen tritt er vor.

Die mordgierigen Neger kreuzen demuthsvoll ihre Arme; Einige verbeugen sich tief und küssen sein Kleid, seine Schärpe; Andere sinken vor ihm nieder und küssen seine goldenen Sporen.

Nur Wenige bleiben wie gebannt von Mordgier vor den Weißen stehen, dann plötzlich zischend ausholend zu Stoß und Schlag mit Messer und Beil. Aber ein athletischer Griff Toussaint's schleudert sie zurück; ein Blick von ihm macht sie zitternd schweigen; nur Einer will sich noch nicht beugen, als die Pistole Toussaint's vor seiner Stirne knackt, und Toussaint spricht: „Ich gab Euch mein Wort, daß Ihr frei würdet, und Ihr seid's. Ich versprach Euch Alles, was hier drinnen und da draußen ist an Geld und Geldeswerth, an Thieren und Menschen, und wollte nur den Herrn von Libertas und seine Gemahlin als mein Eigenthum haben. Ihr verspracht mir dieß. Nun haltet Euer Wort wie ich das meinige, sonst vernichte ich Euch. — Die Beiden da sind mein, die Anderen Euer! — Versteht!" — Und sie verstanden ihn in rasender Gier. — Dann trat Toussaint langsam feierlich vor zu den Weißen, und mächtig rollte sein Ton über ihre gesenkten Häupter hin: „Einfältige Thoren, die ihr wähntet, es schlafe der große Gott der Gerechtigkeit und Rache! Elende Narren, die ihr wähntet, in uns der Menschheit ewige Rechte morden, in uns die heiligen Gesetze der Freiheit zu Tode martern zu können! Abscheuliche Sklaven eures Goldes, eures Hochmuths, eurer Habsucht! Feige, tückische Menschenschlächter! Verächtliches, hirnloses Gethier, die ihr eures weißen Blutes große Gaben nur dazu verwendetet, immer neue Martern für uns zu ersinnen, unsere Leiber wie unsere Seelen zu verderben.



Der Kutscher des Herrn von Libertas.

Eure Stunde ist gekommen! ihr seid verloren, ganz verloren, so weit der Arm des schwarzen Mannes reicht!" — Er wandte sich ab von den händeringenden, verzweiflungsvoll jammernden Weißen, deutete auf Herrn und Frau von Libertas und sprach zu zwei der nächsten und ihm wohl vertrautesten Neger: „Die da bindet und führt sie sicher dahin, wo ihr wißt. Mit eurem Leben steht ihr für sie ein." Dann laut zu den Uebrigen: „Respektirt mein Eigenthum wie ich das Eure. Sie sind mein und ich werde sie richten; ich!" Er wandte sich zu den Gebundenen und sprach rasch und leise: „Ich werde Sie retten, doch um das zu können, muß ich Sie als schwere Gefangene behandeln, vertrauen Sie mir." — Sie winkten stumm, und er schritt den Gefangenen voraus. — Bald rauchten prasselnde Flammensäulen über den Leichen der Gäste, bald war die weite, kostbare Plantage eine öde, dampfende Fläche, bedeckt mit Schutt und Trümmern und verkohlten Gebeinen. — Und so ging es weiter und weiter. — Flammen- und Blutströme rollten hin durch den herrlichen Garten Westindiens. Was noch flüchten konnte flüchtete in die wenigen Städte, vor allen in die Kapstadt, und hier war es denn, wo nach dem ersten jähen Schrecken und Entsetzen die Wuth aller Parteien neu und noch fürchterlicher entbrannte, die alte Verachtung gegen die Schwarzen noch höhnischer wurde, und Keiner glauben wollte, daß die elenden Sklaven es wagen würden, nur daran denken könnten, ihren Aufstand fortzusetzen und die Städte, wohl gar die Kapstadt selbst, anzugreifen. In diesem Glauben beging man an den hier wohnenden Negern die thierischsten Grausamkeiten und Mordthaten, in diesem Glauben zerfleischten die Parteien sich unter einander, bis das Verderben über

sie Alle hereinbrach, und das mächtige Negerheer durch die zerstörte Kapstadt zog. Wir übergehen nun die lange, blutige Zeit der mannigfachen und schrecklichen Kämpfe, die Ebbe und Flut des Sieges für die Neger, wir verfolgen auch nicht Toussaint's einzelnes Wirken und Schaffen; es ist schon genugsam vorgezeichnet in dem erzählten zweiten Moment aus seinem Leben. Doch auch in dieser zweiten Periode seines Wirkens und Schaffens, das zuletzt ihn hinführte zu jenem großen Momente, übernahm er nicht gleich eine erste Stelle; er überließ das Generalkommando dem wilden, leidenschaftlich ehrgeizigen Jean François, die Generalsstellen und das Kommando der nothwendigen Grausamkeiten an Dessalines und Christoph. Aber er allein war die große Seele des Ganzen; sein Auge, sein Wort und seine That war überall; von ihm allein ging eine staunenswerthe Disziplin aus durch alle Truppen, Ordnung, Arbeit und Sparsamkeit durch sein Volk; er allein hatte alle Fäden der Verbindungen, der Parteien, der diplomatischen Verhandlungen in seiner Hand. Und er benützte Alle; er täuschte Alle; er streifte ab, was er nicht mehr brauchte; er vernichtete, was entgegen stand seinem einzigen, großen Ziele: sein Volk zu befreien ganz und gar, sein Volk zu Sitte und Bildung, zum Gesetz und zur Freiheit zu erziehen, und es dann herrschen zu lassen auf dem Boden, der ihm gehöre. Und je mehr Raum und Gewalt für sich und sein Volk auf diesem Boden er gewonnen, desto kühner und größer trat er auf, desto mehr streifte er ab, was ihn band und hemmte; so drängte er die Farbigen hin bis über ihre fernsten Grenzen; so sendete er die willkürlichen und schwachen Generale und Kommissäre Frankreichs zurück; so schlug er die Spanier; so besiegte er das stolze England, übergab er die Schlüssel der von ihm eroberten Festung dem dankbaren Vertreter Frankreichs, der im Namen der Republik die ewige Freiheit aller Neger fest und klar verkündet hatte. Und so wollte er denn lieber der echte Sohn der Republik, der erste schwarze Franzose und der erste freie Bürger Domingos, als unter Englands Schutz der König dieser Insel sein.

Aber von nun an gehen wir schon jenem dritten Momente seines Lebens entgegen.

Er war nicht König; aber in Port au Prince hielt er königlichen Hof mit königlicher Würde, und wenn auch höchst einfach für sich selbst und in seiner äußeren Erscheinung, so doch unter königlichem Glanz und Reichthum. Aber mit mehr als königlichem Sinn pflegte er ebenso Kunst und Schönheit, Gedanken und Wissenschaft, wie Sitte und Tugend, Gerechtigkeit und Wahrheit. Wie sonst war er auch jetzt allüberall mit Blick und Wort, mit Rath und That, mit Anfeuern und Beleben, mit eiserner Strenge und furchtbaren Strafen. Und das Alles nur für jenes eine große Ziel! — Doch diese gewaltige Aufgabe, so glaubte er, könne nur dann vollkommen gelöst und dauernd begründet werden, 1) wenn er seine Neger ganz und gar befreie von jedem anderen beherrschenden Einfluß, also auch von Frankreich; 2) wenn seinen Negern ein Gesetz gegeben werde, das einzig aus dem Volke und einzig für dieses selbst gestaltet werde, und daß er, der Schöpfer dieses Volkes, vor Allem dazu berufen sei, dieses Gesetz zu geben; 3) daß dieses Gesetz auch noch lange verwaltet werden müsse einzig und allein von ihm und seinem Geiste, und daß, bevor sein alterndes Leben ende, er Denjenigen zu seinem Nachfolger ernennen müsse, der am meisten von Allen in seinem Geiste fortwirke. Die Durchführung dieser drei Nothwendigkeiten war ihm die zweite große Aufgabe seines Lebens; sie wurde ihm diktirt von seiner großen Liebe zu seinem Volke und zur Freiheit, von dem göttlich-kühnen Geiste seiner Größe und von — dem Menschlichen seines Ehrgeizes. — Und sie wurde ihm die Achilles-Ferse für die Dämonen, die allewig die Auserwählten der Menschheit verfolgen. — Wie sein steigender Name das Herz des ersten Konsuls mit grimmer Eifersucht erfüllt hatte, so warf auch dessen jetzt schon die Welt durchströmender Name verzehrendes Feuer in seine stolze Seele; so war er zwar menschlich schwach genug, des angestaunten Helden Art und Wesen in manchen Zügen nachzuahmen, aber auch heldenkühn genug, zu denken, daß ihm geboten sei, mit dem gewaltigen Manne sich zu messen, daß ihm geboten sei, abzuschütteln und zu brechen die eiserne Hand, die der tyrannische Held gegen die Freiheit Domingos schon ausgestreckt hatte, womit er Toussaint's großes Ziel und Wirken zu vernichten drohte.

Und der ganze Plan auch zu dieser zweiten Aufgabe stand schon fertig vor ihm, ehe davon noch irgend Jemand eine Ahnung hatte, und mit der ganzen Verschlagenheit, Ausdauer und Kraft seines früheren Wirkens bereitete er Alles zur Ausführung vor. — Zahllose Transporte an Waffen, Pulver und Blei, an Lebensmitteln aller Art kamen insgeheim herbei von Jamaika, England und Amerika; ungeheure Schätze an Gold und Silber kamen aus dem Innern des Landes, und das Alles wurde in dunklen Nächten geheimnißvoll hingeschafft zu den tiefverborgenen Schluchten und Schlünden, wo der Kutscher des Herrn von Libertas seine getreuen Verschwornen zur Nachtzeit gefunden hatte; alle festen Plätze wurden noch reicher verproviantirt, noch stärker befestigt und mit den Getreuesten besetzt. Dann schuf er neue Straßen, Brücken und Dämme, gründete Märkte und Messen, und hob die Bodenkultur und Industrie zu verhältnißmäßig erstaunlicher Höhe. — Doch das Ganze war nur eine einzige Maschine; zwar gegenüber den Anfängen seines so lange an Leib und Seele thierisch gehaltenen Volkes nicht anders möglich, und die Maschine auch gerichtet und geleitet von staunenswerther Weisheit, aber doch immer nur eine Maschine.

Nun aber wollte er derselben ein selbstständiges Dasein, den eigentlich schöpferischen Lebensodem der Freiheit, und eines aus dem Geist und Wesen seines Volkes hervorgehenden Gesetzes geben. Er that den ersten Schritt seiner zweiten großen Aufgabe: er gab Domingo eine mit der weisesten Umsicht gestaltete, selbstständige Verfassung, unbekümmert um Frankreich. Er that den zweiten Schritt und ließ sich auf die Dauer seines Lebens zum ersten Präsidenten Domingos ernennen; ließ sich das Recht zusprechen, seinen Nachfolger selbst zu wählen. Damit war denn der dritte Schritt eigentlich auch schon gethan; wenigstens nur die nahe liegende Konsequenz der schon gethanen. — Staunend und bewundernd, abgöttisch liebend und in Grausen zitternd jauchzte sein Volk ihm zu, während einige seiner eifersüchtigen und neidischen Führer ihm Rache schwuren. Auch die verständigsten und ruhigsten der Farbigen und die von ihm zurückberufenen Kreolen und Europäer, selbst mehrere der französischen Kommissäre beugten sich ihm, bewunderten, ja verehrten ihn und sahen ein, daß er allein es sei, der hier herrschen könne, und daß er ebenso erfahren und gut als groß und furchtbar herrsche. Aber in vielen dieser Parteien belebte sich auf's Neue und noch heftiger der alte Haß und mit ihm die Hoffnung auf Frankreichs Zürnen und Strafen. Und wieder verbanden sich in diesem Haß und Hoffen die alten Feinde, in ihrer Mitte jene eifersüchtigen und neidischer Schwarzen; und wieder berechnete dabei ein Jeder den Augenblick, wo er die Anderen mit Hülfe Frankreichs vernichten könnte. — Und Alle hatten von ihm, „dem großen Zauberer", wie das Volk ihn nannte, „dem Schlauesten der Schlauen", wie sie selbst ihn nannten, Vorsicht und Schlauheit gelernt; vielleicht auch war er sicherer, sorgloser geworden im Gefühle seiner Macht. Kurz, er, der Alle getäuscht hatte, wurde nun von Vielen getäuscht, und nur die entsetzliche Angst vor dem Furchtbaren ließ den Verrath noch nicht in seine Nähe kommen; erst mit dem Eintreffen von Frankreichs gewaltiger Macht wagte er sich näher dem Bedräuten.

Am 30. Januar 1801 lag an Kap Samana eine Flotte von sechsundvierzig glänzenden, mächtigen Kriegsschiffen, und fünfundzwanzig tausend Mann der weltberühmten Krieger des ersten Konsuls aus Italien und Aegypten sollten

gegen den abtrünnigen Obergeneral Domingos gelandet werden. Napoleon's Schwager, der Gemahl seiner ebenso schönen als stolzen und herrschsüchtigen Schwester Pauline, der Obergeneral Leclerc, kommandirte die gewaltige Expedition. Er bot in der einen Hand alles Gold und alle Güter, alle Ehren und Würden, die Toussaint verlange, wenn er wieder ein getreuer Bürger Frankreichs werden, wenn er Domingo wieder unter Frankreichs alleinige Herrschaft stellen wolle; in der andern Hand lag eine Proklamation an Domingo, worin Toussaint als abscheulicher Verräther gebrandmarkt, die Insel zum Abfall von ihm aufgefordert, und ihr im Weigerungsfall mit Blei und Stahl, mit Strang und Feuer gedroht wurde. Aber Toussaint schwankte nicht mehr, wenn er auch einen Augenblick darüber nachdachte, ob er wohl ein Recht dazu habe, die kaum gerettete Insel, sein kaum gerettetes Volk noch einmal einem schrecklichen Kampfe preiszugeben; aber eben die tyrannische Strenge, die Napoleon zeigte, das schon laut erschallende blutgierige Jauchzen der Weißen, ihre schon frech hervortretende Tyrannei gegen unbeschützte Neger, das neue, gefährliche Herandrängen der Farbigen: das Alles sagte ihm nur allzudeutlich, daß sein ganzes reiches Wirken verloren sei, wenn er sein Volk jetzt verlasse, wenn er den Kampf nicht wage. Und überschaute er seine Macht — wahrlich, so durfte er ihn wagen! — Und er wagte ihn. — Freilich um einen fürchterlichen Preis: Am 4. Januar erschien die Kriegsflotte Frankreichs vor der Kapstadt und eröffnete auf dieselbe ein ungeheures Feuer. Halten konnte sich die Festung nicht; aber sie sollte auch nicht dem Feinde überantwortet werden als sicherer und wohlversorgter Centralpunkt für den Kampf im Innern selbst. So war es denn ein grausenhafter Moment, als der Kanonendonner des angreifenden Feindes dem Krachen der angelegten Minen unter den Festungswerken, dem Donner der auffliegenden Pulvermagazine, den Flammen des Arsenals und der Proviantgebäude begegnete. Der französische Obergeneral zog bald darauf nicht in eine befestigte, reiche Stadt ein, sondern durch eine rauchende Oede hin. Die Negertruppen hatten sich indessen in die Mornen, auf die Höhen und in die Tiefen des Landes zurückgezogen, überall die schwerste Verwüstung hinterlassend, damit der nachkommende Feind nicht Obdach und Nahrung finde. Und dort erst, auf dem eigentlichen Terrain des Negerheeres, sollte der Hauptkampf geschlagen, von dort aus sollte der Feind von allen Seiten umringt und vernichtet werden. Die außerordentlichen Schätze an Waffen, Proviant und Geld, die Toussaint früher dort vertheilt hatte, reichten für lange Zeit, und das Volk wie das Heer der Neger schwuren ihrem Gebieter Treue bis zum Tode. Der französische Obergeneral erkannte das Mißliche, ja Gefährliche seiner Lage. Hier konnte nur der Verrath helfen und dieser kam ihm, wie oben angedeutet, bereitwilligst entgegen. Auch wirkte der allgewaltige Name des großen Konsuls, das Erscheinen seiner weltberühmten Krieger aus Italien und Aegypten, die Anwesenheit seines Schwagers und seiner bezaubernden Schwester bedeutungsvoll mit. Alle Künste der Schmeichelei, der glänzendsten Versprechungen, des verschwenderisch ausgestreuten Geldes, sowie der Aufreizung fanatischer Republikaner gegen den streng herrschenden Gebieter wurden angewendet. Kurz, der Gewaltige, Gefürchtete und Geliebte sah sich immer dichter und dichter von Verrath umsponnen, sah immer mehr sich verlassen, verlassen von seinen getreuesten Generalen und Obersten, die mit dem Feinde kapitulirten, demselben einen Platz nach dem andern übergaben, zuletzt mit ganzen Regimentern zu ihm übergingen. Da schwand Toussaint's letzte Hoffnung. Es wäre Wahnsinn, es wäre Mord an seinen letzten Regimentern, Mord an seinem Volke gewesen, wenn er auch jetzt noch den Kampf hätte fortführen wollen. Er nahm am 8. Mai 1801 den dargebotenen Frieden an, doch schlug er alle ihm dafür gebotenen Ehren, Würden und Reichthümer aus; er ließ nur Eines feierlich sich schwören: Gerechtigkeit und Freiheit für sein Volk. Und Leclerc schwor es ihm feierlich zu. — Er umarmte ihn zärtlich und ehrerbietig, als Toussaint kam, um mit ihm Wort gegen Wort zu tauschen; er dankte ihm im Namen Frankreichs und des ersten Konsuls; er gab ihm im Namen Beider die höchsten Ehrennamen, und selbst Napoleon's stolze Schwester überhäufte ihn mit ehrerbietigen Schmeicheleien. Toussaint nahm das Alles mit ernstem Schweigen hin, dann verabschiedete er sich in tiefster Erschütterung von seinen Truppen. Doch dieser Abschied wurde eher die Feier eines großen Sieges; sein Ritt zu seiner Pflanzung im schönen stillen Thale von Ewery wurde weit eher der Triumph eines heimkehrenden Siegers, als der Rücktritt und Heimgang einer gefallenen Größe, eines verrathenen und besiegten Helden. Selbst Viele von denen, die noch gestern Verwünschungen auf ihn häuften, sahen ihn jetzt mit bewundernder Theilnahme dahinziehen, ja auch unter den Verräthern klopften traurige und reuige Herzen. Hatte Leclerc nun schon bei seiner Umarmung Toussaint's die getreue Durchführung von Napoleon's Befehl, den übermüthigen Rebellen um jeden Preis nach Frankreich zu bringen, im Geiste erwogen, so erschien ihm dieß nach solchen Triumphen Toussaint's, nach solchen Beweisen der unbeschreibbaren moralischen Macht, die derselbe noch immer auf die Truppen und das Volk ausübte, um so nothwendiger, und um so rascher nothwendig. — Während also Toussaint auf seiner Pflanzung im Kreise der Seinen, im Umgang der Kunst und Wissenschaft, in der Pflege und Erziehung seiner Arbeiter und in weithin reichendem Wirken für die weitere Bildung und Ordnung der benachbarten Kreise thätig war, während er mit zornigem Schmerz Wacht hielt über alle neuen Ungerechtigkeiten und Tyranneien, die Vielen seines Volkes widerfuhren, während er bei jedem solchen Vorfalle dem französischen Generale schrieb und an sein feierliches Versprechen erinnerte: währenddem wurden alle Vorbereitungen zu einem abscheulichen Verrathe gemacht. Und gerade eben jene Schreiben im Interesse seines Volkes wurden zur Ausführung des nichtswürdigsten Planes benutzt. Man wußte ihn nah und fern bewacht von zweihundert Reitern seiner früheren großen Leibgarde; man wußte ihn beschützt durch circa tausend Arbeiter, die in einer Stunde sich um ihn versammeln konnten; man wußte aber auch, daß er dem Rufe zu einer Besprechung über das Wohl und Wehe seines Volkes unter allen Umständen, zu jeder Zeit und an jedem Orte nachkommen werde. Und zu einer solchen Besprechung lud nun General Brunet im Namen Leclerc's ihn ein. Beide sollten sich auf halbem Wege entgegenkommen; zwischen St. Mark und dem Flecken Ewery, auf einer waldigen Anhöhe. Indessen wurden zu St. Marc drei französische Bataillone zur Nachtzeit ausgeschifft und rings umher geheim vertheilt. Die französische Besatzung im Flecken Ewery stand marschbereit und hatte Befehl, in angemessener Entfernung dem Wege des kommenden Toussaint zu folgen. Und Toussaint kam, vertrauend zwar dem Ehrenwort eines französischen Generals, aber doch wohl bewaffnet und von fünfundzwanzig Mann seiner Garde begleitet. Brunet erschien mit fünfundzwanzig Offizieren, um, wie er sagte, durch solch' reiche und vornehme Begleitung den großen General nach Würde zu ehren. Während die beiden Generale nun allein mit einander umher gingen eifrig sprechend, wurde auf dem Rasen ein Frühstück für alle Anwesenden bereitet. Auch Toussaint's fünfundzwanzig Mann sollten daran Theil nehmen; sie mußten zu diesem Zwecke ihre Waffen ablegen und in einem Kreise aufstellen, während Brunet's Begleiter als Offiziere ihre Waffen bei sich behielten. Nun ein Wink, ein Schuß — die zusammengestellten Waffen der Schwarzen wurden umgeworfen, Brunet's versteckte Soldaten stürzten herbei, auf die Schwarzen zu, sie umringend, niederschlagend, in die Flucht sprengend, während die Offiziere auf Toussaint losstürzten und ihm seinen rasch gezogenen Degen, wie seine Pistolen entwanden. Nun trat General Brunet

vor und nannte ihn im Namen des ersten Konsuls seinen Gefangenen. Durch Toussaint's schwarze Wangen schoß das Roth der Scham, der Scham, daß er, der Klügste der Klugen, dennoch überlistet sei, wenn auch auf Kosten der Ehre von Frankreichs erstem Konsul, von jedem französischen Offizier. Dann fragte er tief bewegt nach Weib und Kindern. Man beruhigte ihn über ihr Schicksal, und er fragte: „Was haben Sie mit mir vor?" — „Sie werden sofort als Gefangener nach Frankreich gebracht." — Er zuckte zusammen; dann hob sich seine Brust unter tiefem Seufzen mächtig empor. Er ging einige Augenblicke auf und ab; dann blieb er stehen und sprach mit tiefer, ernster Ruhe, doch bei furchtbar mächtigem Glanz seiner Augen: „Dieser Tag wird Domingo bald auf ewig von Frankreich trennen. Der Gott der Gerechtigkeit und Freiheit wird ihn schrecklich rächen und wird mein Volk frei machen für immerdar! — Ihr führt mich fort, aber mein Gott bleibt hier. Meine Saat wird reifen. Beim ew'gen Herrn aller Sonnen: ich habe nicht umsonst gelebt." — Nun schritt er ruhig dahin, und in düsterer, unheimlicher Stille folgten ihm seine Besieger nach. Bald schwamm das Schiff mit dem Gefangenen auf dem Ozean. Bald brachte es ihn nach Frankreich. — Wir sehen ihn wieder auf Fort Joux zu Besançon, wie wir ihn schon sahen im Bilde jenes dritten Momentes aus seinem Leben.

Die Geschichte weiß, wie furchtbar wahr seine prophetischen Worte in Erfüllung gingen, schon da, als er auf Fort Joux dem Tode entgegenschmachtete. Im April 1803 streute der Frühling die ersten Blüten auf sein Grab; bald darauf unterlag das stolze Frankreich für immer dem wieder aufgestandenen Negervolke. Toussaint's Geist kämpfte mit



Der Sklavenaufstand auf St. Domingo.

ihm, und das aus seiner Saat emporgewachsene neue Geschlecht feiert noch bis zur Stunde den Namen Toussaint's, als den Namen seines Befreiers, seines Schöpfers.

Kulturbilder aus der Schweiz.

Die Hospizien.

Von

August Feierabend.

Durch die menschenfreundliche, klösterliche Herberge der höchsten menschlichen Wohnung in Europa, in den unwirthbaren Eisgefilden des großen St. Bernhardsberges, ist der Name „Hospiz" weltbekannt geworden; mit ihm die Bilder der rettenden Klostergeistlichen und ihrer gescheidten und pflichtgetreuen Hunde. Wir finden aber diese segensvolle Anstalt wahrhaft christlicher, kosmopolitischer Bruderliebe nicht nur auf dem großen Bernhard, sondern auch auf andern Alpenübergängen der Schweiz, und zwar in doppelter Art. In der Westschweiz finden wir als Hospizien die großen Mönchsklöster auf dem Simplon und dem großen und kleinen Bernhard. Ihre Gründung reicht in's hohe Alterthum hinauf und sie werden von Augustiner-Chorherren bewohnt. Laut den Annalen der Bischöfe von Lausanne soll schon Karl der Große 832 ein Hospiz auf dem großen St. Bernhardsberg errichtet haben. Dasselbe wurde sodann im Jahr 962 durch den heiligen Bernhard von Menthon, den Sprößling einer der edelsten savoyischen Familien, in das jetzige

Kloster umgewandelt. Zweimal wurde dasselbe durch Feuersbrünste in seiner Gletschereinsamkeit zerstört, und büßte dabei seine Urkunden und Archive ein. Die jetzigen umfangreichen Gebäude stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert, und sind durch zwölf Chorherren und eine Anzahl dienender Brüder, die weltbekannten und berühmten Marroniers, be-



Die Mönche des St. Bernhard.

wohnt. Sie bieten Herberge für siebenzig und achtzig, im Nothfall sogar mit Einschränkung für die doppelte Anzahl von fremden Reisenden. Wenn man von Martinach aus den großen St. Bernhard besteigt, so erreicht man hoch über den letzten Spuren von Waldregion und Gestrüpp eine öde mit Schnee und Eis umstarrte, von Steintrümmern be-

deckte Bergebene, wo indessen blühende Schneeglöcklein und Alpenröschen die Säume des Pfades und der Gletscher schmücken. Weiter klimmt der Weg, wenn er die Hochebene verlassen hat, durch eine tiefe Felsspalte wieder empor. In derselben droht dem einsamen Wanderer durch Lawinenstürze und Schneestürme die meiste Gefahr. Hier wohnt zunächst der größten Gefahr auch die nächste Hülfe. In zwei aus rohen Steinen aufgeschichteten Hütten wohnen nämlich hier als erste Station des menschenfreundlichen Hospizes zwei Mönche mit ihren Hunden, um jeden Augenblick im Fall der Noth mit ihren Hunden zur Lebensrettung bedrohter Menschen bereit zu sein. Eine halbe Stunde weiter auf der Paßhöhe, 7546 Fuß über dem Meer, steht dann das solid gebaute stattliche Kloster. Im heidnischen Alterthum stand westlich von demselben auf der „Jupiter-Plan" genannten kleinen Ebene ein von den Ureinwohnern des Wallis dem Gotte Penninus geweihter Tempel, an dessen Stelle später die Römer einen Jupitertempel errichteten. Denselben ließ sodann der christliche Kaiser Konstantin wieder abbrechen und dafür eine christliche Kapelle erbauen, die bei den Einbrüchen der Barbaren wieder verschwand. Das Klostergebäude soll genau da stehen, wo einst die alte Kapelle gestanden hat. Jeder der zehn bis vierzehn Klostergeistlichen hat zwei der gewaltigen bernhardiner Hunde, eine eigene, sehr kluge Doggenart, die Tag und Nacht unermüdlich herumstreifen, um verirrte, oder im Schnee oder in Lawinenstürzen verunglückte Wanderer aufzusuchen. Sobald sie einen Solchen gefunden, so geben sie es ihrem Herrn durch lautes Bellen kund, welches in dieser Bergeseinsamkeit über eine Stunde weit vernommen wird. Während der Herr herbeieilt, ist der treue Hund unablässig mit Scharren eifrig bemüht, den lebendig Begrabenen zu erretten. Wer immer des Weges über den Bergpaß zieht, weß Standes, Volkes, Glaubens er auch immer sei, der findet in dem Hospiz stets einen freundlichen Empfang, und ungefragt und unerbeten für sich und seine Thiere Erquickung und ein Unterkommen. Alle Lebensmittel, sowie das benöthigte Holz müssen stundenweit unten von den schweizerischen und italienischen Ortschaften hinaufgeschleppt werden, und da das Kloster im Winter und bei schlechter Witterung, in Schneestürmen, oft wochenlang von aller Gemeinsamkeit mit der übrigen Welt abgeschlossen ist, so muß es stets auf große Vorräthe bedacht sein. Bezahlung wird keine verlangt. Viele ziehen weiter, ohne Etwas zu geben, ja mitunter selbst schmutzige Reiche, während Andere dankbar auf Rechnung armer Wanderer den zwanzigfachen Betrag des Genossenen zurücklassen, und dadurch zu dem edlen Zwecke der Stiftung ihr Scherflein beitragen. Ohne somit über gesicherte Einkünfte verfügen zu können, haben die ehrwürdigen Väter auf dem großen Bernhard seit Jahrhunderten den Armen, die ihr Asyl besuchen, mit vollen Händen gespendet, aber nie sind dabei ihre Hülfsquellen erschöpft worden. Jeder Ankömmling wird freundlich durch einen Klosterbruder empfangen, und je nach seinem Stande entweder in's Refektorium, oder in die für Reisende der ärmern Volksklassen neben der Küche befindliche Gaststube geführt. Hier wird der Gast bewirthet. Ist es gerade Essenszeit, so speist der Fremde der gebildeten Stände mit den Chorherren. Der Arme, der die Gastfreundschaft unentgeldlich in Anspruch nehmen muß, erhält kräftige Suppe, Fleisch, Brod und ein kleines Glas Branntwein zur Stärkung auf die Weiterreise. Weibliche Gäste werden in dem neben dem Hospiz befindlichen kleinen Frauenhause „Hotel de St. Louis" beherbergt. Die Mönche sind wissenschaftlich gebildete Priester, Deutsche, Franzosen und Italiener. Französisch ist auf dem großen St. Bernhard, wie in den zwei andern Klosterhospizien, auf dem kleinen Bernhard und dem Simplon, die Verkehrssprache. Diese sind mit dem Erstern als Mutterhaus affiliirt und in gemeinsamem Vermögensverband. Die Zahl der Reisenden über den großen Bernhardsberg wird jährlich auf 15,000 geschätzt, derjenigen über den Simplon auf 10,000 bis 12,000, und endlich jener über den kleinen Bernhard auf fast ebensoviel. Eine Eigenthümlichkeit in überraschender Weise ist auf dem großen Bernhard das weltbekannte sogenannte Todtenhaus. In der großen Halle eines abgesonderten Gebäudes werden hier die erstarrten Leichen der in den Lawinen und Schneestürmen Umgekommenen und Aufgefundenen so lange ausgestellt, bis sie von ihren Verwandten abgeholt oder im Laufe langer Jahre unkenntlich werden. Die Leichen verwesen nämlich in der reinen, meist eisig kalten Luft nicht, sondern vertrocknen allmälig. Da die stets hartgefrorene Erde selbst im Hochsommer nur einige Zoll tief aufthaut, so läßt sie die Bereitung von Gräbern nicht zu. Wenn daher im Todtenhause der Raum zu klein wird, so werden die ältern Gerippe auf einen anstoßenden, offenen, mit einer Mauer umgebenen Raum geschafft, wo sie reihenweise geordnet mit gen Himmel gewandten Gesichtern da liegen und bleichen.

Eine andere Einrichtung haben die Hospizien der Mittel- und Ostschweiz. Die bedeutendsten sind das Gotthards- und das Grimselhospiz. Die Stiftung des Erstern erfolgte sehr wahrscheinlich schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Vom Jahr 1682 bis 1841 wurde es von zwei Kapuzinern besorgt, und mit letzterem Jahr ging es in die Hände eines weltlichen Direktors über, der von der Regierung des Kantons Tessin ernannt wird. Derselbe hat die Verpflichtung, Winter und Sommer oben in den unwirthbaren Höhen zu wohnen, die Straße zu jeder Zeit, besonders aber bei schlechtem Wetter zu beaufsichtigen, und sich mit den zum Schneebruch angestellten Leuten zu diesem Zwecke in's Einverständniß zu setzen. Zur Aufsuchung und Rettung allfällig verirrter Reisender muß er einen starken Knecht und für Besorgung weiblicher Reisender eine Magd haben, sowie mindestens ein Pferd halten, um Reisende, welche den Weg nicht zu Fuß zurücklegen können, von den Schirmhäusern zu Airolo und Ursern nach dem Hospiz zu schaffen, und sie so lange zu verpflegen, bis sie den Weg wieder weiter fortsetzen können. Der hierauf bezügliche Regierungserlaß von Tessin enthält folgende menschenfreundliche und wahrhaft kosmopolitische Satzung: „Tutti gli uomini sono fratelli ed eguali, tutti hanno diritto ai medesimi servigi, ai medesimi benefici." (Alle Menschen sind hier oben Brüder und gleich, Alle haben das gleiche Recht auf die gleichen Wohlthaten.) Das Gotthardhospiz ist gänzlich mittellos und daher ganz auf die freiwilligen Liebesgaben angewiesen, die jedes Jahr in den Kantonen der Schweiz gesammelt werden. Einige Kantonsregierungen verabreichen von sich aus einen bestimmten Jahresbeitrag, andere gestatten in den Pfarrkirchen ihres Gebietes an einem bestimmten Tag ein besonderes Kirchenopfer. Da die jährlichen Ausgaben für 10 bis 12,000 verpflegte arme Reisende immer die Summe von 10,000 Franken weit überschreitet, so wird die Hospizrechnung fast jedes Jahr mit einem größern oder kleinern Passivsaldo abgeschlossen. In neuester Zeit besorgte den höchst beschwerlichen Dienst der greise, wohlerfahrene und menschenfreundliche Direktor Lombardi, der diesen Frühling einer rasch verlaufenen Krankheit erlegen ist, und dessen Andenken in den Herzen von Tausenden und Tausenden von Reisenden fortleben wird, welche in den fürchterlichen „Gureten" der Hochalpen bei ihm Rettung und menschenfreundliche Pflege gefunden haben. Alljährlich im Frühling, bevor der Spitalherr seine Rundreise zur Sammlung der Liebesgaben in den verschiedenen Schweizergauen antritt, gibt er öffentlich Rechenschaft über das letzte Verpflegungsjahr. Im Jahr 1862 beliefen sich die Gesammtausgaben auf 9154 Fr. 43 Cts., die Gesammteinnahmen dagegen auf 8677 Fr. 28 Cts., es ergab sich somit wieder ein Defizit von 477 Fr. 15 Cts. An 9657 arme Reisende wurden unentgeldlich 30,000 Portionen verabreicht, und zwar ohne Rücksicht auf Heimat und Konfession. Die Regierung von Tessin gibt jeweilig aus ihren Militärkleidermagazinen unbrauchbar gewordene Kleidungsstücke zur Vertheilung an arme Reisende an das Hospiz ab, die dann auch besonders mit Schuhwerk an selbe aus-

getheilt werden. Zur Auffindung verirrter oder verunglückter Reisender werden auf dem Gotthard wie auf dem großen Bernhard gut abgerichtete, große, starke Rettungshunde gehalten. Einer derselben ist noch von der leider immer mehr aussterbenden Bernhardshundeart, bekanntlich eine Kamtschatkarasse, die zwei andern sind leonberger Hunde, und zwar ein großmüthiges Geschenk des Stadtraths Essig in Leonberg, und sollen nach Direktor Lombardi's Aussage sehr gute Dienste leisten. Die Unglücksfälle auf dem Gotthard wie auf den andern Bergpässen haben in neuerer Zeit bedeutend abgenommen, und die Behandlung der oft halb besinnungslos und erfroren ankommenden Reisenden ist eine sehr bewährte und zweckmäßige.

Verschieden von der Einrichtung des Gotthardhospizes ist wiederum diejenige des Grimselhospizes, besonders seit seinem Wiederaufbau nach dem Brande von 1852, verursacht durch die Frevelhand des einst so achtungswerthen „Spittlers" Peter Zybach von Meyringen. Dasselbe gehört der Landschaft Oberhasli, und wird von dieser mit dem Wirthschaftsrecht förmlich an den jeweiligen „Spittler" verpachtet. Dadurch erhält es ganz das Gepräge eines, der Spekulation dienenden gewöhnlichen Bergwirthshauses. Ehemals hatte der Spittler auch die Verpflichtung, arme Reisende unentgeldlich übernachten und mit einer einfachen Mahlzeit verpflegen zu müssen, und hatte dafür denn auch das Recht, in der ganzen Schweiz zu diesem Zwecke Liebesgaben einzusammeln. Die Kollekte hat in den meisten Kantonen aufgehört, dagegen übersenden die Regierungen zeitweise eine Gabe. Die Zahl der daselbst verpflegten Armen beläuft sich bloß auf 900 bis 1600 Personen. Das Grimselhospiz wird im Winter während des strengsten Vierteljahrs nur durch einen Knecht bewohnt, dessen Pflicht es ist, den Weg um das Haus offen zu erhalten und bei starkem Schneegestöber die Hunde auszusenden, und auf das Anschlagen der Hunde verirrten Reisenden durch lautes Rufen die Richtung des Weges anzuzeigen. In schneereichen Wintern muß er zu diesem Zwecke oft durch die obersten Fenster des Hauses hinaussteigen, um mit unendlicher Mühe den Zugang zur Thür frei zu machen.

Neben den bereits erwähnten und weltbekannten Alpenhospizien bestehen in der Schweiz noch einige andere kleine und mittellose Zufluchtshäuser auf weniger besuchten oder alten Alpenübergängen. So das Berghaus auf dem Lukmanier, das von einem armen Bauern bewohnt wird. Im Tolegnothal liegen auf der Paßhöhe die beiden kleinen Samariterhäuser zu Casaccio und Camperio, die einst vom heiligen Carlo Borromeo gestiftet worden, aber jetzt ganz verarmt sind. Ebenso auf der Bündnerseite des Berges Santa Maria das ärmliche San Gallo und das tiefer liegende San Giovanne, welche einst vom Kloster Dissentis gegründet worden waren. Besser ist das Ospizio bei Airolo, und jenes im Bedrettothal: All' Aqua. Nur Derjenige, der je die Schrecknisse eines Schneesturmes in den unbewohnten Einöden unserer Alpenübergänge mit Entsetzen erfahren hat, kann sich einen vollständigen Begriff machen von der Wohlthätigkeit der Hospizien. Erfahrungsgemäß sind unsere „Schneegureten" gerade in den Alpeneinschnitten am gefährlichsten, über welche Bergstraßen führen. So der große St. Bernhard, der Simplon, der Gotthard, der Bernhardin und der schauerliche Panixerpaß. In wenigen Augenblicken findet sich der ängstliche Wanderer von dichten Wolken kleiner, feiner Schneekrystalle eingehüllt, welche Alles durchdringen und mit der Luft eine völlig geschmolzene Masse zu bilden scheinen. Wenig Minuten reichen hin, die sorgfältig eben ausgeschöpfte Straße spurlos verschwinden zu machen in den dichtesten Niederschlägen dieses feinen Eisstaubes, den der Sturm in einigen Hunderttausenden von Kubitklastern in muthwilligem Spiele von den ewigen Eisfeldern eben in die Luft heraufgewirbelt hat. Der Nadelregen dringt durch die dichtesten Kleider und zersetzt dieselben. Die eisige Kälte dringt bis an's warme Menschenherz. Bald sind im Kampfe mit den empörten Elementen die Hände und Füße, die Nase, ja wohl das ganze Gesicht leichenblaß, sie sind erfroren. Nur die schleunigste Flucht zum nächsten Hospiz rettet den überfallenen Wanderer, um den der helle Tag zur dunklen Nacht sich umgewandelt hat. Mit welchen Gefühlen betritt der Bedrohte die rettenden Räume des gastlichen Hauses! Welches selige Behagen durchdringt seine stöhnende Brust beim herzlichen Gruße des freundlichen Spittlers, und wie schmeckt der tiefe, lange Schlaf im warmen Bett nach Angst und Mühen qualvoller Stunden. Gottes Segen ruhe daher stets auf den Hospizien unserer Schweizeralpen!

Eine Prophezeiung Seni's.

(Schluß.)

III.

Wie der Sonnenschein nach dem Gewitter, wie der Sturmwind auf den Frühlingstag, so folgt oft im menschlichen Leben ganz der Gegensatz dessen, was wir erwarten zu müssen geglaubt; daher das Sprichwort: „Nach Leid kommt Freud'", oder umgekehrt. Die Prophezeiung Seni's war nicht allein nicht eingetroffen, Karl lebte nicht allein und war wohlauf, sondern mehr noch als das; er hatte sich vollständig von seiner Eifersucht erholt, und wenige Tage nach der Jagd, die er mit so vielem Widerstreben gemieden, erklang abermals der Rittersaal auf Trebitsch von dem lustigen Zutrinken der Zecher. Es war der Verlobungstag Kunigundens von Malowar mit dem Erben auf Trebitsch! Gleich bei dem ersten Spaziergang, den Karl, sei es um sich zu zerstreuen oder auch nur um desto mehr seinen quälenden Gedanken nachzuhängen, nach dem heftigen Ausbruche seiner Leidenschaft in dem nächsten Umkreise des Schlosses unternommen, war ihm Kunigunde begegnet. Sie war ihm so unbefangen entgegen getreten, daß er, hätte sie Kenntniß von dem Geschehenen gehabt, sich seiner blinden Wuth gegen das Wappenschild der Waldsteine sicherlich würde geschämt haben. So wandelten sie eine Strecke neben einander; Kunigunde erzählte von der letzten Jagd, sie bedauerte Karl so aufrichtig, daheim haben sitzen zu müssen, und ihre Freude über das Nichteintreffen der Prophezeiung machte sich endlich in solch' kindlicher Weise Luft, daß Karl nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte, daß der Himmel ihm gnädiger gewesen als er verdient. Hatte zudem die schöne Kunigunde im Fluß der Rede das Verbot ihres Oheims überschritten, oder hatte Karl nach dem Vorhergegangenen errathen, daß, wer der Unbekannte auch sein möge, Kunigundens Verhältniß zu ihm nichts mit der Liebe gemein habe, er hatte das entscheidende Wort gewagt, und die jugendlichen Herzen hatten sich schnell zu einander gefunden. Der bisher Unbekannte aber war nun selbst unter Ablegung des Inkognito gegenwärtig, und Karl schüttelte ihm herzlich die Hand, und umarmte ihn einmal über das andere, während Kunigunde zwischen Lachen und Weinen Egon die Geschichte von ihres Bräutigams Eifersucht erzählte, die Karl ihr nach erhaltenem Jawort gebeichtet. „Nun laßt uns," begann Rüdiger von Bergheim, der gern den Wortführer machte, „aber auch vor allen Dingen dem Hexenmeister ein Pereat ausbringen." — „Pereat!" scholl es durch den Saal, „Untergang allen Schwarzkünstlern, Alchymisten, Kabbalisten und Sterndeutern!" — „Ja, Pereat! möchten ihm ein halbes Dutzend Wölfe auf seinem Wege begegnen, ihm die Betrügerseele auszutreiben," sagte Ulrich im Bart, und auch Robert von Trebitsch schickte nach Jägermanier dem Entflohenen ein paar Verwünschungen nach, aber er war weniger heiter als sonst. Graf Waldstein hatte seine Gicht vergessen und schritt einher wie ein Jüngling; Chraustenzli strahlte vor innerem Vergnügen, das ganze Schloß war in dem freudigsten Aufruhr, und die Hochzeit wurde anberaumt. Acht Tage vergingen dem jungen

Liebespaare in dem seligsten Genuß, den das Menschenleben bietet. Karl hatte das Jagen eingestellt, und Kunigunde saß öfters als sonst wohl bei dem Stickrahmen. Mit emsiger Hand fertigte sie eine Jagdschärpe für den Verlobten. Ein Zweig wilder Rosen umschlang die Blätter der Eiche. „Jene Knospe ist gleich Dir, Gunda,“ sagte Karl von Würben, die zarte Wange seiner Verlobten mit leisem Kusse berührend. — „So sollst Du die Eiche sein,“ meinte das Mädchen, „an der ich im Sturm des Lebens hinaufranke.“ — „Ei, ei, wie ernst Du geworden bist,“ sagte Karl, und wollte sie in seine Arme schließen, aber plötzlich verzog er unmerklich das Gesicht und ließ die Hand sinken. — „Was hast Du denn?“ fragte Kunigunde betroffen. — „Ach, es ist nichts,“ entgegnete er. Aber gegen Abend schwoll der Arm, Fieber stellte sich ein, und es mußte ein Wundarzt gerufen werden. Dieser verbot dem Junker von Würben, nicht nach Schloß Trebitsch zu gehen und sich der herrschenden Kälte auszusetzen. Chraustenzli beorderte einen Boten an den Grafen von Waldstein mit der Nachricht, daß seinen Neffen ein leichtes Unwohlsein befallen, zu dessen schnellerer Hebung er vorziehe, ein paar Tage auf Schloß Rodolez zu bleiben. Es wurde ihm demzufolge ein Zimmer eingeräumt. Kunigunde war fast stündlich um ihn, nur zuweilen löste sie Egon ab. Niemand ahnte eine Gefahr, nur Karl selbst fing an unruhig zu werden.

Eines Morgens saß Egon allein bei ihm, während Kunigunde sich weggestohlen, um heimlich die Schärpe zu vollenden. Egon hatte sein Schachbrett herauf gebracht. „Nun, warum ziehst Du denn nicht?“ mahnte er Karl. — „Ich bin matt, Egon,“ entgegnete dieser, auf den Ellbogen des gesunden Armes sich stützend, „und es ist doch mein letztes Spiel, wozu es weiter verfolgen?“ — „Wie? Die Geschwulst fällt ja.“ — Karl betrachtete den kranken Arm. „Ja,“ sagte er, „und ich höre auf Schmerzen zu empfinden, aber sieh', wir Waidmänner verstehen uns Alle mehr oder minder so ein wenig auf die Wundarzneikunst, das gehört zum Gewerbe, und wir haben dieß Verständniß mit den Schäfern gemein.“ Und nun erzählte er, was er den Seinigen verschwiegen, wie er bei dem heftigen Schlag auf das Wappenschild in einen Nagel auf der Rückwand desselben getroffen. Die Wunde habe er anfangs gar keiner Beachtung werth gefunden, dann habe sie nur leicht geschmerzt. „Und jetzt wird sie mich tödten,“ sagte er, „und die Prophezeiung Seni's ist, wenn auch nur bildlich, dennoch in Erfüllung gegangen. Tröste Gunda, Egon, und sage ihr, daß sie mich zu ihrem Glauben bekehrt, daß der Mensch die Geheimnisse der Zukunft nicht zu erforschen trachten soll — aber es ist zu spät.“ Egon versuchte vergeblich, dem Kranken seine Ueberzeugung auszureden. „Ich habe mein Geschick selbst herauf beschworen,“ sagte er, „und nun muß ich's tragen wie ein Mann.“ Egon zweifelte noch immer. Der Wundarzt kam und fand den Puls des Patienten weich und klein; er besichtigte die Wunde und schüttelte den Kopf. Am neunten Tage stellte sich der Brand ein, und als der alte Waldstein nach langer Winterrast an einem warmen Frühlingstag zum ersten Mal mehr hinauswankte als ging, als die erste Nachtigall im Busche schlug, da war's über seines Neffen Grab. Von dem Astrologen Seni aber hat man niemals wieder gehört. Chraustenzli dagegen, nachdem Egon ihm berichtet, auf welche Weise Karl von Würben seinen frühzeitigen Tod vorbereitet, hatte anfangs über die Hartnäckigkeit verzweifeln wollen, mit der er auf der Wahrung von Egon's Inkognito bestanden. Nur die Zeit und der Zuspruch des tiefgebeugten Waldstein vermochten ihn nach und nach zu beruhigen, aber er jagte von da an nicht mehr, und die „wilde Jagd“ hatte sich ein Jahr nach Karl's Tode zerstreut.

Lassen wir hier vor Abschluß unserer Geschichte noch einige Worte zur Erläuterung manches Voranstehenden folgen: Chraustenzli, in jüngeren Jahren Soldat, hatte sich nach erhaltenem Abschied auf seine Besitzung Teutsch-Rodolez zurückgezogen. Des Handwerks der Waffen gewohnt war er der leidenschaftliche Jäger geworden, als dem wir ihm zuerst begegnet. Er war nie verehelicht gewesen. In seiner Jugend von einem glücklicheren Nebenbuhler besiegt hatte er lange mit Unmuth gekämpft. So waren die Jahre der Vernunft allmälig gekommen. Er zögerte, und das so lange, bis er zu wünschen aufgehört, und in Ausübung der Jagd und im Umgange mit seinem benachbarten Jugendfreund Waldstein alles Genügen seines Herzens zu finden gemeint.

Dennoch, während der Zeit, da der Forst nicht jagdbar, oder wenn Graf Waldstein in seltenen Zwischenräumen — denn erst wenige Jahre fesselte ihn sein Zustand an das Schloß — sich zu Brünn oder anderwärts aufhielt, fand er sich einsam. Da starb eine jüngere verwittwete Schwester, ihn als nächsten Verwandten und natürlichen Beschützer zweier unmündigen Kinder zurücklassend. Kunigunde und Egon zogen auf Schloß Rodolez ein, und damit war allen allenfallsigen späteren Heirathsplänen des vorsorglichen Oheims ein Ende gemacht.

Kunigunde wuchs unter der Pflege und Aufsicht der alten Schaffnerin zu der schönen, sittigen Jungfrau heran, als die wir sie haben kennen lernen; die Lust an der Jagd hatte sie von dem Oheim geerbt.

Seinen Egon hingegen hatte Chraustenzli getreu dem Stande, den er selbst einst bekleidet, für die Laufbahn der Waffen bestimmt. Der junge Mann hatte in dem Heere Kaiser Ferdinand's bereits mehrere Jahre mit Ehren gedient. In einem Vorpostenkampfe verwundet hatte er lange unter der Pflege mildthätiger Klosterschwestern verbracht. Als er genesen, trieb es ihn auf Flügeln der Sehnsucht zu den wenigen Menschen, die ihm auf Erden verwandt, zu dem alten Chraustenzli und vorab zu Gunda. Er hatte die einzige Schwester seit Jahren nur im Bilde gesehen. Wie mußte sie sich verändert haben, wie das liebliche Kind zur bezaubernden Jungfrau herangewachsen sein! Egon ging, statt sich seinem Regimente zu stellen, nach Mähren. Obgleich nun zu damaliger Zeit keine geregelte Kriegsordnung bestand, wie wir sie in unsern Tagen haben, so hatte doch Chraustenzli, ganz im Geiste der militärischen Subordination, die er niemals umgangen wissen wollte, darauf bestanden, daß Egon sich nicht eher öffentlich zeige, als bis das Urlaubsschreiben seines Obersten eingetroffen. Dieß war nach den Seitens des Herrn von Malowar gethanen Schritten am Morgen der für den armen Karl von Würben so verhängnißvollen Jagd angekommen, und Egon hatte sich nicht mehr zurückhalten lassen, an der Seite Kunigundens ein lang entbehrtes Vergnügen zu kosten. Er war frei, und nicht mehr „Deserteur“, wie sein Oheim ihn scherzweise genannt. Alles Uebrige, sowie daß er, dem wohl eine Ahnung von der Schwester Liebe mochte gekommen sein, den Zurückbleibenden voll jugendlichen Uebermuthes beim Wegreiten gegrüßt, erklärt sich von selbst.

Kommen wir nun noch einmal auf den Grafen Waldstein zurück. Er war Gatte und Vater gewesen, aber der Tod hatte ihm frühe die Gattin genommen, der Krieg ihm zwei hoffnungsvolle Söhne geraubt. So hatte er, obgleich dessen Mutter noch lebte, gleich seinem Freunde Chraustenzli seinen Neffen adoptirt. Was zwischen Diesem und Kunigunde sich entsponnen, war lange der still genährte Wunsch der beiden Jugendfreunde gewesen. Aber Karl war erst kurze Zeit auf Schloß Trebitsch, er hatte Egon nie gesehen, und — das Verhängniß wollte es so — es war niemals in seiner Gegenwart von dem Bruder Kunigundens die Rede gewesen. So war denn die unglückliche Prophezeiung Seni's am Ende dennoch fast buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Kunigunde beweinte den Verlust ihres Verlobten tief und lange, da aber die Geschichten von der Treue bis über's Grab hinaus schon vor zweihundert Jahren zu den Ausnahmsfällen gehörten, so ging sie nicht in's Kloster. Aber sie verlobte sich auch nicht unmittelbar über der Asche des Geschiedenen. Sie theilte ihre Sorge zwischen dem eigenen

Oheim und dem alten Waldstein, der ihr alle seine Liebe zuwandte. Der rüstige Chraustenzli ging zuerst den Weg alles Fleisches, der alte Waldstein siechte noch lange. Sechs Jahre nach dem Tode Karl's von Würben reichte Kunigunde Robert von Trebitsch, dem besten Freunde des Geschiedenen, ihre Hand. Es war der Wunsch ihres Oheims und auch der Waldstein's gewesen. Schloß Trebitsch kam an entfernte Verwandte. Deutsch-Kobolez aber verblieb Kunigunden und ihrem Gemahl. Ihr Leben lang konnte die Erstere das Bild eines Löwen nicht mehr sehen und auch auf die Jagd hatte sie gleich ihrem Oheim verzichtet. Wenn sie aber am Arm ihres Gatten in den Waldesfrühling hinausging, wenn die Nachtigall sehnsüchtig im Schatten schlug, dann regte sich's in ihr wie eine wehmüthige Erinnerung an die Jugendzeit. „Was sinnst Du denn, Gunda?" sagte wohl Robert von Trebitsch. — „Ach, Robert!" entgegnete sie.

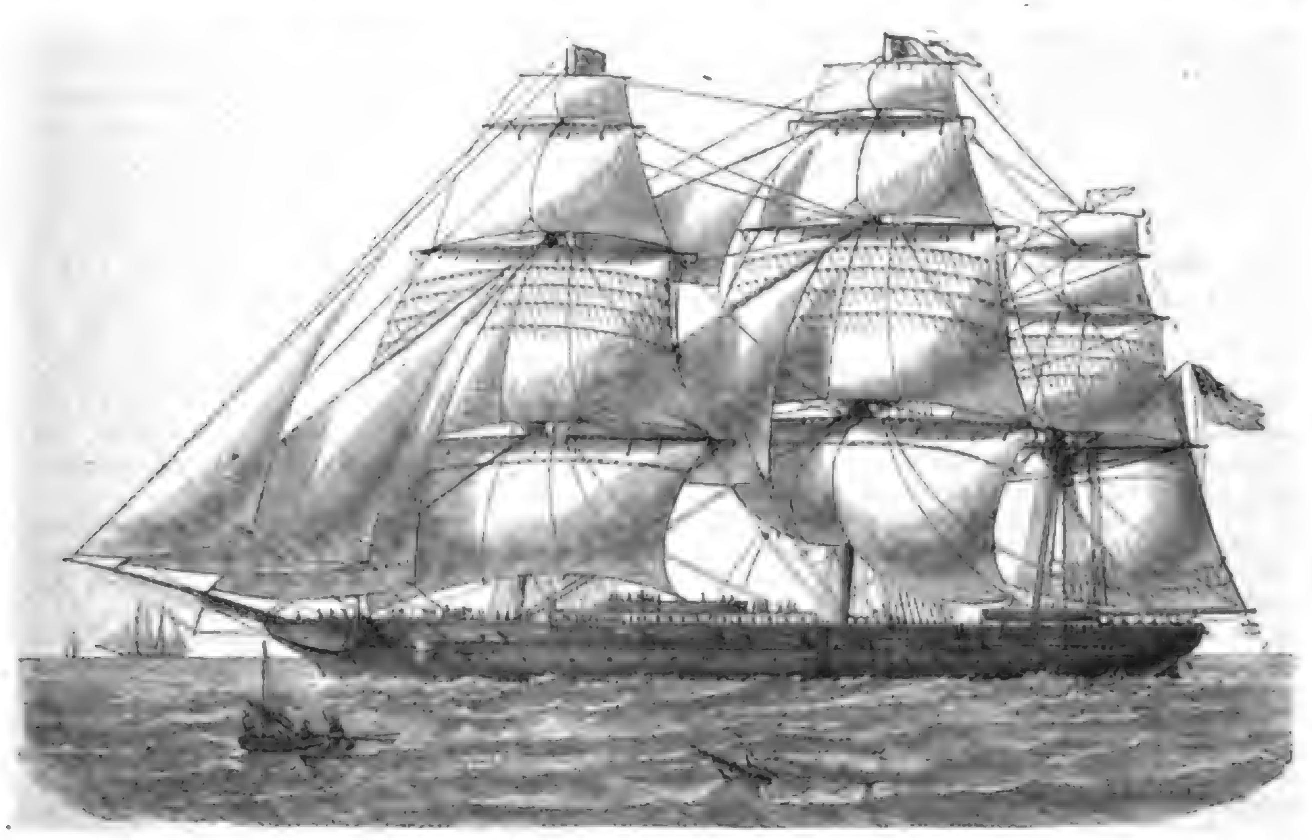
Robert von Trebitsch aber küßte seinen Aeltesten, den kleinen Karl, der zwischen ihnen ging, und drückte dann schweigend die Hand seiner Gattin. Er liebte sie in solchen Augenblicken um der sanften Regung ihrer schwärmerischen Seele willen nur inniger, denn kein echtes Weib soll den Traum seiner Jugend vergessen.

Der Untergang eines Klippers.

Von

Franz Arnold.

Die Klipperschiffe haben kein höheres Alter aufzuweisen, als die Entdeckung des kalifornischen Goldes. Man weiß, welch' ungeheure Vortheile es einem Schiffe brachte, wenn es früher als seine Konkurrenten, die der abenteuerlichen Bevölkerung der Goldsucher die nöthigsten Bedürfnisse brachten, im Hafen von San Franzisco ankam, während der hinter den Andern Zurückbleibende, welcher den Markt überfüllt fand, seine Waaren nur zu niederem Preise verkaufen konnte. Es



Der amerikanische Klipper Amazone.

galt deßhalb, Schnellsegler ersten Ranges zu bauen. Man konnte sich freilich der Dampfschiffe bedienen; aber der Dampf ist sehr theuer; und da bei der Handelsmarine die Aufgabe nicht bloß ist, rasch zu segeln, sondern auch billig, so mußte sich der Erfindungsgeist der Schiffbauer auf Segelschiffe vor allem Andern richten. Die Bemühungen wurden denn auch durch die Konstruktion des Klippers vollständig gekrönt. Der Hauptunterschied des Klippers ist seine Länge, denn bei gleicher Breite ist er mindestens ein Drittel länger als die andern Schiffe. Außerdem laufen sie sehr spitz aus, und es wird dadurch hauptsächlich der Widerstand verringert. Sie gehen deßhalb doppelt so schnell als andere Schiffe. Einer der schönsten Klipper war die Amazone, welche zwischen London und New-York segelte (1790 Tonnen). Sie war am 29. Oktober von den londoner Docks ausgelaufen, blieb wegen des Orkanes bis zum 31. bei Gravesend liegen, und machte dann langsam ihren Weg den Kanal hinab nach North Foreland, wo sie wieder Anker warf. An Bord hatte sie außer einer bedeutenden Ladung von Kohlen, Holz, Blei, Werg, Bahnschienen, Schweinen und Schafen, eine Bemannung von dreißig Leuten und zwischen vierzig und fünfzig Passagiere, hauptsächlich Deutsche und Irländer. So lag sie ungefähr zehn Meilen von den Dünen entfernt am North Foreland, um dort das Nachlassen des Sturmes abzuwarten, als plötzlich gegen zwölf Uhr in der Nacht vom Dinstag auf den Mittwoch aus der zweiten Kajüte der Ruf: Feuer! erscholl. Im Augenblicke war Alles in Verwirrung unten wie oben, dicke Rauchwolken wälzten sich auf das Deck und erstickten die Passagiere in den Kajüten beinahe. Glücklicherweise gelang es, Alle, Männer, Weiber und Kinder, eben aus dem tiefsten Schlummer geweckt, bekleidet und unbekleidet, auf's Deck zu bringen, ehe die Flammen sie ergriffen. Die Pumpen und die Feuerspritzen wurden sofort in Thätigkeit gesetzt; da es aber deßhalb nöthig war die Lucken zu öffnen, brauste der Wind hinein und verbreitete die Flammen durch das ganze Schiff. Der Kapitän ließ die Nachen über Bord und die Passagiere einen nach dem andern an Seilen in dieselben hinuntergleiten; doch trieben unglücklicherweise zwei

Kähne weg, und die übrigen reichten nicht hin, um die ganze Mannschaft zu fassen. Raketen wurden als Nothsignale aufgelassen, und es näherte sich ein Schlepper, welcher die Passagiere, und vermittelst der Nachen, welche die noch an Bord des brennenden Schiffes Befindlichen abholten, schließlich die ganze Bemannung aufnahm; der Kapitän und die Offiziere waren heldenmüthig bis zu allerletzt geblieben. Der Schlepper landete die Geretteten um halb drei Uhr früh in Margate. Die Amazone war unterdessen ein Flammenmeer geworden, die See strahlte weithin von dem Glanze wieder und bot einen schauerlich prachtvollen Anblick; die ganze Ladung, das ganze Hab und Gut der Passagiere, Geld und Kleider wurden ein Raub des Feuers. Das Schiff brannte bis auf die Wasserlinie herab und versank zuletzt in die Wogen. Die Amazone wurde nebst ihrer Ladung auf 24,000 Pfund Sterling geschätzt und ist nur zur Hälfte versichert. Das Handelsamt wird über den Ursprung des Feuers, welcher noch in Geheimniß gehüllt ist, eine Untersuchung anstellen lassen. Sämmtliche Mannschaft und die Passagiere sind am 4. November Abends in London angekommen und in der Musterherberge in Upper East Smithfield untergebracht worden, bis der amerikanische Konsul ein anderes Schiff für ihre Ueberfahrt nach New-York engagirt hatte. Wäre die Feuersbrunst weiter hinaus auf der hohen See ausgebrochen, so hätten Alle an Bord den Flammen zum Opfer fallen müssen.

Die Universität an der Lahn.

Von

K. Sommer.

Wenn schöne Lage, anmuthige Umgebungen und tief in die Vorzeit zurückreichende, geschichtliche Erinnerungen unser Interesse an einer Stadt ganz besonders rege zu machen geeignet sind, so dürfen vielleicht nur wenige Städte Deutschlands mit der in der Ueberschrift genannten in die Schranken treten, nur wenige den Vergleich aushalten.

Wer mit der Main-Weser-Bahn von Frankfurt durch die Wetterau und an Gießen vorbeigefahren, sieht bald zur Seite der Bahn statt hügeliger Ebenen bewaldete Berge auftauchen, welche von beiden Seiten das grüne, duftige Wiesenthal einschließen, durch welches die zwar schmale aber dafür um so lebhafter strömende Lahn ihren Lauf in stets abwechselnden Krümmungen nimmt. Links in der Ferne malerische Ruinen alter Bergschlösser, rechts auf einer in's Thal hineinragenden Anhöhe das zierlich gebaute Schlößchen „Rabenau", dann noch einige durch Felsen und Kalkerde gebrochene Durchschnitte, mehrere Ueberbrückungen der Lahn, und vor uns auf der Höhe erblicken wir die altersgrauen Mauern des Schlosses und die Häuserreihen der Stadt Marburg.

Herantretend aus dem üppig grünen Thal der Lahn, welche ihr Weichbild in einem weiten Schlangenbogen mehrarmig umzieht, schmiegt sich Marburg halbmondförmig um den steilen Schloßberg und steigt terrassenartig, in malerischen Gruppen von Häusern, Gärten und Bäumen, hoch bis zur Kuppe dieses Berges empor, der durch sein stattliches Schloß wie durch eine Krone geschmückt wird; die Stadt von zahlreichen Terrassengärten unterbrochen und darum weit ausgedehnt, bildet ein merkwürdiges Gemisch von großen und von unansehnlichen Gebäuden, deren größter Theil mit ihren hohen Giebelwänden und Lehm-Fachwerk einen etwas ländlichen Eindruck macht, von denen dann die modern gebauten Häuser um so kontrastirender abstechen. Wie bei allen Bergstädten, deren Häuser gleich einer Heerde Ziegen die Bergwand hinauf zu steigen scheinen, sind auch Marburgs Straßen nicht nur uneben und ungerade, sondern zugleich schmal und regellos, und stehen in ihrer Mehrzahl durch eine solche Menge von Treppen mit einander in Verbindung, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Zahl der Schuhmacher (109) hier alle andern Geschäftsleute weit übersteigt, selbst die Wirthe nicht ausgenommen, die doch, wie an allen Musensitzen, auch hier keineswegs schwach vertreten sind. Oft schreitet man sogar aus den Straßen in Häuser, aus deren oberen Stockwerken man wieder in eine Straße oder in einen Hausgarten gelangt. Geräumige, öffentliche Plätze darf man in dieser Bergstadt natürlich nicht suchen, und breite Trottoirs ebensowenig, von dem Pflaster gar nicht zu reden.

Wie bei den meisten alten Städten, so fehlen auch bei Marburg bestimmte Nachweise über die Zeit der Gründung und über den Erbauer.

Die Gegend von Marburg gehörte einst zu dem alten Oberlahngau und — wenigstens im zwölften Jahrhundert — zu den Besitzungen der reichen Gihonen, Grafen von Gudensberg oder Niederhessen, und ist bei dem Aussterben des Mannesstammes der Letzteren (1147) durch die Erbtochter Hedwig, Gemahlin Ludwig I., Landgrafen von Thüringen, an dieses Haus und von da an Hessen gekommen. Gelegen zu den Füßen der Burg, die in der späteren Zeit und jetzt nur das „Schloß" genannt wird, war die Stadt 1193 noch ein unbedeutendes Dorf, welches, von köln-mainzischen Truppen verheert, sich so rasch wieder erhob und erweiterte, daß Landgraf Ludwig von Thüringen dasselbe 1227 schon mit städtischen Rechten begabte, und nach seinem noch in demselben Jahre erfolgten Tode die Landgräfin Elisabeth von Thüringen ihren Wittwensitz dort nahm. Dieser Fürstin war das Schloß, die Stadt und Umgebung, nebst einem Einkommen von 300 Mark zum Witthum zugesichert, aber statt des fürstlichen Schlosses wählte die fromme Fürstin die Hütte der Armuth und Entbehrung. Sie erbaute am nördlichen Fuße des Schloßberges ein Hospital und eine Kapelle, sich der Pflege der Siechen und Armen, und der Uebung jener streng religiösen Werke unterziehend, die jene Zeit als Gott wohlgefällige Thaten ansah, Geißeln und strenges Fasten.

Elisabeth erlag bald diesen übermäßigen Anstrengungen, und nach einem Aufenthalte von vier Jahren in Marburg, in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre, am 19. November 1231, endete ihr Leben. Am Tage Luzian, 27. Mai 1237, wurden im Beiseln des Kaisers Friedrich II., vieler geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen und Edelleute, Elisabeth's Gebeine geheiligt, sie aber unter die Heiligen versetzt; auch erhob sich über ihrem Grabe das herrlichste Baudenkmal, das jene Zeit auf uns gebracht hat, die Elisabethenkirche.

Schon bei dem Erlöschen des landgräflich thüringischen Mannesstammes (1247) war die Stadt so aufgeblüht, daß sie an Bevölkerung die zweite Hessens wurde, die Burg aber seitdem die mit Kassel wechselnde Residenz der Landgrafen von Hessen.

Mit der Reformation sollte auch hier neues, frisches Leben erstehen, die Bergstadt, durch die am 1. Juli 1527 erfolgte Einweihung der Universität, die erste protestantische Hochschule Deutschlands werden. Ihre Gründung gehörte zu den ersten Handlungen des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, der aus allen Gegenden Europas die ersten Lehrer „zu seines Landes edelstem Kleinode" berief. Auch die Reformatoren Luther und Zwingli lud Landgraf Philipp nach Marburg zu einer Disputation im Jahre 1529 ein, um sich wegen der unter ihnen abweichenden Lehren zu einigen; vergeblich stritt man vom 1. bis 4. Oktober und schied wohl noch weiter getrennt als zuvor.

Nach der Theilung der hessischen Lande unter die Söhne des Landgrafen Philipp des Großmüthigen fiel Marburg dem zweiten Sohne desselben, Ludwig IV., zu. Ueber die Erbschaft der Besitzungen dieses am 9. Oktober 1604 kinderlos verstorbenen Fürsten, welche das jetzige ganze Oberhessen, sowohl das kassel'sche als das darmstädtische, be-

griffen, brach auf den Grund des von ihm hinterlassenen Testaments, welches ihm in der Geschichte auch den Beinamen „Testator" verschafft hat, und in welchem er die Erhaltung des derzeitigen (lutherischen) Religionszustandes zur Bedingung der Erbschaft gemacht hatte, der lange Streit zwischen Hessen-Kassel und Darmstadt aus, nachdem Landgraf Moritz 1605 seine, die reformirte, Lehre oder wenigstens eine Union bezweckenden „Verbesserungspunkte" zur Annahme oktroyirt hatte. Trotz eines zwischen beiden Linien geschlossenen Vergleiches (1627) mußte doch, wie so oft schon, die Religion als Vorwand zu einem Kriege dienen, der, in Verbindung mit dem dreißigjährigen, Jahrzehnte hindurch Hessen gegen Hessen führte und das gemeinsame Vaterland verwüstete. Verheerende Durchzüge, Brandschatzungen, Plünderungen, Hungersnoth und Seuchen suchten die Stadt heim, in deren Mauern 1623 die tilly'schen Schaaren, 1640 das französisch-weimarische Heer, und 1646 Königmark's und Hatzfeld's Truppen vorübergehend sich aufhielten, bis die Brandfackel des Krieges 1645 dort zu hellen Flammen aufloderte, die die Stadt verwüsteten; nicht weniger als 103 Häuser waren demolirt, und von seinen 900 Bürgern, welche es am Anfange des Krieges noch zählte, waren an dessen Ende kaum noch 300 übrig. Nach dem westphälischen Frieden dauerte es lange Jahre, bis Stadt und Universität sich wieder erholten.

Auch im siebenjährigen Kriege wechselte Marburg mehrmals seine Besitzer, wurde bald von den Franzosen, bald von den Verbündeten genommen, und erst durch den Frieden von den zuletzt eingedrungenen Franzosen wieder befreit.

Auch in den Aufständen, welche 1806 von den entlassenen kurhessischen Truppen gegen die Herrschaft des von Napoleon über das Königreich „Westphalen" eingesetzten Jerome versucht wurden, spielte Marburg seine Rolle. Am 29. Dezember eroberte ein Haufen Bauern und Soldaten das Schloß, mußte es aber, da die Franzosen Verstärkung erhielten, in derselben Nacht wieder räumen. Ebenso rasch endete der Versuch, den der greise Oberst Emmerich am 24. Juni 1809 machte; denn obgleich die insurgirten Bauern die Wachen überwältigt hatten, so wurden sie doch schon nach einem kurzen Gefechte, welches sich vorzüglich am Markte entspann, zerstreut, die Häupter des Aufstandes aber, Emmerich und Professor Sternberg, zu Kassel erschossen. Im Befreiungsjahre endlich verwirklichten sich die patriotischen Bestrebungen dieser Männer; mit Napoleon fiel auch das „Königreich Westphalen", und mit Kurhessen kam auch Marburg wieder an seinen früheren Landesherrn, Wilhelm I.

In der Schilderung Marburgs mag die Elisabethenkirche, die wir gleich beim Eintritt in die Stadt vom Bahnhofe her vor uns liegen sehen, die erste Stelle einnehmen, da sie das prächtigste Baudenkmal Marburgs ist. In dankbarem Andenken an Elisabeth legte ihr Schwager, Landgraf Konrad, als Deutschmeister des zu ihrem Erben ernannten deutschen Ordens, am 12. August 1235 den Grundstein zu der nach ihr benannten Kirche, die in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 48 Jahren vollendet wurde. Sie soll das erste Bauwerk Deutschlands sein, in welchem der gothische Styl von Anfang bis zu Ende durchgeführt ist, und hat daher als Kunstdenkmal noch ganz besonderen Werth. Ernst und majestätisch streben zu beiden Seiten des Spitzbogenportals die zwei Hauptthürme himmelan, mahnende Zeugen einer vergangenen Zeit. Noch zeigt sich nicht die zierlich durchbrochene Arbeit, wie bei der späteren Gothik; in edler Einfachheit von glatten Quadern aufgeführt, endigen die Thürme mit je einer schlanken, achteckigen Steinpyramide, an deren Sockel, etwa zwei Drittel Höhe des Baues, vier kleinere Thürmchen den Hauptschaft umgeben. Ihre Höhe beträgt 304 Fuß, die Länge der in Kreuzesform erbauten Kirche 230 Fuß. Freundlich ist der Eindruck, den man beim Eintritt in das von zehn Säulen getragene, hochgewölbte Mittelschiff empfängt. Wenn auch der Bau in seinem Aeußeren uns würdig erscheinen mag, so tritt uns das Innere wohl überraschend aber keineswegs in der erhabenen, bewältigenden Majestät entgegen, die der Besucher wohl erwarten dürfte. Ueber dem Eingange befindet sich die Orgel, zu ebener Erde die Sitze der Andächtigen, deren Blicken ein reich verzierter Altarhintergrund, welcher ein sogenanntes „Allerheiligstes" abschließt, sich darbietet; in der Mitte dieser Scheidewand die Kanzel, darunter der Altartisch mit überaus kostbaren Abendmahlsgefäßen, welche auf einer feingewebten Spitzendecke modernster Art prangen, die Kommunikanten knieen auf einem Teppich, welcher als werthvoller Schatz mit Pietät bewahrt wird, da er von den zarten Händen der heiligen Elisabeth selbst angefertigt wurde. Hinter dem Altar gelangen wir in den Hauptchor mit den Chorstühlen der deutschen Ordensritter. Hier herrscht jene, durch bunte mittelalterliche Glasfenster hervorgebrachte ernste Dämmerung, die dem in hellem Sonnenlichte erglänzenden Hauptschiffe abgeht. Schließlich ist noch des Chors im rechten Kreuzarme der Kirche zu gedenken, welcher die alten Begräbnisse und Monumente vieler Landgrafen und Landgräfinnen Hessens von dem Hochmeister Konrad von Thüringen herab bis auf Wilhelm III. enthält.

Wenden wir uns nun der Stadt zu, so gelangen wir zunächst an die Straße: „Ketzerbach", wo die vor vielen Häusern zum Trocknen ausgestellten Töpfe uns daran erinnern, daß das „marburger Geschirr" einen nicht unbedeutenden, bis nach Rußland gehenden Handelsartikel bildet. Am oberen Ende der breiten, mit einer Promenade versehenen Straße liegt die 1842 erbaute, mit reichen Sammlungen ausgestattete Anatomie. In den Räumen des ehemaligen Deutsch-Ordens befindet sich jetzt — das chemische Laboratorium und die Gebäranstalt; in der Nähe der Elisabethenkirche die chirurgische Klinik, an welcher der berühmte Operateur Professor Roser wirkt, sowie das Krankenhaus und die medizinische Klinik. Auf dem ziemlich steil bergan gehenden „Steinweg" gelangen wir in die innere Stadt, auf den Markt, an welchem das alte, 1512 erbaute Rathhaus sich erhebt, über dessen Thurm der alte, vielleicht nicht immer beherzigte Spruch auf einer Tafel ausgehängt war:

„Ihr Herren und Richter, richtet recht,
Gott ist euer Herr und ihr seid sein' Knecht!
Richtet nicht auf eines Mannes Klag',
Hört auch, was der Andere sag'!"

Einige Treppen tiefer, und wir stehen vor dem ehemaligen Dominikanerkloster, in dessen Räumen jetzt die Aula und das Gymnasium enthalten sind, während die Kirche zum reformirten Gottesdienste dient. In der Aula befindet sich unter den fünfundfünfzig Porträts von Professoren der Hochschule auch das von Dionysius Papin, in den Jahren 1687 bis 1688 Professor in Marburg, dessen Versuche mit einem, jetzt noch nach ihm benannten, luftdichten, eisernen Dampftopf die erste wissenschaftliche Begründung der Dampfkraft waren, freilich ohne die in unserer Zeit so mächtig herangeblühte Anwendung der Theorie zu veranlassen. Wieder steigen wir hinan und zwar dießmal auf die die Stadt beherrschende Höhe, wo die Mauern des Schlosses kühn sich erheben. Das Schloß, aus mehreren noch dazu veränderten und neugebauten Theilen zusammengesetzt, imponirt weniger durch harmonische Bauart, als durch steile Lage und hoch in die Lüfte ragende Kastelle.

Das Merkwürdigste im Inneren ist der große Rittersaal, in welchem 1529 das erfolglose Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli stattfand; die meisten übrigen Räume werden theils als Kaserne, theils als Gefängnisse benutzt, deren Insassen für die weithin bekannte Spielwaarenfabrik von Weber und Allmeroth beschäftigt werden. Bemerkenswerth ist noch der halbrund vorspringende Thurm, in dessen oberster Zelle Professor Jordan, in dem bekannten Hochverrathsprozeß mit angeklagt, eine langjährige Haft überstand.

Unterhalb des Schlosses breiten sich mehrere reizende Berggärten aus, wo man neben labendem marburger Bier auch einer lieblichen Aussicht in das anmuthige Lahnthal

und das gegenüberliegende Waldesgrün genießen kann. Als Perle von Marburgs an Abwechslung so reicher Umgebung aber darf wohl unstreitig die auf einem der Stadt gegenüberliegenden Berge befindliche Anlage „Spiegelslust“ bezeichnet werden, so genannt von ihrem Gründer, dem Domherrn Spiegel. Hier hat man die alterthümliche Stadt mit dem darüber wachenden Schloß vor sich, unten im Thale die Elisabethenkirche, das reichgesegnete Lahnthal mit seinen Auen und Wäldern, die Ruinen des Frauenbergs und Stauffenbergs, in der Ferne Gießen, im Westen die Burg Hohensolms; im Norden die Ruine Melrau, und im Osten die frühere Bergfestung Amöneburg, Bergketten rings am Horizont soweit das Auge reicht. Tönen nun am Sonntagmorgen die Kirchenglocken herauf, so haben wir eine Idylle vor uns, in deren Genuß wir uns kaum lange genug versenken können.

Marburg, dessen Bevölkerung etwa 8000 Seelen zählt, hat als Universität seine Blütezeit hinter sich. Während 1723, als der von Berlin vertriebene Philosoph Wolf hier wirkte, und 1772 der Historiker Wachler, die Hochschule 800 Zuhörer zählte, sank die Frequenz Anfangs dieses Jahrhunderts unter 300 und hob sich, als Savigny, Grimm, später Vangerow', Bunsen, Sybel u. s. w. hier wirkten, auf circa 400; jetzt freilich beträgt sie nur wenig über 200. Das bisher wenigstens befolgte Sparsystem, wichtige Stellen oft semesterweise unbesetzt zu lassen, mag wohl die Schuld hieran tragen.

Erwähnen wir hier noch das Haupt einer gewissen Partei, Professor Vilmar, so geschieht dieß, weil bei einem Manne von so großer humanistischer Bildung — Vilmar ist anerkannt einer unserer besten Literarhistoriker — von solch' geistvollem Benehmen im gesellschaftlichen Umgang, wissenschaftlicher Zelotismus ein psychologisches Räthsel ist.



Ansicht von Marburg.

Gewerbefleiß und Industrie könnten in Marburg entwickelter sein, doch wird in dieser Beziehung die jetzt in Aussicht stehende Gewerbefreiheit jedenfalls Wunder thun. Ebenso wird die noch aus früheren Zeiten theilweise gebliebene Kleinstädterei und der Kastengeist verschwinden, und der Geist der neuen Zeit sich auch unter den ehrenwerthen Marburgern noch mehr Geltung schaffen als bisher.

Marburgs Lage verdient eine größere Beachtung von Seiten der Touristen und überhaupt Solcher, die dem Staub und dem Gewühl einer Großstadt auf einige Zeit entfliehen wollen, um dafür frische, stärkende Bergluft, romantische, zu Spaziergängen einladende Gegend und ruhige, dabei doch komfortable Lebensweise einzutauschen.

Der magdeburger Dom.

Von

Adolph Reinach.

Magdeburg hat in den jüngsten Tagen das fünfhundertjährige Jubiläum seines herrlichen Domes gefeiert. Nicht zwar war es der Tag seiner Grundsteinlegung, noch der seines völligen Ausbaues, aber in seinem Mittelschiff, das 1363 vollendet wurde, durfte auch der ganze Bau als im Wesentlichen begründet angesehen werden, da von nun an



Der Dom von Magdeburg.

der Gottesdienst in dem Dome gefeiert werden konnte. Erst im Jahre 1520 waren die Thürme ausgebaut. Drei Jahrhunderte haben an dieser prächtigen Kathedrale gearbeitet, und die Style, die in dieser Zeit sich aus einander entwickelt, treten uns in den einzelnen Theilen des gewaltigen Baus sichtlich entgegen, wenn gleich sie sich zu einem schönen und wir dürfen wohl sagen harmonischen Ganzen mischten und verbanden. Magdeburg, von Otto I. 962 zum Sitz eines Erzbischofs erhoben, erhielt durch diesen Fürsten namentlich eine Kathedrale, zu deren Bau kostbares Material aus Italien herbeigeschafft wurde, von wo auch Reliquien kamen, die diesem Dom in den Augen der Gläubigen eine noch höhere Bedeutung verliehen. Die jetzige Kathedrale, auf dem Grunde der ersten 1208 begonnen, entwickelte sich langsam, bis endlich 1363 das Schiff eingeweiht werden konnte. Anfangs vom französischen System ausgehend, haben die Bautheile eine massenhafte Bildung, aber sind zugleich auf das Lebhafteste gegliedert, was bei dem kolossalen Bau einen so ungemein erhebenden Eindruck macht; ebenso gewinnt das Innere und Aeußere durch die reiche Dekoration. Bei vorwiegend romanischem Schmuck und Pfeilerbildung ist der Chor vieleckig und legt sich in einen Kapellenkranz mit Umgang aus, während seine obern Theile bereits gothisch sind. Die Thürme, welche am spätesten, 1520, vollendet wurden, sind in ihren untern Theilen übermäßig schlicht, die undurchbrochenen Steinpyramiden stehen scheinbar in ihrer stumpfen Gestalt nicht in rechtem Einklang mit dem Uebrigen, aber die etwas phantastische Bekrönung löst die schwere Masse wieder. Das Portal wie der ganze Mittelbau sind herrlich ornamentirt. Im Innern fesselt uns der Hochaltar aus Marmor, dem fünfundvierzig kleinere Altäre zur Seite stehen. In der Kapelle unter den Thürmen prangt das schöne Denkmal Erzbischofs Ernst, eine der früheren Arbeiten des Peter Vischer von Nürnberg, 1497 vollendet, ein großer Sarkophag, auf dessen Deckel der Erzbischof ruht, während an den Seiten Apostel und zwei Heilige stehen. Das getriebene Zierwerk gibt ein schönes Zeugniß der deutschen Bildnerkunst jener Zeit. Kaiser Otto der Große ruht unter einfacher Marmorplatte im Chor, hinter dem Hochaltar seine Gemahlin Editha. Das Denkmal ist jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert errichtet. Zahlreiche Denkmäler an den Wänden und Pfeilern ziehen nach besonderer Neigung an. In der Kirche werden mancherlei Reliquien seltsamer Art aufbewahrt: ein Ablaßkasten Tetzel's, Helm, Kommandostab und Handschuhe Tilly's. Der Dom verdankt seine Restaurirung der kunstsinnigen Freigebigkeit König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, der 1826 200,000 Thaler zu diesem Ende auswarf. Die Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums war eine protestantisch einfache, während drüben am Rhein zu gleicher Zeit die prachtvolle Feier des kölner Doms, der in jenen Tagen im Innern vollendet wurde, unter Assistenz der ersten Kirchenfürsten stattfand.

Briefe für das Volk

zur

Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. Carl Kolb.

Siebenter Brief.

Die Respiration. (Bedeutung des Athmens. Kohlensäure ein Gift. Das schwarze Loch in Bengalen. Erstickungstod.)

Die Atmosphäre, welche unsern Erdball umgibt, ist bekanntlich ein Gemenge von zwei Luftarten, dem Sauerstoffgas und Stickstoffgas, und bildet in dieser Zusammensetzung die Grundbedingung alles Thierlebens. Wo die atmosphärische Luft fehlt, muß dem Lichte gleich jedes Leben erlöschen, und zwar in um so kürzerer Frist, je höher die Entwicklung ist, welche das Blutleben gewonnen hat. Auch die Wasserthiere machen hievon keine Ausnahme, sofern das Element, in welchem sie sich bewegen, Luft enthalten muß. Wird diese durch Kochen oder unter der Luftpumpe ausgetrieben, so taugt das Wasser nicht mehr zur Erhaltung des Lebens, und das hineingesetzte Fischchen oder sonstige Wasserthier geht verhältnißmäßig in kurzer Zeit zu Grunde. Den in solcher Weise herbeigeführten Tod nennt man Ersticken.

Dieser allgemein bekannten Thatsache gegenüber könnte sich wohl die Vermuthung erheben, daß die uns umgebende Luft das wichtigste Nahrungsmittel sei, dessen man nur ganz kurze Fristen entbehren kann, während andere bloß in längeren Abständen eingenommen zu werden brauchen. Doch ergibt eine nähere Betrachtung der Athmungserscheinungen die gegentheilige Anschauung; denn der für das Athmen wesentliche Bestandtheil der Luft dient nicht dem Anbau, sondern vielmehr dem Abbau der organischen Gewebe, den thierischen Verbrennungsprozessen, von denen wir in unserem ersten Briefe gesprochen haben. Das Athmen selbst ist der Ein- und Ausgangspunkt einer Reihe von chemischen Aktionen, indem es dem Blut Sauerstoff mittheilt, der in den Organen den Umsatz der verbrauchten Elemente (Kohlen- und Wasserstoff) in Kohlensäure und Wasser bewirkt, und dem aus den Organen zurückgekehrten, verbrauchten Blut (durch seine dunkle Farbe ausgezeichnet) eines der Verbrennungselemente, die Kohlensäure, entzieht. Bei jedem Athmen tritt Sauerstoff an das venöse Blut, das dafür unter Annahme einer hellrothen Farbe seine überflüssige Kohlensäure abgibt, und dann auf's Neue als Arterienblut dem organischen Stoffwechsel dienen kann. Das Athmen selbst wird in den verschiedenen Thierklassen durch verschiedene Organe vermittelt. Es kann überall vor sich gehen, wo die atmosphärische Luft nur durch dünne Decken von den verbrauchtes Blut führenden Gefäßen (Venen) geschieden ist, da vermöge eines physikalischen Gesetzes, ähnlich dem für Flüssigkeiten überhaupt geltenden der Endosmose, die beiden betreffenden Gasarten das entschiedene Bestreben zeigen, durch eine feuchte Membran hindurch eine einwärts und auswärts gehende Strömung herzustellen und damit einen Austausch der Gase zu bewirken. Man kann durch ein einfaches Mittel die Haupterscheinung der Respiration (des Athmens) nachbilden, wenn man eine Schweinsblase mit Venenblut füllt und unter eine Glocke mit Sauerstoff bringt. Nach einiger Zeit wird nicht nur ein Theil des Sauerstoffs durch die Blase an das Blut getreten, sondern auch vom Blut aus eine gewisse Menge Kohlensäure in den Sauerstoff unter der Glocke übergegangen sein. Dasselbe geschieht, wenn man statt des Bluts einfach kohlensaures Wasser nimmt. Ist das Wasser, analog dem Venenblut, etwa mit einem Fünftel seines Volumens Kohlensäure gesättigt, so geht der Austausch durch die Blasenwand ganz nach Art der Respirations-Endosmose vor sich.

Die einfachste Art des Athmens, welche nur in dem auf der Oberfläche der nackten Haut vor sich gehenden Gasaustausch besteht, finden wir bei den niedersten Wasserthieren und in feuchtem Erdreich lebenden Würmern; doch treten frühe schon den Körper durchziehende Wasserkanäle auf, welche das sauerstoffhaltige Wasser auch mit inneren Theilen in Berührung bringen. Man bemerkt hier häufig auf der Haut flimmernde Cilien, auch sogenannte Strudelorgane, welche nicht nur der Eigenbewegung, sondern auch der Fortschaffung des verdorbenen Wassers dienen, damit an seine Stelle frisches trete. Eine entwickeltere Form des Wasserathmungsorgans sind die Kiemen, die bald äußerlich, bald innerlich ihre Stelle finden. Die Luftathmung scheint bei sehr kleinen Thieren, vielen Milben zum Beispiel, nur durch die Haut vermittelt zu werden; in der Klasse der Insekten im Allgemeinen aber, wo sie nicht auf Wasserathmung angewiesen sind, findet man sie durch Luftkanäle, die sogenannten Tracheen, vermittelt, welche verschiedene äußere Ausmündungen

(Luftlöcher, Stigmata) haben und sich durch den Körper verzweigen. Bei den Spinnen und Skorpionen kommen statt der verästelten Kanäle Luftsäcke vor, deren innerstes Blatt eine fächerartige Fältelung zeigt, um der Berührung mit der Luft eine größere Oberfläche darzubieten. Diese Säcke können schon als Lunge betrachtet werden, indem sie sich von dieser nur insofern unterscheiden, daß sie nicht wie das in der Regel paarige Luftathmungsorgan der höhern Thierklassen einen gemeinschaftlichen, sondern je einen gesonderten Ausführungsweg haben. Aehnliche Luftsäcke oder Athmungshöhlen kommen auch neben der Hautathmung bei manchen Mollusken (Landschnecken) vor. Den sackartigen Charakter haben die Lungen auch noch bei den Froschthieren und Reptilien; erst bei den Vögeln und Säugethieren treten sie in der Form eines gefäßreichen, schwammigen Gewebes auf.

In die Lungen wird beim gesunden, erwachsenen Menschen ungefähr achtzehnmal in der Minute ein Luftstrom ein- und ausgeführt. Dieses Spiel geht stetig und ohne Mitwirkung des Willens auch im Schlafe fort. Die Einathmung (Inspiration) führt Sauerstoff an das Blut, die Ausathmung (Exspiration) entfernt angesammelte Kohlensäure. Wir wissen, daß der angesammelte Sauerstoff den organischen Verbrennungsprozessen zu dienen hat, und können uns sonach die Bedeutung der Inspiration leicht klar machen; nicht so nahe liegt die Erklärung der Exspiration, wenn wir nicht wissen, daß die Kohlensäure, wenn auch nicht an sich, so doch für den arteriösen Blutstrom der höheren Wirbelthiere ein Gift, das Decarbonisiren (Entkohlen) durch die Exspiration ein Entgiftungsakt ist.

Wie? die Kohlensäure, jenes perlende Gas, das wir im Champagner und im Pfropfbier mit so viel Vergnügen verschlucken, sollte ein Gift sein? Ja, sobald sie durch den Athmungsprozeß in den arteriellen Blutstrom übergeleitet wird, denn im Magen übt sie sogar eine wohlthätige, erfrischende Wirkung.

Die Kohlensäure ist ein farbloses Gas, anderthalbmal so schwer als die atmosphärische Luft, und der letzteren ungefähr zu einem Tausendstel beigemengt. Die Flamme erlischt und Thiere sterben in ihr. Sie entsteht, wo der Sauerstoff sich in seinem größten Mengenverhältniß mit der Kohle verbinden kann, bei den vollkommenen Verbrennungen der Kohle zur Heizung und zu industriellen Zwecken, bei den Ernährungsverbrennungen im Thierreich, bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten, beim Faulen organischer Substanzen; es finden sich aber auch namentlich in der Nähe von Vulkanen Orte, an welchen dieses Gas in gewaltigen Mengen der Erde entströmt. Solche Stellen heißen Mofetten; das ausströmende Gas wirkt so schädlich, daß Thiere betäubt niederfallen, und selbst Menschen, die sich auf den Boden niederlegen, in große Gefahr kommen. Wo sich eine Mofette in's Meer entladet, sterben in der Nachbarschaft die Fische.

Viele unserer Leser haben wohl schon von der Hundsgrotte zu Puzzuoli in der Nähe des Vesuv gehört, deren schwerere unterste Luftschichte tödtend auf kleine Thiere, zum Beispiel Hunde (wovon der Name), einwirkt. Daß bei dem Ersticken wirklich die Kohlensäure die feindselige Wirkung übt, und der Tod nicht bloß auf Rechnung des abgehaltenen Sauerstoffzutritts geschrieben werden kann, erhellt aus dem Umstande, daß Erstere ihre schädigenden Eigenschaften auch entfaltet, wo sie in nicht ansehnlichen Mengenverhältnissen der gewöhnlichen Athmungsluft beigemischt ist. In überfüllten Theatern und Kirchen werden schwächliche Personen leicht unwohl, und wo der Kohlensäuregehalt der umgebenden Luft bis zu einem Prozent gestiegen ist, bewirkt er schon Kopfeingenommenheit, Schwindel und Sinnesstörung, wie man in Kellern mit gährendem jungem Wein wahrnehmen kann.

Wie nachtheilig das Beisammenwohnen vieler Menschen in schlecht gelüfteten Räumlichkeiten wirkt, gehört zu den täglichen Erfahrungen in den Wohnungen der Armen; doch treten hier in der Regel nur die allmälig sich entwickelnden Nachtheile hervor, während man andererseits auch Beispiele von sehr akut verlaufenden Vergiftungsfällen durch verdorbene Luft in abgesperrten Räumlichkeiten hat. Sklavenschiffe sind davon reich an Belegen. Zur besseren Veranschaulichung theile ich dem Leser einen speziellen Fall mit, der um der Zahl der Opfer und der erschütternden Nebenbedingungen willen in England noch immer in frischer Erinnerung lebt. Im Juni 1750 belagerte Sorawa Jatowla, der Unterkönig von Bengalen, aus Rachsucht gegen den Gouverneur Drake und in der trügerischen Hoffnung, einen großen Schatz zu erobern, das Fort William, eine englische Faktorei in Kalkutta in Ostindien. Drake rettete sich durch die Flucht; ein anderer Offizier aber, Namens Hollwell, entschloß sich, mit den Kaufleuten der Faktorei und mit der Besatzung das Fort zu vertheidigen, eine Aufgabe, die er mit der größten Tapferkeit erfüllte. Gleichwohl gelang es dem Unterkönig endlich, den Platz zu nehmen. Die Zahl der noch am Leben befindlichen Engländer bestand aus 145 Männern und der Frau eines Flottenoffiziers, die sich nicht von ihrem Gatten trennen wollte. Der Sieger ließ nun diese Leute in ein Gefängniß einsperren, welches zwanzig Fuß im Geviert maß, so daß auf jede Person nur ein Raum von siebenundzwanzig Zoll Länge und ebensoviel Breite kam. Das Gefängniß, in England noch immer unter dem Namen des schwarzen Lochs bekannt, hatte starke Mauern und gegen die Westseite hin zwei gut vergitterte Fenster. Die Luft war ungemein schwül und der geringste Durchzug unmöglich. Dieser Gedanke brachte gleich anfangs die Gefangenen zur Verzweiflung; sie bemühten sich vergeblich, die Thüre zu öffnen. Ihr Anführer Hollwell hatte sich dicht an ein Fenster gestellt; er war daher ruhiger und, so lange er diesen Platz behaupten konnte, wegen des Erstickens nicht in Gefahr. Er befahl, daß Jeder so viel als möglich stillestehen und durch Unruhe seinen Körper nicht erschöpfen solle. Dieser Befehl veranlaßte eine kurze, aber bereits vom Röcheln der Sterbenden unterbrochene Stille. Die Hitze vermehrte sich mit jeder Minute. Hollwell rieth den Gefangenen, um mehr Raum zu gewinnen, sich auszukleiden. Es geschah, jedoch ohne große Erleichterung. Bald brachte ein überhandnehmender Durst die meisten in Wuth; sie bemühten sich nochmals umsonst, die Thüre aufzubrechen und die Wachen zu bewegen, auf sie zu feuern. Bald geriethen viele im hinteren Theile des Gefängnisses in eine Athemlosigkeit und fast in Wahnsinn. Ihr Rasen, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angst und Verzweiflung erfüllten den Raum; aber am wildesten tobte das Geschrei nach Wasser. Diesem Begehren wurde endlich willfahrt; die Wache brachte Wasser herbei, welches Hollwell und zwei seiner Freunde am Fenster mit den Hüten auffingen und herumreichten. Bisher hatte man Hollwell als das Oberhaupt und den Wohlthäter der Unglücklichen mit Achtung behandelt; jetzt aber hörte aller Unterschied der Personen auf. Man drang auf ihn ein. Einige ergriffen die Fensterstangen über seinem Haupte, schwangen sich auf seine Schultern und drückten ihn durch ihre überwiegende Last so sehr, daß er nicht mehr auf seinem Platz bleiben konnte. Brustschmerz, Herzklopfen, unaussprechlicher, durch kein Wasser mehr zu lindernder Durst steigerten sein Leiden. Noch war es nicht zwölf Uhr in der Nacht. Die wenigen noch Lebenden befanden sich mit Ausnahme derer, die an den Fenstern standen, in der äußersten Raserei. Alle schrieen nach Luft. Das von den Wachen gereichte Wasser half nicht mehr. Jede erdenkliche Beschimpfung wurde der Wache angethan, damit sie hereinfeure; aber umsonst. Bald nach Mitternacht hörte aller Lärm auf; die meisten noch Lebenden legten sich, jeglicher Kraft beraubt, nieder. Man weiß nicht, was von dieser Zeit an bis zur Morgendämmerung vorfiel. Endlich gab der Unterkönig Befehl, die Thüre zu öffnen, und ein Viertel nach sechs Uhr kamen von den hundertsechsundvierzig Menschen nur noch dreiundzwanzig aus dieser Jammerhöhle lebend an's Licht.

Wird der freie Zutritt der atmosphärischen Luft gehindert (beim Stranguliren), oder gänzlich unterdrückt (beim Ertrinken), so kann sich das venöse Blut beim Durchgang durch die Lungen der durch die Ernährungsverbrennungen in den Organen gebildeten Kohlensäure nur unvollständig oder gar nicht entledigen; sie zirkulirt daher in sich steigernder Anhäufung in den Arterien, welche nun einfaches Venenblut führen, das lähmend auf die Nerven wirkt und daher nicht geeignet ist, die Funktionen derselben zu unterhalten. Zunächst erscheinen Sinnestäuschungen (Ohrenklingen, Schwarzwerden vor den Augen), Bewußtlosigkeit, kraftvolle, oft länger anhaltende und später von größeren Pausen unterbrochene Athembewegungen und allgemeine Krämpfe; dabei wird der Herzschlag immer träger; das Blut stockt in den Lungengefäßen, weil von dem matt sich kontrahirenden Herzen immer weniger aufgenommen wird, und endlich hört das Letztere ganz auf zu schlagen. Man nennt diesen Tod den asphyktischen (von Herzlähmung ausgehend); das griechische Wort bedeutet ein Aufhören des Pulsschlages. Wenn man die Leiche eines Erstickten untersucht, so findet man die Venen namentlich in Gehirn und Lunge mit tiefbraunem Blut überfüllt. Bei völliger Respirationsunterbrechung ist der Verlauf ein äußerst rascher. Man kennt Fälle von Personen, welche kaum eine Minute im Wasser lagen und nicht mehr in's Leben zurückgerufen werden konnten. Durch Uebung läßt sich's dahin bringen, den Athem auf eine kurze Zeit zu unterdrücken, und man weiß, daß geschickte Taucher bis zu drei Minuten unter dem Wasser bleiben konnten, ohne davon Schaden zu nehmen; doch scheint dieß die äußerste Grenze zu sein, und ein Mensch, der vier oder fünf Minuten im Wasser gelegen hat, wird nur selten wieder in's Leben gebracht. Wo man gar nach längeren Fristen im Wasser Verunglückte noch rettete, ist dieß nur aus dem Umstande zu erklären, daß die betreffende Person ohnmächtig im Wasser anlangte. In der Ohnmacht oder im Scheintod macht das Herz nur zitternde Bewegungen, welche das Blut nicht weiter zu treiben vermögen. Der Eintritt der Kohlensäure in den arteriellen Blutlauf unterbleibt also, und die Lungen können unter solchen Verhältnissen in oder außer dem Wasser geraume Zeit ihre Thätigkeit einstellen.

Wir müssen hier noch eines eigenthümlichen Umstandes erwähnen, welcher mit dem Zustand eines Thiers vor der Geburt, in welchem noch keine Lungenathmung stattfand, zusammenhängt. Neugeborne Thiere ersticken während der ersten Tage ihres Daseins weniger leicht. Man kann frischgeworfene Hunde oder Katzen eine halbe Stunde in lauem Wasser untergetaucht halten, ohne daß sie sterben. Solche Vorgänge erklären es auch, daß neugeborne Kinder, die in Sümpfen oder Senkgruben gefunden wurden, gelegentlich gegen alles Verhoffen wieder zum Leben kamen, und sogar ein über eine Stunde unter Asche verscharrtes Kind durch eine künstlich eingeleitete Respiration wieder belebt werden konnte.

Wo die Ernährungsprozesse rascher von statten gehen und sich bedeutendere thierische Wärme entwickelt, tritt auch der Erstickungstod schneller ein. Säugethiere und Vögel sterben früher, als die sogenannten Kaltblüter (Reptilien, Fische, Mollusken), die Tage und selbst Wochen lang eine mehr oder weniger vollständige Luftentziehung ertragen können. An Fröschen und Kröten ist durch Versuche nachgewiesen, daß sie, in die Erde gegraben oder in poröses Gestein eingeschlossen (also unter Bedingungen, unter welchen sie einigermaßen der Luft zugänglich sind), mehrere Jahre ohne Nahrung leben können; dagegen sterben sie, wo jegliche Luft ausgeschlossen ist, und die angeblichen Beobachtungen, daß solche Thiere Jahrhunderte in massivem Gestein gelebt haben sollen, gehören in den Bereich der Fabel.

Gerettet und Verloren.

Aus den Erinnerungen eines Vielgereisten.

Von

August Wilke.

Ich will den Lesern dieser Blätter eines meiner Abenteuer im Westen der Vereinigten Staaten erzählen, die in diesem Augenblicke freilich nichts weniger als vereinigt sind; ein Abenteuer bei den Rothhäuten, unter die ich gerieth, nachdem ich in der französischen Fremdenlegion die rothen Hosen, unter den Engländern die rothe Jacke, und als nordamerikanischer Freiwilliger die rothe Farbe des Republikanismus getragen hatte. Letztere war aber die schlimmste von allen. Wer jemals Lust, d. h. Thorheit genug haben sollte, sich für fremde Interessen todtschlagen zu lassen, der wird sich unter den Franzosen als Edelmann, unter den Engländern als Dienstmann, und unter den Amerikanern, wie sie jetzt sind, als gequälter Sklave fühlen; er wird sich mit dem schrecklichen Gedanken, daß seine Oberführer unfähige Tölpel sind, für den schmutzigsten Eigennutz — der „Freiheit, Recht und Ehre“ genannt wird — zur Schlachtbank schleppen lassen müssen, nachdem er Monate lang wie ein armer Sandgaul oder Zughund in Wäldern und Sümpfen umhergehetzt worden ist.

Weil mir, wie vielen meiner schwer betrogenen Landsleute, die über dem Ozean Ersatz für den Mangel heimischer Freiheit suchten, dieß republikanische Knechtschaftsverhältniß nicht mehr gefiel, lud ich den Schimpfnamen eines Deserteurs auf mich und ergriff das Leben eines unabhängigen Trappers, um doch wenigstens das Land, in welches das Schicksal mich getrieben hatte, kennen zu lernen, sowie meinen alten Flausrock, der mir treu gedient hat von den freundlichen Wiesenborden der Mulde bis nach den dürren Felsen Algeriens, und von Brooklyn bis hinüber in's fruchtbare Gebiet des Oregon.

Jenseits des gewaltigen Missouristromes, in den weiten Gebieten von Nebraska und Kansas, liegen unabsehbare Prärien, Wälder und Hügelflächen, welche für den freien Wanderer die herrlichsten Jagdgründe darbieten. Ich zog an den Ufern des Republican Fork, des Smoky Hill Fork und Kansas hin, ich schlug mich unter tausend Mühseligkeiten und Entbehrungen durch weite Grasebenen nach den oberen Wassern des Arkansas. Heerden von Büffeln und Elks, welche die Prärien bevölkern, lieferten mir die nöthige Nahrung, die ich mir am eigenen Feuer mitten im Grase oder an einem Busche bereitete. Pulver und Blei hatte ich noch einen ziemlichen Vorrath. Ein trefflicher Wolfshund war mein treuer Gefährte.

So gelangte ich wohlbehalten nach Fort Bent, achtzig Meilen von Taos, und eine Reise von sechs Wochen von den äußersten bewohnten Stellen der Vereinigten Staaten entfernt. Fort Bent, mit sechs Fuß dicken und zwölf Fuß hohen Mauern, ist angelegt, um den Reiseweg zu sichern, der von Missouri nach den Salzseen und von da nach Kalifornien weiter führt, und den Verkehr mit den Indianern zu vermitteln, indem ein Theil seiner Besatzung stets die Handelsgüter, Branntwein, Pulver und Blei, Häute, eiserne Geräthe, Gewehre &c. geleitet. Hier, inmitten einer grenzenlosen Wildniß, umgeben von hochromantischer Szenerie, schönen Thälern, kleinen Seen, Flüssen und Bächen, Schluchten und dunklen Wäldern, welche die Außenseite des majestätischen Felsengebirges bilden, traf ich einen Kameraden, der, wie ich, seit Monaten umherstreifte und in Fort Bent Rast gemacht, auch für einige mangelnde Vorräthe Ersatz gefunden hatte.

Mr. Wellwood war ein noch junger Mann mit stark gebräuntem Gesicht, wie es allen Trappern eigenthümlich wird. Er trug einen Rock von Elennsfell, Leggins und

Mokassins von demselben Stoff, und eine Mütze von Bärenfell, so daß er fast aussah wie ein echter Indianer. Seine Doppelbüchse war, wie die meine, ausgezeichnet.

Ich war glücklich, einen Genossen zu finden, der mit mir streifen wollte, ziellos vor Allem, obschon uns Beiden im Geiste eine schöne Zukunft dämmerte. Das Gefühl einer



Das Idol in der Wüste.

solchen intimen Gesellschaft ist unbeschreiblich. Nur Der kann es recht fassen, der in der unabsehbaren Oede des amerikanischen Westens gewandert ist, ohne Wochen lang, außer wilden Thieren, ein lebendes Wesen zu treffen. Die Seele, welche in solchen Augenblicken der größten Vereinsamung einen Freund findet, betrachtet ihn als einen Abgesandten des Himmels, und feiert einen stillen Dankgottesdienst, der zugleich mächtig stärkt und erhebt.

Wir zogen weiter hinein in die Berge und Schluchten der Rocky Mountains, magisch ergriffen von der Erhabenheit ihrer Natur. Der Arkansas, hier ganz schmal, bildet in tiefen, ausgehöhlten Rinnen brausende Wasserstürze, welche ihre Schaumperlen weit umher schleudern und mit ihrem Gemurmel und Plätschern dem lauschenden Ohr eine entzückende Musik bereiten.

Den Tag über streiften wir umher und suchten uns Beute, an der es uns selten gebrach; am Abend machten wir uns an einer freien Stelle ein Feuer, brieten uns das saftige Fleisch des Büffels oder ein Präriehuhn, und verbrachten die Zeit mit heiteren Gesprächen oder Erzählung unserer Erlebnisse, bis wir uns ermüdet in unsere Felle hüllten und, das Gewehr schußfertig, schlafen legten.

Manchmal begegneten uns einige Rothhäute vom Stamme der Ottawah, aber diese sind mit den Weißen in friedlichem Verkehr, liefern ihre Thierfelle nach Fort Bent, und empfangen dafür die Bedürfnisse ihres Lebens. Die gegen die Weißen feindseligen Irokesen und Komantschen, zwei der stärksten Indianerstämme, wohnen weiter südlich und südwestlich, zwischen dem Arkansas und Rio Bravo del Norte, in einer Ausdehnung von mehreren hundert Meilen. Doch auch zu diesen gehen in kleinen bewaffneten Trupps die Weißen, theils aus Fort Bent, theils aus den Forts Gibson, Atkinson, Territ, Graham und Washita, um Tauschhandel zu treiben. Ueberhaupt hat der Weiße, welcher halb wild in den Einöden Amerikas umherstreift, wenig Furcht vor den Indianern, und schon, wenn er zu Zwei auftreten kann, bildet er gegen etwaige Anfälle eine kleine Armee. Nur in Folge des häßlichen Kriegs zwischen Norden und Süden, in welchem die Baumwollenbarone sich nicht gescheut haben, die Rothhäute gegen die Unionisten aufzureizen, ist die Haltung des Indianers eine bedrohlichere geworden. Doch da uns Wochen lang nicht die leiseste Spur einer Feindseligkeit vorkam, obschon wir nahe an den Wigwams der Ottawah vorbeizogen, so kam nicht der geringste Zweifel an unsere Sicherheit uns in den Sinn.

Das Unglück war uns näher als wir dachten. Jenseits des Felsengebirges geriethen wir in die weiten Prärien des Utahgebietes, und fanden Tage lang keine lebende Feder und keinen Wildschwanz. Unser geringer Vorrath von getrocknetem Fleisch ging zu Ende; wir hatten achtundvierzig Stunden lang keinen Tropfen Wasser, und dabei brannte von Mittag die Sonne mit versengender Gewalt auf unsere Köpfe. Rast war uns nicht gestattet, wenn wir nicht verhungern wollten. Wir mußten, sobald wir uns im Schatten niedergelegt hätten, fürchten, vor Schwäche nicht mehr aufstehen zu können. Daher streiften wir, das Gewehr im Arm, emsig umher, und um desto gewisser Beute zu finden, beschlossen wir, uns zu trennen und durch Schüsse uns gegen Abend wieder zusammenzufinden. Wellwood, noch der Rüstigste von uns Beiden, ging mit großen Hoffnungen, nachdem er mir das heilige Gelübde abgelegt, unter keinen Umständen das verabredete Zeichen zu unterlassen, was auch ich fest versprach. Ich schlug mich mit meinem Caro aufwärts, meiner Berechnung nach gegen den Bärenfluß zu, Wellwood ging geradeaus in einer unabsehbaren Grasfläche.

Nach mehrstündigem Marsche kam ich wieder in ausgeprägte Gebirgspartieen, und da ich unten im Thale kein Wild bemerkt hatte, so wollte ich wo möglich eine Bergziege oder wenigstens ein Kaninchen aufstöbern. Noch bevor ich mich in den Bergen verlor, bemerkte ich Spuren eines verlassenen Indianerlagers, die jedoch nur für meinen Hund einige benagbare Knochen darboten. Ich lauschte einige Zeit, ob ich nicht ein Zeichen meines Kameraden höre, und als dieß vergeblich war, ging ich auf gut Glück vorwärts. Von Zeit zu Zeit machte ich mir Zeichen, um den Rückweg zu finden. Vergeblich war all' mein Suchen; kein Wild kam vor mein Rohr. Ich vernahm außer einem leisen Knistern, dessen Richtung mich wahrhaft äffte, nicht einmal einen Laut. Die Zunge klebte mir am Gaumen. Meine Glieder wurden matter und matter. Ich wagte noch einige Schlücke aus meinem Rumvorrathe und rauchte fleißig Tabak, um Hunger und Durst zu vergessen, aber das ermüdete meine Nerven noch mehr, und zuletzt fühlte ich in meinem Gehirn davon sogar eine Art von Betäubung. Endlich mußte ich den Rückweg antreten, ohne ein Wild mitzubringen. Dieser Gedanke war mir schrecklich. Nur die Hoffnung, daß Wellwood etwas geschossen, und das Bewußtsein, daß ich ihm das verabredete Zeichen geben müsse, hielten mich noch aufrecht. Mit einem Male verlor ich die Richtung des Rückwegs. Ich suchte vergeblich nach den gemachten Zeichen — sie waren wie räthselhaft verschwunden. Noch ein paarmal erkannte ich oder glaubte ich zu erkennen die Stellen, die ich begangen hatte, und doch waren die Zeichen fort. Auf einer kleinen sandigen Fläche bemerkte ich eine Trittespur. Sollten es Indianer sein, die mich umschlichen und meine Merkzeichen beseitigt hatten, um mich in die Irre zu führen? Ich schoß mehrfach mein Gewehr ab — kein ähnliches Zeichen antwortete. Die Nacht nahte heran, mich überfiel eine ernste Besorgniß um meinen Freund; denn das schrecklichste Ereigniß in der trostlosen Einöde ist der Verlust Dessen, der mit uns Gefahren und Noth theilte. So lange ich noch Etwas um mich erkennen konnte, schritt ich weiter, aber dieß währte nicht lange. Nach Sonnenuntergang kommt im Gebirge die Dunkelheit sehr schnell. Ich mußte mich niedersetzen und alle ferneren Versuche aufgeben. Selbst das verabredete Zeichen durfte ich nicht allzu oft mehr ertönen lassen, um meinen Schießvorrath nicht zu schwächen. Ich konnte nicht wissen, wie ich ihn noch gebrauchen mußte. Zwar brannte ich mir ein Feuer an, um mich in der kalten Nachtluft zu wärmen, aber ich hatte Nichts, um mir ein Mahl zu bereiten. Da fiel mein Blick auf Caro; hatte er nicht Fleisch, trotz seiner Magerkeit? Bot er nicht Rettung in der höchsten Noth? Dieser Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz. Ich wehrte mich dagegen; denn es erschien mir teuflisch, das treue Thier, welches fünfhundert Meilen an meiner Seite gemacht und Nachts an meinen Füßen halb wachend gelegen hatte, durch einen feigen Mord zu belohnen. Aber der Hunger schien mich um so ärger zu quälen, je länger jener Mordgedanke mein Herz bestürmte. Ein Dämon war's, der in diesem Gedanken steckte, er wurde mir zur gräßlichen Folter. Um ihn los zu werden, um mich selbst in meiner großen Schwäche gegen die Unthat zu wappnen, nahm ich den Hund zwischen meine Kniee und blickte ihm fest in's treue Auge, und Caro, als ahne er, was ihm drohte, leckte mir dankbar die Hand.

Aber auch das half endlich nicht mehr. Ich konnte den Hund nicht mehr ansehen, mein Gewissen schlug mich, und auf der andern Seite streckte der Hunger seine marternden Krallen nach mir aus. Endlich — ach, noch heute kommen mir darüber Schmerzensthränen in die Augen! — endlich siegte der Dämon über mich. Ich griff dem Hunde an den Hals, so heftig, daß er zu athmen aufhörte, daß er in wenigen Augenblicken todt zu meinen Füßen lag. Jetzt erschrak ich über meine Verzweiflungsthat, aber es war zu spät, sie ungeschehen zu machen. Nichts konnte mich trösten und beruhigen, nicht einmal die Gewißheit, daß der Todeskampf des Thieres kürzer gewesen war als mein Kampf mit dem Satan, der mir den Mord eingab. Eine Art Wahnsinn kam über mich. Ich konnte an der Mordstelle nicht mehr bleiben. Das verendete Thier im Arme, sprang ich auf und ging weiter durch's Gebüsch, um das Freie zu gewinnen. Es war so dunkel, daß ich keine zwei Schritte vor mir die Umrisse der Gegenstände erkennen konnte. Plötzlich glitt ich ab, that einen schweren Fall und verlor das Bewußtsein. Die letzte Empfindung, die ich hatte, war die der eisigen Kälte. Ich mußte in ein Wasser gefallen sein. Wehren konnte ich mich dagegen nicht; denn, wie gesagt, ich verlor schnell in Folge des Schreckens, der Erschütterung und auch meiner großen Ermattung das Bewußtsein.

Ich muß wohl lange in diesem Zustande gelegen haben, denn als ich erwachte, war es um mich heller Tag, und ich

fand mich am Rande einer tiefen Schlucht, in deren Grunde ein schwarzes Wasser sich befand. Ueber mir lag der todte Caro, und vor mir standen — wer beschreibt meinen Schrecken! — fünf Indianer, gekleidet in Jagdhemden von Elennsfell, besetzt mit Fransen bis zum Ellbogen und mit Figuren aus Stachelschweinskielen, in weite Pumphosen von demselben Stoffe, ebenso besetzt mit Stachelschweinskielen und Zähnen von Wölfen und Bären, in Mokassins von gegerbtem Leder, und mit häßlichen Thierköpfen oder einem wirren Federschmuck auf dem Haupte, Alle bewaffnet mit langen Feuergewehren und Tomahawks.

Die Geberden dieser Burschen waren nichts weniger als freundlich; sie sahen finster drein und sprachen, nachdem ich die Augen aufgeschlagen, lebhaft gestikulirend mit einander in einem mir unverständlichen Dialekte. Ottawahs hatte ich oft in ihrer Ursprache reden hören, und da in der Sprache meiner Wächter nur einzelne ähnliche Worte wiederkehrten, so schloß ich daraus, daß es keine Ottawahs waren; zudem wohnten die Letzteren nur auf der rechten Seite der Rocky Mountains. Nach der Richtung, welche ich eingeschlagen hatte, konnte ich annehmen, daß ich es mit Criks oder Schwarzfüßen, oder Punaken, oder Schoschonen, oder gar Apatschen zu thun hatte, die Alle gegen die Weißen eine mehr oder weniger feindliche Stellung einnahmen. Ich wußte z. B. aus Erfahrung, daß die im Utahgebiet, in Oberkalifornien, Nebraska und Kansas hausenden wilden Stämme sehr häufig die Reiter der Ponypost, welche zwischen San Francisco, Utah und den Vereinigten Staaten eingerichtet ist, um Briefe hinüber und herüber zu befördern, verfolgt, in Hinterhalten belauert und meuchelmörderisch angefallen hatten, bis endlich die Unionsregierung Truppendetachements sandte, um die Räuber zu züchtigen. In Folge des Kriegs konnten die günstigen Verhältnisse sich geändert haben; und sie hatten sich geändert, wie ich bald bemerken sollte.

Meine Wächter waren, wie ich nachher erfuhr, Punaken, welche, im Gebirge wandernd, bis zum Bärenflusse herabgedrungen waren, da alle Indianer mobile Dörfer bewohnen und ihre Wigwams in Zeit von einer halben Stunde abbrechen können, auf Pferde und Maulthiere laden und weiter ziehen, wenn ihr Wohnsitz ihnen nicht mehr gefällt, oder ihre Jagdgründe ihnen nicht mehr hinreichende Beute darbieten. Diese Punaken verstanden einzelne englische Ausdrücke, so daß es mir mit vieler Mühe gelang, ihnen mein Unglück zu verstehen zu geben. Mein Gewehr hatten sie sich bereits zugeeignet, mein Pulvervorrath und Feuerzeug war in Folge des Falles in's Wasser durchnäßt und unbrauchbar geworden. Ich war vollständig wehrlos und mußte willig folgen, als die fünf Punaken mich durch Geberden aufforderten, mitzugehen. Sie führten mich, indem Einer voran, je Einer zur Seite, und Zwei hinter mir marschirten, eine weite Strecke über die Prärie. Nach etwa zwei Stunden, die für meine matten Glieder eine ungeheure Strapaze waren, gelangten wir an den Rand eines weiten Thales, in welchem mir das Lager der Punaken, an ihren Wigwams und weidenden Pferden kenntlich, zu Gesicht kam.

Kaum näherten wir uns, so kamen uns Schaaren von Männern, Frauen und Kindern mit gellendem Geschrei entgegen. Sie erkannten das edle Wild, welches ihre Gefährten erbeutet, und schnitten mir theilweise drohende oder komische Grimassen. Ein riesiger Kerl mit etwas besserer Kleidung, Büffelhörner und eine ganze Garnitur von Adlerfedern am Kopfe, welcher Häuptling zu sein schien, trat herzu, sprach einige Worte mit den Uebrigen und hieß die Frauen und Kinder zurückstehen. Hierauf ergriffen mich zwei Punaken, führten mich hinter einen der äußersten Wigwams, und banden mich hier an einen Baum, so daß ich sitzen, aber weiter mich nicht bewegen konnte. Die Männer gingen in die Hütte und ließen mich allein. Nur von Zeit zu Zeit trat Einer hervor, um nach mir zu sehen, oder blickte durch eine Lücke des Wigwams, die als Fenster diente. Ich hatte zwar durch Geberden und englische Worte angedeutet, daß ich Hunger habe, aber es ward mir Nichts gebracht, und ich war doch nahe am Verschmachten. Trotz meines körperlichen Zustandes traten mir die Bilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lebhaft vor die Seele. Ich erinnerte mich an das, was hinter mir lag, und fand selbst in meinem anstrengendsten Militärleben keinen Zustand, der mit dem gegenwärtigen zu vergleichen gewesen wäre. Hier lag ich nun, angebunden wie ein Hund, und hatte vielleicht den elendesten Tod von den Händen der Rothhäute zu erwarten, um ihnen einen Skalp mehr zu liefern.

Daß die Indianer Rachegefühle gegen die Weißen hegten, wunderte mich nicht. Sie sind an sich gewiß nicht boshaft, aber die Yankees haben es darnach gemacht, sie zu erbittern. Von den malerischen Gestaden der großen Seen, von den Ufern des Mississippi und Missouri sind sie zurückgetrieben worden bis an den Fuß der Rocky Mountains, ja an einzelnen Stellen noch darüber hinaus; nur im Süden haben sich die Irokesen und Komantschen in Kansas und Texas erhalten, und oben in Britisch Nordamerika die Abbitibba und Mistassinnibs als Bediente der Hudsonsbaikompagnie. Die Hare- und Kupferindianer sind emporgedrängt an den großen Bärensee, die Hippeway an den Sklavenfluß, die Biberindianer an den Sklavensee, und alle anderen Nationen, die „Dog Rip Indianer", die Starkbagen, Takali, Plattfüße, Schwarzfüße, Krähen, Kituhaha, Schnaken, Punaken, Gilenos, Assiniboins, Dakotas &c., sind größtentheils an's Felsengebirge gedrängt worden, oder haben sich darüber hinaus geflüchtet, Groll im Herzen gegen die weißen Tyrannen, welche ihnen ihre Jagdgründe raubten und sie mit militärischer Gewalt vertrieben aus ihren stillen Lagern, von ihren heiligen Felsen und den Grabstätten ihrer Väter. Es ist Thatsache, daß in hundert Jahren an zwölf Millionen Indianer vernichtet worden sind, und daß die Dragoner der Union noch heute barbarisch mit ihnen verfahren. Dafür erhielten sie das todbringende Feuergewehr und den vergiftenden Branntwein, gegen dessen Genuß sich die wenigsten Indianer wehren können.

Ich erinnerte mich ferner, daß in Minnesota Indianerbanden nicht lange vorher unter weißen Ansiedlern ein grasses Blutbad angerichtet hatten, und fürchtete nach all' Dem von meinen jetzigen Beherrschern das Aergste. Bei jeder Bewegung im Lager glaubte ich, daß über mich eines der berüchtigten Todesgerichte werde gehalten werden, und daß die Rothhäute kommen würden, mir die Stirnhaut bei lebendem Leibe abzulösen. Ich hatte einen starken, schwarzen Haarwuchs, das war für die Skalpliebhaber sehr verlockend. Einer meiner Wächter trug um den Hals eine ganze Kette von Menschenzähnen, und am Gürtel wohl zwanzig getrocknete Stirnhäute. Sein Blick nach meinem Kopfe schien mir dämonisch unheimlich.

Endlich nach zwei Stunden ward meinem überraschten Auge eine andere Erscheinung zu Theil. Aus einem Gebüsch, an welches der Wigwam sich lehnte, schlüpfte ein junges Indianermädchen mit frischen, rothen Wangen, blauen freundlichen Augen und langem, blondem Haar. Sie trug ein rothes Hemd, ihre kleinen Füße waren nackt. Ihre Gestalt war ungewöhnlich einschmeichelnd. Noch ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte, bot sie mir einen kleinen irdenen Krug mit Pferdemilch, ein Stück Maiskuchen, in der Asche gebacken, und getrocknetes Büffelfleisch. Mit einem herzlichen Dankesblicke in ihre muntern Augen fiel ich heißhungrig über das Geschenk des Himmels her und verschlang es mehr, als ich es menschlich aß. Währenddem kauerte das Mädchen sich neben mir nieder, lächelte mich oft an, und strich mir endlich das Haar sanft aus dem Gesicht. Der Gedanke, daß sie meine Helferin werden könne, erfüllte mich mit unnennbarem Behagen. Ich faßte ihre Hand, und da sie in ihrer Freundlichkeit nicht nachließ, küßte ich sie auf den Mund. Mit leisem Kichern sprang sie auf und tanzte vor mir her wie ein ausgelassenes Kind. Plötzlich aber ward sie wieder sehr ernst, trat nahe an mich heran

und machte Geberden des Entsetzens. Dann sprach sie lebhaft. Ich verstand nur ein einziges Wort, aber das unterrichtete mich, daß man Böses mit mir im Schilde führte, vielleicht wollte man mich aufsparen für irgend ein Fest, um mich dann als Opfer eines indianischen Götzen zu schlachten. Vom Christenthum wußten meine Kerkermeister augenscheinlich nichts, wenigstens machte ich meiner kleinen rothen Hebe vergeblich das Zeichen des Kreuzes und des Betens. Ich machte nun das Zeichen des Skalpirens, und sie nickte betrübt; aber gleich darauf schüttelte sie heftig den Kopf und deutete nach ihrem Herzen. Dabei funkelten ihre Augen in wildem Feuer.

Sie setzte sich wieder neben mich und suchte sich mit mir zu unterhalten. Bald darauf kam einer meiner zwei Wächter. Das Mädchen sprang auf und flog ihm an den Hals. Sie sprach lebhaft und flehend, und deutete dabei auf mich. Dann eilte sie zu mir und wieder zu dem scheußlich aussehenden Menschen, der ihr Vater zu sein schien. Er machte Anfangs ein sehr finsteres Gesicht und wehrte das Mädchen ab, dann ward er milder; endlich näherte er sich mir und strich mir mit der Hand über das Kopfhaar. Mich überlief es dabei eisig kalt.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Washington.

Von

J. Kay.

II.

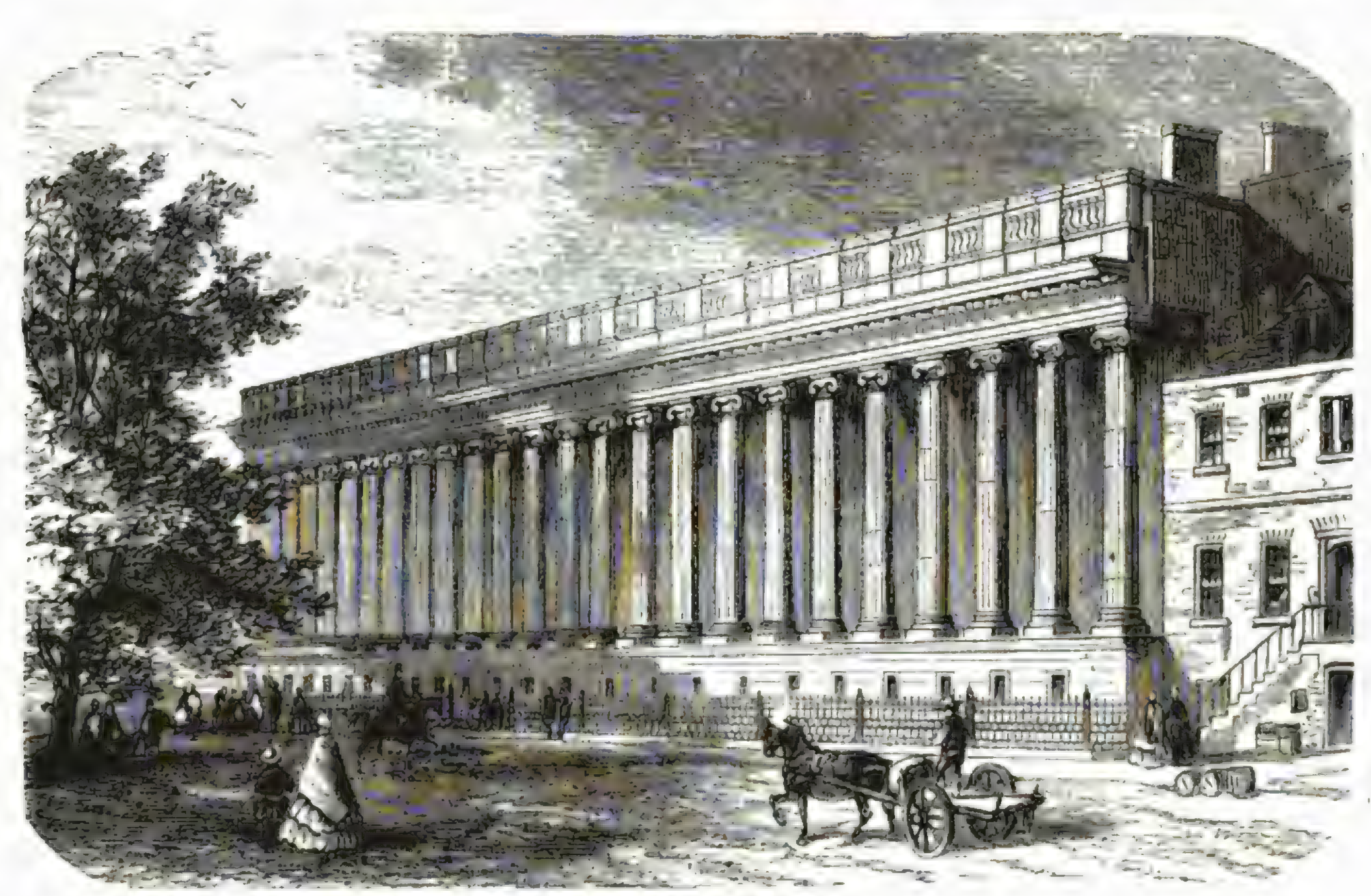
Unter den prächtigen öffentlichen Bauten, an denen Washington nicht arm ist, erweckt vielleicht keines mehr Interesse, als das Smithson'sche Institut. Nicht eine Schöpfung der Regierung, sondern die eines einzelnen Mannes, dem die Vereinigten Staaten und wir zu Dank verpflichtet sind, erweckt dieses Institut doppeltes Interesse. James Smithson war ein Engländer von Geburt und in Oxford erzogen. Nachdem er die Universität verlassen, führte er ein unstätes Leben, war bald in Paris, bald in Berlin, bald in Florenz, und starb 1828 in Genua in vorgerücktem Alter. Er soll mit den ersten Chemikern seiner Zeit rivalisirt haben, und man begegnet seinem Namen häufig in den wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich mit chemischen, geologischen und mineralogischen Aufsätzen. Doch scheint ihm keine Seite des Wissens fremd gewesen zu sein; so war er in allen seinen Ansichten ein Weltbürger, und hinterließ sein Vermögen deßhalb auch nicht einem heimischen Institute, sondern verordnete in seinem Testamente die Gründung eines Institutes zur Verbreitung der Bildung in den Vereinigten Staaten. Die ausgeworfene Summe war 515,169 Dollars. Die Regierung trat die Erbschaft an. Bis zur Entscheidung des Prozesses 1846 war die Summe beinahe um die Hälfte gewachsen, und dieser Zuwachs konnte auf den Bau selbst verwendet werden. Das Institut befindet sich nunmehr in einem großartigen Gebäude, das im Styl des zwölften Jahrhunderts gehalten ist und die prachtvollsten Räume aller Art enthält, um dem Zwecke des Stifters zu dienen. Es umfaßt denn auch eine große Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, Lesesäle, Laboratorien, Apparatsäle, eine Bildergallerie und die nöthigen Verwaltungsräume. Das Institut, das mit seinem reichen Materiale Forschungen in jedem wissenschaftlichen Zweige anstellen kann, veröffentlicht diese in seinen Memoiren, welche unter dem Titel „Smithson'sche Beiträge zur Wissenschaft" gedruckt und an gelehrte Gesellschaften, öffentliche Bibliotheken und andere Institute der beiden Kontinente unentgeldlich versandt werden und Zeugniß davon geben, welche Fortschritte die strengen Wissenschaften auch jenseits des Ozeans machen. Mit Recht konnte darum



Das Smithson'sche Institut in Washington.

der Stifter dieses großartigen Instituts sagen, daß es seinen Namen zu künftigen Geschlechtern tragen würde, wenn der der Northumberland, von denen er stammt, längst vergessen sei.

Das Schatzgebäude, in welchem die Einnahmen und Ausgaben des Staates, welche vor der Trennung gegen hundert Millionen Dollars betrugen, zusammenfließen, ist, nach dem Tempel der Minerva Polias zu Athen gebaut, an und für sich gar kein übler Gedanke, denn in der That ist das Schatzdepartement die Polias (Stadtbeschützerin) von Washington. Es ist ein kostbares Gebäude von 340 Fuß Länge, ganz aus Stein gebaut und auf Seitenflügel angelegt, die der jüngste Krieg gestutzt hat. Der Mittelbau, wenn wir das so nennen können, zeigt eine reiche Kolonnade, und jedes der drei Stockwerke enthält 45 Zimmer, zusammen nicht weniger als 135 Räume, die durch die Finanzverwaltung eines so kolossalen Staates nothwendig bedingt sind. Beim Ueberblick der Gebäude Washingtons springt vor Allem ein Zurücktreten des Kirchlichen hinter das Weltliche in's Auge, denn keine der etwa 30 vorhandenen Kirchen kann sich nur entfernt mit einem der angeführten weltlichen Gebäude hinsichtlich der Ansehnlichkeit messen. Indeß darf man daraus keinen antikirchlichen Schluß ziehen. In der Bevölkerung steht es wie überall. Das Kirchenlaufen ist ebenso Fashion wie anderwärts in der Union. Wie überall in den Vereinigten Staaten drückt sich auch in den Privatgebäuden Washingtons jene Neigung zur Einförmigkeit aus, der jene Neigung der Bevölkerung zum Materiellen vollkommen entspricht, gerade wie in den Deutschen der Trieb unverwüstlich steckt, „es anders haben zu wollen“. Kaum daß ein paar Häuser reicher Washingtonianer an den Geschmack des deutschen Besonderheitsdrangs erinnern. Jeder Besucher der Vereinigten Staaten wird sicher aller Orten zu einer Party (Ausflug) nach den Begräbnißplätzen, sowie zum



Das Schatzgebäude in Washington.

Besuch der Kirchen aufgefordert. Der merkwürdigste Kirchhof Washingtons ist unstreitig der National- oder Congressional-Burial-Ground. Jedem Kongreßmitglied, das während seiner Amtsthätigkeit stirbt, wird hier, mag er begraben sein, wo immer er nur will, ein steinernes Denkmal gesetzt, bestehend in einem Granitwürfel, der auf eine Platte gestellt sich präsentirt, und worauf der Name des Verstorbenen steht. Auf einigen derselben hat man nicht einmal der Mühe werth erachtet, das allgemeine Thema „geboren“ und „gestorben den und den“ auszufüllen. Der Stein war gesetzt und der Form soweit genügt, und damit holla! Von wahrer Pietät also keine Rede. Nebenbei thut sich auf diesem Begräbnißplatz noch ein gewisser Aristokratismus darin kund, daß verstorbenen parlamentarischen Berühmtheiten keine Würfel gesetzt wurden, sie erhielten anderwärts — Monumente!

Gerettet und Verloren.

(Schluß.)

Mit einem Male kam eine ganze Menge von Männern, Alle bewaffnet bis an die Zähne. Das Mädchen schlüpfte entsetzt in's Gebüsch, aber ich konnte daraus ihre klaren Augen, die in Thränen zu schwimmen schienen, herausleuchten sehen. Die Männer gestikulirten lebhaft gegen mich mit Fäusten, Tomahawks und Gewehren. Einer und der Andere zog sein Messer und strich über die blitzende Schneide. Dann gingen Alle wieder fort, in wirren Gesprächen wie eine Schaar Juden. Ich war in größter Spannung, alle meine Fibern bebten. Daß die Bande nichts Gutes im Sinne hatte, merkte ich an ihrem Mienen- und Geberdenspiel. In banger Erwartung brach die Nacht über mich ein. Im Lager ward es still. Der Mond ging auf mit grellem, bleichem Lichte und zeichnete auf der weiten Ebene seltsame Wolkenschatten.

Die losgelassenen Rosse der Punaken strichen in Trupps grasend an meinem Lager vorüber. Da nahte es sich wieder, das liebliche Indianermädchen, fast gleichzeitig aber von der andern Seite ihr Vater; er befahl ihr durch heftige Geberden fortzugehen, und als sie zauderte, ergriff er sie bei der Hand und brachte sie weg. Sie schluchzte, wie ich hörte.

Der Punake kehrte zurück, durchschnitt mit seinem Messer meine Fesseln und hieß mich folgen. Wir schritten lautlos über die Grasfläche, zwischen einzelnen Bäumen hin und durch niederes Gestrüpp. Von fern vernahm ich das Gebell der Präriewölfe, das Kreischen des Schuhu, und ab und zu das Wiehern der Pferde, die sich auf der Weide tummelten. Im Mondlichte bemerkte ich mit einem Male einen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Das Ding sah aus wie ein Galgen oder wie ein Pfahlwerk, auf welchem in der Wildniß die Wanderer ihre Todten zum Schutze gegen wilde Thiere zu bestatten pflegen. Als wir näher kamen, kam mir die Erscheinung vor wie zwei auf Pfähle gespießte menschliche Körper, die von Raubvögeln halb abgenagt waren, und gleich schwarzen Schatten in die Nachtluft ragten. Raubvögel umschwärmten die schauerliche Stätte. Ich strengte wißbegierig meine ganze Sehkraft an. Ein Windstoß, der über die Schatten fuhr und sie bewegte, sowie ein greller Strahl des bald hinter Wolken verschwindenden, bald voll hervortretenden Mondes erleichterte mir die Beobachtung. Die Gestalten schienen Thierfelle, auf Baumästen in Form menschlicher Körper befestigt. Sie verbreiteten einen stinkenden Geruch, der vermuthlich auch die Raubvögel anlockte.

Mein Begleiter hieß mich warten und trat ganz nahe an die gespenstischen Gestalten. Hier begann er mit andächtigem Aufblicken zu murmeln und schien zu beten. Waren es Götzen, deren Beistand er ansprach? Ich wurde zur Bejahung dieser Frage veranlaßt, als ich bemerkte, daß am Fuße der Fratzenbilder einige Messer in den Boden gesteckt, und ein Beil, sowie ein Stück Fleisch niedergelegt waren: Mordmesser, an denen jedenfalls Menschenblut klebte, und Nahrung für die Götzen. Mir schauderte die Haut. Nachdem der Indianer seine geheimnißvollen Zeremonieen geendet, rief er plötzlich halblaut in ziemlich klarem Englisch: „Fetch you the devil and his greatmother!“ — „Hol' dich der Teufel und seine Großmutter!“ Anders konnte ich den Ausruf nicht verstehen.

Der Indianer sprach dieß halb zu mir gewendet und führte mich weiter. Hinter einem Gebüsch standen zwei Pferde. Er forderte mich auf das eine zu besteigen, sprang mit einem Satz auf das andere, und sauste mit mir davon, indem er mein Pferd an der Trense hielt. Ich mußte mich an der struppigen Mähne des Thieres festhalten, um nicht herabzustürzen.

So ritten wir im Fluge etwa zwei Stunden. Dann machte mein Begleiter Halt, hieß mich absteigen und reichte mir die Hand. „Walk on!“ murmelte er. „You are free.“ Und nun suchte er mir in gebrochenem Englisch deutlich zu machen, daß er einst von Weißen gefangen worden, und Einer endlich ihm gesagt: „Fetch you the devil and his greatmother!“ Damit habe er ihn gehen heißen. Der Teufel und seine Großmutter seien mächtige Geister, zu denen er seitdem bete, wenn er etwas Großes vorhabe. Er habe mich gerettet zum Danke für seine eigene Errettung. „Walk on!“ rief er nochmals, mir herzlich die Hand drückend. „Fetch you the devil and his greatmother!“ Damit verschwand er mit seinen Rossen, wie geisterhaft über die Haide sausend. In seinem Munde war der Fluch eines englisirenden Deutschen zu einem Segensspruche geworden.

Ich lief so rasch ich konnte, bis der Morgen graute, und fand mich bald an der Stelle, wo ich mich von meinem Freunde Wellwood getrennt hatte. Hier lag der Arme todt, aber die Hirnhaut fehlte — er war skalpirt worden. Schaudernd verließ ich die Stelle, und es glückte mir, zwei Trapper zu entdecken, ohne welche ich sicher in der Oede verschmachtet sein würde.

Weibliche Straßenräuber in London.

Von

Arnold Bär.

Wir nehmen eine beliebige Nummer des brittischen Riesenblattes, das sich „Times“ betitelt, zur Hand, und stoßen auf zwei Rubriken, welche zwar nur trockene Berichte eines einsylbigen Reporters enthalten, aber doch pikanter und reicher an überraschenden Mittheilungen sind, als die blühendsten Schwatzereien der französischen Chronisten. Die erste dieser Rubriken bezieht sich auf die Verhandlungen des Ehescheidungshofes, der fortwährend in sehr reger Thätigkeit begriffen ist. Wer einen tieferen Blick in die Verhandlungen und Zeugenaussagen werfen dürfte, würde hier manche ergreifende und empörende Einzelnheit finden, manche arme Frau zu bedauern, manchen rohen Mann zu verabscheuen haben, allein die Berichterstatter der Times sind nicht gesonnen, aus dem dankbaren Stoff, der sich ihnen bietet, irgend welchen romantischen Honig für ihre Leser zu saugen; sie sind ganz nüchterne Arbeitsbienen, welche mit eintönigen Phrasen von Ehebruch, oder Ehebruch verbunden mit grausamer Behandlung, einen ganzen Herzensroman abmachen, und so Fall für Fall trocken registriren, wie die Biene gleichförmig Zelle auf Zelle zu bauen pflegt. Lassen wir also dieses dankbare, aber so schlecht ausgenützte Feld journalistischer Arbeit bei Seite, und wenden wir uns einer andern Abtheilung des großen Blattes zu, welche einen so vielfarbigen und verschiedenartigen Inhalt bietet, daß selbst der trübselige Reporterstyl nicht frostig und nebelig genug ist, um dem Auge die interessanten Szenen und Bilder zu entkleiden, welche auf einer stets bewegten Bühne vor sich gehen, nämlich vor den Schranken des Polizeigerichts. Ist es Zufall oder eine gewöhnliche, und in diesem Fall wahrhaft entsetzliche Erscheinung, daß die überwiegende Mehrzahl der hier auftretenden Missethäter dem sogenannten schönen, zarten, schwachen, kurz, dem weiblichen Geschlechte angehören? — Wahrhaftig, es kann nur ein boshaftes Spiel des Schicksals sein, daß unter acht an einem Tage Angeschuldigten, deren Aburtheilung wir lesen, sich nicht weniger als sieben, sage s i e b e n Frauen befanden! Und was für Vergehen sind es, deren diese Repräsentantinnen des „schwachen und zarten“ Geschlechts angeklagt und überwiesen sind? Zwei haben einen nächtlichen Raubanfall gegen eine Dame verübt, zwei Andere deßgleichen gegen einen Mann, wieder zwei Andere haben eine Straßenlaterne eingeworfen, und die Siebente ein Haus angezündet, während der einzige männliche Verbrecher einen ganz harmlosen Diebstahl beabsichtigte.

Man greift an die Stirn und fragt sich, ob in England die beiden Geschlechter ihre Rollen vertauscht haben, ob eine Generation von Amazonen und Viragos hier aufgewachsen ist, welche den Männern die weibischen Handlungen überläßt und sich selbst heroischen Kraftäußerungen hingibt! Doch sehen wir uns die erwähnten Fälle etwas näher an. Die beiden Frauenzimmer, welche eine alleingehende Dame Nachts ein Uhr auf der Straße überfielen, sie niederwarfen und ihr unter den rohesten Mißhandlungen das Geld aus der Tasche und den Ring vom Finger rissen, werden von dem Konstabler als verrufene Dirnen erkannt, und da sie beide kräftiger Statur sind, so hat ihr frecher Angriff nichts so Staunenswerthes an sich, wie die der zwei andern Uebelthäterinnen, welchen man bei ihrer feinen Kleidung und ihren minder robusten Formen ohne die Zeugnisse des Beraubten und eines Konstablers nicht zugetraut hätte, daß sie es wagen würden, einen kräftigen Mann räuberisch anzufallen. Letzterer, ein Ingenieur, war zwischen ein und zwei Uhr auf

dem Heimweg begriffen und näherte sich einem Brunnen. Plötzlich schlang eine der Angeklagten ihre beiden Arme von hinten fest um ihn; ihre Gehülfin entriß ihm Uhr und Kette, und dann gab die Erste ihm noch einen gewaltigen Stoß, worauf sie ebenfalls die Flucht ergriff, ohne sich jedoch dem Arm der Justiz entziehen zu können.

Wenn die bisher erwähnten Fälle einen gerechten Abscheu vor diesen Proben englischer Frauenemanzipation hervorgerufen haben, so muß dieses Gefühl bei den beiden nächstfolgenden Angeklagten doch dem des Mitleidens Platz machen. In der That war der scheinbar so burschikose Exzeß des nächtlichen Laterneneinwerfens bei diesen armen Geschöpfen keineswegs ein Symptom übermüthiger Laune, sondern einfach ein Schritt der Verzweiflung, hervorgerufen durch das äußerste Elend. Die eine der beiden Angeklagten gab an, daß sie schon seit mehr als einem Tag ohne Nahrung und ohne Obdach sei, daß sie im Armenhause abgewiesen worden, und nun mit ihrer eben so elenden Gefährtin zu dem Entschluß gekommen sei, irgend etwas Gesetzwidriges vor den Augen eines Polizeimanns zu begehen, um in der frostigen Nacht wenigstens ein Unterkommen im Gefängniß zu finden. Die Mitschuldige bekannte sich zur gleichen Absicht und führte noch an, daß sie einer guten Familie angehöre, jedoch wegen eines Fehltritts von derselben verstoßen und nun völlig hülflos sei. Die beiden Unglücklichen finden auf einige Tage das traurige Asyl, das sie gesucht. Der Brandstiftungsfall, bei welchem Geistesstörung zu Grunde lag, sowie der Diebstahlsversuch des einzigen männlichen Angeklagten bieten kein sonderliches Interesse im Vergleich mit den vorhergehenden Fällen, die zu beweisen scheinen, daß eine innere Mission, nicht konfessioneller, sondern rein humaner Natur, den unteren Schichten des brittischen Babels sicherlich Noth thut, und daß dort eine Verwilderung herrscht, die bei uns glücklicher Weise selten ist.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Moratin und Carnar hatten kaum das Haus des Letzteren, nachdem sie Sennor Marino und seinen Sohn untergebracht, verlassen, als die Gestalt, die Palo hinter sich schleichen sah, sich erhob und auf das Haus zustürzte. Es war zu dunkel, als daß man mehr als die Umrisse der Figur und des Gesichts bemerken konnte, und eben dieser Dunkelheit verdankte er es, daß er im Stande war, der Gesellschaft so nahe zu kommen, ohne entdeckt zu werden. „Nun, Ruy Fernandez," murmelte er, „der Verdacht dieses Mannes war nicht so unbegründet. Er glaubte, Du wärest da und thuest gerade, was Du thatest. Ich will sehen, wie ich mein vierundzwanzigstündiges Kriechen fortsetze. Sie sagten doch etwas von Schlüssel hier liegen lassen, die Frage ist nur: wo eigentlich? Sie bückten sich, um sie zu verstecken. Ich bin gewiß, daß sie unter der Thürschwelle sind." Er fing an, in der Dunkelheit herumzutappen. „Hier, denke ich. Nein, hier ist kein Loch. Sie müssen ihn unter die Treppe gelegt haben. Wenn ich nur eine Spalte finden könnte — ha! Ich will meine Hand hineinstecken. Das geht — heilige Mutter Gottes! Ich habe sie!" Er zog die Schlüssel hervor und war einen Moment vor Freude sprachlos. „Was das kleine unbedeutende Dinger sind," murmelte er, „und doch wie wichtig. Mancher Mensch hat um eines Schlüssels willen sein Leben verloren. Nun, Ruy Fernandez, so feig, wie Du bist, und ein Lump, wie Du immer einer sein wirst, mußt Du doch bekennen, daß Du der glücklichste Kerl unter der Sonne bist. Du kaufst einen alten Tisch und findest in einem Fuß desselben ein Nest voll Dublonen. Du nimmst ein ausgehungertes Kalb als Geschenk an und in zwei Jahren ist es der beste Ochs in der ganzen Nachbarschaft. Du schleichst in ein Haus oder eine Kirche, um zu stehlen, und ein anderer Mann wird für Dich festgenommen und bestraft! O, Du bist ein glücklicher alter Kerl, Ruy Fernandez, und wirst vielleicht noch zu Würden kommen!" So vor sich hinredend, suchte er das Schlüsselloch mit dem Schlüssel und fand auch bald das richtige. Fernandez blickte forschend um sich, um sicher zu sein, daß Carnar und Moratin wirklich das Haus verlassen und nicht etwa schon zurückkehren würden, und dann machte er sich an sein Werk. Er drehte mit einiger Schwierigkeit den Schlüssel, und der schwere Riegel schnappte zurück. Er stieß das Thor auf.

Alles war stille im Hause. Das Licht in dem schmalen Gang leuchtete so schwach, daß man nicht wußte wohin gehen. „Ein schönes Haus für einen anständigen Menschen," sagte der Eindringling verächtlich, als er Thüren und Wände befühlte. „Jedenfalls bin ich hier in einem Zimmer; aber es müssen ihrer mehrere sein, sonst gäbe es nicht mehrere Schlüssel. Halloh!" rief er, „wohnt hier Jemand? Wollt ihr frei sein? Wißt ihr wo und wie, und wer und was sonst? He!" Alles blieb stille. „Ich möchte wissen, wo diese Höhle hinführt," murmelte er; „vielleicht zu einem unbedeckten, neunzig Fuß tiefen Brunnen! Ich habe von solchen Gängen in alten Schlössern oder einsamen Tempeln in Peru und Mexiko gehört. Ich wünschte, ich hätte ein Licht."

Er hatte kaum diesen Wunsch ausgesprochen, als ein Lichtstrahl durch die Dunkelheit drang. Er kam von einem Punkte gerade über seinem Haupte und schien aus einem Schlüsselloch hervorzudringen, das bis jetzt durch das Auge eines Beobachters gedeckt und nun plötzlich frei wurde. „Ist das wohl ein gutes Zeichen oder nicht?" fragte sich Fernandez in seiner gewohnten Weise. „Wenn keine Dollars auf dem Spiele ständen, so müßte ich mich für einen Narren halten, daß ich mein theures Leben allen Arten von Fallen und Gefahren aussetze. Wie die Sachen aber stehen — zweitausend Dollars, wenn ich die besagten Männer zu besagtem Mädchen bringe! Ich muß es wagen!" Er ging entschlossen an der Mauer hin und erreichte bald eine Thüre. Das Schlüsselloch war wieder dunkel, wahrscheinlich stand Jemand dahinter, welcher hindurchsah. „Das ist der Ort," dachte er, „meine zweitausend Dollars sind hier!" Er probirte die Schlüssel der Reihe nach und endlich fand er den richtigen. Er horchte, ehe er den Schlüssel drehte, und fand, daß sich etwas in dem Gemach bewegte. Dann schloß er auf und öffnete die Thüre.

In demselben Augenblick fiel ein heftiger Schlag von einem schweren hölzernen Stock gegen die Thüre, daß sie erzitterte. „Halloh!" rief Fernandez, „nichts dergleichen, bitte!" Durch dieses Wort fiel die Waffe aus den Händen Sennor Marino's, und es war große Freude. „Ruy Fernandez, so wahr ich lebe!" rief Palo, faßte den erwünschten Besuch bei der Hand und führte ihn in's Zimmer. „Ich hoffte und erwartete fest, daß Ihr etwas für uns thun werdet, aber ich dachte nicht, daß es so bald geschehen würde!" Das Licht, das Carnar ihnen zurückgelassen, brannte noch, deßhalb konnten Palo und Fernandez sich leicht wieder erkennen; Sennor Marino brauchte länger dazu. „Gott sei Dank!" rief der alte Mann in seiner ernsten Weise, als er sich wirklich von der Wahrheit überzeugte; „ich glaubte, unsere Quälgeister kämen zurück, und war fest entschlossen, ihnen den Garaus zu machen." — „Ich verstehe," sagte Fernandez, „aber offen gesagt, Euer Stoß hätte beinahe mich getödtet. Wäre ich, wie Ihr erwartet, schnell in's Zimmer getreten, hättet Ihr mir den Hirnschädel eingeschlagen. Für alle Fälle solltet Ihr fünfzig Dollars weiter geben für diese Gefahr." — „Ja, hundert," antwortete der alte Mann, „wenn wir gewiß mein Kind finden und Alles gut abläuft. Ihr sollt glänzend belohnt werden." — „Und nun werdet ihr neugierig sein zu erfahren, wie ich euch gefunden?" sagte ihr Retter. Beide

Marino's zeigten wirklich großes Verlangen, es zu erfahren. „Gut, folgt mir!“ Und er führte sie rasch in's Freie. „Hier erst können wir Luft schöpfen.“ Er hielt in geringer Entfernung von dem traurig aussehenden Gebäude und wartete, bis Vater und Sohn ihm nachgekommen waren. „Hier!“ wiederholte er, „ich kann die Mauern nicht in meiner Nähe leiden! Sie dienen meiner aufgeregten Phantasie nur als nasse Decke. Seid ihr bewaffnet? Wenn nicht, dann seid auf der Hut.“ Er setzte sich auf die Erde, und die beiden Andern ließen sich neben ihm nieder, während sie ihm mittheilten, daß man ihnen die Waffen genommen. „Thut nichts,“ sagte er, indem er drei Pistolen hervorholte, die Hahnen spannte und Jedem seiner Begleiter eines gab. „Ihr wißt, ein Feiger trägt immer ein Pistol bei sich, und ein großer Feigling drei oder noch mehr!“ Nachdem er so für sich und die Begleiter gesorgt, begann Fernandez mit seiner Erklärung. „Nachdem ich lange auf euch gewartet und nichts von euch gesehen und gehört, war ich überzeugt, daß ihr in schlechte Hände gefallen, und kam dieses Wegs, euch zu suchen. Ich ging nicht geradezu zu Moratin, um nach euch zu fragen, sondern traf andere Maßregeln, das Geheimniß eures Ausbleibens zu erforschen. Ganz einfach schlich ich nach gewohnter Weise, wenn Gefahr droht, bald dahin, bald dorthin, sprach nichts, sondern lauschte nur nach allen Seiten. Begreiflich konnte ich vor Tagesanbruch wenig thun, dann aber ging's an's Werk. Ich überwachte Moratin und seinen Freund, die Beiden, die euch hierher brachten, und verfolgte ihr Kommen und Gehen. Ueberzeugt, daß ihre Besuche im Walde nicht ohne Grund und Bedeutung waren, folgte ich den Schurken unerschroden zu der Grube!“ — „Ich glaubte auch Jemanden in der Dunkelheit sich herumtreiben zu sehen,“ sagte Palo. — „Dieser Jemand war ich. Von jenem Ort folgte ich euch hierher. In Wahrheit, Sennores, ich ging zu weit und hatte zu viel Mühe mit eurer Angelegenheit, als daß ich mich um die Belohnung betrügen lassen konnte. Ich soll zweitausend Dollars für die Herbeischaffung eurer Tochter erhalten, und die habe ich schon verdient, obgleich wir noch nicht am Ziele angekommen. Der Mann, der euch wichtig, mischt sich in meine Geldangelegenheit, und dieser Mann wird mein Todfeind.“ Sennor Marino konnte nicht umhin, über diese Bemerkung zu lächeln. „Verlaßt Euch darauf, Sennor Fernandez,“ erklärte er, „Ihr sollt reichlich belohnt werden für Euer braves, muthiges Handeln.“ — „Sagt soviel wie möglich über die Belohnung, aber so wenig wie möglich von meinem Muth. Ich bekenne, daß ich in dieser Beziehung die Schlange gespielt, mich immer in der Nähe herumgetrieben wie ein gewöhnlicher Spion, statt daß ich in die Stadt gegangen und Hülfe geholt.“ — „Nun, der Erfolg hat Dein Verfahren als gut bewährt.“ — „Einer Sache muß ich noch erwähnen,“ sagte Fernandez. „Ich habe das Mädchen gesehen, Carla selbst!“ — „Seid Ihr gewiß? Wie erkanntet Ihr sie?“ — „Sie streifte mit einem andern Mädchen am Saume des Waldes herum, und ich hörte jene Andere sie Carla nennen. Ihr habt nie ein so anmuthiges, engelgleiches Mädchen gesehen, sie ist so schön wie ein Bild. Wäre ich nicht just auf der Lauer und dazu noch ein Feigling gewesen, so wäre ich geradezu auf sie zugegangen und hätte meine Sache angebracht.“ — „Ja, hättet Ihr es nur gethan!“ — „Dummkopf, der ich war!“ rief Fernandez, sich auf die Brust schlagend. „Ich merke an dem Ton Eurer Stimme, daß Ihr mir weitere fünfhundert Dollars bezahlt hättet, wenn ich ihr das große Geheimniß enthüllt hätte. Nun, ich habe wenigstens auf vorsichtige Art Erkundigungen über sie eingezogen und bringe Euch einen ganzen Sack voll Neuigkeiten. Sie ist verlobt mit einem jungen Perlfischer, Brossy heißt er, und dieser Satan von Carnar verfolgt sie, weil er sie heirathen möchte, und Moratin begünstigt den Elenden in seinem Vorhaben, weil ...“ — „Seid Ihr gewiß, daß sie nicht verheirathet ist?“ unterbrach ihn Marino in athemloser Aufregung. — „Gewiß, vollkommen! Noch etwas. Eine Kriegsschaluppe von Mazatlan liegt vor Anker; sie fuhr nach uns von dort ab, und ich denke, sie wird Euch zu Eurem Recht verhelfen. Geht zu dem Kapitän des Schiffes, sagt ihm geradeaus, wer Ihr seid und was Ihr suchet, welche Schmach Ihr erlitten, und er wird Euch gewiß Hülfe leisten, die Euch in kürzester Zeit zum gewünschten Ziele führt. Wir können von ihm ein halbes Dutzend Matrosen bekommen, mit denen wir die Gegend durchstreifen und jedes Haus von dem Moratin's bis Loretto von oben bis unten durchsuchen: es muß uns gelingen. Auf diese Art werdet Ihr bald Eure Tochter finden, ich werde meinen Lohn klingen hören, Moratin und Kompagnie werden an den Rocken gehängt, und Alles endigt in einem großen Hallelujah!“ — „Ausgezeichnet, ausgezeichnet!“ rief Palo aufspringend. „Laßt uns keinen Augenblick verlieren! Führt uns zur Schaluppe, Fernandez, und wir wollen Euren Plan, so weit es in unsern Kräften, zur Ausführung bringen.“

Dreizehntes Kapitel.

Keine Sprache vermag den Schrecken und die Bestürzung zu beschreiben, die sich Carnar's bemächtigte, als er die Mittheilungen und Erklärungen, welche Lieutenant Strato und Brossy austauschten, aus seinem Versteck belauschte. Sein Athem stockte, seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten, er zitterte am ganzen Körper, und seine Hände klammerten sich so fest an das Gesimse, als wenn ihn im Schrecken Schwäche und Blindheit befallen sollte. Aus seinem ganzen Gebahren sprach nur zu deutlich, daß er der bezeichnete Flüchtling war. Unverwandt blickte er in die Kajüte und verlor kein Wort, das gesprochen wurde. „Ich bin ungemein erfreut über das, was Sie mir sagten, Lieutenant Brossy,“ versetzte Lieutenant Strato. „Die Festnahme des Mannes ist ein schöner Anfang für Sie in Ihrer amtlichen Stellung. Wo ist er und unter welchem Namen lebt er seit seiner Flucht?“ — „Er nennt sich Carnar,“ antwortete Brossy, „und wohnt in einer einsamen Gegend der Provinz.“ Und damit gab er eine genaue Schilderung des Thuns und Treibens des Verfolgten, wie es dem Leser bereits aus den früheren Kapiteln bekannt. „Das ist unstreitig unser Mann,“ warf Strato endlich ein. „Je früher Ihr Euch seiner bemächtigt, um so besser ist es. Braucht Ihr Hülfe von der Schaluppe? Meine Mannschaft ist freilich so sehr zusammengeschmolzen, daß sie kaum für den nöthigsten Dienst der Schaluppe reicht; man vermuthete, Ihr werdet die Reihen mit Euren Leuten auszufüllen wünschen. Braucht Ihr sie?“ — „Nein, ich ziehe vor, ein halbes Dutzend von meinen Fischern mitzunehmen, auf die ich mich verlassen kann, und die den Mörder von Angesicht kennen. Ich denke, es wird keine Schwierigkeit haben, den Kerl in zwei oder drei Stunden, so etwa um Mitternacht, aus seinem Bett zu holen.“ — „So wollt Ihr Euch also der Sache unterziehen?“ — „Gewiß, mit Vergnügen!“

Die Verhaftung war somit angeordnet, und der Lauscher zitterte am ganzen Leibe. Seines Bleibens war nicht länger, er ließ sich so ruhig als möglich in's Wasser hinab und schwamm geräuschlos nach der Stelle, wo er das Boot verlassen hatte. Die wirrsten Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe, Gefahr um Gefahr stieg vor seinen Blicken auf, und Schrecken folgte auf Schrecken.

„Nun, seid Ihr glücklich gewesen?“ fragte Moratin flüsternd, als er ihm in's Boot half. Carnar war zu aufgeregt und zu sehr in Angst, als daß er hätte sogleich antworten können. Er brauchte Zeit, um seine Haltung gegen seinen Kameraden zu überlegen. „Heilige Maria! Ihr seid ja so weiß wie ein Geist! Ihr schwankt auf Eurem Sitz,“ stieß Moratin hervor, als Carnar die Maske vom Gesichte nahm. „Was habt Ihr gesehen oder gehört?“ — „Nichts Besonderes,“ antwortete er, seine Aufregung zu unterdrücken suchend, „nichts, worüber wir nicht Herr werden könnten.“ — „Erzählt mir Alles, Carnar! Was den Einen angeht,

geht Beide an." — „Nun, wir müssen auf der Hut sein," begann Carnar in größter Verwirrung, nur so viel blieb ihm klar, daß er sein Geheimniß für sich behalten wolle. — „So viel ich an der Schaluppe hören konnte, wurde der Perlfischer zum Marineoffizier ernannt und will sich in aller Frühe mit Carla verbinden. Was wir thun wollen, muß deßhalb sogleich geschehen." — „Nun, was sollen wir anfangen?" fragte Moratin. „Welchen Weg schlagt Ihr vor?" — „Der erste Schritt muß sein, uns mehr von der Schaluppe zu entfernen. Rudert uns zur Küste zurück, aber so still Ihr könnt, dann wollen wir versuchen, uns zu verständigen." Als Moratin den Anker lichtete und die Ruder ergriff, blickte Carnar forschend nach der Küste, hoffend, das Licht des erwarteten Schooners zu erblicken, aber Alles war dunkel und stille. Das Boot war bald am Ufer.

„Nun, Carnar," sagte Moratin, „was soll geschehen? Ich war in der peinlichsten Lage, so lange Ihr bei der Schaluppe waret. Ich fürchte, unsere Gefangenen werden durchgehen — wir werden mit Brossy nicht fertig werden — kurz, ich fürchte überhaupt, daß es uns schlecht gehen werde." — Carnar sammelte alle seine Energie, um der Gefahr mit Kraft zu begegnen. „Wir müssen diese Küste mit dem Mädchen vor Tagesanbruch für immer verlassen," antwortete er. „Kommt der Schooner zur rechten Zeit, um so besser; wenn nicht, müssen wir in einem Boot fort oder zu Fuß, auf jeden Fall aber müssen wir fort." — „Freilich, wenn ich Euch, der sonst so kaltblütig, in solcher Aufregung sehe, müßt Ihr genug gehört haben, und mir scheint, wir haben keine Stunde zu verlieren." — „Nein, nicht einen Moment. Wir wollen das Boot in eine kleine Bucht fahren und Wasser und Le-



Die Begegnung.

bensmittel holen. Damit Ihr Alles wißt, will ich Euch mittheilen, daß die Mädchen Brossy von den beiden Männern erzählt haben, und Brossy wieder dem Schiffskapitän, und daß er mit einigen Fischern und Matrosen uns auf den Fersen ist! Wenn wir bleiben, so sind wir in weniger als einer Stunde in ihren Händen." Moratin sprang aus dem Boote und lief unruhig und noch blasser als Carnar am Ufer auf und ab. „Das Mädchen sollte doch zurückkommen," murmelte er, „aber nun werden wir sie wohl nie mehr sehen. Sicherlich kam sie an der Fallgrube mit ihrem Vater zusammen, und wir sind Narren, daß wir nicht früher auf den Gedanken geriethen."

Carnar wußte, daß dem nicht so war, da er Alles, was Carla über diesen Gegenstand Brossy mitgetheilt, gehört hatte, aber er versuchte nicht, seinen Begleiter eines Andern zu belehren. Moratin's Angst wuchs, als er auf der Schaluppe sich Lichter bewegen sah und auch sonst Unruhe bemerkte. „Wir müssen uns des Bootes bedienen. Die Zeit reicht kaum, um einigen Vorrath zu holen. Was das Mädchen betrifft . . ." — „Erlaubt mir, Euch zu leiten," sagte Carnar, nach und nach seinen Gleichmuth wieder gewinnend. „Das Erste ist, daß wir uns mit dem Boot einen Versteck sichern. Wir brauchen Lebensmittel und Getränke, zwei Paar Ruder, einen Kompaß — und noch einige kleine Bequemlichkeiten!" — „Ja, ja!" — „Nun, so kommt, wir wollen sie holen!" Er führte ihn der Küste entlang nach Moratin's Haus. Ein Sack mit Mehl, — ein weiterer mit Korn, — ein Korb mit Früchten, — ein Faß Wasser, das Carnar sich anbot nach dem Boote zu rollen, — und Speisen für drei bis vier Tage aus Moratin's Speisekammer, wurden in möglichst kurzer Zeit nach dem Boote gebracht; dann sagte Carnar: „Nun noch einen Vorrath von Waffen

und Munition! Habt Ihr genug für uns Beide?“ — „Dem Himmel sei Dank, genug!“ — „Solltet Ihr Geld oder Werthgegenstände haben, die Ihr mitnehmen wollt, holt sie. Ich habe mein Geld immer da, wo ich es zu jeder Zeit holen kann. Braucht Ihr sonst noch Etwas?“

Als Moratin einen Blick auf die Lebensmittel und die Waffen warf, überzeugte er sich, daß es für Carnar und ihn nicht schwer sei, beim Dunkel der Nacht ihre Flucht zu bewerkstelligen. „Uebrigens,“ murmelte er, „warum sollen wir noch einmal zurück und nicht sogleich fort, damit wir, ehe der Morgen graut, schon eine große Strecke hinter uns hätten?“ — „Dazu gibt es allerdings keinen Grund, was Euch anbelangt,“ antwortete Carnar. „Laßt mich sehen, was zu thun ist.“

Als der Flüchtling so ganz reisefertig an der Küste stand, gewann er wieder seine frühere Ruhe. „Der Perlfischer hat die Schaluppe noch nicht verlassen,“ bemerkte er; „auch kann er zu Wasser nicht so schnell zu seinem Hause gelangen, als ich zu Lande. Dieser einfache Umstand hilft uns. Ich will ohne das Mädchen nicht fort. Gebt mir Euer bestes Pistol, und sie wird bald in unserer Mitte sein.“ — Moratin war nicht sonderlich dafür, aber er stellte sich ihm auch nicht entgegen. Carnar befahl ihm, das Boot unter eine kleine Klippe zu bringen, so daß es gleich bei der Hand sei, und bat ihn, dabei zu bleiben und strenge Wache zu halten, bis er zurückkomme. Carnar eilte an der Küste nach Brossy's Wohnung, seine Gedanken und Gesichtszüge waren in höchster Aufregung. Ein Blick auf die See versicherte ihn, daß der Perlfischer noch immer das Schiff nicht verlassen, und er zweifelte nicht an seiner Gewandtheit, die es ihm möglich machen würde, sich Carla's zu bemächtigen und sie fortzutragen. Dieser Gedanke brachte ihn wieder in gute Laune. „Und wenn das Schlimmste geschieht, so soll es ihnen doch nicht gelingen, sich meiner zu bemächtigen. In wenigen Stunden bin ich in einer Gegend, die noch kein menschlicher Fuß, außer dem meinigen, betreten. Sie sollen sehen, daß man mich leichter mit dem Munde, als mit den Händen fängt.“ Er war noch nicht weit gegangen, als er Stimmen über sich in einem kleinen Gehölze hörte, das ihm die Sprechenden verbarg. Er kroch hinauf und konnte die Umrisse von drei Männern sehen, die auf ihn zuzukommen und dem Wasser zuzuschreiten schienen, wahrscheinlich um sich einzuschiffen. Zuerst konnte er nicht hören, was sie sagten; aber im nächsten Moment hörte er, wie Einer den Andern Sennor Marino anredete. Carnar stürzte wie von einer Kugel getroffen zu Boden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Leser wird in den drei Personen, die Carnar gesehen, die beiden Marino's und Fernandez erkannt haben; sie waren auf dem Weg nach der Schaluppe, um endlich zu ihrem Ziele zu gelangen. „Hier in der Nähe müssen Boote sein,“ hörte der Aufpasser Fernandez sagen, „ich müßte mich sonst sehr täuschen. Ich sah welche, als ich heute hier herumschlich. Bleibt hier, Don Palo, und ich will für Euern Vater sorgen. Haltet dieses Pistol mit gespanntem Hahnen bereit für den Feind; denn wir sind noch nicht aus dem Bereich dieser Schurken. Ich werde bald das Fahrzeug, das wir brauchen, finden. Er sah an der Küste hin, und erkannte auch wirklich bald ein Boot. „Hier ist unser Rettungsboot,“ rief Fernandez, „wie glücklich bin ich, daß wir endlich die Mittel haben, einen sichern Zufluchtsort zu erreichen! Jeder meiner zweitausend Dollars ist nun so groß wie ein Vollmond! Hierher, Don Palo! Sind wir einmal auf der Schaluppe, dann könnt Ihr Donna Carla holen lassen, oder unter gehörigem Schutze zu ihr gehen, und die rührendste Szene kann nicht fehlen — ein Wiedersehen zwischen der längst verlorenen Tochter und ihrem Vater und Bruder! Dios mio! meine Augen laufen vor Rührung über!“

Carnar hatte die Rede nicht genau gehört, aber das Ueberhörte ersetzte ihm seine eigene Phantasie. Er sagte sich, daß Vater und Sohn Freunde auf der Schaluppe haben, daß Alles herauskommen müsse — daß eine allgemeine Jagd auf ihn und Moratin angeordnet werden und daß er genöthigt sein würde, seine Sicherheit einem leichten Boote anzuvertrauen, das für eine größere Fahrt völlig unzulänglich sei. Eine entsetzliche Versuchung trat an ihn heran, und er ging mit heftigen Schritten auf Marino und Fernandez, das gezogene Messer in der Hand, zu. Sollte er nicht ihre Einschiffung zu verhindern suchen? Einer der drei Männer war ganz erschöpft, der Andere nannte sich selbst einen Feigling, und ein einziger glücklicher Stoß konnte ihn von dem Dritten befreien. „Nein, nein!“ dachte er, indem er innehielt und etwas zurückging. „Ich könnte wohl Aller Herr werden, aber dadurch würde nur die Aufmerksamkeit der Schaluppe auf die Küste gezogen, und vielleicht könnte die Geschichte doch mißglücken. Der junge Marino hat ein geladenes Pistol, und wenn eine Kugel auch nur mein Bein zerschmettern würde, so wäre ich auf bestem Wege, gehängt zu werden, und das höher als Haman.“ Er wurde wieder ruhiger und beobachtete die Bewegungen der Fremden bei der Einschiffung. „Wie sieht es mit meiner Bezahlung aus?“ hörte er Fernandez sagen, als er sich an's Ruder setzte, „die Fahrt nach der Schaluppe ist eine halbe Meile weit, und ich hoffe, daß ich für jeden Fuß einen Dollar bekomme.“ — „Das ist eine gute Entdeckung, die ich da mache,“ sagte Carnar bei sich selbst, als er ihnen nachblickte. „Der Dritte von ihnen muß Moratin's Freund aus Mazatlan sein — sein Verräther. Ich will Moratin warnen.“ Er eilte zu seinem Begleiter zurück und theilte ihm seine Entdeckungen mit. Moratin erblaßte, als er ihn anhörte. „Dann ist unser Tanz aus!“ lautete seine Bemerkung. „Gebt lieber den Gedanken, Euch des Mädchens zu bemächtigen, auf, und wir fliehen in einen andern Welttheil!“ Carnar schüttelte den Kopf, als er nach der See blickte und den Bewegungen des Bootes folgte. „Nein, nein!“ antwortete er, „diese Sache gibt mir nur noch mehr Muth zu meinem Vorhaben. Brossy wird nur um so länger auf dem Boote bleiben, um die Fremden anzuhören. So haben wir jetzt Zeit genug.“ — „Nun so seid vorsichtig, und kommt so rasch wie möglich wieder zurück. Ich möchte sie gerne Alle getäuscht sehen, besonders mit dem verwünschten Heirathsplane.“ — „Seid versichert, das sollt Ihr. Der Perlfischer ist noch an Bord der Schaluppe und wird längere Zeit brauchen, bis er seine Jagd angeordnet hat; warum sollte ich ihm nicht einen angenehmen Empfang bereiten?“ — „Was meint Ihr damit?“ fragte Moratin, vor dem teuflischen Blick seines Begleiters zurückschreckend. — „Ich meine,“ antwortete Carnar in übermüthigem Tone, „daß ich sie zu Staub machen will! In einigen Stunden werden ein halbes Dutzend oder ein Dutzend dieser Männer in mein Haus dringen, mich aufzusuchen. Es liegt in meiner Hand, daß durch eine Mine, die bei Oeffnung einer zweiten Thüre explodirt, Alle vernichtet werden.“ — „Könnt Ihr das thun? Werdet Ihr Zeit haben, Eure Mine zu richten?“ — „Ich kann es in zwei Minuten thun! Und nicht nur, daß ich es kann, ich will es auch. Brossy hat geschworen, mich auszuliefern, und das vor zwölf Uhr, und muß auf diese Art sicher in die Falle gehen, die ich ihm lege!“

Carnar eilte, nachdem er Moratin streng eingeschärft, recht wachsam zu sein, und ihm versprochen, bald zurückzukehren, in seine Wohnung. Er fand die Thüre offen und strauchelte über lauter Fässer in dem innern Raume, woran er leicht erkennen konnte, wie die Flucht bewerkstelligt wurde. Eilig nahm er, was er an Geld und Geldeswerth besaß, zu sich. Dann richtete er schnell seine Mine, indem er unter den Boden einige Fässer Pulver legte, die er längst für einen solchen Fall bereit hatte. Der explodirende Torpedo war an der Thürschwelle des innern Zimmers angebracht, so daß beim Eintritt eines oder mehrerer Männer, besonders wenn sie sich schnell bewegten, das ganze Gebäude in die Luft fliegen mußte. Seine Vorbereitungen waren rasch getroffen.

„Da habt ihr's, ihr schlauen Kerls," murmelte er wieder aufstehend. „Ich will die Thüre anlehnen, aber nicht schließen, damit ihr freien Eintritt zu eurem Verderben habt." Er verließ sein Haus, froh, des Untergangs seiner Feinde gewiß zu sein, und eilte raschen Schrittes nach Brossy's Wohnung. „Sie haben sich Alle gegen mich verschworen," dachte er, „aber warum sollte ich sie fürchten? Für alle Fälle muß die Kühnheit und Raschheit, mit der ich handle, ihre Plane vereiteln. Mit solcher Gewißheit kann ich ruhig nach San Diego fliehen, und von dort weiter, wohin es mir gefällt. Ihre Verfolgung beunruhigt mich in keiner Weise. Ich hatte schon lange vor, meinen Aufenthalt zu verändern, und zu diesem Ende Geld genug aufgehäuft. Was das Mädchen thut, hängt natürlich einzig von dem ab, was sie gehört oder entdeckt. Aber wie dem auch sei, wenn sie nicht meine Frau sein will, so soll sie auch nicht die eines Andern werden." — „Da sind sie!" murmelte er, als er vor der Wohnung Brossy's ankam und Licht durch das Fenster scheinen sah. „Das wird eine große Verwirrung geben, aber es soll mir doch gelingen."

Als er geräuschlos der Hütte sich näherte, sah er, daß Brossy eben das Schiff verließ: das Blitzen der Lichter und andere Zeichen überzeugten ihn davon. „Jetzt darf keine Zeit verloren werden," murmelte er laut und ging näher zur Hütte, hielt aber plötzlich inne, indem er nach der Schaluppe sah. „Um sicher zu gehen," dachte er, „muß ich das Haupt und die Seele dieser Bewegung bei Seite schaffen. Wenn ich Carla jetzt ergreife, so wird mich in zehn Minuten ein Bluthund verfolgen, und jeder kleine Unfall würde mich in ihre Gewalt bringen. Ich muß muthig und entschlossen sein, sonst mißglückt Alles. Wenn einmal der Perlfischer aus dem Wege ist, so wird die Verfolgung aufgeschoben, und dann bleibt mir Zeit, mich Carla's zu bemächtigen. Komm' nur, schöner Junge, ein Stoß, und Du verstummst! Dann auf mit meiner Beute und davon!" Er duckte sich wie ein Tiger, der zum Sprunge bereit ist, denn das Boot legte an der Küste an.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Umstände, unter denen Brossy sich der Küste genähert, machten ihn so zerstreut, so unzugänglich für Alles um ihn her, daß er dem Feinde auf's Leichteste zum Opfer fallen mußte. Er war noch ganz in Träumen. Was er von Carla's Vater und Bruder gehört, beschäftigte so ganz seine Gedanken, daß er für nichts Anderes Aug' und Ohr hatte. Er wollte vor Allem seine arme Braut in Sicherheit bringen, und dann erst Carnar's sich bemächtigen. Als er aus dem Boot sprang und an der Küste hin seiner Hütte zueilte, stürzte Carnar aus seinem Versteck, schlich sich geräuschlos hinter ihn und gab ihm einen so heftigen Schlag mit einem Stein auf den Kopf, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Ein schwaches Stöhnen — und Alles war stille. Carnar sprang in Brossy's Boot und ruderte der Schaluppe zu. Aber mitten auf dem Wasser bemächtigte sich seiner die Furcht, er habe seinen Feind nicht getödtet, sondern nur betäubt. Dieß bewog ihn, schnell der Küste zuzurudern. — „Pah! Ich bin ohne Grund ängstlich," sagte er sich dann wieder, fuhr aber doch der Küste zu. „Der Kerl ist so sicher todt als ich lebe." Er ruderte so rasch als möglich und landete einige Minuten später an dem Orte, von wo er abgefahren war. Alles war ruhig in der Hütte, aber eine gewisse Unruhe über das Ausbleiben Brossy's bemächtigte sich Carla's. Sie trat aus der Hütte, um ihn zu suchen, und ging eine weite Strecke an der Küste auf und nieder. Yola stand in dem kleinen Garten vor ihrem Hause, beobachtete ihre Freundin und warnte sie von Zeit zu Zeit, nicht zu weit zu gehen, da ihr Bruder sich selbst beschützen könne. — „Ha, da läuft mir der Vogel von selbst in das Garn," dachte Carnar, als er Carla sah und hörte. „Da Alles auf Brossy wartet, wird sich für den Augenblick Niemand um mich kümmern."

„O, Leon, wo bist Du?" hörte er Carla rufen. „Warum kommt er nicht? Ich sah doch sein Boot von der Schaluppe abfahren." Sie ging nach dem gewöhnlichen Landungsplatz, und fand dort das Boot ihres Geliebten, aber er war nirgends zu sehen. „Sein Boot hier und kein Lebenszeichen von ihm," rief sie. „Wo kann er sein, und was ist ihm zugestoßen?" Sie stürzte in gräßlichster Angst hin und her und rief den Namen ihres Geliebten. — „Halt!" rief Carnar ihr zum Gruß, als er plötzlich ihr in den Weg trat und sie mit starrem Blick betrachtete. „Wie steht's mit den Perlen?" — „Geht mir aus dem Weg, Sennor Carnar," war ihre Antwort. „Schämt Ihr Euch nicht, eine Frau so roh zu behandeln? Fürchtet Euch!" — „Ich wüßte nicht, wessen ich mich zu schämen hätte, wen ich fürchten sollte." Es lag etwas Schreckliches in dem spöttischen Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden. Carla's ganze Seele bebte zusammen; das Lächeln um ihres Feindes Lippen erschreckte sie in tiefster Seele. — „Hoffentlich," lispelte sie mit vor Schrecken und Angst beinahe erstickter Stimme, „könnt Ihr nicht sagen wollen, was Eure Blicke verrathen! Es ist nicht möglich, daß Leon keine Macht mehr haben soll, mich zu schützen. Nein, nein! es kann nicht sein, daß er in Eurer Gewalt wäre, daß Ihr ihn gar ermordet hättet!" — „Kann es nicht sein? vielleicht wißt Ihr das besser als ich," und er lachte. „Vielleicht kommt er, wenn Ihr ihm ruft."

Carla war außer sich vor Schrecken, als sie diese Worte Carnar's vernahm. Aber sie mühte sich, der Todesangst, die sich ihrer bemächtigt hatte, Herr zu werden. Er aber stellte sich ihr wieder in den Weg. „Es nützt Euch nichts, Euch selbst zu betrügen," bemerkte er ruhig, „Eure Augen und Euer Verstand müssen Euch sagen, daß Euer Geschick nun nicht mehr in Eurer Macht steht." Die Arme erbebte bei dem Tone seiner Stimme und der Ruhe, mit der er ihr das erklärte. „Mit Einem Wort," fuhr er fort, „Euer Weg wird von nun an mit dem meinigen zusammengehen. Euer guter Vater wünscht, daß Ihr meine Frau werdet, und erwartet Euch hier in der Nähe. Wagt Ihr aber, Lärm zu machen, so seid der strengsten Behandlung gewärtig. Ergebt Euch in Euer Schicksal. Von Brossy habt Ihr Nichts mehr zu erwarten. Auf!"

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig-Holstein und sein Herzog.

Von

Ernst Will.

In diesem Augenblicke, wo die Herzen der ganzen deutschen Nation der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zugewandt sind, werden es unsere Leser gewiß mit Freuden begrüßen, wenn sie eine kurze Schilderung des Mannes erhalten, welchem der Tod Friedrich's VII., des bisherigen Herzogs von Schleswig-Holstein, mit einem Mal eine so große Bedeutung verliehen hat; wir meinen den jetzigen Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein.

Ein Blick auf die Vergangenheit des am 6. Juli 1829 zu Augustenburg geborenen jetzigen Herzogs Friedrich VIII. zeigt uns, daß schon die Erziehung des aufblühenden Knaben ganz in die rechten Hände gelegt war; sie wurde nämlich von dem jetzt als Professor in Basel lebenden Herrn Stephensen geleitet, der sich in den Herzogthümern den Namen eines guten Patrioten erworben. Schon sehr früh wurde daher der junge Prinz von dem Gedanken erfüllt, daß die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark für erstere verderblich sei, und der damals erhaltene Eindruck hat sich bei ihm nie verwischt.

Am 25. März 1848 war der junge Prinz eben im Begriffe, das elterliche Haus zu verlassen, um mit seinem Bru-

der die Universität Bonn zu beziehen, als die Nachricht von der Proklamirung der provisorischen Regierung zu Kiel eintraf. Die Mutter der Prinzen gerieth hiedurch in große Besorgniß, zumal da der Vater in Angelegenheiten der Herzogthümer sich eben zu Berlin befand. Man mußte vor Allem darauf bedacht sein, sich der Gefahr zu entziehen, von den Dänen aufgehoben zu werden. Aber nicht in feiger Weise sollte dieß geschehen; nein, die Mutter selbst war es, welche ihre Söhne aufforderte, in die Reihen ihrer tapferen Landsleute zu eilen.

So geschah es; die beiden Prinzen traten in die schleswig-holsteinische Armee. Während der Jahre 1848 und 1849 machte Prinz Friedrich alle Schlachten und Gefechte mit, und am Tage der Schlacht bei Fridericia, seinem zwanzigsten Geburtstage, wurde ihm die Säbelscheide durch eine dänische Kugel zerschmettert, ein Beweis, daß er das feindliche Feuer nicht scheute. Auch im Jahre 1850 nahm er an der Schlacht bei Idstedt und dem Treffen bei Missunde thätigen Antheil.

Als die Oesterreicher und Preußen rühmlichen Angedenkens einrückten, nahm er seinen Abschied und bezog die Universität Bonn, von wo aus er nach zweijährigem Studium in die preußische Armee trat. Im Jahre 1856 vermählte er sich, nachdem er seinen Abschied genommen, mit der Prinzessin Adelheide von Hohenlohe-Langenburg, und lebte fortan als Major à la suite auf seinem Schlosse Dolzig in der Niederlausitz, bis ihn die Ereignisse der nächsten Zeit plötzlich von dort abriesen. Besonnenheit und feste Entschlossenheit sind die Grundzüge seines Wesens, dabei besitzt er großen Ernst, bedeutende Geschäftskenntniß, angemessene Kürze und Festigkeit, wo es zu handeln gilt; kaltblütig, ehrlich und gewissenhaft, ist er nicht zu bewegen, von dem Streben nach dem einmal als richtig erkannten Ziele abzuweichen. Dazu kommt noch sein einnehmendes Aeußeres; vierunddreißig Jahre alt, steht er mitten in der Blüte der Manneskraft, eine stattliche, schöne Gestalt.



Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein.

So ist der Mann beschaffen, um den sich die ganze Bewegung für die Herzogthümer gruppiren muß, und die ruhige Besonnenheit, welche seine bisherigen Schritte in seiner und des deutschen Volkes Sache kennzeichnet, der richtige Takt, mit dem er anerkannt patriotische Männer zu seinen Ministern gewählt, lassen hoffen, daß diese Bewegung an ihm den rechten Mann gefunden hat, an den sie sich anschließen kann bis zum endlichen Siege.

Treue deutsche Frauenliebe aus alter Zeit.

Von
Dr. Wilhelm Zimmermann.



Die Wittwe des Ermordeten.

I.

Großheit in Tugenden jeder Art findet sich nicht bloß oben, in den bevorzugten Kreisen, sondern auch unten, inmitten des Volkes; und Großheit in treuer, deutscher Gattenliebe ist im stillen Thale, wo die Hütten der Armuth stehen, weit häufiger, als in den Burgen und Schlössern. Nur werden die Thaten und Leiden der Männer und Frauen des

Volkes nicht so bekannt, besprochen und aufgezeichnet, wie die der andern, und darum bieten uns die Geschichtsbücher der älteren und neueren Zeit weniger Beispiele aus den Volkskreisen. Aber die Geschichte freut sich, wenn sie ein solches an den Tag zu bringen hat, wie der Bergmann, wenn er im Schmutz und in der Nacht des Schachtes auf einen Diamant stößt, sich freut, diesen zu heben und zu Tage zu fördern. Solch' ein Diamant liegt in den Urkunden der Stadt Freiburg im Breisgau.

Wer im badischen Schwarzwald wanderte, kennt die Romantik des Höllenthals. Oberhalb der schönen Stadt Freiburg, das selbst an der Dreisam liegt, zieht sich zu beiden Seiten dieses Flusses das kirchzahrtner Thal hin. Es liegt wie ein Garten vor Augen, und mit Recht heißt ein Dorf hier, seit alter Zeit durch den Volksmund so getauft, das Himmelreich; oberhalb desselben beginnt die „Hölle“, ein Bergpaß, zwei Stunden lang. Da, über dem schauerlich schönen Höllenthal, ragt ein hoher Fels, der den Paß beherrscht. Dort stand die Burg Falkenstein, nicht zu verwechseln mit andern Burgen gleichen Namens, am wenigsten mit der württembergischen Burg Falkenstein in der Baar und mit der andern bei Schramberg.

Die Burg Falkenstein im Höllenthal ist nicht mehr; nur ihre Trümmer liegen noch auf dem hohen Felsen.

Uralt war dieses Geschlecht von Falkenstein. Aber nicht umsonst wandeln in der Sage und im Glauben des Volkes die „Burggeister“ auf so vielen Ruinen von Schlössern, wo alte Geschlechter einst blühend saßen. Der Glaube des Volkes übt hier ein ganz eigenthümliches Recht: die Geister der Burgherren läßt er umwandeln, weil sie keine Ruhe finden können wegen des Bösen, das sie einst den von ihnen Beherrschten gethan; die Geister der großen deutschen Kaiser läßt er wandeln wegen des Guten, das dem deutschen Volke fehlt, das es unter ihnen hatte und nicht mehr hat.

Entartet saßen gar Viele vom Adel auf denselben Sitzen, auf welchen bieder und redlich, der Schirm ihrer Hintersaßen, einst die gewohnt, welche diese Sitze gegründet hatten, und ihre gleichgesinnten nächsten Nachkommen. Die Burg manches Helden war unter dessen Enkeln zu einem Raubnest geworden, zu einem Schlupfwinkel für adelige Verbrecher, zu einem Zwinghaus für das Volk. So war es auch mit den Nachkommen der Falkensteiner und ihrer Burg am Höllenpaß geworden, da große Kaiser nicht mehr im Reiche das Recht handhabten.

Im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts saßen auf dem Falkenstein drei Brüder, Herr Dietrich von Falkenstein, Herr Werner und Herr Künlein. Dasselbe Geschlecht, das unter den Hohenstaufen und unter Rudolph von Habsburg mit dem Heldenthum den Biedersinn verbunden hatte, lebte jetzt vom Stegreif, d. h. vom Raube. So frech als nur irgend ein Stegreifritter ältesten Adels trieben die drei Brüder von Falkenstein den Straßenraub. Sie nannten das Fehde mit den Städten, einen Kampf des Adels mit dem Bürgerthum. Aber gerade der rechte, edle Adel in Städten wie auf Bergschlössern forderte Kaiser und Reich immer auf, gegen diese Raubritter die Unterthanen des Reiches, den Bürger und den Bauern zu schützen. Das Reich war freilich unter schwachen Kaisern nicht mächtig genug dagegen; „damals“ war die heilige Vehme mit ihrem geheimen Spruch und Strang unentbehrlich, und darum, vorübergehend, an der Zeit. Dieser Werner und dieser Künlein pochten auf ihre Felsenburg. Die war fast unzugänglich. Die Bergschlucht war eng. Jeden vorbeiziehenden Wanderer sahen sie von ihrer Warte aus daher kommen. Jeder, der innerhalb des Bergpasses war, war eben damit in ihrer Gewalt; sie fielen auf ihn herab und nahmen ihm sein Gut, wie dem Bauern sein Vieh.

Solche schädlichen Leute, die zu Raub und Diebstahl sogar grause Mordthaten fügten und die ganze Gegend unsicher machten, auszurotten, gebot nicht bloß den Nachbarstädten der Vortheil, sondern die Reichspflicht. Aber außerordentliche Fälle gehörten dazu, um die nach allen Seiten hin rücksichtsvollen Rathsherren, die Städtebürger, in Bewegung zu bringen.

Solch' ein Fall war die Großheit eines Weibes aus dem Volke, die Größe ihrer Liebe und Treue.

Viele Jahre lang hatten die Rathsherren der Bürgerschaft Freiburg den Nichtswürdigkeiten und Verbrechen der Herren von Falkenstein, des Dietrich, des Werner und des Künlein, zugesehen. Da geschah es, daß der Werner und der Künlein das Glas überlaufen machten. Ein falkensteinischer Bauer aus dem kirchzahrtner Thale hatte einen Schwiegersohn, der war ein Hintersaße von Freiburg, der freien Stadt des Reichs. Beide waren arm, der Schwiegervater und der Schwiegersohn. Der Erstere war in Streit und Haß gerathen mit dem Letzteren. Herr Dietrich fand den Schwiegervater im Wirthshaus und beredete denselben, er solle seinen Schwiegersohn beibringen, mit dem wolle er schon auf dem Schloß fertig werden. Der machte es so. Der getäuschte Schwiegersohn, der Hintersaße der freien Stadt Freiburg, wurde auf das Raubritterschloß Falkenstein gebracht, unter elenden Vorwänden.

Der arme Mann aber hatte ein treues, deutsches Weib, obwohl die Tochter eines ruchlosen Vaters. Sie war hochgesegneten Leibes. Aber ihre Liebe und Treue wußte Wege zu finden, daß sie in die Burg der Räuber hineinkam. Sie wußte sich hineinzustehlen, sagt die Erzählung. Der waren die Felsen und die Mauern und die Knechte der Raubritter kein unüberwindliches Hinderniß, in den Raum zu kommen, wo ihr lieber Mann gefangen lag. Aber sie kam nur in den Raum, nicht zu ihm selbst; sie wurde entdeckt, in eine Stube gebracht und da an eine Kette gelegt. Des andern Tages gebar sie, ganz hülflos, ein todtes Kind. Darauf brachten sie dieselbe mit ihrem todten Kinde aus dem Burgthor. Sie schleppte sich hinab nach Kirchzahrten und begrub da ihr Kind.

Währenddem rathschlagten die auf dem Falkenstein über ihren Mann. Sie wurden eins über seinen Tod und stürzten ihn von der höchsten Stelle der Burg hinab in den Abgrund. Etliche Tage darauf kam das grause Ende ihres Mannes der unglücklichen Frau zu Ohren. Sie war eben zu Freiburg, wo sie klagte und Hülfe suchte für den Gefangenen. „Da ging sie,“ wie die Verhörsakten erzählen, „mit ihrem kranken Leib wieder nach Falkenstein unter die Burg, an die Halde, und suchte da ihren Mann und fand ihn auch, zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg und schuf da, daß er begraben ward im falkensteiner Thale zu St. Oswalds Kirchen.“

Wie das treue Weib das vollendet hatte, ging sie wieder in die Stadt Freiburg, rief die Bürger zur Rache auf, trat vor den Rath und klagte wider die Mörder, die Herren von Falkenstein, die also an ihrem Mann Verruchtes gethan und sie zur Wittwe gemacht hatten. Der Rath zu Freiburg hörte sie und erwirkte vom kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil, daß dieses die Reichsacht aussprach über die Brüder von Falkenstein. Im Winter 1390 zogen die Bürger Freiburgs, edle und gemeine, zur Stadt hinaus in den Höllenpaß, die ganze Wehrmannschaft auf des Raths Gebot. Sie umstellten, stürmten und zerstörten die Burg Falkenstein, als Achtvollstrecker. Die Raub- und Mordhöhle wurde von Grund aus gebrochen und durfte nie wieder aufgebaut werden. Jahrzehnte lang, ja ein Jahrhundert lang hatten die Herren von Falkenstein, unwürdig ihrer ritterlichen biedern Ahnen, ihren Adel und Namen und den Stammsitz entweiht, als eine Plage aller guten Menschen, mit Mord und Raub, zuletzt die Dietrich, Werner und Künlein sogar mit Dieberei und Einbrüchen gemeinster Art; die Herren des Raths zu Freiburg hatten das mit an- und zugesehen; die Räuber und Mörder wären am Höllenpaß sitzen geblieben, und die Rathsherren hätten fort und fort die Felsenburg derselben für „unzugänglich“ gehalten; der Schmerz- und Racheschrei eines armen Weibes aus dem Volke mußte kommen, um die

Herren auf dem Rathhaus einer Reichsstadt, in der so viele Freiherren und Ritter als Rathsherren saßen, aufzurütteln, daß den Schandthaten ihrer Standesgenossen in nächster Nähe, welche der Ehre des Adels wie der Sicherheit des Volkes gleich schädlich waren, endlich ein Ende gemacht wurde. Was jahrelanges Vortragen von Seiten der Bürger beim Rathe zu keinem Erfolge gebracht hatte, das bewirkte die treue Liebe einer Frau, einer armen Hintersaßin von Freiburg, die nicht einmal ihr Dach in der Stadt hatte. Von da an mehrten sich nicht weiter die Schauergeschichten des Höllenthals; es blieb bei der wilden Schönheit, welche die Natur hier hat, ohne menschliche Zuthat mit Mord und Raub.

Aus Tannen und Gesträuch schauen noch heute die Reste der ehemaligen Felsenburg auf den Wanderer herab. Wer diese Straße zieht, der denke an die Großheit und Liebestreue eines armen Weibes aus dem Volke; die schaue ihn an aus der Halde unter der Burg hervor mit den großen, treuen Augen und sage ihm, wenn er zum gebrochenen Sitz alter Gräuel aufschaut, was die Liebeskraft eines Weibes vermag.

Die Falschmünzer.

Erzählung

von

H. Bauer.

Wie kommt's, daß Du mir heute unablässig vor Augen stehst, Bild meines unglücklichen Landsmanns, daß ich meine Gedanken auf nichts Anderes lenken kann? Haben sich heute vielleicht Deine Leiden im Tode geendigt, und schwebt jetzt Dein Geist um mich, vielleicht noch zürnend über das Leben, das Dich mit allen Deinen Ansprüchen an dasselbe immer wieder zurückgewiesen, zurückgeschleudert hat in unabweisliches Elend, — schwebst Du jetzt vielleicht um mich her, mir zu danken für den einzigen mitleidsvollen Blick, den ich Dir vor Jahrzehnten zugeworfen, da Du in Deiner tiefsten Erniedrigung an mir vorbeischrittest?

Ich habe heute in einem alten Tagebuche geblättert, das ich vor langen, langen Jahren auf einer Reise durch das südliche Frankreich niedergeschrieben, und bin da auf eine Geschichte gestoßen, welche mich heute den ganzen Tag verfolgt; ich will versuchen, sie wiederzugeben, vielleicht daß ich dann eher der quälenden Gedanken los werde.

Es sind jetzt an fünfzig Jahre, da stand ich mit mehreren jungen Leuten, die ich in Toulon kennen gelernt, auf der dortigen Werfte, auf das herrliche Meer hinausschauend, in ein Gespräch über meine deutsche Heimat vertieft. Plötzlich schreckte uns ein lautes, anhaltendes Klirren aus unserer Unterhaltung auf. Wir wandten uns um, und ein jammervolles Schauspiel bot sich uns dar. Wohl vierzig Verbrecher, paarweise hintereinander an eine lange Kette gereiht, welche durch Ringe lief, deren jeder einen um den Hals trug, wurden an uns vorbeigeführt, den unheimlichen Mauern des Bagno zu. Welche Verbrecherphysiognomieen, welche Verworfenheit, welcher Haß gegen das ganze Menschengeschlecht in diesen Gesichtern! Manche affektirten sogar eine freche, ausgelassene Lustigkeit, da sie sich von uns beobachtet sahen, und wir wollten uns daher eben, von Ekel und Mitleiden erfüllt, abwenden, als das letzte Paar, welches den traurigen Zug beschloß, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war aber auch ein ergreifender Anblick. Neben einem jungen, kräftigen Manne, und mit diesem zusammengekettet, schritt ein eisgrauer Alter an uns vorüber. Noch nie habe ich einen solchen Kontrast in Physiognomie und Gestalt gesehen, wie ihn diese beiden Unglücklichen darboten. Während der kräftig gebaute junge Mann ein Bild des Jammers war, wie er sich in vollständig gebrochener Haltung dahinschleppte, das bleiche, mit frühen Runzeln bedeckte Antlitz gesenkt, so daß die vollen braunen Haare, durch welche, wahrscheinlich von Jammer gezeitigt, einzelne graue Locken sich stahlen, ihm über die Augen hinabfielen, schlich der Alte an seiner Seite katzenartig, wie ein gefangenes Raubthier, dahin. Es war eine kleine, magere, gebückte Gestalt, der kahle Kopf mit spärlichen grauen Haaren bedeckt, aber das Gesicht — dieses Gesicht drückte eine solche Verworfenheit aus, daß uns dieser Hohn auf die greise Gestalt mit Schauder erfüllte. Seine kleinen, stechenden Augen fuhren unstet hin und her, während seine spitzige, gebogene Nase an den Schnabel eines Raubvogels erinnerte, und um seinen fest zusammengekniffenen, eingefallenen Mund zuckte hin und wieder ein abscheuliches Lächeln, als triumphire er noch darüber, die beleidigten Gesetze wenigstens so lange hintergangen zu haben. Zugleich aber lag ein so verbissener Ingrimm in diesen Zügen, daß man nicht zweifeln konnte, dieser Verbrecher würde, wäre es möglich gewesen, die ganze Menschheit vergiftet haben, hätte er dadurch seine Freiheit wieder erlangen können. Kurz, er sah neben seinem erbarmungswürdigen Gefährten aus wie der Satan, der eine arme, verführte Seele mit sich zur Hölle schleppt.

Der arme, junge Mann! rief ich unwillkürlich, eben als das Paar an uns vorüberzog, in deutscher Sprache. Bei diesen Lauten schien der Mensch zusammenzuzucken und gespannt nach der Gegend zu horchen, von wo er sie vernommen. Der arme, junge Mann! wiederholte ich bewegt, da blieb er wie elektrisirt plötzlich stehen, hob die gefesselten Arme nach mir und schien sprechen zu wollen, aber schon eilte einer der begleitenden Gendarmen mit drohender Miene auf ihn zu, und als durch das Weiterschreiten seiner vor ihm angefesselten Gefährten die Kette straff gezogen war, mußte er ihnen folgen, wobei er das Antlitz mit einem so jammervollen Ausdruck nach mir wandte, daß ich, wenn mich meine Gefährten nicht zurückgehalten hätten, zu ihm hingeeilt wäre.

Merkwürdig bewegt folgte ich meinen französischen Bekannten, und so sehr ich mir auch Mühe gab, meine Gedanken von dem Unglücklichen, dem ich doch nicht helfen konnte, loszureißen, es gelang mir nicht. Ich beschloß daher, sobald es möglich wäre, über ihn Erkundigungen einzuziehen, besonders da ich aus seinem Benehmen schließen konnte, daß der Arme Deutsch verstehe; oder war er gar ein deutscher Landsmann? Sobald als möglich trennte ich mich daher von meinen leichtblütigen französischen Gefährten, welche den ganzen Auftritt schon vergessen hatten, und machte mich auf den Weg nach dem Bagno, in dessen Nähe ich einen höheren Beamten dieses schrecklichen Gefängnisses zu treffen hoffte, den ich zufällig kennen gelernt hatte, und bei dem ich mich erkundigen wollte, ob er mir vielleicht über den Verbrecher Auskunft geben könnte. Ich begegnete ihm, wie er von seinem Bureau kam, um sich nach seinem Gasthofe zu begeben. Daß ich mich ihm sofort anschloß, ist natürlich. Bald hatte ich ihm Alles mitgetheilt, und gefällig wie immer versprach er, meine Wünsche zu befriedigen, fügte übrigens achselzuckend hinzu, daß ich zur Erleichterung des Unglücklichen schwerlich etwas beitragen könne, da die strengen Gesetze des Bagno dieß verbieten. Ungeduldig harrte ich Tag um Tag, aber ich erhielt keine Nachricht, und meine Geschäfte gestatteten mir nicht, meinen gefälligen Beamten aufzusuchen; da, am Abend vor meiner Abreise, kam er freudestrahlend auf mein Zimmer und überreichte mir einen Pack Papiere; es waren die den Galeerensträfling betreffenden Akten, oder vielmehr eine Abschrift davon, die er sich zu verschaffen gewußt. „Er ist ein Landsmann von Ihnen," sagte er, „wie Sie richtig geahnt, aber ihm ist nicht mehr zu helfen; er ist zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt." Daß ich ihm für seine Gefälligkeit freudig dankte, versteht sich von selbst, und sobald ich allein war, zündete ich meine Lampe an und durchlas die mir so interessanten Blätter.

Es gibt gewisse Menschen, welche durch ein finsteres Geschick dem Unglück und Verbrechen geweiht scheinen, welche durch eine dunkle Macht in die Schlingen des Verderbens

gezogen werden, wenn sie auch noch so lange dagegen angekämpft. Unter diese Bedauernswürdigen gehörte auch mein unglücklicher Landsmann.

Hermann S.. war geboren in einem deutschen Landstädtchen, in welchem sein Vater eine spärlich besoldete Beamtenstelle bekleidete. Der aufgeweckte Knabe wurde von seinen Eltern, die auf ihn stolz waren, schon früh zum Gelehrten bestimmt, und die Mutter malte es sich mit glänzenden Farben aus, wie sie einst um ihren berühmten Sohn werde von andern Müttern beneidet werden. Aber mitten auf dem mit herrlichem Erfolg betretenen Wege, denn der kleine Hermann hatte schon mehrere Klassen mit ausgezeichneten Zeugnissen absolvirt, gebot das Schicksal plötzlich Halt. Hermann's Vater starb unerwartet schnell, und die Wittwe war mit ihrer unbedeutenden Pension, zumal da sie kein Vermögen hatte, nicht im Stande, das Schulgeld, das ihr engherzige Menschen nicht erlassen wollten, zu bestreiten. Leider war der Vormund, welcher dem Kleinen gesetzt wurde, — ein entfernter Verwandter seiner Mutter — ein roher, stumpfer Mensch, welcher „nebelhaften Aussichten", wie er es zu nennen beliebte, eine solide, möglichst bald Früchte tragende Stellung seines Mündels vorzog und dann auch möglichst billig seiner Sorgen um den jungen Burschen enthoben sein wollte. Die Mutter, eine gute aber schwache Frau, und schon von ihrem Mann her an's Gehorchen gewöhnt, war bald überstimmt. Die Folge war, daß Hermann, so schmerzlich ihm auch der Abschied von seinen Büchern fiel, zu einem in dem Städtchen ansäßigen Schlosser in die Lehre kam, der sich zwar keines ausgezeichneten Rufes erfreute, dafür aber, wie der Vormund weise bemerkte, auch kein Lehrgeld verlangte. Hier begannen für unsern armen Freund böse Tage; er, der von Hause aus an eine liebevolle Behandlung gewöhnt war, wurde mit Scheltworten und nicht selten mit Schlägen traktirt, und wenn er auch Anfangs sich nach vollbrachtem Tagewerk bei seinen lieben Büchern trösten wollte, so mußte er das bald aufgeben, weil er immer vor Müdigkeit darüber einschlief. Hier blieb er mehrere Jahre, und es fehlte nur noch kurze Zeit, bis er zum Gesellen gesprochen werden und seine Wanderschaft antreten sollte. Er malte sich das auf's Schönste aus; denn mit der Zeit hatte er an dem Handwerk Gefallen gefunden, sein großes mechanisches Geschick kam ihm dabei zu statten, und mit gewohntem Eifer hatte er sich späterhin, da er mehr freie Zeit hatte, in dieses Fach einschlagende wissenschaftliche Bücher zu verschaffen gewußt, durch deren Lektüre er seine Kenntnisse schnell bereicherte. Auch seine Mutter, welche ihre früheren Luftschlösser mit Schmerzen hatte zusammenbrechen sehen, versöhnte sich nach und nach mit der eingetretenen Wendung; konnte ihr talentvoller Sohn ja auch so ein bedeutender und gelehrter Mann werden.

Da traf ihn ein neuer Schlag: sein Meister, den man schon länger im Verdacht bedeutender Betrügereien gehabt, wurde plötzlich gefänglich eingezogen, und mit dem Freigesprochenwerden war es nun zunächst vorbei; denn wenn sich Hermann auch eifrig nach Arbeit umsah, so war doch während der damaligen Kriegsnoth die Stockung der Geschäfte eine so bedeutende, daß er nirgends unterkommen konnte. Aber der wackere Jüngling verzweifelte darum noch nicht; er besaß neben seinen Kenntnissen in der Mechanik ein bedeutendes mathematisches Geschick, und während er die Zeit der Muße benützte, um seine mechanischen Kenntnisse zu erweitern, wußte er sich durch Privatunterricht in Geometrie und Rechnen wenigstens so viel zu verdienen, daß er seiner armen Mutter nicht zur Last fallen mußte. Er besaß einen gewaltigen Ehrgeiz und Drang, sich vorwärts zu bringen, um seine Mutter, die er innig liebte, für alles überstandene Ungemach einmal dadurch zu entschädigen, daß er als gemachter Mann vor sie hintreten könne. Was aber den schärfsten Sporn seines Fleißes bildete, das war seine tiefe Neigung, die er zu einem bescheidenen, schönen jungen Mädchen, ebenfalls der Tochter einer niederen Beamtenfamilie, gefaßt hatte, und welche von dieser, die den jungen Mann schon früher kennen und schätzen gelernt hatte, da sie öfters zu seiner Mutter kam, und dort seine wissenschaftliche, selbstgeschaffene Bildung ihr nicht entgangen war, ebenso aufrichtig erwiedert wurde. Das waren glückliche Zeiten, wenn sich die beiden Liebenden treffen konnten, um von einer glänzenden Zukunft, an welche sie fest glaubten, plaudern zu können. Hermann machte seiner Mutter von diesem Verhältniß kein Hehl, aber als förmlicher Bewerber wollte er erst auftreten, wenn er dem Vater der Geliebten zu beweisen im Stande wäre, daß er seiner Tochter Etwas bieten könne, und seine Geliebte war damit einverstanden.

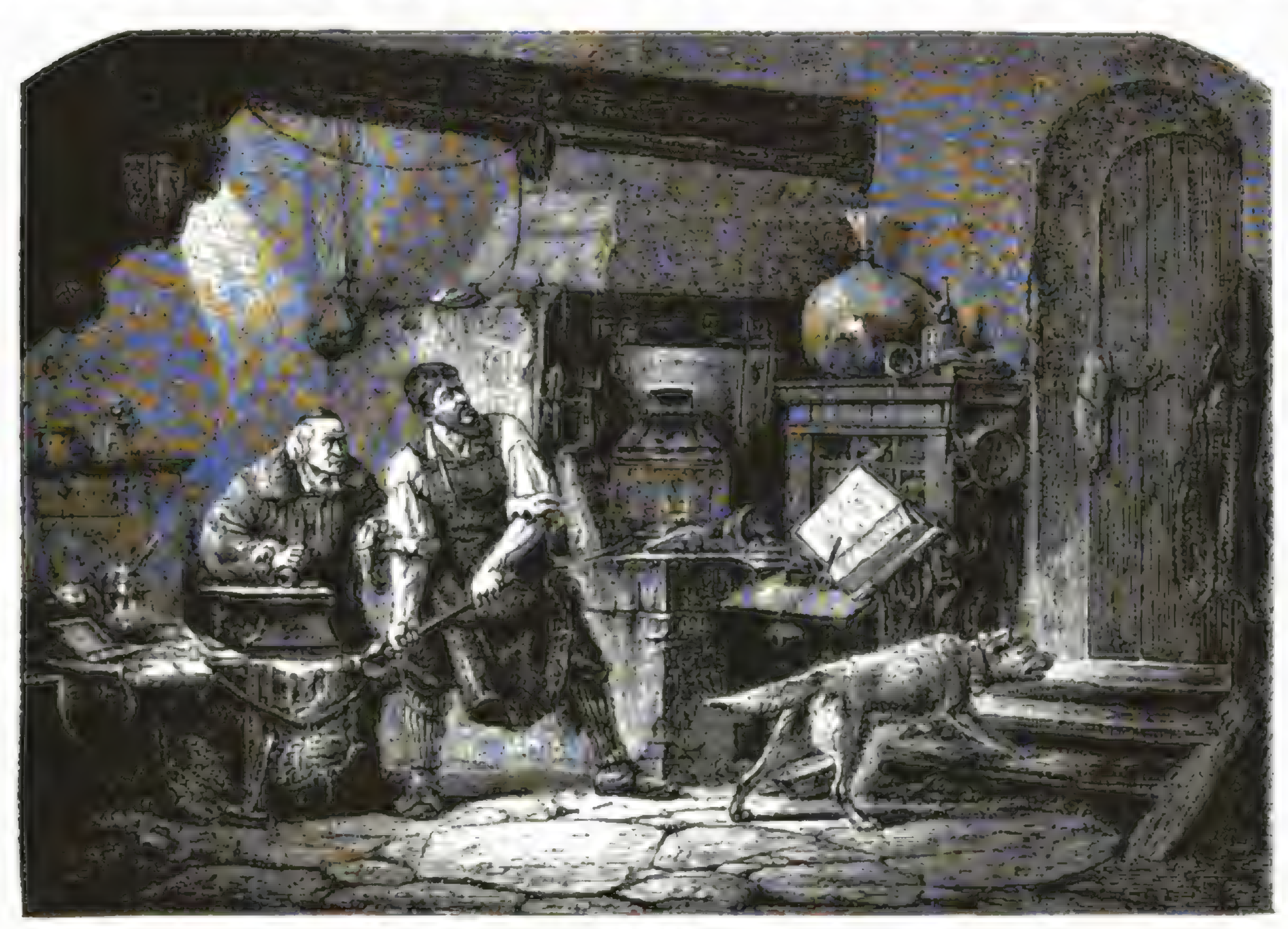
Da erhielt er plötzlich durch einen in Frankreich wohnenden alten Freund seines verstorbenen Vaters die Nachricht, daß dieser eine Stelle als zweiter Aufseher in einem Hammerwerk im südlichen Frankreich für ihn ausfindig gemacht habe. Er solle sich möglichst schnell auf den Weg machen. Nun war sein Glück fertig; die Besoldung der Stelle war zwar keine glänzende, allein für einen so sparsamen Menschen, wie Hermann war, reichte sie überflüssig aus; und als er nach einigen Tagen sich auf den Weg machte, so reiste er ab als erklärter Bräutigam seiner Louise.

Mit erhöhtem Eifer widmete er sich seiner neuen Thätigkeit; denn er hatte ja einen Lebenszweck, den nämlich, seine geliebte Braut möglichst bald heimzuführen und sie dann auf den Händen durch's Leben zu tragen. Mit der Zeit wurde er in seiner neuen Stellung auch mit der Buchführung betraut, und nun stand der Erfüllung seiner höchsten Wünsche nichts mehr im Wege, als die an seine Verehelichung geknüpfte Bedingung einer nicht gerade unbedeutenden Kaution, welche er nicht umgehen konnte, da das Hammerwerk Eigenthum einer Aktiengesellschaft war. Doch was konnte das einen Mann, wie unser Hermann war, abschrecken; sein Gehalt war ziemlich angewachsen, für sich brauchte er beinahe gar nichts; also Sparen war jetzt die Losung, und das that er denn auch in musterhafter Weise. Jener Freund seines Vaters, welcher ihm die Stelle verschafft und welcher nicht weit entfernt in der nächsten Stadt wohnte, stand ihm auch jetzt noch berathend zur Seite. Diesem überbrachte er von Zeit zu Zeit seine Ersparnisse, hatte aber das Verlangen desselben, eine Quittung darüber von ihm anzunehmen, entschieden von sich gewiesen, zumal da ja für alle Fälle die Uebergabe des Geldes immer in Gegenwart des einzigen Sohnes jenes Freundes vor sich ging. So verlebte Hermann, namentlich im fortwährenden Briefverkehr mit seiner Braut und Mutter, welche wieder, wie nur je, auf den Sohn stolz war, glückliche Jahre, und sein höchstes Ideal war, sich einmal am lieblichen Ufer des Flusses, welcher an dem Hammerwerk vorüberfloß, ein Häuschen bauen zu können, umgeben von einem kleinen Garten- und Wiesenstückchen, das er sich an der Seite der Geliebten wie ein Paradies ausmalte.

Aber wieder sollte der Arme grausam getäuscht werden. Zu gleicher Zeit liefen zwei Trauerposten bei ihm ein. Er fand sie auf seinem Zimmer, da er von der Arbeit kam. Der Vater seiner Braut war nach längerem Siechthum gestorben, wie ihm diese in einem thränenbenetzten Briefe mittheilte, sie selbst aber (ihre Mutter hatte sie schon früher verloren) sollte als Haushälterin zu einem alten, kinderlosen Wittwer, einem reichen Verwandten, ziehen; die Noth dränge sie dazu, schrieb sie, da sie so allein stehe, wenn sie gerade auch nie eine besondere Zuneigung zu ihrem Verwandten, der sie nächster Tage abholen werde, gehabt habe. — Das kümmerte unsern Freund wenig, denn durch jahrelanges Sparen hatte er nahezu die Kautionssumme zusammengebracht, vielleicht konnte er es dahin bringen, daß ihm der Rest erlassen würde. Da fiel ihm der zweite Brief in die Hand. Er war ebenfalls schwarz gesiegelt; erschrocken betrachtete er den Poststempel; der Brief war aus der nahe gelegenen Stadt, wo sein väterlicher Freund wohnte. Mit zitternder Hand erbrach er denselben; seine böse Ahnung

ward bestätigt; der gute alte Mann, dem er so zu Dank verpflichtet, war am Schlage gestorben. Nun konnte er natürlich den Sohn in der ersten Trauerzeit nicht mit Geldgeschäften belästigen, sondern mußte die Kautionsangelegenheit noch eine Zeit lang ruhen lassen. Er schrieb indessen seiner Braut einen tröstenden Brief, in welchem er ihr seine schönen Aussichten für die allernächste Zeit mittheilte. Noch ein Jahr möge sie ausharren wegen ihrer Trauer, dann wolle er sie heimführen, damit sie an seinem Herzen eine neue Heimat finde. Häufig besuchte er in der nächsten Zeit den trauernden Sohn seines verstorbenen Wohlthäters, der im Rufe großer Frömmigkeit stand, obgleich ihn Andere im Verdachte des Wuchers hatten, und der jetzt nach dem Tode seines Vaters sich fast ausschließlich religiösen Uebungen hingab. Doch fiel es unserem Freunde auf, daß der junge Mann auch nach Verfluß einiger Zeit mit keinem Worte der Geldangelegenheit erwähnte, so daß sich Hermann S.. endlich entschloß, ihm von der Sache zu schreiben. Aber kaum traute er seinen Augen, als ihm der Sohn des Mannes, dem er so hoch verpflichtet war, in befremdetem Tone antwortete, er verstehe eigentlich gar nicht, was er wolle. Hermann glaubte zu träumen. Aber es war wirklich so! Im Briefe stand ganz deutlich zu lesen, wenn Herr S.. mit seinem Vater Geldgeschäfte gehabt habe, von denen er übrigens nichts wisse, so möge er nur gefälligst die Quittungen vorweisen, worauf er nicht verfehlen werde, seine Wünsche zu befriedigen.

Hermann gerieth, nachdem er diese Zeilen gelesen, in einen unbeschreiblichen Zustand; er glaubte, irgend Jemand habe sich einen schlechten Spaß mit ihm gemacht, und beeilte sich, Herrn Lepreux, so hieß jener Mann, einen Besuch abzustatten; allein es hieß, derselbe sei ausgegangen. Da aber Hermann beinahe mit vollständiger Sicherheit seine Gestalt am Fenster bemerkt zu haben glaubte, so fing jetzt ein furchtbarer Verdacht an, in ihm aufzusteigen, und alle die zweideutigen Gerüchte über den jungen Lepreux, die er früher verlacht, traten ihm mit Einem Schlage vor die Seele. Er verlangte daher ungestüm, vorgelassen zu werden, und entfernte sich zuletzt fast wahnsinnig mit wilden Drohungen. Den ganzen Tag lauerte er auf den Schurken, bis er ihn endlich Abends aus seiner Wohnung schleichen sah. Er trat ihm rasch entgegen und hielt ihm den verhängnißvollen Brief hin mit der Frage, ob er denselben geschrieben; Lepreux suchte Anfangs auszuweichen, erklärte aber dem Unglücklichen, als dieser immer dringender wurde, mit ruhigem Lächeln, er werde wohl selbst am besten wissen, daß man für anvertrautes Geld gewöhnlich Quittungen besitze; zeige er eine solche vor, so werde er ja sein Eigenthum zurückerhalten, sonst könne er ihm nichts rathen. Hermann war zuerst über diese Frechheit ganz erstarrt, dann aber drang er mit stürmischen Bitten in den fühllosen Schuft, beschwor ihn bei den Manen seines Vaters, der sein Wohlthäter gewesen, ihn nicht in's Unglück zu stürzen; nannte ihn dann einen Schuft, einen Elenden, der den Namen, den er trage, mit Schande bedecke, und stürzte sich zuletzt, da sein Widerpart nur mitleidiges Lächeln und Achselzucken für ihn hatte, mit beispielloser Wuth auf denselben; er würde ihn auch erdrosselt haben, wenn nicht auf das Hülfegeschrei des Bedrohten einige Polizeisoldaten herbeigeeilt wären, welche unsern Freund trotz seines wüthenden Sträubens auf die Wache schleppten. Hier brachte er eine trostlose Nacht zu und wurde am andern Tage nur auf dringende Verwendung seiner Vorgesetzten der Haft entlassen, ohne daß übrigens die Untersuchung über die Vorgänge vor seiner Verhaftung eingestellt worden wäre. Er seinerseits suchte sofort gerichtliche Hülfe gegen den schändlichen Betrüger; aber nachdem der Prozeß längere Zeit gedauert, und endlich dem Beklagten ein Eid zugeschoben worden war, den dieser mit eisiger Ruhe geschworen hatte, so mußte er seine Sache verloren geben. Die nächste Folge war, daß auch das wenige Ersparte, das er in Händen hatte, in den



Ueberrascht.

Prozeßkosten aufging, in die er verurtheilt worden war. Zwar hatte sich herausgestellt, daß der von ihm Verklagte ein leidenschaftlicher Besucher verschiedener Spielhöllen sei und dort einen seine Verhältnisse weit überschreitenden Aufwand mache, aber das konnte diesen bloß verdächtigen, nicht überführen, da er durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines nicht ganz unansehnlichen Vermögens gekommen war.

In Folge aller dieser ihn erdrückenden Verhältnisse bemächtigte sich Hermann's eine finstere Gemüthsstimmung, ein bitterer Groll gegen sein Geschick, das ihn immer wieder vom Gipfel seiner Hoffnungen herabschleuderte, nachdem es ihn durch einen Schein von Glück betrogen. Dazu kam noch die Unsicherheit, daß er jeden Augenblick befürchten mußte, von seinem mit Frankreich verbündeten kleinen Vaterlande als Soldat einberufen zu werden. Zwar war er früher als einziger Sohn einer Wittwe für frei erklärt worden, aber es gab damals zu viele Beispiele, daß derartige Vorrechte nicht auf die Dauer vor der Muskete schützten. Seiner Mutter und Braut, welche, aus ihren Antworten zu schließen, über den Inhalt seiner letzten Briefe ganz entzückt waren, wagte er die schreckliche Wahrheit der gegenwärtigen Lage nicht zu entdecken, und so war er des einzigen Trostes beraubt, nämlich des herzstärkenden Zuspruchs der beiden einzigen Wesen, die er noch liebte. Er hatte sich zwar an die Aktiengesellschaft, in deren Diensten er stand, gewendet, aber bei der damaligen Weltlage war diese außer Stande, ihm zu helfen. Da schien ihm nochmals ein Hoffnungsstrahl zu leuchten. Hermann hatte sich in der letzten Zeit, um seine finstern Gedanken zu zerstreuen, mit erneutem Eifer seinen Studien hingegeben, und es war ihm gelungen, eine bedeutend verbesserte Maschine zu erfinden, welche in dem Hammerwerk, wo er sich befand, mit großem Vortheil verwerthet werden konnte. Er legte die von ihm entworfenen Zeichnungen seinen Vorgesetzten zur Einsicht vor und harrte mit zitternder Aufregung der Entscheidung; denn die anzustellenden Proben erforderten eine bedeutende Summe. Endlich kam der Entscheid, — und zwar in der günstigsten Weise. Hermann sollte zu seinen Versuchen jede Unterstützung erhalten, deren er bedürfe. Fast wäre er der Freude erlegen, und im Herzen that er der Vorsehung inbrünstige Abbitte, daß er schon angefangen habe an ihr zu verzweifeln.

In dieser Stimmung traf ihn ein Brief seiner Braut, worin diese ihm mittheilte, daß ihr Verwandter sie mit seinen Zudringlichkeiten überhäufe und ihr, da sie seine Heirathsanträge standhaft abgewiesen, erklärt habe, daß sie drei Tage Zeit habe, sich zu entscheiden; weise sie seine Hand zurück, so habe sie sofort sein Haus zu räumen: „von ihrem entlaufenen Bräutigam, von dem er die schlimmsten Neuigkeiten wisse, habe sie ohnedieß nichts zu erwarten." Sie habe übrigens weder die angebotenen Mittheilungen, noch die gewährte Frist benützt, sondern sei sofort abgereist und indessen zu seiner Mutter gezogen, wo sie Beide, so gut es gehe, von ihrer Hände Arbeit leben. Wie dankte der Glückliche da Gott, daß sich sein Geschick so glänzend gewendet, und sofort schrieb er einen jubelnden Brief an seine Lieben, daß er in Monatsfrist erscheinen werde, um die Braut heimzuführen, und der Mutter, — die er übrigens schon vorher unterstützt, — ein sorgenfreies Alter an seinem Herde zu bereiten.

Da trafen, wie lebendige Vorboten kommenden Unheils, die kläglichen Trümmer der großen Armee in Frankreich ein, welche vom russischen Winter vernichtet worden war; eine gräßliche Bestürzung ergriff die Handelswelt, alle Geschäfte stockten, — noch ein paar Wochen, — und die Gesellschaft, in deren Diensten unser armer Freund stand, hatte Bankerott gemacht. Sein Elend war grenzenlos. Nicht einmal so viel Geld blieb ihm, da auch er, wie viele Andere seiner Mitangestellten, durch die Katastrophe um seinen Verdienst betrogen war, um, wenn er dieß auch gewollt hätte, in's Vaterland zurückzukehren. Aber er wollte das nicht; denn so konnte er nicht vor seine Lieben treten, die er durch seine letzten Briefe in den größten Glückstaumel versetzt hatte. Verzweifelnd reiste er bettelarm im südlichen Frankreich umher, um da und dort seine Erfindung feilzubieten; Niemand hatte jetzt für Derartiges Sinn, und es blieb ihm, wenn er nicht verhungern wollte, nichts übrig, als Gott zu danken, da er in einer Schmiede einer größern Stadt eine Anstellung als gewöhnlicher Geselle erhielt. Er hatte zwar oft daran gedacht, Kriegsdienste zu nehmen, aber dann mußte er auch jedem Gedanken an seine Braut entsagen. Von seinen Lieben erfuhr er dazumal gar nichts, da der Krieg jeden Verkehr unterbrach. So gerieth er nach und nach in eine verbitterte, an Allem verzweifelnde Stimmung, in welcher er zuletzt die Vorstellung nicht mehr los werden konnte, daß er eben zum Unglück ausersehen sei, daß ihn daher selbst der redlichste Wille nichts helfe, und daß er von Gott und Welt verlassen sei. Dazu gesellte sich noch der Gedanke, daß all' dieß Mißgeschick nicht über ihn gekommen sein würde, wenn er nur Geld gehabt hätte, daß er sich noch jetzt durch Verwerthung seiner Erfindung heraushelfen könnte, wenn er nur Geld hätte, um die Maschine herzustellen; dann mußte er damit reussiren; das sagte ihm sein scharfer Blick in dieser Beziehung. Also Geld, Geld! war fortan sein einziger Gedanke, der ihn zuletzt wie einen Schatten umherschleichen ließ und seine früher so schöne, offene Stirne mit vorzeitigen Runzeln durchfurchte. Aber noch hatte sich kein verbrecherischer Gedanke in sein Herz geschlichen.

So stand er eines Tages finstern Antlitzes allein in der Schmiede, indem er ingrimmig eine schwere, glühende Eisenstange bearbeitete, und wie er so auf das rothglühende Metall hinstarrte, entfuhr ihm unwillkürlich die Aeußerung: „Ha, wenn dieses Eisen da sich in Gold verwandeln ließe!" — „Dazu, mein Junge, braucht's nichts als guten Willen," sagte eine krächzende Stimme hinter ihm. Erschrocken sah er sich um und erblickte hinter sich die magere, häßliche Gestalt eines alten Mannes, den er schon öfter in der Schmiede hatte ein- und ausgehen sehen, und der ihn jetzt mit einem unangenehmen Grinsen anstarrte. Er kannte den Ruf des Alten; es war nicht der beste, denn es hieß, er habe wegen eines Verbrechens aus seinem Vaterlande, der Schweiz, fliehen müssen. Er sah die widerliche Erscheinung stumm vor Erstaunen an. „Ja wohl, mein Jüngelchen," wiederholte der Unheimliche, „es braucht nichts als guten Willen, nichts weiter." — „Wie so? was meint Ihr?" entgegnete endlich Hermann ziemlich unwillig über die Störung und über den vertraulichen Ton des Verdächtigen. — „Ja wohl, mein Freund," sagte dieser, „das war schon hundertmal da; dieses Eisen läßt sich in Gold verwandeln, und ich — ich habe das Rezept dazu." — „Ich bin nicht aufgelegt zum Scherzen," entgegnete Hermann. — „Es ist auch nicht bloß Scherz; ich versichere Dich, aus Eisen und noch vielen andern Metallen verstehe ich Geld zu machen. Wenn Du mir das feste Versprechen gibst, zu schweigen, so will ich Dich zum Vertrauten machen." Der Unglückliche stand am Scheidewege zwischen Tugend und Laster; er wählte den letzteren und — war verloren.

„Wohlan," sprach er, „laßt hören." Und nun begann ihm der Verführer mit geläufiger Zunge den Gewinn vorzuzählen, den er zu erwarten habe, wenn er an den großartigen Unternehmungen einer Falschmünzerbande sich betheiligen wolle. Es sei Alles vorbereitet, und nur noch ein Mann von so großer technischer Bildung wie er fehle, um Alles zu sichern. Dabei ließ er verschiedene Winke fallen, welch' großer Nutzen namentlich für Hermann aus diesem Unternehmen entspringen werde; denn seine Verhältnisse waren ihm keineswegs unbekannt, da er ihn schon längst beobachtet und Andeutungen darüber bei früheren Besuchen in der Schmiede aus dem finsteren, verschlossenen, jungen Manne mit großer Geschicklichkeit herausgelockt hatte. Darauf hatte er auch schon längst seine Pläne gebaut, wie er später vor Gericht selbst zugestand, und nur noch auf einen günstigen Augenblick gewartet, wo er das ausersehene Opfer allein sprechen könnte.

Hermann kämpfte einen schweren Kampf; es war ihm, als sehe er seine alternde Mutter mit warnend erhobenem Finger vor sich stehen; er gedachte der Geliebten und alles Dessen, was ihm bisher Ehre und Gewissen war; alle die schönen Tage seiner Kindheit zogen in diesem Momente an seinem innern Auge vorüber. Aber andererseits, was sollte er anfangen? mußte er in Kummer und Jammer nicht allgemach zu Grunde gehen? Was hatte er zu hoffen? Und dann, hatte nicht dieser Mann den Talenten Anerkennung gezollt, mit welchen ihn die Welt zurückgestoßen? Hatte er ihm nicht wenigstens unter den Genossen desselben Verbrechens eine geachtete Stellung verheißen? Hermann schwankte, und daß er schwankte, das war sein Verderben. Nochmals drang der Versucher mit süßen Worten in ihn, und endlich siegte die schwarze Stunde, sein guter Engel floh weinend von dannen, und eine Viertelstunde darauf war der Vertrag unterzeichnet; denn einen solchen verlangte der Alte, um ihn damit, wie er vorgab, bei den andern Mitgliedern der Bande auszuweisen.

Noch lange, nachdem sich der Alte entfernt, stand der Unglückliche wie im Traume da; es war ihm, als sei der Satan vor ihn getreten, und als habe er sich ihm mit seinem Blute verschrieben.

Einige Tage nach der oben beschriebenen Szene finden wir den dem Verderben Geweihten schon mitten in seiner verbrecherischen Thätigkeit. Es hatte zwar noch manches Zuredens bedurft von Seiten seines Verführers, aber endlich war er doch an den verabredeten Ort gekommen. Er wollte, das hatte er sich fest vorgenommen, nur so lange in der Gesellschaft, deren weitere Mitglieder ihm übrigens unbekannt waren, bleiben, bis er sich so viel Geld erworben, um die zu seiner Erfindung nöthigen Experimente bestreiten zu können; dann sollte es genug sein. Bis dahin wollte er für Mutter und Braut todt bleiben.

Jede Nacht fand er sich von jetzt an in einem vor der Stadt befindlichen, fest verwahrten Gewölbe ein, wo er nie Jemand außer dem Alten traf. Hier wurde nun eine Menge falsches Geld verfertigt, von der schlechtesten Qualität, und der Alte zeigte dabei eine große Gewandtheit, so daß wohl ersichtlich war, daß ihm diese Beschäftigung nichts Neues sei. Anfangs waren die Verbrecher vom Glücke begünstigt, aber bald zog die Masse des falschen Geldes, mit welchem sie das Land überschwemmten, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. Man glaubte Anfangs, das falsche Geld werde aus Deutschland oder der Schweiz eingeschmuggelt, und bewachte daher die Grenzen auf's Strengste, aber man konnte nichts entdecken.

Aber sehen wir uns wieder nach Hermann um.

Trotz des guten Fortganges, welchen das verbrecherische Unternehmen hatte, war er unglücklicher denn jemals; Ruhe und Schlaf flohen ihn, als verabscheuten sie in ihm den Verbrecher, und unablässig schwebten ihm die bleichen, abgehärmten Züge seiner Mutter, ihr nunmehr aus Kummer über ihn ergrautes Haupt, das thränenvolle Antlitz seiner Braut vor Augen. Und bald sollte er sehen, daß er sich mit Leib und Seele dem Verbrechen verkauft hatte.

Als er sich nämlich so viel Geld erworben, als er für sein Vorhaben nöthig erachtete, so daß er nunmehr den lichtscheuen Mitteln entsagen konnte, erklärte er eines Tages dem Alten, daß von nun an jede Gemeinschaft zwischen ihnen aufgehört habe. Dieser that im Anfange sehr erstaunt und begnügte sich dann, als Hermann ernstlich auf seinem Vorsatze bestand, zuerst mit ruhigen Vorstellungen und Bitten. Wie er aber sah, daß seine Bemühungen fruchtlos blieben, so änderte er plötzlich seinen Ton. In schlauer Voraussicht dessen, was kommen würde, hatte der graue Schurke mit teuflischer Berechnung Hermann vor einiger Zeit schon veranlaßt, die Korrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern der Bande zu übernehmen, und erklärte ihm nun mit eisiger Kälte, wenn er auf seinem Vorhaben bestehe, wenn er einen Fluchtversuch mache, so bleibe ihm nichts übrig, als ihn mittelst einiger Briefe, die er in Händen habe, zu verderben; er selbst wolle sich schon aus der Schlinge ziehen.

Wäre Hermann nicht fieberhaft aufgeregt gewesen, so hätte er dieser Drohung vielleicht eine geringere Bedeutung beigelegt, so aber schmetterte sie ihn ganz zu Boden. Er bat den Alten um Mitleid, fiel vor ihm auf die Kniee, aber dieser blieb unbeweglich; da erhob sich der Unglückliche finster, mit verstörten Blicken und setzte sich schweigend in einen schwarzen Winkel des Gewölbes, so daß sich selbst der harte alte Sünder vor ihm entsetzte. Gegen Morgen erhob er sich und erklärte dem Bösewicht, daß er sich erbiete, noch vier Wochen in seinen Diensten zu bleiben, er selbst nehme von dem weiter erzielten Gewinn keinen Sou an; dann aber, nach dieser Frist, müsse man ihn ziehen lassen. Freudig grinsend schlug der Alte ein.

In späteren Verhören hat der bedauernswürdige Verbrecher eingestanden, daß er in jener verhängnißvollen Nacht einen schweren Kampf zu bestehen gehabt mit dem Gedanken, den Alten zu ermorden; aber es sei ihm zuletzt gewesen, als habe er aus weiter Ferne die Stimme seiner Mutter gehört, welche ihm warnend zurufe. Gottlob, zum Mörder wurde der Arme, tief Gesunkene nicht.

Schon war die Hälfte der vierten, letzten, Woche verstrichen, und wieder waren der Verführer und sein Opfer am Orte ihres Verbrechens beisammen. Keiner sprach ein Wort, und es müßte schauerlich gewesen sein, die Blicke des Hasses zu beobachten, welche sich die Beiden in der finstern, nur von der Glut des Schmelzofens erhellten Höhle zuwarfen. Der hartgesottene Alte schauderte später selbst bei der Erinnerung an jene Stunden und erzählte, daß er seinem Opfer nie den Rücken gewandt, daß er es immer im Auge behalten habe und, wenn es nicht anders sein konnte, lieber rückwärts gegangen sei.

So saßen sie bei einander; draußen begann schon der Morgen zu dämmern, als plötzlich der große Hund, welchen der Alte zu seinem Schutze mitgenommen, knurrend sich der Thüre näherte und die Ohren spitzte. — „Hört Ihr's nicht?" flüsterte Hermann, „es nahen Tritte." — „Pst!" entgegnete der Alte, „es ist nichts." — „Doch, der Hund wittert die Gefahr, wir sind verloren." — „Ruhig! Nero! daher, daher!" — „Wenn sie kommen, so werd' ich am Ersten, der hereindringt, zum Mörder," flüsterte Hermann mit gepreßter Stimme, indem er einen schweren Hammer ergriff. — „Ruhig!" ermahnte der Andere, „es ist nichts. — Die Schritte entfernen sich!" — „Nein, nein, sie nähern sich, — sie sind vor der Thüre!" Sie horchten einen Augenblick; draußen war Alles still; aber die Unruhe des Hundes blieb dieselbe; er knurrte und wies die Zähne. Plötzlich machte ein gewaltiger Schlag die Thüre erbeben; noch einer, und wieder einer, daß sie krachend in Trümmer brach. Rasend fuhr der Hund vor, aber eine Kugel durch beide Ohren streckte ihn todt nieder, und, die Karabiner schußfertig, drang eine Abtheilung Karabiniers in das Gewölbe ein. Hermann warf sich ihnen verzweifelnd entgegen; da krachte noch ein Schuß, und besinnungslos sank er zu Boden, um nach langem Delirium in der düstern Zelle des Untersuchungsgefängnisses wieder zum Bewußtsein zu erwachen. Einer der Bande hatte an den Andern den Verräther gemacht; die ganze weitverzweigte Gesellschaft wurde eingezogen.

Der Rest unserer Geschichte gibt sich von selbst. Das Bagno, diese Hölle auf Erden, nahm eine Anzahl neuer Opfer in seine Mauern auf. Doch haben wir noch Einiges beizufügen.

Während der Untersuchung hatte Hermann, vernichtet und abgestumpft von all' den Schicksalsschlägen, lange jede Antwort verweigert; als er aber im Laufe der Untersuchung erfuhr, daß in seiner Heimat Nachforschungen angestellt worden seien, daß seine Mutter, da sie seine Schande erfahren, nach zweitägigem Jammer gestorben sei, und seine Braut mit dem Tode ringe, — da brach die Rinde um sein Herz, und schluchzend gestand er, daß er der größte Verbrecher sei, der auf Erden weile.

Als ich am andern Morgen, nachdem ich die unglückliche Geschichte gelesen, auf einem Postschiffe weiter fuhr, warf ich einen schmerzlichen Blick auf die finstern Gitterfenster des Bagno, wobei ich unwillkürlich darüber mich fragen mußte, hinter welchem von diesen Gittern wohl mein unglücklicher Landsmann schmachte. Mit dem besten Wunsche, den es für den Unglücklichen überhaupt noch gab, mit dem Wunsche, daß ein baldiger Tod seine Fesseln lösen möchte, verließ ich den Hafen von Toulon.

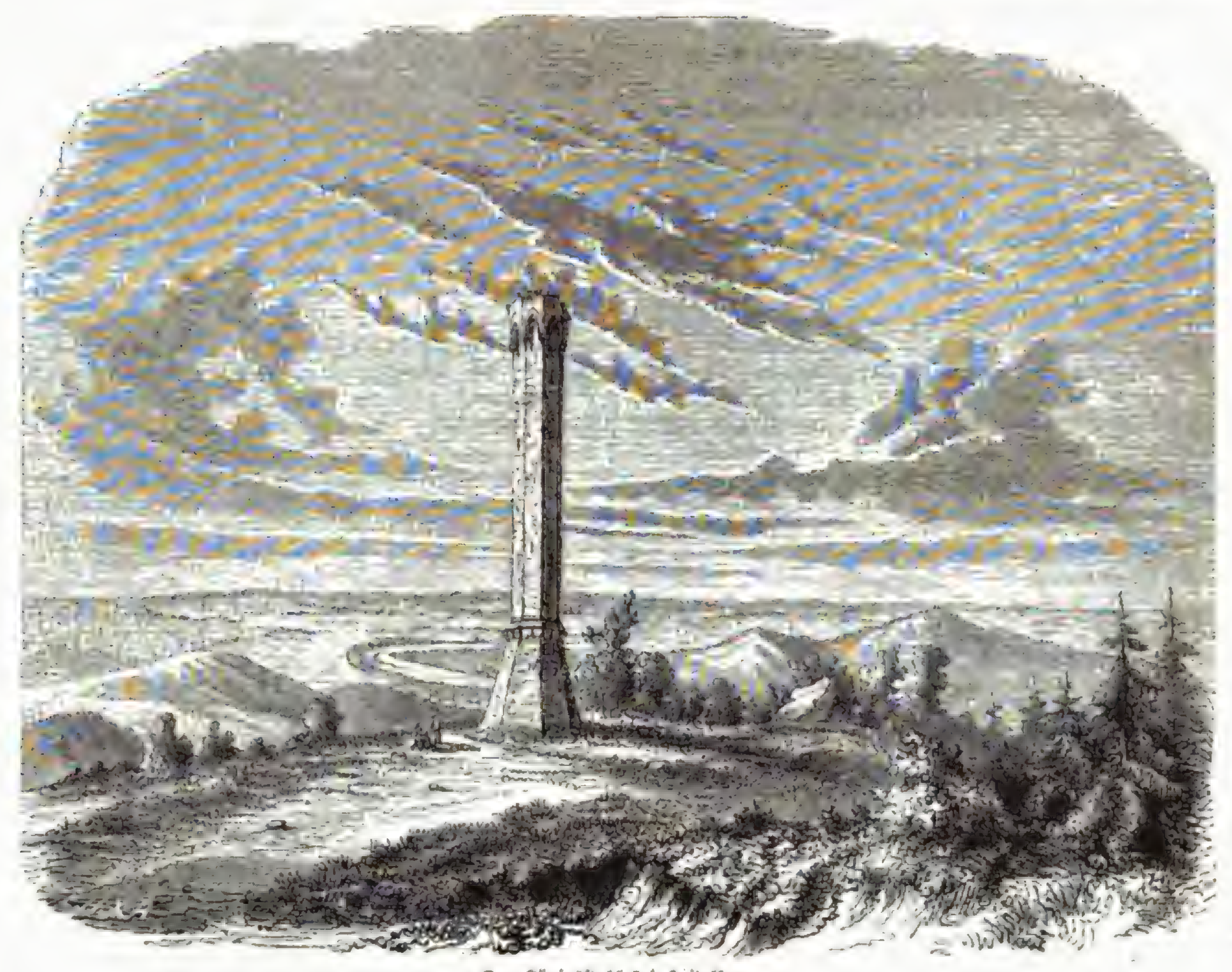
Der Thurm auf dem Königsstuhle

bei Heidelberg.

Von

E. Michaelis.

Ein Juwel unter den mannigfaltigen Reizen, welche Heidelbergs Umgegend dem Freunde der Natur bietet, ist der auf waldgekröntem Berge schlank sich erhebende Thurm auf dem Königsstuhl, der eine in des deutschen Vaterlands Gauen kaum zum zweiten Mal vorkommende herrliche Rundschau gewährt. Das wundervolle Neckarthal mit der freundlichen Musenstadt und den erhabenen Trümmern des ehemaligen Pfalzgrafensitzes ist es, welches zunächst sich zu des Schauenden Füßen entfaltet, während weiter hinaus dem Blicke die mit zahllosen Wohnstätten und den herrlichsten Fluren bedeckte weite Ebene begegnet, durchströmt von den Fluten des Rheins und begrenzt von den Höhen des Hardtgebirges. Die sanft sich verlaufende Bergstraße mit dem fernher dämmernden Melibokus, die dunklen Kuppen des Odenwaldes, über welchen in erhabener Ruhe der Katzenbuckel bei Ebersbach auftaucht, die Ebersteinburg bei Baden, der Wartberg bei Heilbronn, ja sogar die Spitze des fünfzehn Meilen entlegenen straßburger Münsters, sie alle sind dem spähenden Auge erreichbar.



Der Königsstuhl bei Heidelberg.

Der Thurm auf dem Königsstuhle gehört der neuern Zeit an, und das Verdienst der ersten Idee zur Errichtung desselben gebührt dem damals in Heidelberg weilenden Buchhandlungsgehülfen Heinrich Jakobi aus Hessen-Kassel. Ein im Heidelberger Intelligenzblatt von 1832 erlassener Aufruf des jungen Mannes an die Bewohner der Stadt und Umgegend hatte den überraschenden Erfolg, daß schon im selben Jahre die Kosten zur Aufführung des Baues gedeckt waren, und gegen den Herbst der Grundstein gelegt werden konnte. Der Tag aber, an dem diese Feier stattfand, gehört zu den schönsten, welche die Musenstadt aufzuweisen hat. Aus ehernem Munde ward es hoch oben von der Spitze des Berges der Nähe und Ferne verkündet, daß nun ein Werk sich zu erheben beginne, das nach Jahrhunderten noch der Gegend zur Zierde gereichen und den spätesten Geschlechtern eine Quelle erhabener Naturgenüsse sein werde. Daß es zu einer solchen geworden, beweisen Tausende von Einheimischen und Fremden, welche alljährlich nach dem herrlichen Punkte wallfahrten, um erhaben über das kleinliche Treiben da unten näher dem Ewigen zu stehen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Der Bauer und sein Kind.

Von

J. Sturm.



Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir Eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan.“

Da kommt sein Knabe hoch beglückt,
Mit bunten Blüten reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden,
Er jauchzt: „Sieh', Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht.“

Auf dem Hühnerhofe.

Von

Karl Ruß.

Vgl. Illustr. Welt 1863, S. 527

3. Der Gänse- und Ententeich.

Als einen wesentlichen Theil jedes zweckmäßigen Hühnerhofes müssen wir das Gewässer betrachten, auf welchem die schnatternde und watschelnde Gesellschaft der Enten und Gänse sich's wohl sein läßt. Für die Ersteren allein ist meistens eine geringe Pfütze ausreichend, sofern sie nur anderweitig mit reinem Trinkwasser versorgt werden können; zum guten Gedeihen einer Gänseheerde gehört indessen durchaus ein klarer See, mindestens ein Teich oder Bach.

Unsere Hausgänse stammen jedenfalls von den wilden Graugänsen ab, welche die großen schilfreichen Wasser Mittel- und Nordeuropas bewohnen und als Zugvögel im Herbst und Frühjahr in schön geordnetem Dreieck familienweise am Himmel vorüber schweben. Sie haben noch ganz genau dasselbe Geschrei, die Nahrung und oft auch das graue Gefieder dieser ihrer Ahnen.

Die Gans ist für den menschlichen Haushalt von außerordentlicher Wichtigkeit; ihr weiches Federkleid, ihr Fleisch und Blut, ja fast jeder geringste Theil ihres Körpers wird für unsern Nutzen verwandt; die von den Stahlfedern verdrängten Kiele haben mannigfache andere Verwendung gefunden, und kaum ihre Knochen und Schnäbel werden als werthlos fortgeworfen. Dabei ist ihre Zucht keineswegs beschwerlich und wird allenthalben betrieben, wo es die Oertlichkeit und das Klima nur irgend gestatten. Als durchaus nördlicher Vogel kommt sie in heißen Gegenden jedoch nur selten vor; so findet man sie in Südeuropa fast gar nicht mehr. Bei uns in Deutschland beginnt sie im Februar oder März zu legen und baut sich dazu in einer Stallecke selbst ein warmes Nest aus Stroh, welches sie mit ihren Brustfedern ausfüttert. Sobald sie brüten will, legt man ihr zwölf bis vierzehn Eier unter, während man bis dahin nur ein Nestei liegen ließ. Wie die Pute muß sie reichlich aber täglich nur einmal mit Futter und reinem Trinkwasser versehen werden, auch muß man möglichst jede Störung vermeiden. Von den Jungen werden die gelben weiß, die grünlichen grau. Sie müssen vierundzwanzig Stunden hindurch ohne Nahrung unter der Alten sitzen bleiben, dann füttert man sie mit einer Mischung aus feingeriebenem Roggenbrod, welches mit der Kleie gebacken ist, und gleichen Theilen junger, zarter und feingehackter Nesseln oder Grasspitzen. In dem flachen Trinkgefäße muß ein reiner Stein liegen, damit sie sich nicht naß machen können. Die ersten zwei Wochen hindurch hüte man sie überhaupt vor der Nässe und Kälte sorgfältig und halte sie lieber, wenn Regen droht oder die Sonne nicht warm scheint, in einer laugeheizten Stube. Im Zimmer, sowie des Nachts wird die alte Gans stets von den Jungen gesondert und nur dann zu ihnen gelassen, wenn sie draußen weiden. Sie begrüßt dann ihre Lieblinge mit lautem Jubelgeschrei. Später füttert man die „Güsselchen" mit einem Mengfutter aus Weizenkleie oder Gerstenschrot mit Gänsedisteln, Brennnesseln, Brod und frischem getrocknetem Käse, welches Alles zusammen feingehackt und mit Milch zum Brei gemacht wird. Beim Einsammeln des Krautes für die jungen Gänschen hüte man sich, Bilsenkraut, Schierlinge u. s. w. mitzupflücken. Auch kann man etwas gekochte Kartoffeln hinzufügen. Sobald sie fünf bis sechs Wochen alt sind, dürfen sie gequellten Hafer erhalten. Wenn sie auf Grasplätzen gehütet werden, dürfen sie des Morgens nur ein wenig und des Abends noch sattgefüttert werden.

Die alten Zuchtgänse erhalten gekochte Kartoffeln, Rüben, Gras, Kohl, Kleie und etwas Getreide, jedoch nur im Winter, während sie über Sommer sich ihr Futter selbst suchen müssen. Im Herbst werden die Gänse bekanntlich gemästet und kommen dann als „Sonntagsvogel", „Martinsgans" u. s. w. in jeder deutschen Häuslichkeit, die es nur irgend erschwingen kann, mindestens einmal im Jahre auf den Tisch. Zum Mästen muß man sie in dunkle und möglichst enge Ställe sperren, wo sie ungestört immerzu fressen können. Dabei müssen sie stets reines Trinkwasser und groben Sand zur Beförderung der Verdauung bekommen. Man füttert anfangs mit gehackten Möhren, Kohl- oder Runkelrüben, dann mit Gerste, Hafer, Weizen, Erbsen oder Mais. Das Getraide muß aber vorher gequellt und wenn möglich in Malz verwandelt sein.

Will man sie recht fett haben, so werden sie genudelt oder „gestopft". Hierzu benützt man einen harten Teig aus Hafer- oder Gerstenschrot mit Wasser oder Milch, formt daraus längliche Nudeln von der Größe einer Pflaume und trocknet diese auf dem Ofen. Dieselben werden dann einige Minuten in Wasser geweicht und täglich dreimal der Gans eingestopft, bis der Kropf ganz voll ist. Zur bessern Verdauung thut man ein wenig Salz und Holzasche, auch wohl gar Gewürze in den Nudelteig. Die Gans wird dann erstaunlich fett, so daß eine recht große, starkgebaute pommer'sche 27 bis 31 Pfund Schwere erlangen kann.

Um meine freundlichen Leser indessen dafür zu entschädigen, daß ich hier auch das letzte Fünkchen der für die „Natur im Hause" doch unumgänglich nöthigen Poesie verloren habe, will ich sie nur an die straßburger Gänseleberpasteten erinnern, welche eben aus den merkwürdig groß entwickelten Lebern solcher genudelten Gänse bereitet werden. Die hier zum Markte gebrachten Gänse sind meistens mit in Salzwasser gequelltem Mais gestopft, und man hat berechnet, daß jährlich 150,000 solcher Gänse nach Straßburg zu Markt kommen. Wie ich bereits erwähnt, werden auch Puten so genudelt, ferner Enten, Kapaunen, ja selbst Hühner, Tauben und Krammetsvögel.

Doch noch eine weit ärgere, weil öfter sich wiederholende, Pein müssen die Gänse für den Nutzen des Menschen erdulden, — ich meine das Rupfen. In der warmen Jahreszeit und im warmen Stalle durch die anderen Monate hindurch werden ihnen an Brust, Bauch und unter den Flügeln die Federn ganz kahl fortgepflückt, und dieß darf bei gut gefütterten Gänserten unbarmherzig sechsmal im Jahre geschehen, wobei man aber darauf zu sehen hat, daß die Federn reif sind, nämlich harte, und nicht mehr blutgefüllte Kiele haben. Die Brutgänse dürfen vom November bis nach der Brutzeit gar nicht gerupft werden. Je besser eine Gans gefüttert worden, desto besser sind die Federn; geschlachtete Gänse muß man sogleich noch warm abrupfen, weil sonst die Federn sehr fest sitzen.

Die größten Gänse gibt es in der preußischen Provinz Pommern und in Mecklenburg. In der ersteren Gegend zieht sie jeder Taglöhner auf dem Lande, und die Frauen pflegen die jungen Güsselchen pünktlich am warmen Ofen, doch liegt die Vorzüglichkeit und Größe der pommer'schen Gänse jedenfalls mehr in der Rasse, als in der menschlichen Abwartung. Die rügenwalder Gänsebrüste sind übrigens weltbekannt und berühmt.

Eine Gans kann sehr alt werden, man hat Beispiele von fünfundzwanzig, ja sogar von vierzig Jahren. Dieß liegt wohl in ihrem still zufriedenen und genügsamen Charakter. Merkwürdig sind übrigens die vielen Beispiele sonderbarer Anhänglichkeit der Gänse an andere Thiere oder an Menschen. So war eine Gans die stete Begleiterin eines Ochsen, eine andere hatte mit einem Hunde ein sehr intimes Verhältniß geschlossen, noch eine folgte einer Viehmagd auf Schritt und Tritt, und in Eßlingen war sogar eine Gans lange Zeit hindurch der jedesmaligen Schildwache des zweiten Reiterregiments Freundin und wurde deßhalb vom Regiment adoptirt und verpflegt.

Im Alterthum waren die Gänse der Juno geheiligt, und einige von ihnen retteten bekanntlich einst durch ihre Wach-

samkeit Rom von der Eroberung durch die Gallier. Deßhalb wurde seitdem stets eine Schaar von ihnen auf dem Kapitol auf Staatskosten verpflegt. Uebrigens sind die Gänse auch in unserer Zeit noch sehr wachsam, wovon man sich auf jedem Bauernhofe leicht überzeugen kann. Sie künden jede fremde Erscheinung sofort durch gewaltiges Geschrei an und lassen sich so bald nicht beruhigen.

Außer dem bekannten Nutzen gewährt die Ente den in der Landwirthschaft noch sehr bedeutenden durch das Vertilgen von Schnecken, Regenwürmern, Maikäfern u. s. w. Es gewährt wirklich Vergnügen, wenn man der Hetzjagd einer Entenschaar zusieht, welche diese an jedem Abend und Morgen auf das schädliche Geschmeiß anstellt. Dabei ist das Treiben ganz junger Entchen auf dem Wasser so allerliebst, daß man sich stundenlang darüber freuen könnte.

Wo man kein offenes Wasser hat, kann man Enten allenfalls ziehen, wenn man einen Kübel von etwa ein Fuß Tiefe auf einen Rasenplatz stellt oder noch besser eingräbt und zwei Bretter so befestigt, daß sie auf denselben gut hinein und wieder heraus können. Sie gedeihen dann eben so gut, wenn der Kübel nur wöchentlich zwei- bis dreimal mit frischem Wasser gefüllt wird. Eine Ente frißt eigentlich Alles, was nur irgend genießbar ist, und ich müßte eine unglaubliche Menge aller nur denkbaren Stoffe aufzählen, wollte ich ihre Nahrung genau beschreiben. Der Entenstall, welcher neben dem Gänsehause, unterhalb des Hühnerstalles angebracht sein kann, muß den Eingang zu ebener Erde haben. Sitzstangen, wie die Hühner, bekommen sie natürlich nicht. Die Nester müssen etwas groß und bequem, aus weichem Heu sein. Um recht viele Eier von einer Ente zu erhalten — sie legt dann sechzig bis hundert Stück — läßt man dieselben oft von Haushühnern oder Puten ausbrüten, und beide erziehen bekanntlich die Pfleglinge mit großer Sorgfalt. Die komischen Geberden ihrer Herzensangst, wenn die Entchen dem Instinkt folgend in's Wasser eilen, sind den Lesern wohl bekannt. Von allem jungen Federvieh sind die Entchen das härteste, und können Wind und Wetter gut ertragen. Sie erhalten das Futter der jungen Hühner, nur mehr Grünes, gehackten Salat, Kohl rc. darunter. Wenn die Ente selbst brütet, was sie mit vieler Treue thut, so gedeihen die Jungen noch besser; manche Alte will sogar im Jahre zweimal brüten.

Das Mästen der Enten geschieht ganz wie das der Gänse, nur muß man sie nicht so eng einsperren und ihnen öfter Wasser zum Baden geben, während die Gänse in allem Schmutz sitzen bleiben und nur kurz vor dem Schlachten rein abgebadet werden. Auch muß der Entenstall, wie immer so besonders beim Mästen, reinlich und trocken sein. Dieß ist eigentlich ein merkwürdiges Verhältniß; — während die Ente in allen Mistpfützen herumschnattert, will sie doch durchaus einen reinen Stall haben, und die Gans dagegen, die ohne reines, klares Wasser gar nicht leben kann, auch sonst im Freien sehr reinlich ist, gedeiht und wird fett, wenn sie über und über im Schmutze sitzt.

Alte Enten und Gänse werden gern vom Fuchs und großen Raubvögeln erbeutet; ihre Jungen haben viele Feinde, deren gefährlichste die Weihen, Raben, Elstern, Krähen und Wiesel sind, natürlich Marder und Iltis nicht zu vergessen. Die alten Gänse vermögen sich die Letztern abzuwehren und dürfen daher im umzäunten Raume des Nachts draußen bleiben. Sehr gefährliche Feinde dieser jungen Wasservögel sind noch die Wasserratten und, wo es deren viele gibt, die Blutegel. Die Letzteren lasse man jedoch fleißig fangen und verkaufe sie, wenn es aber die unbrauchbaren, sogenannten Pferdeegel sind, so bevölkere man den Teich mit Schleihen, welche sie bald vertilgen. Während der Gänserich nur am längeren Halse und der Stimme von der Gans zu unterscheiden ist, kann man den Enterich sogleich an seinem Sichelchen oberhalb des Schwanzes erkennen. Auf einen Enterich rechnet man acht bis zwölf Weibchen; auf den Ganser vier bis acht. Beide sind gemüthliche, bescheidene und leicht zu befreundende Hausgenossen des Menschen, doch steht der Gänserich als Gatte und Familienvater obenan, denn er beschützt und beschirmt die Seinigen mit tapferem Muthe und lebt in lebenslänglicher Ehe — im wilden Zustande nämlich, — während der Entrich sich nicht viel um seinen Nachwuchs kümmert, sondern seinem Vergnügen nachgeht und auch in der Freiheit nur so lange bei der Gattin bleibt, bis die häusliche Sorge angeht.

Die Gans hat außer der Graugans noch die Saatgans als nahe Verwandte in Deutschland, die Entenfamilie dagegen ist sehr groß, denn man kennt einige zwanzig einheimische Arten.

Zwei große Rebellen Amerikas.

Von

Arnold Schlönbach.

II.

Der weiße Rebell.

Eine Kompagnie Abenteurer, Glücksritter, unruhiger aber thätiger und waghalsiger Köpfe, geführt von Kapitän Smith, gründete 1606 nach einem Privilegium Jakob's I. von England die erste Anlage Neuenglands in Amerika, und zwar zu Jamestown in Virginien, und hundertsechsundzwanzig Jahre später wurde in Virginien der Mann geboren, der dem übermüthigen England seine zu dreizehn Staaten herangewachsenen Kolonieen entreißen und dieselben zu einer gewaltigen Republik gestalten sollte. In majestätischer Einfachheit und erhabener bürgerlicher Heldengröße, in sittlicher Hoheit und in der vornehmsten Würde der Wahrheit und Rechtschaffenheit, in bewundernswerther Gewissenhaftigkeit für das Kleinste wie für das Größte, und in einer imponirenden Macht unerschütterlicher Kraft, unbesiegbarer Ausdauer und einer klaren Ueberschauung aller Dinge und Verhältnisse, in der seltenen und doch eigentlich so natürlichen Vereinigung all' dieser verschiedenen und doch so verwandten Gaben, steht Georg Washington, wenn auch nicht als der genialste und gewaltigste, so doch als der tugendhafteste und segensvollste Held der Geschichte da, und wir wüßten kaum, wen wir ihm vom reinmenschlichen Standpunkte an die Seite stellen sollten. Es war eine ebenso ehrwürdige als reiche Patrizierfamilie Englands, aus der Washington's Voreltern stammten. Sein Urgroßvater wanderte 1657 nach Virginien aus, ließ sich am Potomakflusse auf der Farm Bridges Crek nieder und gab schon bald durch seine Tugend, Tapferkeit und Tüchtigkeit dem Distrikte seines Wohnorts den Namen Washington. Am 22. (oder alten Styles am 11.) Februar 1732 wurde Georg Washington auf Bridges Crek geboren, der älteste Sohn aus zweiter Ehe seines Vaters. Ein Stein bezeichnet die Stelle seines verschwundenen Geburtshauses. Gleich nach seiner Geburt zog die Familie in die Grafschaft Strafford, gegenüber Fredericksburg, Rappahannock. Hier war der Schauplatz seiner ersten Jugend, doch bezeichnen nur noch wenige Trümmer das damals bewohnte Haus. Den ersten gewöhnlichen Schulunterricht erhielt Washington von einem Pächter seines Vaters, dem Küster Hobby; die ersten und mächtig nachwirkenden kriegerischen Regungen empfing er von seinem zärtlich geliebten ältesten Stiefbruder Lawrence durch dessen Theilnahme an dem Kriege Englands mit Spanien in Westindien und durch die lebendigen Erzählungen des mit großem Ansehen heimgekehrten jungen Kriegers. Der kleine Georg richtete schon alle seine Uebungen und Knabenspiele darnach ein, organisirte schon unter seinen Spielgenossen kleine Feldzüge, Ueberfälle rc. rc. Kaum elf Jahre alt verlor er seinen Vater und kam nun ganz in die Erziehung seiner Mutter. Sie war feurig, stolz und herrschsüchtig, aber noch stärker darin, diese gefährlichen Eigenschaften oder vielmehr sich

selbst zu beherrschen. Erfordernisse dazu waren ihr Frömmigkeit, Disziplin und ein gewisses bürgerlich-vornehmes Zeremoniel. Alle diese Elemente finden wir später im Helden Washington wieder, und zwar alle im Verhältniß eben seines Heldenthums. Um eine bessere Schule zu besuchen, kam der Knabe zu seinem Bruder August nach Bridges Creek, in dessen Nähe Mr. Williams eine sogenannte höhere, aber doch noch immer sehr untergeordnete Schule gegründet hatte. Georg war indessen unermüdlich in eigenen Studien, im Aneignen wie im Aus- und Abschreiben namentlich aller praktischen Dinge. Mit dreizehn Jahren besaß er eine große Sammlung aller möglichen merkantilischen und juridischen Aufsätze, Vorlagen und Schemas, und das Alles so genau und sicher, so systematisch und praktisch, wie wir es später in allen großen Dingen bei ihm sehen können. Dabei betrieb er aber auch mit Eifer alle gymnastischen Uebungen, wurde bald ein ausgezeichneter Reiter und Schwimmer, Fechter und Schütze, Springer und Läufer; so wurde er denn auch bald ebenso der Anführer wie der Richter unter seinen, vielfach an Jahren ihm überlegenen Jugendgenossen. Eine feinere Bildung, eine höhere und sicherere gesellschaftliche Haltung und Geschmack an schönen Wissenschaften gewann er im Kreise seines Bruders Lawrence auf Vermont und bei dessen Schwiegervater Will Fairfax auf Belvoir, ein paar Meilen von Vermont, und er machte sich diese Zeit zu Nutze, indem er äußerst ausführliche Regeln für das Benehmen in der Gesellschaft und bei der Unterhaltung sich aufschrieb. Diese eigenthümliche Beschäftigung unterdrückte aber keineswegs seine kriegerischen Ideen; im Gegentheil steigerten sich dieselben immer mehr, und schon war es seinem stürmischen Andrängen gelungen, der Mutter die Erlaubniß abzugewinnen, als Midshipman auf ein Kriegsschiff gehen zu dürfen, als die zärtliche Mutter von unsäglicher Besorgniß gequält ihm die gegebene Erlaubniß wieder abschmeichelte. — Nun widmete sich Georg ein paar Jahre lang mit allem Eifer der Mathematik und dann vorzüglich der Vermessungskunst. In dieser brachte er es bald zu großer Fertigkeit, zu immer weiterer Wirksamkeit, und damit zu immer größerem Vertrauen und Ansehen. Er lernte dabei das Land auf Hunderte von Meilen bis in die tiefsten und gefährlichsten Wildnisse hinein kennen, und es stählte sich daran seine Ausdauer und seine Geistesgegenwart, sein Muth und Körper in erstaunlicher Weise. Dazwischen spinnen sich Eindrücke einer Knaben- und Jünglingsliebe, mit ganz gewöhnlichen Versen verherrlicht, wie leichte Sonnenfäden hindurch. Da trat der Krieg zwischen England und Frankreich in sein zwanzigjähriges Leben. Die Ursache dieses Krieges sei nach Schlosser rasch dahin skizzirt: Englands amerikanische Kolonieen an den östlichen Küsten standen gleichsam gegenüber dem französischen Gebiet Kanada und Louisiana; zwischen beiden lagen die damals noch wüsten Stromgebiete des Ohio und Mississippi, die von den zwei Nationen beansprucht wurden; außerdem herrschte schon ein Streit über die Grenzen von Neuschottland und Neubraunschweig, namentlich in Beziehung des damals hochwichtigen Pelzhandels. England hatte indessen einer Gesellschaft von Kaufleuten, der Ohiokompagnie, den ganzen Handel im Innern und einen Landstrich am Ohio überlassen; die Franzosen aber verjagten alle englischen Kaufleute und erbauten an beiden Strömen wie im Norden viele Forts. England forderte gänzliche Räumung des so befestigten Gebietes, und als die Franzosen darin beharrten, nahm ihnen England binnen wenigen Monaten dreihundert Schiffe weg, und im Jahre 1755 erschien unter Braddok eine englische Flotte, um französische Schiffe mit Vorräthen und Verstärkungen für Kanada am Einlaufen in den Lorenzstrom zu verhindern. Braddok aber erreichte seinen Zweck nicht; seine an das Land gesetzten Truppen wurden von den Franzosen geschlagen, und sie würden gänzlich aufgerieben worden sein, wenn nicht der Major und Generaladjutant der virginischen Miliz ihnen auf meisterhafte Weise den Rückzug gedeckt hätte. Dieser Retter aber war Niemand anders als der noch nicht vierundzwanzig Jahre zählende Georg Washington, dessen Kriegslust ihn sofort bei Beginn der Feindseligkeiten auf den Schauplatz derselben geführt, dessen schon so frühes Ansehen ihn trotz seiner Jugend zu jenem wichtigen Rang und Posten berufen, und der dann nach allen Seiten hin gezeigt hatte, wie würdig er desselben sei. Sein Muth wurde ebenso bewundert wie seine Ruhe und Geistesgegenwart, und als in der Schlacht von Monacale zwei Pferde unter ihm erschossen wurden, und vier Kugeln in seinen Kleidern hängen blieben, da prophezeiten ihm fromme Priester und alte Indianerhäuptlinge, daß er jedenfalls unter ganz besonderem Schutze stehe und noch zu großen Dingen berufen sei. Indessen behandelte die englische Regierungsarmee die Miliz ihrer amerikanischen Kolonie, — ihre treue und tapfere Hülfe, — höchst schnöde und geringschätzig. Offiziere der Miliz hatten bei weitem nicht denselben Rang und Gehalt wie die Offiziere der königlichen Armee, und selbst bei dem schon ruhmreichen Washington wurde keine Ausnahme gemacht, namentlich sobald man seiner Hülfe nicht mehr so zu bedürfen schien. Das empörte seine stolze Seele, wohl weniger seiner selbst wegen als der Sache wegen, und es ist anzunehmen, daß schon von hier an seine ersten Gedanken an die Befreiung der Kolonie von dem übermüthigen Mutterlande datiren. Nach einem besonders auffallenden Beispiele äußerster Hintansetzung der virginischen Miliz durch die königliche Armee nahm Washington seinen Abschied und trat nicht eher wieder als Offizier ein, bis England sich genöthigt gesehen hatte, die Gleichstellung beider Truppenkörper wenigstens anzuerkennen. Er wurde nun zum Chef der ganzen virginischen Armee ernannt; aber wenn auch jenes Prinzip der Gleichstellung ausgesprochen war, so führte es der Oberbefehlshaber der Regierungstruppen selbst am wenigsten aus und behandelte Washington, oder vielmehr die Kriegsplane desselben, fortwährend mit Hochmuth. Nach fünf Jahren reichster Erfahrungen und schon getragen von einem großen Rufe zog er sich auf sein Gut zurück.

Im Laufe des Krieges hatte er sich mit einer jungen Wittwe vermählt, aber nur gleichsam im Fluge und mit noch wenig ruhigem Genusse eines wirklichen Glückes. Nun aber lebte er ganz diesem Glücke und dem Hause, der Landwirthschaft und Jagd; wie der wissenschaftlichen Ausbildung und der reichsten Gastfreundschaft. Zugleich wirkte er tüchtig und getreu als Abgeordneter in der virginischen Generalversammlung, und wenn er in dieser Eigenschaft in Williamsburg oder Annapolis leben mußte, besuchte er fleißig das Theater. Die energische Leitung des Krieges unter dem großen Pitt dem Aelteren führte denn auch schon am 10. Februar 1763 zu einem vortheilhaften Frieden mit Frankreich. — Indessen bereiteten sich nun die außerordentlichen Ereignisse vor, die Amerika von England losrissen und die gewaltige, — jetzt so unglückselige und ihrem Verderben entgegen gehende, — Republik der Vereinigten Staaten begründen sollten. Und in diesen Ereignissen gewann Washington erst seine eigentliche Bedeutung, wurde er zuerst der Befreier Amerikas von England, dann der erste Begründer und Präsident der Republik. Wir wollen die Hauptmomente jener Vorbereitung bis zum Ausbruch des eigentlichen Krieges hin kurz andeuten; das Wichtigste derselben lag naturgemäß schon in der Bedeutung einer jeden Kolonie, die sich fast nur auf Bewirthschaftung ihres Bodens, also auf sich selbst begründet; sie trägt allemal die Keime der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in sich, und es bedarf bei dem stillen Heranwachsen derselben (abgesehen von der sittlichen Gerechtigkeit) einer viel größeren politischen Klugheit und Vorsichtigkeit als England zeigte, um nicht so rasch und entschieden zum offenen Bruch zu gelangen, als es hier geschah. Die widerwärtige Frömmelei, die Selbstherrschaft und Legitimitätssucht eines deutschen Fürstenhauses war der zweite jener vorbereitenden Momente: Georg III. von England wurde von seiner deutschen Mutter und deren Freunde, dem

schottischen Lord Bute, so sehr in jenen deutsch-fürstlichen Grundsätze erzogen und fortwährend davon umstrickt, daß er darin ebenso sein eigenes Volk immer weiter von sich entfernte als die Kolonie erbitterte, reizte und endlich zur Empörung trieb. — Wir wollen hier auszugsweise Schlosser zitiren, der sehr einfach und klar die Frage des Streites feststellt und ihre Entwickelung darlegt. Er sagt: Veranlaßt wurde der Streit durch den Versuch des Königs Georg und seiner Minister, den Kolonieen durch das englische Parlament Steuern auflegen zu lassen. Ungerecht würde eine solche Besteuerung nicht gewesen sein, weil England am siebenjährigen Kriege, welcher seine Schuldenlast so sehr vermehrte, hauptsächlich der Kolonieen wegen Theil genommen hatte. Auch sträubten sich die Amerikaner gegen einen Beitrag zu den Staatsausgaben nicht; ja, sie waren sogar bereit, freiwillig eine größere Summe zu geben, als die von ihnen geforderte Steuer einbringen konnte. Aber sie wollten mit allem Rechte den Grundsatz, auf welchen das Begehren des englischen Parlaments sich stützte, nicht anerkennen, oder mit anderen Worten, sie wollten nicht zugeben, daß ein Parlament, in welchem sie selbst nicht vertreten waren, und noch dazu ein Parlament, dessen Mehrheit nicht das Volk, sondern die Aristokratie von England repräsentirte, sie besteuern dürfe. Dabei stützten sie sich nicht etwa bloß auf positive und verbriefte Rechte, sondern auch auf das allgemeine Natur- und Menschenrecht. Im Jahre 1765 erklärte selbst Pitt dem Parlament: „Das Recht der Besteuerung steht weder der Regierung, noch der gesetzgebenden Gewalt zu, sondern jede Abgabe ist ein freiwilliges Geschenk, das vom Unterhause allein gegeben wird, und bei welchem die Mit-



Der Uebergang über den Delaware.

wirkung des Oberhauses und der Krone nur der bloßen Form wegen erforderlich ist. Das Unterhaus repräsentirt jedoch nur das Volk von Großbritannien; es kann daher auch bloß Dasjenige schenken, was dieses besitzt. Aber zu behaupten, daß dasselbe über das Eigenthum der Amerikaner verfügen könne, würde eine förmliche Abgeschmacktheit sein." In der berühmten Rede, welche Pitt im Frühjahr 1774 vor dem Oberhause hielt, heißt es am Schlusse: „Es ist immer meine feste und unerschütterliche Meinung gewesen, und ich werde sie mit in's Grab nehmen, daß unser Land durchaus kein Recht hat, den amerikanischen Kolonieen Steuern aufzulegen. Eine solche Besteuerung widerstreitet allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Staatsklugheit; sie widerstreitet jenem wesentlichen und ewigen Naturrechte, welches als ein Grundgesetz in die brittische Verfassung eingepfropft ist, daß nämlich Alles, was ein Mensch auf ehrliche Weise erworben hat, sein unbedingtes Eigenthum ist, über welches er frei verfügen kann, und das ohne seine Einwilligung ihm nicht entrissen werden darf."

Der Streit begann im Frühjahr 1765. Das englische Parlament beschloß damals im Einverständnisse mit dem Ministerium, welchem seit Bute's Rücktritt (1763) Lord Granville vorstand, die Erhebung einer Stempeltaxe in den nordamerikanischen Kolonieen. Dieser Schritt rief in den dreizehn Provinzen von Nordamerika die größte Aufregung hervor und hatte zur Folge, daß im Oktober 1765 zu New-York ein Kongreß von Deputirten zusammentrat, welcher nicht allein Beschwerdeschriften nach England schickte, sondern auch einen förmlichen Widerstand gegen die Erhebung jener Abgabe veranlaßte. In Folge davon entwickelte sich in

Nordamerika alsbald ein Zustand der Dinge, welcher die Regierung und den Handelsstand von England in die größte Verlegenheit brachte. Jedermann weigerte sich, Stempelpapier zu kaufen oder gar sich als Beamter bei der Steuererhebung gebrauchen zu lassen. Ueberall wurde das Stempelpapier vernichtet, und man verbrannte sogar die Akten und Buden der Einnehmer. Die Zivilgerichtshöfe konnten aus Mangel an Stempelpapier keine Sitzungen mehr halten. Der Seehandel endlich hörte, weil für jede Seefahrt Stempelpapier erforderlich war, ganz auf, und die Fabrikanten in England, so wie die dortigen Gläubiger der Amerikaner sahen sich dadurch mit den größten Verlusten bedroht.

Die Stempeltaxe wurde aufgehoben. Aber im Jahre 1767 wurde im Ministerium eine neue Spitzfindigkeit zu Gunsten des Planes ausgeheckt, aus dem Beutel der Amerikaner eine Schatzkammer für die Bedürfnisse derselben anzulegen. Es sollte nämlich von verschiedenen Waaren, welche Amerika bloß aus England bezog, eine Abgabe entrichtet werden, weil die Engländer doch das Recht hätten, ihre eigene Einfuhr in Amerika zu besteuern. Dieser Vorschlag wurde angenommen, allein die Amerikaner machten seine Ausführung dadurch unmöglich, daß sie sich verabredeten, so lange keine englischen Waaren zu kaufen, als eine besondere Abgabe auf denselben ruhe, was leicht durchzuführen war, weil es dabei nur auf die wenigen Großhändler ankam, welche die Waaren in Amerika verbreiteten. Lord North erdachte deßhalb einige Jahre später (1770) eine dritte Auskunft, um ohne Nachtheil für den englischen Handel Dasjenige, worauf es vor allem Andern ankam, nämlich das Recht der Besteuerung, zu wahren. Auf seinen Rath wurde nämlich beschlossen, alle jene Steuern wieder zurückzunehmen mit alleiniger Ausnahme einer kleinen Abgabe vom Thee, welche bloß des Prinzips wegen beibehalten werden solle. Dieß konnte, wie jede halbe Maßregel, dem Streite unmöglich ein Ende machen, zumal da Lord North vor dem Parlament geradezu ausgesprochen hatte, man werde den Kolonieen niemals gleiche Rechte mit dem Mutterlande zugestehen, und die Zurücknahme der Theesteuer sei nicht eher denkbar, als bis Amerika zu den Füßen der Minister und des Parlaments liege.

Die Amerikaner halfen sich auch jetzt wieder damit, daß sie untereinander verabredeten, durchaus keine versteuerten Waaren zu kaufen. Ihre Großhändler ließen 1771 und 1772 theils gar keinen Thee kommen, theils verschafften sie sich ihn im Stillen. Der bedeutende Verlust, welchen dadurch die ostindische Kompagnie erlitt, bewog die englische Regierung zu einer neuen Einrichtung, vermöge deren die Kompagnie selbst die Steuer in England entrichten und den Thee durch ihre Agenten in Amerika im Kleinen verkaufen lassen sollte. Durch diese Maßregel wurde die Verabredung, nicht zu kaufen, vereitelt, und den amerikanischen Großhändlern ein bedeutender Schaden zugefügt worden sein. Sie konnte also auch bei dem in Amerika herrschenden Geiste nur die Wirkung haben, daß die Erbitterung und der Widerstand noch heftiger wurden, als beide vorher gewesen waren, zumal da Benjamin Franklin, welcher damals als Agent von drei Provinzen in London war, Oel in's Feuer goß. Franklin hatte von Anfang an eine doppelte Rolle gespielt und, noch als er scheinbar für eine Aussöhnung thätig war, auf eine völlige Losreißung der Kolonieen von England hingearbeitet. Er wußte sich im Dezember 1772 den Besitz von einer Reihe sehr heftiger Briefe zu verschaffen, welche von englischen Oberbeamten in Nordamerika nach London geschickt worden waren, und ließ dieselben 1773 in Amerika drucken und verbreiten. Diese Briefe steigerten die Wuth der Amerikaner und rissen den eigentlichen Bürgerstand zu Gewaltthaten und zur Selbstrache hin. Dieß geschah zuerst in der ganz demokratischen Provinz Massachusets. In Boston nämlich, der Hauptstadt dieser Provinz, welche seit 1769 mit zwei Statthaltern nach einander heftige Streitigkeiten gehabt hatte, nöthigte der Stadtmagistrat den Kapitänen der angekommenen Theeschiffe das Versprechen ab, ihre Ladung nicht an's Land zu bringen, und als hierauf der Statthalter auf die Beschwerdeführung der ostindischen Kompagnie die Ausschiffung des Thees befahl, drang eine Schaar Bürger am 18. Dezember 1773 vermummt auf die Schiffe und warf die ganze, aus dreihundertzweiundvierzig Kisten bestehende Ladung in's Meer.

Das Parlament verfuhr auf die Nachricht von den strafbaren Auftritten, welche in Boston vorgekommen waren, mit ebenso übereilter Heftigkeit als der geheime Rath und der Minister. Es erließ am 14. März 1774 die Boston-Hafen-Bill, nach welcher der Hafen von Boston auf so lange Zeit, als es dem Könige beliebe, für alle Waaren gesperrt werden sollte. Diese Bill erhielt am 31. März die königliche Bestätigung, und es wurden hierauf vier Kriegsschiffe, so wie ein neuer Statthalter von Massachusets, der General Gage, nach Boston geschickt; vier Regimenter Soldaten kamen bald darauf nach. Durch die dem General Gage ertheilte Vollmacht stießen Parlament und König die demokratische Verfassung und Regierung von Massachusets um und setzten eine Militärherrschaft an ihre Stelle. Die Folge davon war, daß die Assembly dieses Landes, welche von Gage gleich nachher aufgelöst wurde, alle übrigen Provinzen aufforderte, Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung zu ernennen, um Maßregeln zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen das Mutterland zu ergreifen. Dieß geschah, und im Juli 1774 wurde zu Philadelphia ein Kongreß eröffnet, zu welchem alle Provinzen bis auf eine einzige Deputirte schickten. Sie wiesen aus den Freibriefen der Provinzen selbst die gesetzliche Begründung ihrer Forderungen nach. Sie machten endlich die große Masse des englischen Volkes zu ihren Bundesgenossen, indem sie auseinandersetzten, daß sie Märtyrer der englischen Verfassung wären, weil sie die durch diese verbürgten Rechte gegen einen von autokratischem Geiste erfüllten König und gegen die Oligarchie des Parlaments vertheidigten. Uebrigens waren die von ihnen verfaßten Schriften theils an das englische Volk, theils an den König, theils an die Nordamerikaner, theils an die französischen Bewohner der englischen Nachbarprovinz Kanada, theils an den General Gage gerichtet und bestanden außerdem noch in einigen abgesonderten Erklärungen. Unter den letzteren ist namentlich die Erklärung über die Menschenrechte merkwürdig, weil sie zwei Jahre später etwas verändert die Einleitung zur Unabhängigkeitserklärung bildete.

Die Bittschrift des Kongresses an den König brachte weder diesen, noch auch das Parlament, dem sie von den Ministern vorgelegt wurde, auf eine andere Bahn. Sie konnte auf Beide um so weniger einen günstigen Eindruck machen, weil die Amerikaner mittlerweile zu weit gegangen waren. Es war nämlich nicht nur von den Deputirten in Philadelphia, ehe sie auseinander gingen, ein zweiter Kongreß ausgeschrieben worden, sondern in Massachusets hatte man auch das Volk bewaffnet, ein stehendes Heer eingerichtet und gegen den Willen des Statthalters eine neue Assembly versammelt, welche den von Gage entlassenen Obersten Hancock zu ihrem Präsidenten erwählte und an die Spitze ihrer Truppen stellte. Im Februar 1775 kam es sogar zum offenen Kampfe mit den englischen Truppen, und am 19. April ward zwischen diesen und den Milizen von Massachusets das Treffen bei Lexington geliefert, in welchem einige hundert Engländer fielen, und das gewöhnlich als der eigentliche Anfang des nordamerikanischen Freiheitskrieges betrachtet wird.

Im Mai 1775 ward in Philadelphia der zweite Kongreß eröffnet. Dieser wählte den Obersten Hancock zu seinem Präsidenten, obgleich General Gage denselben kurz vorher von einer erlassenen Amnestie ausgeschlossen hatte. Der Kongreß schickte zwar eine neue Bittschrift an den König, stellte aber zu gleicher Zeit auch ein amerikanisches Bundesheer auf. Er war so glücklich, die Anführung desselben einem Manne übertragen zu können, welcher ausgezeichnete

Feldherrntalente besaß und sich bereits große Kriegserfahrung erworben hatte. Dieser Mann war Georg Washington.

Washington war einer der Ersten gewesen, die gegen jede Besteuerung gesprochen, die keine steuerbaren Artikel zu kaufen versprachen, der Zerstörung des Thees beipflichteten, die Unterstützung Bostons beschlossen, und am ersten Tage der Belagerung desselben im Traueranzug in die Kirche gingen und strenge fasteten. Er wurde Mitglied des allgemeinen Kongresses in Philadelphia, wo er zwar mit männlicher Entschiedenheit gegen Englands Uebergriffe sprach, aber auch noch mit ruhiger Besonnenheit die Waffen als das alleräußerste Hülfsmittel bezeichnete und an dessen Nothwendigkeit noch nicht glaubte. Indessen wurde er doch immer mehr in den mächtig anschwellenden Strom der großen Bewegung hineingerissen; er wurde Mitglied des Bewaffnungsausschusses in Virginien, er wurde am 15. Juni 1775 zum Obergeneral der ganzen amerikanischen Partei erwählt. In wirklicher Bescheidenheit zweifelte er an seiner Kraft für die außerordentliche Stellung und Verantwortung, die somit ihm übertragen war; aber in der praktischen Ueberschauung aller vorhandenen Kräfte und in der klaren Ueberzeugung, daß er wenigstens der Einzige von Allen sei, der hier gewählt werden könne, nahm er die außerordentliche Stellung mit ihren immensen Pflichten und ihrer weltgeschichtlichen Verantwortung an.

Wir verfolgen seine eigentliche Kriegführung nicht; wir müßten sonst den ganzen amerikanischen Krieg erzählen. Wir wissen, wie glänzend er seine Aufgabe löste; das macht ihn groß. Wir wissen, daß er es that unter Schwierigkeiten so vieler, so mannigfacher und so außerordentlicher Art, wie vor und nach ihm kein Heerführer für ein ähnliches Ziel zu bekämpfen hatte; das macht ihn noch größer. Wir wissen, daß er es that mit der Uneigennützigkeit eines wahrhaftigen Patrioten, mit der Liebe eines Vaters zu seinen Soldaten, mit der Fürsorge eines Patriarchen für die Armen und Unglücklichen seines Volkes, mit der Gerechtigkeit eines Weisen auch für den Feind und mit der Milde eines guten Menschen für Alle; das macht ihn am größesten. Und wir wissen, daß er in stiller Bescheidenheit nach Erreichung des gewaltigen Zieles seine Macht über Amerika niederlegte und — verschmähend die Krone, die seine Armee ihm darreichen wollte — als ein einfacher Bürger der Republik still auf sein Gut sich zurückzog; das macht ihn unsterblich.

Nur einer Episode aus dieser Zeit, die als „der Uebergang über den Delaware" mindestens dem Namen nach weltbekannt geworden, sei hier gedacht. Washington hatte durch sein vorsichtiges Zögern, durch sein kluges Ausweichen den Feind an seinem Feldherrntalent zweifeln machen, und die englischen Heerführer achteten es nicht der Mühe werth, ihre Siege und Vortheile gegen die Amerikaner in den kalten Tagen des Winters von 1776 zu verfolgen. Sie bezogen ruhig die Winterquartiere. Die deutschen Söldlinge, die Hessen, lagen an dem östlichen Ufer des Delaware, der sie von den Amerikanern trennte. Sie hatten wüst gehaust im fremden Lande und die Rache aller Orten wachgerufen. Am 25., in der Christtagnacht, fuhr Washington an der Spitze eines Heeres von 2400 Mann über den eisstarrenden Delaware, und der Ueberfall gelang so vollständig, daß dadurch eine Wendung des Kriegs zu Gunsten der Amerikaner gewonnen war.

Am 17. Oktober 1781 wurde bei Yorktown in Virginien der letzte entscheidende Sieg über England errungen. Am 30. November 1782 wurden alle Feindseligkeiten eingestellt; am 14. März 1783 wurde im Frieden von Versailles die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten der Welt verkündigt. Am 18. Oktober entließ Washington die Armee in einem Schreiben, das in seiner erhabenen Einfachheit ehrfurchtgebietend zu nennen ist. Am 4. Dezember nahm er zu New-York Abschied von seinen hohen Offizieren und nächsten Freunden. Es war ein Akt der unendlichen Rührung, der die Augen aller Helden mit heißen Thränen füllte. — In Annapolis erwartete ihn der Kongreß der befreiten Nation. Seine Reise dorthin war ein fortwährender Triumphzug, rührender, feierlicher, begeisterungsvoller als wohl jemals ein römischer Triumphzug begangen wurde. In der Kongreßhalle zu Annapolis votirten ihm am 23. Dezember die Vertreter Amerikas den Dank der Nation und dekretirten im Namen derselben die Aufstellung seiner Reiterstatue. Dann legte Washington in ebenso einfacher als rührender Weise sein Amt in die Hände des gesetzgebenden Körpers nieder. Es war ein großer, feierlicher, weltgeschichtlicher Akt. — Schon am nächsten Morgen eilte Washington seinem geliebten Mount Vernon zu und feierte nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder das heilige Weihnachtsfest im Schooße seiner Familie.

Wie einfach Washington nun empfindet, denkt und lebt, möge er uns selbst sagen. Er schreibt an den General Knox: „Ich glaube, mir ist ungefähr so zu Muthe, wie einem müden Reisenden, der, nachdem er mit einer schweren Bürde auf den Schultern manchen mühseligen Schritt gewandert ist, die Last endlich ablegen darf, weil er sein Reiseziel erreicht hat, und nun von dem Dache seines Hauses herab auf den verfolgten Weg zurückschaut und mit theilnahmsvollen Augen den Krümmungen nachgeht, durch die er den Triebsand und die morastigen Stellen unterwegs vermieden hat, in die er gewiß gefallen wäre, wenn der allmächtige Führer und Ordner aller menschlichen Angelegenheiten es nicht verhindert hätte."

Er schreibt an Lafayette: „Erlöst aus dem Lärmen des Lagers und dem geschäftigen Treiben des Lebens tröste ich mich mit dem ruhigen Gewissen, von dem der Krieger, der immer nach Ruhm jagt, der Staatsmann, der Tag und Nacht unablässig über Planen sinnt, welche die Wohlfahrt seines eigenen Vaterlandes und vielleicht das Verderben anderer Länder fördern — als ob diese Erde nicht groß genug für uns Alle wäre — und der Hofmann, der beständig das Antlitz seines Fürsten bewacht, um ein gnädiges Lächeln zu erhaschen, sich schwerlich einen Begriff machen können."

Und später schreibt er demselben: „Ich erfreue mich jetzt des Glückes häuslicher Ruhe im Schatten meiner eigenen Reben und meines eigenen Feigenbaumes, in einem kleinen Landhause umgeben von Ackerwerkzeugen und Lämmchen ... o, gewähren Sie mir die Bitte, meine Hütte die Ihrige nennen zu wollen, denn Ihre Thüren öffnen sich nicht bereitwilliger vor Ihnen, als es die meinigen thun würden. Sie werden sehen, in welch' einfacher Weise wir leben, und werden überall ländliche Höflichkeit finden, und Sie sollen die Einfachheit des Landlebens kosten. Das wird Ihnen Abwechslung gewähren und Ihr Gelüste nach den Festlichkeiten des Hofes, wenn Sie nach Versailles zurückkehren, schärfen."

Es drängen sich Memoiren- und Geschichtschreiber ihm zu, die die Denkwürdigkeiten und Thaten seines Lebens schreiben wollen; aber er weist sie ab.

Porträtmaler wollen ihn zeichnen und malen, Bildhauer ihn formen; auch diese weist er zurück. Er spricht niemals von sich und seinen Thaten; er spricht überhaupt wenig, doch kann er fröhlich sein, und immer ist er gut. Und immer ist er thätig: in Feld und Wald, im Garten und Haus, am Schreibtisch und in der Bibliothek; doch widmet er sich auch dem Allgemeinwohl: er macht Plane zu einer neuen Binnenschifffahrt, er ruft eine Aktiengesellschaft dafür in's Leben; aber er schlägt vierzigtausend Dollars aus, die die Gesellschaft ihm schenken will. Nach und nach nannten sich eine Grafschaft und siebenzehn Städte nach seinem Namen.

Aber der Cincinnatus Amerikas sollte nicht auf seinem geliebten Acker bleiben dürfen. Schon wurde er Präsident der berathenden Versammlung für die neue Verfassung, die auch am 17. November 1787 schon von neun Staaten angenommen wurde; für fehlerlos erkannte sie Niemand; Washington am wenigsten, aber sie war die beste, die man im Drang des Augenblicks schaffen konnte. Zu ihrem obersten

Vollziehungsbeamten mußte sie auch einen ersten Präsidenten der Republik haben, und im März 1789 wurde Washington einstimmig dazu erwählt. — Gewiß er wäre weit lieber am häuslichen Herde geblieben, aber das Schicksal wollte anders; er mußte sich noch einmal dem Vaterlande widmen. Und mit höheren Ehren, mit glühenderer Liebe und Begeisterung, mit gleich heiliger Weihe ist wohl noch nie ein König begleitet, empfangen und gekrönt worden, als Washington auf seinem Zuge nach Philadelphia begleitet, als hier er empfangen und am 30. April 1789 als erster Präsident der nordamerikanischen Republik feierlich eingesetzt und vereidet wurde; und niemals hat ein großer Mann bei gleich großem Anlaß so einfach und schlicht und doch so klar und tiefergreifend gesprochen, als Washington bei diesem Akte zum Senat und zum Volke sprach.

Zweimal vier Jahre wirkte Washington als Präsident der Republik; die Geschichte weiß, in welch' schlichter und gerader, starker und befestigender Art; wo seine Gegenwart ihn nicht verstand, da hat jedes folgende Geschlecht immer tiefer und klarer die Segnungen seines Wirkens erkannt. — Als ein Krieg mit Frankreich oder vielmehr mit Bonaparte unvermeidlich schien, nahm Washington noch einmal den Stab des Feldherrn in seine Hand. — Da fügte sich Frankreich; Bonaparte ging einen Vertrag ein.

Und nun durfte Washington abtreten vom Schauplatze seiner Thaten, den Rest seines glorreich angewandten Lebens nur sich selbst und den Seinen gönnen. Im Jahre 1797 sehen wir ihn wieder als einfachen Landmann, daherschreitend im blauen Rocke, mit seinem steten Begleiter — dem Regenschirm. Aber nicht lange sollte er sich solch' neuen



Washington in seinem Garten.

Lebens erfreuen. Am 12. Dezember 1799 kehrte er naß und durchkältet von einem Ritte heim, und es ergriff ihn ein böses Halsübel. Schon am 14. wurde dasselbe für tödtlich erkannt, auch von ihm selbst. „Ich sterbe, aber ich fürchte den Tod nicht“, das waren seine letzten lauten Worte. Er starb noch in derselben Nacht nach schwerem Kampfe, doch mit klarem Bewußtsein und in ruhiger Gottergebung. Die Söhne der Republik trauerten dreißig Tage um den großen Todten. Tiefer aber noch müßten die lebenden Söhne trauern, wenn sie gedenken seiner erhabenen Erscheinung gegenüber ihrer entsetzlichen Gegenwart, wenn sie gedenken der Söhne, die mit ihm kämpften, gegenüber sich selbst. Und wenn sein Geist nicht vermag, einen zweiten Washington herauf zu beschwören aus dem furchtbaren Chaos, wenn die Thaten jener Söhne nicht neue, bessere Söhne erzeugen: dann wird sein großes Werk in jenem Chaos versinken, dann werden die Söhne der Gegenwart alle Schmach auf sich laden, wenn auch sein Name unsterblich bleibt.

Das Fischerkind.

Von

Eugen West.

In die Ferne schaut das Auge des Fischerkindes, das seines Vaters harrt, den ihm die Flut zurückbringt. In dem Korbe hat ihm die Mutter für den von dem beschwerlichen Fischfang müden Vater einen Topf mit Thee und

Brod mitgegeben, da sie selbst nicht hinaus kann an die Küste; das Kleine in der Wiege läßt ihr keinen Augenblick Ruhe, sonst würde sie mit den zerrissenen Netzen an den Strand gegangen sein und hätte dort, die getrennten Maschen



Am Strande.

zusammenflickend, auf den Gatten geharrt. Die Kleine kennt genau das Segel, das ihres Vaters Schiff trägt; unverwandten Blickes folgt sie jeder Bewegung und achtet nicht der Wellen, die immer näher heranrollen, ihr bald die

dichtbesohlten Stiefeln bespritzen und sie von ihrem Sitze vertreiben werden, achtet nicht der prächtigen Muscheln, die ihr zu Füßen liegen und die einem Städterkinde tausend Freuden machen würden; — ihre ganze Seele ist draußen auf der sanftbewegten See, dem trügerischen Elemente, das heute noch die ganze Familie ernährt, morgen den Vater mit seinem Schiffe verschlingt. Heute aber ist lauter Lust und Freude, denn schon naht das Schifflein mit den gefüllten Netzen, und mit einem Schrei fliegt das glückliche Kind an die Brust des Vaters.

Schwere Folgen.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

Von

A. Götzenberger.

Im Jahre 1832 wohnte ich in Chamberstreet, nahe beim Broadway, in New-York. In den Frontzimmern des Erdgeschoßes empfing ich die Patienten, welche kamen, meine Hülfe als Arzt aufzusuchen.

Eines Morgens im Mai, ungefähr um halb zehn Uhr, als ich wie gewöhnlich mein Notizbuch überblickte, ehe ich die tägliche Runde bei meinen Kranken in der Stadt unternahm, wurde ich durch das hastige Oeffnen der Thüre aufgeschreckt, und Henry Westbrook, mein alter Freund und einst Studiengenosse, trat rasch ein. Er war sehr blaß und sichtlich höchst aufgeregt. „George," sagte er, „ich habe soeben gehört, daß mein Onkel Sedley heute Morgen todt in seinem Bette gefunden wurde, — ermordet, wie das Gerücht geht." — „Großer Gott!" rief ich aus, „wann und wo hörtest Du das?" — „Komm' mit mir," entgegnete er, „begleite mich zu seinem Hause, auf der Stelle, ich beschwöre Dich." — „Mein Wagen ist vor der Thüre," sagte ich, „in wenigen Minuten werden wir dort sein." — „Als ich heute Morgen ausging," berichtete Westbrook, während wir schnell weiter fuhren, „nahm ich wie sonst an der Ecke von Princestreet und Broadway den Omnibus. Es war außer mir nur noch eine Person darin, und erst als wir nach Duanestreet kamen, stieg noch ein dritter Passagier ein. Dieser kannte den Herrn, der bisher mein einziger Gesellschafter gewesen, und nachdem sie einige gleichgültige Redensarten gewechselt hatten, fragte der Eine, was es Neues gäbe. Der Andere entgegnete, daß, als er vor etwa zwanzig Minuten durch Bleckerstreet gegangen, er eine Menschenmenge vor einem großen Hause versammelt gesehen und auf seine Erkundigung nach der Ursache erfahren habe, daß der Eigenthümer desselben, ein Herr Sedderley oder Sedley, soeben in seinem Schlafzimmer todt gefunden worden sei, und wie man vermuthete, sei Gewalt im Spiel gewesen. „Ich wartete," fuhr Westbrook fort, „keinen Augenblick, noch mehr zu hören, sondern da wir gerade in Chamberstreet angelangt waren, stieg ich eilig aus und lief zu Dir, weil ich überzeugt war, Du würdest mir in diesem außerordentlichen Falle rathen und beistehen." Er schwieg, und ich drückte ihm schweigend seine Hand. Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte mir, daß er zu aufgeregt war, die Unterhaltung fortzusetzen.

Mr. Edward Sedley, dessen muthmaßlich gewaltsames Ende ich erfahren, war ein Junggeselle, ungefähr fünfundsechzig Jahre alt, reich, und ohne andere nähere Verwandte, als meinen Freund, den Sohn einer einzigen Schwester. Henry Westbrook hatte schon als Kind beide Eltern verloren. Sein Onkel hatte ihn dann adoptirt und bei sich behalten, bis der heranwachsende Knabe ein College bezogen. Nach vollendeter Studienzeit war dieser nach New-York zurückgekehrt und abermals ein Bewohner von des Onkels Hause geworden. Nach einigen Monaten jedoch war ihm der Zwang der mechanischen Gewohnheiten und langweiligen Einsamkeit der Junggesellenwirthschaft lästig erschienen, und er hatte dann seinen Aufenthalt in einem eleganten Kosthause in Princestreet genommen, das er auch noch jetzt bewohnte.

Als wir uns dem Unglückshause näherten, fanden wir eine Menge Personen um dasselbe versammelt und zwei oder drei Policemen vor der Thüre, das Eindringen Unberufener zu verhindern. Nachdem ich mich genannt und Henry als Mr. Sedley's Neffen vorgestellt hatte, wurden wir eingelassen und begaben uns sofort in das Schlafzimmer des Verstorbenen. Dasselbe lag, wie ich schon von meinen früheren Besuchen bei Westbrook, als er noch bei seinem Onkel lebte, wußte, auf der Rückseite links an der Eingangshalle, das vordere Zimmer dieser Seite war zur Bibliothek eingerichtet. Die beiden Zimmer, welche auf der rechten Seite genau mit jenen korrespondirten, wurden als Wohnzimmer benützt. Wir trafen in dem Schlafgemach nur einen in der Nähe wohnenden Arzt, mit Namen Morris, den ich oberflächlich kannte. Er sagte mir, daß der Richter schon benachrichtigt sei und jeden Augenblick erwartet würde. Westbrook, welcher sichtlich nur durch äußerste Anstrengung des Willens fähig war, den vollen Ausbruch seiner natürlichen Gemüthsbewegung zurückzuhalten, trat gleichgültig mit mir an das Bett. Als wir auf die starre Gestalt des Todten, das schwärzlich unterlaufene Antlitz und die verzerrten Züge blickten, konnten wir über die Art seines Todes nicht mehr in Zweifel sein. Mein Erstaunen war jedoch groß, als Dr. Morris meine Aufmerksamkeit auf den Umstand richtete, daß die Erdrosselung mit nackten Händen allein vollbracht worden sein mußte, und der Eindruck der Finger des Mörders am Halse seines Opfers noch deutlich sichtbar war.

Es liegt oft in der Weise, in welcher ein menschliches Wesen des Lebens beraubt wurde, Etwas, das uns mehr erschüttert als die Thatsache des Todes selbst. In meiner Praxis waren mir außer gewöhnlichen, natürlichen, auch einige gewaltsame Todesfälle vorgekommen, ohne daß ich eine so heftige Gemüthserschütterung wie jetzt empfunden hatte. Eine Sekunde lang wich alles Blut aus meinen Wangen, dann wandte ich den Blick eilig von der Leiche. Westbrook, welcher eine Weile fest darauf hingesehen hatte, seufzte tief; dann entfernte er sich langsam von dem Lager und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, am andern Ende des Zimmers neben mich nieder.

„Einer der sonderbarsten Fälle, die mir im ganzen Leben vorgekommen," sagte Dr. Morris. „So viel ich von dem Stubenmädchen erfahren konnte, — beiläufig gesagt, eine höchst gescheidte, junge Person, die Köchin liegt schon den ganzen Morgen in Krämpfen und kann kein vernünftiges Wort herausbringen, — scheint es, daß der Verstorbene und die beiden erwähnten Dienerinnen bei Nachtzeit die einzigen Bewohner des Hauses zu sein pflegten. Ein Knabe war gewöhnlich noch beschäftigt, Messer und Gabeln zu putzen und Gänge zu thun, ging aber jeden Abend zum Schlafen nach Hause. Ungefähr um elf Uhr gestern Abend zog sich Mr. Sedley in sein Schlafzimmer zurück. Heute früh um dreiviertel auf acht Uhr klopfte das Stubenmädchen an der Thüre ihres Herrn, um ihm einen kleinen Topf mit heißem Wasser zum Rasiren zu bringen. Keine Antwort erfolgte. Darüber wunderte sich das Mädchen, da der Verstorbene immer einen leichten Schlaf gehabt und während ihrer ganzen mehrjährigen Dienstzeit bei ihm jedesmal auf ihr erstes Klopfen geantwortet hatte. Sie rüttelte am Drücker wieder und wieder, und dennoch blieb Alles still. Jetzt fühlte sie sich beunruhigt und dachte, der alte Herr könne krank geworden und zu schwach sein, vernehmlich zu antworten. Sie ging daher, sich bei der Köchin und dem Laufburschen, welcher inzwischen gekommen war, Rath zu holen.

„Nach kurzer Ueberlegung wurde beschlossen, die Thüre aufzubrechen. Mit Hülfe eines Beiles war dieß das Werk einer Minute. Der erste Blick auf das Bett zeigte den entsetzten Domestiken, daß ihr Gebieter todt sei. Sie hegten jedoch keinen Verdacht irgend einer Missethat, da alle Wahrscheinlichkeit vorlag, daß ein Schlaganfall seinem Leben ein

Ende gemacht. Man holte mich sogleich herbei, und ich gestehe, daß auch ich anfänglich diese Meinung theilte. Das aber," fügte er hinzu, indem er auf die Fingerspuren am Halse des Leichnams deutete, „war, sobald ich es entdeckte, nicht zu verkennen.

„Jetzt aber kommt der geheimnißvolle Theil des Falles," fuhr Dr. Morris fort. „Die Frage wirft sich auf, wie der Mörder nach Vollbringung des Verbrechens entkam. Wenn Sie die Thüre, welche in die Halle führt, untersuchen, so werden Sie bemerken, daß sie nicht allein verschlossen, sondern von innen oben und unten verriegelt gewesen, da beim Aufsprengen sowohl das Schloß als auch die Riegelfüllungen vom Holzwerk losgerissen sind. Es ist augenscheinlich, daß auf diesem Wege keine Flucht hat bewerkstelligt werden können. Die Thüre, welche in das Vorderzimmer führt, war ebenfalls von dieser Seite geschlossen, obschon nicht geriegelt. Was aber auch hier jede Möglichkeit des Entweichens ausschließt, ist der Umstand, daß in dem Frontzimmer ein mit Büchern gefüllter Schrank in die Thürfüllung eingepaßt und angenagelt ist. Nun bleiben nur noch das Kamin und die Fenster zu untersuchen. Das Erstere kann sogleich außer Frage gestellt werden, da, obschon es an sich weit genug für das Passiren eines menschlichen Körpers wäre, es wenige Fuß hoch vom Herde durch Eisenstangen gekreuzt ist. Die Fenster reichen zwar ziemlich niedrig bis zum Boden, sind jedoch, wie Sie sehen, nicht geöffnet worden, da der Riegel, der die obere und untere Abtheilung zusammenhält, noch vorgeschoben ist. Auch sind die Läden an der Außenseite niedergelassen und geschlossen. Nach der genauesten Untersuchung des ganzen Zimmers ist es mir vollständig unbegreiflich geblieben, wie der Verbrecher hat herauskommen können.

„Ueberdieß," begann der redselige kleine Doktor wieder nach einer Pause, welche weder ich, noch Westbrook zu brechen aufgelegt waren, „ist es höchst räthselhaft, daß, obschon Diebstahl die ursprüngliche Absicht des Mörders gewesen sein muß, er von der Ausübung desselben abließ, während sich ihm nicht das geringste Hinderniß entgegenstellte. Das Schloß des Schreibtisches ist durch ein scharfes Instrument aufgebrochen worden. In einer der Schubladen befinden sich Goldrollen und Banknoten zum Betrage von fünf- bis sechstausend Dollars, wie dabeiliegende Notizen in der Handschrift des Verstorbenen besagen. Es sind dieß wahrscheinlich die vierteljährlichen Miethszahlungen, die er gestern von den Miethern seiner Grundstücke empfing und vielleicht, weil es schon zu spät war, nicht mehr bei seinem Bankier niederlegen konnte. Der Mörder wußte ohne Zweifel, daß dieses Geld sich im Hause befand; und ich will Ihnen jetzt kurz meine Ansicht über die ganze Sache darlegen.

„Damit meine ich jedoch nicht, daß ich erklären könnte, wie der Uebelthäter in das Zimmer gelangte. Es ließe sich zwar annehmen, daß er sich Abends, ehe Mr. Sedley zur Ruhe ging, eingeschlichen und dann versteckt gehalten. Da uns aber die Art seiner Entfernung unerklärlich bleibt, so ist es auch wahrscheinlich, daß er denselben Weg zu seinem Hereinkommen benützte. Ueber dieß Alles will ich jetzt nicht nachgrübeln. Ich vermuthe aber, daß der Dieb, nachdem er gewartet, bis der alte Herr fest eingeschlafen, den Schreibtisch aufbrach, daß das Geräusch den Schlummernden erweckte, daß dieser beim Schimmer der durch die Sommerläden fallenden Mondstrahlen einen Menschen gewahrte, deßhalb eine Bewegung machte, und dadurch den Eindringling aufschreckte; daß der Letztere mit dem Instinkt der Selbsterhaltung das Opfer an der Kehle packte, um es zum Schweigen zu bringen, und beim darauf folgenden Ringen den alten Mann erdrosselte. Nur habe ich nicht die leiseste Ahnung, warum der Mörder, nachdem er so viel gewagt, in den Besitz des Geldes zu gelangen, dasselbe unberührt liegen ließ und entfloh."

Während Dr. Morris sprach, bemerkte ich, daß Westbrook mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Wort lauschte, das von seinen Lippen fiel. Als des Kampfes Erwähnung geschah, der muthmaßlich zwischen Mr. Sedley und seinem Mörder stattgefunden, nahm seine Aufregung immer mehr zu, ein krampfhafter Schauder fuhr durch seinen Körper, Todesblässe überflog sein Gesicht, und der Doktor hatte kaum zu sprechen aufgehört, als mein Freund bewußtlos in meine Arme sank.

Die gewöhnlichen Wiederbelebungsmittel wurden angewendet, und nach einigen Minuten war Westbrook wieder bei Sinnen, obschon zu unwohl, um das Resultat von des Richters Untersuchung abzuwarten. Ich fuhr ihn demnach sogleich nach Hause.

Sobald der Richter erschien, wurde eine Jury zusammengesetzt, welche nach kurzer Untersuchung in der üblichen Form den Ausspruch der Anklage des vorsätzlichen Mordes „gegen eine unbekannte Person oder unbekannte Personen" der Veröffentlichung übergab.

Natürlich ließ man die Angelegenheit damit nicht ruhen. Die Behörden boten eine Belohnung von fünfhundert Dollars für die Entdeckung des Mörders. Westbrook legte dieser Summe noch tausend Dollars bei. Die erfahrensten Beamten, über welche die Polizei damals verfügen konnte, und welche die Aussicht auf eine so hohe Belohnung noch besonders anfeuerte, fanden jedoch ihre rastlosen Bemühungen ohne Erfolg. Nicht die leiseste Spur des Uebelthäters ließ sich entdecken.

Sonderbar genug wurde auch Niemand der That verdächtigt, obschon es in solchen Fällen sich häufig ereignet, daß irgend eine übel berüchtigte Persönlichkeit eingezogen und verhört wird, und wäre es auch nur, um dem Publikum ein bestimmtes Ziel seiner Entrüstung für einige Zeit hinzustellen. Je verabscheuungswürdiger das Verbrechen, desto begieriger ist die Menge, ein Strafurtheil exekutiren zu sehen, und das war natürlich. Immerhin sollte jedoch auch in solchen Fällen die äußerste Vorsicht obwalten, um es zu verhüten, daß der Ausspruch einer Romanfigur in Wirklichkeit übergehe, nämlich, „daß es besser sei, den Unrechten zu hängen als Keinen." Wie die Zeit verging, und alle Nachforschungen erfolglos blieben, minderte sich allmälig das Interesse des Publikums an dem Vorgange und wandte sich neueren Begebenheiten zu.

Beim Durchsuchen der Papiere des Ermordeten fand sich kein Testament vor; zum großen Erstaunen seiner Freunde jedoch, welche immer überzeugt gewesen waren, daß sein Neffe ihn beerben würde, entdeckte man den Entwurf eines letzten Willens, nach welchem Westbrook nur tausend Dollars jährlich erhalten, und das bedeutende Vermögen selbst verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten zufallen sollte. Kein Grund war für diese sonderbare Verfügung angegeben, welche um so auffallender erschien, als der Verstorbene anscheinend stets eine große Zuneigung für seinen Neffen gehegt hatte, und wenn er auch milde Anstalten hatte bedenken wollen, es doch zu erwarten gewesen, daß es nicht in so hohem Grade zum Nachtheil des Ersteren geschehen würde.

Der Entwurf war unvollständig und ohne Unterschrift, und daher ohne gesetzliche Geltung, so daß Westbrook, als nächster natürlicher Erbe, in den Besitz der Hinterlassenschaft, d. h. zu einem jährlichen Einkommen von dreißigtausend Dollars, gelangte. Die verschiedenen Anstalten, denen die Hauptmasse des Vermögens zugedacht gewesen, gingen darum nicht leer aus. Westbrook, der den letzten Bestimmungen seines Onkels moralische Gültigkeit beimaß, ließ jeder derselben eine angemessene Summe zukommen, so daß, obschon er sich nicht gerade mit der kärglichen Summe von tausend Dollars jährlich begnügte, er doch zuletzt wenig mehr als ein Drittel der Erbschaft für sich behielt.

Um diese Zeit rief mich eine wichtige Angelegenheit nach St. Louis. Mein dortiger Aufenthalt dauerte mehrere Monate, und als ich endlich nach New-York zurückkehrte, fand ich Westbrook im Begriff, eine junge Dame zu heirathen, mit welcher er schon einige Zeit verlobt gewesen. Ich war erstaunt über die Veränderung, welche während so kurzer Zeit

mit seinem Aussehen vorgegangen. Er war abgemagert und blaß, und schien keineswegs in guten Gesundheitsumständen; auch war die Veränderung seines allgemeinen Benehmens nicht weniger auffallend. Ich hatte Mühe, in dem finstern, verschlossenen, nachdenklichen Mann meinen sonst so heitern, leichtherzigen Freund wieder zu erkennen. Er schien sich noch nicht von dem Stoß erholt zu haben, den das tragische Ende seines Onkels auf sein Nervensystem ausgeübt. Ich anempfahl ihm dringend, als Freund wie als Arzt, zu seiner Wiederherstellung den Wechsel von Luft und Umgebung zu versuchen. Er zeigte sich meinem Rathe geneigt und segelte sogleich nach seiner Verheirathung mit seiner jungen Frau nach Europa.

Mehrere Jahre blieb er abwesend. Anfänglich korrespondirten wir regelmäßig, dann wurden seine Briefe seltener. In dem letzten derselben zeigte er mir den Tod seiner Frau an und theilte mir mit, daß er sein einziges Kind, ein Mädchen, in die Obhut einer in Paris lebenden amerikanischen Familie gegeben und im Begriff stehe, eine längere Reise durch Egypten und Syrien anzutreten. Er benachrichtigte mich auch, daß, da seine Gesundheit sich verschlimmert, er kürzlich sein Testament gemacht und mich darin zum Vormunde seiner kleinen Tochter und zum Verwalter seines Vermögens eingesetzt habe. Seine Worte lauteten höchst niedergeschlagen, und er deutete an, daß ich wohl schon in nicht ferner Zeit berufen werden möchte, meine neuen Pflichten anzutreten. Er hoffte, daß in diesem Falle meine Frau und ich (er wußte, daß ich bald nach seiner Abreise von Amerika geheirathet hatte) nicht abgeneigt sein würden, sein Kind als ein Glied unserer Familie bei uns aufzunehmen.

Ich antwortete auf der Stelle, nahm das Amt an und versicherte ihn, daß wenn seine Tochter unglücklicherweise auch des Vaters beraubt werden sollte, sowohl meine Frau als ich sie behüten und lieben würden, als ob sie unser eigenes Kind wäre. Zu meiner Verwunderung erhielt ich auf diesen Brief, wie auf einen folgenden, keine Antwort. Westbrook war nun wenigstens acht Jahre abwesend und während der letzten sechs Monate für mich verschollen.

Nach Ablauf dieser Zeit fand ich eines Morgens, als ich in mein Bureau trat, einen schwarz gesiegelten Brief mit ausländischer Postmarke auf dem Pulte liegen. Der Brief war von Mr. Johnson, dem Amerikaner, in dessen Familie Westbrook's Tochter bisher gelebt. Er sandte mir die Trauernachricht von dem Ableben meines armen Freundes. Seine Konstitution hatte seit einiger Zeit Spuren tiefen Verfalles gezeigt, weßhalb er auf den Rath der Aerzte den verflossenen Winter in Egypten zugebracht, dessen Klima für schwindsüchtige Personen besonders heilsam erachtet wird. Da er jedoch bald gefühlt, daß seine Lage hoffnungslos sei, und daß es täglich schlimmer mit ihm wurde, so hatte er beschlossen, zu seinem Kinde zurückzukehren, um dort zu sterben, war aber auf der Ueberfahrt von Alexandria nach Marseille vom Blutsturz befallen worden und plötzlich verschieden.

Mr. Johnson benachrichtigte mich ferner, daß den Wünschen des Verstorbenen gemäß dessen Tochter Laura nach Amerika übersiedeln und mit ihrer Dienerin und unter der Obhut einer ebenfalls dahin zurückkehrenden Familie mit dem nächsten Schiffe abreisen würde. Mit derselben Gelegenheit sollte ich Westbrook's Testament und ein an mich adressirtes gesiegeltes Paket erhalten, das man unter seinen Effekten gefunden. Vierzehn Tage nach dem Eingange dieses Schreibens langte das Schiff, das mir meine Mündel zuführte, in New-York an. Laura war ein liebliches Kind von ungefähr sechs Jahren und gefiel uns außerordentlich. Sie war von sanfter, zärtlicher Art, und schloß sich bald herzlich und zutraulich an meine Frau und mich an.

Mehrere Tage nach Empfang der Papiere meines verstorbenen Freundes war ich zu sehr mit Berufsgeschäften überhäuft, um Zeit zu finden, das an mich gerichtete Briefpaket zu lesen. Eines Abends jedoch zog ich mich früh in mein Arbeitszimmer zurück, öffnete den Umschlag und begann mich mit dem Inhalte bekannt zu machen. Er lautete, wie folgt:

„George! Wenn diese Zeilen in Deine Hände gelangen, hat die Meinung der Menschen keinen Einfluß mehr auf mich, und ihr Urtheil kann mich nicht mehr erreichen. In dieser Welt habe ich nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten. Dennoch unternehme ich mit großem Widerstreben die Aufgabe, die ich mir selbst gestellt, und nur eine Rücksicht allein konnte mächtig genug sein, mich zur Erfüllung derselben zu vermögen. Ich stehe im Begriff, Dir ein Geheimniß anzuvertrauen, dessen Kenntniß nicht allein den Verlust Deiner Achtung und Freundschaft für mich nach sich ziehen, sondern Dir auch mein Andenken hassenswerth machen wird; überdieß, sollte der Fall, dessen verderblichen Folgen ich vorbeugen möchte, je eintreten, so wird mein armes Kind darunter leiden und Zeitlebens unter der Last von ihres Vaters Sünde gebeugt sein. Dennoch treibt mich die beständige Furcht, daß einst ein Unschuldiger des Verbrechens, das ich beging, angeklagt und deßhalb verurtheilt werden möchte, zu dem Bekenntniß meiner Unthat. Ja, Unthat! Denn mein Onkel starb von meiner Hand. ‚Ich mordete ihn,' wirst Du sagen. Aber nein! Ich bin strafbar, sehr strafbar! So gewiß jedoch ein Himmel über uns ist, — ich beabsichtigte nicht, ihn zu tödten. Und nun vernimm mein Schicksal.

„Wie Du weißt, war ich frühzeitig zur Waise geworden. Mein Vater starb an der Schwindsucht nach langen Leiden, als ich kaum sechs Jahre alt war. Er hatte immer so gelebt, daß von seinem Einkommen wenig übrig blieb, und seine andauernde Krankheit zehrte die geringen Mittel auf, die er besaß. Nach seinem Tode war meine Mutter völliger Hülfslosigkeit anheimgegeben und mußte es als ein Glück erachten, daß ihr einziger, durch geschickte Spekulationen reich gewordener Bruder, mein Onkel Sedley, ihr eine Zuflucht bei sich anbot. Zwei Jahre später starb sie, und ich blieb völlig abhängig von unserem Wohlthäter zurück.

(Schluß folgt.)

Der Meistersänger von Nürnberg.

Ein Bild aus der „guten alten Zeit".

Von

Dr. Alb. Wittstock.

Die Sonne senkte schon allmälig ihre letzten goldenen Strahlen zur grünen Erde nieder, und der schöne Sommernachmittag hatte viele Leute aus der Stadt hinausgetrieben in's Freie. Ein Handwerksbursche lüftete jetzt seinen Hut, er blieb ein Weilchen stehen und schaute freudigen Blickes auf die nahe Stadt, die mit ihren alterthümlichen Gebäuden und Thürmen ihm immer näher rückte. Nun stimmte er ein frohes Lied an von Wanderlust und Burschenfreude, sein Felleisen war ihm nicht mehr so schwer, denn er hatte ja gleich sein Ziel erreicht. Vertrauensvoll blickte er die ihm Begegnenden an, mit denen er nun bald in denselben Mauern wohnen solle, und manch' herzliches „Grüß Gott!" entrang sich seinen Lippen. Die freundlichen Nürnberger hörten dem hellen Gesange des Wanderburschen nicht ungern zu, und „Grüß Gott!" redete ihn jetzt ein schlichter, würdiger Mann an. „Woher des Weges, Gesell?" — „Ich komme von Mainz," antwortete der Jüngling. — „Da kommt Ihr von der Meistersänger hoher Schule," sagte der Spaziergänger. Er trug nur einen einfachen Rock, aber sein ganzes Wesen machte einen würdigen Eindruck, so daß ihn Jeder für einen Rathsherrn angesehen hätte. — „Einst war allerdings," erwiederte der Handwerksbursche, „Mainz der Meistersänger hohe Schule, und die Töchterschulen Nürnberg und Straßburg standen nach. Aber jetzt, habe ich erfahren, ist in Nürnberg seit lange die holdselige

Kunst besser gepflegt als irgendwo. Wie vor fünfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenblüt und der Barbier Hans Folz berühmt waren, so jetzt der Leineweber Leonhard Nunnenbeck, und vor Allen dessen Schüler, Hans Sachs, der Schuster. Und darum bin ich hieher gewandert, um die edle Kunst zu erlernen, und würde mich glücklich schätzen, könnte es bei den würdigen Meistern selbst sein." — Der Alte lächelte. „Wer seid Ihr?" fragte er dann wohlwollend. — „Ich heiße Michael Behaim," antwortete der Jüngling, „gehöre zur Weberzunft und habe mancherlei Länder gesehen. Mein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er von Böhmen nach Franken gezogen war. Ich liebe über Alles die Singkunst und möchte mich gern in ihr bis zur höchsten Vollkommenheit üben." — „Da seid Ihr an die rechte Schmiede gekommen," sagte mit freundlicher Theilnahme der Begleiter des Wanderers; dieser aber fiel hastig ein: „So seid Ihr auch der holdseligen Meistersängerkunst beflissen?" — „Ich bin es und werde es sein, bis an mein Lebensende. Dient doch die liebliche Musik und die liebliche Singkunst nicht allein zur Freude und Ergötzung der Menschen, sondern sie ist das Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens. Wie denn auch der heilige Apostel Paulus zur Uebung guter Gesänge gar treulich vermahnt." — „Und könnt Ihr mir verhelfen, diese Kunst auch zu erlernen?" fragte bittend Michael Behaim. — „Ich will es gern thun und Euch einem preisgekrönten Meister empfehlen. Dieser unterweist Euch unentgeldlich. Er wird Euch lehren, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und Euch einweihen in die Geheimnisse der Tabulatur: so nennen wir die Gesetze der



Die Begabung des Michael Behaim.

Dichtkunst. Habt Ihr diese begriffen, so müßt Ihr die Gesellschaft um Aufnahme bitten, da Ihr von löblichen Sitten seid und guten Willen zeigt. Ihr müßt alsdann den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe Eurer Kunst ablegen. Gelingt sie, so wird Euer Wunsch erfüllt. Feierlichst müßt Ihr dann geloben, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, Euch stets friedlich zu betragen, und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt Ihr das Einschreibegeld und gebt zwei Maß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersänger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel und den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreiesten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersänger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn Einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied."

Von der Rathsuhr ertönten sieben mächtige Schläge, der festliche Himmel war mit hellem Roth gelichtet, und beide Sangesverehrer traten jetzt durch das Thor in die Stadt ein. Wie der Alte versprochen, brachte er den Handwerksburschen zu einem Meistersänger. Doch, wie mußte Michael Behaim erstaunen, als er erfuhr, daß er sich in dem Hause des Webers Leonhard Nunnenbeck befinde, des berühmtesten Meisters der edeln Singkunst, der Hans Sachsens Lehrer

gewesen, und immer größer wurde sein freudiges Verwundern, als er in seinem Begleiter Hans Sachs selber kennen lernte. Ein gütiges Geschick hatte ihn in seine Hände geführt; beide Meister zu sehen und in ihrer Nähe zu weilen, war ja schon längst sein sehnlichster Wunsch.

In dem Hause des alten, ehrwürdigen Meisters Nunnenbeck ging unserem Behaim ein neues, inneres Leben auf. Mit frommem, frohem Gesang begrüßte er jeden neuen Tag, und dann ging es rüstig an die Arbeit, bis der Abend kam. Aber nun kam die gewünschte Erholung; sie bestand in beständiger Uebung in der Singkunst. Sein höchstes Ziel aber war, sich in das Herz der holdseligen, schönen Jungfrau Christiane, der jüngsten Tochter Nunnenbeck's hineinzusingen. Seit er ihr in das dunkle, seelenvolle Auge gesehen, da hatte er fortan nur noch Ein Streben, Ein Sinnen und Denken, Ein Ideal. Zwar konnte er wohl vermuthen, daß er nicht umsonst hoffen würde; es war ihm oft, als ob die freundlichen Blicke der Jungfrau ihm mit Wohlwollen begegneten, allein der Preis war ein hoher: nur ein gekrönter Sänger, hatte Nunnenbeck beschlossen, könne seine Tochter heimführen. So lange aber der Alte sang, war es unmöglich, den ersten Preis zu erringen.

Da wurde eines Tages gemeldet, daß dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten werden sollte. Michael Behaim sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathhause gezogen war, und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Durch dieses Schild wurden Alle, die an erbaulichen Festen Theil nehmen, zu der Singschule eingeladen.

Bei dieser Gelegenheit gab es für den jungen Sänger manch' Neues zu sehen und Manches zu fragen, und der alte Meister gab ihm über Alles Auskunft.

Auf der Tafel befand sich oben ein Wappen mit einer Krone, das war der Meistersänger Wappen, und darunter zwölf Männer, die einen Garten bestellen, deren Mühe aber ein wildes Thier zunichte macht; die Zwölf sind die zwölf berühmten Männer, die die erste Singschule einrichteten, und das wilde Thier ist der Neid, der von außenher, und die Zwietracht, die von innenher ihrem Gedeihen schadet. Von heiligem Beruf durchdrungen, sangen die zwölf Männer Lieder, die Gott wohlgefällig waren und den Menschen frommten. Kaiser Otto der Große, erlauchten Andenkens, bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone. Aber die Mönche, die sonst allein in der Kirche ihr Wesen trieben, waren neidisch, daß auch sie daselbst öffentlich Gottes Gnade verkündigten. Beim Papste verschrieen sie sie als Ketzer, und dieser forderte sie insgesammt nach Pavia, daß sie Rechenschaft von ihrem Treiben gäben. Freimüthig erklärten sie hier, daß Gott ihnen die Lieder einflößte, und daß dieselben daher nicht allein unsträflich, sondern auch heilig wären. D'rob verwunderte sich Seine Heiligkeit, und um sie als Lügner zu beschämen, legte er Allen ein Thema aus der Bibel vor, worüber sie ein Gedicht machen sollten, und ließ Jeden besonders in einem Gemach verschließen. Doch wer beschämt wurde, war der Papst, da er Aller Gedichte mit einander verglich, und diese Wort für Wort übereinstimmten. Mit reichen Geschenken verabschiedete er sie und nannte sie echte Christen, obgleich Einer diesen Namen nicht verdiente. Diese Wundermänner sind nicht vergessen worden. Sie waren theils Gelehrte, theils Ritter, theils Bürger. Einer war Schmied, einer Seiler, einer Glasbrenner. Von diesen ist nicht viel zu erzählen, aber desto mehr vom Ritter Wolfram von Eschenbach, von Nikolaus Klingsohr, der freien Künste Magister, von Walther von der Vogelwaide, von Heinrich von Ofterdingen aus Eisenach und von Heinrich Frauenlob aus Meißen, der heiligen Schrift Doktor zu Mainz. Dieser erhob in unsterblichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn die Frauen in Mainz zu Grabe; denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem Todten sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom ist sein Leichenstein, den die Frauen mit Thränen und mit Wein benetzten. Von diesen zwölf Meistern stammt die edle Singkunst her. Sie unterrichteten Jünglinge, und die Schüler wurden wieder Meister, und so bis auf unsere Zeit.

Als nun die Zeit herangenaht war, füllten sich die Straßen mit Menschen, die Alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze hin. Dieß geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte. Der Weg nach der Katharinenkirche war geschmückt, und die Meistersänger erschienen in besonderer Tracht. Sie waren ganz in schwarze Seide gehüllt, mit einem geschmackvollen Barett.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersänger aus, die umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber Alle noch rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die Alle aber so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern ragte vor Allen Hans Sachs hervor, sein Lehrer Nunnenbeck, und Michael Behaim befanden sich neben ihm. Größere Ruhe herrschte nicht beim Hochamte; Keiner sprach. Neben der Kanzel befand sich der Singstuhl. Nur kleiner, war er sonst wie eine Kanzel, den die Meistersänger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor war ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dieß war das Gemerke; denn hier hatten Diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form gegen die Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Das Gemerk war mit schwarzen Vorhängen umzogen; an der einen Seite des Gerüstes hing die goldene Kette mit vielen Schaustücken, die der Davidsgewinner hieß, und der Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Alles gerieth in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister bestieg den Singstuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke konnte man sehen, wie Einer der Meister in der Bibel nachlas, der Andere an den Fingern die Sylben abzählte, und der Dritte aufschrieb, was diese Beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln konnte man erkennen, wenn der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling Fritz Kothener, einen Glockengießer; der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sahe, daß es gut war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. Der Meister hatte versungen, und man hatte ihn sein Stück nicht zu Ende bringen lassen, weil er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsylbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarzsiebenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hage-

blütweise ließ sich jetzt vom Singstuhl herab ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande vernehmen; es war Meister Leonhard Nunnenbeck. Sein Kopf war glatt wie die innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank geben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die vierundzwanzig Aeltesten ihre Kronen vor dem Stuhl niederlegen und Preis und Ehre und Dank ihm geben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell machen im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stehen, auf ihr Angesicht niederfallen und Gott anbeten. Als Nunnenbeck endigte, da waren Alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens, seines dankbaren Schülers, Gesicht hell die Freude hervor. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Sein Gedicht war aber wohl mehr erhaben als schön.

Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach Aller Sinn. Es war Michael Behaim. Jetzt endlich war die Stunde gekommen, wo er den Lohn ernten sollte für seine rastlosen Anstrengungen, mit denen er sich in der Singkunst geübt hatte; er konnte sich mit Recht mit einem Bergmann vergleichen, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaim's Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Weithin der schönste Lohn war es für unsern Behaim, als er von den Zuhörern her ein schönes, jungfräuliches Antlitz mit glühenden Wangen anerkennend auf sich niederschauen sah. Das Fest in der Kirche war beendigt, und Alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch Christiane konnte sich das Vergnügen nicht versagen, ihren Dank dem wackern Behaim freundlich darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der ihn lobend anredete und den längst auf der Landstraße geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Der junge Meistersänger stand noch immer schüchtern und mit klopfendem Herzen vor der erröthenden Jungfrau, und konnte kein Wort sprechen; doch auf einmal trieb es ihn unwillkürlich, ihre Hand zu ergreifen und sie fest an sich zu ziehen. In demselben Augenblick trat Nunnenbeck zu ihnen und legte segnend seine Hände auf das Paar, dessen Herzen sich jetzt genähert zum ewigen Bunde.

Es war Brauch, daß die Meistersänger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der Eine zur Buße, wie der Meister Kothener, der Andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum ersten Mal begabt war. Fünf Maas Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersänger gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm Alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts weiter als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all' die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Szepter. Neben ihm saßen rechts und links Nunnenbeck und Hans Sachs.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als Mancherlei besprochen und belacht war, klopfte Behaim mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und er sang:

„Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?"

Peter Vischer nannte den Zimmermann, dem schon die heilige Schrift den Kranz weiht; er zimmerte die Arche Noah, ferner die Gottesstadt Jerusalem und den Tempel Salomonis. Hans Sachs dagegen pries den Maler; ähnlich wie Gott die Welt aus Nichts erschuf, so schaffe er Alles mit dem Pinsel, an Phantasie ist er fast dem kühnen Dichter gleich. Michael Behaim aber pries die Natur, die der größte Künstler sei. Er fragte, wer es einem Vogel nachmachen und mit Schnabel und Füßen ein Vogelnest stricken könne. Oder welcher Mensch etwa ein Spinnennest machen könne. Dagegen, erhob sich Hans Sachs. Nicht der Vogel baue sein Nest, sondern der ewige Schöpfer durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit. Gottes Werke macht Niemand nach. Er hat aber dem Menschen Etwas von dem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für manche Zwecke bauen und hantiren kann. Der ewige Schöpfer hat dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten angefangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann. So sei es auch mit der edlen Singkunst, und einen neuen Beweis dafür liefere der Meister Michael Behaim. Dieser wolle sich jetzt auch sein eigenes Nestlein bauen mit der holdseligen Jungfrau Christiane, er wünsche ihnen Glück und

„Was sie mit Fleiß säen, das erwachs'
Ihnen zu reichem Segen, fleht Hans Sachs."

So schloß der Poet und hatte seine Gegner zum Schweigen gebracht. Alle aber erhoben sich unter Beifallsbezeugungen und leerten ein Glas auf das Wohl Michael Behaim's und seiner Jungfrau Braut. Voll innern Wohlbehagens klopfte ihm Leonhard Nunnenbeck auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er ihm wie aus der Seele gesprochen. Michael Behaim aber nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen auf's Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

Die Villa Mattei bei Rom.

Von

Arthur Herbst.

Bei meinen Spaziergängen in der Umgebung von Rom blieb ich eines Tages vor der Villa Mattei stehen. Mein Reisehandbuch wußte davon nicht viel zu erzählen, als daß sie von Ciriaco Mattei mit großer Pracht erbaut worden und, nachdem sie lange Zeit dieser Familie als Wohnung gedient, von einem Prinzen Karl bewohnt worden sei, der

dort eine Gallerie spanischer Gemälde angesammelt. Die Antiken, welche da aufbewahrt worden, sind zerstreut. Die Villa ging in den Besitz französischer Nonnen über und „sei nun unzugänglich". Das reizte mich, und ich läutete. Eine Nonne erschien, und mein Passepartout, den ich der Gunst des französischen Generals verdankte, öffnete mir auch diese Pforte, wie so manche andere in Rom. Das Kloster konnte ich nun freilich nicht betreten, aber welchen Ersatz für die Schönheit der Nonnen bot mir die Aussicht von der Terrasse am Ende des Monte Celio, und die Luft, deren Reinheit nichts vergleichen läßt. Die Aussicht ist so großartig, wie sie mir kein anderer Punkt von Rom zu bieten scheint. Der Blick, der gegen Süden zwischen den Eichen und Marmorbildwerken, welche einen so wunderbaren malerischen Effekt machen, vor Allem den Thermen Caracalla's und in einer andern Richtung der Basilika des heiligen Johann vom Lateran begegnet, und dann die Gärten, welche den Alterthumsforschern so wohl bekannt sind, — er kann sich davon kaum losreißen. Durch diese Gärten führte die appische Straße, die größte und frequenteste der römischen Straßen, und das Thor des heiligen Sebastian, durch das man Rom heutigen Tages von dieser Seite verläßt, hat die alte Porta Campana ersetzt. Dieser ganze Theil der Stadt war mit berühmten Grabmälern erfüllt. Hier waren auch die zahlreichen Columbarien oder Grabkapellen, in denen man in Urnen die Asche der Todten aufbewahrte. Jenseits der Mauern fesselt den Blick die Wasserleitung des Nero, und der Monte Cavo, welcher das Latinerland abschließt. Auf den Abhängen der Berge sieht man, wenn die Luft hell ist, Albano, Tusculum, Frascati und Marino. In Marino hatte



Terrasse der Villa Mattei bei Rom.

Hannibal sein Lager aufgeschlagen und schaute auf das Rom vor sich, das seinen Haß und seinen Ehrgeiz in so hohem Maße reizte. Auf der Terrasse mahnen uns die Statuen und Altäre des egyptischen, etruskischen und römischen Alterthums noch immer an die Liebhabereien der früheren Besitzer.

Ein Wandervolk im Norden.

Von

A. E. Meinert.

Schweden ist an den meisten Orten kein Thalland und hat eher das Aussehen einer Ebene mit zerstreuten Felsen; hier aber, wo das Land von schneebedeckten Graten durchzogen ist, finden wir einen Landstrich, der mit der norwegischen Natur Aehnlichkeit hat, obgleich die Thalsohle weiter ist und mehr als dort ihre Arme nach allen Seiten ausbreitet. Es ist aber nur an wenigen Stellen Lehm oder fruchtbarer Boden, der diese Klüfte bedeckt, sondern Granitkies, der durch die Bergströme von den Felsen herabgeführt wird; große ginsterbedeckte Haiden zeigen sich da und dort, und die Thäler zwischen den Felsen erheben sich zu einer bedeutenden Höhe über der Meeresfläche. Die Gegend ist deßhalb im Ganzen genommen wild und kalt, öde und unfruchtbar. Zweimal im Jahre treten die Elve (Bergströme) über ihre Ufer und richten oft große Verwüstungen an: im Frühjahr beim ersten Schmelzen des Schnees, und dann zur Mittsommerzeit, wenn die großen Schneemassen auf des Berges Spitzen thauen; das Wasser stürzt dann über die angesäeten Felder, reißt Erde und Sand mit sich in seinem

Ungestüme, und wenn es später trocknet, entsteht ein zerstörender Sandflug, der über die Saat hinstreicht. Und doch finden wir hier einige von den schönsten Gegenden Schwedens. Die lichtgrünen Birken wölben sich über den



Dalekarlisches Hirtenmädchen.

Weg; während des Berges Schneewasser in gewaltigem Strome niederstürzt. Der Laubwald gibt dem Lande in den Augen des Schweden ein südliches Gepräge. An manchen Orten sieht man große Dörfer mit hübschen Holzhäusern,

rings umgeben von Baumgruppen und Blumenbeeten. Doch legen diese Gebäude selten viele Pracht zur Schau, denn die Dalekarlier sind ein Wandervolk, und die Wohnungen in den Thälern sind mehr ihr Winterobdach, als eigentlich ihre Heimat. Sobald nämlich im Frühjahr die Aussaat gemacht ist, zieht beinahe das ganze Volk auf die Viehwaiden und bringt hier den ganzen Sommer mit seinem Vieh zu, bis der Herbst es wieder zurückruft, und an manchen Orten bringt es außer dem Ertrag des Sommers auch das Winterfutter für das Vieh hinab. Man kann gegen das Frühjahr ganzen Karawanen im Walde begegnen: erst Heerden von Kühen und Ziegen, dann die Dienstleute, die Frau mit den Kindern auf dem Rücken, und der Hausvater bequem auf seinem Pferde reitend. Die Dalekarlier wissen am besten von allen Schweden Vortheil aus ihres Landes Holzreichthum zu ziehen; denn abgesehen von dem Fleiße, mit dem man den Waldbau und das Kohlenbrennen betreibt, verfertigen sie im Winter, wenn die Arbeit ruht, eine Menge Hausrath und Arbeitsgeräthschaften, was dann „in's Land hinabgebracht wird", wie es heißt, und in jedem Bauernhause Schwedens hat man gerne einen Tisch, ein Kästchen oder eine Geräthschaft, die „von den Dalarne" kommt. Sie bringen auch das Erz zu Tage, von dem die Erde Schwedens strotzt; die Dalekarlier sind auf Alles bedacht, was ihnen irgend Nutzen bringen kann. Sie sind im Uebrigen in mehr als einer Hinsicht ein wanderndes Volk; jedes Frühjahr verläßt ein anderer Theil der Bevölkerung, Männer und Frauen, die Heimat, sucht in den tiefer gelegenen Gegenden Dienste, und kehrt erst im Winter wieder zurück. Das ganze Reich ist ihre Werkstätte, und man sieht sie deßhalb auch, wenn man in Schweden reist, überall im Lande, namentlich in der Mälargegend und in Stockholm; sie sind leicht kenntlich an ihrem hohen, schlanken Wuchs, ihren scharfen, ernsten Gesichtszügen, und namentlich trennt sie ihre Sprache von den übrigen Schweden in solchem Grade, daß es oft schwer ist für diese, sie zu verstehen; man hat sogar Aehnlichkeit mit dem Hochschottischen in ihrer Sprache finden wollen. Auch ihre Tracht hat sehr viel Eigenthümliches; der weiße Kittel und die blaue Weste nehmen sich ganz besonders aus, namentlich wenn man sie zusammen sieht. Die Dalekarlen zeichnen sich durch strenges Zusammenhalten, Ernst und bedächtiges Wesen aus; die alte Offenheit und Geradheit in Wort und That findet man nur noch hier zwischen den Bergen. „Wir werden Dir folgen, Gustav, wenn anders wahr ist, was Du uns erzählst," soll Gustav III., dessen Wahrhaftigkeit oft etwas zweifelhaft war, hier zur Antwort bekommen haben, als er einmal den Gustav Wasa gegenüber von ihnen spielen wollte. In einigen Gegenden sagt man zu Jedermann, selbst dem König, „Du", und schüttelt dem Fremden ohne Weiteres die Hand, wenn er auch noch so vornehm. Hier hat der Adel niemals recht Wurzel fassen können; zwischen den unfruchtbaren Bergen und Thalgründen fand er nie das Wohlleben, das er suchte, und der Dalekarl war stets zu stolz, seinen Nacken unter den Adel zu beugen. Er war immer ein unruhiges und halsstarriges Volk. Hier begann Gustav Wasa den Aufstand gegen Christian II., und das Volk ist noch voll von Geschichten aus jener Zeit; man zeigt noch die Stätte, wo Gustav sich verkleidet aufhielt, die Brücke, unter der er sich verbarg; und wenn an St. Johanni das alte Vogelschießen gehalten wird, ist der Vogel noch heutigen Tages „der Tyrann Christian".

Schwere Folgen.

(Schluß.)

„Mein Onkel war schon damals alternd und in allen seinen Gewohnheiten und Ansichten ein verhärteter Junggeselle. Er war überdieß auch ein Mann, dem es immer unmöglich gewesen, mit den Gedanken und Gefühlen eines Kindes zu sympathisiren und sie zu begreifen. So jung ich auch war, bemerkte ich bald bei ihm den gänzlichen Mangel jener Zärtlichkeit und Freundlichkeit, nach welcher Kinder sich instinktmäßig sehnen.

„Ich erinnere mich noch deutlich, mit welch' ängstlicher Scheu ich durch die trübseligen, langen Gänge und unbenutzten Gemächer des düstern alten Hauses in Bleeckerstreet zu wandern pflegte, und wie sehr ich es vermied, meinen Onkel durch meine Gegenwart zu stören. Denn in den seltenen Fällen, in denen es mir begegnet war, mit ihm zusammenzutreffen, hatte er sogar noch bei Lebzeiten meiner Mutter, nicht gezögert, es deutlich zu erkennen zu geben, wie unwillkommen ihm meine Nähe war. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich, als ich mein neuntes Jahr erreicht hatte, die Nachricht von meiner Uebersiedelung in eine Pensionsschule mit einer Freude begrüßte, welche sonst bei einem Knaben dieses Alters kaum natürlich gewesen wäre. Die für mich erwählte Anstalt lag bei Tarrytown, und ich blieb mehrere Jahre dort. In meinem sechzehnten Jahre bezog ich, wie Du weißt, meinen Wünschen entsprechend, Yale College und studirte dort, bis ich einundzwanzig war.

„Um meinem Onkel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich gestehen, daß er während meines Aufenthalts in Schule und College mich alle Vortheile der Erziehung genießen ließ und sogar ohne Widerstreben alle Unterrichtsstunden bezahlte, welche außerhalb des gewöhnlichen Kursus lagen und daher besonders in Anrechnung gebracht wurden. Außerdem konnte ich jährlich frei über eine Summe verfügen, welche, wenn auch nicht beträchtlich im Verhältniß zu seinem großen Vermögen, doch für meine Bedürfnisse und vernünftigen Wünsche vollkommen ausreichend war.

„Als ich das College unter guter Belobung verlassen, wurde ich wieder ein Bewohner des Hauses in Bleeckerstreet. Mein Onkel war sichtlich mit den mir ertheilten Ehren zufrieden und überdieß erfreut, daß ich keine Schulden gemacht hatte. Es war schon bestimmt worden, daß ich bei einem alten Freunde meines verstorbenen Vaters Jurisprudenz studiren sollte, und mein Onkel bewilligte mir jährlich tausend Dollars, um meinen Weg in der Welt zu machen. Er deutete zugleich an, daß ich bei seinem Ableben die Hauptmasse seines Vermögens erben sollte.

„Mehrere Monate blieb ich in meines Onkels Hause, obschon ich gleich Anfangs zu der Ueberzeugung kam, daß ein fortdauernder Aufenthalt im höchsten Grade unangenehm für mich werden müßte. Meines Onkels Geschmacksrichtung und die meinige waren in den meisten Beziehungen in vollkommenem Gegensatz zu einander, und die große Selbstsucht seines Charakters ließ es ihn als ausgemacht ansehen, daß ich immer meine Neigungen den seinigen unterordnen müßte. Abend um Abend erwartete er, daß ich zu Hause bleiben sollte, entweder lesend, oder als sein Partner beim Schach, das er sehr liebte und worin er Meister war, obschon der langsamste Spieler, den ich je gekannt. Wenn ich einmal das Theater zu besuchen oder eine Einladung zu Freunden anzunehmen wagte, wurde dieß von ihm als eine förmliche Beleidigung angesehen. Dieser Zwang wurde endlich so unerträglich, daß ich beschloß, mich ihm nicht länger zu unterwerfen, und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, mich ihm zu entziehen, ohne des alten Mannes Gefühle zu sehr zu verletzen. Der schickliche Vorwand bot sich bald dar. Die verwittwete Mutter eines Studiengenossen von Yale College hatte in Princestreet ein Kosthaus eröffnet. Zwei oder drei Studenten, zur Zeit in New-York anwesend, nahmen, um dem Unternehmen einen Anfang zu sichern, dort ihre Wohnung. Man forderte auch mich zur Theilnahme auf, und ich sagte bereitwillig zu. Es wurde nun nöthig, die Sache meinem Onkel vorzutragen. Er hörte mich schweigend an, aber ich konnte aus seinen Mienen errathen, daß er um meine eigentlichen Beweggründe wußte. Dennoch, fast zu meinem Erstaunen, machte er keinen Ein-

wand, und nach einigen Tagen schon wohnte ich in Princestreet.

„Bei jedem Besuch, den ich meinem Onkel in kurzen Zeiträumen abstattete, war sein Empfang nichts weniger als herzlich, und ich fand, daß sein Mißvergnügen über meinen Wegzug durchaus keine vorübergehende Empfindlichkeit, sondern ein tiefer wurzelnder Groll war, als ich für möglich gehalten. Ich war indeß weit entfernt zu ahnen, wie weit dieser Groll reichen sollte.

„Die Zeit verging, und in weniger als sechs Monaten, nachdem ich Bluckerstreet verlassen, wurde mein Jahreseinkommen fällig. Bald darauf traf es sich, daß ich einen Wechsel von ein paar hundert Dollars auszustellen hatte. Er wurde mir unacceptirt zurückgeschickt, und zwar mit dem Bemerken, daß keine Gelder zu meinem Kredit in der Bank vorhanden wären. Dieß überraschte mich, da meines Onkels Pünktlichkeit in Geldangelegenheiten sprüchwörtlich geworden war. Ich beschloß, am nämlichen Abende bei ihm vorzusprechen, um die Ursache der Verzögerung zu erfahren. Als ich jedoch Nachmittags durch Warrenstreet ging, begegnete ich ihm zufällig. Nachdem wir uns begrüßt hatten, erzählte er mir, daß er gerade von seinem Bankier käme, bei dem er sich einige Minuten zu spät eingefunden, um ungefähr sechstausend Dollars zu hinterlegen, welche er an Miethszinsen während des Morgens eingenommen. Ich benutzte den schicklichen Eingang, um ihn so bescheiden als möglich daran zu erinnern, daß mein Bankier meine Jahresrente noch nicht erhalten habe. Wie groß war meine Ueberraschung und Bestürzung, als mein Onkel mir kühl entgegnete, daß er mir dieselbe entzogen, und noch spöttisch hinzusetzte, ‚er habe mich nicht des Mangels an Takt für fähig gehalten, pekuniäre Begünstigungen von einem Verwandten annehmen zu wollen, dessen Gesellschaft ich so wenig angenehm gefunden‘.

„Dieß war also die Rache, die er ausgesonnen. Einen Augenblick lang war ich buchstäblich betäubt. Wenn er in seinem Entschluß beharrte, so besaß ich weniger als nichts, da ich in der sichern Voraussetzung von dem Eingange meiner Pension Schulden kontrahirt hatte, die ich jetzt ganz außer Stande war zu bezahlen. Umsonst legte ich ihm diesen Umstand an's Herz und bat ihn, mir nur noch so viel zu geben, daß ich den nöthigsten Anforderungen für den Moment genügen könnte, wobei ich versprach, in Zukunft von eigenen Arbeiten zu leben und ihn nicht mehr zu belästigen. Er war unbeugsam, und da ich einsah, daß ich nicht weiter gehen konnte, ohne mich zu sehr herabzuwürdigen, so verließ ich ihn.

„Bitter waren in der That meine Empfindungen; während ich langsam nach Hause ging, dachte ich darüber nach, wie sehr ich betrogen worden war. Hätte mein Onkel, als ich ihm hinsichtlich meines beabsichtigten Wegzugs Mittheilung machte, mir gesagt, daß er, falls ich mich von ihm trennte, mir keine Unterstützung mehr zukommen lassen würde, so wäre eine Art Gerechtigkeit in seinem Entschluß gewesen. Aber zu schweigen, bis ich unrettbar in Verbindlichkeiten verwickelt war, erschien mir eine niedrige und feige Täuschung, ein schmähliches Hintergehen, und mein Blut wallte in Entrüstung auf. Welch' kleiner Theil, so dachte ich dann, von den Tausenden, die er sein nennt, wäre hinreichend, mich von allen Verlegenheiten zu befreien, und dennoch hatte er ihn mir verweigert! Eben jetzt trägt er eine Summe heim, die mir ein Vermögen sein würde und die doch nicht den vierten Theil seines jährlichen Einkommens ausmacht!

„Als dieser letzte Gedanke mir durch den Kopf fuhr, stutzte ich. Ein Einfall brach sich Bahn. Es gab einen Weg für mich, zu dem Gelde zu gelangen. Es ist wahr, mein Gefühl sträubte sich anfänglich dagegen, aber böse Eingebungen gewinnen schnell an Stärke, und ich mochte dagegen ankämpfen wie ich wollte, der Gedanke wich nicht aus meinem Sinn. Ueberdieß schien nur diese Art der Rettung für mich übrig. Ich überlegte daher die Sache gründlicher. Ich kannte genau meines Onkels Gewohnheiten. Das Geld und die Banknoten würden, das wußte ich, bis zum folgenden Tage in dem Bureau des Schlafzimmers eingeschlossen werden. Unbemerkt zu diesem Zimmer zu gelangen und unentdeckt das Geld zu nehmen, konnte schwierig sein, war aber keineswegs unmöglich, denn ein Zufall hatte mir einst einen Eingang verrathen, der außer mir Niemanden bekannt war. Zur Zeit, als das Haus erbaut wurde, ungefähr im Jahre 1800, wurde Bluckerstreet, obwohl später inmitten der Stadt gelegen, die sich seitdem bedeutend vergrößert hatte, als kaum zu derselben gehörig betrachtet, und war der Boden in dieser Gegend verhältnißmäßig billig. Der Eigenthümer des Hauses konnte demnach seinen Wunsch, einen Garten zu besitzen, ohne große Kosten befriedigen. Derselbe wurde auf der westlichen Seite des Gebäudes angelegt. Im Laufe der Zeit, als die Stadt sich erweiterte, wurde der Boden in dieser Lokalität ebenfalls zu werthvoll, um eine so große Fläche, als der Garten einnahm, zinslos liegen zu lassen. Der Platz wurde demnach von dem Eigenthümer verkauft, und neue Häuser darauf errichtet.

„Es schien die ursprüngliche Absicht des Architekten gewesen zu sein, zwischen dem Hause, das später meines Onkels Eigenthum ward, und dem zunächst daran erbauten, eine schmale Gasse offen zu lassen, um leichten Zutritt zu den Hintergebäuden zu ermöglichen. Aus irgend welchem Grunde war dieser Plan aufgegeben worden, oder vielleicht hatte der Baumeister in seinen Berechnungen einen Fehler gemacht, den er später nicht hatte korrigiren können oder wollen. Wie dieß auch sein mochte, so war anstatt der Breite eines gewöhnlichen Durchganges nur ein Raum von ungefähr fünfzehn Zoll freigelassen worden. Dieß, obschon genügend, das Passiren eines menschlichen Körpers zu gestatten, entsprach doch so wenig einer eigentlichen Gasse, daß Niemand je den Versuch machte, die Häuserspalte als solche zu benützen.

„In dem hintern Wohnzimmer befand sich, außer den beiden Fenstern der Rückwand, an der westlichen Seite ein Bogenfenster, das die Aussicht in den Garten gehabt hatte, und als dieser nicht mehr existirte, nutzlos geworden war. Als später das Gebäude in meines Onkels Besitz überging, wählte er dieses Gemach zu seinem Schlafzimmer, und ein großer, altmodischer Kleiderschrank wurde vor die durch das genannte Fenster gebildete Vertiefung gestellt. Der Schrank war breiter als die Letztere, und ragte von beiden Seiten einige Zoll weit darüber hinaus. Die dahinten befindliche Oeffnung der Mauer wurde dadurch gänzlich verborgen, und nach und nach wurde das Vorhandensein einer solchen überhaupt vergessen.

„Eines Tages jedoch, als ich noch ein Kind, und mein Onkel ausgegangen war, gerieth ich in das Zimmer und belustigte mich nach Knabenart, einen Ball gegen die Thüre des Kleiderschrankes zu werfen und wieder aufzufangen, wie er abprallte. Einmal aber warf ich ihn zu hoch, und er fiel auf den Schrank. Anstatt wieder herunterzurollen, blieb er verschwunden. Ich dachte nun, er läge oben, oder hätte sich zwischen den Schrank und die Wand eingeklemmt. Ich war natürlich zu schwach, das schwere Möbel wegzuschieben; um aber doch mein Spielzeug wieder zu haben, stellte ich einen Stuhl auf einen Tisch und gelangte mit einiger Schwierigkeit zu der gewünschten Stellung, die mir erlaubte, auf und hinter den Schrank zu sehen. Zu meiner großen Ueberraschung entdeckte ich dabei das vorhin erwähnte Fenster, auf dessen Gesims mein Ball liegen geblieben war. Nachdem ich ihn mit Hülfe eines krummen Spazierstockes meines Onkels heraufgeholt, eilte ich aus dem Zimmer, und da ich wußte, daß ich für mein unberufenes Eindringen schwer gescholten werden würde, so hütete ich mich wohl, gegen irgend Jemand meiner Entdeckung Erwähnung zu thun.

„Es war jetzt mein Entschluß, aus meiner geheimen Kenntniß Vortheil zu ziehen. Ich wartete in einem Zustande fieberhafter Erwartung, daß es Zeit sein würde, mein

nächtliches Unternehmen zu beginnen. In den wenigen Stunden, welche zwischen meinem Nachhausekommen und Fortgehen im Dunkeln lagen, glaubte ich, Jahre der Qualen durchlebt zu haben. Wie sehr erfüllte sich an mir der Ausspruch Cicero's: ‚Wie schrecklich ist die Zeit zwischen dem ersten Gedanken des Verbrechens und dessen Ausführung!‘ Als ich bei meinem rastlosen Auf- und Abgehen im Zimmer am Spiegel vorbeikam, erschrak ich vor dem Abbilde meiner blassen und verzerrten Gesichtszüge. Mein Aussehen paßt, so dachte ich mit Bitterkeit, zu dem Geschäft, das ich beginnen will. Ich sehe aus, wie das, was ich bin, — ein Schurke. Diesen Morgen erhob ich mich als ehrlicher Mann von meinem Lager, — ich werde mich als Dieb darauf niederlegen. Dennoch kam mir der Gedanke, meinen Plan aufzugeben, keinen Augenblick in den Sinn. Nein, ich war zu sehr gegen meinen Onkel erbittert, und schon die bloße Idee, daß er, wie ich mir einredete, die Ursache war, daß ich ein Uebelthäter werden sollte, und daß er auch dafür büßen müsse, machte mich nur noch entschlossener. Seltsame Ideenverwirrung meines bis dahin so klaren Kopfes!

„Als meine Uhr die zweite Stunde nach Mitternacht wies, stieg ich behutsam die Treppe hinunter und schlich mich aus dem Hause. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, wollene Socken über meine Stiefel zu ziehen, und dann wieder mit schwarzseidenen Strümpfen zu bedecken. Mein Tritt war mithin, sogar fast für mich, unhörbar. Rasch ging ich durch die einsamen Straßen zu meines Onkels Wohnung. Ich stand einen Augenblick davor still. Alle Lichter waren, wie ich vorausgesetzt, erloschen, und die tiefste Stille herrschte in dem Gebäude. Vorsichtig blickte ich mich um; kein menschliches Wesen war zu entdecken, und im nächsten Moment war ich in dem schmalen Durchgange zwischen den Häusern. Ich tastete an der Mauer entlang, bis ich das Fenster erreichte. Die äußern Sommerläden waren niedergelassen aber nicht befestigt, und obschon sie, lange nicht benutzt und dem Wetter ausgesetzt, in ihren Angeln rostig geworden waren, doch noch leicht zu öffnen. Der Riegel jedoch, welcher den obern und untern Theil des Fensters von innen zusammenhielt, war vorgeschoben, und ihn geräuschlos aufzusprengen unmöglich.

„Mit dem Diamantring, den ich trug, konnte ich leicht eine Scheibe durchschneiden, meine Hand durch die Oeffnung stecken und den Riegel wegschieben. Aber das Entfernen des Glases war schwierig. Hatte ich die nöthigen Risse mit dem Ringe gemacht, so mußte ich dem gelösten Stücke einen leichten Schlag geben; es mußte nach innen fallen und beim Zerbrechen ein klirrendes Geräusch verursachen, das den Schlafenden wecken mußte. Ich besann mich eine Weile. Dann nahm ich ein Geldstück, das ich noch in der Tasche hatte, drückte es mit der einen Hand fest gegen die Scheibe und zog mit der andern mit dem Diamant zwei- oder dreimal einen scharfen Kreis herum. Ich nahm das Geldstück weg und stieß das runde Glasstück hinein. Es fiel, weil so klein, fast geräuschlos nieder. Darauf steckte ich Zeigefinger und Daumen durch die Oeffnung und hielt die Scheibe fest, damit sie bei abermaligem Durchschneiden nicht fallen konnte. Auf diese Weise gelang es mir, ein hinlänglich großes Loch zu machen, um meinen Arm durchstecken und den Riegel zurückschieben zu können.

„Nachdem ich dieß gethan, schob ich sachte das Fenster auf und war bald im Zimmer. Obschon von innen für Jedermann der Schrank dicht an der Wand zu stehen schien, so war dieß doch nur mit einigen Zoll breit von jeder Seite des durch ihn verborgenen Fensters der Fall, welches, da es ein gewölbtes Bogenfenster war, eine geräumige Vertiefung bildete. Ich hielt den Athem an; — Alles war still. Es galt jetzt, das letzte Hinderniß hinwegzuräumen. Mich mit dem Rücken gegen das Fenster stemmend, drückte ich mit aller Kraft meiner Arme gegen den Schrank. Meine Stärke hätte aber doch vielleicht nicht ausgereicht, und das Verbrechen wäre nicht zur Ausführung gekommen, wenn der Schrank nicht auf Rollen gestanden hätte. Sie waren allerdings nicht mehr in gutem Gange, allein doch noch dienstbar genug, um es mir möglich zu machen, die schwere Masse vorzurücken. Sobald dieß vollbracht war, sah ich mich im Raume um. Das Mondlicht, das gebrochen durch die Läden der Fenster der Rückwand fiel, gab genügende Helle, meine Schritte zu leiten.

„Ich kam an den Schreibtisch. Er war, wie ich gefürchtet, verschlossen. Ich hatte mich aber auch für diesen Fall mit einem kleinen Meißel versehen, den ich unter einigen Werkzeugen zu meinem Privatgebrauche vorgefunden. Ehe ich ihn ansetzte, sah ich auf das Bett. Mein Onkel schlief fest, wie ich an seinem regelmäßigen Athem erkennen konnte. Keine Zeit war zu verlieren; ich schob den Meißel unter die Klappe des Bureaus und drückte hart dagegen. Einen Augenblick gab es nicht nach. Ich drückte stärker; die Klappe flog auf, aber auch gleichzeitig brach der Meißel mit lautem Knall in der Mitte durch. Entsetzt sah ich mich um; meine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen; mein Onkel war durch das Geräusch aufgewacht und sah mich, obschon er mich nicht erkannte. Mit einer Stimme, in welcher sich Ueberraschung und Unruhe mischten, fragte er: ‚Wer ist da?‘ — Ganz betäubt von der Gefahr meiner Lage stand ich eine Weile regungslos wie eine Statue, unfähig, zu denken oder zu handeln. Mein Onkel erhob die Stimme zum Hülferuf. Meine Bedrängniß wurde immer größer, in der nächsten Minute konnte ich entdeckt werden. Kaum wissend, was ich that, stürzte ich wie rasend auf das Bett zu und packte meinen Onkel bei der Kehle, sein Geschrei zu ersticken. Er kämpfte und rang ein paar Sekunden, dann war Alles still. Ich glaubte, er sei ohnmächtig geworden, dachte aber nicht, daß er todt sei. Dennoch hatte mich das Entsetzen über das Vorgefallene aller Willenskraft beraubt. Es fiel mir gar nicht mehr ein, das Geld zu nehmen. Mein einziger Gedanke war, das Haus ungesehen wieder zu verlassen.

„Ich rannte gegen das Fenster, als mir einfiel, daß der Meißel meine Anfangsbuchstaben auf den Griff eingegraben trug, eine kindische Arbeit, noch aus meiner frühern Jugendzeit. Ihn zurücklassen wäre mein sicheres Verderben gewesen. Ich suchte deßhalb eifrig das zerbrochene Werkzeug. Ich fand es, und wollte eben wieder die Flucht ergreifen, als ich beim Vorübereilen an meines Onkels regungsloser Gestalt bemerkte, daß sein Gesicht dunkel gefärbt und sogar verzerrt war. Ein fürchterlicher Zweifel drängte sich mir auf. Konnte er todt sein? Mit durch die fürchterlichste Angst geschärften Sinnen lauschte ich auf seinen Athem, — ich hörte nichts. Ich legte meine Hand auf sein Herz, — kein Pulsschlag war zu fühlen. Großer Gott! — so war ich sein Mörder! In meinem Hirn brannte und raste es, und halb bewußtlos sank ich zu Boden. Bald aber raffte ich mich wieder auf; die Liebe zum Leben siegte, und ich dachte von Neuem nur an Flucht. Ich kroch hinter den Schrank und zog ihn mit unglaublicher Anstrengung wieder an seinen Platz, ehe ich zum Fenster hinausstieg. Ich eilte, so schnell ich konnte, nach Hause, öffnete mit meinem Schlüssel, und erreichte ungehört und ungesehen mein Zimmer.

„Soll ich versuchen, Dir zu beschreiben, wie ich den Rest der Nacht zubrachte? Die Verzweiflung, abwechselnd mit der Reue und mit der Angst vor Entdeckung meines Verbrechens? Das böse Gewissen machte mich in der That zum Feigling. Ich, der mehr als einmal beim Zweikampf dem Tode furchtlos in's Auge geblickt, zitterte nun bis in meine innerste Seele, und fühlte mein Haar sich sträuben vor Entsetzen, als vor meiner zerrütteten Phantasie Visionen von Gefängniß und Schaffot aufstiegen.

„Endlich dämmerte der Tag. Völlig erschöpft warf ich mich angekleidet, wie ich war, auf mein Lager und fiel in einen unruhigen Schlummer, von dem ich erst spät erwachte. Ich stand auf, wechselte den Anzug, und ohne das Frühstück zu verlangen ging ich nach meinem Studienbureau. Ich wollte dort die Nachricht von meines Onkels Tode erwarten, welche, wie ich wußte, mich bald erreichen würde.

Als ich jedoch auf dem Wege dahin durch die Unterredung der beiden Omnibuspassagiere von der Oeffentlichkeit, welche der Vorfall schon erlangt hatte, Kunde erhielt, änderte ich meinen Plan und suchte Dich sogleich auf. Das Uebrige weißt Du. Wie es möglich war, daß, während die Polizei das Haus durchsuchte, Niemand daran dachte, den Schrank wegzuziehen, um die Wand auf dieser Seite zu untersuchen, wundert mich noch jetzt. Aber es war so; und bis zu diesem Augenblick ist das Geheimniß meines Eindringens in das Zimmer in meiner Brust verborgen geblieben.

„Und nun, George, weißt Du Alles. Wirst Du Dich weigern, das Dir vertraute Amt anzunehmen? Ich denke nicht; denn Du wirst Dich der Tage erinnern, als wir Knaben waren, und unsere Herzen nur Eines; als wir uns eine Freundschaft gelobten, welche, wie wir glaubten, nur mit unserem Leben enden würde. Laß das Andenken dieser Tage für mich sprechen! Henry Westbrook."

Als ich das Bekenntniß, das mich, ich gestehe es, tief erschütterte, zu Ende gelesen, war mein Entschluß sogleich gefaßt. Nicht einmal meine Frau sollte ein Geheimniß kennen lernen, welches auf die Zukunft meiner Mündel einen Schatten werfen konnte. Ich versiegelte das Paket und versah es mit der Aufschrift, daß es nach meinem Tode uneröffnet verbrannt werden sollte. Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß, wenn während meines Lebens kein Verdacht auf irgend Jemand fallen sollte, keine Wahrscheinlichkeit vorlag, daß nach einer Reihe von Jahren dieser Fall noch eintreten würde. Allein es sollte anders kommen.

Kaum ein Jahr nach Westbrook's Tode kehrte ein Mann von äußerst verdächtigem Rufe, welcher New-York ungefähr



Wer ist da?

zur Zeit der Katastrophe in Bleeckerstreet verlassen hatte, aus Kalifornien zurück. Zwei Personen, ohne Zweifel begierig, die große Belohnungssumme zu erhalten, schworen, daß sie ihn in der Nacht, als der Mord begangen worden, um das Haus hätten schleichen sehen. Er wurde verhaftet, verhört, und es stellte sich heraus, daß er gerade am Morgen der Entdeckung des Verbrechens die Stadt verlassen. Da er nun entweder nicht im Stande oder nicht willig war anzugeben, in welcher Weise er einige seiner Abreise vorhergehende Tage zugebracht (ohnehin eine schwierige Aufgabe nach einer Reihe von Jahren), so wurde er in Anklagezustand versetzt.

Jetzt konnte ich nicht länger zögern. Ich legte der Jury Westbrook's Bekenntniß vor, und die Anklage gegen den Andern wurde natürlich sogleich zurückgezogen. Ich hoffte dabei, daß Verschwiegenheit obwalten, und das Andenken meines armen Freundes verschont bleiben würde. Doch vergebens. Das Gerücht verbreitete sich bald, daß Mr. Sedley's Mörder Niemand anders als sein Neffe gewesen, und die ausschweifendsten und übertriebensten Erfindungen kamen in Umlauf. Ich hielt es demnach nur für einen Akt der Gerechtigkeit, Westbrook's Erzählung ohne Verkürzung zu veröffentlichen, damit nicht mehr als das rechte Maß der Strafbarkeit sich an sein Andenken heften möge.

Laura war glücklicherweise noch zu jung, um zu begreifen, welche Schmach durch das Zutagekommen der Unglücksgeschichte dem Namen ihres Vaters zufiel, auch ward ihr gnädig der Kummer erspart, der für ihr späteres Leben daraus hätte entstehen können. Sie hatte von ihrem Vater den Keim der Schwindsucht geerbt und war kaum fünfzehn Jahre

alt, als sie dieser erbarmungslosen Krankheit zum Opfer fiel. — Manches Jahr ist seitdem verflossen, und von den damaligen Mitgliedern der Familie ist keines mehr am Leben, so daß ich es mir, ohne Furcht Jemanden wehe zu thun, erlauben durfte, zur mehrfachen Warnung die obige Erzählung einer weitern Oeffentlichkeit anheimzugeben.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Sobald Ruy Fernandez den Perlfischer nach der Küste fahren sah, von wo er Carla zu ihren sie sehnsüchtig erwartenden Verwandten holen wollte, verschwand die letzte Angst wegen seiner zweitausend Dollars. Er wurde augenblicklich in dem Grade heiter und gesprächig, in dem er vorher schweigsam und ernst gewesen. Während Palo seinem Vater, der von der ermüdenden Arbeit und den langanhaltenden Beschwerden und Sorgen völlig erschöpft, behülflich war, daß er sich in der Kajüte niederlegen konnte, phantasirte Fernandez eifrig über den glücklichen Ausgang seiner Angelegenheit. So verging die Zeit, die Brossy zu seiner Fahrt nach der Küste brauchte.

„Nun, Sennor Marino, jetzt habe ich genug gejubelt und mich gefreut über unsern Erfolg," sagte Fernandez, „ich will ein Bischen nach Arbeit sehen." — „Nach Arbeit sehen, zu dieser späten Nachtzeit?" erwiederte Palo, „was kann das heißen?" — „Ich will Geld ausgraben," war die Antwort. „Während ich diesen Abend die zwei Schurken im Walde verfolgte, hörte ich Carnar Moratin mittheilen, daß der größte Theil seines Geldes in der alten Kirche auf der ‚Riesin' vergraben sei, und da sein Besitzthum bald eines Verwalters bedürfen wird, so habe ich mir vorgenommen, diese Stelle für mich zu beanspruchen." — „Seid Ihr gewiß, daß Ihr recht gehört? Und könnt Ihr genau die Stelle finden, wo der Schatz vergraben ist?" — „Ich denke ich kann. Jedenfalls will ich den Versuch machen. Lieutenant Strato, kann ich für einige Stunden eine Laterne bekommen?" fügte er bei, als dieser Offizier vom Verdeck herabkam. — „O gewiß, was Sie auf dem Schiffe der Art finden können," antwortete der Kapitän, den die neue Bekanntschaft sehr freute, und er befahl seinem Diener, Sennor Fernandez sogleich eine Laterne zu holen. — „Danke," sagte der Schatzgräber, während er das Licht unter seinen Mantel nahm. „Jetzt sollte ich noch ein Boot haben, um zur Küste zu fahren." Lieutenant Strato lächelte zustimmend und gab dem Offizier auf dem Verdeck den nöthigen Befehl dazu. „Viel Glück, Don Ruy," sagte Palo. „Ich hoffe, Ihr werdet in Euern eigenen Angelegenheiten so guten Erfolg haben, als Ihr es in der unsrigen hattet. Vergeßt nicht, nach dem Manne, dessen Besitz Ihr Euch aneignen wollt, zu sehen, und seid vorsichtig, daß er Euch keinen Schaden zufüge, statt daß Ihr ihn beraubt." — „Ich werde schon überall nachforschen. Uebrigens wenn mir Sennor Marino die Pistolen geben will, die ich ihm im gefährlichen Moment geliehen ...." — „O gewiß. Wir brauchen sie nun nicht mehr. Vielen Dank," und er gab sie dem Eigenthümer zurück. — „Ich werde nicht lange abwesend sein," fügte Fernandez bei. „Ich denke Sie hier wieder zu finden?" — „Ja. Wir werden unser Hauptquartier hier aufschlagen, bis die Nachforschung nach unserem Feinde gelungen." Fernandez steckte die zwei Pistolen in die Seite seines Mantels und verabschiedete sich. Lieutenant Strato begleitete ihn auf's Verdeck, um ihn abfahren zu sehen, und bald war er auf dem Weg nach der Küste. Die Laterne stellte er unter seinen Sitz und lenkte seine Ruder mit solcher Vorsicht, daß er in einer Entfernung von zwanzig Schritten nicht mehr gehört werden konnte. Er ruderte in der That so ruhig, daß die Strömung ihn schneller trieb als die Ruder.

Es war noch finstere Nacht um den Abenteurer, und er konnte kaum einige Schritte vor sich sehen. Die Schaluppe war bald nur noch ein dunkler Punkt vor seinen Blicken, und im nächsten Moment wurde sie für ihn unsichtbar. Sein scharfes Gehör und seine Wachsamkeit ersetzten ihm Alles. Er war schon ganz nahe an der Küste, als er das Klatschen von Rudern und unsichere Tritte hörte, gerade wie wenn Jemand in einem Boote sitzend die Füße heraufziehen würde. Im nächsten Augenblick, als er auf seinen Rudern ruhte und beinahe bewegungslos auf dem Wasser blieb, entdeckte er in der Dunkelheit eine undeutliche Form. Diese Form zeigte bald die Umrisse eines Bootes, in dem ein Mann saß. Ueberrascht durch das Unerwartete dieser Erscheinung und erschreckt durch die unheimliche Stille, mit der sie sich vorwärts bewegte, ließ Fernandez seine Ruder in's Wasser sinken und zog sich in einige Entfernung zurück, von wo er ungesehen den Gegenstand seiner Beobachtung im Auge behalten konnte.

Das Boot ruderte zögernd, als spionire sein Insaße weiter, und schien sich jeder Gefahr, entdeckt zu werden, ängstlich zu entziehen.

„Das geht nicht," dachte Fernandez, an allen Gliedern zitternd, „ich muß meine Stellung verändern." Er ging vorwärts, und das Boot zurück. Er machte den Versuch, nach Rechts zu gehen, das Boot ging nach Links. Ein entgegengesetzter Versuch wurde auf gleiche Weise erwiedert. Der Mann im Boote war sehr besorgt, was aus seinem Bemühen, Fernandez zu vermeiden, sichtbar wurde. Mit einem Wort, die Unruhe eines schlechten Gewissens und eines furchtsamen Gemüthes zeigte sich deutlich in den Bewegungen des Bootes. Fernandez verhielt sich stille und beobachtete den geheimnißvollen Ruderer, welcher unruhig hin und her fuhr und unschlüssig schien, was zu thun.

„Hier scheint mir ein Stein des Anstoßes an der Schwelle meiner Unternehmungen zu liegen," dachte Fernandez. „Ganz sicher ist dieser Mann ein räuberischer Schurke, dessen Geschäft zehnmal schlimmer als das meinige ist."

Fernandez hatte nicht falsch geurtheilt, denn — wie der Leser schon errathen haben wird — es war Moratin.

Die beiden Boote blieben einige Minuten bewegungslos, und die beiden Männer betrachteten sich, so weit es die Dunkelheit erlaubte, mit gegenseitiger Scheu, nur daß Fernandez doch mehr Kraft über sich hatte.

Noch hatten sie kein Wort gewechselt. Endlich ruderte Moratin wieder hin und her.

Fernandez, mit seinem richtigen Blick, erkannte in dem Insaßen des Bootes einen ungefährlichen Feigling. Er sah, daß er leicht in Angst gejagt werden konnte, und war entschlossen es zu thun. Seine List war bald ausgesonnen. Er lenkte die Ruder mit fester Hand, stellte sich, wie wenn er auf dem Boden seines Bootes einige Kameraden liegen hätte, und flüsterte: „Ich habe Alles gesehen, Jungens! Auf, Carlos! Haltet Euch bereit, Beltran! Wacht Alle auf! Es gilt einen großen Kampf!" Mit einigen kräftigen Ruderschlägen brachte er sein Schiff dem Moratin's ganz nahe. „Halt an!" rief er. „Ergebt Euch, oder wir schießen Euch zusammen! Deckt ihn mit Eurer Büchse, Carlos! Nun haben wir ihn!" Die List war gelungen.

Moratin strengte jeden Nerv an, die Küste zu erreichen. Er zerbrach in seiner Verzweiflung eines seiner Ruder und wäre dadurch beinahe in's Wasser gestürzt, aber das andere hantirte er mit um so größerer Kraft, denn er bemühte sich, dem wüthenden Angriff des unbekannten Feindes zu entkommen und vor Fernandez die Küste zu erreichen. Er war auch wirklich bald am Lande, schleuderte das Boot zurück, indem er heraussprang, und floh ohne sich umzusehen.

Fernandez gab sich immer noch den Anschein, als ob er Befehle zur Verfolgung auszutheilen hätte, und erhob ein wildes Geschrei. Der Flüchtling aber verschwand bald aus

seinen Augen, und die Absicht war erreicht. Der Rückzug im Boote war Carnar und Moratin abgeschnitten. „Ha! Ha!“ lachte er, sobald er seines glücklichen Erfolges gewiß war. „Das war wieder ein Beweis, was man mit einem Bischen Geistesgegenwart erreichen kann. Wenn er nicht davon gerannt wäre, hätte ich es gethan! Nun will ich erst nach dem Gewinn sehen!“ Er holte die Laterne unter dem Sitz hervor und nahm eine Untersuchung des Bootes und seiner Ladung vor. Wir brauchen kaum zu sagen, daß er nicht wenig über die Mannigfaltigkeit der Lebensmittel und andere Dinge in dem Boote überrascht war. „Nun, das heißt 'mal einen tüchtigen Fang thun,“ sagte er vor sich hin, als er von den Säcken und Kisten Besitz nahm; „wer mag der Mensch wohl sein, und wo wollte er hin? Es scheint, er hat wie die Japanesen und Chinesen das Boot zu seiner Wohnung gemacht.“ Er setzte seine Untersuchung noch einen Moment fort und versuchte dann das Boot weiter zu treiben, aber es saß so fest auf dem Grund auf, daß er es nicht bewegen konnte. „Nun, das macht nichts,“ murmelte er, „ich lasse es, bis ich zurückkomme.“ Er befestigte sein Boot in einer kleinen Bucht, nicht weit von seiner Beute entfernt, nahm die Laterne unter seinen Mantel und setzte seinen Weg in der Richtung des Schauplatzes seines beabsichtigten Vorhabens fort.

Siebenzehntes Kapitel.

Obgleich Carnar sich den Gedanken an Brossy aus dem Sinne geschafft, hätte er doch alle Ursache gehabt, unruhig zu sein. In dem Augenblick, als er den Perlfischer aufgehoben, um ihn in die See zu werfen, war auch bei unserem Helden die Besinnung lebhaft genug zurückgekehrt, um ihn seine Lage begreifen zu lassen, und der rasche Sturz brachte ihn wieder völlig zu sich. So war es ein Werk der Vorsehung und seiner Geistesgegenwart, daß er am Leben blieb.

Der natürliche Trieb der Selbsterhaltung führte seine Hand an das Messer, und in dem Augenblick, als er in die See geworfen wurde, war der erste Gedanke, Gebrauch von der Waffe zu machen. Mit einem einzigen Schlag durchschnitt er den Strick, der ihn in die Tiefe ziehen sollte, an der Kette des Ankers, und im nächsten Augenblicke wurde es ihm klar, was mit ihm geschehen, wer sein Feind war, wie er in diese kritische Lage gekommen, und welche Maßregeln er zu treffen habe, um sich vor dem drohenden Untergang zu retten: wie ein Blitz trat ihm dieß Alles vor die Seele.

Als einem gewandten Taucher war es ihm ein Leichtes einige Zeit unter dem Wasser zu bleiben. Er überlegte wohl, daß Carnar die Oberfläche des Wassers einige Zeit beobachten werde, und ging deßhalb nicht ganz in die Höhe. Zu diesem Zweck hielt er seinen Athem gewiß dreißig Sekunden zurück und schwamm unter dem Wasser mit aller Anstrengung weiter, so daß, als er endlich seinen Kopf an die Luft brachte, er zu weit entfernt war, um von dem getäuschten Mörder gesehen zu werden. So blieb er eine volle Minute, und erhielt sich in dieser Stellung nur dadurch, daß er das flüssige Element, wie es geübte Schwimmer machen, mit den Füßen trat. Er fühlte, daß die Gefahr vorüber war. Obgleich der Kopf des Perlfischers von Carnar nicht gesehen werden konnte, so konnte er doch die Umrisse des Bootes und dessen Besitzer sehen. Es wurde ihm nicht schwer, die Küste zu entdecken und zu seiner Linken die Schaluppe, und er überzeugte sich, daß er im Stande sei, entweder die Küste oder die Schaluppe zu erreichen, was er vorziehen würde. Bis er ausgeruht und überlegt hatte, was er thun wollte, hatte Carnar seine Beobachtungen aufgegeben und ruderte nun in großer Eile der Küste zu, ohne zurückzublicken. In demselben Augenblick schwamm Brossy der Schaluppe zu. Er fühlte zwar einen heftigen Druck auf dem Kopf, den der Schlag mit dem Stein verursacht, aber das trat ihm doch klar vor die Augen, daß seine Braut in größerer Gefahr schwebe als er, und dieser schmerzliche Gedanke ließ ihn bald jeden andern Schmerz vergessen. „Es ist klar,“ dachte er, „daß er mich aus dem Wege schaffen wollte, um sich ihrer leichter versichern zu können. Ach, wie kann ich sie retten? Wie sie vertheidigen?“ Er strengte seine Kräfte auf das Aeußerste an und beachtete seine Schmerzen nicht, seine ganze Seele war mit der Gefahr, in der seine Geliebte schwebte, beschäftigt. Die Entfernung war für einen so geübten Schwimmer, wie er war, nicht so groß, und nicht lange nachdem Carnar an der Küste angelangt, erreichte er schwach und erschöpft die Schaluppe und klammerte sich an den Ketten unter dem Bugspriet an, wo zuvor sein Feind gehangen. „Hülfe, Hülfe!“ rief er mit schwacher Stimme, zum ersten Mal wieder zu sprechen wagend. „Reicht mir hülfreiche Hand, sonst sinke ich unter.“ Er fühlte sich im Augenblicke unfähig, sich aus dem Wasser zu erheben. Glücklicherweise hatte Lieutenant Strato seinen Ruf gehört und eilte in großer Bestürzung nach dem Bug.

„Allmächtiger Gott! was bedeutet das?“ rief er, als er unsern halb ohnmächtigen Helden aus dem Wasser zog. „Lieutenant Brossy! wo seid Ihr gewesen, und was ist geschehen, daß Ihr in solchem Zustande zurückkehrt? Sprecht!“ Der Perlfischer kämpfte einen Augenblick mit der Erschöpfung und Aufregung, und antwortete dann: „Nehmt so viel Leute als möglich zusammen und eilt an's Land! Sie ist in der größten Gefahr — Carla!“ — „Gütiger Gott! und Ihr ...“ — „Carnar hat sich ihrer bemächtigt, oder ist auf dem Wege es zu thun, das ist außer allem Zweifel!“

In diesem Augenblick trat Sennor Marino in die Kajüte und fragte, was es gebe. Palo war auf dem Verdeck erschienen und hatte genug von Brossy's Mittheilungen erhascht. „Welch' schreckliches Räthsel ist das!“ rief er, sich Brossy nähernd und ihn unterstützend. „Wo waret Ihr?“ — „Ich glaube ganz nahe dem Grund der See,“ lautete seine Antwort. „Carnar erwartete mich, als ich an die Küste kam, und schlug mich bewußtlos nieder, hob mich auf und warf mich mit einem Anker in die See; ich erlangte noch zu rechter Zeit die Besinnung wieder, um mich loszuschneiden. Nach diesem schwamm ich weiter.“ Die größte Aufregung unter den Umstehenden folgte auf diese Mittheilung. „Aber der Elende hat die Küste nicht weit von der Villa erreicht und hat ohne Zweifel den Plan, sich Carla's zu bemächtigen, wenn er es nicht schon gethan. Verliert keinen Augenblick! Macht die Boote los! bewaffnet euch Alle! und fort zu Hülfe!“ Lieutenant Strato war ein Mann von ausgezeichneter Gewandtheit und hatte das Boot rasch bereit und bemannt. Sennor Marino bestand darauf, mitzugehen, und versicherte, daß er so stark wie Brossy sei, allein unser Held überzeugte ihn, daß es besser, wenn er bei Lieutenant Strato bleibe, um die Schaluppe zu bewachen.

(Fortsetzung folgt.)

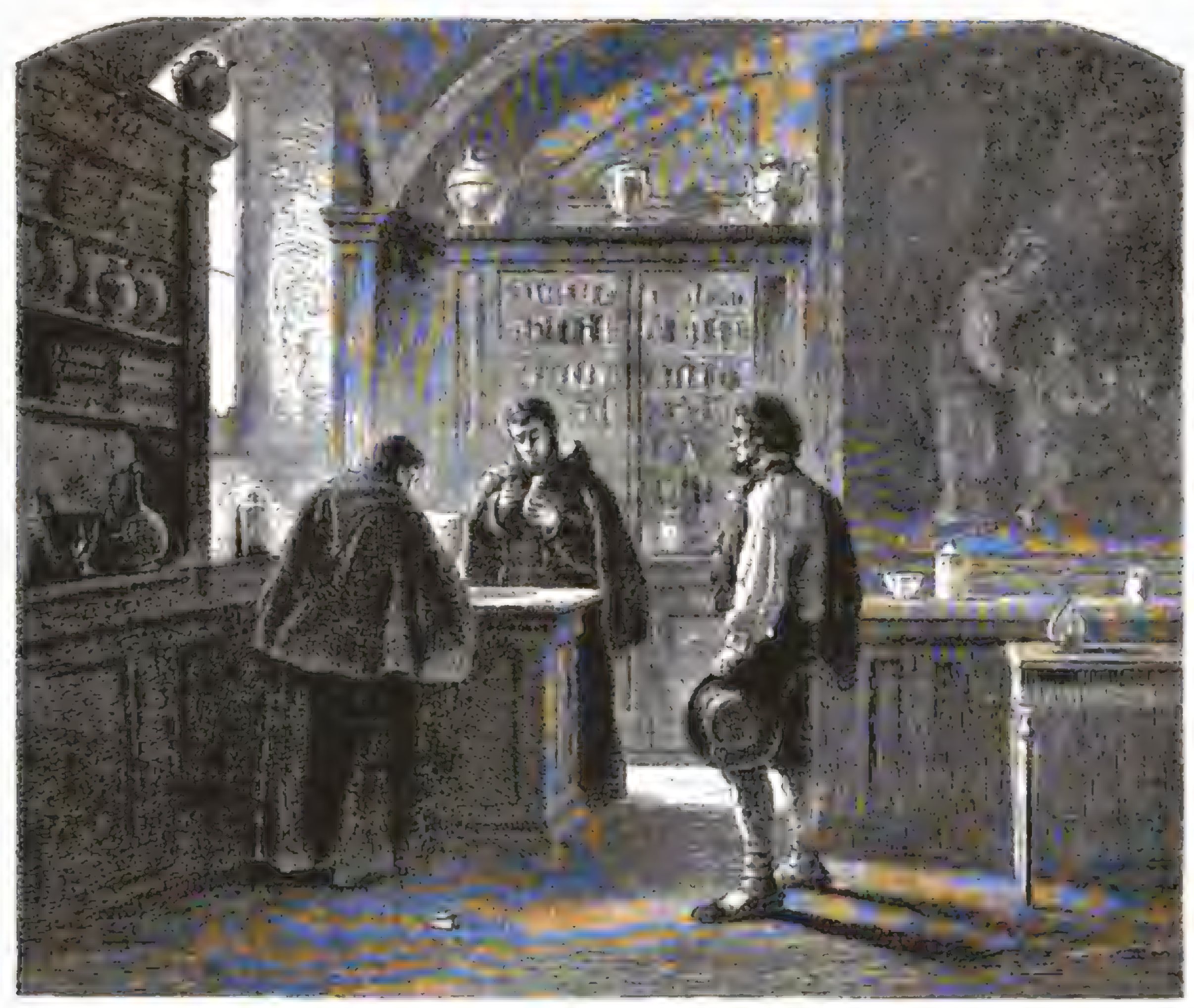
Bei den Kapuzinern in Rom.

Von

Arthur Herbst.

In der Nähe des Palazzo Barberini, auf einem kleinen mit Bäumen bewachsenen Platze, erhebt sich das Kloster der Kapuziner, das mich wegen seiner merkwürdigen Todtengewölbe anzog. Das Kloster, vom Bruder Urban VIII. 1624 erbaut, bietet als Bau wenig Interessantes. Das einfache Innere mit der ebenso einfachen Fassade konnte uns nicht fesseln, dagegen blieben wir vor dem heiligen Michael Guido Reni's, dessen Mosaikkopie in St. Peter sich befindet, stehen, aber wir müssen gestehen, daß das um seines Farbeneffektes so hoch geschätzte Bild überschätzt wird, und leider bekannter ist als manches bessere Werk. Weit mehr wurden wir von den Fresken Domenichino's angezogen, welche dieser unentgeldlich in der dritten und vierten Kapelle malte. Das

Altarbild von Sanfranco ging bei einer Feuersbrunst zu Grunde und wurde durch eine Kopie ersetzt. Unter dem Hauptaltar liegt der Philosoph und Märtyrer, der heilige Justinus; unweit davon Alexander Sobieski, der Sohn Johann's III. von Polen, der 1714 in Rom starb, und vor dessen Grabmal ich einen seiner Landsleute in ernster Betrachtung versunken fand. Hatte mich schon, was über der Erde, lange in der Kirche festgehalten, so wurde mein Interesse doch noch in ganz anderer Weise von den vier Todtenkapellen gefesselt, die sich unter der Kirche befinden. Wir konnten uns kaum von unserem Erstaunen erholen, als wir hier eintraten und diese seltsame Wanddekoration sahen. Die vier Gräber, welche in den Kapellen stehen, sind mit Erde aus Jerusalem gefüllt. Stirbt nun einer der Mönche, so erklärte der uns umherführende Kapuziner, so wird er in das älteste der Gräber gelegt, und die darin noch befindlichen Knochen der früheren Besitzer werden zur Verzierung der Wandflächen benützt. Einzelnen Skeletten hatte man wieder die Kapuzinerkutte übergezogen und sie gleichsam als Wachen ausgestellt. Die Knochen an den Wänden bilden nun Rosetten, Blumen, Kränze und seltsame Arabesken zu Allerseelen, und um Advent strömt es mit Andächtigen hierher, denen solche Todtengrüfte keinen Schauer einflößen. Mancher hat freilich diesen schon mit einer Ohnmacht gebüßt. Diese Wunderlichkeit hat sogar einem Gebäck, das die Form von Knochen hat, den Namen gegeben: dasselbe wird um jene Festzeit bei den römischen Konditoren als Ossa di morte oder Ossa di monache verkauft. Wir gestehen, es wurde uns doch etwas unheimlich zu Muthe zwischen diesen Knochenwänden, und es machte einen um so freundlicheren



Die Apotheke des Kapuzinerklosters in Rom.

Eindruck, als uns der Pater in die Apotheke führte, wo die Mönche für das Volk Arzneien bereiten, die umsonst verabreicht werden. Ich versäumte nicht, zum Abschied Etwas in die Büchse zu legen und so vielleicht zur Linderung der Krankheit eines armen Römers beizutragen.

Die Falkenjagd im Orient.

Von

Ernst Robert.

Die Falkenjagd, jenes so allgemein verbreitete Vergnügen des ritterlichen Adels im Mittelalter, welches er sogar als Privilegium den andern Ständen gegenüber streng hütete, ist in Europa nach und nach ganz außer Uebung gekommen: höchstens in Schweden und Norwegen wird noch hie und da der weiße Falke zur Jagd benützt. Aber in Afrika und Asien, wo uns die kriegerischen Stammeshäuptlinge der Araber, der persische und japanesische Adel ein treues Bild der mittelalterlichen Feudalherrlichkeit geben, steht diese Art der Jagd noch in voller Blüte.

Die Kunst, Raubvögel zur Jagd abzurichten, ist schon uralt und findet sich z. B. in China schon im siebenten Jahrhundert vor Christus allgemein verbreitet; von dort kam diese Kunst nach Japan. Von den Turkomanen aus fand sie sodann, aber erst bedeutend später, bei den Persern, und von diesen aus im siebenten Jahrhundert nach Christus bei den Arabern Eingang.

Daß diese Art zu jagen den alten Griechen und Römern ganz unbekannt gewesen, geht mit Sicherheit theils aus dem

völligen Stillschweigen ihrer älteren Schriftsteller über diesen Gegenstand, theils daraus hervor, daß ihre späteren Schriftsteller, wo sie von Völkern reden, welche mittelst abgerichteter Vögel jagen, zeigen, daß sie die Sache nur vom Hörensagen



Afrikanischer Falkner.

wissen; so Aristoteles in seiner Geschichte der Thiere, wo er von der thrakischen Sperberjagd erzählt. Daß die Juden die Falkenjagd gekannt haben, wollten einige Gelehrte aus den Worten des Propheten Baruch beweisen, wo dieser aus-

ruft: „Wo sind die Fürsten, welche über die wilden Thiere der Erde herrschen, welche spielen mit den Vögeln des Himmels? Sie sind verschwunden 2c." Wir unsererseits vermögen in diesen Worten keinen Beweis für obige Behauptung zu finden.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Falkenjagd in Asien ihren Ursprung hatte und sich erst später von dort aus über Europa verbreitete, und zwar wurde diese Art zu jagen mit hoher Wahrscheinlichkeit von den Nomadenstämmen in Hochasien erfunden. Jetzt ist, wie oben erwähnt, bloß noch in Asien, besonders in Persien, Indien, China, Japan, sowie im Norden von Afrika die Falkenjagd gebräuchlich, und werden, in Verbindung mit Hunden, die Falken sogar auf der Hyänenjagd verwendet. Die Abrichtung der Falken in diesen Ländern ist im Allgemeinen dieselbe, wie früher in Europa: der Falke wird zunächst mit verhülltem Kopfe in einen Käfig gesteckt, wo er zehn Tage lang beinahe keine Nahrung erhält, dann bindet man ihm die Flügel zusammen, nimmt ihm die Kappe ab und läßt ihn noch neunundvierzig Tage lang im Käfig, während welcher Zeit er ebenfalls nur wenig Futter bekommt; nach Verlauf dieser Zeit läßt man ihn aus dem Käfig, in dessen Nähe ein künstlich ausgestopfter Fasan oder dergleichen gestellt wird, an welchem Fleischstücke befestigt sind. Natürlich stürzt sich das ausgehungerte Thier sofort auf diese Beute; hat er seinen Antheil gefressen, so nimmt ihn der Jäger wieder auf den Arm. Nachdem dieß einigemal wiederholt worden, ist die Dressur fertig. Auf ihren schnellen Rossen dem Vogel zu folgen, welcher sich wie ein Pfeil auf seine Beute stürzt, ist eines der beliebtesten Vergnügen für die Großen der genannten Völker, und ein guter Falkenier steht bei ihnen in hoher Achtung.

Briefe für das Volk
zur
Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. C. Kolb.

Achter Brief.

Die Respiration. (Beschreibung des Athmungsapparats. Mechanik des Athmens.)

Das direkte Athmungsorgan (Lungen mit ihrem Zuführungsweg) wird seiner Hauptmasse nach von dem Brustkorb umschlossen. Dieser bildet einen von vorn nach hinten zusammengedrückten hohlen Kegel, dessen Spitze sich nach oben, die Basis nach unten kehrt. Sein fester Stützpunkt ist die Wirbelsäule, an welche sich eine Anzahl von platten, nach vorn durch ein längliches Knochenstück (das Brustbein) zusammengehaltenen Bogen (Rippen) durch Gelenke beweglich anlegt. Diese Bogen, von welchen auf jeder Körperseite zwölf vorhanden sind, bestehen aus plattgedrückten Stäben und haben nach vorn elastische knorpelige Ansätze; die sieben oberen legen sich, nachdem sie reifartig die Seitenwand der Brust umspannt haben, mit ihren Knorpelansätzen zum Theil unter Gelenkbildung, zum Theil bloß verwachsen, an das Brustbein an (wahre Rippen), während die Knorpel der drei nächstfolgenden das Brustbein nicht erreichen, sondern sich mit den Knorpeln ihrer Vorgänger verbinden (falsche Rippen), die zwei untersten aber frei endigen und wegen ihrer Beweglichkeit schwankende Rippen genannt werden. Die Zwischenräume der Rippen haben Muskelschichten (Fleisch) zur Ausfüllung; die Grundfläche des Brustkorbs aber gegen den Bauch hin kommt durch einen großen, glockenförmigen Quermuskel zum Abschluß, der mit seinem Rand und seinen Ursprungsbündeln im Kreise sich an die Wirbelsäule, die sechs unteren Rippen und das Brustbein anheftet, und nur an einzelnen Stellen für den Durchgang des Nahrungskanals und der großen Gefäße durchbohrt ist. Figur 1 gibt dem Leser eine bildliche Darstellung des Brustkastens, in welcher auf der rechten Seite die Zwischenrippenmuskeln entfernt sind, um die obere Fläche des Zwerchfells und die Rippen mit ihren weißgehaltenen Knorpelansätzen (cccccc) zu zeigen. Man sieht, ihre Länge nimmt bis zur siebenten oder achten zu, dann aber bis zur zwölften ab. aa gibt die gegliederte Wirbelsäule, b das Brustbein, d das Schlüsselbein, welches das Brustbein mit einem Fortsatz des Schulterblatts in Verbindung bringt. Bei eee (auf der linken Seite) bemerken wir die Ausfüllung der Zwischenrippenräume mit den Zwischenrippenmuskeln. gh gibt das Zwerchfell, dessen glockenförmige Wölbung auf der linken Seite durch Strichelung angedeutet ist, und bei i sehen wir einige von der Wirbelsäule ausgehende Hebemuskeln des Brustkorbs. — Der weibliche Brustkorb hat eine mehr gerundete, faßartige Form, und ist weniger geräumig als der männliche. Bei Frauen, die sich stark schnüren, wird sein unterer Umfang sehr verkleinert, indem die recht- und linkseitigen falschen Rippen sich zusammenschieben, und die Knorpel der echten Rippen vor dem nach hinten gedrängten untern Fortsatz des Brustbeins zusammenstoßen.

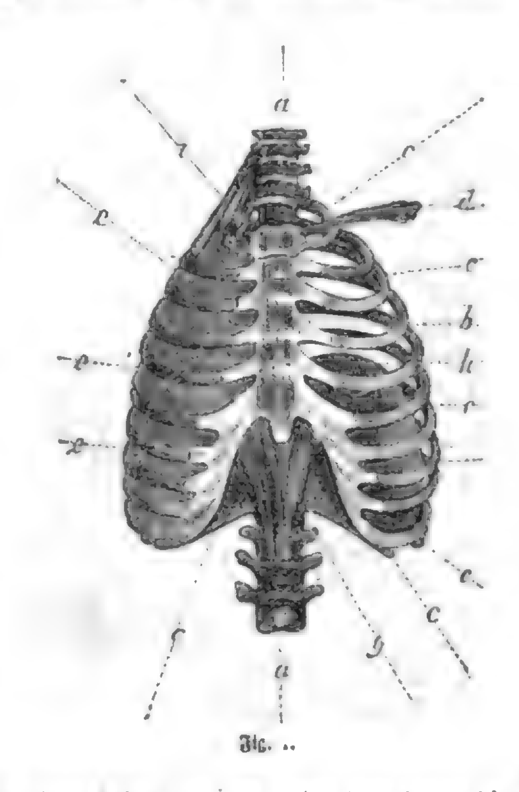


Fig. 1.

In diesen Kasten nun sind neben dem Herzen die Lungen eingelassen, deren Ausführungsgang aus der Brusthöhle in die Höhe steigt und in einem aus verschiedenen Knorpeln zusammengesetzten Hohlorgan, dem Kehlkopf, endigt. Der Letztere ist ein unterhalb der Zunge angebrachtes Gehäuse von der Form einer dreiseitigen Pyramide, die ihren winkligen, senkrechten Vorderrand nebst den Seitenflächen nach vorn und außen kehrt, und beim Mann eine stärkere Entwicklung zeigt als beim Weib oder Knaben (sogenannten Adamsbutzen). Seine obere Ausmündung ist durch Bänder und Schleimhautfalten zu einem Spalt, der Stimmritze, verengt, welche beim Schlingen gegen das Eindringen der über ihr weggleitenden Speisen durch eine knorpelige Klappe, den Kehldeckel, geschlossen wird. Die Stimmritze ist zum Behuf des Athmens und Sprechens einer verschiedentlichen Erweiterung fähig; ihre krampfhafte oder mechanische Verschließung dagegen hat Erstickungsanfälle zur Folge, weßhalb man sich in Acht nehmen muß, während des Schlingens zu sprechen, damit nicht Speisetheile in den unrechten Hals, das heißt, durch die erweiterte Stimmspalte in die Luftröhre gelangen. An das untere Ende des Kehlkopfs legt sich die Luftröhre an, deren Stamm in der Gegend des fünften Halswirbels be-

ginnt und an der Vorderseite des Speisekanals (Schlundes) bis zum dritten Brustwirbel abwärts steigt (Fig. 2. 17). Sie ist ein elastischer, fibröser Kanal, in welchen horizontal gestellte, hinten offene, und an dieser freien Stelle durch glatte Muskelfasern verbundene Knorpelringe eingewebt sind. An ihrem unteren Ende findet eine Theilung in zwei Aeste, Bronchen, statt, welche unter weiterer Theilung sich in die Lungen einsenken.

Die Lungen sind zwei weiche, schwammige, roth-graue Organe, welche die Seitenhälfte des Brustkorbs ausfüllen, die Form eines in der Achse durchschnittenen, unregelmäßigen Kegels haben und mit ihrer konkaven Basis auf dem Zwerchfell aufsitzen. Die stumpfe Spitze ragt nach oben über die erste Rippe hinaus, die konvexe äußere Fläche ist den Rippen, die konkave innere dem Herzen zugewendet; an der letzteren bringen nach Rechts und Links die Bronchen, die Blutgefäße und die Nervengeflechte, ein. Die rechte Lunge ist größer, breiter und niedriger als die linke, und wird durch Einschnitte von zwei Zoll Tiefe in drei (Fig. 2. 21, 22, 23), die linke durch einen Einschnitt in zwei Lappen (24, 25) getheilt (in Fig. 2 sind die vorderen Lungenränder zurückgeschlagen, um das Herz, wie auch die Eintrittstellen der Bronchen und Gefäße zu zeigen); diese Lappen lassen an ihrer Oberfläche die Zeichnung von eckigen Feldern wahrnehmen, welche die Basis der pyramidalen Lungenläppchen

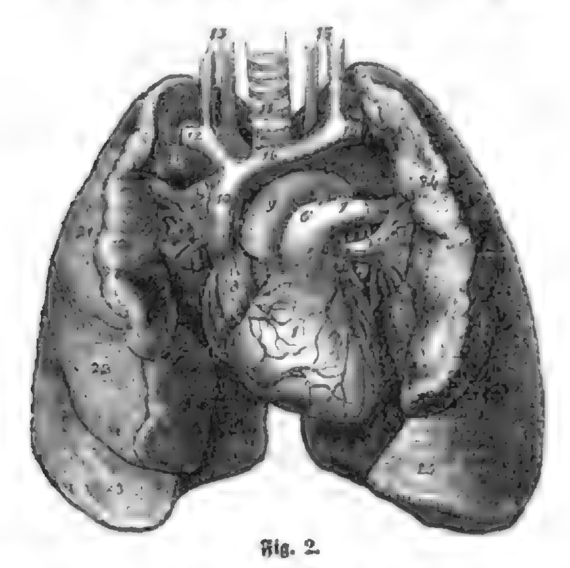


Fig. 2.

darstellen; letztere stehen durch ihre nach innen gerichtete Spitze mit den Verästelungen der Bronchen in Verbindung und sind unter sich durch zarte Bindegewebslagen abgegrenzt. Die zwei Bronchen verästeln sich zuerst nach der Zahl der Lappen, dann immer weiter und weiter. Die Zweige verlieren in ihrem Verlauf allmälig die durch Muskelfasern ringförmig zusammengehaltenen Knorpelbogen, welche zunächst durch Knorpelblättchen ersetzt werden, und behalten zuletzt nur noch die häutigen Elemente der Bronchen bei. In die Spitze der Läppchen eingetreten, theilen sich die Zweigchen noch einigemal, und bilden schließlich bläschenartige Ausbuchtungen von $^1/_5$ bis $^1/_{15}$ Linie Durchmesser, die Lungenbläschen, die zu zwanzig bis sechzig um das luftführende Kanälchen hersitzen und durch eine strukturlose, von elastischen und Bindgewebsfasern umgebene Membran gebildet werden. Die Gesammtheit der Bronchenverästelungen und Lungenbläschen stellt das Lungengewebe her, das aus dem sogenannten großen Kreislauf seine Ernährungsgefäße erhält. Da wir auf diesen Punkt in einem späteren Brief zurückkommen werden, so genügt hier zu bemerken, daß die Ernährungsgefäße der Lungen in ihren Schlagadern wirkliches, hellrothes Arterienblut, in ihren Venen dunkles, venoses Blut führen. — Die Luftwege sind nach ihrem ganzen Verlauf bis in die Lungenbläschen hinaus mit einer immer dünner werdenden Schleimhaut ausgekleidet, die als eine unmittelbare Fortsetzung der Mundhöhlen-, Nasen- und Knochenschleimhaut zu betrachten ist; sie besitzt in großer Anzahl Schleimdrüschen, die an die Oberfläche ausmünden, und eine Decke von Anfangs mehrfach geschichtetem Flimmerepithel, dessen feine Flimmerhaare sich nach Oben kehren und der Aufwärtsschaffung des ausgesonderten Schleimes dienen dürften. Im Verlauf wird die Epithelschichte eine einfache, bis sie in den Lungenbläschen das flimmernde Element verliert und in einfaches Plattenepithel übergeht. (Wir müssen hier bemerken, daß an den Schleimhäuten das Epithel der Epidermis oder Oberhaut, die wir in einem früheren Briefe kennen gelernt haben, entspricht; letztere besteht aus vertrockneten, das Schleimhautepithel aus durchfeuchteten plattenartigen oder zylindrischen Zellen, von denen die Letzteren in den Luftwegen an ihrer dem Luftstrom zugekehrten Fläche feine, nach dem Tode rasch zerfließende Härchen, Flimmerhaare oder Cilien, besitzen.) — Wir haben jetzt noch des wichtigsten Elements im Lungengewebe zu erwähnen, des engen Haargefäßnetzes nämlich, das sämmtliche Lungenbläschen dicht umspinnt und, wenn es sich ausbreiten ließe, eine ungeheure Fläche darstellen würde. Dieses Gefäßnetz, das sein Blut in Berührung mit der Athmungsluft kommen läßt, gehört nicht dem System der ernährenden, sondern dem der respiratorischen Gefäße an, in welchem die vom Herzen herkommenden Arterien schwarzes, venoses, die zum Herzen zurückkehrenden Venen das in den Lungen angesäuerte rothe Blut führen. Die Hauptstämme dieses Systems sind in Fig. 2 bei 20,20 (rothes Blut führende Lungenvenen der rechten und linken Lunge) und bei 6,6 und 7 (schwarzes Blut führende Lungenarterien) verzeichnet. — Die Oberfläche einer jeden Lunge ist sackartig von einer auch den Lappeneinschnitten folgenden, durchsichtigen sog. serösen Haut überkleidet, die mit derselben durch Bindegewebe verwachsen ist und Lungenfell heißt. Diese Haut biegt sich an der Einmündungsstelle der großen Gefäße um und bildet um ihre ganze Lunge her einen zweiten Sack, der seiner ganzen seitlichen Ausdehnung nach der entsprechenden Brustwand, nach unten dem Zwerchfell fest anhaftet. Zwischen dem äußeren und inneren Blatt befindet sich ein etwas Feuchtigkeit enthaltender Glitschraum. Die beiderseitigen, in sich zurückgeschlagenen Säcke, deren äußeres, die Brustwand überziehendes Blatt Rippenfell genannt wird, fassen in der Medianfläche des Körpers, wo das äußere Blatt Mittelfell heißt, das in einen ähnlichen Doppelsack eingeschlossene Herz und andere Organe der Brusthöhle zwischen sich.

Beim ungebornen Kind, das noch nicht geathmet hat, besitzt das Lungengewebe keine schwammige, sondern eine derbe, leberartige Beschaffenheit und sinkt im Wasser unter, weßhalb in zweifelhaften Fällen der letztere Umstand von den Gerichtsärzten als ein Merkmal benützt wird, ob ein Kind todt geboren wurde, oder ob es nach der Geburt gelebt, das heißt geathmet hat. Natürlich ist dieses Kennzeichen nur mit Vorsicht zu benützen, da eine keine Athmungsluft enthaltende Lunge durch den Fäulnißprozeß Gase entwickelt haben kann, welche sie leichter als Wasser machen, und andererseits Entzündungsprozesse auch der schwammigen Lunge eine leberhafte Konsistenz zu verleihen im Stande sind.

Nach Beschreibung der Athmungswerkzeuge liegt es uns zunächst ob, den Mechanismus des Athmens zu betrachten. Man hat denselben einfach mit der Thätigkeit eines Blasbalgs verglichen, bei welcher unter Anwendung äußerer Kraft Luft in einen leeren Raum tritt und diese entweder durch die Eigenschwere des Werkzeuges, oder abermals durch äußere Kraftanwendung wieder ausgetrieben wird. Die Wirkung ist allerdings die nämliche, doch wird sie durch ziemlich verwickelte Mittel erzielt.

Nur bei dem neugebornen Kind ist der luftleere Raum vorhanden, indem nach begonnener Respiration die Lungen stetig sich nur theilweise leeren. Um durch die Gleichgewichtsbestrebungen der Atmosphäre Luft in diesen Raum zu bringen, wie es beim Einathmen (der Respiration) geschieht, muß er erweitert werden. Dieß wird erzielt durch Erweiterung

des Brustkorbs, dem dann die luftdicht eingelassenen und durch ihr äußeres Umhüllungsblatt mit seinen Wandungen verwachsenen Lungen folgen müssen. Diese Erweiterung in den Breitendurchmessern wird durch die Hebung der Rippen erzielt. Man ersieht aus Fig. 3, daß eine Hebung der an der Wirbelsäule beweglich eingelenkten und durch das Brustbein zur gemeinsamen Thätigkeit gezwungenen Rippen, deren tiefste Ruheposition durch die Linie GH angedeutet sein mag, in ihrer höchsten Erhebung (durch die schwarzen Partieen der Figur und die Linie gh angedeutet) nebst der Vorwärtsschiebung des Brustbeins eine im Verhältniß zur Länge der Rippen stehende Vergrößerung der von vorn nach hinten gehenden Durchmesser bewirkt. Bei einer angestrengten Inspiration läßt die Elastizität der Knorpelansätze ein gewisses Maß von Steigerung zu. Wie auch die von einer Seite zur anderen laufenden Durchmesser eine Verlängerung gewinnen, kann man sich gut an ein paar Reifstücken versinnlichen, wenn man sie abwechselnd in die von Fig. 3 schwarz oder weiß markirten Lagen bringt und bei der Hebung sie so dreht, daß die glatte Innenseite voll nach Innen zu stehen kommt. — Die Hebung des Brustkorbs in seiner Gesammtheit geschieht durch die Verkürzung einer Anzahl von Muskeln, die an dem Warzenfortsatz des Schläfenbeins und an

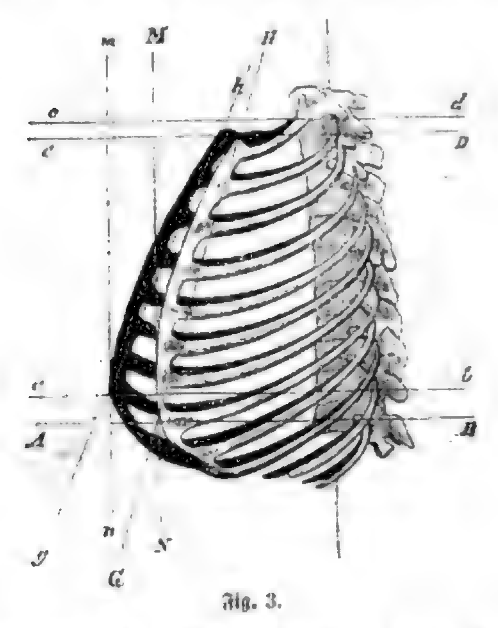


Fig. 3.

der Wirbelsäule ihre fixirten Anhaltspunkte haben, und theils zu den hinteren, theils zu den vorderen Partieen der oberen Rippen oder auch zu dem Brustbein laufen, folglich bei einer Verkürzung diese Anheftungspunkte in die Höhe und alles damit in Verbindung Stehende nachziehen. In Fig. 1 sind bei i einige dieser von der Wirbelsäule entspringenden Rippenheber angedeutet. eee zeigt uns die äußeren Zwischenrippenmuskeln, welche den ganzen Zwischenraum zwischen zwei Rippen einnehmen und den durch Strichelung ausgedrückten Faserverlauf haben. Man begreift wohl, daß, wenn die oberen Rippen durch die vorerwähnte Hebemuskel fixirt sind, diese Zwischenmuskeln gleichfalls als Heber und bei ihrem schrägen Zug zugleich als Strecker des an's Brustbein sich anlegenden Knorpelgewebs wirken, somit die Rippen verlängern müssen. — Doch sind die genannten nicht die einzigen Inspirationsmuskeln, da bei einem angestrengten Einathmen noch andere Fixirungspunkte mit in Thätigkeit gezogen werden. An Asthma leidende Personen pflegen die Hände auf den Tisch zu stemmen, um zu einem tieferen Athem zu kommen. Dadurch werden Arme und Schulterknochen fixirt, und die vom Oberarmbein und vom Schulterblatt aus zu den Rippen, dem Schlüsselbein und dem Brustbein laufenden Muskeln kommen dadurch in die Lage, als Rippen- und Brustkorbheber mitzuwirken.

Die angeführten Muskeln sind also die thätigen Faktoren des Inspirationsprozesses; sie üben indeß nur ihren Einfluß auf die verschiedenen Querdurchmesser, während dabei, wie aus Fig. 3 erhellt, der Höhendurchmesser in Nachtheil kommt. Für die Vergrößerung des Letzteren ist durch das Zwerchfell (Fig. 1 gh) Sorge getragen, das durch die Zusammenziehung seiner Fasern eine nicht völlige, aber doch ansehnliche Abplattung der halbkugelförmigen Wölbung bewirkt. Dadurch wird eine sehr ansehnliche Vergrößerung des Brustraumes gewonnen, jedoch nur im Verein mit den anderen Einathmungsmuskeln, welche den Rippenkorb fixiren müssen; denn operirte das Zwerchfell allein, so wäre die einzige Folge davon das Streben, seine beweglichen Anheftungspunkte gegen die Wirbelsäule hin zu ziehen. Während das Zwerchfell sich anspannt und niedersteigt, drängt es den Magen, die Leber und die Baucheingeweide überhaupt abwärts; man sieht deßhalb beim Einathmen die vordere Bauchwand sich erheben, beim Ausathmen wieder zurücksinken.

Wenn nun durch die Thätigkeit dieser Muskeln der fast nach allen Richtungen hin luftdichte Brustkorb erweitert wird, so müssen natürlich die Lungen den Erweiterungs-Bestrebungen der Brusthöhle, welcher sie überall anliegen, folgen. Das äußere Umhüllungsblatt ist mit dem Brustkorb verwachsen, und da sich zwischen Rippenfell und Brustfell keine Luft befindet, so nehmen die Lungen an den Bewegungen der Brustwände Theil, als ob sie mit denselben Einen Körper ausmachten. Die auf diese Weise erzeugte Leere kann nur durch die Luftröhre mit der atmosphärischen Luft in's Gleichgewicht gebracht werden; letztere zieht deßhalb Luft ein und füllt damit das schwammige Lungengewebe, das bei der Inspiration ein rein passives Verhalten zeigt. Wenn eine Verwundung des Rippenfells den Zugang zu der Höhle zwischen Rippen- und Brustfell ermöglicht, so bringt bei der Brustkorberweiterung Luft in diesen Hohlraum, und die betreffende Lunge bleibt unbeweglich; trifft die Verwundung beide Lungensäcke, so entwickeln sich rasch die Erscheinungen der Asphyxie (des Pulsstillstands).

Damit der Athmungsprozeß stetig fortgehe, sind die Luftwege durch knöcherne und knorpelige Werkzeuge gestützt, so die Nase durch knöcherne Wände und knorpelige Belege (man bemerkt an ihren Flügeln bei angestrengter Inspiration auch die Thätigkeit von Inspirationsmuskeln, welche namentlich bei Kindern auf das Vorhandensein schwerer Lungenleiden schließen läßt), der Eingang der Luftröhre durch das Knorpelgerüst des Kehlkopfs, die Luftröhre, Bronchen und ihre Verästungen durch knorpelige Ringe. Beständen die Luftwege bloß aus häutigen Kanälen, so würden sie in Folge des Drucks zusammenfallen und dem Eintritt der Luft ein diesem Druck entsprechendes Hinderniß bieten. An der Stimmritze sind erweiternde Muskeln thätig, deren Lähmung häufig Asphyxie nach sich zieht.

Beim Ausathmen (Exspiration) hört das passive Verhalten der Lungen auf, sofern beim Erschlaffen der Inspirationsmuskeln die Elastizität des Gewebes sich geltend macht; hat dieses durch die eingetretene Luft das entsprechende Maß von Spannung erlitten, so zieht es sich, einer angezogenen federnden Spirale gleich, wieder zusammen und treibt Luft aus. Möglich, daß dabei auch die glatten Muskelfasern mitwirken; da es jedoch in dem Allgemeincharakter der Letzteren liegt, nicht rasch in bestimmten Zeitabsätzen, sondern nur allmälig zu agiren, so ist vielleicht die Thätigkeit der die Bronchenringe schließenden Muskelbündel mehr auf die Aufwärts- und Fortschaffung der Schleimhautausscheidungen berechnet.

Obschon unter gewöhnlichen Umständen die Lungenelastizität für die Exspiration auszureichen scheint, wird gelegentlich doch auch die Mitwirkung von Exspirationsmuskeln erfordert. Man rechnet hieher die inneren Zwischenrippenmuskeln, welche den entgegengesetzten Faserzug der vorderen haben und nur an der vorderen Hälfte des Zwischenrippenraumes angebracht sind (sie können in diesem Sinne nur wirken bei Fixirung der untern Partie des Brustkorbs),

und die mit gleichem Faserzug versehenen, an die hinteren Rippenwinkel sich ansetzenden Unterrippenmuskeln; ferner alle diejenigen Muskeln, welche, an der Wirbelsäule oder am Becken fixirt, zu dem Brustkorb aufwärts steigen und somit durch ihre Verkürzung ihn herabzuziehen sich eignen. Häufig wird auch die Exspiration zu einer komplizirten Erscheinung und macht das Eingreifen verschiedener Muskelkräfte nöthig. Dieß ist der Fall bei der Stimmbildung, beim Singen, Thätigkeiten, in welchen der Strom der entweichenden Luft verstärkt, gedämpft, beschleunigt wird u. s. w.; ebenso bei angestrengter Stuhlentleerung, bei bedeutenden Muskelanstrengungen, in welchen die Luft vorübergehend in der erweiterten Brusthöhle zurückgehalten und erst dann wieder rasch ausgestoßen wird, wenn die Anstrengung vorüber ist. Das Gähnen, Husten, Lachen, Niesen u. s. w. sind fernere Thätigkeiten, in welchen sich In- und Exspirations-Bewegungen mit einander mischen.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung.)

„Laßt das sein," rief Marino, „ich fühlte nur eine Schwäche in Folge von übergroßer Anstrengung. Ich werde mich rasch wieder besser fühlen. Kommt, Palo, wir wollen keinen Moment verlieren!" Er sprang in das Boot, und Palo folgte ihm auf dem Fuße. „Noch ein Wort, ehe ihr geht," sagte Lieutenant Strato, der bei alle dieser Aufregung seine gewohnte Ruhe nicht verlor, obgleich er tief



Die Explosion.

und aufrichtig mit seinem Freunde fühlte: „Es ist leicht möglich, daß wenn ihr den Elenden verfolgt, er versucht, zu Wasser zu entkommen. Ich werde mein Augenmerk auf die Küste halten, und wenn ich sehe, daß er diesen Weg macht, werde ich eine Rakete steigen lassen, um euch zurückzurufen! Versteht ihr mich?" — „Ja, ja!" — „Sobald ihr die Rakete seht, wißt ihr, daß wir euch hier brauchen, dann kommt so schnell wie möglich zurück. Vergeßt nicht!" Er entließ das Boot mit dieser Einschärfung und befahl den Matrosen, die er mitgab, so rasch als möglich der Küste zuzurudern, und sie hielten sich auf's Pünktlichste an seinen Befehl. „O mein Kind, — meine arme verlorene Tochter!" rief Sennor Marino mit der Stimme des Verzweifelten aus, während er auf dem Verdeck niedersank und dem Boot mit Thränen in den Augen nachblickte. „Sollte uns das Wiedersehen in dem Moment versagt sein, da wir uns so nahe waren? Muß ich in Kummer sterben?" — „Muth, mein Lieber," sagte Lieutenant Strato. „Ich zweifle nicht, daß wir den Schurken bald in unserer Gewalt haben werden, selbst wenn es ihm gelungen, mit Eurer Tochter zu entfliehen. Wir müssen hoffen und den Muth nicht sinken lassen." Das Boot erreichte die Küste schneller, als je eines diesen Weg gemacht, und Alle sprangen mit ungestümer Hast an's Land. Der Perlfischer rannte, von der größten Angst getrieben, am Ufer hin, seiner Hütte zu, und seine eifrigen und aufgeregten Freunde folgten ihm. „Hier, diesen Weg, meine Freunde," rief er, „ich fürchte das Schlimmste! Carla wird uns sicher entgegen kommen, wenn sie hier ist." Im selben Augenblick stürzte eine Gestalt mit einem Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung aus dem

Garten und den Ankommenden entgegen. „O mein Gott! bist Du es, mein lieber Bruder? Ich wußte nicht, wer kommt!" rief Yola Brossy; als sie ihm um den Hals fiel. „Du bist naß! Wo warst Du? Carla ist fort, — von Carnar entführt! Ich habe ihr wieder und wieder gerufen, aber kann sie nirgends finden. Sie ging fort, um Dich zu suchen." Nachdem sie tief aufgeathmet, theilte sie ihrem Bruder und dessen Freunden mit, wo sie Carla zuletzt gesehen und was sie weiter von ihrem Verschwinden wußte. Eine schreckliche Angst bemächtigte sich aller Umstehenden.

Keine Sprache vermöchte Brossy's Bestürzung zu beschreiben. „Dieser Satan hat sich ihrer bemächtigt," rief er, „und vielleicht werden wir zu spät kommen zu ihrer Befreiung. O, meine arme Carla!" Er überließ sich nicht müßigen Klagen, sondern sandte einige Männer der Küste entlang, in der Richtung, in welcher das verlorene Mädchen ging, als sie Carnar begegnete. Dann eilte er in das Dorf, das die Fischer und Schiffer, deren wir schon erwähnten, bewohnten, und sammelte ein halbes Dutzend der Besten um sich. Fenster und Thüren wurden auf seinen Ruf geöffnet, und die Fischer, die er bei ihrem Namen rief, eilten Einer nach dem Andern herbei. „Bringt eure Büchsen und Pistolen, — jede Waffe, die ihr habt," sagte er, „eine wichtige Pflicht ruft uns. Carla Moratin wurde von Carnar ergriffen und entführt, und wir müssen zu ihrer Befreiung eilen!" Diese Nachricht brachte die Fischer in größte Aufregung. Die Luft hallte von den Verwünschungen gegen den Schurken wieder. „Tod dem Verbrecher!" rief Cayetano, und bald tönte es überall wieder, nicht nur von den Fischern, sondern auch von den Frauen und Kindern. „Hängen wäre zu gut für den Elenden, der solch' einen Engel, wie Carla Moratin, beleidigt!" — „Folgt mir, meine Freunde!" sagte unser Held, als er in die Hütte zurückging. „Wir müssen einen bestimmten Plan entwerfen und unsere Kräfte gut vertheilen." Als er mit Palo in seine Wohnung zurückkehrte, erkannte seine Schwester in Letzterem den jungen Mann, der sie aus der Grube im Walde zu retten versucht, und auch er erkannte sie wieder. Während Brossy seine Freunde vertheilte und ihnen angab, wohin sie gehen und wie sie suchen sollten, wechselten die jungen Leute einige Worte. „Ich bin sehr glücklich, Euch wieder gesehen zu haben," schloß er, „und zu fühlen, daß wir bessere Freunde werden, sobald wir erst wieder das Unrecht gerächt haben, das über uns gekommen. Das ist Alles, schönes Mädchen, was ich sagen kann, bis wir unsere Pflicht als Männer gethan, aber ich habe Euch nicht vergessen." Yola erwiederte, daß sie sich sehr gefreut, ihn wieder im Besitz seiner Freiheit gesehen zu haben, und daß sie hoffe, sie möge ihm dazu dienen, daß er das Werkzeug zu Carla's Rettung werde.

Sie sahen sich nur einen Augenblick, aber dieser reichte hin, den angenehmen Eindruck ihrer ersten Begegnung für's Leben zu befestigen. „Nun, Palo," rief unser Held, „wir Beide gehen mit diesen Leuten nach Carnar's Haus. Es ist so stark gebaut wie eine Festung, und es ist sehr leicht möglich, daß er seine Gefangene dorthin gebracht. Sei vorsichtig, meine liebe Schwester, während unserer Abwesenheit, und bleibe bei unsern Freunden, daß Dir nichts Unangenehmes zustoße!" Er küßte sie zärtlich, drückte sie an sein Herz und ging an der Spitze seiner Freunde mit eiligen Schritten Carnar's Wohnung zu.

Achtzehntes Kapitel.

In dem Augenblick, als Carnar Carla bat, ihm nach der Stelle zu folgen, wo Moratin sie erwarte, und das erschrockene Mädchen alle ihre Kräfte zusammenraffte, um sich gegen ihn zu wehren und um Hülfe zu rufen, hörten sie eilige Fußtritte. Sie kamen immer näher und wurden bald als die eines Mannes erkannt, der von der Küste her auf sie zueilte. „Vielleicht ist es Einer Eurer Freunde," sagte der Schurke mit grimmigem Flüstern, „wenn dem so ist, so werde ich mich rasch seiner entledigen. Uebrigens glaube ich, daß es einer meiner Freunde ist!" Es war so.

Als er mit einer Hand das Pistol hielt und mit der andern Carla beim Arm ergriff, stürzte der Mann hervor. „O, Carnar, seid Ihr es?" rief er im Tone des Schreckens. „Ich bin glücklich entkommen." Carnar und Carla sahen, daß es Moratin war. „O, wirklich!" war die Antwort seines Genossen. — „Wo ist das Boot, und was gab's?" — „Ihr sollt hören," antwortete Moratin, sobald er wieder zu Athem kam. „Während ich im Boot saß und Eure Rückkehr erwartete, zeigte sich plötzlich ein anderes Boot mit acht oder zehn Männern, die von der Schaluppe kamen, in meiner Nähe und feuerte auf mich." — „Feuerte? ich habe nicht schießen gehört." — „Dann weiß ich nicht, wie Ihr das nennen würdet," erwiederte der keuchende Flüchtling. „Die Kugeln sausten wie Hagel um mich, und ich glaubte, es sei um mich geschehen. Durch verzweifelte Anstrengung gelang es mir jedoch, die Küste zu erreichen und zu entfliehen." — „Gut, wo ist das Boot?" — „Das Boot? Sie haben es sicher nach der Schaluppe gebracht oder liegen sie in der Nähe auf der Lauer, hoffend, daß wir in ihre Schlinge gehen, und sie uns überfallen können." Carnar gerieth in die höchste Wuth über diese Mittheilung. „So ist unsere Flucht vereitelt," murmelte er, „und wir sind geprellt. Der Fehler liegt aber an mir! Ich hätte kein solcher Dummkopf sein sollen, das Boot dort zu lassen. Wir hätten sollen eine Meile weiter an der Küste hinunterrudern." Moratin entdeckte jetzt erst Carla und murmelte etwas von „Erfreutsein" sie zu sehen. „Ich hoffe, Du bist nicht unangenehm überrascht über unsere plötzliche Abreise," sagte er zu ihr. „Ich möchte Dich so gerne glücklich wissen. Carnar glaubt, daß wir anderswo besser und glücklicher leben können, und zu diesem Zweck wollen wir weiter ziehen." Während er diese Worte mit ernster Miene sprach, beobachtete Carnar die Bewegungen auf der Schaluppe. „Ich sehe, es ist große Unruhe auf der Schaluppe, es muß doch etwas an Eurem Bericht sein." — „Daran sein, Sennor Carnar!" rief Moratin mit beleidigter Miene. „Es ist die Quintessenz von Wahrheit. Wenn Ihr glaubt, zweifeln zu müssen ..." — „O, wir wollen nicht darüber streiten," unterbrach ihn Carnar mit ernster ruhiger Miene. „Wenn mich nicht Alles trügt, so werden wir bald auf unserer Hut sein müssen. Es fährt eben ein Boot von der Schaluppe nach der Küste." Moratin stieß einen Ton der Verzweiflung aus. „Da uns die Flucht zur See abgeschnitten ist," fuhr Carnar fort, „so müssen wir zu Lande fort. Der Schooner muß doch eintreffen, ehe der Morgen anbricht; er sollte ja schon seit zwei Tagen hier sein!" — „Nun, was können wir thun, um unsere Verfolger zu vernichten?" — „Wir müssen uns verbergen, bis das Schiff kommt, und dann das Land verlassen." — „Aber können wir uns auch verbergen? Gibt es einen Ort, wo sie uns möglicherweise nicht finden können?" — „Ja, viele, und ganz sicher einen oder zwei. Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen. Haltet Euch nur fest an mich und seid standhaft, und Alles wird gut gehen. Unsere erste Aufgabe ist, das Mädchen fortzubringen, ohne ihr Gelegenheit zu geben, um Hülfe zu rufen." — „Gewiß, gewiß!" antwortete Moratin, den die verzweifelte Lage ganz wild gemacht hatte. „Wir müssen sie binden, knebeln, Alles thun, was sie hindern kann Lärm zu machen!" Der Sprechende hatte seinen wirklichen Charakter in diesem Augenblicke verrathen. Carla hatte keine weiteren Beweise nöthig, um zu wissen, daß sie nicht seine Tochter sei. „Elender!" rief sie, indem sie sich anstrengte, sich von Carnar loszumachen, „aber Eure Schurkerei soll Euch nichts nützen. Der Tag der Vergeltung ist nahe." — „Wir wollen diese Frage hier nicht untersuchen," bemerkte Carnar. „Wir müssen handeln. Kommt!" Carla hatte aufgehört sich loszuringen und zu schreien, hoffend, daß die Leute, die Moratin gesehen, ihm auf dem Fuße folgen würden, und sie dadurch gerettet wäre. Diese Hoffnung war vergebens, und

der aufgeschobene Moment der Verzweiflung war gekommen. Sie stieß einen gellen Schrei aus und versuchte sich von Carnar loszutrennen. Er legte seine Hand fest auf ihren Mund und hielt sie wie mit Klammern. „Bindet ein Tuch oder sonst etwas um ihren Mund," rief er Moratin zu. Moratin, todtenblaß vor Aufregung und vor Angst zitternd, vollzog diesen Befehl. „Was die Verfolgung betrifft," bemerkte Carnar so ruhig wie vorher, und mit einem vielsagenden Leuchten seiner Augen, „so werdet Ihr Euch erinnern, daß ich in meinem Hause eine Falle gelegt habe für meine Verfolger und Brossy." — „Nun, was ist mit Brossy?" fragte Moratin, das Innehalten nicht verstehend. „Ich wollte nur eben sagen, daß er uns nicht beunruhigen werde, — das ist Alles." Carla hatte seine verhängnißvolle Pause verstanden und wurde ohnmächtig. Er rief Moratin herbei. „Es thut nichts," sagte dieser, „wir können sie nur um so leichter fortbringen." — „Vorwärts. Wir wollen nach der alten Kirche gehen, wo, wie ich Euch mittheilte, mein Geld verborgen ist!" — „Ist das ein sicherer Ort?" — „Ganz sicher. Selbst wenn wir dort überfallen würden, so weiß ich einen geheimen Weg, den man nur den Mönchsweg nennt, und der unten am Berg herausführt. Ich glaube, ich bin der einzige lebende Mensch, der diesen Weg kennt." — „Nun, ich vertraue ganz auf Euch!" — „Geht wohin Ihr wollt, ich stehe dafür, daß wir nicht beunruhigt werden. Wenn meine Mine ein halbes Dutzend ihrer Leute getödtet hat, werden sie genug mit sich zu thun haben, und indessen entkommen wir." Und nun gings mit ungeheurer Hast nach dem Riesenberge, der eine Meile hinter Loretto in den Himmel zu steigen scheint. Durch Wälder und Schluchten erreichten sie den Fuß des Berges und machten sich mit Entschlossenheit an das Hinaufsteigen. Carnar schleppte noch immer Carla hinter sich drein.

Es gibt kein Land der Welt, wo man ödere Gegenden findet als in Unter-Kalifornien; man trifft in manchen Theilen der Provinz auf hundert Quadratmeilen nicht einen bewohnbaren Platz; tiefe Schluchten und hohe Felsen wechseln mit unfruchtbaren Ebenen. — Die Gegend um Carnar und Moratin wurde immer einsamer, je näher sie der Giganta kamen; thurmartige Massen von Granit und gähnende Abgründe wechselten ab, bis sie über und außer dem Bereich der Verfolgung waren. Endlich, nachdem sie ihr Ziel, die alte Ruine, erreicht hatten, hielten sie an um auszuruhen.

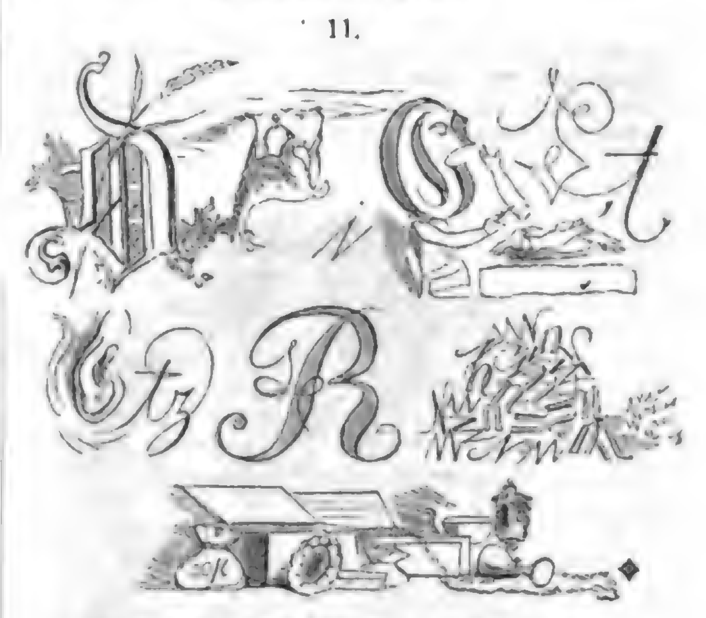
Carla hatte wiederholt Zeichen vom Wiederkehren ihres Bewußtseins gegeben, sie öffnete ihre Augen und stand auf. Der Mond ging gerade über dem Golf auf und beleuchtete die beiden Männer, während das Thal in tiefem Schatten lag. In den Gipfeln der Bäume knarrte es unheimlich, es war das Brausen des Windes. Zahllose Insekten surrten durch die Lüfte. Oestlich von ihnen, einige Meilen von der Küste, lag die Carminsinsel, die durch die Helle des Mondes sichtbar wurde und wie ein dunkler Punkt auf dem Meer aussah. Es schien, als ob die ganze Umgebung nicht für die nächtlichen Wanderer vorhanden wäre, sie waren nur mit ihrem finstern Vorhaben und ihren Planen beschäftigt. „Da hier Niemand die Stimme des Mädchens hören kann," sagte Carnar, „so will ich die Binde losmachen." Er nahm sie ab.

In diesem Augenblick hörten sie ein entsetzliches Krachen in der Richtung von Carnar's Wohnung, und eine schwarzgelbe Masse von Flammen und Rauch stieg hoch in die Lüfte. Der Schrei, mit dem Carnar dieses Dröhnen begrüßte, war ganz satanisch. „Ha — ha! Es ist um sie geschehen!" sagte er. „Wenn nur jetzt mein Schiff da wäre." Er blickte, während er so sprach, nach Süden und sah ein Licht in dieser Richtung glänzen. Es war das Signallicht, das er so lange erwartet. Er stieß einen Schrei des Triumphes aus, denn er hatte nun die Gewißheit, daß sein Schiff angekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.

11.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 151:

Ueberschätze Dich nicht in Deinen Kenntnissen, denn dadurch legst Du Deinem Streben einen großen Hemmschuh unter.

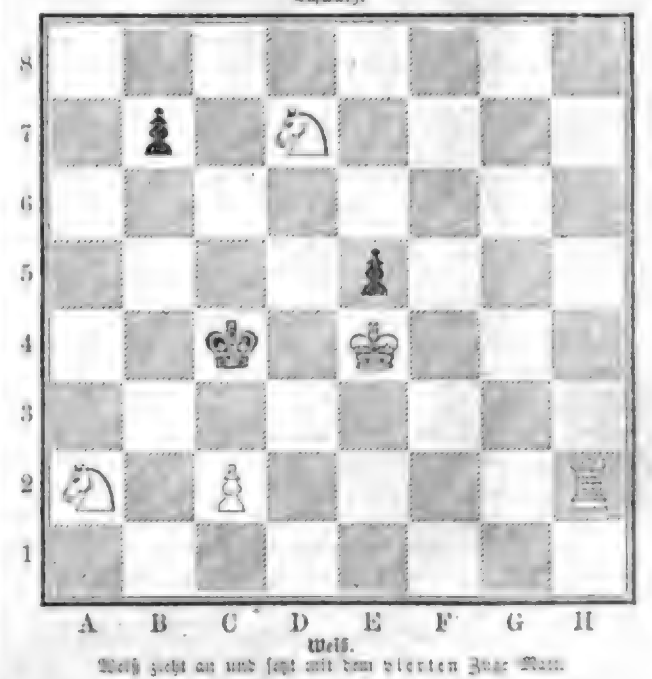
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 16.

Von **Conrad Bayer** in **Olmütz**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Der Hirschensprung.

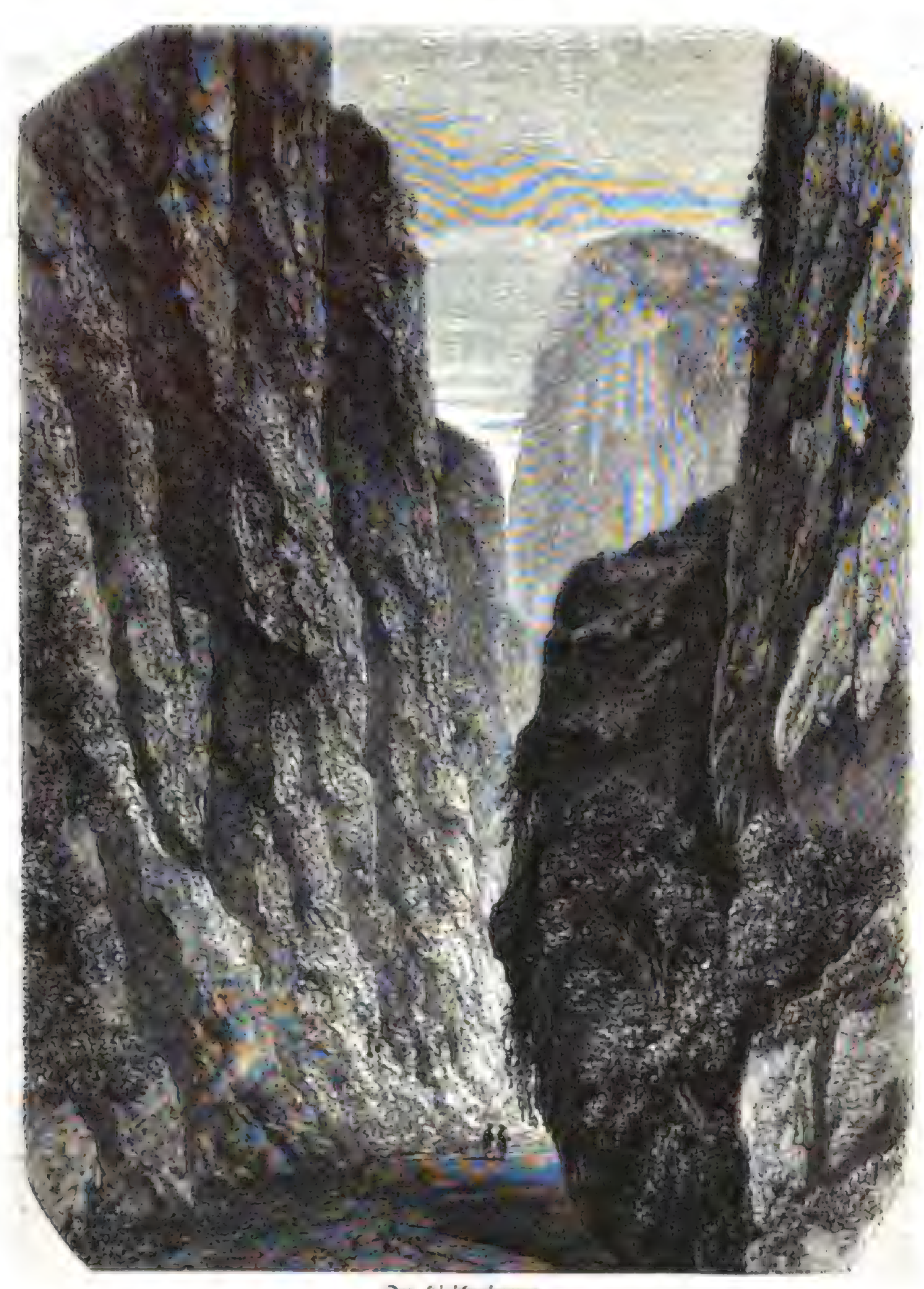
Ein Stücklein Hölle.

Von

Albert Rolfs.

Von Freiburg, der frommen Bischofsstadt, führt der Weg nach dem Schwarzwald durch die Hölle. Thal und Wald haben, wie man aus vielen Schilderungen dieser Blätter

weiß, nichts Schreckliches und danken ihren Namen nur dem Dunkel ihrer Schatten und mehr dem malerischen als dem wilden Eindruck ihrer Felsen. Von Schloß Falkenstein *) an beginnt sich das Thal zu verengen; ein hübsches Flüßchen rauscht durch das grüne Wiesenland, das zwischen den waldigen Hügeln ein immer schmälerer Streifen wird. Die Felsenwände schieben sich mehr und mehr zusammen, steigen immer höher und hängen zuletzt über den engen Paß so dräuend hinein, daß das Licht kaum in seine Tiefe dringt. Wir sind im Höllenpaß. Der kühnste, wie eine Gebirgsnadel aufsteigende Fels ist der Hirschensprung, der schönste und wildeste Punkt des Thals. Hier sollen verfolgte Hirsche oft in kühnem Sprung von Fels zu Fels über das Thal gesetzt haben; aber es heißt der Phantasie doch gar zu viel



Der Hirschensprung.

zumuthen, wenn man das glauben soll. Doch lassen wir diese Fabeln und sehen uns die Wirklichkeit an: wie prächtig steigen diese Felsenmassen himmelan, und wie sucht sich, wo nur ein Stücklein Erdreich ist, die Wurzel am Felsen festzuklammern, daß da und dort Bäume aus dem nackten Gestein zu wachsen scheinen. Die enge Straße wurde von der österreichischen Regierung angelegt, als Marie Antoinette, Ludwig XVI. Braut, im Jahre 1770 ihre Fahrt nach Frankreich antrat, und Moreau bewerkstelligte im Jahre 1796, von Erzherzog Karl nur schwach verfolgt, durch den Gebirgspaß seinen berühmten Rückzug.

*) Vergl. das Bild deutscher Frauentreue S. 163.

Ein vaterlandsflüchtiger deutscher Prinz.

Von

Eugen Hugo.



Grabmal des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg.

*

„Ein deutscher Prinz, der gegen sein eigenes Vaterland kämpft!“ Welch' schmerzlicher Gedanke, wenn wir vor dem Denkmal des Marschalls von Sachsen in der straßburger Thomaskirche stehen. Schamröthe überläuft unsere Wangen, wenn wir den Franzosen neben uns mit Begeisterung zu diesem Denkmal eines seiner größten Generale aufblicken sehen. Und doch, wer beneidet den Marschall um seine Siege über seine Landsleute. Wem tritt es nicht gerade hier entgegen, wie Vaterlandsverrath sich rächt!

Moritz, Graf von Sachsen, bekannter unter dem Namen Marschall von Sachsen, ist geboren 1696 in einem Dorfe bei Magdeburg; er ist der Sohn Friedrich August's des Starken, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, und der bekannten Gräfin Aurora von Königsmark. In Berlin und Warschau erhielt er unter dem Namen eines Grafen von der Raute seine Erziehung, und diente sodann schon in frühester Jugend unter Prinz Eugen und Marlborough in Flandern gegen die Franzosen. Zum Lohn für die bewiesene Bravour wurde er von seinem Vater schon 1712 zum Reichsritter und Grafen von Sachsen ernannt und erhielt als Oberst das Kommando eines Kürassierregiments, welches er im selben Jahre gegen die Schweden führte. Kurz darauf vermählte ihn seine Mutter mit der schönen Gräfin Viktoria von Löben; doch der sogar für die damaligen Zeiten, was gewiß viel sagen will, unerhört unsittliche Lebenswandel des jungen Mannes veranlaßte schon 1721 die Trennung dieser Ehe. Er blieb fortan unvermählt. Nur noch einmal verwendete er jetzt seine unbestreitbar großen militärischen Talente im Dienste Deutschlands, oder speziell Oesterreichs, indem er unter Prinz Eugen 1715—1718 gegen die Türken kämpfte, wobei er sich namentlich 1717 vor Belgrad, das damals erstürmt wurde, auszeichnete. Nach dem passarowitzer Frieden, welcher diesen Krieg beendigte, verließ er für immer das deutsche Lager und trat 1720 mit der jenen Zeiten eigenen Indolenz in Betreff vaterländischer und deutscher Gesinnungen in französische Dienste, um fortan gegen sein Vaterland zu dienen. Es fiel das zu jener Zeit Niemand auf, denn die damaligen deutschen Fürsten zeichneten sich durch gänzlichen Mangel jeglichen patriotischen Ehrgefühls aus, sein Vater, Friedrich August der Starke, aber übertraf sie Alle an Gesinnungs- und Charakterlosigkeit, an Unsittlichkeit und gedankenloser Nachäfferei des französischen Hofwesens.

In französischen Diensten blieb nun auch Prinz Moritz fortwährend mit einer nur kurzen Unterbrechung; Anna Iwanowna, Tochter Zar Iwan's III., nachmalige russische Kaiserin, hätte sich nämlich gerne mit dem stattlichen und galanten jungen Manne vermählt, und bewog daher die Stände von Kurland, ihn 1726 zu ihrem Herzog zu wählen. Nur durch seine Unbeständigkeit in der Liebe zerschlug sich die Sache wieder, worauf Moritz 1729 nach Frankreich zurückkehrte. 1733 starb sein Vater, und sein Halbbruder bot ihm sofort den Oberbefehl über sämmtliche sächsische und polnische Truppen an, allein seine Vorliebe für Frankreich ließ ihn das Anerbieten ausschlagen. An den folgenden Kriegen Frankreichs gegen das deutsche Reich nahm er hervorragenden Antheil und wurde daher 1734 zum Generallieutenant ernannt. Ebenso zeichnete er sich im österreichischen Erbfolgekriege 1741—1748 aus und ward daher 1747 Generalmarschall aller französischen Armeen, sowie 1748 Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden. Nach dem aachener Frieden zog er sich auf das ihm gehörige Gut Chambord zurück, wo er sich mit der Theorie des Krieges, aber auch mit Hirngespinsten beschäftigte. So wollte er z. B. die Juden wieder nach Palästina führen, König von Corsika werden u. s. w. 1750 starb er von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt zu Chambord an einem Blutsturz.

Außer seinem großen Feldherrntalent ist an diesem Manne lediglich Nichts zu rühmen; wo der Soldat aufhörte, und der Mensch anfing, begegnen wir bei ihm stets einer tiefen sittlichen Verkommenheit. Er war übrigens ganz ein Kind seiner Zeit: genial, frivol und in einem unglaublichen Grad ausschweifend, sowie er stets ein Freund fremden Eigenthumes und Geldes blieb; letzteres war eine Eigenschaft aller französischen Generale der damaligen Zeit. Soviel steht daher allein fest, daß er sich als Soldat und General um Frankreich, oder vielmehr um den König Ludwig XV., in schwieriger Zeit die größten Verdienste erworben hat.

Was das Denkmal selbst betrifft, so stellt es den Marschall dar im Begriff in einen Sarg hinabzusteigen, welchen auf der einen Seite der Tod öffnet, während auf der andern Herkules trauernd an seiner Keule lehnt. Eine weibliche Gestalt, Frankreich, will den Herzog zurückhalten, zu dessen einer Seite die Wappenthiere der besiegten Länder, der Adler Oesterreichs, der holländische Löwe und der englische Leopard, zu der andern Seite eroberte Fahnen liegen. Das Ganze ist sorgsam und fein ausgeführt, aber eine jener allegorischen Kompositionen des achtzehnten Jahrhunderts, welche unsern heutigen Geschmack kalt läßt. Das marmorne Denkmal wurde auf Befehl Ludwig's XV. von Pigalle begonnen, und 1776 nach zwanzigjähriger Arbeit vollendet. Auf dem sich hinter dem Marschall erhebenden Obelisken ist Folgendes zu lesen: Mauritio Saxoni, Curlandiae et Semigalliae Duci, summo regiorum exercituum Praefecto, semper victori, Lud. XV. victoriarum auctor et ipse dux poni jussit. Ob. 30. Nov. 1750, aetatis 55. (Moritz von Sachsen, Herzog von Kurland und Semigallen, Oberkommandanten aller königlichen Heere, dem stets Siegreichen, setzt dieses Denkmal Ludwig XV., der Urheber jener Siege und selbst Anführer.) So entreißt der Fürst ihm doch wieder in letzter Linie seinen Ruhm, und der Verrath am Vaterland rächt sich auf die glänzendste Weise.

Gut Heil! Dir Schleswig-Holstein!

Reisebrief aus Kiel

von

Anna Löhn.

„Ha, welch' ein fruchtbares, reiches Land, dieses Holstein meer- und grünumschlungen!“ riefen meine Schwestern und ich einmal über das Andere auf der Fahrt von Hamburg nach Kiel aus. Wie fett und schön standen die Garten- und Feldfrüchte! wie sauber und holländisch-behäbig lagen die stattlichen rothen Ziegelhäuser, die Giebel wie hohe freie Stirnen nach der Straße gekehrt und mit zahlreichen hellen Fensteraugen versehen, im köstlichen Baum- und Gartengrün da! So ein Haus mit hohem schützendem Satteldach gebietet Achtung vor den Stätten der menschlichen Wohnungen. Im Gegensatz zu seiner ernsten Würde schmiegen sich meist freundliche Gärten an seine Mauern an, von denen jeder Ziegelstein mit weißen Kalkstrichen zierlich umrahmt ist. In allen Gärten hatte man der Rosenzucht besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Stockrosen sowohl als laufende Bouquetrosen glänzten in seltener Frische und Schönheit, und oft in ihrer Nähe die Pflanze: Mensch in der Person von jungen Mädchen, Frauen und zarten Kindern, in wetteifernder rosiger Schönheit. Der Menschenschlag ist kräftig und schon vom Norden so angehaucht, daß er, hellblond, blauäugig und rothwangig, an Frithjof und Ingeborg erinnert.

Pinneberg, die erste Station nach Altona, und Bordesholm, die letzte vor Kiel, liegen von allen am reizendsten. Bei Bordesholm schlingt sich die Eider in vielen Windungen durch grasfrisches Hügelland; an Pinneberg schließt sich ein dunkler Eichenwald parkähnlich an. Reiche holsteiner Bauern saßen mit in unserem Coupé, aßen Erdbeeren und redeten in plattdeutscher, d. h. in einer für uns fast unverständlichen

Sprache von ihren Geschäften; doch waren sie später auch nicht abgeneigt, sich in hochdeutscher Mundart ein wenig auf's Courmachen zu legen, wogegen wir protestirten. Sie kehrten in demselben Gasthofe, Stadt Altona, in Kiel ein, wohin auch wir von Hamburg aus dirigirt worden waren. Dort entfaltet sich tagtäglich ein buntes Bild echten Volkslebens vor unsern Augen, besonders jetzt, wo hier Jahrmarkt gehalten wird. Da strömen nun die reichen und wohlhabenden Bauern herbei; in offenen holsteiner Wagen, schöne Pferde davor gespannt — ein herrliches Produkt des Landes — halten sie, städtisch geputzt, die Frauen in kleinen Federhütchen und weiten Krinolinen, ihren Einzug in den kolossalen Hof des Gasthauses, auf welchem ich jetzt schon 65 ausgespannte Wagen und Karrossen zähle. Ein Glück, daß der Wirth in seinen Stallungen über 200 Pferde unterbringen kann. Das ist ein Händedrücken und Grüßen, der dicke gemüthliche Wirth kennt seine ländlichen Gäste schon, die Hausknechte schwenken mit einem Witzwort die Frauen und Mädchen aus den hohen Sesseln der offenen Wagen herab, und nun geht's an die Fleischtöpfe — nicht Egyptens sage ich mehr, sondern Holsteins. Ein Hammelbraten, der, bis auf Kopf und Füße, seine ganze stolze Widdergestalt beibehalten hat, oder das mächtige Viertel eines jungen Rindes dampft auf der Tafel. Wenn man von Holstein spricht und schreibt, fühlt man sich dem moralischen oder unmoralischen Zwange unterworfen, des Essens mit ein wenig Liebe zu gedenken. Und mag die Tinte auch noch so viel Galläpfel enthalten, und mag sie sich aus diesem Grunde auch so viel besser dazu eignen, die traurige politische Lage des Landes in schwarzen Zügen zu schildern, der Gaumenfreuden des Holsteiners muß sie süß und zärtlich gedenken, wenn sie dem Papiere Wahrheit überliefern will. Ja, der Holsteiner ißt gern und viel. Graubärtige Lippen schlürfen die köstliche Milch des „staubaufwirbelnden Rindviehs", wie Homer sagt, ebenso behaglich, als es bei uns nur zarte Kinder thun. Zwar sind mehrere Bierbrauereien in und bei Kiel, welche das bayerische Bier trefflich nachahmen, aber Milch und Wein bleiben bei Tische dennoch vorwaltend, und Abends herrscht noch immer der Getränkekönig des Nordens: der Thee. In die Milch, welche natürlich vorzugsweise im Sommer genossen wird, schüttet man Viktoria-Erdbeeren (die hier so groß und vollkommen gezogen werden, daß sie mich an die der Campagna felice erinnerten) oder den unvermeidlichen rothen Grütze, ein Gemisch von Fruchtsaft und Haidegrütze, welches kalt und gallertartig auf den Tisch gebracht wird. Dazwischen schimmern Teller mit dem hellen Korallenroth der kleinen Krabben, die man mit einem Kranz von Petersilie umgibt, und, um beim Roth zu bleiben, werde auch des mir unwillkommenen blutigen Erröthens der gigantischen Bratenstücke gedacht, welches beim Eindringen des zerlegenden Messers immer stärker und allgemeiner wurde.

An den drei Jahrmarkttagen konnten die ländlichen Gäste kaum an fünf langen Tafeln im Speisesaale untergebracht werden. Es waren darunter soviel einfache schlichte Leute, wie ich sie bei uns zu Lande mich nirgends an einer table d'hôte aufzufinden getraue. An den beiden erstern Tagen dominirten die Bauern, am letzten Jahrmarktstage die Landleute, denn man macht hier einen Unterschied zwischen Bauern und Landleuten. Erstere sind Besitzer von Bauergütern, letztere sind Rittergutsbesitzer oder Pächter großer Güter. Die herrlichen Pferde, die man täglich sieht, hatten meine kaum etwas abgestorbene Leidenschaft für dieses edle Thier wieder vollständig in's Leben gerufen. Die Schaaren, welche die Roßkämme fortwährend geführt bringen, beweisen, wie bedeutend der Handel damit sein muß. Jetzt wurde ein ganzer Transport nach Kopenhagen geschafft, darunter sehr schöne, auch fremdländische, für Seine Majestät von Dänemark. Die Pferde verhalten sich auf dem Schiffe gewöhnlich ruhig und anständig, weil sie sich vor dem unbekannten Elemente fürchten, das sie trägt. Da man aber wegen eingetretenen Regenwetters für die edle Gesundheit der für den König bestimmten fürchtete, wurde die Reise zu Wasser um mehrere Tage verschoben. Die guten Thiere genießen verdientermaßen eine vortreffliche Pflege. Hat der Holsteiner auch keineswegs die Poesie des Arabers, der sich förmlich in sein Pferd und dessen Gedanken hineinlebt und ihm alles Das, was er selbst denkt, unterzulegen im Stande ist, so läßt jener es doch auch an nichts Wesentlichem fehlen, besonders nicht an dem, was für ihn selbst großen Werth hat: am Futter. Ein reizender Grauschimmel, dessen Bekanntschaft ich machte, und den Renz nicht verschmähen würde, in seiner Arena Polka tanzen zu lassen, aß — (denn die Thiere essen, die Menschen hingegen fressen weit öfter, weil sie trotz ihrer Vernunft noch unmäßig sind, wenn das Thier schon seine Lieblingsnahrung nur aus Instinkt verweigert) — der Grauschimmel aß also wöchentlich $2\frac{1}{2}$ Scheffel Hafer außer Gras und Heu, wie mir von seinem Verpfleger versichert wurde. „Ein theures Vergnügen," dachte ich, sich einen solchen Mitesser zu halten! Auch war sein Ankauf, trotz des Pferdereichthums dieses Landes, nicht unter 250 preußischen Thalern zu bewerkstelligen. Man fährt hier nicht selten vierspännig, aber selbst der Adel und die reichen Kaufleute scheinen wenig auf unsere Art Kutschen zu halten, die man aufschlagen und zumachen kann. Auch sie bedienen sich am liebsten der offenen holsteiner Wagen mit eingehängten Sitzen, welche doch bei eintretender übler Witterung Regenschirme und sonstige Schutzmittel nöthig machen.

„Kiel ist eine reiche Stadt," sagte Herr Asmus, unser Wirth, „aber es ist nicht gut angeschrieben in Kopenhagen." — Doch scheint dieß die Kieler wenigstens insofern nicht zu kümmern, als sie ein möglichst lustiges Leben führen. „Es wird viel Geld verdient," sagte uns ein Kaufmann des Orts, „aber wir können auch das Metall nicht gut in der Tasche behalten; wir geben es gern für unser Vergnügen aus." Und diese Vergnügungssucht wird allerdings vielleicht etwas zu weit getrieben. Sogar die Kinder werden schon nach Kräften in den Strudel mit hineingerissen. Kinderfeste, Kinderbälle, wo sich die kleinen Leute, wie Erwachsene toilettirt und mit Tanzkarten und Fächern versehen, geriren, als ob sie das holde Gewand der Unschuld und Kindlichkeit längst abgelegt hätten, machten mir keinen wohlthuenden Eindruck. Die Bälle werden nicht einmal in Privathäusern, in Familien abgehalten, nein, in einem öffentlichen Tanzlokale; man begnügt sich nicht mit einem Flügel oder einigen Musikern zur Herstellung der Tanzmusik, nein, dasselbe vollständige Orchester, welches den Erwachsenen aufspielt, lockt auch schon die Kinder mit rauschender Fanfare zum geregelten Tanze, den der Tanzmeister einstudirte. Ein tödtlicher Eingriff in das nordische Phlegma!

Die Kielerinnen sind hübsch. Weißer, zarter Teint, rothe Wangen, aber — wie ein Student zu mir sagte — „leider alle blond und blauäugig!" — Für Naturschönheiten ist wenig Sinn vorhanden. Unsere laute Schwärmerei für das benachbarte Bad Düsternbrook wurde oft angestaunt, vielleicht im Stillen belächelt. Der Materialismus und die daraus entspringende Theilnahmlosigkeit für etwas Höheres, bei den ältern Leuten das ausgeprägte Phlegma, halten diesen sonst braven Menschen die geistigen Augen zu, besonders den Frauen. Die Männer haben den Handel und — die Politik obenein, welche letztere mit poetischen Anschauungen und Entzückungen nicht Hand in Hand zu gehen pflegt, sie auch hier nur zu verkümmern geeignet ist, wenn man bedenkt, daß dieß schöne reiche Land, diese herrliche deutsche Provinz unter dänischem Drucke lebt. Ihr Geld wandert nach Kopenhagen, um dort in großen Bauten verpufft zu werden; ihre stolzen Bäume fallen für die dänische Flotte, ihre Söhne gelangen trotz aller Auszeichnung und tüchtigen Strebens nur zu den geringern Stellen in ihrem Vaterlande, — die höhern werden stets von den Dänen besetzt, — und müssen, wenn es Krieg mit Deutschland gibt, vielleicht gegen die eigenen Brüder fechten, — ja, neuerdings ist der friedliche Bürger nicht einmal mehr sicher vor der Brutalität der dänischen Soldateska, wie in ver-

schiedenen Zeitungen bereits mit Entrüstung gemeldet worden ist. Das niedere Volk in Dänemark ist noch sehr unwissend, ja man sagt dasselbe von einem großen Theile der Mittelstände, besonders von den dänischen Frauen. Wenn nun von oben herab zu politischen Zwecken dem Volke eingetrichtert wird: „Hütet euch vor den Deutschen, denn von Deutschland kommt alles Uebel *)," — wenn noch dazu aller am Deutschen verübter frecher Uebermuth der Dänen von der Regierung vertuscht, entschuldigt, höchstens ganz gelinde bestraft wird, so ist es natürlich, daß der gemeine Mann nicht leicht zu einem Selbsturtheile, wozu er sich ja im Allgemeinen schwer und nur nach und nach erhebt, gelangen kann, besonders in einer Angelegenheit, die auf so altem, eingerostetem Nationalhasse beruht, und deren Vor- und Nachtheile für Dänemark auf der Hand liegen. Der Druck und diese Zerwürfnisse alle sind Ursache, daß die Universität Kiels mit jedem Jahre weniger Studirende zählt. Ein hiesiger Gelehrter, dem ich erzählte, daß jetzt durchschnittlich kaum noch 200 Studenten jährlich in Kiel studirten, antwortete mir: „Welcher Gelehrte soll sich auch dorthin versetzen lassen? Wen haben sie denn dort? Und wenn er hin berufen würde — er wird es nicht — welcher Professor von Ruf geht nach Kiel?" — Die meisten jungen Leute studiren erst längere Zeit im Auslande und bringen nur das letzte Zwangsjahr in Kiel zu, weil Keiner, wenn er dort nicht wenigstens ein Jahr studirt hat, eine Anstellung erlangt. Noch vor wenigen Jahren, sagte mir der vorgenannte Gelehrte, hätte Kiel immer 300 und mehr Studirende gehabt. Jetzt scheinen sich die jungen Herrn mehr auf's Schlagen zu legen, was allerdings in den gegebenen Verhältnissen auch nicht vom Uebel ist. Einer mit einem ziemlich zerschlitzten Gesichte erzählte mir triumphirend, daß er bereits vierundzwanzigmal losgegangen wäre. Ganz gut, es kann bald eine Zeit kommen, wo sie ihre Waffenkünste zeigen können, und an einem Feinde, der nicht ohne Tapferkeit ist.

Zwischen den dänischen Soldaten und den Studenten entsteht natürlich hin und wieder ein unerquidlicher Streit. In Folge eines solchen war der obenerwähnte jugendliche Kämpe, der in 24 Sträußen gefochten hatte, in's Carcer gekommen, und der Rektor hatte ihn moniren müssen. „Der würdige Mann dauerte mich," sagte der Student, „denn bei meiner Vertheidigung der akademischen Freiheit, gegenüber der gemeinen Rohheit dieser Satelliten unserer dänischen Unterdrücker, kam er arg in's Gedränge, und wenn er nicht den Posten bekleidet hätte, den er bekleidet, so würde er mir unbedingt Recht gegeben haben, was er ohnehin indirekt that."

Uebrigens haben die kieler Studenten einen allerliebsten Streich gegen jenen rendsburger Bürgermeister ausgeführt, welcher bekanntlich einen armen Knaben hatte peitschen lassen, der aus Versehen das Pferd des dänischen Grafen Plessen, indem er auf der Straße mit einem Steine spielte, getroffen, aber nicht verletzt hatte. Sie fahren Alle hinüber nach Rendsburg und lassen sich bei dem verblüfften Bürgermeister Einer nach dem Andern anmelden. Da die Bitte um Audienz in der höflichsten Weise geschieht, so kann der Diener die Anmeldung nicht verweigern. Die Studenten, gegen 200 an der Zahl, treten nach einander schweigend in das Gemach, wo sich der erschreckte Anwalt der Ungerechtigkeit befindet. Er steht auf, fragt nach dem Begehren der jungen Herren, — keine Antwort erfolgt. Statt dieser geht jeder von den Zweihundert langsam um den Bürgermeister herum, sieht ihn vom Kopfe bis zu den Füßen an, sagt: „Also so sehen Sie aus!" — und entfernt sich wieder, wie er gekommen ist. Diese Tortur hatte der Zagende gegen zweihundertmal widerstandslos und schweigend ausstehen müssen und war, da ihm keine Beleidigung angethan worden, nicht einmal im Stande gewesen, sich darüber bei der Regierung zu beschweren. Doch eine Schildwache hatte er sich noch selbigen Tages vor sein Haus pflanzen lassen. Die Justiz ausübenden Vaterlandssöhne aber waren von ihm weg in den Gasthof geeilt, hatten sich dorthin den armen Ausgepeitschten bringen lassen, den Knaben unter lautem Jubel auf den Tisch gehoben, ihn mit allen möglichen Gaumengenüssen versorgt und endlich reichbeschenkt entlassen.

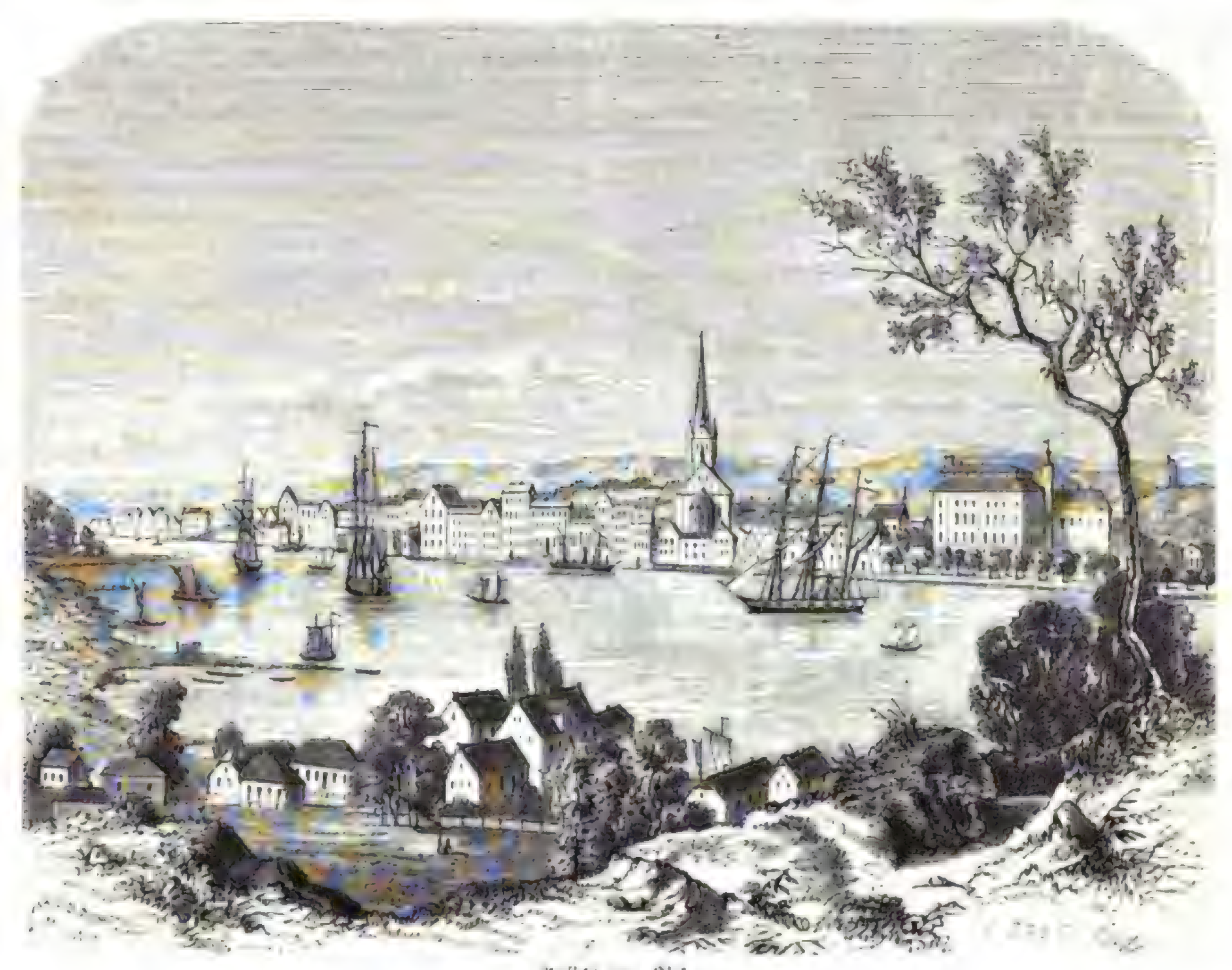
Das Seebad Düsternbrook mit seinen grünen, frischen Wiesen an der blauen Ostsee und seinen dunklen Blätterwölbungen, von zahllosen der kleinen gefiederten Sänger bewohnt, die seinen Ruhm am schönsten und weit über die sonst übliche Zeit hinaus in die blauen Lüfte schmettern, ist ein Stücklein Erde, so reich an Reizen, daß sich die entzückte Phantasie gern einbilden möchte, es sei dem Schöpfer mit einem göttlichen Lächeln der Zufriedenheit, weil er gesehen, daß es „so gut und schön war", aus der schaffenden Hand gefallen. Die Riesenkränze von Eichen- und Buchenhainen, um Holsteins Gestade geschlungen, erscheinen hier von der Gartenkunst mit einem lieblichen Rosenzweige durchflochten, der sich vom Anfange bis zum Ende des kleinen Paradieses, selten unterbrochen, fortschlingt, hier an Bäumen emporrankt, dort die Veranda einer reizenden Villa mit Bouquets und Blätterfestons ziert. Die anmuthigen Häuser Düsternbrooks, fast sämmtlich für Badegäste eingerichtet, gewähren zum großen Theile einen Blick auf die See und sind im Monat August gewöhnlich überfüllt.

Die tief in's Land einschneidende schöne kieler Bucht, der, wie längst bekannt, von der Natur so vortrefflich angelegte Hafen, gleicht hier einem mächtig breiten Strome, der sich nach Nordosten hin immer mehr zu erweitern und in's Meer zu ergießen scheint. Kiel liegt am schmäleren Theile desselben, welcher aber demungeachtet in der Mitte eine Tiefe von mehr als 50 Ellen haben soll. Der Stadt und dem Hafen gegenüber, welcher jetzt fast nur von Kauffahrern, besonders Finnen, die von Åbo und Helsingfors Bauholz bringen, besucht war, liegt der Vergnügungsort Wilhelminenhöhe, der einen höchst belohnenden Blick auf Kiel und Düsternbrooks Alleen und waldige Hügel gestattet. Ueber diese hinwegschreitend, sucht das Auge des Binnenlandbewohners am eifrigsten den Punkt, wo sich die erweiterte Bucht in der fernsten Ferne mit dem Horizonte zu verschmelzen scheint, und wo oft eine kleine schwache Dampfsäule, ein kaum zu erspähendes Segel gleich dem Flügel eines entschwebenden Vogels, die dem großen und kleinen Belt und der Ostsee zueilenden oder von dort kommenden Schiffe bezeichnet. Ueber Düsternbrooks heiligen Hainen geht die Sonne unter, weiß schimmern die freundlichen Villen aus dem Grün hervor. Geradeüber von dem kleinen, nach der jetzigen Herzogin von Glücksburg getauften Hügel, wo wir uns befinden, erhebt sich hoch über die Häuser der hübschen Mittelstadt der dunkle spitze Thurm der alten Nikolaikirche, weiterhin ragt das weiße Viereck des neuabgeputzten Schlosses mit seinen zwei runden Thürmen hervor; vom Hafen herüber tönt Geräusch, die Wimpeln der zahlreichen Masten flattern im Abendwinde, Fischerboote gleiten über die Wasserfläche und segeln hinaus, um die Bewohner der grünen Tiefen, Seeale, Dorsche, Steinbutte, in der Dunkelheit besser zu überraschen; die Bucht liegt still und glatt vor uns da, wie ein von Götterhand geschmiedeter bläulicher Stahlschild, und spiegelt Häuser, Thürme, Schiffe und die achtstöckigen, hochbeladenen, Kameelen ähnlichen Kornspeicher der kieler Kaufherren deutlich zurück. Rechts von Kiel erblicken wir, sich scharf abhebend vom Abendhimmel, die berühmten Eichen- und Buchenhaine von Krusenrott, die, leider, unbedingtes Eigenthum des Staates sind, und deren Baumveteranen über 60 Ellen Höhe erreicht haben. An der reizenden Rundung, wo die bewegliche See der stabilen treuen Muttererde weichen mußte, liegt das Dorf Gaarden, weniger ein Dorf, als ein bis Wilhelminenhöhe fortgesetzter Park und Garten mit stattlichen rothen Ziegelhäusern; den anmuthigen, mit Anlagen geschmückten Hügel, den wir einnehmen, krönt ein kleiner Fichtenwald, dessen Nichtgedeihen und daher küm-

*) Ein in Dänemark gebräuchliches Sprüchwort.

merliches Aussehen für die Güte des Bodens spricht, in welchem er gepflanzt wurde; denn Nadelholz wächst hier nirgends aus eigenem Antriebe, die Nahrung ist für unsere rauhen, schwarzen Gebirgssöhne, die Fichten, zu fett. Zu unsern Füßen liegt das Dorf Ellerbock, wo die berühmten kieler Sprotten gefangen und auf eine ganz besondere Art, die ein Arkanum der ellerbocker Fischer ist, geräuchert werden. Drüben aber am Kai dampfen schon aus gewaltigen schwarzen Rohren, welche in schräger Richtung aus dem Rumpfe emportauchen, die Postschiffe für Kopenhagen, Aarborg, Nyborg, Korsöer und Christiania, welche in nächster Nacht die Anker lichten werden, nachdem sie den letzten Bahnzug von Altona erwartet haben. Die Rückfahrt von Wilhelminenhöhe auf der im Abendschimmer lächelnden See ist zauberisch schön, und von einer Schaar weißer Quallen begleitet, die gespenstisch im Wasser auftauchen und wieder verschwinden und welche Aehnlichkeit mit großen milchweißen Glasglocken haben, erreichen wir den Kai in der Gegend, wo die für die Güter bestimmte Strandeisenbahn abschließt.

Eine andere reizende Partie ist die nach Dorf Knoop am Eiderkanal. Dieser schleicht dunkel und tief zwischen bewaldeten Anhöhen dahin. Der Ort ist für eine düstere Ballade geeignet. Fern vom Dorfe erreicht man eine andere einsame Stelle, für Feen- und Nixenspuk der Märchenwelt ganz wunderbar geschaffen. Rechts und links dunkle Buchenhaine, dicht am Wasser Weiden und Erlen in melancholischer Verbrüderung; ein breiter Schilfkranz verhüllt dem spähenden Auge sorgsam die Gefahr, die im tiefen, schwarzen Moorwasser des Kanals wie ein abenteuerliches Ungeheuer zu lauern scheint! Ein leiser Wind erhebt sich, es rauscht



Ansicht von Kiel.

im hohen Ried; wie von Geistern emporgetragen theilt sich das Rauschen den Wipfeln der dunklen Waldbäume auf den Höhen dieß- und jenseits mit, aber das Kanalwasser scheint starr und unbeweglich zu stehen. Es wird ringsum dunkler, denn die Sonne sank hinter den Kuppeln der Baumgruppen des Haines, nur eine Nymphäa lächelt noch als weißer Blütenstern aus dem grauenvollen Gewässer empor, sie lächelt matt und farblos wie der Tod, der da unten lauert. Nachts steigen aus diesen weißen Blumenkelchen die Nymphen empor, die auf dem dunklen schleichenden Wasser tanzen. Sie heben sich auf den Fußspitzen höher und immer höher, bis sie die Manneshöhe des Schilfes überragen, und winken mit graziösem Schwanken den Wanderer herbei, der im Dämmer des blassen Mondes den rechten Weg verlor. Er folgt ihrem Reize, durchbricht sehnsüchtig die grüne, leise bebende Schilfmauer, sein Fuß verliert den festen Grund, er gleitet, o Grauen! in die schauervolle Tiefe, und eine langhaarige Weide senkt sich trauernd über sein stilles, feuchtes Grab.

Die Herrschaft Knoop ist ein Besitzthum des Grafen Baudissin. Er ist ein Vetter des bekannten Verfechters der Rechte und Interessen der Schleswig-Holsteiner auf dem Landtage von Itzehoe. Der Garten oder Park, der das Haus umgibt, ist hübsch, allein, wo es einmal mehr als hübsch zu werden drohte, stand jedesmal ein hochgräflicher Pfahl mit der Inschrift: „Verbotener Weg.“

Ein Besuch des kieler Stadttheaters zeigte mir ein wohl dekorirtes, ziemlich geräumiges Haus mit guter Gasbeleuchtung. Die Sommergesellschaft, die eigentlich nur für das Tivolitheater in Düsternbrook engagirt ist, war im Spiel etwas gar zu nüancenarm, was aber natürlich ist, denn wer im Freien zu agiren und mit Wind, Wetter, Regen

und Sonnenschein zu ringen hat, der lernt mehr als al fresco malen.

Allgemein fürchtet man hier, daß der König von Dänemark einmal eines eben so schnellen Todes verbleichen werde, als der kürzlich zu seinen Ahnen im Dome von Roeskilde (im Munde des Volks fälschlich: Rothschild genannt), versammelte Erbprinz Ferdinand. Ich glaube, die Kieler, die keine guten Kirchengänger sind, obgleich sie zwei ausgezeichnete Prediger haben, könnten sich entschließen, etwas fromm zu werden und in die Kirche zu gehen, um den lieben Gott zu bitten, daß er das Unglück abwende, den König 'mal à propos sterben zu lassen, d. h. zur Zeit des „großen Umschlags" im Januar. Der „Umschlag" ist eine von holsteiner Gutsbesitzern zahlreich besuchte und für den Produktenhandel wichtige Messe, wo auch die für ein Jahr ertheilten Kredite ablaufen, und oft ganze Wagen mit Säcken voll Silbergeld in die Stadt gebracht werden. Unser Wirth hatte einmal bei dieser Gelegenheit auf einem Boden seines Hauses so viel Silbergeld aufzubewahren, daß sich die Decke des darunter befindlichen Zimmers gesenkt, und man gefürchtet hatte, sie werde einstürzen. Natürlich geht es an diesen Umschlagstagen, wo so ungeheuer viel Geld durch die Hände fließt, doppelt so lustig her als sonst, wo die lustigen Kieler auch nicht arm an Vergnügen sein mögen. Das Theater kann alsdann die Andrängenden nicht fassen, Hunderte müssen zurückgewiesen werden, und an allen öffentlichen Orten ist Musik, welche die Kieler ganz außerordentlich lieben. Erbprinz Ferdinand starb höchst unüberlegt am Jahrmarkte, den ich zu Anfang des Berichtes erwähnte, wodurch große Betrübniß entstand, weil alle Musik verboten worden war, bis zu dem Augenblicke, wo der Prinz in die Gruft zu Roeskilde würde eingesenkt worden sein. Die Indignation war übergroß, der Schaden nicht unbedeutend. Eine Frau rief entrüstet: „Ein solches Verbot wegen dem Schw . . ., der hundert Weiber hinterläßt und viele Millionen Reichsthaler Schulden, die wir bezahlen müssen?" — Noch vor wenigen Monaten sind Wechsel auf den Prinzen ausgeboten worden, kein Mensch hat sie gemocht, nur einige Juden haben es gewagt und ihm ihr Leben versichert. Diese werden nun von der Reichsbank ausbezahlt, und Israel macht also einen großartigen Gewinn. Nun hieß es: „Hat uns der Erbprinz schon den Possen gespielt und ist zum Jahrmarkte gestorben, so thut uns der König erst recht den Gefallen und verscheidet zum ‚Umschlag', was noch weit mehr zu bedeuten hat." Und ferner: „Wenn erst der König gestorben sein wird, da darf vor Traurigkeit der Rauch nicht mehr zur Esse hinaus, — weil doch sonst Niemand trauern wird, — höchstens die Gräfin Danner."

Gestern Abend waren wieder einmal zwei Wagen voll musizirender Kälber angekommen, die in unartikulirten Lauten das verlorene Paradies der Insel Fehmern besangen. Ich konnte die Nacht nicht schlafen und dachte oft: Ach es ist doch etwas Köstliches um die heilige Natur und ihre stimmbegabten Kälber! Alle Hochachtung vor dem Viehhandel, aber wenn die eine Natur schlafen, die andere blöken will, so müssen sie nothwendig caramboliren. Aus Verzweiflung schrieb ich einen Brief, klebte, wo das ‚franco' zu stehen pflegt, eine Marke darauf und gab ihn am Morgen meinem Wirthe zur Besorgung. Als ich kurz darauf am großen Gastzimmer vorübergehe, finde ich Herrn Asmus in sehr verdächtiger Arbeit mit meinem Briefe. Er hält ihn über ein Becken mit heißem Wasser, haucht ihn an, zupft am Papiere herum und endlich bemerke ich, daß er sich bemüht, die Marke sammt dem dänischen Szepter von ihrer Stelle zu rücken. Man muß also nach dänischen Gesetzen die Marken oben rechts in die Ecke des Couverts kleben, wo sie sich an das übliche „An" zärtlich anzuschmiegen haben, oder die Ausläufer eines höflichen „Wohlgeboren" unhöflich abkneipen sollen. Doch gilt diese Regel nicht für die in's Ausland bestimmten Briefe. Am nächsten Tage wollte ich die Universitäts-Bibliothek im Schloßgebäude besuchen, aber ich fand sie verschlossen. An der Thür klebte ein Zettel, welcher ankündigte, daß man nur Mittwochs und Sonnabends von 12—2 Uhr an den Brüsten der in der kieler Bibliothek aufgespeicherten Weisheit liegen darf. Zu wenig für großen Durst, nämlich Weisheitsdurst. Als ich am Sonnabend Eintritt erlangte, lernte ich den Bibliothekar kennen, den ich in einem Wust von Büchern und Schriften fand, die um ihn her in großer Unordnung aufgehäuft lagen. Als Merkwürdigkeit brachte er mir ein großes Bilderbuch, englische Berühmtheiten mit deren kurzen Biographieen. Alles muß hier nach England schmecken und riechen, dachte ich für mich, seitdem das große Inselland das kleine am Sund durch Verschwägerung so aufgebläht hat, daß es am besten thäte, wenn es gleich platzen wollte, wie der Frosch in der Fabel. Später versuchte ich es, die kleine kürzlich angelegte Bildergallerie Kiels zu sehen, allein es war auch dort gerade nicht möglich Eintritt zu erlangen, und im kieler Wochenblatte, welches nur dreimal wöchentlich erscheint, stand, wenn geöffnet würde. So mußte ich erst das Erscheinen des Wochenblattes abwarten, dann, als es nichts in Betreff der kieler Kunstschätze enthielt, mich weiter erkundigen, und als die Gefragten auch keinen Bescheid zu geben wußten, obgleich sie im Orte geboren und erzogen worden waren, auf's Gerathewohl hingehen. Noch nicht genug. Ich sehe eines Tages zufällig Menschen in den Kunsttempel wallen, walle mit, und als ich mich eben in die Betrachtung eines Bildes versenken will, tupft mich eine Hand auf die Schulter, und eine unliebliche Frauenstimme mahnt mich um das „übliche Eintrittsgeld". Neue Ueberraschung! Ich frage, zum Herde der Opferung geschleift, was ich zu entrichten habe? Sie entgegnet bestimmt: „Eine Mark." Ich opfere die Mark und höre später, als ich die zwei kleinen Säle mit Bildern und Kupferstichen, die manches Hübsche, einiges Schöne enthalten, in Augenschein genommen habe, daß das Entrée beliebig ist. Immer besser. Nirgends eine Notiz, kein Anschlagezettel, keine Zeile darüber im Wochenblatte! Handelte es sich nur um eine Räucherungswerkstatt für die Sprotten, ein Heringstonnenlager, Kornspeicher oder Tanzböden mit Gartenvergnügen darin, einen Zirkus von Renz und so weiter!

Die Bildergallerie im Schlosse zu besichtigen schien ein Ding der Unmöglichkeit, denn so oft wir uns hin verfügten, war kein Mensch zu finden, der Auskunft über Wo? und Wie? zu geben vermocht hätte. Sehr beliebt und hochgeachtet ist der Herzog von Glücksburg, der dieses Schloß im Winter bewohnt. Seine Gemahlin, die geschiedene Königin von Dänemark, lebt mit ihm, der sich wie ein begüterter Privatmann, nicht aber wie ein Fürst gerirt, sehr zufrieden und glücklich. Sie ist bedeutend älter als er, häßlich wie die Nacht und schwerhörig obenein, dennoch gewinnt sie Aller Herzen durch Freundlichkeit und anspruchslose Güte. Im kieler Theater hat der Herzog eine Loge, und wenn er dasselbe zum Beginn der Wintersaison zuerst wieder besucht, wird er, wie der regierende Fürst eines Landes, mit einem dreimaligen begeisterten Hoch vom Publikum empfangen.

Die Robbler in Tyrol.

Von

O. Banck.

In den trefflichen „Alpenbildern" des genannten Verfassers, die wir unsern Lesern nicht angelegentlich genug empfehlen können, finden wir folgende Schilderung der tyroler Ringer: Die Naturwüchsigkeit des tyroler Bergvolkes, sowie auch der übrigen Alpenvölker, wesentlich der Bayern, äußerte sich früher vorherrschender als jetzt gern im Ringkampf, im Schlagen, Stoßen, Heben, Zubodenschleudern des Ringers nach kunstgerechten Regeln, und im Steinwerfen. Trutzfedern

auf dem Hute, Trutzlieder im Munde und eine furchtbare „Schnaid“ oder „Kuraschi“ im Herzen zeichneten den Robbler aus vor den anderen Burschen eines Dorfes, und es gehörte, um Robbler zu heißen, nicht nur das Bewußtsein, sondern das Vorhandensein einer gewaltigen Körperkraft dazu. Wenn der herausfordernde Juchzer erscholl, wenn Angesichts eines Gegners die Herausforderung entgegengesungen ward, wie:

„A frischa Bua bin i,
Hab d' Födern au g'stöckt;
Im Raff'n und Schlag'n
Het mir's koana daschröckt!“ —

dann entbrannte sehr häufig ein heftiger und oft lebensgefährlicher Kampf.

Einst war die Gilde der Robbler ein wildes, unbändiges Volk, gefürchtet im ganzen Lande. Die Raufereien wurden förmlich ausgeschrieben, und Wetten dazu gemacht. Der Robbler trug eine Hahnenfeder auf dem Hut und litt nicht, daß Jemand eine trug, der nicht Robbler war. Robbler mußten auch Trutzlieder singen können; kamen ihrer Zwei zusammen, so sangen sie erst stundenlang aus dem Stegreif, dann ging's übereinander her.

Es zeigte von unbändigem Kraftsprudel. Man hat Beispiele, daß die Gerichte gegen diese wilden Kämpfer einschritten und durch Strafen oder Ablieferung zum Militär sie zu bezähmen suchten, daß mancher Robbler in den Wald lief und Bäume ausriß, um „seine Hitze auszulassen“.

Es ist etwa dreißig Jahre her, als zu Patsch bei Innsbruck ein bekannter Robbler, da er nicht mehr raufen konnte, also keinen Aderlaß mehr erhielt, zu gewissen Zeiten wie ein Wilder auf die Wiese hinausging, sich auf den Bauch hinlegte, und wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln anfing, dann mit den Händen liegend die Grasflecken herauskratzte und hinter sich warf, mit den Zähnen Wasen herausriß und abbeutelte, wie die Hunde thun, und dabei mit den Füßen auf und ab schlug, so daß man ihn für rasend hielt. So machte er es eine Zeit lang fort, bis er ermattet wurde, dann hatte er für einige Monate Ruhe. Dessen erinnern sich noch viele Leute.

Die Thaten der Robbler bilden in Sage und Gesang Seitenstücke zu den Gesängen der Serben, die ihre Räuber so besingen, wie die Tyroler ihre Robbler, welche Raufer, dabei aber gemüthredliche Leute, treue Unterthanen und nie weichende Landesvertheidiger waren.

Die Robbler sind und waren besonders in früheren Zeiten mit einem gewaltigen Schlagring bewaffnet, der noch dazu in der Mitte mit einem Heiligenbild, meist dem heiligen Antonius, versehen wurde — und mit einem spitzen, böse Wunden beibringenden Zähnekranz umgeben ist.

Damit nun diese Schlagringe tüchtig wirken sollen, aber nicht bösartige oder allzugefährliche Wunden machen, so lassen die unterinnthaler Robbler sie in Altötting weihen.

Der Asphalt und die Asphaltgruben
im Unterelsaß.

Von

Erwin Stein.

Den Asphalt, auch Erdpech, Judenpech genannt, kennt in den größeren Städten jedes Kind, da es täglich darauf spazieren geht, ob dagegen Jedermann des Näheren über die eigentliche Beschaffenheit und die vielseitige Verwendbarkeit dieses Materials unterrichtet ist, das möchte eine andere Frage sein.

Der Asphalt ist ein brennbares Mineral, wahrscheinlich organischen Ursprungs; er enthält Wasserstoffgas, bituminöses Oel, Kohle, etwas Kiesel, Kalk, Eisen, Thon und ist schwarz mit muschligem Bruch. Sein spezifisches Gewicht ist ziemlich gering, und gerieben entwickelt er Pechgeruch und Elektrizität; in Oelen und Naphtha löst er sich auf. Gefunden wird er brocken- oder nierenförmig, theils im Quarz, theils in verschiedenen Metallstufen, und zwar hauptsächlich am Harz, in Rheinbayern, im Elsaß, in Tyrol, in Schweden, in der Türkei, England und auf der Insel Trinidad; am häufigsten aber findet er sich im und beim todten Meer in Syrien.

Ist der Asphalt mit Erdtheilen vermengt, so nennt man ihn Asphalterde. Früher spielte derselbe bei der Mumienbereitung eine große Rolle. Jetzt wird er in Bergöl und Terpentinöl aufgelöst zum Schwärzen von Riemenzeug, sowie zum Lakiren verwendet. Auch in den Apotheken findet er mannigfache Verwendung, wird jedoch nur selten zu innerlichen Mitteln gebraucht.

In der neuesten Zeit, etwa seit 1832, benützt man ihn mehrerer Eigenschaften wegen, weil weder die Nässe durchdringt, noch Frost oder Feuer ihn beschädigen, mit Vorliebe zur Bedeckung von flachen Dächern und Altanen, zu Fußböden in Höfen, Ställen und feuchten Werkstätten, besonders aber zu Trottoirs und Straßenpflaster. Das Verfahren im letzteren Fall ist folgendes: Man wählt hiezu bräunliche Asphaltblöcke, deren eine Oberfläche etwa 2 Quadratfuß hält, und welche schon mit Kalk gemischt sind. Diese werden in faustgroße Stücke zerschlagen und in etwa 3—4 Fuß im Durchmesser haltenden, zylinderförmigen eisernen Kesseln, welche auf ebensoviel eiserne Oefen passen, geschmolzen. Hierauf wird die Masse für Dächer mit feinem Sande, für Trottoirs und Straßenpflaster aber mit grobem Quarzsande etwa zur Hälfte versetzt, worauf sie zwischen eiserne Stäbe, welche viereckige, etwa ½—1 Elle im Quadrat haltende Felder einrahmen, ½ Zoll dick, für Straßen, wo Pferde und leichtere Wagen fahren 1—1½ Zoll, für solche aber, wo Frachtfuhrwerke passiren, 3 Zoll dick ausgegossen wird. Die Tafeln, welche sogleich verhärten, werden sodann abgestrichen und mit Sand überstreut. Unter den Guß kommt eine Grundlage von sorgfältig getrocknetem Cemente, von Backsteinen oder von großen Pflastersteinen.

Uebrigens ist der Werth des Asphalts als Straßenpflaster nicht zu überschätzen, denn schon nach wenigen Jahren gleicht es jedem andern schlechten Steinpflaster auf's Haar.

Eine der durch Alter und Reichhaltigkeit merkwürdigsten Asphaltgruben befindet sich bei dem in der Nähe von Sultz liegenden Pechelbronn im Unterelsaß. Seinen Namen verdankt der Ort einer Erdpechquelle, welche nahe der Ortschaft auf einer Wiese entspringt, und von welcher schon im fünfzehnten Jahrhundert geschrieben wird. Früher beschränkte man sich, aus dem von der Quelle gebildeten Bassin den oben schwimmenden Asphalt abzuschöpfen; jetzt wird die Sache rationell betrieben. Das seit 1798 genau bestimmte Asphaltgebiet ist 18,400 Morgen groß und erstreckt sich über die Markungen von 32 Gemeinden. Doch ist der Asphalt ziemlich ungleich vertheilt.

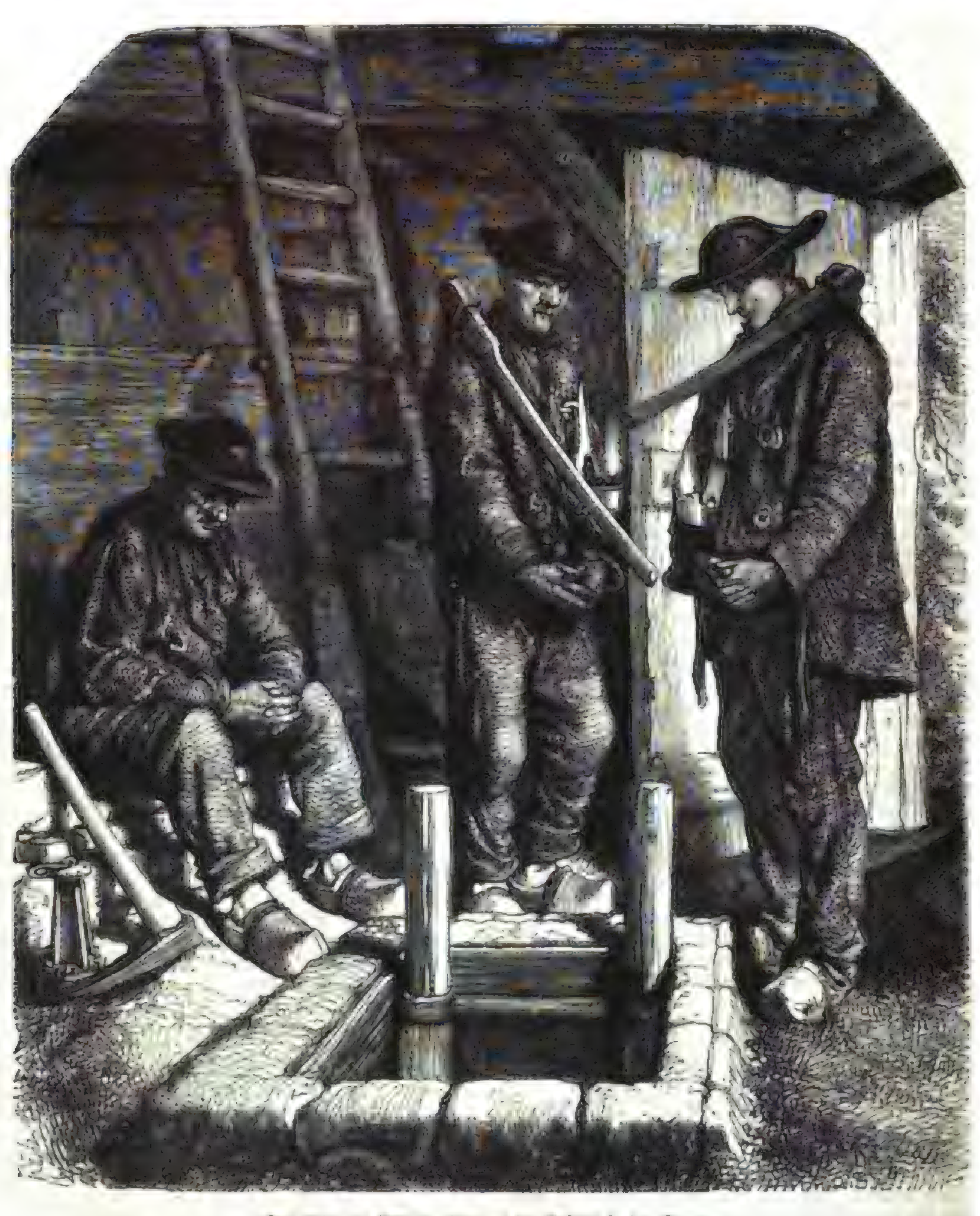
Die Ausbeutung geschieht auf folgende Weise:

Auf dem Grunde eines Schachtes treibt man einen Stollen weiter, von welchem hinwiederum rechtwinkelige Gallerieen ausgehen, die bis an das Ende des Asphaltlagers reichen. Diese Gallerieen werden sorgfältig mit hölzernen Schwellen und Säulen unterstützt, aber die leeren hinter den Arbeitern immer wieder mit der gewonnenen Thonerde ausgefüllt. Man beginnt sodann mit der Ausbeute am Ende der Ader und macht in der Art weiter, daß man sich dem Schachte, von welchem man ausgegangen, immer mehr wieder nähert. Gegenwärtig wird in zwei gesonderten Minensystemen gearbeitet, welche zusammen drei Schachte haben, deren bedeutendster 282 Fuß tief ist. Brennbare Gase sammeln sich oft in einzelnen Adern, dann ist man genöthigt, das Jahr über die Arbeit in denselben liegen zu lassen. Das Wasser, welches sich in den Gruben sammelt, wird mittelst Tonnen oder durch Maschinen entfernt, welche von Pferden getrieben werden. Auf diese Weise hat man im Winter 1861 aus

den damaligen vier Schachten binnen 24 Stunden 83 Kubikmeter Wasser heraufgeschafft.

Im Ganzen werden vierzig Arbeiter in diesen Gruben beschäftigt, von denen immer je zwanzig in den Gruben selbst, und ebensoviele mit dem Transport des gewonnenen Materials von den Schachten in das Hüttenwerk beschäftigt sind. Die Ausbeute ist noch immer eine erstaunlich reiche.

Gefahrlos ist die Arbeit in diesen Minen durchaus nicht,



Das Gebet der Asphaltgräber vor der Anfahrt in den Schacht.

im Gegentheil, die feindlichen Elemente des Wassers und Feuers bedrohen das Leben der Arbeiter fortwährend, und diese gehen daher auch stets in ernster Stimmung an die Arbeit. Im Verlaufe des Morgens versammeln sie sich an der Anfahrt des Schachtes, und erst nachdem sie in einem gemeinsamen stillen Gebet ihre Seele, und Weib und Kind dem Herrn empfohlen, verschwindet Einer nach dem Andern in der schwarzen Mündung, um erst Abends wieder aus dieser Unterwelt aufzutauchen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Das Erkennen.

Von

J. N. Vogl.



Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh', — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche, und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh', — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß' euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh', — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Schuld und Sühne.

Novelle

von

E. Heusinger.

Unter den Truppen, welche im Jahre 1809 für Deutschlands Erhebung die Vorkämpfer waren, nimmt das tapfere Korps des braunschweigischen Herzogs Friedrich Wilhelm einen besonderen Ehrenplatz ein. Gleich der Infanterie hat auch das Husarenregiment später im englischen Dienst hohen Ruhm sich erworben. Mehr als einmal hat die Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel des „schwarzen Korps" mit Auszeichnung gedacht; in der vaterländischen Geschichte aber wird neben dem des deutschgesinnten Heldenherzoges der Name des Korps bis in die späteste Zeit mit Ehren genannt werden.

Wie in den Füsilieren und Jägern, waren besonders in dem starken Reiterregimente alle Stände und Nationalitäten zahlreich vertreten. Männer, alt und jung, die man noch zu Anfang des Jahres in preußischer Uniform oder im Frack mit dem Aktenstoß unter dem Arm bedächtig die Straßen von Liegnitz, Oppeln, selbst von Breslau hatte durchschreiten sehen, unter ihnen manch' ein Musensohn und was sonst noch nicht fest saß in der Carrière, flogen in den nächsten Frühlingsmonden im schwarzen Dollman auf schnellfüßigen Rennern durch das Böhmerland. —

Doch hatte auch die Liebe, die schon so manchen Wechsel in's Menschenleben gebracht, dem Regimente manchen Rekruten gestellt. Unter diesen aber befand sich einer, der mir wegen seines hochtragischen Schicksals noch oft in späteren Jahren recht lebendig vor Augen trat. —

Als ich meinen Kameraden, der bis zuletzt unser Aller treuer Waffenbruder war, an dem kein Tadel gehaftet, als etwa der, daß er von einem zu großen Ehrgeiz beherrscht wurde, zum letzten Male sah, war er auf einem schweren Gange begriffen. Er sollte vor dem im Hauptquartiere versammelten Kriegsgerichte über ein von ihm gegen die Kriegsgesetze begangenes schweres Verbrechen den Urtheilsspruch vernehmen. Wie er gefesselt, unter starker Eskorte, festen Schrittes, aber bleich wie der Tod, die Hälfte des Gesichts mit einem weißen Tuche verhüllt, auf dem Blutspuren eine darunter verborgene Wunde bezeichneten, an mir vorüber schritt, dachte ich ihn im Leben nie wieder zu sehen.

Im Jahre 1831 befand ich mich auf der Reise, einen ehemaligen Kriegsgenossen, einen Halbsold-Offizier zu besuchen, der durch Verheirathung ein bemittelter Grundbesitzer geworden, und auf der schönen Insel Wight wohlgebettet von seinen früheren Strapazen ausruhte. In Portsmouth hielt ich an, um einen anderen Bekannten aus dem Kriege zu sehen, von dem ich brieflich erfahren, daß er, von Westindien zurückgekehrt, zum Kommando des auswärtigen Depots berufen sei.

Der noch ganz rüstige Krieger hatte seit unserer Trennung in Spanien Vieles erlebt, war in Bombay gewesen, wußte deßhalb manch' Interessantes auch von St. Helena zu berichten, wo er während Napoleon's dortigem Aufenthalt einige Wochen verweilte. Beinahe einen halben Tag hatten wir in Erzählung der gegenseitigen Erlebnisse verplaudert, als der Oberstlieutenant nach einer Pause, in welcher wir seinem Oportoweine zusprachen, der unverfälscht direkt von der Quelle in des Kenners store-room gelangt war, plötzlich ausrief: „Bald hätte ich die Hauptsache vergessen, Ihnen Nachricht von Ihrem Major v. Gillern zu geben. Sie erinnern sich des Aufsehens, welches es nicht allein in Ihrem Korps, sondern bei allen seinen Bekannten in der Legion erregte, als der allgemein geachtete Offizier gleich nach dem zweiten Friedensschlusse den Abschied nahm, um als Halbsoldmann sein Glück auf Vandimensland zu versuchen, von dem man damals weniger wußte, als jetzt."

Ich horchte hoch auf bei dieser Einleitung, wurde aber noch mehr überrascht, als der Oberstlieutenant fortfuhr, daß er die Nachricht vom Wohlergehen unseres früheren Waffenbruders, der das Leben eines grand seigneur auf seinen großen australischen Besitzungen führe, von einem Deutschen habe, der, geraden Weges von dort gekommen, seit einigen Tagen im Albionhotel, wo ich Tags zuvor selbst eingekehrt, seine Wohnung habe. — „Der Mann ist ernster Natur, schlicht in seinen Manieren; man hört es seinen Worten an, daß er über die Wahrheit nicht hinausgeht. Suchen Sie ihn auf, seine Unterhaltung wird Ihnen um so mehr interessant sein, da er über Herrn v. Gillern die genaueste Auskunft geben kann." Ein Offizier unterbrach hier das Gespräch, indem er meinen Bekannten zum Gouverneur zitirte. Es wurde noch die Verabredung getroffen, uns am Abend im Albionhotel zusammenzufinden, und ich verabschiedete mich.

Als ich vom Nelsonsquare in die Albemarlestraße einbog, kam mir von der entgegengesetzten Seite ein einfach, aber fein gekleideter Herr entgegen, dessen entschlossene Gesichtszüge durch eine tiefe Narbe auf der Stirn, und eine andere, die von der Wange nach dem Kinn hinablief, einen noch kühneren Ausdruck erhielten. Der Mann fesselte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade.

Auch der Fremde hemmte jetzt seinen Schritt. Eine Sekunde hatte etwa die gegenseitige Schau gedauert, als ich, der scheinbaren Unhöflichkeit von meiner Seite ein Ende zu machen, mit einem „You will excuse, Sir," mit der Sprache heraus ging. — „Well, Sir?" entgegnete der Mann, und ein leichtes Lächeln belebte seine Züge, indem er vielleicht geneigt war, mich für einen Polizeiagenten aus Bowstreet zu halten. — „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich unbescheiden erscheine, aber die Natur müßte in ihren oft wunderbaren Launen zu weit gegangen sein, wenn Sie, wie Sie da vor mir stehen, nicht Herr H—, ein alter Bekannter von mir sind." — So beantwortete ich in gutem Deutsch das kurz hingeworfene „Well, Sir?" des Fremden, und erwartete gespannt dessen Erwiederung.

Eine hohe Röthe hatte bei meinen Worten das Antlitz meines Gegenübers gefärbt; die Narbe auf der Stirne glühte wie ein flammendes Schwert. Doch eben so schnell war die drohende Flamme auch wieder verschwunden, und während er mit ruhigem Blick wie zuvor auf mir verweilte, erwiederte er, die Worte etwas stark betonend: „Einst, ja, mein Herr, d. h. vor langen Jahren, war der Name, den Sie nannten, der meinige; jetzt lautet er anders," — dabei überreichte er mir eine Karte, auf der in zierlichen Lettern die Worte zu lesen — „John Freemann, Esq. Freemanns Hall. Vandimens Land."

Verwundert betrachtete ich die Karte, dann den Mann, der sie mir präsentirt hatte, weil ich einen Zusammenhang

der Person mit dem Namen in der ersten Ueberraschung nicht zu deuten wußte. — „Und Sie, mein Herr! haben Sie etwa im Husarenregiment Herzog von Braunschweig im englischen Dienst gestanden?" so nahm der Räthselhafte wieder das Wort, — „verzeihen Sie auch mir die Frage, aber man wird alt mit den Jahren; ich erkenne Sie nicht wieder, Ihr Name? wenn ich darum bitten darf."

Sobald ich ihn genannt hatte, reichte mir der Mann mit den beiden Narben die Hand, und ein fast schmerzliches Lächeln glitt über seine ernsten Züge. „Ja, jetzt erkenne ich Sie wieder, aber erst bei näherer Prüfung Ihrer Züge; auch klingt mir der weiche Dialekt des deutschen Nordens, aus dem außer Ihnen sich nur wenige dem Regimente angeschlossen hatten, wieder befreundet in meiner Erinnerung. Ihr Haar, welches schon vom hingegangenen Lebenssommer einzelne Spuren trägt, machte mich irre, und es ist ja eine so lange Zeit, zwanzig Jahre fast, seitdem wir uns anscheinend auf Nimmerwiedersehen auf der „Terra nuova" begegneten." — „O, lassen wir das," unterbrach ich ihn schnell, — „weßhalb die ersten Augenblicke eines so unerwartet schönen Wiedersehens durch für uns Beide so bittere Erinnerung trüben?" — „Nein," entgegnete Mr. Freemann, — bei welchem Namen ich meinen Bekannten vorläufig nennen werde — „ich bin Ihnen manche Aufklärung schuldig; doch wählen wir dazu einen passenderen Ort! Seien Sie heute Mittag mein Gast! Sie können es ohne alle Gefahr, daß Ihre Ehre dadurch kompromittirt wird," — sagte er lächelnd, und dabei hatte er schon meinen Arm genommen, wir schritten die Albemarlestraße hinab und befanden uns bald im glänzenden Diningroom von Albions Hotel.

Das Diner wurde nach englischer Sitte in einem der vergitterten, durch seidene Vorhänge von einander gesonderten, für je sechs oder acht Personen eingerichteten Kabinete eingenommen, das Mr. Freemann heute für sich in Beschlag nahm. Während des Mahles hatte ich Gelegenheit die philosophische Ruhe zu bewundern, aber auch die Masse gediegener Kenntnisse, die sich mein so eigenthümlich wiedergefundener Kampfgenosse während seines langen Aufenthalts in fernen Landen angeeignet hatte.

Nachdem der Kellner die zweite Flasche Claret aufgesetzt, und die Zigarren angezündet waren, kam er zur eigentlichen Geschichte seines Lebenslaufes vom Tage, wo wir uns zum letzten Male in Messina gesehen, bis zu unserem heutigen so unerwarteten Zusammentreffen. Das, was ich bisher von ihm erzählt, hatte dazu nur als Einleitung gedient.

Zum besseren Verständniß lasse ich das, was mir von den früheren Schicksalen des viel geprüften Mannes vor dessen Eintritt in das Regiment bekannt war, und die Ursache, welche die letzte entscheidende Katastrophe in Messina herbeiführte, seiner Erzählung von den späteren Erlebnissen vorangehen.

Karl Hennigs, jetzt John Freemann genannt, war der Sohn eines reichen Handelsherrn in einer Stadt unsern der Ostsee, wo die während des Krieges gesunkenen Geschäfte nach dem tilsiter Frieden sich wieder gehoben hatten. Neben dem frischer wieder erblühenden Handelsleben erhöhten die hohen Behörden, welche mit der neuen Staatseinrichtung in der Stadt ihren Sitz erhalten hatten, den Aufschwung auch in den sozialen Verhältnissen. Der Kastengeist hatte noch nicht wieder das Haupt erhoben, weil die während Preußens Trauerjahren von den Bürgern gebrachten Opfer noch im frischen Andenken waren. Die gebildeten Stände mischten sich als gute Staatsbürger untereinander. Vor allen stand der Handelsstand in hoher Achtung, weil er für die Stadt das eigentliche Lebensprinzip war. So kam es, daß von den königlichen Räthen und Geheimräthen, besonders von den Finanzräthen Manche mit dem alten Handlungshause Hennigs und Compagnie in guter Freundschaft lebten.

Auf einem Balle, der zu Ehren des Geburtstages der hochgefeierten Königin Luise in höchst glänzender Weise auf dem Stadthause gegeben wurde, lernte der junge Hennigs, der bereits im väterlichen Geschäfte thätig war, die schöne Tochter des Geheimenrathes B—z kennen. Der Bekanntschaft folgte auf einem Winterballe das Geständniß gegenseitiger Liebe, und als nach einer für das Haus glücklich ausgefallenen Spekulation der Sohn den Zeitpunkt für geeignet hielt, dem Vater sein volles Herz zu erschließen, hatte er sich nicht geirrt. Der eben nicht hohe Gehalt eines königlichen Geheimenrathes damaliger Zeit war dem alten Herrn kein Geheimniß. Indessen hatte er gesprächsweise von Jenem vernommen, daß ihm von den Revenuen seiner Gemahlin alljährlich zum Besten der Familie ein Bedeutendes zur Verfügung gestellt sei. In Betracht dieses Zuschusses und im Hinblick auf eine große Lieferung für die leeren Zeughäuser, woran der alte Herr sich durch Verwendung des Geheimenrathes besonders zu betheiligen wünschte, hielt er die Zustimmung zu der von dem Sohne ersehnten Verbindung als den guten Anfang des zu machenden Geschäfts. Er gab seinen Segen, und die schöne Braut küßte in einer Privatverlobungs-Soirée am andern Abend seine Hand und seinen Mund, als er die Glückliche recht väterlich in seine Arme schloß.

Der alte Staatsmann aber erkannte in der Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne des reichen Handelsherrn eine Fügung Gottes. Die Quellen, aus denen er so lange Jahre oft über die Zustimmung seiner Gemahlin geschöpft, fingen allmälig an zu versiegen. Es hielt immer schwerer die Mittel aufzubringen, wie sie durch eigene, mitunter für seine Jahre allzuromantische Privatvergnügungen, und um den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten, erforderlich wurden. Aus der Kasse des reichen Schwiegersohns hoffte er fortan unter bescheidenen Anforderungen, aber unter desto bündigeren Rückzahlungsversprechen, das Defizit in der eigenen zu decken.

In glänzender Weise wurde einige Wochen später öffentlich die Verlobung des schönen Paares im Hause des Geheimenrathes gefeiert.

So standen die Sachen in den beiden Familien zu Anfang des Jahres 1806. Die Liebenden waren glücklich; die Väter nicht minder. Glaubte doch Jeder in seiner Weise gut gerechnet zu haben. Der zur Vermählung anberaumte Tag, zu dem große Vorbereitungen getroffen wurden, stand nahe bevor; da aber — gefiel es der Vorsehung, den Geheimenrath ganz plötzlich ohne vorhergegangenes Unwohlsein, durch einen Schlagfluß, seines Lebens mit dessen Freuden und Sorgen zu entheben.

Glänzend, ein eitles Schaugepränge, wie des Verstorbenen Leben gewesen, war sein Leichenbegängniß. Sämmtliche Orden, die die Brust des Geheimenrathes geschmückt hatten, lagen zur letzten Schau auf dem Sarge. Im langen Zuge folgten Staatswürdenträger, Bürger und Gewerbsleute, die bei Lebzeiten des Verewigten mit ihm in Verbindung gestanden hatten. Der Geistliche hatte ergreifende Worte am offenen Grabe gesprochen, und manches Auge der Umstehenden wurde feucht, als die dumpf rollenden Schollen die letzten Ueberreste des hohen Staatsmannes bedeckten. In ernstem Schweigen, oder mit leiser Stimme die Tugenden und Fehler des Dahingeschiedenen besprechend, verloren sich die Leidtragenden in verschiedenen Richtungen auf dem Rückwege zur Stadt.

Einige Wochen später verbreitete sich das Gerücht, daß wegen einer schon jetzt bekannt gewordenen sehr bedeutenden Schuldenmasse der Konkurs über die Verlassenschaft des Geheimenraths unvermeidlich, und die Familie so gut wie ruinirt sei. Die Gutgesinnten sprachen ihr Bedauern aus, die, welche mit Neid auf das von der Familie gemachte glänzende Haus geblickt, ließen der Kritik und ihren Reden über die Folgen des Hochmuths freien Lauf. Wer wüßte nicht, wie es bei solchen Gelegenheiten in der Welt hergeht, welche Urtheile im Publikum kursiren, gleichviel, ob Vornehme oder Geringe dessen Bestandtheile sind!

Schwer fühlte sich Karl Hennigs getroffen, als der Vater ihm an dem Tage, da er das Gerücht in der Kaufmanns-

halle vernommen, geradezu erklärte, daß er unter so bewandten Umständen auf seine Einwilligung zu der Verbindung nicht ferner rechnen dürfe. — „Möge Gott es Ihnen vergeben, wenn Sie das Vaterwort brechen; ich halte, was ich vor Gott und den Menschen gelobt,“ rief entrüstet der Sohn, als seine Bitten den harten Vater nicht zu erweichen vermochten, „wie könnte ich meine Agnes verlassen, die jetzt als eine verlassene Waise dasteht! Noch einmal, mein Vater, muthen Sie mir allen Ernstes solchen Treubruch zu?“ Als der harte Mann statt aller Antwort nickend die Achseln zuckte, kündigte er seine bisherige Theilnahme am Geschäft und verließ einige Tage später das väterliche Haus.

Vier Wochen später war unser Hennigs mit seiner Agnes vermählt, die ihm jetzt doppelt theuer war, obgleich sie ihm nur ein sehr Geringes aus den Trümmern des väterlichen Vermögens, dazu noch eine jüngere Schwester zubrachte, der vom Staate zwar eine jährliche Unterstützung zugesichert war, die jedoch mit den früher gewohnten glänzenden Verhältnissen wenig im Einklang stand.

Nach einigen Tagen erschien der Notar seines Vaters mit der Abschrift einer Akte, worin dieser ihn in den Besitz des mütterlichen Vermögens gesetzt, mit andern Worten, ihn enterbt hatte. Zu Begründung eines großen Geschäfts legte das mütterliche Erbe nur wenig in die Wage.

Karl Hennigs sah sich genöthigt einen Detailhandel anzufangen; dieser aber nahm einen guten Fortgang, da alle Welt bei dem Mann kaufen wollte, der seiner Verlobten treu sich erwiesen, als das Glück sie verlassen hatte. Wäre er mit einem bescheidenen Loose zufrieden gewesen, hätte er bessere Verhältnisse von der Zukunft erwartet, wäre Alles wohl anders gegangen. Aber dem jungen thatkräftigen Manne schwebte fortwährend das umfangreiche Engros-Geschäft des Vaters vor Augen. Es stachelte ihn der Ehrgeiz, sich zu der Höhe zu erheben, die Jener mit geringen Mitteln zum Anfange erreicht hatte. Es gebrach ihm so wenig an kaufmännischer Intelligenz als an Thätigkeit und an Unternehmungsgeist. Bei den Reisen, die er im großen Geschäfte des Vaters gemacht, waren ihm die Quellen zum guten Einkauf bekannt, so daß er durch rechtzeitigen Verkauf größeren Nutzen machte, als manche seiner Konkurrenten. Dazu kam, daß ihm von vielen auswärtigen Häusern, die das Schicksal des ihnen als tüchtig bekannten jungen Geschäftsmannes erfahren, bedeutender Kredit angeboten wurde. Dieser wurde von Hennigs benützt, sich in größere Unternehmungen einzulassen, die ihn, weil vom Glück begünstigt, zu noch größern veranlaßten. Da trat mit dem im Jahre 1809 ausbrechenden Kriege die allgemeine Handelsklemme ein, die, wie den Fall so vieler andern, auch den Fall seines Hauses herbeiführte, gerade als die Firma Karl Hennigs Sohn fast einen so geachteten Namen erlangt hatte, wie die seines Vaters. Es blieb ihm von seinem kurzen Glück Nichts übrig, als die geliebte Gattin. Wie sie im Wohlergehen sich nicht überhoben hatte, so theilte sie jetzt auch Sorgen und Leid mit dem tiefbekümmerten Manne.

Aber das tückische Schicksal wollte ihm auch das einzige gebliebene Gut nicht vergönnen. Es raubte ihm die theure Frau in dem Augenblick, als sie einem Knaben das Leben schenkte, der die Mutter nur einige Monate überlebte. Hennigs ahnte es wohl, daß der tief im Herzen verschlossene Gram um ihn die Theure in ein frühzeitiges Grab gestürzt hatte.

Er kämpfte noch im ersten heftigen Schmerz über den letzten schweren Verlust, als die ersten Freiheitsfanfaren durch die deutschen Lande erklangen. Hart an Preußens Grenzen rief Friedrich Wilhelm von Braunschweig die Jugend von Deutschland unter die Waffen, mit ihm zu kämpfen gegen den fränkischen Erbfeind auf Leben und Tod. Unser Freund, den keine Bande ferner an die Vaterstadt, Nichts mehr an's Leben fesselte, folgte dem begeisternden Rufe. Aus dem geringen Reste seines Vermögens kaufte er sich Roß und Schwert, zog zum braunschweigischen Heldenherzoge nach Nachod, und machte als einer der Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit den berühmten Feldzug von der böhmischen Grenze bis zu den Küsten der Nordsee mit, wo das tapfere schwarze Korps nach manchen glänzenden Thaten nach England sich einschiffte.

Es war im Husarenregiment, welches in Irland neu organisirt wurde, wo ich allererst Hennigs Bekanntschaft machte. Später führte mich der Feldzug im Südosten von Spanien im Dienst viel mit ihm zusammen. In der Schlacht von Villafranca zeichnete ihm der Säbel eines französischen Kürassiers vom berühmten 13. Regimente, zur nachhaltigen Erinnerung an seine kriegerische Laufbahn, die breite Narbe auf die Stirn.

Nach Beendigung des spanischen Krieges machten wir den kurzen Feldzug in Oberitalien mit einander, der durch die Vertreibung des Prinzen Eugen und die Eroberung von Genua dem Krieg im Süden ein vorläufiges Ziel steckte.

Die englische Armee wurde von Italien nach Sizilien versetzt. Die schöne Zeit, welche dem braunschweigischen Husarenregimente auf der schmucken Insel über ein Jahr lang, besonders in Messina, zu Theil wurde, bekam diesem so gut, daß Manche von uns an den Ehestand dachten.

Hennigs war fast der Einzige im Regiment, der an Allem, was uns Andern Freude machte, kalt vorüber ging. Man sah ihn nur widerwillig an Orten, wo getanzt oder musizirt wurde. Die Ruhe des Friedens war ihm unerträglich. Doch auch unserem Träumer sollte die Zeit noch einmal kommen, die ihn dem Leben wiedergab und seine Thatkraft selbst im Frieden neu entflammte.

Es war das Fest der Galeere herangekommen, das höchste von allen Festen, die in Messina gefeiert werden. Während seiner dreitägigen Dauer wird zu Zeiten durch den aufsteigenden Weihrauch und das endlose Kanonieren die Sonne verfinstert, und die Nächte sind durch Illuminationen und Feuerwerke taggleich erhellt. Von Morgens bis zum spätesten Abend ist die Bevölkerung auf den Beinen, so daß es Plätze gibt, wo keine Orange zur Erde fallen kann, und kaum der nöthige Raum bleibt für die kolossale Galeere, die auf dem Platze vor der Kathedrale erbaut wird.

An einem dieser geräuschvollen Tage, die für den Ausländer wahrhaft betäubend sind, während sie die Messinesen mit Lust und steigendem Wohlbehagen erfüllen, war es, wo Hennigs Gelegenheit erhielt, dem Marquese von Campoverde und dessen bildschöner Tochter einen Dienst zu leisten. Die Pferde des Marquese, ein paar feurige Neapolitaner, die wahrscheinlich die Paradefahrt durch die feuersprühenden Straßen zum ersten Male machten, gingen durch, als Hennigs eben über den Platz schritt, wo die Statue des ersten Negers in bengalischem Feuer erglänzte. Hier war es, wo die Rosse zur Seite bogen und den Kutscher von seinem hohen Sitze stürzten, und Hennigs mit kräftigem Arm sie zum Stehen brachte, wobei er durch die Stange eine nicht unbedeutende Quetschung an der Schulter davon trug.

Ohne den Schmerz zu beachten, wollte Hennigs sich entfernen, als einer von des Marquese Dienern, der, zeitig vom Trittbrett hinter dem Wagen herabgesprungen, den Unfall bemerkt hatte, seinem Gebieter von der Verwundung, welche der deutsche Herr erlitten, Meldung machte. Ein Wort schon genügte, um den wohlwollenden Nobile zum raschen Aussteigen zu veranlassen und seinen Retter unter Worten des Danks zum Einsteigen zu bewegen mit dem Bemerken, daß das Hindurchdrängen durch die geschlossene Menschenmasse seine Verletzung nur verschlimmern würde. Während zwei Diener den sich beruhigenden Pferden zur Verhütung ferneren Unglücks zur Seite schritten, sah sich Hennigs einer jungen Schönheit gegenüber, die mit sanfter Stimme ihren Dank aussprach, indem sie das schöne Auge lange auf dem ihres Retters ruhen ließ.

Ungeachtet der von unserem Freunde wiederholt ausgesprochenen Bitte, vor seiner Wohnung an der Terra nuova halten zu lassen, befahl der Marquese dem fragenden Diener „al palazzo!“ Eine Viertelstunde später befand sich der

Verwundete in einem hell erleuchteten prachtvollen Zimmer des Palastes „Campoverde“ unter der Behandlung des Arztes.

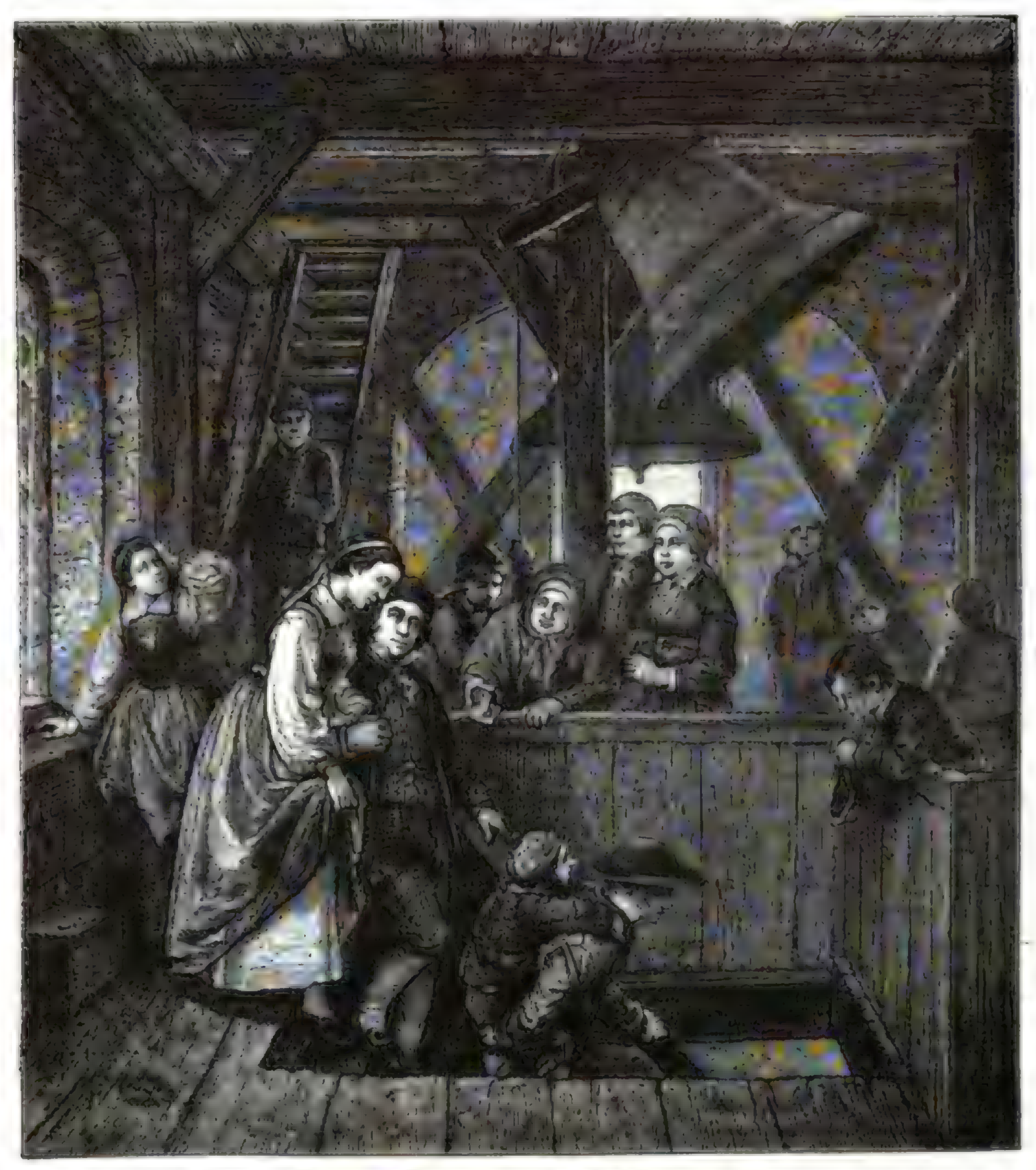
(Schluß folgt.)

Sonntagsfreude in Schweden.

Von

A. E. Meinert.

In Schweden findet man auf dem Lande selten die Kirchen mitten im Dorfe, sondern die bunt, meist roth bemalten Bretterkirchen stehen auf kleinen Anhöhen, ziemlich fern von den Hütten der Landleute. Der Glockenthurm ist meist nur ein Bretterkasten, aber aus den Fensteröffnungen umfaßt der Blick eine weite Aussicht. Sonntags kommen die Bauern in kleinen Gruppen aus den Häusern, die zur Parochie der Kirche gehören, und der Besuch des Glockenthurms ist ein Vergnügen für die armen guten Leute, die nicht sonderlich verwöhnt sind. Dort hängen die Glocken, deren hellklingender Ton die Stille dieser Einöden durchzittert. Man kennt ihre Sprache. Langsam und feierlich verkünden sie den Tod eines Nachbars, lebhaft und rasch eine Geburt oder Hochzeit im Dorfe. Wer würde nicht gern 'mal von Zeit zu Zeit zu diesen Verkündigern der



Besuch des Glockenthurms nach dem Gottesdienst.

Freude und der Trauer hinaufsteigen und von den Fenstern in Gottes schöne Welt, die da draußen im Sonntagsglanze liegt, hinausschauen! Wie arm erscheinen wir uns mit unsern überfeinerten Genüssen, und mit unserem Haschen und Jagen nach Zerstreuung, gegenüber diesen einfachen Menschen, die ein Blick in die herrliche Natur, ein Gang zum Glockenspiel, die Last und Mühe der ganzen Woche vergessen läßt.

Schuld und Sühne.

(Schluß.)

Die Verletzung war nicht von der Art, daß Hennigs nicht an der Abendtafel des Marquese hätte erscheinen können. Es war eine kleine auserwählte Gesellschaft zu Tisch versammelt, die ihn zu begrüßen sich erhob, als er vom Hausherrn und der schönen Bianca nach allen Seiten als der Held des Tages unter schmeichelhaften Worten vorgestellt wurde.

Es war Mitternacht, als Hennigs das gastfreie Haus des Marquese verließ, von dem er gebeten wurde, es fortan als das seinige zu betrachten. — Als er vor seiner Wohnung aus dem Wagen stieg, fühlte er weniger den Schmerz seiner Wunde, als ein heftiges Herzklopfen. Sein Eigensinn, des Lebens Freuden zu fliehen, war gebrochen. In dem Augenblick, als er sein Zimmer betrat, fühlte er sich einsam und verlassen wie nie; er dachte an Agnes, an Bianca und an das, was ihm fehlte — an häusliches Glück.

Von dem Tage an, an dem er in das strahlende Auge der schönen Bianca geblickt hatte, war Hennigs wie verwandelt. „Es ist lichter auf meiner Lebensbahn geworden," sagte er einem der wenigen Kameraden, mit denen er im vertrauten Umgang geblieben war, als er die Besuche im Hause des Marquese einigemale wiederholt hatte. Der Arme hatte in seiner erblühenden Liebe keine Ahnung davon, welche grausige Nacht über seinen Lebensweg hereinbrechen sollte!

Monate waren vergangen, seitdem Hennigs der Zutritt im Palaste des Marquese gestattet worden. Die freundschaftlichen Gesinnungen des Vaters gegen ihn hatten keine Aenderung erlitten. Bianca war vertrauensvoller gegen den Hausfreund geworden, den sie jetzt mit dem Namen „Carlos" begrüßte, wenn sie ihm beim Eintreten mit inniger werdenden Blicken die schöne Hand reichte.

Da faßte er sich endlich ein Herz, der längst von ihm geliebten Bianca, der er bis jetzt noch ohne Worte, nur durch die Sprache der Augen die sein tiefstes Inneres erfüllenden Gedanken zu verrathen gewagt hatte, — Herz und Hand anzubieten.

Hennigs hatte sich nicht getäuscht. Bianca's Antwort beglückte ihn, als sie mit Thränen im schönen Auge in seine Arme sank. „Bedingungsweise" dagegen lautete die Antwort, die unter einem feinen Lächeln der Marquese ertheilte. — „Der künftige Schwiegersohn muß eine Stufe höher im Range hinaufgestiegen sein, bevor er seine Werbung ernstlich erneuert. Doch bleibt ihm das Haus nach wie vor freundschaftlich geöffnet." So etwa ließ sich der Vater, der seinem Range nichts glaubte vergeben zu dürfen, vernehmen; jedoch ließ er die Liebenden allein, und diese waren leicht geneigt, es als ein gutes Zeichen zu betrachten.

Hennigs war Eskadronsquartiermeister mit einem sehr guten Gehalt. Er war Offizier, aber wie es im englischen Dienst bei diesen Chargen heißt: nicht Offizier mit Patent. Dieses zu erringen, war er schon lange vergeblich bemüht gewesen, obgleich er, wegen seiner seit 1809 im Regiment geleisteten Dienste, weit eher dazu berechtigt gewesen, als manch' andere, viel jüngere Männer, die Cornet wurden ohne andere Meriten, als die Begünstigung von oben.

Es waren kaum einige Wochen verflossen, als es den Anschein gewann, als wolle der unglückliche Zufall, der einem Offizier bei dem Wettschwimmen im Kanale das Leben kostete, seinem Streben fördernd entgegen kommen. Der Tod des Offiziers brachte eine Vakanz, und Hennigs, der älteste Offizier ohne Patent, ließ kein Mittel unversucht, die Stelle zu erlangen. Er ließ es nicht dabei bewenden, gegen seine Gewohnheit sich den höheren Offizieren, deren Einfluß er bei dem Herzoge kannte, etwas mehr zu beugen, sondern er wandte sich insgeheim an den erlauchten Chef selbst, der damals in London verweilte. Es waren seitdem zwei Monate verflossen, als Hennigs eines Morgens zum Oberst befohlen wurde. Das Herz schlug ihm hörbar, als er den Säbel umschnallte. Was konnte der Ruf Anderes bringen, als die Entscheidung über das, wovon sein Lebensglück abhing. Zögernd trat er über die Thürschwelle des Kommandeurs; aber der Athem stockte ihm in der Brust, als der Oberst, dessen an sich schon strenge Gesichtszüge an jenem Tage noch finsterer erschienen, ihn mit den Worten anredete: „Se. Durchlaucht haben die patentirte Stelle, um die Sie selbst bei dem hohen Herrn angehalten, einem jungen englischen Kavalier Sir Robert Playford verliehen! Bedaure." Hennigs stand einige Augenblicke regungslos, nachdem er die Nachricht erhalten. Kaum hörte er den Verweis, den er überdieß erhielt, sich direkt an den Fürsten gewandt zu haben. Der Oberst schien endlich selbst Theilnahme mit dem Getäuschten zu fühlen, denn er tröstete ihn mit Hinweis auf die Zukunft. Bleich, wie ein Todter, verließ Hennigs das Gemach. Wer ihm auf dem Rückwege aus der Zitadelle begegnete, sah ihn mit großen Augen an. Er selbst sah Niemand. Grimm und wilder Schmerz, die ihn durchtobten, hatten ihn blind für die Außenwelt gemacht

Wer war der junge Kavalier? Niemand kannte ihn; nur einige Wenige, die sich früher einige Wochen in London aufgehalten, wußten so viel vom Baronet zu sagen, daß er sich bei einem Rout niemals habe verdrängen lassen, daß er bei dem Angriff auf die Flaschenbatterieen der Erste, und bei der Spielbank in Oxfordstreet immer der Letzte gewesen. Die Waffen hatte er höchstens vor Monsieur Archambauld auf dem Fechtboden geführt.

Hennigs hatte sich scheinbar gefaßt, als er dem Marquese Tags darauf das Scheitern seiner Hoffnung mittheilte. Ein ironisches Lächeln umspielte die feingeschnittenen Lippen des Nobile, als er die Worte an ihn richtete: „Und was nun, Signor?" — „Geduld und Ausdauer!" lautete die eben so kurz gegebene Antwort. — „Si Signor! vuol' pacienza! Sehen wir, wie weit Sie damit kommen, ich zweifle fast daran, daß Sie das Ziel damit erringen." — Die beiden Männer schieden damals eben nicht in der freundschaftlichsten Stimmung von einander.

So schwer ihm auch der Gedanke ankam, das Husarenregiment zu verlassen, mit dem er während fast sieben Jahren Freud und Leid zu Wasser und zu Lande getheilt, dessen würdiger Ruhmesgenosse er auf der pyrenäischen Halbinsel gewesen, so fiel der Gedanke an seine Bianca doch schwerer in die Wage zu Gunsten eines neuen Planes, den er für sein Avancement entworfen hatte.

In der Schlacht bei Toulouse waren einige Offiziere der leichten Infanterie, bei Wellington's Heere in Frankreich, dienstunfähig geworden. Hennigs meldete sich zu einer der erledigten Stellen. Aber sein Gesuch blieb unberücksichtigt, während ein sehr mittelmäßiges Subjekt reussirte, vom Oberst unterstützt, der desselben entledigt sein wollte. Dieser hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, das Regiment sowohl hinsichtlich der Offiziere als der Mannschaft auf einen Höhepunkt zu bringen, daß sich dieses wie früher im Felde, so auch auf dem Paradeplatze im Frieden mit dem ältesten europäischen Reiterregimente messen könne. Der Oberst erreichte sein Ziel schon im Jahre 1818 in Paris. Dort stellte der Herzog von Wellington den anwesenden hohen Häuptern den Kommandeur des berühmten deutschen Reiterregiments vor als ein Muster deutscher Ritterlichkeit, und nannte das Regiment als das tapfere, welches in der Schlacht von Villafranca eine englische Infanteriebrigade vom Untergange gerettet hätte. — Unser Quartiermeister aber wurde in Messina unter ehrender Anerkennung seiner Verdienste um die Schwadron mit Hoffnung, dießmal auf die nächste Vakanz im Regimente selbst, vertröstet, aus dem jetzt die Mittelmäßigen sämmtlich entfernt waren. Auf diese und jede andere Anwartschaft hatte aber Hennigs schon verzichtet, als er die Depesche, welche ihm die Vereitelung seiner allerletzten Hoffnung brachte, hohnlachend in Stücke zerriß. —

Von diesem Tage begann Hennigs über das, was Verdienst heiße, tiefsinnige Betrachtungen anzustellen, und wer hätte nicht schon im Leben von dem tragischen Resultate solcher Meditationen gehört!

Seine Wohnung, die mehr und mehr der Klause eines Einsiedlers ähnlich wurde, war außer seinem Diener nur dem Rapport bringenden Unteroffizier und den Leuten des Marquese von Campoverde zugänglich, die ihm an den Tagen von Bianca Botschaft brachten, wo er selbst an einem Besuche im Palast behindert war.

Der Marquese war, wie es sich später herausstellte, schon lange ein geheimer Verehrer von König Joachim geworden;

seitdem die bisherigen aristokratischen Einrichtungen Siziliens durch die unter Lord William Bentink's Vermittlung in's Leben getretene Verfassung aufgehört, welche die gesammten Interessen des hohen Adels so wesentlich benachtheiligten, hatte der Aufenthalt in Messina allen Reiz für ihn verloren. Viele Freunde und Bekannte des ehrsüchtigen Nobile bekleideten in Neapel am glänzenden Hofe des lebensfrohen Königs die höchsten Ehrenstellen, während Fernando IV. diesseits des Faro nur sehr kärglich die Treue Derer zu lohnen verstand, die ihm bei der Flucht nach Palermo gefolgt waren. Besonders schmerzten ihn seine schönen Besitzungen drüben, welche von der neuen Regierung unter Sequester gestellt waren. Seine glänzende Villa bei Portici, die prächtigen Gärten, die sie umgaben, seine Weinberge und Orangenhaine bei Resina, sein palastartiges Stadthaus, wo er die glänzendste Gesellschaft der Residenz früher allwöchentlich mit fürstlichem Aufwande bewirthet hatte, suchte er unter seinen Besitzungen in Sizilien vergebens. Es war ihm die Insel bei allen ihren Schönheiten, weil unter der Herrschaft des allmächtigen englischen Lords, unerträglich geworden.

Hennigs, in dessen Innern der Zwiespalt der Gesinnung und des Gefühls täglich sich mehrte, so daß er vergebens bemüht war, den in ihm tobenden Kampf dahin zu meistern, daß er nicht den Gesichtszügen Ausdruck verlieh, trat eines Abends früher als gewöhnlich in das Kabinet des Marquese. Dem erfahrenen Weltmanne war die Aufregung nicht entgangen, die sich in seinen Zügen offenbarte. Nach der ersten Begrüßung deutete er auf einen neben seinem Sitze stehenden Sessel, dann erhob er sich, um mit auf dem Rücken gekreuzten Armen einige Schritte durch das kleine Zimmer zu thun. Endlich schien er über irgend ein Vorhaben mit sich einig. Er ließ die Hand sinken, auf die er einige Augenblicke den Kopf wie im tiefen Nachdenken gestützt, schob seinen Armstuhl dicht neben den Sessel, auf dem Hennigs sich niedergelassen, und in gespannter Erwartung irgend einer ihn betreffenden Eröffnung des Marquese entgegensah.

Von Mittheilung einiger minder bedeutenden Nachrichten, die der Nobile Tags zuvor auf geheimen Wegen aus Neapel erhalten, ging dieser zu den Berichten über, die ihm zur selbigen Zeit von seinen Freunden über die augenblicklich so hoffnungsreiche Lage des Königreichs zugegangen waren. Besonders hob er den glänzenden Zustand des Heeres hervor, dem auch König Joachim seit seiner Rückkehr aus dem russischen Feldzuge seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Mit großer Lebhaftigkeit schilderte der Marquese die Aussichten der neapolitanischen Offiziere bei einem bevorstehenden Feldzuge gegenüber der Hoffnungslosigkeit der Offiziere im britischen Heere in Sizilien. — Hennigs, der lange ein ruhiger Zuhörer gewesen, fühlte sich endlich von der Geduld verlassen, zu der er sich schon so oft in seiner Stellung zum Marquese hatte bequemen müssen. Als die Lobpreisungen der Zustände im Königreiche Neapel kein Ende nehmen wollten, besonders was dessen militärische Einrichtungen betraf, gerieth er auf die Vermuthung, daß es des Marquese Absicht sei, ihm heute den Unterschied zwischen dem, was er war, und was er unter andern Verhältnissen schon hätte sein müssen, auffallend fühlbar zu machen. — Scheinbar gereizt, erhob er sich mit den Worten: „Aber weßhalb, Excellenza, erzählen Sie alles Dieses nur dem Hoffnungslosen, der wie Prometheus an den Felsen geschmiedet ist, außer Stande, sich der Geier zu erwehren, die ihm das Herz zernagen? Wollen Sie etwa in einer sehr übel gewählten Laune die Rolle des Raubthiers übernehmen, um mir das wunde Herz vollends zu zerreißen? Der Spott ist übel gewählt, Monsignore; und wäre es nicht Spott, so frage ich nochmals: wozu die stete Wiederholung von Schilderungen solcher Situationen, die mir, wie Excellenza wohl bekannt, nicht zugänglich sind?" — „Was es soll, caro mio?" entgegnete der Marquese, ihn so scharf fixirend, als wolle er das Innerste seiner Seele durchschauen, während er sich erhob und mit gekreuzten Armen dem Quartiermeister dicht sich gegenüber stellte: „Nun, ich glaube, daß unsere gegenseitige Stellung, das freundschaftliche Verhältniß, in dem Sie seit fast einem Jahre zu meinem Hause gestanden, mich endlich wohl berechtigt, volles Vertrauen in Sie zu setzen." — Der Marquese verschloß bei diesen Worten die Thüre, dann trat er zu seinem Schreibtische, öffnete an demselben ein geheimes Fach und nahm ein Dokument heraus, an dessen Rande das große königliche Siegel von Neapel sichtbar war. „Betrachten Sie meine bisherige Rede als Einleitung zu noch weiter Ihnen zu machenden Eröffnungen! Dieselben sind dazu bestimmt, Ihrem Glücke förderlich zu werden; denn gewiß, caro mio! kömmt es jetzt nur auf Ihre Entscheidung an, ob Sie glücklich und hoch geehrt werden, ob Sie mir durch die Bande der innigsten Verwandtschaft noch näher treten wollen, als bisher. Der Ehekontrakt zwischen Ihnen und meiner Tochter wird vollzogen, sobald Sie sich bereit erklären, das Anerbieten zu genehmigen, das Ihnen von Sr. Excellenz dem Kriegsminister Monsignore Pope auf meine Verwendung gemacht wird. — König Joachim rüstet sich," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, in der er den Eindruck seiner Worte genau beobachtete; dann dämpfte er seine Stimme und trat ihm mehr zur Seite: „Zur Verstärkung der Armee werden eben jetzt zwei neue Reiterregimenter errichtet; der unglückliche Feldzug in Rußland hat die Reihen der Tapferen aller Armeen sehr gelichtet, es fehlt an kriegskundigen Offizieren; — hier — dabei hob er das Papier empor — das Patent Sr. Majestät des Königs von Neapel ernennt Sie zum Eskadronschef in einem der neuen Reiterregimenter." — Im Augenblick, als Hennigs die letzten Worte des Marquis vernommen, fühlte er, wie ihm das Blut gleich einer Feuergarbe vom Herzen nach dem Kopfe schoß. Gleich darauf war er kalt, eisstarr, fast wie eine Leiche. Jetzt begann es in seinem Innern zu wogen, als wenn ein Sturmwind die Meereswellen herauf hebt. Mit weit vorgetretenen Augen griff er krampfhaft nach dem großen Papierbogen, den der Marquese noch in der Hand hielt. Er brachte ihn dicht zum Gesicht und las den Inhalt Wort für Wort noch einmal, bis er sich überzeugt hatte, daß er mit den Versicherungen des Marquese übereinstimmend war. Die Gefühle, die ihm gelungen, zu Anfang der Unterhaltung in den tiefsten Grund des Herzens zurückzuwängen, deren er selbst dann noch Herr zu werden suchte, als der Nobile ihm die verlockendsten Schilderungen machte von den Reitern des siegesgewohnten Murat, gewannen die Oberhand über unsern Freund in ihrer ganzen gewaltigen Kraft. Das Papier fest in der Hand haltend, maß er eine Zeit lang das Zimmer mit stürmischen Schritten. Wie in seinem gegenwärtigen Dienstverhältniß auf Beförderung die Aussicht, so war sie auch, was die Verbindung mit Bianca betraf, täglich trüber geworden. Drüben in Neapel winkten ihm die schweren Kantillenepaulettes eines Chef d'Escadron in einem königlichen Dragonerregiment, und was ihm noch höher stand, — Bianca, die Geliebte, als Gemahlin. War es unmöglich, war es im Gegentheil nicht sehr wahrscheinlich, daß er vom Eskadronschef General wurde, wenn sich die Gelegenheit darbot, unter den Augen des ritterlichen Murat eine große That zu vollbringen? — „Aber ist es nicht schändlicher Treubruch, ist es nicht Hochverrath, durch welche Verbrechen ich die hohe Stellung drüben und das heiß ersehnte eheliche Glück mir erkaufen soll? Wird nicht mein bisher unbescholtener Name im Heere gebrandmarkt, von Allen mit Verachtung genannt werden, die bisher an meinem Geschick so warmen Antheil genommen?" — So riefen in seinem Innern die Stimme der Ehre, die des immer stärker mahnenden Gewissens. Hennigs kämpfte einen schweren Kampf, als es leise an die Thür klopfte. Der Marquese öffnete, und in fast überirdischer Schönheit trat Bianca herein. Doch ihre Augen schwammen in Thränen; sie glich einer Madonna Dolorosa, als sie an Hennigs Brust sank. Da bäumte in ihm die unheimliche

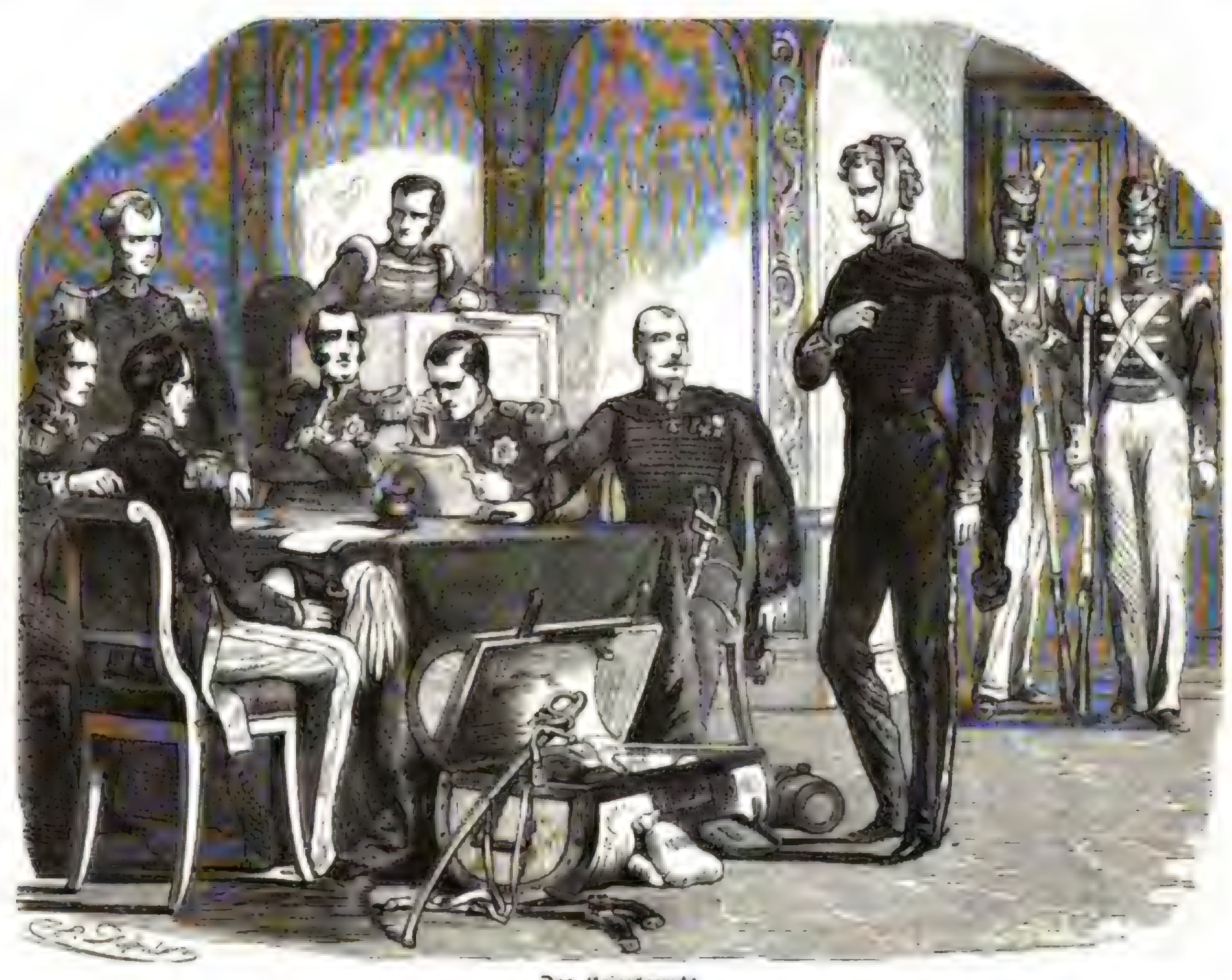
Kraft auf, für den Besitz der Geliebten Alles zu wagen. Die wahre Ehre des Mannes, mit der eben erst der Kampf begonnen, schwand dahin: sie erschien ihm ein Phantom, keines ferneren Ringens werth. Die Liebe hatte in ihrer Allmacht den Sieg über die Pflicht errungen. Wer es gesehen, wie eng sie sich umschlungen hielten, wie ihre flammenden Blicke sich begegneten, wie ihre Wangen sich höher rötheten im Abglanz der ihr Innerstes durchströmenden Gefühle, — der würde später in dem versammelten Kriegsgerichte nur mit schwerem Herzen den Ausspruch „Schuldig" über den Quartiermeister Hennigs gefällt haben. — Der Gruppe gegenüber, die in beseligendem Entzücken die Außenwelt vergessen hatte, stand der Marquese. Er wußte jetzt, in dem künftigen Schwiegersohne einen Verbündeten für seine Plane gefunden zu haben. — „Was ist geschehen, mein Vater, wodurch Carlos in eine Aufregung versetzt wurde, wie ich sie zuvor nie an ihm gekannt habe? Hat eure Unterhaltung, ehe ich hereintrat, Glück oder Unglück für unsere Zukunft gebracht?" — Der Marquese deutete auf den Quartiermeister. „Vernimm die Antwort aus seinem Munde, die, wie ich hoffe, mich in meinen Erwartungen nicht täuschen wird." — „Ich hatte im Geiste einen Vorsatz gefaßt, den jetzt Deine Erscheinung zur That gemacht. Hier, das Papier," — seine Augen erglänzten in unheimlichem Feuer, als er es Bianca in die Hand preßte — „das Patent des Königs Murat, welches mich zum Eskadronschef in seinem Heere ernennt, macht mich zu Deinem Gatten und zum — o, meine Bianca, daß ich das Wort nicht ausspreche, schütze Du mich dagegen an Deinem treuen Herzen." — Der Marquese aber legte die Hände der Liebenden in einander, die in einer langen, stummen Umarmung den Bund besiegelten, der von Seiten unseres Freundes mit Aufopferung alles Dessen geschlossen wurde, was jedem Manne, dem Soldaten aber in erster Linie das Heiligste sein soll.



Die Verlobung.

Einige Tage später begab sich der Marquese mit einem Theile seines Hausstandes nach Lipari hinüber, wo er eine Villa besaß, die ihm während des Frühjahrs regelmäßig einige Monate zum Aufenthalte diente. Lipari war damals für die vornehme Welt von Messina, was Capri früher für die haute volée von Neapel; von da begab man sich in die neu angelegten Bäder von Salmi. Nach getroffener Verabredung sollte der Quartiermeister in einer der folgenden Nächte dahin nachkommen, und sobald am nächsten Abend die Passage von englischen Kreuzern frei war, wollte man gemeinschaftlich nach dem nächsten Punkte der kalabresischen Küste übersetzen. — Die Eile, mit welcher Hennigs die Ausführung des Planes betrieb, war so groß, daß er an dem bestimmten Tage verabsäumte, die Zivilkleidung anzulegen, die ihm vom Marquese durch die Schiffsleute geschickt wurde, welche dieser zu seiner Ueberfahrt als zuverlässige Männer auserwählt hatte. Es genügte ihm, sich mit dem Säbel zu umgürten, den er so ruhmvoll in Spanien gegen die Feinde auch des deutschen Vaterlandes geführt hatte. Dann steckte er die Pistolen zu sich, deren Ladung er zuvor sorgfältig geprüft hatte, hüllte sich in den Mantel und war im Begriff, seine einsame Wohnung zu verlassen, als einer der Männer seinen Arm ergriff, um ihn auf einen kleinen Reisekoffer aufmerksam zu machen, der verschlossen in einem Winkel dastand. Hennigs machte heftig eine verneinende Handbewegung und trat in die dunkle Nacht hinaus. — Die beiden Sizilianer, Männer aus den unteren Volksschich-

ten, deren größerer Theil fremdes Gut nur ungern stehen lassen kann, wo es gefunden wird, schüttelten bedenklich die Köpfe, als sie sahen, wie der fremde Offizier mit der eigenen Habe so fahrlässig umging. Paolo gab dem Matteo einen Wink, dem Herrn zu folgen, während er selbst die noch umherliegenden Kleidungsstücke sammelte und sie nebst dem Koffer auf die Schultern nahm. Zuletzt löschte er die Lichter aus und verschloß die Thür des Zimmers und die Hauspforte. Nachdem er aufmerksam einige Minuten gelauscht und nichts Verdächtiges vernommen, folgte er den Vorangegangenen nach einem entlegenen Theil der „Terra nuova", nach dem glänzenden, einst von Karl IV erbauten, jetzt halb verschütteten Portikus, der zum Meere den Weg öffnet. Dort lag hinter einem Dickicht von Kaktus- und Aloestauden die Feluke, welche nur Hennigs Ankunft erwartete, um nach Lipari unter Segel zu gehen. — Als Hennigs über die Terra nuova schritt, lagen die Bewohner der weit zerstreuten Häuschen in tiefem Schlafe. Sie bestanden zum größten Theil aus ihm befreundeten Kameraden, mit denen er während so vieler Jahre gute und böse Tage getheilt hatte. Am dunkeln Nachthimmel blinkte kein Stern; mit hohlem Donnergetöse schlugen die Meereswogen an die Mauern der Zitadelle; aber von dem Leuchtthurme des Isthmus warf die strahlende Kuppel einen glänzenden Streif über die Wasserfläche. Sie zeigte ihm den Weg für die Fahrt, an dessen Ende er in Bianca's Armen den Lohn finden sollte für das gewagte Unternehmen. Er wandte sich unter einem Seufzer dem Meere zu; aber sein Schritt ward fest, sobald er in einiger Entfernung die Masten des kleinen Fahrzeuges erblickte, das ihn dem endlichen Ziele seines



Das Kriegsgericht.

jahrelangen Strebens entgegen zu führen bestimmt war. — Während die Matrosen geräuschlos den Anker hoben, stand Hennigs ernst an den Mast gelehnt, wo seine Begleiter auch den wider seinen Willen entführten Koffer niedergesetzt hatten. In der kleinen Kiste aber befanden sich neben einiger Wäsche die abgeschlossenen Rechnungsbücher und die Kasse seiner Schwadron für den laufenden Monat! — Die Fahrt erwies sich günstig während der ersten Stunde. Gegen den Morgen aber, wie sich das mit Aufgang der Sonne in der Straße von Messina häufig ereignet, sprang der Wind um, und das Fahrzeug, statt sich an der Küste von Faro nach Milazzo zu halten, um den Kurs von dort nach den liparischen Inseln zu nehmen, wurde der Strömung von Scylla entgegengetrieben, und wegen der Nähe der Festung als verdächtig von einem kreuzenden englischen Kriegskutter angehalten. Die Auskunft des Schiffspatrons befriedigte den kommandirenden Offizier um so weniger, als er die Uniform erkannte, die Hennigs vor der Abreise unbedachtsamer Weise abzulegen versäumt hatte. Auf die Erklärung des englischen Offiziers, daß er sich genöthigt sähe, ihn nach Messina zurückzuführen, um die Befehle des kommandirenden Generals wegen seiner Person zu vernehmen, — hatte Hennigs rasch ein Pistol gezogen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Der Beklagenswerthe sollte aber mehr noch auf Erden verlieren, als das Leben, welches ihm jetzt so plötzlich zur Last geworden war. In dem Augenblick des Abdrückens schlug einer der mit dem Offizier an Bord gekommenen englischen Matrosen das tödtliche Gewehr zur Seite, und der Schuß streifte nur des Quartiermeisters untere Kinnlade. Jetzt legte man dem Verwundeten Fesseln an, gleiches Loos traf die Bemannung der Feluke. Das sizilianische Fahrzeug im Schlepptau, erreichte der Kriegskutter die Zitadelle von

Messina, wo er seine Gefangenen mit dem nöthigen Berichte ablieferte.

Je verworrener die Gerüchte lauteten, als bei der Mittagsparade am folgenden Tage das Verschwinden des Quartiermeisters von der zweiten Eskadron vernommen wurde, um so mehr war das Regiment überrascht, als gegen Abend sich die Nachricht von seiner Gefangennehmung und Haft in der Zitadelle verbreitete. Nimmer werde ich den Anblick vergessen, als Hennigs am andern Morgen, den Kopf mit einem blutbefleckten Tuch umwunden, unter starker Wache aus der Zitadelle an unserer Kaserne vorüber nach dem Kloster St. Paolo geführt wurde, wo sich ein General-Kriegsgericht zur Untersuchung versammelt hatte. Der Gefangene erklärte ohne jeden Hinterhalt, daß er fernerhin seine Stellung nicht als eine ehrenvolle habe betrachten können, nachdem ihm Männer vorgezogen worden, deren Verdienste Niemand namhaft zu machen vermocht. Es sei der Hauptgrund, der ihn dazu veranlaßt hätte, die Dienste anzunehmen, die ihm zu wiederholten Malen vom Könige Joachim angeboten wären. Zur Bestätigung seiner Aussage nahm er das im Futter des Dollmans verborgene Patent hervor, durch welches er zum Eskadronschef in der neapolitanischen Armee ernannt war, und legte es auf die Gerichtstafel. Der Marquesa von Campoverde und ihres Vaters erwähnte er mit keinem Worte. Auch der Präsident des Gerichts war edel genug, des Verhältnisses nicht zu gedenken. Standhaft dagegen wies er den Anklagepunkt von sich, die ihm anvertraute Kasse der Eskadron haben veruntreuen zu wollen, und berief sich dabei auf das Zeugniß seiner Mitgefangenen. Auch fand man das Geld vollzählig in dem Koffer. Das Kriegsgericht verurtheilte nach mehrstündiger Berathung Hennigs als des Verbrechens der Desertion, während die Armee auf dem Kriegsfuß, und des intendirten Hochverrathes schuldig, zum Tode durch den Strang. Jedoch gelang es auf Verwendung des Obersten und sämmtlicher Offiziere des Regiments und auf Interzession des kommandirenden Generals bei Lord William Bentink, damaligem Gouverneur von Palermo, die schimpfliche Todesstrafe in lebenslängliche Transportation nach Botany-Bay in Australien zu verwandeln. Eine trostlose Milderung lag in der entsetzlichen Zukunft, schreckhafter für Hennigs als der fürchterlichste Tod. Er bat um den Tod durch Erschießen. Der Spruch des Gouverneurs blieb in Kraft. Hennigs wurde in einem Transportschiffe gefesselt nach England übergeführt. Dort mußte er in dem Kerker von Winchester dem Tage entgegenharren, an dem ein Transport von Geächteten und Verbrechern vollzählig war zur Einschiffung nach Sidney. Dieses Ereigniß fand aber erst in einem halben Jahre statt, nach dem Abschluß der nächsten Assisen. Es war ein entsetzliches Jahr für Hennigs, den feinen, gebildeten Mann, das er zur Hälfte in den dumpfen Kerkermauern von Winchester, zur andern auf der Ueberfahrt an die fernen Küsten, die sein Grab werden sollten, mit fünfhundert Gefangenen jeden Alters, Standes und Geschlechts zubringen mußte. Nicht minder trostlos waren die ersten Jahre am Orte seiner Bestimmung. Mit blutenden Händen hatte er seine Hütte erbaut; mit Schwielen an den Händen baute er fortan den Acker, um das tägliche Lebensbedürfniß zu erringen. Wenn der Morgen tagte, traf sein Blick auf Verbrecher, und er konnte es ihrer Keinem verwehren, wenn einer nach Feierabend ein Gespräch mit ihm anknüpfte vor der Thüre seines Blockhauses. Doch gab es auch Manche in der Kolonie, deren Verbrechen aus Leichtsinn, in aufwallender Leidenschaft begangen, in Deutschland schonendere Richter gefunden haben würde, als im Britenlande, wo der todte Buchstabe des Gesetzes mit strenger Strafe die That, nicht die veranlassenden Motive richtet. Unter diesen hatten sich Einige gefunden, die bei näherer Bekanntschaft Freundschaftsgefühle für ihn hegten, ohne daß er sie hervorgerufen hatte. Sie fühlten sich angezogen von dem Ernste des resignirten Mannes, von seiner hohen Gestalt, von der stillen Trauer auf dem Gesichte des Deutschen, dem auch die letzte Wunde die ursprüngliche Anmuth nicht zu rauben vermocht hatte. Es bildete sich allmälig eine kleine Gemeinde um den Verbannten, die ihren dauernden Halt durch den Missionsprediger Mac Lean erhielt, der Hennigs wegen seines Betragens, mehr noch wegen seiner gediegenen Kenntnisse lieb gewonnen hatte. Mac Lean war es, der ihm einen Vorschuß zu Begründung eines kleinen Handels erwirkte, was die Aufmerksamkeit des menschenfreundlichen Gouverneurs Macquaire auf ihn lenkte, des Mannes, dem Australien die Anfänge seiner späteren hohen Blüte zu verdanken hat.

Unter dem Einflusse eines günstigen Klimas, bei geregelter Thätigkeit, kehrte allmälig die verlorene körperliche Energie wieder zurück. Hennigs, der sich fast gänzlich verloren gegeben hatte, fand sich wieder in den ihm entgegen getragenen Beweisen von Achtung und Freundschaft. Die Kolonie, deren Angehöriger er geworden, hatte ihn nach Verlauf einiger Jahre zum Gemeinderath erwählt, und er wurde von der Behörde in diesem Amte bestätigt. Der Gouverneur zeichnete vor Andern die Kolonisten aus, die durch Intelligenz und Thätigkeit sein eigenes großes Streben unterstützten, dem Mutterlande in Australien eine Quelle unerschöpflichen Reichthums zu eröffnen. Hennigs wurde wegen seiner landwirthschaftlichen Bestrebungen von der obersten Behörde in der amtlichen Zeitung von Sidney belobt, ja selbst ermuntert, Vorschläge zu neuen Unternehmungen zu machen. — „Das," sagte Hennigs an jenem für mich denkwürdigen Abend im Albionhotel, „war der erste Sonnenstrahl, der seit zehn Jahren belebend mein Inneres erweckte: ich fühlte, daß ich noch etwas Werth hatte für die menschliche Gesellschaft, daß die Möglichkeit der Rückkehr nicht entschwunden war." General Macquaire hatte sich ohne Wissen meines alten Kameraden bei der britischen Regierung um Milderung des Urtheils, welches auf lebenslängliche Verbannung lautete, in eine temporäre verwandt. Lord Palmerston, der sich als früherer Kriegssekretär dem braunschweigischen Husarenregimente besonders gewogen erwiesen, war der Mittelsmann dabei gewesen. — Sechs Monate später brachte der Regierungsdampfer den Erfolg der vom Gouverneur ganz im Stillen für den deutschen Verbannten betriebenen Verwendung. Die Transportation für Lebenszeit war in eine Dauer von vierzehn Jahren verwandelt, die doppelte für die gewöhnliche von sieben Jahren. Hennigs hatte dadurch die Aussicht erlangt, schon nach wenigen Jahren ein freier Mann zu sein, dem jeder Welttheil offen stand, falls ihm ein längerer Aufenthalt in Neu-Südwales nicht gefallen sollte. Als er bei der ihm vom Gouverneur persönlich mitgetheilten Nachricht die ihm freundlich mit seinem Glückwunsch dargereichte Hand drückte, sprach er den Wunsch aus, auch als freier Mann fernerhin, wenn nicht gerade in Sidney, doch in einer der englischen Niederlassungen von Australien verbleiben zu können. Der edle General ehrte die Gründe, welche der deutsche Farmer, wie er überall genannt wurde, für sein ferneres Verbleiben in Australien unter Veränderung des Aufenthaltsortes anführte. „Sie sind dann ein freier Mann, Mr. Hennigs," sagte er gütig; „doch was Sie auch immer für die Zukunft erwählen, auf meine Vermittlung und auf meinen Einfluß zu Ihrem Besten dürfen Sie stets mit vollem Vertrauen rechnen." — Der Verbannte fühlte nach dieser Unterredung, daß das Glück noch nicht jede Bedeutung für ihn verloren hatte.

Unter zunehmendem Gedeihen seiner Farm nahte der letzte Tag des vierzehnten Jahres heran. Hennigs nannte um diese Zeit an baarem Gelde, das ihm der Handel eingetragen, tausend Pfund Sterling sein eigen, die er zwar sauer aber redlich erworben hatte. Das Darlehen des Predigers Mac Lean hatte ihm Segen gebracht. Der 6. Juli 1828 war der von Hennigs so heiß ersehnte Tag, der ihn mit der Freiheit in die Welt zurückführen sollte. „Es war der heiligste Tag meines Lebens!" so lauten darüber Hennigs eigene Worte, die ich jetzt bis zu Ende der Erzählung beibehalten

werde. „Ich hatte schon am Vorabende die Einrichtung getroffen, daß im Hause und dessen nächster Umgebung die Geschäfte ruhen sollten. Nachdem ich knieend ein heißes Dankgebet für Gottes wunderbare Führung zum Himmel geschickt hatte, verließ ich mein Schlafgemach, um persönlich dem Konstabel Rede zu stehen, der sich nach hergebrachter Ordnung an jedem Morgen von der Anwesenheit der Kolonisten zu überzeugen hatte. Ich hatte mich an diese Form allmälig gewöhnt. Heute erschien jedoch kein Konstabel, es nahm also die Sicherheitsbehörde keine Notiz mehr von mir. Ein Thränenstrom stürzte bei diesem Gedanken unaufhaltsam aus meinen Augen. Man muß vierzehn Jahre ein Verbannter in Botany-Bay gewesen sein, um das mich bewältigende Gefühl zu ermessen. — Bis dahin hatte ich nie ohne Ordre gewagt, die Wohnung des Gouverneurs zu betreten. Heute hielt ich es für eine heilige Pflicht, daß ich, der bisher aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßene, ihm meinen Dank darbrachte für die vielen mir gegebenen Beweise seiner Güte. Zu meiner größten Ueberraschung aber brachte mir gegen neun Uhr eine Ordonnanz nebst einem Beglückwünschungsschreiben des Generals seine Einladung, ihn nach Mittag zu besuchen. Als ich zur bestimmten Zeit mich einstellte, um nach den Befehlen des edlen Mannes zu fragen, erhob er sich, trat mir entgegen und reichte mir freundlich die Hand. Ich konnte es nicht unterlassen, sie an mein Herz zu ziehen; mein Auge wurde feucht. — ‚Schonen Sie sich, Mr. Hennigs. Alles Leid ist jetzt vorüber, sehen Sie sich den Herrn an,‘ dabei deutete er auf einen Mann, den ich auf seinem Platz in der Fensternische bis dahin nicht bemerkt hatte. ‚Mr. Gillern, vormals Major im braunschweigischen Jägerkorps, jetzt Plantagenbesitzer auf Vandiemensland, auf einige Tage hier in Sidney, mein werther Gast.‘ Mich stellte er als Mr. Hennigs vor, freier Bürger in Sr. Majestät weiten Reichen, zunächst noch Rathsherr und Kaufmann hier am Platze. Der bekannte Name des Majors klang mir wohlthuend in's Ohr, dagegen fühlte ich, wie es mir das Blut in die Wangen trieb, als General Macquaire mich dem Genannten vorstellte. ‚Sie erkennen mich schwerlich wieder?‘ fragte ich mit kaum hörbarer Stimme, indem ich Herrn v. Gillern etwas näher trat. — ‚Ich würde Sie schwerlich wieder erkannt haben, obgleich wir den Feldzug in Deutschland mit einander gemacht. Es sind seitdem viele Jahre über uns hingegangen. Zeit und Schicksale haben uns den frischen Glanz der Jugend geraubt,‘ sagte er lächelnd. ‚Aber ich habe so vieles Gute vom General über Sie vernommen, daß es mein sehnlichster Wunsch war, Sie zu sehen. General Macquaire hat stets den wärmsten Antheil an Ihnen genommen, mehr noch als Sie vielleicht glauben. Ich höre von ihm, daß Sie ein Mann von einigem Vermögen hier geworden, und daß Sie gleich mir die Absicht haben, Ihr Leben in Australien zu beschließen. Darf ich fragen, ob Sie wegen Ihres künftigen Aufenthalts schon eine Bestimmung getroffen; sonst möchte ich Ihnen dabei aus langer Erfahrung mit meinem Rathe an die Hand gehen. Was sagen Sie zu Vandiemensland?‘ — ‚Ich habe es vielfältig loben hören und werde meine Untersuchungen für ein künftiges Etablissement zunächst durch einen Besuch auf der mir als sehr ergiebig geschilderten Insel beginnen,‘ erwiederte ich. — ‚Nach dem, was ich von Ihren landwirthschaftlichen Kenntnissen und dem Zustande Ihrer kleinen Farm gehört, würden wir Landwirthe drüben eine gute Acquisition an Ihnen machen; überlegen Sie sich den Vorschlag.‘ — Der General unterbrach hier die Unterredung, indem er mir einen Platz neben Herrn v. Gillern anwies. ‚Lassen Sie noch einmal den Claret die Runde machen, Major.‘ — So wurde die Berathung auf den folgenden Tag verschoben, an dem die Herren, wie sie scherzend bemerkten, eine genaue Revision über den Stand meiner Haus- und Feldwirthschaft vornehmen wollten. Pünktlich fand sich am nächsten Morgen der Major in Begleitung eines von des Generals Adjutanten in meiner Wohnung ein. Herr v. Gillern, der mit einem wahren Kennerblick Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, genau untersuchte, sprach zu meiner Freude seine Zufriedenheit mit meiner bisherigen Geschäftsverwaltung aus. Nach einer Bestimmung der Regierung ist jeder freigelassene Kolonist, der nicht in Australien bleiben will, gehalten, die von ihm angebauten Grundstücke nebst allem Zubehör nach einem stets zum Vortheile des Abziehenden stattfindenden Taxatum der Krone zu überlassen. Von Gillern kalkulirte die sich daraus etwa ergebende Summe, und fand sie in Verbindung mit dem Erlös aus meinem Waarenlager und meinen Ersparnissen hinreichend, eine in seiner nächsten Nachbarschaft vakant gewordene Pflanzung zu kaufen. — Was hätte mir in meiner dermaligen Lage erwünschter kommen können, als meine Lebenstage in der Nähe meines wackeren Landsmannes zu beschließen! So überließ ich Alles, was die Ausführung des Planes betraf, dem Ermessen des Majors und begab mich zum Gouverneur, um ihn von meinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Am Tage der Abschätzung überstieg das Resultat unsere Erwartung. Aber die Großmuth des Generals setzte mich vollends in Erstaunen, als er mir am Tage des Scheidens 200 Pfund Sterling auszahlen ließ — in Rücksicht auf meine angestrengte Bemühung, wie in dem Begleitschreiben gesagt wurde, — um Förderung des öffentlichen Wohles, bei Anlage der neuen Straße über die „blauen Berge“. Mein Geschäft dabei hatte nur darin bestanden, daß ich während einiger Monate über den an einzelnen Stellen sehr schwierigen Bau die Aufsicht geführt hatte, wobei mir meine mathematische Kenntniß von großem Nutzen war. Man hätte es von jedem dazu befähigten Sträflingskolonisten als eine Pflicht verlangen können. Aber General Macquaire war ein Brite, und zwar einer von den edlen und zartfühlenden, die es begreifen, daß es Dienste gibt, die sich nicht mit Gelde lohnen lassen, und daß man in solchen Fällen darauf Bedacht zu nehmen hat, der Sache, wenn möglich, einen offiziellen Anstrich zu geben, um nicht Schuldner zu bleiben oder den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich zu laden.

„Dieß zu verdeutlichen muß ich einige Jahre in meinem Leben als Verbannter zurückgehen.

„Der General war eines Tages bei Besichtigung des großen Baues auf einem Punkte zurückgeblieben, wo in dieser Zeit die Stadt Bathurst ihre Anfänge genommen. Er verweilte im Anschauen der riesenhaften Natur, die er damals zum ersten Male sah, alles Andere um sich her vergessend, bis der Abend herankam. Unsere Arbeiter waren schon auf dem Rückwege zu ihrer Baracke, ihnen folgten der Adjutant und der Reitknecht mit den Pferden, die sich dort erfrischen sollten, ehe er, der General, den Rückweg zu einer zwei Meilen entfernten Meierei antrat, die er zum Nachtquartier erwählt hatte. Ich stand, auf meine Kugelbüchse gelehnt, nicht fern von ihm im Schatten einer prachtvollen Eukalypse und sah, wie die Sonne schöner als seit langer Zeit auf die Krater der Gebirge niedersank, während Schaaren buntgefiederter Papageien unter lautem Geschrei ihren nächtlichen Ruheplätzen zuzogen. Der General hatte, das Fernrohr in der Hand, sich an eine Brustwehr gelehnt, welche die Anfänge eines Forts zum Schutz gegen die streifenden Horden der Papuas-Indianer bezeichnete, die oft, ehe man an ihre Annäherung dachte, aus einer der Schluchten der blauen Gebirge hervorbrachen, um mordgierig die am entferntesten bei der Arbeit angestellten Arbeiter zu überfallen. — Der Zufall wollte, daß einige Kängurus vor einem Gebüsch sichtbar wurden, hinter dem eine jener Felsenspalten ausmündete. Eine Minute mochte ich dem scheuen Hin- und Herspringen der Thiere zugesehen haben, als meine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen andern sehr ernsten Gegenstand gefesselt wurde. Zwei jener furchtbaren Indianer, deren natürliche Häßlichkeit durch die entstellende Tätowirung noch vermehrt war, krochen wie Tiger schleichend mit ihren Mordkeulen be-

waffnet aus dem Dickicht. Während das eine der Ungeheuer am Boden kriechend dem keine Gefahr ahnenden Generale sich näherte, blieb der andere Unhold, vielleicht um seinem Mordgesellen als Schutz beim Rückzuge zu dienen, am Ausgange der Schlucht zurück. Ich hatte meine Büchse schon bei dem ersten Erblicken der Kängurus angelegt. Jetzt galt es einem anderen Wild, und schnell hatte ich die Schußlinie geändert. Ein leichter Druck, und der Wilde wälzte sich am Boden. Eben hatte ich mit dem andern Laufe auch seinen Gefährten niedergestreckt, eben wie er mit Blitzesschnelle vorsprang, um den Gefallenen durch meinen oder des Generals Tod zu rächen. Die Schüsse waren kaum verhallt, als der Adjutant eilends aus dem Thale herauf sprengte, um sich nach seinem Gebieter und der Ursache des Feuers zu erkundigen. Auf den Wahlplatz deutend, berichtete ich mit wenigen Worten, was sich ereignet, worauf er mit dem nachfolgenden Reitknechte weiter eilte, um den General von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Dieser hatte auf den wiederholten Knall ruhig das Fernglas zusammengeschoben, um selbst nach der Ursache auszusehen, als der ihn erreichende Adjutant erzählte, was er von mir in aller Eile vernommen. Der General warf einen Blick auf die Leichen, dann bestieg er das vorgeführte Pferd und ritt langsam zu mir herüber. Eben war ich mit dem Laden meiner Gewehrläufe wieder fertig und im Begriff, nach dem allgemeinen Lagerplatz in's Thal hinab zu gehen. — „God bless you Sir!“ rief er mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit und reichte mir die Hand, wobei er lange mit seinem glänzenden Auge auf mir verweilte. Dann zog er den Hut, und ohne ein Wort weiter zu sagen, ritt er langsam des Weges nach der Meierei von „Charing Cross,“ wo er für die Nacht sich Quartier bestellt hatte. Der General hatte sich nie wieder über den Vorfall auf den blauen Bergen gegen mich ausgesprochen. Aber sein God bless you! war wohl gemeint, und es hat mir Segen gebracht von jenem Tage bis zu meinem Verlassen der Kolonie. Sie sehen, in wie zarter Weise Sir Robert Macquaire den letzten Tag vor meinem Scheiden wahrnahm, mir zu beweisen, daß die Erinnerung an das Ereigniß aus seinem Herzen nicht entschwunden war. Ich glaubte nicht, daß mir der Abschied von dem Orte meiner anfänglich so harten Verbannung schwer werden würde. Als ich jedoch von dem Verdeck des Schiffes, welches mich nach Vandiemensland trug, die Reihen weißer Häuschen erblickte, die Hütten von Pfahlwerk, in denen die zuletzt angekommenen Sträflinge wohnten, im Hintergrunde mein eigenes, jetzt verlassenes Besitzthum, da ward es mir fast so traurig im Herzen und so weh, als an dem Tage, als ich vermeintlich auf Nimmersehen von den europäischen Küsten Abschied nahm. Der Ertrag des von mir angekauften Landgutes war noch bedeutender, als er von Herrn Gillern in Aussicht gestellt war. Ich nannte es Freemanshall, nach dem Namen, den ich selbst angenommen, als ich Sidney verließ. Als nach einigen Jahren der Abschluß meiner Geschäftsbücher nachwies, daß auch in der Welt, wo Kaufleute und Spekulanten des Menschen Werth nach seinen zeitlichen Gütern bemessen, der meinige einige Bedeutung gewonnen, gab ich in der Hoffnung, daß er noch am Leben, meinem Vater Nachricht von dem verlornen Sohn. Ein Jahr war verflossen, aber die ersehnte Antwort von Deutschland nicht gekommen. Dagegen brachte ein Schiff, das wir mit Gummi, Wolle und Hanf nach Italien befrachtet, Nachricht von ihr, die ich nimmer vergessen, von Bianca, für die ich Ehre und Freiheit geopfert hatte. Noch war ich nicht zu Ende mit dem Lesen der Nachrichten, die mir unser Geschäftsfreund in Neapel nach meinem Wunsche über die Familienverhältnisse des Marquese in ausführlicher Weise mittheilte, als das für Vandiemensland bestimmte Briefselleisen, von Sidney herüberkommend, mir einen Brief aus dem Vaterlande überbrachte. Die durch beide Schiffe mir zugehenden Nachrichten waren eben so wichtig, als im Ganzen erfreulich. Mein Vater war leider gestorben, indessen hatte er meinen Brief noch mehrere Monate vor seinem Tode erhalten. Der Anwalt schickte mir die Abschrift seines letzten Willens. Mit Ausschluß einiger Legate, die er zu Gunsten einer Verwandten meines Schwiegervaters errichtet, war ich unter Anerkennung des von mir geführten englischen Namens zum Universalerben seines beträchtlichen Nachlasses ernannt. Sie sehen mich jetzt auf dem Wege, Bianca, die Unvergessene, heimzuholen. Sie ist jetzt achtunddreißig Jahre alt, und hat seit zwölf Jahren als Wittwe eines alten Großwürdenträgers einsam, fast von aller Welt unbeachtet, ihre Tage in Neapel vertrauert. Sie wurde zu dieser Heirat mit einem Günstlinge Ferdinand's vom Vater gezwungen, weil er den Wiederaufgang von seines alten Hauses Stern davon erwartete, der unter der vorigen Regierung mit der mißlungenen Revolution im Jahre 1822 untergegangen war. — Bianca hat auf meine Frage eingewilligt, den glücklichen Himmel von Neapel zu verlassen, um in Australien die Gattin eines unabhängigen Pflanzers zu werden, dessen Leben von Hofintriguen und von Staatsrevolutionen nicht berührt wird. Bianca wird mich als meine Gemahlin nach Deutschland begleiten. Die Regelung der väterlichen Erbschaftsangelegenheiten wird so viel Zeit hinwegnehmen, daß sie sich allmälig an den Wechsel des Klimas gewöhnt. So Gott will, sind wir nach Jahresfrist glücklich in dem Lande wieder angekommen, das uns nach so vielen wunderbaren Erlebnissen zur eigentlichen Heimat vom unbegreiflichen Schicksale bestimmt ist.“

Nicht lange hatte Mr. Freemann seine Erzählung beendigt, der ich bis zum Schlusse mit sich mehrender Theilnahme gefolgt war, als der Oberstlieutenant in Begleitung einiger Freunde in den Saal trat. Er war scheinbar erstaunt, uns so befreundet neben einander in dem Kabinet zu erblicken, wo ihm und den andern Offizieren die vorbehaltenen Plätze sogleich eingeräumt wurden. Wenige Worte jedoch genügten, dem Verwunderten den nöthigen Aufschluß über die Beziehungen zu geben, in denen wir schon in einer früheren Zeit zu einander gestanden, ohne die eigentlichen Schicksale meines alten Bekannten zu enthüllen. Der Saal war fast von allen übrigen Gästen verlassen, als wir uns zu einer späten Stunde trennten. Wie ich für Freemann, so brachte der Oberstlieutenant die letzte Gesundheit für unser Aller andauernde glückliche Zukunft aus.

Als ich am andern Nachmittage zur Fortsetzung meiner Reise nach der Insel Wight den Kanal durchschnitt, steuerte ein aus dem Hafen von Portsmouth kommendes Dampfschiff hart an uns vorüber in südlicher Richtung. Freemann stand auf dem Radkasten und deutete mit der Hand nach der Himmelsgegend, wo ihm des Lebens Stern wieder aufging. Er winkte mit dem Tuche ein letztes Lebewohl, als seine Worte vom Rauschen des Wassers übertönt wurden. Der Verbannte, der die Schuld durch so schwere Buße gesühnt hatte, war des Glückes werth, das ihm noch am Abend seines viel bewegten Lebens zu Theil werden sollte. — Die letzten Nachrichten über das Wohlergehen der Familie Freemann datiren aus Hobartown vom Jahre 1852.

Die Burg Hohenstaufen.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

„Schwaben hat Europa seine Königsgeschlechter gegeben,“ wurde unlängst öffentlich von einem Redner gesagt. Es ist wahr, dieses Wort.

Die Habsburg, die Wiege des österreichischen Kaiserhauses, steht in ihren Trümmern noch sichtbar auf dem Boden des alten Oberschwabens, im Aargau.

Weiter herein, im heutigen Oberschwaben Württembergs, aber in der mittelalterlichen Landvogtei Niederschwaben, er-

hebt sich der sogenannte Schwabenberg, der Bussen, auf welchem die Wiege Hildegards, der Gemahlin Kaiser Karl's des Großen, stand, der Ahnfrau des karolingischen Kaiserhauses, mit Ruinen der Burg Bussen, dem Stammsitze des weitverbreiteten Geschlechts der Gaugrafen der Folkolts- und Bertholdsbaar, der Nachkommen des alten Schwabenherzogs Gotefrid. Die Schwäbin Hildegard war Kaiser Ludwig's des Frommen Mutter, also die Großmutter einer Reihe von Königen.

Auf dem St. Martinsberge zu Weingarten, unweit der edlen Stadt Ravensburg, ist zwar nichts mehr zu sehen, auch nicht ein Stein mehr, von der alten Stammburg der Welfen, von denen die Fürstenhäuser Braunschweig, Hannover und England abstammen, und wahrscheinlich aus Seitenzweigen Württemberg und Baden; aber das Kloster steht noch, — wenngleich weder Nonnen noch Mönche mehr darin singen, — das im Jahre 920 Graf Eisenhard gestiftet hat, und das sein Sohn Welf, der Namens-Stammvater der Welfen, reich ausstattete, jene weltberühmte Benediktinerabtei Weingarten, zu welcher Welf II. im Jahre 1047 das ursprüngliche Nonnenkloster umwandelte. Und auch sie steht noch, die Kapelle, in deren unterirdischen Gewölben die Gebeine der alten Welfen ruhen, als in der Erbgruft; sie steht noch, die Kirche der Benediktiner, die Orgel klingt noch heute mit ihren 75 Registern und 6666 Pfeifen, die große Glocke läutet noch heute, 153 Zentner schwer, mit weit über Oberschwaben hin hörbarem Klang, den zahlreichen Wallfahrern entgegen, obgleich in den gesunden Räumen der Abtei statt der Nonnen und Mönche jetzt Menschen für das Leben erzogen werden, arme Kinder im Staatswaisenhaus.



Der Hohenstaufen in seiner gegenwärtigen Gestalt.

Wie die Stammburg der Welfen auf schwäbischem Boden stand, so steht noch heute, glänzend erneuert, darauf die Stammburg des preußischen Königshauses, der Hohenzollern, und glänzt weithin mit seinen Thürmen und Mauern. Die Habsburg, der Welfenberg und der Hohenzollern sind allen denen denkwürdige Berge, deren Liebe zu ihrem angestammten Fürstenhaus die Geschicke ihres Heimatlandes mit den Namen ihrer Fürsten verknüpft. Aber keiner von allen diesen Bergen ist ein allen Deutschen heiliger Berg; der eigentlich deutsche Berg, durch größte Erinnerungen und seinen Zusammenhang mit den Geschicken der ganzen deutschen Nation bedeutungsvoll für die Gesammtheit der deutschen Herzen, ist der Hohenstaufen.

Alle Völker seit den ältesten Zeiten haben ihre heiligen Berge, heilig ihnen, nicht weil sie unvergänglich sind, sondern wegen dessen, was davon ausging. Auch bei dem Hohenstaufen bewährt sich als wahr das Wort des deutschen Denkers, „daß nicht die Dauer etwas Vorzüglicheres sei, gegen das Vergehen gehalten". Die Habsburger dauern, die Welfen und die Hohenzollern noch heute, wie die unvergänglichen Berge, ihre Wiegenstätten; die Hohenstaufen aber, das Titanengeschlecht, sind vergangen, und ein halbes Jahrtausend ist schon hingerauscht über das Grab des letzten Hohenstaufen. Doch, wie an den Namen Kaiser Karl's des Großen, so heftet sich an den Namen und die Thaten Kaiser Rothbart's und seines geistvolleren Enkels, Friedrich's II., der höchste Glanz der deutschen Kaiserkrone und die Größe deutscher Nation. Nicht einmal zwei Jahrhunderte lang hat das Geschlecht der Hohenstaufen gedauert. Sein gewaltiges Dasein ist schnell vorübergegangen über die Erde; über-

raschend schnell entblätterte sich dieser reiche, mächtige Stamm und sank zu Boden, von den Blitzen des Vatikans von der Krone bis in die Wurzel getroffen; aber er hat wunderbar üppige Blüten und schöne Früchte getragen, wie keiner sonst.

Weil unter den hohenstaufischen Kaisern das deutsche Reich eins und groß war, und die Könige und Fürsten Europas der deutschen Krone und Nation zu ihrer Zeit huldigten und zinsten, weil Kaiser dieser Art von ihm ausgegangen sind: ist der Hohenstaufen für alle Deutschen ein heiliger Berg.

Als ein König unter den Bergen des Landes erhebt er sein Haupt in das Blau des Himmels, nicht weil er der höchste dem Höhenmaß nach ist; denn Schwaben hat höhere Berge, auf denen einst Burgen standen oder noch stehen; der Hohenzollern sogar ist höher, und die Achalm, Hohenurach, Hohenneuffen und die Teck; selbst die hart neben ihm stehenden Nachbarberge, der Rechberg mit seiner Burg und seiner Kirche und der nackte Stuifen sind noch höher als er. Keiner von diesen allen aber hat das Majestätische der Gestalt des Hohenstaufen. Keine Mauer blinkt im Sonnenstrahl von seinem Gipfel, kein Thurm ragt, keine Fahne flattert in die Luft; und doch zieht er das Auge in der Nähe wie aus weiter Ferne auf sich mit seinem kahlen Scheitel; man muß hinsehen, hinstarren wie gebannt, wenn man ein deutsches Herz in der Brust hat, beim ersten Laut, der an's Ohr klingt: „Dort steigt der Hohenstaufen empor!"

Durch Max v. Schenkendorf's schönes Lied: „Bei den Ruinen der Hohenstaufenburg" verführt, könnte Mancher noch Trümmer des Ahnenschlosses der großen deutschen Kaiser darauf erwarten. Dieser edle Sänger spricht noch vom Thore zu der Burg Hohenstaufen, von den letzten Trümmern auf der Höhe, von den alten heiligen Steinen, an welchen er Schwert und Sporen schärfen will, und er dichtet so greifbar schön, daß man ihn hinaufsteigen sieht zu den Burgruinen in Sturm, Regen und Schneegestöber, man hört ihn den Blitzen rufen, ihm den Eingang hervorbrechend zu weisen, und man sieht ihn wieder heruntersteigen, „ein Lebewohl zurufend den heiligen Mauern". Das Alles ist nur Dichtung; nur im Geiste, auf dem leichten Feuerwagen der Phantasie, hat der in weiter Ferne davon lebende deutsche Sänger sich auf den Hohenstaufen erhoben, welchen mit leiblichen Augen zu sehen ihm nicht vergönnt war. Der Hohenstaufen war ihm, was er allen Deutschen sein soll, der heilige Berg deutscher Reichseinheit, Größe und Glorie, und sein Auge, sehnsuchtsvoll wie sein Herz, suchte nach etwas, was er in seiner Gegenwart nicht fand, nach dem Haupte eines großen, vereinten Deutschlands, nach einem neuen Rothbart. Darum will er sie hervorrufen aus ihrer tiefen Gruft, die drunten im Thal, im Kloster Lorch, und anderswo schlafenden Hohenstaufen, und er sagt, durch ihn rufe sie die Stimme des deutschen Volkes. Er stehe am Sarge Deutschlands, wo die Mutter, die uns Alle am Herzen getragen, sich geborgen habe mit den vielen tiefen Wunden, die man ihr geschlagen. Hier auch sei ein heiliges Grab, einsam harre und lausche diese schon viele Tage und Stunden, ob der Sieger Flug nicht rausche; ob sie aufwachen und auferstehen, die alten Hohenstaufengeister, und vorausziehen dem deutschen Heere, in Gottes Krieg hinaus zum Sieg, daß wiederum die Lieder schallen, daß man wieder höre frohe Mähre von der Deutschen Sieg und Ehre, wie in Kaiser Friedrich's Hallen. „Flammen lodern," schließt der Sänger, „Fahnen wehen, und es wird mit Gott geschehen, was der Weisen Muth erkor, was der Treuen Herz beschwor." Sein letztes Lebewohl an die Ruinen der Staufenburg ist: „der neue Bund der deutschen Völker zu Einem Reiche werde die Steine der Kaiserschloßtrümmer überdauern".

Im Jahre 1813 sang das der edle deutsche Ritter Max v. Schenkendorf, er, der warm und schön wie Keiner das Bürgerthum der deutschen Städte besungen hat, der kein anderes Heil für Deutschland wußte, als Adel, Priester, Bürger und Bauer in sich gegenseitig anerkennendem und ehrendem Bunde mit einander. Im Jahre 1814 nahm ihn Gott durch den Tod weg und ersparte ihm den Schmerz, sich und sein deutsches Volk für alle Opfer betrogen zu sehen, durch den Einfluß der außerdeutschen Diplomatie, und solcher Menschen, die um Geld und Wollust sich selbst und das Vaterland an die Fremden verriethen und verkauften.

Kein Thor, keine mächtigen Mauerreste sind es, was das Auge des fernher Kommenden fesselt: kahl und öd ist sein Gipfel, der Berg scheint zu trauern, selbst der Gesang der Vögel ist hier verstummt, die Bäume des Waldes haben sich bis an die Hälfte des Berges zurückgezogen, und nur hie und da wiegt sich und kreist ein Weih über seiner schöngeschwungenen leeren Spitze. Aber um dieselbe webt ein Reigen großartigster deutschnationaler Erinnerungen, und dieser Chor von Sagen und Geschichten tritt plötzlich aus der Vergangenheit gegenwärtig und leuchtend hervor vor das Auge, das auf den Berg sich richtet.

Frei und kühn, fast aus einer Ebene, am östlichen Ende der schwäbischen Alp, zwischen den gesegneten Thälern der Rems und der Fils, steigt einsam, in Kegelform, dieser alte, unvergängliche Kaiserberg empor. Es ist kein Berg im Schwabenlande, welcher von so vielen Punkten aus im Norden, im Süden, im Osten und Westen, und so weit gesehen werden könnte, als die isolirte majestätische Gestalt des Hohenstaufen. 2100 pariser Fuß hoch hebt er sein Haupt über die Meeresfläche. Rund und frei, mit offener Aussicht nach allen Himmelsgegenden, schaut er gegen Abend fast in's Grenzenlose. In seiner schönsten Gestalt, ein mächtiger Riese auf breitem Fußgestell, ganz vereinzelt, stellt er sich von seiner südlichen Seite dar, an welcher jetzt die Eisenbahnstraße von Stuttgart nach Ulm vorüberführt. Neben einander zeigen sich da drei „Stuife", d. h. drei steif wie aufgereckte Finger gen Himmel strebende Bergspitzen: zuerst der Hohenstaufen, dann in Einer Linie der Rechberg, und neben diesem der heute noch, weil er sonst durch nichts geschichtlich wurde, so geheißene Stuifen, ein Felszinken, auf dem nie eine Burg, an dessen Hüfte nie ein Dorf hing. Das Auge kann nicht irren, obgleich die neben ihm höhergewachsen sind; man fühlt, das dort ist der Hohenstaufen, und die dort sind nur seine Trabanten.

Von Göppingen, der edlen Bürger- und Gewerbestadt, welche die Hohenstaufen mit Mauern umgaben, und welche von Kaiser Rothbart sehr geliebt wurde, geht die Straße über den Hohenstaufen nach der alten ehemaligen deutschen Reichsstadt Gmünd. Kommet herzu, Söhne und Töchter des deutschen Nordens und Ostens, und tretet hinein in die heilige Stille des Eichenwaldes, und höret die Geister großer deutscher Vorzeit hier säuseln und rauschen durch die Aeste und die Blätter der Eichen, an der Straße, die hinaufführt zum Gipfel des Hohenstaufen. In der geweihten Einsamkeit dieses Eichenhaines laßt Euch die Sondergedanken vergehen, und in der Weihe und Begeisterung, wenn Ihr deren noch fähig seid, werdet Ihr dann erkennen, daß kein anderes Haupt die das gesammte Deutschland vereinigende Krone tragen kann, als der, aus dem unterirdischen Bann, in welchem er verzaubert schläft, auferstehende Kaiser Rothbart, d. h. ein Geist, ihm gleich, volks- und freiheitsfreundlich und voll Einfachheit in der Größe, so einfach groß, wie die Inschrift, die Ihr im Hohenstaufenkirchlein über einem zugemauerten Pförtlein leset: „Hier ging der Kaiser herein".

Der große Eichwald verliert sich höher hinauf in das Dickicht eines Tannenwaldes; es ist, als ob die Natur selbst im Bunde mit der Menschenhand heilige Stille schaffen wollte, um das Gemüth zu stimmen, ehe der Fuß den Boden betritt, auf welchem einst des Rothbart's Wiege stand. Wie die Bergstraße immer höher steigt, werden die dunklen Tannenbäume immer dichter, und ihre Schatten entziehen dem Blicke ganz die Ebene, die drunten liegt, und wo die Menschen wohnen. Aus dem schwarzen Tannenwald steigt man hinauf in ein Erlenwäldchen. Auch das ist noch düster. Aber hier schlägt der Fink und die Drossel, das herrliche

Schwarzblättchen und die Nachtigall, die man nur drunten am weichen Ranft eines Baches oder unter Rosen sucht. Diese Sänger des Waldes sind der Mund der Poesie, ohne welche das Zeitalter der Hohenstaufen nicht zu denken ist, und wenn man aus dem Vogelsang des Erlenwäldchens hinaustritt, drückt nur um so schwerer auf das Gefühl der öde, kahle Kaiserberg herab. Den sieht man jetzt frei, man steht bereits auf einem hohen Bergrücken, und dennoch erst am Fuße des Bergkegels, welcher Hohenstaufen heißt.

„Beim Hinausblick hat hier der Hohenstaufen etwas Finsteres und Wildes," hat Gustav Schwab einst gesagt, ein edler deutscher Mann, dessen Poesieen das deutsche Volk sich mehr aneignen sollte; denn es lebt ein echter deutscher Geist, es schlägt ein deutsches Herz darin. Der Hohenstaufen wird finster darein und hernieder schauen in's deutsche Land, bis er da Erfreulicheres sieht, als jetzt, im zerrissenen ehemaligen deutschen Reiche. Sind die Deutschen erst eins, frei und groß, so wird sich auch seine Stirne wieder schmücken. Nicht sein liebes Schwabenland ist es, das ihn finster und wild blicken läßt; hier lebt und schafft durchweg deutscher Sinn. Aber im Ost und Nord von Deutschland arbeitet ein böser Geist, welcher der Freiheit wie der Einheit, dem Lichte wie der Wohlfahrt für Gesammtdeutschland feind ist.

Dreierlei wuchs und wurde stark unter den Hohenstaufenkaisern. Das freie Bürgerthum auf deutschem Boden, das Licht der Wissenschaft mit der Aufklärung in seinem Gefolge, und die Reichseinheit. Als sie von Norden und Osten zugleich durch Heinrich den Löwen bedroht war, warf der Rothbart diesen ärgsten Feind der deutschen Nation, den Feind der Reichseinheit, mit gewaltigem Arme nieder und erdrückte ihn. Jahrhunderte lang, in den Tagen der deutschen Zerrissenheit, sah der Glaube des Volkes Nachts den „Staufergeist" wandeln. Wenn die Abendglocke geläutet hatte, und die Dämmerung die Schleier der Nacht wob, da sah man, so erzählte es der Großvater dem Enkel in den Hütten des Landvolks, den „Staufergeist" am Hohenstaufen liegen und ein Feuer verbreiten, so hell wie ein angezündeter Backofen. Dann sah man den Geist sich erheben, und jetzt langsam, jetzt schnell über die Tannenbäume auf dem schmalen Erdrücken bis zum Rechberg wandeln, und von da zurück wieder zum Hohenstaufen. Da blieb er liegen am Berg, und leuchtete durch die Nacht. Erst wenn die Morgenglocken läuteten, verschwand er. — So hatte nach dem Glauben des Volkes auch der Hohenstaufengeist keine Ruhe, wie die deutschen Kaiser, die im Speyrer Dome liegen, nach dem Volksglauben keine Ruhe haben und allmitternächtlich suchend wallen durch's deutsche Land. Und nach dem Volksglauben ist es ihre unvergängliche Liebe zur deutschen Nation, die sie nicht ruhen läßt, die Bewohner der Speyrer Gruft, wie die Geister des Hohenstaufens. Noch zur Zeit des schwäbischen Geschichtsschreibers und Sprachgelehrten Crusius sahen die Anwohner des Filsthales, wenn es donnerte und blitzte, nach dem Hohenstaufen und Rechberg, und „wenn sich drei kleine blaue Lichtlein allda zeigten, so wußte der Landmann, das Donnerwetter gehe ohne Gefahr vorüber". Die Erinnerung an die Hohenstaufen war, wie im ganzen deutschen Lande, so besonders in der Nähe ihres Ursprungs, ein dankbares Gedenken als an volksfreundliche, volkschützende, dem Volke wohlthätige Namen; vor allen bei den Bewohnern des Fleckens Hohenstaufen. Die Bauern desselben waren unter den Hohenstaufen freie Bauern, ja mit Freiheiten selbst in Bezug auf Andere begabt. Noch heute steht das alte Kaiserkirchlein, natürlich nicht ganz in seiner ursprünglichen Gestalt; und in dem schlechten Thurme läuten noch heute die Glocken, wie zur Zeit, wenn der Rothbart oben auf der Burg Hof hielt, und er herabstieg zum Gottesdienste. Denn 250 pariser Fuß über dem Marktflecken erst erhob sich die Hohenstaufenburg.

Das Kirchlein war ursprünglich nur eine kleine Kapelle, die an der Seite des Berges hing, aus den Zeiten Karl's des Großen. Auf dem Gipfel des Berges lagen aus Römerzeiten Trümmer einer verfallenen Veste. Denn der römische Grenzwall, die Teufelsmauer, zog sich über den Wald nach Lorch, und von Waiblingen lief eine Römerstraße an den Grenzwall, eine andere auf den Hohenstaufen zu, und weiterhin auf die Hochebene der Alp. Die Römertrümmer auf dem Hohenstaufengipfel baute Friedrich v. Büren gegen das letzte Viertel des elften Jahrhunderts zu einem festen, prächtigen Schlosse mit Mauern und Thürmen um, und nannte sich von da an nicht mehr v. Büren, sondern, nach dem Namen des Berges und Schlosses, v. Hohenstaufen.

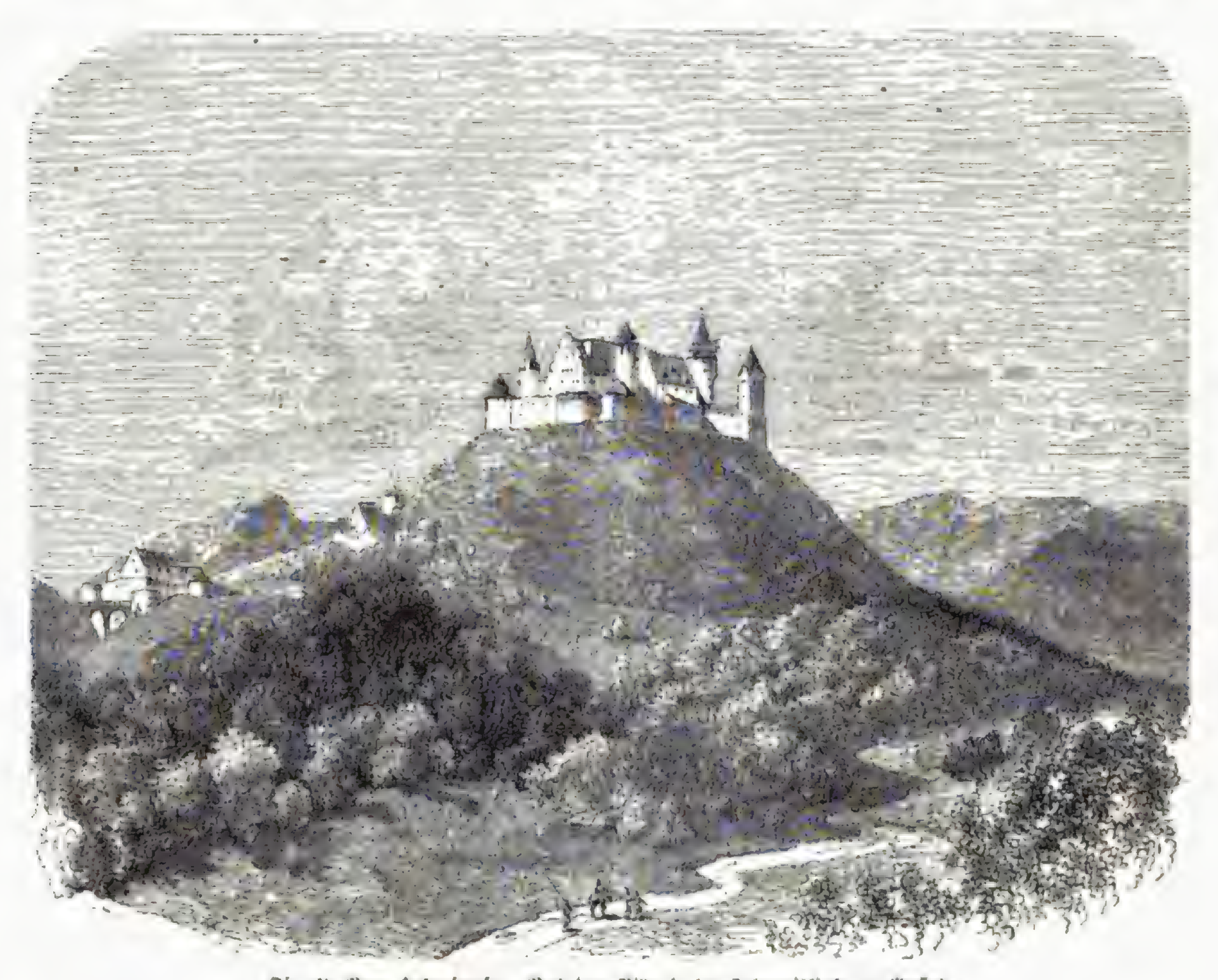
Friedrich v. Staufen war der Erste, der seinem Hause Glanz verlieh. Wenn man von der Spitze des Hohenstaufen in's Land hinausschaut, so gleitet der Blick über weiches Fruchtfeld hin auf das „Wäscherschlößchen" hinab. So heißen die Reste der Burg Büren oder Beuren, und noch heute heißt das nahe dabei gelegene Dorf Wäschenbeuren. Das ist der älteste Sitz des Hohenstaufengeschlechts. Die Mauerreste, die noch stehen, zeigen sich als uralt. Friedrich v. Büren war es, der zweitälteste von fünf Brüdern, der aus diesem kleinen, bescheidenen Hause seines Vaters, dem Wäscherschlößchen, hinausging in die Welt, und am Hoflager Kaiser Heinrich's IV. bald hoch stieg. Als in den bittersten Tagen seines Unglücks den Kaiser auf dem Wege nach Canossa fast Alles verlassen hatte, da begleitete ihn, sagt ein Zeitbuch, ein einziger treuer Mann, nicht von vornehmer Geburt, über die Alpen durch die Wüste des Winters und der Schmach nach Italien. Zurückgekehrt und wieder im Glücke, gab der Kaiser das Herzogthum Schwaben an den Ritter Friedrich v. Büren, und verlobte ihm seine einzige Tochter Agnes, „weil er ihn vor Allen stets als den Treuesten und Tapfersten erfunden habe". Kann „der treue Mann von nicht vornehmer Geburt", den er allein mitnahm und der bei ihm aushielt im Schneewirbel der Alpen, ein Anderer sein, als der Ritter Friedrich v. Büren?

Im Jahre 1079 verlobte Kaiser Heinrich dem Ritter v. Büren seine Tochter; ihre Mitgift, das Herzogthum Schwaben, damals das schönste und reichste unter allen Herzogthümern des Reiches, gab ihm die Mittel zum Bau der Hohenstaufenburg, den der neue Herzog im folgenden Jahr, 1080, begann. Es war eine Prachtburg, würdig der Tochter des deutschen Kaisers, die da einziehen sollte, und der sechs deutschen Kaiser, die daraus hervorgehen sollten. In der St. Johanniskirche zu Gmünd ist noch ein Gemälde erhalten, das die Hohenstaufenburg uns zeigt, wie sie damals gewesen ist. Die Kehrseite gibt ein treues Abbild, das unser Künstler an Ort und Stelle gezeichnet. Es ist die nordöstliche Seite der Burg mit drei kleinen Mauerthürmen, zwei größeren Thürmen im Innern gegen Westen, wo das Hauptgebäude war, und einer dritten Thurmspitze. Ein vortrefflicher Kupferstich von Seyffer zeigt den Berg Hohenstaufen.

Nicht gleich nach der Verlobung — denn Agnes war damals noch ein kleines Kind, wahrscheinlich 1072 geboren — sondern erst nach einer Reihe von Jahren führte Friedrich die Kaisertochter als Gemahlin heim auf den Hohenstaufen. Ihre Mutter Bertha war eine Oberitalienerin, ihr Vater, Kaiser Heinrich, von nicht gewöhnlicher Schönheit des Angesichts. Agnes, die Ahnfrau der Hohenstaufenkaiser, die Mutter Konrad's III. und die Großmutter Kaiser Rothbart's, war später als Frau von Allen, die sie sahen, bewundert, als eine in ihrer Art ganz einzige Erscheinung. Als im Jahre 1105 ihr Gatte starb, vermählte sie sich 1106 zum zweiten Male mit dem Markgrafen Leopold III. von Oesterreich. So wurde sie auch die Ahnfrau einer zahlreichen Reihe von Fürsten des Babenbergischen Hauses. Von den zwei Kindern der ersten Ehe sah sie ihren Sohn Konrad auf dem deutschen Kaiserthron, und den Sohn ihres andern Sohnes, den nachmaligen Kaiser Rothbart, noch im Ruhm und Glanz des ersten Ritters der Zeit. Als sie im Herbst 1143 starb, wurde sie ihrem letzten Willen gemäß von der Donaustadt Wien heraufgeführt nach Schwaben, und neben dem Mann ihrer ersten Liebe begraben, in dem von ihm und ihr gestifteten Kloster Lorch im Remsthal, der hohenstaufischen Erb-

gruft; bei Weitem nicht alle, aber viele Glieder des hohenstaufischen Hauses ruhen daselbst.

Wenn man auf derjenigen Seite, welche der Straße, auf der man heraufstieg, entgegengesetzt ist, vom Hohenstaufen hinabsteigt, so gelangt man im Schatten eines Tannenwaldes in das schmale Wiesenthal der Rems, zum Hügel, auf welchem das Kloster Lorch steht. Da drunten liegt Friedrich der Alte — so nennt die Geschichte wie die Sage des Volkes den herrlichen Ahnherrn des hohenstaufischen Hauses —; aber er schläft nicht, er hat keine Ruhe seit lange, nach der Sage und dem Glauben des Volkes, wie wir oben gesehen haben. Auch sein großer Enkel, der Rothbart, schläft zwar für den Norddeutschen im Kyffhäuserberge, für die Südwestdeutschen unter der Kaiserburg zu Kaiserslautern am Rhein, für die Ostdeutschen im Untersberg bei Salzburg; aber gestorben ist er nicht, nach der Sage. „Wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen,“ dann tritt er hervor, und mit ihm Deutschlands neue Herrlichkeit. Und wunderbar, auch des Rothbart's Enkel ist in der Sage des Volkes nicht gestorben, obgleich sie ihn drüben in Sizilien zu Grabe getragen haben. Noch hundert Jahre nach dessen Tode glaubte und weissagte das deutsche Volk dessen Wiederkunft. Von bösen Künsten des päpstlichen Hofes und manchem diesem verbündeten, verrätherischen deutschen Fürsten in Jammer und fieberhafte Aufregung gebracht, gedachte es seiner, und es lief von Mund zu Mund: „Er wird wiederkommen, und wenn er das Reich wieder hat, wird er die Tochter des armen Mannes dem reichen Manne zum Weibe geben, er wird



Die alte Burg Hohenstaufen. Nach dem Bilde in der Johanniskirche zu Gmünd.

die Nonnen verheirathen und die Mönche zur Ehe anhalten; den Wittwen und Waisen und allen Beraubten wird er das Ihrige erstatten und Allen ihr Recht zu Theil werden lassen; alle Bettelmönche aber wird er vom Erdboden vertilgen.“

Der Bettelmönch, der das mit Ohren hörte und es uns hinterlassen hat, setzt hinzu: „Das Volk wartet auf den Kaiser, wie die Juden auf den Messias“. Ein halbes Jahrtausend ist seitdem dahin. Das deutsche Volk, das warten gelernt hat, hat noch heute das Bedürfniß, und darum die Sehnsucht, die Hoffnung und den Glauben, daß ein Kaiser wiederkomme, wie der erste Friedrich, der Rothbart, oder wenigstens wie der zweite Friedrich, der geistvollste aller Hohenstaufen. Verzweifelnd hat der Legitimist, Graf und Minister Chateaubriand, ausgerufen: „Der Stoff, aus welchem sonst die Natur große Fürsten gemacht habe, scheine ihr ausgegangen zu sein“. Der Stoff ist ihr nicht ausgegangen: die deutsche Nation muß nur, und weil sie muß, wird sie es, den Mann aus dem rechten Stoffe für sich finden.

Nomaden in den Schweizeralpen.

Kulturgeschichtliches Sittenbild

von

Aug. Feierabend.

Hinreichend bekannt in allen Berggegenden unseres lieben schweizerischen Vaterlandes ist die kleine Völkerwanderung, welche im Frühling und Herbst die Auffahrt und Abfahrt

in die Alp und ob derselben erzeugt. Viel weniger bekannt aber ist das eigenthümliche Nomadenleben der Thalbewohner von Ormont im Waadtland. Im Südwesten dieses Kantons, im Schooße der Zentralalpen, zwischen den Kantonen Freiburg, Bern und Wallis, dehnt sich ein beiläufig vier Stunden langes und fast ebenso breites Alpenthal aus, les Ormonts genannt, in dessen Grunde das große Wasser (Grand Eau) fließt. Der wilde Bergbach stürzt weißschäu-



Die Nomaden des Ormonts.

mend in malerischen Wasserfällen unmittelbar von den nahen, mächtigen Gletschern herab in's Thal, durchschlängelt dann dasselbe sanft und mild, als wie ein Wasserbächlein, bis hinab in die grünen Niederungen, wo er sich auf's Neue über gewaltiges Trümmergestein unter Tosen und Brausen Luft machen muß, in die Rhone-Ebene hinaus, hinab zum Lemansee. Am obern östlichen Ende grenzt das Thal an Wallis und Saanenland, mit welchem letzteren es durch den

Pillonpaß in Verbindung steht. Das untere, westliche Ende des Thales dagegen mündet wie ein vorgeschobener Wachtposten beim Schlosse Aelen in das Rhonethal hinaus. Wie bei andern größern Bergthälern der Schweiz, besonders im Bündnerlande, theilt sich auch das Ormont in zwei Hälften, in Ober- und Unterormont, von denen eine jede ihre eigene Gemeinde bildet. Den Namen Ormont wollen einige von den Goldplättchen herleiten, welche ehemals im „großen Wasser" gewaschen worden sind (aurimons). Andere dagegen machen auf das Landessigill aufmerksam, welches einen Bären im Wappenschilde führt, zur Erinnerung an die Verheerungen, welche das wilde Unthier vor Zeiten in dem rauhen Bergthal verursacht hat, daher der Name: Ursimons. Die ersten Bewohner dieses merkwürdigen Alpenthales haben sich zweifelsohne bei irgend einem Einfalle fremder Völker oder vielleicht auch bei der großen Völkerwanderung aus der Ebene in diese wilde Gebirgsschlucht hinauf geflüchtet. Während die Bewohner des benachbarten Oeschthales die normännische Abstammung nicht verkennen lassen, verrathen dagegen die Ormonter unverkennbar keltischen Menschenschlag durch ihre braune Gesichtsfarbe, das dunkle Haar, ihren untersetzten breitschulterigen Körperbau, durch ihre rege Thätigkeit, ihren Witz und Verstand und ihre warme Freiheitsliebe. Auch ihre Sprache, welche sich von dem Welsch (patois romain) ihrer Nachbarn wesentlich unterscheidet, verräth unzweifelhaft den kelto-römischen Ursprung der Ormonter.

Obwohl in neuester Zeit eine hübsche, in Felsen gehauene Straße das Reüschthal mit dem übrigen Kanton verbindet, so haben dennoch seine Bewohner ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Lebensanschauung und Lebensweise mit Licht- und Schattenseiten so ziemlich beibehalten. Man berechnet ihre Zahl auf 2500 Seelen. Sie hat in neuester Zeit durch Auswanderung sichtlich abgenommen. Die Gemeinde Ober-Ormont zählt drei Ortschaften: Vers l'Eglise, Vuargny und les Isles. Unter-Ormont vier größere Dörfer: Forclaz, les Voëlles, le Sagez, und endlich an der Ausmündungsstelle des Thales Leysins auf seiner Hochebene. Außer diesen Dörfern sind die Berghalden wie die Thalebene und die kleinen Seitenthäler von reinlichen, hölzernen Wohnhäusern und Ställen dicht übersäet, die bald vereint in Gruppen zusammenstehen, bald wieder reihenweise in gleicher Linie hingelagert und durch schlingelnde Fußpfade mitten in grünen Matten und Weiden mit einander verbunden sind. Die Häuser sind ziemlich gleichförmig im Alpenstyl aus Holz gezimmert. Am Giebel steht der Name Dessen, der das Haus hat bauen lassen, mit dem seiner Hausfrau und des Zimmermeisters, der es aufgerichtet hat. Darunter folgt dann irgend ein frommer Bibelspruch oder ein wohlgemeinter Segenswunsch. So liest man zum Beispiel an einem Hause: „Mit Gottes Hülfe hat der ehrsame J. P. St. dieses Haus bauen lassen. Der Herr segne Alle, so diese Thürschwelle überschreiten!" Die Sennhütte auf der Alp beherbergt genugsam Menschen und Vieh in holder Eintracht. Der Gaden (mazot) dient nur zur Aufbewahrung des sorgsam aufgehäuften Heus. Der Schopf (sotai) ist bloß ein Schutzdach für die weidenden Heerden beim Unwetter.

Da die Güter der Ormonter durch die Thalebene und an den Berghalden entlang oft sehr zerstreut auseinander liegen, so müssen die Thalbewohner zur Benutzung oder Atzung derselben ein beständiges Nomadenleben führen. Sie ziehen daher nicht nur wie andere Alpenbewohner im Frühling hinauf auf die Alpen und kehren dann im Herbste von denselben wieder zurück, sondern sie ändern während des Jahres mit ihrer Familie und Viehhabe sieben- bis achtmal ihre Wohnungen, theils um das Frühlings- und Herbstgras zu ätzen, theils das auf den Heimwesen gesammelte Futter (Heu und Oehmd) aufzubirten. Das Weiterziehen von einer Wohnung zur andern heißen sie „Regen". Jahr aus, Jahr ein begegnet man im Ormontthale solchen „regenden" Familien, die von einem Heimwesen zum andern ziehen. Voraus geht der Mann mit seiner Heerde, bewacht vom treuen Hunde. Dann folgt die Frau mit ihrer Kinderschaar, das kleinste in der Wiege auf dem Kopfe tragend, die Bränte (Milchgefäß) am Rücken, den Strickstrumpf in der Hand, an dem sie emsig arbeitet, während sie mit der Leichtigkeit der flinken Gemse sicher die steilste Felsensteige hinauf steigt. Man rechnet im Ormontthale über 20,000 Gebäude verschiedener Art. Von Kindheit an an den abhärtenden Kampf mit den Elementen gewöhnt, lernt der Ormonter früh auf eigene Kraft vertrauen, mit Muth und Geduld sich stählen, und in höchster Noth die Geistesgegenwart nie verlieren. Bald bedroht ihn der Lawine Riesenwucht, bald der Waldbäche, der Rusenen, der Bergstürze und Erdschlipfe plötzliche Gefahr. Im Winter setzt ihm die grimmige Kälte, im Sommer die sengende Sonnenhitze wacker zu. Bald bedroht ihn verführerisch der Nebel trügerischer Schleier, bald das heimtückische Glatteis auf steilen, wandgähen Pfaden.

Wie die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Ormonter ist, so bilden ihre Erträgnisse auch ihre Hauptnahrung. Dieselbe besteht nämlich in Käse, Milch, Molken, Erdäpfeln, hartem Brod und Pöckelfleisch. Letzteres wird zuerst im Kamin steinhart gedörrt, und hernach wie bei den nordischen Völkerschaften vorrathsweise in die Erde vergraben. Zweimal im Jahr baden die Thalbewohner ihr grobes Brod (gatelet), das sie dann im Kamin aufbewahren, wodurch es ebenfalls steinhart wird. Wollen sie davon essen, so brocken sie es in warme Milch oder Molken. Dieser schwarze harte Zwieback schmeckt den zufriedenen, harmlosen und lebensfrohen Bergbewohnern besser, als dem verwöhnten Städter die feinste Buttersemmel in künstlicher „Crème". Die Alpenampfer (Lappré) wird als Schweinefutter sorgfältig eingeheimst. Aus der Wolle ihrer Schafe, welche sie selbst aufziehen, fertigen sie ein grobes, meist blau gefärbtes Tuch, mit dem sich die Männer und Weiber bekleiden nach unserem alten märchenhaften Sprüchwort:

Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Ist die schönste Kleiderpracht.

Wie die romanischen Graubündnerinnen, so legen auch die Ormonterinnen den runden schwarzen Hut über dem Häubchen auf ihren Kopf. Neben den Geschäften der Alpenwirthschaft sind sie ihren Männern behülflich, Kartoffeln, Sommerweizen, Gerste und Hülsenfrüchte zu pflanzen, und in den kleinen und niedlichen Gärtchen bei den Häusern einige Gemüsearten zu ziehen. Die Männer verstehen vortrefflich die Art zu führen, was ihre fleißig gearbeiteten Wohnungen beweisen, bei deren Erstellung sie immer dem Zimmermeister aushelfen. Nebenbei sind sie verwegene Gemsjäger und vortreffliche Schützen. Das Letztere haben sie bei dem Einfall der Franzosen in die Schweiz im Frühjahr 1798 bewiesen. Während das ganze Waadtland für die fremden Befreier schwärmte, blieben dagegen die Ormonter der Regierung von Bern treu, und zeigten sich als entschiedene Gegner der französischen Revolution. Bern hatte ihnen in der Person des Obersten Fischer einen Anführer mit einigen deutschen Hülfstruppen zugeschickt. In der Ebene drunten hatte man Respekt vor der Schießkunst der Ormonter, und die Franzosen zogen sich daher zuerst vor der entschlossenen Haltung derselben wieder erschrocken in das Rhonethal hinab zurück. Erst mit einer überlegenen Macht von 2000 Mann wagten sie endlich den 3. März auf zwei Punkten gleichzeitig einen Angriff, um so durch Theilung ihrer Kräfte den Widerstand der gefürchteten Bergbewohner zu zersplittern. Bei ihrem Anzug flammten die Feuerzeichen auf allen Berggipfeln, welche das Thal einschließen, und die Sturmglocken heulten von Dorf zu Dorf.

Zu Forclaz in Unter-Ormont, mitten im Thale, stießen die Kämpfer zuerst auf einander. Hart und lange war der Widerstand. Das „große Wasser" schwemmte Haufen von erschlagenen Franzosen wie eine Milchsuppe als schlimmes Wahrzeichen hinaus in's weite Rhonethal. Zuletzt siegte aber doch die Uebermacht des Feindes. Die tapfern Be-

wohner von Unter-Ormont mußten sich ergeben und sich der neuen waadtländischen Regierung unterwerfen.

Zu gleicher Zeit war eine zweite Abtheilung französischer Truppen von Bar aufgebrochen, um über Ober-Ormont nach Bern vorzudringen. Ein Waadtländeroffizier, Namens Fornerat, befehligte sie, der früher in einem berner Regiment in Savoyen gedient hatte. Die höheren Berge waren tief mit Schnee bedeckt, der Marsch daher sehr beschwerlich. Darüber aufgebracht, drohten die Franzosen, ihren Anführer in das Feuer eines angezündeten Heuschoppens zu werfen. Beim Anblick der wilden, winterlichen Gegend riefen sie ergrimmt: „Das ist ja ein Land, wohin der Herrgott noch nie gekommen ist!" —

Oben auf dem Passe La Croix, in der Nähe der öden Schneefelder und der zerklüfteten Felsen der verschiedenen, sagenreichen Diablerets, erwarteten sie nur 70 Ormonter hinter einem Verhau und empfingen sie mit einem wohlgezielten Feuer. Umsonst rief Fornerat: „Vorwärts, vorwärts, meine Kinder!" Wie im Boden gewurzelt blieb seine zusammengedrängte Mannschaft im tiefen Schnee stehen, während hinter Baumstämmen und dem Verhau hervor die sichern Kugeln der Ormonter Tod und Wunden unter die französische Kriegerschaar schleuderten. Das Gefecht dauerte drei volle Stunden. Der Schnee war weit herum vom Blut geröthet. Noch schien der Ausgang des Kampfes ferne, als Fornerat, von einer Kugel mitten durch die Brust getroffen, fiel. Jetzt entsank den Franzosen der Muth, und sie traten den Rückzug an. Die Ormonter, welche in dem langen, blutigen Gefechte den größten Theil ihrer Mannschaft eingebüßt, fühlten sich zu ermattet und zu schwach, als Sieger ihren Feind verfolgen zu können. Mit Wunden bedeckt, zogen sie sich daher in das heimatliche Thal zurück. Da vernahmen sie mit Schrecken die Niederlage ihrer Brüder bei Forclaz und die Annäherung des siegreichen Feindes. Unter solchen Verhältnissen blieb ihnen ebenfalls nichts Anderes mehr übrig, als vor der Uebermacht das Gewehr zu strecken und sich zu ergeben. Mit Thränen in den Augen nahmen sie von ihrem väterlich gesinnten Führer, Oberst Fischer, Abschied. Dieser zog sich sodann mit seiner Hülfsschaar über die Berge nach Bern zurück.

Die ältesten Herrscher des Ormontthales waren die alten, mächtigen Grafen von Greyerz. Ihre Burg Aigremont (Asper mons) erhob sich auf einem steilen Felsenhügel mitten im Thale, dessen obere und untere Hälfte er weithin sichtbar überragte. Noch sieht man zwischen düstern Tannen die gewaltigen Ueberreste derselben. Später ging die Burg an die Grafen von Pontoise über. Einer derselben war nach alter Volkssage ein stolzer, hartherziger Mann. Dagegen war seine Frau um so mildthätiger und menschenfreundlicher. Einmal war der Graf mit seinen Reisigen in den Krieg gezogen. Da gedachten seine Feinde, ihm die Burg durch Ueberfall wegzunehmen. Schon hatten sie dieselbe umzingelt. Aber auf den Nothruf des Sturmglöckleins der Burgkapelle eilten die Männer von Forclaz herbei und verjagten den Feind. Durch solche Treue und Männlichkeit gerührt, schenkte die Herrin den Bürgern von Forclaz die große und fruchtbare Alp la Perche, jedoch unter der Bedingung, daß die Weiber ebensogut wie die Männer daran Theil haben, und die Mädchen, welche sich außer das Thal verheirathen, mit sammt ihren Nachkommen die gleichen Rechte ebenfalls beibehalten sollten.

Wie alle Bergbewohner, so sind auch die Ormonter sehr neugierig. Sie fragen daher die fremden Reisenden, welche etwa zu ihnen in ihr Alpenthal hinaufsteigen, gerne aus. In ihren Antworten dagegen sind sie sehr bedächtig und mitunter sehr witzig und spitzig. Wenn sie die Leidenschaft nicht übermannt, sind sie sehr sanftmüthig, ehrlich und dienstfertig. Bei Begräbnissen pflegt einer der Anverwandten dem Verstorbenen eine Leichenrede zu halten. Die Weiber folgen ganz schwarz gekleidet mit einer weißen Kopfhülle dem Trauerzuge. Mitunter tragen sie ihr jüngstes Kind auf dem Arme, und säugen es ganz unbefangen am Rande des offenen Grabes. Sie bieten dabei unbewußt in ergreifendem Gegensatze ein malerisches Bild vom Anfang und Ende des menschlichen Erdenlebens. Wie den alten Sitten und Gebräuchen, so sind die Ormonter auch dem alten Aberglauben trotz der neuen Straße treu geblieben. Ein reicher Schatz anmuthiger Sagen webt seinen bunten Zaubergürtel um das romantisch-wilde Bergthal.

Geheime Wächter, welche Niemanden bekannt sind, üben in jedem Theil von Ormont die Orts- und Sittenpolizei aus. Am St. Dionysiustag, an welchem gewöhnlich die Sennen von den Alpen in's Thal hinabkehren, gehen die geheimen Wächter in aller Frühe wohl vermummt, von ländlicher Musik begleitet, von Haus zu Haus, bieten den Männern allerlei possenhafte Grüße, den Mädchen aber Thymiansträuße. Den schönsten Strauß bekommt vor allen der würdige Herr Pastor. Nach ihrem Umgange in der Gemeinde setzen sie sich zum fröhlichen Mahle, und legen alsdann ihr Amt in die Hände der Flurschützen (messeliers) nieder.

Im Zeichen der Jungfrau darf im Ormontthale keine Wäsche eingebaucht werden. Am Kommunionstage vermeidet der Ormonter sorgfältig Fleisch zu essen oder zu „regen" (in ein anderes Heimwesen zu ziehen). Beides würde unfehlbar Unglück herbeiführen. In der Zeit von Weihnachten bis zum Neujahr kann die Monatswitterung des nächsten Jahres sicher dadurch vorausbestimmt werden, wenn man zwölf mit Salz bestreute Zwiebeln auf den Tisch legt. Die Zwiebeln, auf denen das Salz schmilzt, zeigen ganz sicher regnerische Monate an.

In den Ruinen der Burg Aigremont sind in unterirdischen Gewölben ungeheure Schätze in gewaltigen Sennkesseln aufgehäuft. Der hartherzige Herr von Pontoise sitzt im Lehnstuhl daneben, und zählt dieselben ohne Unterlaß. Ein langhaariger, schwarzer Bock bewacht den Eingang, und durchbohrt ohne Schonung den tollkühnen Eindringling, der durch List oder Gewalt in die Gewölbe zu kommen sich unterfängt. In jeder Frohnfastnacht hört man in der Burg ein fürchterliches Gerassel, Geheul und Gestöhn, als wenn alle Berggeister sich in derselben zusammengefunden hätten. Auf den Zinnen der Burg schweben schwarzgekleidete Frauengestalten mit weißen Schleiern im Kreise herum, schauerliche Lieder und Klagetöne vor sich her summend, die wie Aeolsharfenklänge im lauten Rauschen des wilden Waldbaches verhallen. Erst, wenn der Morgen dämmert, verlassen sie den zerfallenen Mauerring und verschwindet der nächtliche Geisterspuck. Alsdann fliegt ein einsamer Rabe krächzend herbei und nimmt Besitz von der alten, morschen Burgruine, welche der Hirte als unheimlich so viel wie möglich mit seiner Heerde zu vermeiden sucht.

Oben auf den zerrissenen Zacken des Diablerets stand bei eingebrochener Nacht einmal noch ein junger Hirte, der ein leidenschaftlicher Jäger war, auf dem Anstand auf die Gemsen. Da ist ihm unter Donner und Blitz plötzlich in schreckenerregender Gestalt der gewaltige Berggeist oder Alpenkönig erschienen, und hat ihn mit strenger Rache bedroht, wenn er sich noch ein einziges Mal unterfangen sollte, seine Heerde zierlicher Gratthiere weiter zu verfolgen. Erschrocken habe der Hirt von nun an die Jagd für immer unterlassen.

Wie anderwärts, so finden wir in dem Alpenthal von Ormont die schönen Sagen eines längst entschwundenen goldenen Zeitalters im Munde des Volkes. Damals waren, wie die Sennen zu erzählen pflegen, oben im Ormontthale die Kühe ungeheuer groß. Sie gaben daher so viel Milch, daß die größten Gogsen nicht ausreichten sie aufzufassen. Die Kühe mußten in Weiher gemolken werden. Um die Stydel (Sahne) von den Sammlern abzunehmen, mußte ein Senn in einem kleinen Weidling darin herumfahren. Da hat eines Tages ein plötzlicher heftiger Windstoß den Weidling umgeworfen, und der junge, hübsche Senn ist ertrunken. Das ging den Buben und Mädchen des Thales

sehr zu Herzen. Sie zogen Trauerkleider an und suchten die Leiche ihres Jugendgespielen. Es war mehrere Tage umsonst. Endlich fand man ihn doch zuletzt in einem thurmhohen Ankerkübel (Butterfaß) mitten in der schäumenden Stydel. Man trug ihn in eine geräumige Höhle, welche die Bienen emsig mit Honigwaben überkleidet hatten, die so groß waren, wie weiland die Stadtthore der frommen Stadt Lausanne zu den glorreichen Zeiten, als noch die Bischöfe als Fürsten des heiligen römischen Reiches selbstherrlich in derselben thronten.

Im Unter-Ormontthal am Fuße des Berges Chavennoz liegt der See Serai, wegen seiner dunklen Farbe auch der grüne See (le lac vert) genannt. Er ist beinahe kreisrund und hat einen Umfang von beiläufig 2000 Fuß. Grottenreiche Felsen, dunkle Wälder und einsame Bergweiden rahmen ihn äußerst malerisch ein, und verleihen ihm einen romantischen Charakter. In diesem See hauste einst ein weißgefiederter Drache, der mit seinen breiten und langen Flügeln blitzschnell über den See hinflog und Alles verschlang, was sich ihm lebend zu nähern wagte. Kamen aber junge niedliche Mädchen an sein einsames Gestade, dann schwamm der Drache ganz langsam und lieblich singend an's Ufer, um die Kinder nicht zu schrecken, und fraß ihnen dann den süßen Zieger oder frischen Käs wie ein zahmes Hündchen aus den kleinen patzigen Händchen. Aus Dankbarkeit machte er sodann allerlei künstliche Schwimmübungen, tauchte unter und war — verschwunden.

In eben diesem „grünen See“ hat die Tochter eines Herrn von Aigremont, zur Zeit einer blutigen Fehde desselben mit dem Bischof von Wallis, in stiller Mitternachtsstunde ihr kostbares Schatzkästchen auf den Grund versenkt, ohne daß es bisher gelungen wäre, dasselbe wieder herauszufischen. Bis dieses der Fall gewesen sein wird, muß das Fräulein jede Frohnfastnacht um den See wandeln, und ihren versenkten Schatz auf dem Grunde des Sees hüten gehen.

In den Grotten am See und in den Balmen oben in den Klippen des Diablerets hausten einst zahlreiche Feen und Bergmännchen. Erstere hatten eine rabenschwarze Mohrenhaut, ein dickes, langes Haar, so daß sie ihren ganzen Körper wie mit einer härenen Kapuzinerkutte damit bedecken konnten, und fersenlose Füßchen. Einst hatte ein jähzorniger Gaishirt mit einer solchen Fee in wilder Ehe gelebt. Da dieselbe sehr zanksüchtig war, so wollte sie der Mann im Zorn mit dem Käsebrecher (Quill) züchtigen. Da ist die Fee für immer verschwunden, und ihre Schwester auch mit ihr. Auf gleiche Weise ist es auch mit den Bergmännchen gegangen. Dieselben trugen rothe Käppchen, einen langen weißen Bart und grüne Röckchen, und unter diesen Gänsefüßchen, welche sie sorgfältig zu verbergen suchten. Da hat aber ein muthwilliger Bub ihnen Asche auf den Weg gestreut, und darin dann die Abdrücke der Gänsefüße ausfindig gemacht. Hierüber erbost, sind die Bergmännchen fortgezogen und haben sich im Ormontthale nicht mehr blicken lassen.

In neuester Zeit wird das hochgelegene Alpenthal mit seiner frischen Luft häufig als klimatischer Kurort zu Luftveränderungen im Hochsommer besucht. Bereits befinden sich im Dörfchen Sepey zwei Kurhäuser, ein drittes, Hotel des Diablerets, befindet sich hoch oben am westlichen Fuße des Pillonpasses. Ein viertes Kurhaus ist auf dem Passe les Mousses am Eingange des gleichnamigen Thales, in welchem eine Mineralquelle und ein periodischer Brunnen sich befindet. Wegen des Weiderechts in diesem Thale sind die Thalleute von Ormont und von Oesch schon von Alters her wiederholt einander in die Haare gerathen. Selten verstrich ein Magdalenenfest, das unter großem Volkszulauf alljährlich am 1. Augustmonat gefeiert wird, ohne daß es blutige Händel abgesetzt hat. Im Jahr 1502 überfielen an diesem Tag die Oberländer die Ormonter, tödteten mehrere und ließen ihren Muthwillen auch an mehreren anwesenden Bernern aus. Aber das kriegerische Bern verstand keinen Spaß, N. v. Scharrechthal besetzte sogleich mit 2000 Bernern das Oeschthal. Die Bischöfe von Solothurn, Freiburg und Basel redeten zum Frieden. Derselbe kam zu Stand gegen Erlegung einer Kriegssteuer von 1000 rheinischen Gulden und Verzichtleistung aller Hoheitsrechte der Grafen von Greyerz auf das Ormontthal, dessen Bewohner jedoch den alten Herrn zu entschädigen hatten. Ormont blieb von nun an bis zur französischen Revolution unter Bern, welches weise seine Sitten und Gewohnheiten schonte, und dadurch die Liebe und Anhänglichkeit des Bergvölkleins, dieser originellen Nomaden in den schweizerischen Zentralalpen, sich gewann.

Peter Paul Rubens, ein Deutscher.

Von

Paul Waagen.

Es ist etwas schon häufig Dagewesenes, daß sich mehrere Städte oder gar Länder die Ehre, der Geburtsort dieses oder jenes berühmten Mannes zu sein, streitig machten. So war es schon bei dem alten Vater Homer, um dessen Wiege sich nicht weniger als sieben Städte heftig stritten; so ist es auch bei dem berühmten Maler, dessen Lebensskizze in kurzen Zügen folgt.

Antwerpen, Siegen und Köln nehmen die Auszeichnung für sich in Anspruch, die Wiege des großen Malers Peter Paul Rubens gewesen zu sein. Köln hat nach neuesten Forschungen die gewichtigsten Gründe für sich anzuführen, in zweiter Linie kommt dann Siegen, und erst in dritter und letzter Antwerpen, von dem eigentlich gar nicht die Rede sein kann. Nach Köln nämlich hatten sich Rubens' Eltern um's Jahr 1570 geflüchtet, da sein Vater, ein adeliger Schöffe zu Antwerpen, wegen der Unruhen in den Niederlanden sich und seine Familie daselbst nicht mehr sicher glaubte. Von da an hielt er sich mit Frau und Kind etwa zwanzig Jahre abwechslungsweise in Köln und Siegen auf. Da nun sein Sohn, eben der bekannte Maler, im Jahre 1577 zur Welt kam, so muß er in Siegen oder Köln, höchst wahrscheinlich in letzterer Stadt, also in Deutschland, wo er auch seine Jugendbildung erhielt, geboren sein. Der junge Rubens, in welchem der Kunsttrieb schon früh erwachte, ging, um tiefere Studien zu machen, 1600 nach Italien, und trat daselbst als Edelknabe in die Dienste des Herzogs Vincenz Gonzaga von Mantua, in welchen er acht Jahre blieb und Reisen durch Italien und Spanien machte. 1608 reiste er, um seine Mutter vor ihrem Ende noch zu sehen, nach Antwerpen, und wurde daselbst 1609 Hofmaler des Erzherzogs von Brabant. Bald darauf vermählte er sich mit der von ihm innig geliebten Elisabeth Brant, welche aber 1628 starb. Außer dem unseren Zeilen beigegebenen Gemälde hat er diese noch in vielen andern Darstellungen verewigt. Die Vielseitigkeit seines Geistes zeigt sich hauptsächlich darin, daß er neben seinen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst sich auch noch als Staatsmann hervorthat, so daß ihn die Infantin Isabella zu vielen politischen Unterhandlungen gebrauchte, wie er denn 1630 den Frieden zwischen England und Spanien abschloß. In demselben Jahre vermählte er sich zum zweiten Male mit der sechzehnjährigen Helena Forman, — als er schon dreiundfünfzig zählte. Auch diese Ehe war eine glückliche, und auch ihr Bildniß hat er, neben den besondern Porträts, die er von ihr verfertigte, auf seinen Gemälden häufig angebracht. 1640 starb er zu Antwerpen, woselbst er in der St. Jakobskirche beigesetzt wurde. Ueber seinem Grabe ist noch heute ein von ihm eigenhändig verfertigtes Gemälde zu sehen, das seine Wittwe daselbst anbringen ließ. Dasselbe stellt die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, umgeben von mehreren Heiligen, dar, und man behauptet, daß er sich selbst als heiligen Georg und seine beiden Gemahlinnen als Maria und Martha auf diesem Bilde porträtirt habe.

1840 ward ihm in Antwerpen eine Ehrenstatue errichtet. Seine zahlreichen künstlerischen Arbeiten sind in jeder bedeutenderen Gallerie vertreten; so befinden sich zu Wien im Belvedere 44, in der lichtenstein'schen Gallerie ebendaselbst 33, in Dresden über 30, in Berlin und Potsdam 50, in München 100 (in einem eigenen Saal), zu Antwerpen, Brüssel und Paris eine noch viel bedeutendere Anzahl.

Ganz unvergleichlich ist er in der Behandlung der Farbe,

Rubens und seine Gemahlin Elisabeth Brant.

die flüssig und durchsichtig ist und oft wie von Licht durchdrungen erscheint; gelbliche Lichter, bläuliche Schatten, rothe Reflexe liebt er insbesondere. Im Porträtiren zeigt er eine ungemeine Fähigkeit, die Natur getreu wiederzugeben, wie er andererseits überall, wo er die Phantasie frei walten lassen konnte, z. B. in wilden Kampf- und Jagdszenen, Vortreffliches leistet. Wo er dagegen das Edle und Schöne oder einen milden Affekt darstellen soll, zeigt sich ein Mangel

an Maßhalten und edlem Geschmack, wie er andererseits an sich schon gräuliche Szenen durch seine Auffassung noch entsetzlicher macht.

Bilderräthsel.

12.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 231:

Der Geizige ist arm trotz seiner angehäuften Schätze.

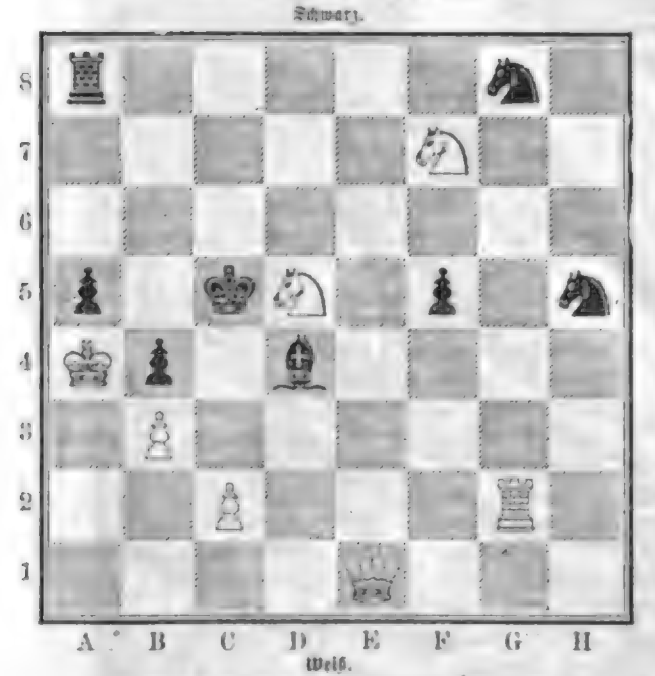
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 17.

Von **Conrad Bayer in Olmütz.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösungen von Nr. 15 und 16.

	Schwarz.	Weiß.
Nr. 15.	1) S. F 5 — G 7 . . .	1) D. C 6 — D 6 A.
	2) T. F 4 nimmt E 4 . . .	2) D 5 nimmt E 4.
	3) S. G 7 — F 5 † . . .	3) K. D 6 — C 6.
	4) D 4 — D 5 Schach und Matt.	
	A.	
	1)	1) S. H 8 — F 7.
	2) T. E 7 nimmt F 7 . . .	2) D 5 nimmt C 4.
	3) T. F 4 — F 6 †	3) K. —
	4) T. — Schach und Matt.	
Nr. 16.	1) T. H 2 — H 8	1) K. C 4 — B 5 A.
	2) T. E 4 — D 5	2) Beliebig.
	3) T. H 8 — A 8	3) Beliebig.
	4) C 2 — C 4 Schach und Matt.	
	A	
	1)	1) B 7 — B 6.
	2) T. H 8 — A 8	2) K. C 4 — B 5.
	3) S. E 4 — D 5 u.	

Natur im Hause.

Die Katze

nach ihrem Wesen und ihrem Nutzen.

Von

Karl Ruß.

Sie können schnurren und zärtlich sein,
Sich schmiegen und schmeicheln, –
Sie tätzeln und ziehen die Krallen ein
Und lassen sich streicheln.
Doch ändern sich auch oft geschwind
Die freundlichsten Katzen,
Denn Katzen eben Katzen sind
Und müssen kratzen.

Hoffmann von Fallersleben.

Wie wir den Hund unter allen Thieren als den ersten und treuesten Genossen des Menschen betrachten, so erscheint uns die Katze jedenfalls als seine nächste Hausfreundin. Auch sie begleitet den Herrn der Schöpfung fast über die ganze Erde, auch sie ist seit den ältesten Zeiten im Kreise seiner Familie eingebürgert.

Die wunderbar schöne Göttin der altehrwürdigen germanischen Religion, Holda oder Freya, die Gemahlin des Sonnengottes Balder, zog mit einem geschmückten Katzengespanne daher, und Katzen und Hunde waren ihr vorzugsweise geweiht. Die freundliche und liebende Göttin war zugleich die Beschützerin der Ehe und des häuslichen Glückes, und wer es daher mit ihrem Thiere gut meinte, der durfte auf ihren Segen in der Liebe und Ehe hoffen. Darum sagt man noch jetzt: eine Braut muß die Katzen gut füttern, wenn sie schönes Wetter am Hochzeitstage haben will.

Auch Muhamed hatte ein Kätzchen zum Liebling erwählt, und deßhalb ist die Katze den Bekennern seiner Religion ein heiliges Thier. Noch höher verehrt wurde sie aber bei den alten Aegyptern; wer bei ihnen eine Katze tödtete, der war, und wenn es auch nur aus Unvorsichtigkeit geschehen, unrettbar ebenfalls dem Tode verfallen.

Als eigentliche Arten der Katze unterscheidet man folgende: 1) die gemeine Hauskatze; 2) die wilde; 3) die Angorakatze aus Kleinasien, meistens weiß, mit langen seidenartigen Haaren; 4) die Karthäuserkatze, eine sehr große und treffliche Rasse; 5) die chinesische, mit hängenden Ohren und weichem Seidenhaar; 6) die Katze von Borneo mit kurzem geringeltem Schwanze; und 7) die Katze von Paraguay, die kleinste von allen, welche etwa nur drei Viertheile der Größe einer Hauskatze erreicht.

Unsere Hauskatze kommt in verschiedenen Farben vor: es gibt ganz schwarze, weiße, semmelgelbe, fuchsrothe, blaugraue, hellgraue mit dunklen Streifen, welche Cypernkatzen heißen, graue mit schwarzbrauner Tigerzeichnung, die sogenannten Zebrakatzen, dann in allen diesen Farben gefleckte, zweifarbige und ebenso dreifarbige. Die letzteren sind merkwürdiger Weise nur weibliche, und heißen bei den Liebhabern ohne allen Grund spanische.

Die Katze zählt zur Familie der furchtbarsten Raubthiere, und wenn unser zartes Hauskätzchen schnurrend und schmeichelnd sich an uns schmiegt, so denken wir wohl schwerlich daran, daß wir in ihr einen kleinen Tiger oder Panther vor uns haben. Auch die gezähmteste Katze kann ihre ursprüngliche Wildheit und Mordlust nimmer ganz ablegen, doch eben in der letzteren liegt ja auch der große Nutzen, den sie dem menschlichen Haushalt gewährt. Kein lebendes und sich regen-

des Wesen entgeht ihrer Aufmerksamkeit, und Tod und Verderben drohen ihre scharfen, stets bereiten Krallen der großen Menge aller Geschöpfe, welche sie zu überwältigen vermag. Außer den Mäusen und Ratten tödten sie ohne Unterschied Maulwürfe, Hamster, Kröten, Frösche und Schlangen; ja eine halbverwilderte, in Feld und Wald umherschweifende Katze mordet Hasen und Kaninchen, große und kleine Vögel, und thut der Jagd und dem Vogelgehege entsetzlichen Schaden. Auch Fische schlägt sie sehr geschickt aus dem Wasser, und selbst die sanfteste Hauskatze fängt an Sommerabenden Mai- und Junikäfer und beißt sie todt, nicht etwa um sie zu verzehren, sondern bloß um dem angebornen Triebe der Mordlust zu folgen.

Die Natur der Katze ist so unbändig, daß eine Abrichtung bei ihr eigentlich nicht möglich ist. Indessen findet man doch Beispiele, daß der angeborne Hang zum Rauben und Naschen sich durch Erziehung unterdrücken läßt. Es kann nicht leicht etwas Anmuthigeres und Reizenderes geben, als das Spiel junger Katzen; jeder bewegliche Gegenstand dient ihnen zur Beschäftigung, und in zierlichem Schleichen, regungslosem Lauern und neckischem Sprunge üben sie aus sich selbst und ureigner Natur sich zur geschicktesten Jagd — zum blutigen Ernst.

Hier ist es dann aber Zeit, dem nach dem Kanarienvogel schleichenden, oder nach dem Milchschrank hinaufkletternden Kätzchen plötzlich einen stumpfen Bolzen auf den Pelz zu schießen, oder mit einer schlanken Ruthe einen tüchtigen Hieb unversehens zu verabreichen.

Von dieser Erziehung kann ich den Lesern ein liebliches Beispiel erzählen. Mein väterlicher Freund, der Apotheker O., ist von ganzem Herzen ein Freund und Beschützer aller Thiere in seiner Umgebung. Man muß ihn im Kreise seiner Lieblinge sehen, um wirklich ein Stückchen Paradies vor sich zu erblicken. Eine Schaar reizender Täubchen mit dem alten verständigen Vater „Uh“ an der Spitze, der seinem Herrn auf die Schulter fliegt und ihm Brodkrümmchen aus dem Munde nimmt. Etwa zehn Kanarienvögel, vier Lachtäubchen, ein allerliebster Wachtelhund, die gute alte „Schnurre“ mit ihren drei Jungen, zwei Eichkätzchen, eine starke Kaninchenfamilie und sechs Hauskatzen — diese ganze Gesellschaft, Futter empfangend, sich tummelnd und spielend, sich neckend und balgend, unter und über einander. Und wie musterhaft und ordentlich geht Alles zu!

Der alte Peter, ein gewaltiger grauer Kater, sitzt mit halbgeschlossenen Augen träumend da, während dicht vor ihm ein mäuseartiges Kaninchen umhertrippelt, und nur eine Sekunde reißt er unwillkürlich die zuckenden Augen auf und kneift die nur zu bewegliche Kralle fester — wenn dicht an seinem Gesicht ein solch' gelber Spatz vorüberflattert. Dann trabt er ganz gemächlich hinaus — und im nächsten Augenblick krallt er eine unserer lieblichen Grasmücken herunter. Zu seinem größten Leidwesen kann der alte Herr dieß nicht verhindern, denn hier draußen gibts keine überwachende Reitpeitsche, hier ist freie Jagd für den Peter. Unterdessen überwacht die verständige Mutter „Pui“ sorgsam ihre lüsterne kleine Bande, und wenn eines der Kätzchen nur die geringste Miene macht, dem erwachenden Triebe zu folgen, so bringen einige derbe Ohrfeigen, oder ein sicherer Hieb des alten Herrn ihm sogleich andere Gedanken bei. Das grausame Spiel mit noch lebenden Mäusen wird dabei aber von den jungen und alten Katzen fleißig betrieben.

Das Naschen schlecht gewöhnter Katzen ist allgemein bekannt. Im Alter ist ihnen dasselbe auch meistens in keiner Weise mehr abzugewöhnen, da sie eben ihre Begierden nicht zügeln können, obgleich sie natürlich vollständig das Bewußtsein des Bösen haben, und sich vor der Strafe wohlweislich durch die Flucht oder Verbergen zu retten suchen.

In Roßmäßlers „Aus der Heimath“ habe ich kürzlich ein Beispiel der außerordentlichen Geistesfähigkeiten zweier Katzen erzählt, und möchte hier auch jedem Vorurtheil entgegentreten, das man in Betreff ihres Charakters hegt. Eine liebevoll und mild behandelte Katze schließt sich gleich dem Hunde treu und innig an den Menschen an. Wenn unser Dichter sagt: „Doch ändern sich auch oft geschwind die freundlichsten Katzen,“ so drückt er hiermit die allerdings allgemein verbreitete Meinung aus, daß die Katzen falsch seien. Dieß liegt meiner Ansicht nach aber weit mehr an dem Menschen, als an dem Thiere, mindestens läßt es sich sehr leicht erklären. Die Katze hat allerdings nicht die Seelengröße des Hundes, daß sie sich so ganz — ich möchte sagen unendlich — hingebend in alle Launen ihres Herrn fügen kann. Es liegt einmal in ihrem Charakter, daß sie sich eine gewisse Selbstständigkeit wahrt und kratzt, wenn sie gekniffen und gepeinigt wird, sei es auch nur aus übertriebener Zärtlichkeit. Bedenken wir daher die große Lebendigkeit einer Katze, die in Spiel und Neckerei mit den nadelscharfen Krallen vielleicht mal kratzt, ohne daß sie es will, so haben wir die ganze „Katzenfalschheit“ vor uns.

Das hieraus entspringende Mißverhältniß, welches auch dem geliebtesten Kätzchen einige Hiebe nicht ersparen kann, macht dann wieder die sonderbare Anhänglichkeit erklärlich, welche nicht ganz dem Gebieter, sondern vielmehr seiner Wohnung gilt. Von dieser treuen Liebe zur Heimat sind aber rührende Züge bekannt. Eine Katze verhungert lieber in dem alten, als daß sie in das neue Haus mit übersiedelte; und ich weiß mehrere Fälle zu erzählen, in welchen fest und undurchsichtig eingeschlossene transportirte Katzen zwei bis drei Meilen weit unter den schwersten Strapazen nach dem geliebten Vaterhause zurückgekehrt sind. Wer das schwache Auge, den stumpfen Geruch und daher das schlechte Orientirungsvermögen kennt, der nur vermag dergleichen wahre Heldenstücke ganz zu ermessen.

Zu den Vorzügen einer Katze gehört ihre außerordentliche Reinlichkeit, ihr fortwährendes Putzen und Kämmen. Und dennoch soll dieß letztere gerade ein Hauptgrund des unüberwindlichen Widerwillens sein, den viele Menschen gegen die Katzen haben. Durch das fleißige Streicheln und Kämmen mit der Pfote werden nämlich jederzeit Haare gelöst und diese, die allerdings überall umherfliegen, wo es Katzen gibt, sind manchen Personen so durchaus widerwärtig. Den Andern soll wiederum die eigenthümliche Elektrizität des Katzenfelles ein Grund zur Antipathie sein. Dieselbe ist bei manchem alten Kater so groß, daß sein Pelz im Dunkeln knisternde Funken sprüht. Indessen dürfte doch weit eher ihr Wesen, die großen feuerfunkelnden Augen, der leise schleichende Gang und das oft menschenähnliche Gewimmer die Katze manchen zartnervigen Menschen als unheimlich und dämonisch erscheinen lassen.

Die Katze ist von Natur nur auf Fleisch hingewiesen und liebt besonders zarte, weiche Fleischspeisen, wie auch gekochte und rohe Fische. Als Hausthier hat sie sich aber auch an allerlei Pflanzenkost gewöhnt. Einer erwachsenen Katze, welche fleißig Mäuse fangen soll, gibt man am besten weiter nichts, als täglich etwas Milch, und wenn es wenig Mäuse und Ratten gibt, ein wenig Fleischabfälle und Speisereste. Wird sie zu gut gefüttert, so wird sie leicht sehr faul. Dieß ist besonders beim Kater der Fall, und deßhalb sind weibliche Katzen für den Haushalt stets besser. Besonders wenn sie Junge haben, mausen sie außerordentlich fleißig — naschen dann aber auch gar zu gern.

Von den drei bis sechs Jungen einer Katze lasse man nur zwei bis vier leben. Wenn sie in der kalten Jahreszeit geboren werden, so sorge man bei Zeiten für ein weiches warmes Lager aus Moos, Heu oder einem Federbettchen. In den meisten Fällen muß man die ganz kleinen Jungen vor alten Katern bewahren, weil diese sie leicht tödten; sollte ein solcher Fall vorkommen, so sorge man für andere Junge von einer fremden Katze, oder im Nothfall für andere kleine Thierchen, Kaninchen, Häschen, Hunde ꝛc. zum Saugen, weil sonst die Mutter sehr krank wird und leicht stirbt. Man kennt Beispiele, daß dann die Katze junge Ratten, Mäuse u. dergl. an Kindesstatt angenommen hat.

Die besten Kätzchen sind die im Mai gebornen. Während der ersten Wochen gebe man der Alten fleißig Milch und gewöhne dann die Kleinen selbst ebenfalls bald an Milch, klein geriebene Kartoffeln, gehacktes Fleisch, Brod u. s. w. Sobald sie aber halbwüchsig sind und stark genug, um selbst auf die Jagd zu gehen, dürfen sie nichts mehr erhalten, als Milch.

Will man ein fremdes Kätzchen kaufen, so werfe man ihm nur eine todte Maus hin; fährt es gierig darauf los und trägt sie knurrend in's Versteck, so ist es gewiß gut.

Eine eigenthümliche Liebhaberei ist die Vorliebe der Katzen für einige Pflanzen, z. B. Katzenbaldrian (Vabriana officinalis), Katzen-Minze (Nepeta Cataria) und den Katzengamander (Marum verum). Auf denselben wälzen sie sich mit einem unerschöpflichen Wonnegefühl und lassen sich durch sie überall hinlocken. Will man eine Katze an sich gewöhnen, so darf man nur die Hände mit Baldrian reiben und sie streicheln. Wohlgemerkt ist dabei aber freundliche Behandlung die Hauptsache, denn die Katze vergißt eine ihr zugefügte Unbill nimmermehr.

Wie der Hund, so hat auch die Katze ihre Sprache; nur ist dieselbe nicht so ausdrucksvoll. Ihr vergnügtes Schnurren oder Spinnen ist bekannt, ebenso das mordlustige Mur, mit dem sie das bewegliche Spiel der Schwanzspitze begleitet, oder das klägliche Miau, das sie Einlaß bittend ertönen läßt. Doch wir kennen ihre Sprache und ihre Töne auch noch von anderer Seite. Wenn in einer milden Februarnacht von den Dächern jenes vieldeutige Konzert beginnt, das der Volksmund so treffend „Katzenmusik" nennt, dann wälzt sich wohl manches Menschenkind schlaflos auf seinem Lager, denn es ist ja

So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.



Die Hauskatzen.

Die Fabrikation der Strohhüte

im Schwarzwald.

Von

Ernst Robert.

Die Strohhutfabrikation ist einer der ältesten Industriezweige des Schwarzwaldes. Die Zentralpunkte dieser Fabriken sind das kleine, auf einem Berge gelegene Städtchen Tryberg und das durch sein mißlungenes Schießen bekannte Hornberg. Ersteres liegt an der Gutach und kann dessen Lage mit zu den schönsten und romantischsten Partieen des Schwarzwaldes gerechnet werden. Der Ort besteht nur aus einer doppelten Häuserreihe, welche eine lange, aufwärts führende Straße bildet. Ein schöner Wasserfall, der Fallbach, verleiht Tryberg noch einen besonderen Reiz. Das Wasser stürzt aus einer Höhe von 542 Fuß in sieben Absätzen über Granitfelsen, und die Ufer sind eingerahmt von hohen dunkelgrünen Tannen. Hornberg ist eine nicht minder malerisch im Thale gelegene Stadt, überragt von einer schönen Ruine. In Tryberg sind die Männer mit der Fabrikation der vielberühmten „schwarzwälder Uhren" beschäftigt, während die Frauen Stroh flechten; in Hornberg sind die Männer beim Landbau, während die Frauen mit dem



Die Strohhutflechterei im Schwarzwald.

Stroh hantiren. Fast in jedem der niederen Häuser der beiden kleinen Städte befindet sich eine Strohhutfabrik, und in der Regel sind die im Erdgeschoß gelegenen Wohnungen zu Werkstätten eingerichtet. In neuester Zeit hat man begonnen, auch italienisches und Panamastroh zu verarbeiten, und mancher Gentleman, der darauf schwören würde, sein gekräuseltes Haar bedecke ein importirter Hut, ahnt nicht, daß seine Kopfbedeckung „nicht weit her", nämlich aus Tryberg sei. Zumeist jedoch verfertigt man daselbst die landesüblichen Bauernhüte. Die Hüte für die Mädchen sind gewöhnlich mit rothem, die für die Frauen mit schwarzem Band garnirt. — Die Fabrikation derselben zerfällt in vier verschiedene Manipulationen: das Präpariren des Strohs, die Anfertigung von Geflechten, das Zusammennähen und Färben derselben. Das tauglichste zur Verarbeitung ist das Waizenstroh, und gleich bei der Aussaat dieser Getreideart nimmt man auf den Strohertrag und dessen Qualität Rücksicht, indem man nur gegen Mittag liegende Felder damit bestellt und die Halme schneidet, ehe sich dieselben vollkommen gelb gefärbt haben, und die Reife der Körner eingetreten ist. Beim Schneiden muß man auch Sorge tragen, daß sämmtliche Halme unter dem letzten Knoten geschnitten und dieselben, ehe sie in die Fabriken kommen, erst einige Wochen auf dem Boden ausgebreitet und getrocknet werden. Die schwierigste Operation ist das Schwefeln; denn bei der geringsten Vernachlässigung erzeugen sich schwarze Flecken, welche man nicht wieder vertilgen kann. Die Flechten werden von Frauen gearbeitet, und schon die kleinsten Mädchen werden zu dieser Arbeit angehalten. Wo man ein weibliches Wesen sieht, ist diese sicher mit Flechten beschäftigt, und häufig sieht man sogar Kinder, welche Heerden hüten, diese Arbeit verrichten. Nachdem dieselben gewaschen worden, gehen sie in die Hände geschickterer Arbeiterinnen über, die ihnen die verschiedensten Formen geben. Die Quantität der angefertigten Hüte ist eine sehr bedeutende, und alljährlich werden an den verschiedensten Orten Märkte gehalten, woselbst nicht nur die Bauern sich mit dem ihnen nothwendigen Bedarfe versehen, sondern auch sehr bedeutende Geschäfte von auswärtigen Häusern abgeschlossen werden.

Die Wunder der Gewerbe.

Von

Leonhard Hausen.

I

Die Gewerbe haben in den letzten Jahrzehnten und vor Allem in den allerneuesten Zeiten solche Riesenschritte der Verbesserung gemacht, so massenhaft neue Erfindungen sind aufgetaucht und haben wie mit einem Zauberschlage ganze Jahrhunderte überflügelt, Alles umgewandelt, was vererbt und bräuchlich war, daß wir wohl von Wundern sprechen dürfen. Wir gedenken darum, um von diesen Fortschritten, diesen Wundern Akt zu nehmen, von Zeit zu Zeit bald Dieß, bald Jenes auf unsern Blättern zu verzeichnen, der Mitwelt zum Staunen, der Nachwelt als geschichtlichen Nachweis.

Bei der Stecknadelfabrikation vermögen zehn Arbeiter, welche einander in die Hände arbeiten, täglich 48,000 Stück zu fertigen. Kinder vermögen doppelt so viele Nadeln wegen ihren feineren Finger zu spitzen, als Erwachsene. Wie verschieden die Geschicklichkeit der einzelnen Arbeiter ist, zeigt gerade die Nadelfabrikation. In den englischen Fabriken steigt der Lohn von 6 Pence bis zu 20 Schillingen an. Würde ein Arbeiter allein eine Nadel von Anfang bis zu ihrer Vollendung arbeiten sollen, so würde er 20 Stück des Tages fertigen und nur $1/10$ des sonst erreichbaren Lohns verdienen können. Bei der Fabrikation von verzinnten Blechlöffeln geht der Löffel etwa durch 30 Hände, und die Billigkeit der Waare steigt bis zu 16 Kreuzer das Dutzend herab. Dreißig Menschen liefern täglich bis 102 Dutzend solcher Löffel. So im badischen Schwarzwalde zu Schömbach. Von ebensoviel Menschen werden nach Say in den Spielkartenfabriken täglich 15,500 Stück gefertigt. Welch' ungeheure Schnelligkeit in manchen Gewerbszweigen statthat, zeigen unter Anderem auch die nürnberger Spiel- und thüringer Küchengeräthwaaren, sowie die zierlichen und wohlfeilen berchtesgadener und grödener Holzschnitzarbeiten. Eine nürnberger Spielwaarenschachtel mit 30 gemalten Figuren kostet $2 1/2$ Sgr. In Schramberg werden 1000 Schiefergriffel für 40 Kreuzer oder 1 Gulden verkauft, und 300 ungemalte Kindertrompeten kosten 1 Gulden bis herab zu 30 Kreuzer.

Die rohe Baumwolle kann jetzt durch Maschinen in wenig Stunden zu einem fertigen Zeuge umgewandelt werden. Schon vor 30 Jahren wurde auf einem Maschinenwebstuhle ein Stück Baumwollezeug von 72 Quadratzoll binnen einer Minute verfertigt. In einer englischen Baumwollespinnerei lieferten 750 Arbeiter mit einer Dampfmaschine von 100 Pferdekräften so viel, wie 200,000 Handspinner, jeder Einzelne folglich wie 266. Um das Jahr 1850 setzte eine Dampfpferdekraft durchschnittlich 275 Spindeln in Bewegung; 1856: 315; ein Arbeiter leitete damals 500 bis 1000, jetzt 1500 bis 2000 Spindeln. Baumwollegarn von Nummer 350 (in der Regel ist das Handgarn nicht feiner als Nummer 18) wird aus einem Pfunde rohen Stoffes zu einem Faden von 167 englischen Meilen gesponnen, und der Werth dadurch von 35. 8 D. auf 25 Pfund Sterling erhöht. Ja, für die londoner Gewerbeausstellung von 1851 hat ein manchester Haus Garn spinnen lassen, wovon das Pfund 238 englische Meilen lang war.

Zu den bewunderungswürdigsten Maschinen gehört im Münzwesen der Uhlhorn'sche Prägapparat. Er ersetzt gewissermaßen den menschlichen Geist. Er wacht für den Arbeiter, wenn dieser bei seiner einförmigen Verrichtung, nur immer die rohen Platten in einen vor der Maschine befindlichen Trichter zu werfen, eingeschlafen sein sollte. Damit, wenn er in einem solchen Falle keine Platte aufgegeben, die Maschine durch das leere Aufeinanderschlagen der Prägstempel nicht diese und sich selbst zerstöre, kuppelt sie sich von selbst aus, sobald keine Platten mehr vorhanden sind. Aber nur der arbeitende Theil der Maschine löst sich aus, das Schwungrad geht fort. Ebenso befindet sich ein Organismus in derselben, der aller Beschädigung vorbeugt, wenn etwa die geprägte Platte nicht weggeschoben wurde, und eine neue darauf zu liegen kam, oder wenn die neu zugebrachte Platte zwar den Prägring leer findet, aber nicht ganz in dessen Oeffnung eintritt, folglich gequetscht wird. Um Betrug unmöglich zu machen, zählt die Maschine in einem verschlossenen Gehäuse ihre Spiele, und somit die Anzahl der geprägten Stücke. Trotz aller dieser Vorrichtungen ist sie doch kompendiös, so daß sie einen Grundraum von nur zwei Quadratmeter erfordert; und eine Thalermaschine ist im Stande, binnen 10 Stunden 24—25,000 Einthalerstücke tadellos zu prägen.

Bei den Fabrikanten Brown, Lemox und Comp. zu Millwall wurde eine 40 Faden lange Kette von $4 1/2$ zölligem Eisen gemacht, jedes Glied 47 Zoll lang und 308 Pfund schwer. Diese Kette wurde mit $187 1/2$ Tonnen, nach unserem Gewicht 3750 Zentner, probirt, und doch wurde dieses Gewicht nur als halbes Bruchgewicht angesehen.

Die Burg und das Rathhaus von Nürnberg.

Von

Georg Horn.

Nürnberg, unter den Städten des Frankenlandes die vornehmste, die geisteshohe, unter den Städten des Reichs die kaiserfreundliche, unter den Städten der Städte die Weih-

nachtsstadt, Nürnberg ist der Stolz Deutschlands. In die ersten Jahre unseres Lebens klingt sein Name schon so hell und freundlich, und noch in den spätesten, wenn schon längst alle Saiten des Herzens ausgeklungen haben, schlägt der Laut so sehnsüchtig noch an der letzten, an dem deutschen Heimatsgefühle an. Dieses Gefühl zieht jährlich Tausende in seine Mauern. Es ist deutscher Boden, auf dem man wandelt, deutsche Luft, die man athmet, jeder Stein ein Denkmal deutscher Geschichte. Wenn es in Nürnberg überhaupt einen Fremden deutscher Zunge geben kann, so möchte ich ihn, um ein unauslöschliches, charakteristisches Erinnerungsbild in seine Seele zu drücken, eines sonnigen Sommernachmittags an den Eingang des großen Marktes führen, eines Sonntagsnachmittags, wenn die Feiertagsmenschen außer den Thoren sich unter grünen Lauben tummeln, wenn die engen, alten Gassen, die menschenleeren Plätze, froh, der quälenden Last der Menschen entledigt zu sein, im jungen Sonnenschein Feiertagsruhe halten; wenn die Brunnen rauschen, rings von Fenstern und gothischen Chörlein Blumen lächeln und duften, und man aus der niedrigen, runden Thür des Hauses jeden Augenblick ein Gretchen möchte treten sehen.

Ungestörter ist die Illusion, zauberisch ist der Eindruck, wenn tief in schweigender Winternacht sich die Mondschatten auf dichter Schneedecke über Erker und Giebel dehnen — da thut sich das Geheimniß der Vergangenheit auf. Aus den hohen, geöffneten Kirchthüren strahlt Kerzenglanz, strömt Weihrauchduft, glänzt Priestergepränge; lange, feierliche Prozessionen wallen durch die Straßen, durch die Reihen emsigen, frischen, lustigen Volkes, das heute so recht mit Bewußtsein lungert, hie und da ehrerbietig oder trotzig Platz machend den Herren vom Geschlecht, die in schwarzem Gewande zu Rathe gehen, während Andere, unbekümmert um das Treiben da draußen auf den Straßen, in ihren Werkstätten schaffen, sinnen und erfinden, was zur Nothdurft und Schönheit des Lebens gehört, seien es schlichte Handwerker oder Männer des forschenden Geistes, seien es Dichter oder Künstler. Da blitzt dort aus dem Fenster ein Licht heraus in die Mondnacht, lustige Gesänge heimkehrender Zecher wiederhallen an den düstern Häusern, der Geist erwacht aus der träumerischen Verzauberung der Phantasie, und es ist Einem, als wäre man in den Mauern einer versunkenen Stadt gewandelt, darüber die Flut des klaren, sternenglänzenden Himmels, und jenseits derselben — die Welt wirklicher Wesen, auf deren festem Boden man sich wieder sicher fühlt.

Hoch über der Stadt, auf der Nordseite derselben, erhebt sich die Burg auf einem Keupersandsteinfelsen. Sie ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, ohne sie wäre Nürnberg nicht, was es ist, in ihr verkörpert sich die Geschichte der Stadt. Jetzt hat sie die Rolle der Ehrendame übernommen, welche dem Ankömmling schon aus der Ferne artig und würdevoll die Honneurs der Stadt macht, stillschweigend zu dem Besuche derselben wie ihrer selbst einladend. Wohnung räumt sie aber nur Königen, den Herren des Landes ein. Nehmen wir den Weg von der Stadt, so empfängt uns das lachende Grün des Burgberges mit prächtigen alten Linden, von der Hand Friedrich Pirkhaimer's, des Onkels des berühmten Willibald, gepflanzt. Weiter hinauf streckt sich, zwischen zwei Thürmen eingeschlossen, die Fronte eines langen, düsteren Gebäudes aus Sandstein. Es ist die Kaiserstallung, die an der Stelle der Burggrafenburg erbaut wurde, nachdem diese in einer Fehde des Burggrafen mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt durch den bayerischen Pfleger in Lauf, Christoph Laiminger, im Herbste 1429 niedergebrannt worden war. Es geht die Sage, als habe der Rath von der Absicht des Pflegers gewußt, und gerade in dieser Nacht einen Tanz auf dem Rathhause abgehalten. Die Zerstörung der Burg war für den im Norden Deutschlands zurückgehaltenen Burggrafen die Hauptveranlassung, seine Gerechtsame an die Stadt zu verkaufen, um der ewigen Plackerei mit derselben los zu sein.

Der rechts an der Kaiserstallung zunächst gelegene schlanke Thurm mit den vier Erkern, „Lug in's Land" genannt, wurde 1367 von der Stadt an die Burggrafenburg gesetzt, um sich von Allem, was in derselben vorging, zu überzeugen. Zugleich hatte man um dieselbe ein Mauer gezogen, deren Thor Nachts verschlossen wurde, angeblich, um sich vor dem Uebermuth des burggräflichen Gesindes zu sichern, das in die Stadt hinablief und allerlei Possen trieb, im Grunde aber, weil die Stadt im Stillen für ihre Unabhängigkeit fürchtete und sich für alle Fälle sicherstellen wollte. Der unweit belegene fünfeckige Thurm, dessen abnorme Bauart aber nur vom Stadtgraben aus sichtbar ist, ist das älteste Bauwerk der Stadt, um das sich diese und ihre Geschichte krystallinisch angesetzt hat. Auf dem kleinen Fleck zwischen dem „Lug in's Land" und dem fünfeckigen Thurm spielt der Hauptakt der nürnberger Geschichte, der Widerstand der Stadt gegen die Burggrafen von Hohenzollern, der alle ihre Kräfte herausforderte, der sie groß und mächtig machte.

Von dem Gebäude aus zieht sich eine Mauer bis an das erste Burgthor. In der Mitte der Brüstung dieser Mauer sind zwei Hufeisen eingehauen zum Andenken an den Schelmenstreich, den Eppelin (Apollonius) von Gailingen den nürnberger Herren gespielt hat. Je reicher nämlich die Stadt durch den Handel ihrer Bürger wurde, in desto höherem Grade erregte sie den Neid und Aerger des auf seinen festen Schlössern wohnenden Landadels, der, um irgend einen ritterlichen Vorwand für einen ganz gewöhnlichen Raub zu haben, das sogenannte „Absagen" erfand. Man sagte z. B. der Stadt ab, wenn man zu einer Forderung, die der Einzelne an den Einzelnen in der Stadt hatte, nicht kommen konnte, und glaubte sich dadurch berechtigt, von dem fahrenden Gute des Bürgers sein Eigenthum zu nehmen, wo man es fand. Der Kunstausdruck für diese sinnreiche Methode war „Krempeln auf der Straß'". Einer der genialsten Krempler war Eppelin von Gailingen; er hauste auf seinem festen Schlosse Dramensel bei Muggendorf. Sein Name war der Ausdruck für alle Tollkühnheiten und Schelmenstreiche jener tollen Zeit. Er war im Volkslied gefeiert, wie nur immer einem Helden eines anderen Volkes diese Ehre widerfahren konnte. Ein geschworener Feind Derer von Nürnberg, lauerte er ihnen auf der Straße auf; er trieb seinen Schabernack mit ihnen auch in ihrer eigenen Stadt, in die er sich öfters einzuschleichen wußte. Einstmals nahm er sogar am hellen Tage ein silbernes Vogelhaus, eine Auslage mit Münze und Geschmeide von hohem Werthe, das vor dem Rathhause hing, hinweg und suchte damit das Weite. Endlich gelang es den Nürnbergern, sich ihres gefährlichen Feindes zu bemächtigen. Er wurde in sicheren Gewahrsam gebracht und zum Tode verurtheilt. Als der ihn besuchende Beamte ihm das Recht einer letzten Bitte ankündigte, verlangte er, noch einmal sein Roß besteigen zu dürfen. Man führte es ihm vor, er schwang sich flugs in den Sattel, drückte die Sporen fest ein, und setzte über den Burggraben, den Nürnbergern noch ein höhnisches Lebewohl zurücklassend. Als er auf der Landstraße mehreren Landleuten begegnete, und diese auf seine Frage, wohin sie denn gingen, ihm antworteten: nach Nürnberg, um der Hinrichtung des Eppelin von Gailingen beizuwohnen, erwiederte er: „Ah, die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn". Jenes Lebewohl war aber kein Lebewohl für immer, er entging seinem Schicksale nicht. Im Jahre 1381, nachdem er den Nürnbergern abermals die Pferde von 32 Wagen ausgespannt hatte, wurde er mit zweien seiner Spießgesellen und vier Knechten gefangen, und die ganze ehrenwerthe Gesellschaft auf Anklage Nürnbergs und anderer fränkischer Reichsstädte zu Neumarkt hingerichtet.

In dieser Sage mag sich die Tradition an die alten Burggräben gehalten haben; denn nach der heutigen Entfernung müßte man dem fränkischen Ritter eine Dosis übernatürlicher Kräfte zuschreiben. Die Breite des Stadtgrabens, wie wir sie jetzt sehen, datirt nämlich erst aus dem Jahre 1538, wo man die Bastionen hinter der Burg um-

legte (daher man diese in Nürnberg selbst nur „die Veste“ nennt) und den Graben weiter hinausrückte.

Im Vordergrunde liegt „die Freiung“ mit dem entzückenden Blick auf die Stadt und deren Umgebung. Wie in mehreren Klöstern der Stadt, so fanden hier die Verbrecher ein Asyl. Der Ueberblick über dieselbe ist mit einem edlen, milden Gefühle geweiht. Rechts von der Freiung der Vestner Thurm, den der Nürnbergerwitz als den höchsten wegen seiner hohen Lage, als den niedrigsten im Vergleich mit den übrigen der Stadt durch seine geringe Höhe, als den dicksten durch die Stärke seiner Mauern, als den dünnsten durch den äußern Umfang bezeichnet. Auf diesem Vestner Thurm besteht jetzt noch eine Art von Burghut, aber nicht über die Ritter und Reisigen, die da an die Thore gesprengt kommen, sondern über Alles, was grüne Schleier, Plaids und rothe Reisehandbücher trägt. In die Entzückung über den sich darbietenden Anblick der Stadt tönt plötzlich eine Stimme von oben — aber nicht die Stimme des Weltgerichts, sondern nur des Thürmers, um die Fremden zu einem Besuche seiner an Aussicht allerdings sehr reichen Wohnung einzuladen. Man zieht die Glocke. Wir stehen im Burghofe. Dreißig deutsche Kaiser sind in diesen Burghof eingezogen, — acht Jahrhunderte schauen auf uns herab —, es ist eine geweihte Stätte des Vaterlandes. Hier wurde von Kaiser Heinrich III. der Krieg gegen die Ungarn berathen; hier hat der unglückliche Heinrich IV. die Gesandten seines großen Gegners, Gregors VII., empfangen; hieher flüchtete er nach der schmachvollen Demüthigung von Canossa; hier weilte Friedrich Barbarossa, ehe er gegen Mailand zog, hier empfing er die Gesandten des griechischen Kaisers und des Sultans von Ikonium; hier legte Friedrich II. 1219 den Grund zur Größe der Stadt durch Verleihung des großen Privilegiums. Auf die Hohenstaufen folgten die Habsburger, dazwischen die Günstlinge jener wechselnden Zeit, in der die Weltgeschichte, mit der deutschen Kaiserkrone ein launenhaftes Spiel treibend, diese als Zankapfel bald in dieses, bald in jenes Haus schleuderte. Ludwig der Bayer, der Liebling der Stadt, wählte die Burg zu seinem Aufenthalte. Von 1322—1325 war sie sein fester Wohnsitz. Sie war auch der Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrich's III., der vor dem Schlosse hängende Gärten errichtet hatte, hier 1487 den Dichter Konrad Celtis krönte und einen großen Reichstag abhielt, eines Tages auch alle nürnberger Kinder in den Garten hinter der Burg kommen ließ, und sie mit Honigkuchen, darauf des Kaisers Bildniß war, beschenkte, wovon dieselben auch nachher den Namen „Kaiserlein“ behalten haben.

Die nachfolgenden Kaiser haben fast alle den Tribut ihrer Würde in einem Besuche der Burg dargebracht, wenn auch die späteren Besucher, von Kaiser Mathias an, ihre Räume nicht mehr zur Wohnung benützten und es vorzogen, auf dem Rathhause oder in einem Privathause zu wohnen. Der letzte Kaiser, der seinen Kaisergang zu ihr machte, war Joseph II. im Jahre 1781. In ihm nahm sie für ewig Abschied von den Herren des deutschen Reiches. Neue Zeiten — neues Leben! Die Kaiser sind todt — es leben die Könige, die ihr neues Leben gebracht haben. Sie fühlt sich wieder stolz und erhaben, sie ist im verjüngenden Glanze zum Wohnsitz eines Königs erhoben worden. Die Bestimmung der einzelnen Gebäude, wie sie von Alters her war, ist auch in neuester Zeit bei der Restauration, die 1852 bis 1857 auf Befehl des Königs Max II. vorgenommen wurde, beibehalten worden. Links nach Süden der Pallas mit den Gemächern des Kaisers. Diesen bewohnt jetzt König Max; der Mittelbau nach Westen, die Kemnate, war für die Wohnungen der Frauen bestimmt, und ist jetzt für die Königin, ihre Damen und die beiden Prinzen eingerichtet; rechts nach Norden, da, wo jetzt eine leere Mauer, befand sich die Dienerschaft mit der Burgküche; die Gänge, die diesen Theil mit dem Hauptgebäude verbanden, sind noch zu sehen.

Die große Linde mitten in dem Schloßhofe ist sehr alt und wird noch immer nicht müde, mit ihrem Grünen und Blühen diesen stillen, ja abgestorbenen Räumen das Lied des ewigen Sprossens und Treibens der Natur, das Lied vom Leben zuzurauschen, und freut sich der vier schmucken Kavaliere, die man ihr in der neuesten Zeit in den lebensgroßen, aus Gyps gegossenen und bronzirten Fackelträgern zur Gesellschaft gegeben hat. Unter dieser Linde hielt auch Friedrich Pirkhaimer seinen Hochzeitstanz an eben dem Tage, als Albrecht Dürer's Vater als wandernder Goldschmiedsgeselle in Nürnberg einzog. Dieser wurde später befreundet mit Pirkhaimer und zog in dessen Hinterhaus, wo ihm jener Sohn geboren wurde, der Europa mit dem Ruhm seines Namens erfüllen, und mit dem Neffen Willibald den Bund der Alten in einem noch tieferen, geistigen Verhältnisse deutscher Freundschaft erneuern sollte.

Das Erdgeschoß des Hauptgebäudes war früher zur Wohnung des Schultheiß und kaiserlichen Kastellans eingerichtet, welches Amt immer der erste Losunger, Präsident des Raths und erster Würdenträger des kleinen Staats, bekleidete, daher der Umstand, daß die Gemächer, das Zeitalter Ludwig's XV. und XVI. repräsentirend, Umwandlungen nach dem Geschmacke der Zeit und des Bewohners erfahren haben.

Der Kaiser- oder Bankettsaal im Erdgeschosse ist ganz in seiner ursprünglichen Bauart erhalten und ohne Zweifel der Saal, in welchem die Reichstage abgehalten wurden, und dessen Decke bei der Hochzeit des deutschen Königs Heinrich mit Margaretha von Oesterreich 1225 einstürzte und gegen 50 Personen erschlug. Der König war nur dadurch gerettet worden, daß er sich während der Katastrophe in einer der durch die dicken Mauern gebildeten Nischen befand. Wände und Decke getäfelt, letztere, wie die größeren meist nicht gewölbten Räume aus dieser Zeit, mit einem mächtigen, von einer Holzsäule gestützten Durchgangsbalken getragen. Von künstlerischem Interesse ist eine Sammlung altdeutscher Bilder, darunter gute Kopieen nach Dürer, auch die Brustbilder jener vier in der Münchener Pinakothek befindlichen Apostel, die, ein Geschenk Dürer's an die Stadt, der Rath von Nürnberg 1625 dem Kurfürsten Maximilian I. schenkte, der damals eine drohende Stellung gegen die Stadt annahm. Das Original ersetzte er durch die Kopie vom Maler Fischer, einem Schüler Dürer's. In dieser Sammlung befindet sich auch die Kopie von dem in der münchener Pinakothek bewunderten Originalbildnisse Albrecht Dürer's. An diese Kopie knüpft sich folgende interessante Thatsache. Ein nürnberger Maler, Namens Käffner, hatte vom Grafen Eckard in München den Auftrag zu einer Kopie des Dürer'schen Bildnisses, das auf dem Rathhause aufbewahrt war. Man trug kein Bedenken, den Schatz dem Maler auszuliefern, nachdem man vorher das Amtssiegel auf die Rückseite der Holztafel gedruckt hatte. Käffner kopirte nicht nur das Bildniß, sondern auch das Stadtsiegel, gab statt des Originals seine Kopie zurück und verkaufte jenes nach München. Später entdeckte man erst den Betrug. Doch sollte der Betrüger seiner Strafe nicht entgehen. Er endete sein Leben in der Strafhaft wegen Falschmünzerei. — Einige Stufen führen in die St. Ottmars- oder Kaiserkapelle, die über der Margarethenkapelle erbaut ist, und deren Bodenraum innerhalb der vier Säulen sich über jener gleich der Doppelkapelle auf dem Schlosse zu Eger geöffnet haben soll. In die untere Kapelle eintretend, glaubt man in der That in den Moder und in die Finsterniß des zehnten Jahrhunderts, die Zeit ihrer Entstehung zurückzugehen. Ihre Bauart trägt ganz das Schwere und Strenge des byzantinischen Baustyls an sich, während die Kaiserkapelle in der leichtern, blühendern Form des Uebergangs in das Romanische gehalten ist.

Die prächtigen schlanken Säulen sind aus Marmor; man hält dafür, daß sie Kaiser Friedrich Barbarossa aus Italien hieher gebracht habe. Daß sie italienischen Ursprungs sind, dafür spricht auch schon die Sage einer Wette des Burgkaplans mit dem Teufel, wornach dieser, ehe jener eine Messe lese, die zur Kapelle nothwendigen Säulen aus Rom her-

beischaffen würde. Der fromme Mann gewann die Wette; denn er hatte eben seine Messe beendet, als Herr Satanas mit der vierten Säule ankam, die er dann aus Zorn so heftig zu Boden schmetterte, daß sie entzwei sprang, daher der dicke Ring um den Schaft einer der Säulen. Die über dem Eingange zum Chor der Kapelle gemalte Fratze soll das treue Porträt des Gottesmannes sein, dem Teufel sieht es aber eher ähnlich. Die Kapelle hat einen Haupt- und zwei Nebenaltäre mit alten Holzskulpturen aus der besten Zeit der Gothik. Die Flügelthüren des Seitenaltars zur linken Hand sind von Wohlgemuth gemalt. Als Seltenheit ist ein byzantinisches Bild, Kaiser Konstantin und Kaiserin Helena, aus dem zwölften Jahrhundert hervorzuheben. Der größte künstlerische Schatz der Kaiserkapelle ist die unter dem Namen des Rosenkranzes bekannte goldene Tafel, welche Darstellungen vom Sündenfall und aus dem Leben Jesu in halbrunden, aus Holz geschnitzten Figuren umrahmen, während den untern Theil derselben das jüngste Gericht mit der Figur des Welterlösers, und darüber Gott der Vater in der Versammlung der Heiligen in kreisförmiger Gruppirung einnehmen, das Ganze von einer Zartheit der Empfindung, einem Reichthum der Phantasie, von einer Vollendung in der technischen Ausführung, daß man es nur einem Meister wie Veit Stoß zuschreiben möchte.

Durch einen engen, dunkeln Gang stehen die Gemächer der Königin mit dem Arbeitszimmer des Königs in Verbindung. Von der äußeren, der Stadt zugekehrten Seite des Schlosses ist dieses durch den neuen, bis in das unterste Stockwerk reichenden Einbau eines dreitheiligen gothischen Fensters kenntlich. Ein wunderliebliches Gemach, an



Das Innere der Burg von Nürnberg.

dessen Wänden die bis zur halben Manneshöhe hinaufsteigende durchbrochene Schnitzerei gothischer Spitzen aus Eichenholz, die um und über den Thüren in ihrem verschwenderischen Reichthume fast einen kirchlichen Charakter annimmt, einer den Ledertapeten in Weiß und Gold nachgeahmten Bekleidung Platz macht. Seidene, von vergoldeten, geschnitzten Baldachinen an Fenster und Alkoven herabhängende Vorhänge verbreiten ein süßes Halbdunkel, und mit dem Hauche der Ruhe und Erhabenheit, der zu dem großen Berufe eines Regenten stimmt, mischt sich in dem Ausdrucke jener auf den beiden Enden des königlichen Schreibtisches befindlichen Büsten der beiden deutschen Geistesheroen Goethe und Schiller, die Verkündigung der Rechte des Herzens und Geistes, des reinen Menschenthums, deren Achtung hier so überzeugend ausgesprochen, deren Wahrung hier so wohlthuend wirkt. Die schweren gold- und blaugewebten Damastgardinen werden zurückgeschoben, das Fenster öffnet sich, ein Blick — und der unempfindlichste Sinn muß in einen Ausruf des Entzückens ausbrechen.

Die ebene, von Gebirgs- und Wolkenhügeln eingehüllte Landschaft eröffnet sich weit, weithin. Aus dem treuen, alten Gefährten der Stadt, dem Reichswald, taucht hie und da eine bewaldete Kuppe, wie im Osten der Schmausenbuck, weiter der Moritzberg auf, Gärten und Alleen, und das glänzende Wasserband der Pegnitz umgürten die Stadt, und aus dem durch die Unebenheit des Bodens hervorgebrachten Gewirre von Erkern, Giebeln, Dächern steigen die spitzen Thürme von St. Lorenz und St. Sebald, dort die Kuppel der deutschen Herren, und in der Runde die zahllosen Thor- und Wachtthürme auf und neben den Thürmen, die die Neuzeit baut, den Fabrikschlöten, aus denen der moderne Opferrauch in das Blaue emporwirbelt. Der Pegnitzfluß schlängelt sich

mitten durch die Stadt, sie in zwei, nach den Hauptkirchen Lorenz und Sebald benannte Hälften theilend. Die Sebaldseite ist die ältere Geschichte der Stadt, sie führte das Regiment, hier wohnte die Aristokratie in ihren Geschlechtshäusern; drüben auf der Lorenzseite wohnte das Volk mit seiner Industrie, seinem Handel, und so ist es fast noch heute. St. Sebald ist die Vergangenheit, St. Lorenzen die Gegenwart, und in jenem imposanten Neubaue, in den eben das rauchende, pustende Dampfroß mit einem langen Zuge einfährt, — ist die Zukunft der Stadt.

Das zweite Denkmal, in dem sich die Geschichte und die Geschicke der berühmten Stadt sozusagen krystallisirt haben, ist das Rathhaus. Gefängniß und Kaiserwohnung, Ballhaus und Kriminalgericht, Repräsentantenhaus und Schatzkammer, Pantheon und Folterkammer, Alles ist in diesem Hause vereinigt. Nichts charakterisirt die ehemaligen Verfassungszustände Nürnbergs so sehr, als dieses Haus. Es versinnlicht die ganze gewaltige Macht, die hier von Einzelnen geübt wurde, und welche von der unumschränkter Fürsten nur durch den Namen verschieden war. Von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an war Nürnberg von Außen nicht mehr belästigt worden. Der Rath, d. h. die Geschlechter, benutzten diese Zeit, sich und ihre Macht nach Innen zu vergrößern und zu befestigen. Sie waren der Staat, sie herrschten, sie ernteten, und das arme Volk mußte arbeiten und gehorchen. In einem monarchischen Staate wäre dieses Mißverhältniß weniger fühlbar gewesen. Der Regent war hier von vornherein von den Regierten durch eine Schranke geschieden. In einem republikanischen Staate aber war Jeder berechtigt, an der Herstellung und Aufrechthaltung des öffentlichen Wohles Theil zu nehmen, und die unumschränkte Gewalt in den Händen einiger Weniger mußte immerhin als eine Usurpation erscheinen, welche man im Laufe und durch das Recht der Zeit zuletzt als die vollkommenste Berechtigung darzustellen bemüht war. Der Ausdruck und Abschluß dieses Strebens ist die stolze und imponirende Fassade des Rathhauses, das versteinerte Autoritätsprinzip. Die Vorgänger des jetzigen müssen sehr unscheinbar gewesen sein. Das erste stand an der Ecke des Marktes. Die Erweiterung und zunehmende Blüte der Stadt machte auch den politischen Organismus verzweigter; man baute ein neues auf der Stelle des jetzigen, das später vergrößert und durch den Bau des heutigen ganz beseitigt worden wäre, wenn nicht der rollende Donner des dreißigjährigen Krieges Bauherren wie Arbeitsleuten sein furchtbares „Halt!" entgegengerufen hätte.

Im Jahre 1616 war der Grundstein dazu gelegt worden, im Jahre 1619 war der Bau bis zu seiner jetzigen Ausdehnung gediehen. Mit dem Aeußeren hatte aber auch das innere Wesen seinen Höhepunkt und Stillstand erreicht. Von da an hörte das Regiment des nürnberger Rathes auf sich auszudehnen, zu erneuern. Bis zur Auflösung der Reichsfreiheit der Stadt war dasselbe nur von dem Streben beseelt, sich im ungeschmälerten Besitze der Gewalt zu erhalten. Dieses Regiment war durch einen großen und einen kleinen Rath vertreten; der erstere hatte nur berathende, letzterer allein die exekutive Gewalt. Der erstere von unbestimmter Zahl, aber über 200, war eine Art von Berathungsausschuß, gebildet aus Repräsentanten der ganzen Bevölkerung, ein matter Nachklang des mittelalterlichen Ständewesens, wurde aber nur dann zusammenberufen, wenn der engere Rath den Kopf verloren hatte, meistens bei großen, verzweifelten Finanzoperationen. Sie hießen „die Genannten". Der kleinere Rath bestand aus 34 Gliedern, von denen acht aus dem Handwerkerstande die „alten Genannten" hießen. Ihr numerisches Verhältniß der aristokratischen Mehrheit gegenüber deutet auch auf ihren Einfluß hin, der null war. Alle Gewalt, Verwaltung, Justiz, weltliche und geistliche Angelegenheiten waren bei den Sechsundzwanzig des kleinen Rathes vereinigt, die den Geschlechtern angehörten. Sie hießen Bürgermeister und theilten sich in alte und junge, die am zweiten Osterfeiertage neu gewählt wurden. Ein alter und ein junger Bürgermeister waren abwechselnd 28 Tage lang in Funktion. Sie waren eine Art Unterstaatssekretäre; die älteren dazu bestimmt, Gesandte zu empfangen, den Rath, wie es ihnen gut dünkte, zu versammeln, demselben zu präsidiren, während die jüngeren die Einkäufe besorgten, die Stimmen sammelten. Von diesen 26 waren wieder 13 „Schöffen" zur Besorgung der Kriminalrechtspflege da. Aus diesem kleinen Rath war aber wieder ein innerer Rath ausgeschieden, ein Ausschuß, der alle inneren Angelegenheiten, ehe sie an die größere Rathsversammlung gelangten, prüfte und erwog. Man nannte sie „die sieben älteren Herren". Aus ihnen gingen die Spitzen der Totalgewalt, die Triumviri hervor, von denen aber wieder der Oberste des Kriegswesens nicht die Macht und das Ansehen besaß wie die Duumviri, die beiden Losunger, deren Aeltester („vorderster") der erste Mann im Staate war. Sie handhabten die Grundlage aller politischen Existenz, die Finanzen des Staates, sie beaufsichtigten die Losung, d. h. Steuer, sie waren die eigentlichen Lenker des Staatsschiffes, eingeweiht in alle Geheimnisse, die dem beschränkten Unterthanenverstande zu wissen nicht von Nöthen, die Unnahbaren, die nürnberger Olympischen. So organisch gegliedert war diese Verfassung, so fein berechnet in ihren Abstufungen, daß immer noch eine Idee demokratischen Verfassungszustandes da war, während die Spitze in eine aristokratische Willkürherrschaft auslief. Die Macht und der Einfluß der Rathsaristokratie muß durch den leisen Terrorismus einerseits und durch die Macht der Gewohnheit des Volkes andererseits so groß gewesen sein, daß wir im Laufe der ganzen nürnberger Geschichte nur zwei Demonstrationen begegnen, die gegen die Autorität des Rathes gerichtet waren.

Wie die Gegensätze zwischen Aristokratie und Demokratie sich im Ganzen und Großen zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern ausgeprägt hatten, so auch im Kleinen innerhalb der Mauern Nürnbergs. Die Geschlechter hatten sich der Regierung bemächtigt, das Volk hatte keine Rechte, nur Pflichten. Der Kampf brach nach dem Tode Ludwig's des Bayern aus, des Abgottes der Nürnberger, welche sich auch für dessen Sohn erklärten. Die Gewerke verabredeten sich an einem bestimmten Tage 1349, das Rathhaus zu erstürmen und die Rathsherren zu erschlagen. Ein Dominikanermönch hatte in einem Kreuzgange seines Klosters die Verschwörer belauscht und betreffenden Ortes davon Anzeige gemacht. In stolzem Wahne achtete nur der kleinere Theil des Rathes der Warnung. Der Aufruhr brach aus, die verhaltene Volkswuth machte sich in Gräuelszenen aller Art Luft. Die Geschlechter flohen sämmtlich aus der Stadt, ihre Häuser wurden geplündert, das Rathhaus gestürmt und ein neuer Volksrath eingesetzt. Die neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Von Frankfurt zog Kaiser Karl IV. mit einem Heere gegen die Stadt, strafte die Aufrührer an Leib und Leben, und wer den Vogel abgeschossen hatte, das war die Aristokratie, die sich in ihren behaupteten Vorrechten sicher fühlte. Die einzige Konzession, die man dem andern Theil machte, war die Aufnahme von acht Handwerkern in den engeren Rath, und nach Art der Herren des Raths das Recht — der Trinkstuben. Die später beim Reichshofrath in Wien angebrachte Klage der Bürgerschaft war finanzieller Natur. Die Losunger legten zwar den sieben älteren Herren Rechnung von Staatsausgaben und Einnahmen ab, doch den Bestand der Schatzkammer kannten nur sie, und darüber brauchten sie Niemanden als dem Kaiser Rechenschaft abzulegen. Durch die politische Stellung Nürnbergs waren aber in Folge der Kriege, der Abnahme der Staatseinnahmen, durch den abnehmenden Handel, die öffentlichen Lasten in einem Grade gestiegen, daß 1716 die Kaufleute bei den älteren Herren klagend über die drückenden, fast nicht mehr zu erschwingenden Auflagen auftraten. Im Jahre 1730 wiederholte sich dieß durch 82 Kaufleute, die an den Reichshofrath nach Wien gingen, der dann auch

eine Kommission zur Untersuchung einsetzte, und 1754 den Bittstellern endlich erlaubte — ihre Klage aufzugeben.

Ein besseres Resultat erzielte, in Folge der vor dem Hauche der neuen Zeit immer morscher werdenden Institutionen, eine Klage der Genannten gegen den kleinen Rath über die Eingriffe in die Rechte der Genannten durch eigenmächtige Ausschreibung einer Kopfsteuer, in Folge deren den Genannten ausgedehntere Befugnisse zugestanden wurden. La médicine avant la mort. Wie tief, wie frei muß das Volk aufgeathmet haben, als es von dem Alpdrücken einer dem Ruine entgegenführenden Reichsfreiheit erlöst wurde, als die neue Zeit der armen Stadt die Erlösungsstunde von jahrhundertlanger patriotischer Tyrannei ankündigte, und sie ihrem Befreier, der Krone Bayerns, zur Wiederherstellung ihrer einstigen Größe und Bedeutung in die Arme führte!

Sechsunddreißig Fenster mißt die Fronte des Rathhauses, drei große Erker und eine Gallerie krönen das Dach. Der Styl ist der italienische. Der Baumeister war Karl Holzschuher. Drei mit Skulpturen gekrönte Portale führen in das Erdgeschoß, in eine von mächtigen Pfeilern gebildete Halle, von der eine breite steinerne Treppe in das erste Stockwerk führt. Im ersten Stock hat der Magistrat seinen Sitz, im zweiten das Bezirksgericht der Stadt Nürnberg. Hier ist der kleine Saal, in welchem die Republik die Gesandten des Kaisers und der andern Fürsten empfing, jetzt Lokal für die öffentlichen Sitzungen des Bezirksgerichts. Die ursprüngliche Gestalt dieses denkwürdigen Raumes ist erhalten worden. Ueberhaupt muß man der bayrischen Regierung nachsagen, daß sie bei Uebernahme der Stadt um die Erhaltung der historischen Denkmale eifrig bemüht war.

Der Saal trägt ganz die schwerfällige Pracht seiner Zeit. Die Wände zieren die Bildnisse der Männer, die sich durch wohlthätige Stiftungen um die Stadt verdient gemacht haben. Hier und in den anstoßenden Gemächern wurden einst die Bilderschätze der Stadt aufbewahrt. Nürnberg besitzt von dem größten seiner Söhne, von Albrecht Dürer, nur noch ein Originalbild, das Porträt des alten Holzschuher. Der Rath war mit den Werken Dürer's gegen Fürsten allzu freigebig. In dem kleinen Saale hingen die vier Evangelisten, jetzt eine Zierde der münchener Pinakothek, die letzte große Arbeit und ein Geschenk des Meisters an seine Vaterstadt. Hier war auch das Bild „Adam und Eva im Paradiese" aus dem Jahre 1503, welches die Stadt Kaiser Rudolph II. zum Geschenk machte, der ein besonderes Wohlgefallen an Dürer's Bildern hatte, namentlich wenn sie ihn nichts kosteten. Der Rath betrieb die Sache so heimlich, daß er das Bild Nachts forttragen und an seine Stelle eine Kopie von Paul Juvenell setzen ließ. Das Original von „Adam und Eva" ist verschwunden. Die Kopie haben die Franzosen, im Wahne, es sei das Original, mitgenommen. Sie war einige Zeit, wie Nagler in seiner Monographie Dürer's erzählt, in Paris, bis Napoleon das Bild der Stadt Mainz zum Geschenk machte, wo es in der Provinzialgallerie noch zu sehen ist.

Die große, von dem mächtigen Treppenhause überwölbte Treppe führt in den großen Rathhaussaal, einen 80 Fuß langen, 50 Fuß breiten, durch zwei Stockwerke gehenden Raum, überdeckt von einem kolossalen Tonnengewölbe, angefüllt mit den schönsten und reichsten Erinnerungen. Hier gingen die Haupt- und Staatsaktionen vor sich; hier wurden später die Reichstage gehalten, während früher der Kaisersaal auf der Burg dazu diente; hier hielten die Geschlechter ihre Tänze. Es existirt noch ein altes kolorirtes Bild, einen Tanz auf dem Rathhause vorstellend. In feierlicher Prozession und in den phantastischen Kostümen der Zeit halten die Frauen ihren Rundgang im Saale, den man Tanz nannte, während der Büttel das durch die Thüren hereindringende Volk zurückscheucht. Unter dem „Pfeiferstuhl" sitzen drei einzelne weibliche Personen. Es sind „gemeine Töchter aus dem Frauenhause," die bei solchen Gelegenheiten, aber nur zu dreien, in dem Rathhaussaale erscheinen, ihren Platz aber nur unter dem „Pfeiferstuhle" nehmen durften. In diesem Saale wurde auch am 25. September 1649 der westphälische Friede mit dem großen Zweckessen, das deutsche Friedensmahl genannt, gefeiert.

Es muß dabei in echt deutscher Weise weidlich gegessen und getrunken worden sein, und eine so ungeheure Heiterkeit geherrscht haben, daß der schwedische Feldmarschall Wrangel am Ende des Mahles eine Pistole nach einem Fenster des Saales mit den Worten abschoß: „Weil der Friede nunmehr geschlossen ist, so habe ich kein geladenes Gewehr mehr nöthig". Der Saal war auf das Prachtvollste geschmückt, mit Thronhimmeln von blauer und gelber Seide über den Sitzen der drei vornehmsten Herren, Oktavio Piccolomini's, des kaiserlichen Delegirten, des Pfalzgrafen, später schwedischen Königs Karl Gustav's, und des Churfürsten Karl Ludwig's von der Pfalz.

Zweihundert Flammen brannten. Der Saal war mit Laub bestreut, unter das Volk wurden zwei Ochsen vertheilt, rother und weißer Wein sprang aus der Figur eines Löwen, der heute noch im Chörlein des Saales zu sehen; ein Rauchwerk verbreitete köstliche Düfte, und unter dem Absingen des Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir!" wurden nicht weniger als sechshundert Speisen aufgetragen. Ein Beweis, wie tief zu jener Zeit das Friedensbedürfniß war, so daß der Jubel selbst aus unschuldigen Kinderseelen hervorbrach, ist die Thatsache, daß an hundert nürnberger Knaben, auf Steckenpferden reitend, vor das Quartier des kaiserlichen Gesandten zogen, um ihm die Honneurs zu machen.

Lüstre und Decke des Saales, an deren Enden die Wappen der Churfürsten des heiligen römischen Reiches, sind ein Meisterstück nürnberger Tischlerarbeit. Auf dem uralten Stuhle in der Ecke neben dem Chörlein belehnten die Kaiser. Ueber diesem Chörlein steht der alte Wahlspruch: „Salus populi suprema lex esto." Zu deutsch: Das Wohl des Volks sei das höchste Gesetz. An der Fensterseite auf die Pfeiler sind politische Sinnbilder gemalt, darunter die Sühne der Schuld durch den Staat, dargestellt durch die Guillotine, nicht so, wie sie die französische Revolution erfand, wie dieses Bild zeigt, das bereits 1619 gemalt war, sondern nur wieder in die Mode brachte. Die künstlerische Zierde des Saales ist das an der nördlichen Saalwand sich hinziehende Wandgemälde, der Triumphzug Kaiser Maximilian's I, nicht, wie gemeiniglich falsch angenommen wird, von Dürer gemalt, sondern nur nach seiner Zeichnung von einem seiner Schüler in Oel ausgeführt. Die Idee ist von Dürer's Freund, dem gelehrten Willibald Pirkhaimer, dem Maler an die Hand gegeben worden. Bei aller Achtung vor dem trefflichen Manne hätten wir ihm gerne seine Gelehrsamkeit gegen Dürer's künstlerische Ursprünglichkeit erlassen. Der Strom der warmen unmittelbaren Empfindung weht dem Beschauer nicht entgegen. Ein Stück vollen saftigen Lebens schaut aber aus dem zwischen beiden Darstellungen gemalten Stadtorchester, einem Genrebilde voll Humor und kräftiger Charakteristik. Vier Zugänge führen an dieser Seite in den Saal. Durch einen derselben, der von dem übrigen Raum durch ein von Peter Vischer gegossenes Bronzegitter abgeschlossen war, gelangte man in die Losungsstube, und von dieser in die Schatzkammer, einen Raum, zu dem weder Luft noch Licht Zugang hatten, und wo in gewaltigen Truhen die nürnberger Staatsklugheit in Baarem aufgehäuft lag. Niemand außer den beiden Losungern kannte den Eingang in die Schatzkammer, und erst bei dem Uebergang der Stadt an Bayern entdeckte man denselben in einem in der Täfelung der Wand angebrachten Geschiebe. Das nürnberger Finanzsystem war das bequemste, gemüthlichste auf der Welt. Mit der Zeit immer größere, drückendere Auflagen, und die einzige Kontrole: Treu' und Glauben auf die beiden Losunger, die keine Oberrechnungskammer, kein Kammerfinanzausschuß, diese schändlichen Ausgeburten der modernen Zeit, belästigte. O ja, eine Kontrole war ihnen doch in dem angesehensten der acht alten Genannten aus dem Handwerkerstande beigegeben. Die

einzige diesem eingeräumte Befugniß war aber die eines Pörtiers, die Thür zu öffnen und zu schließen und die Ausgehenden zu begleiten.

Es konnte im Mittelalter in der Welt nirgends blitzen, ohne daß es in Nürnberg einschlug, im Guten wie im Schlimmen. Nürnberg war eine der wackersten Kämpferinnen bei dem großen Kulturaufschwunge auf der Schwelle des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; es hatte aber auch den Barbarismus der mittelalterlichen Kriminalrechtspflege auf's Weiteste in sich ausgebildet. In Nürnberg wurde gehangen, gerädert, geschunden, erdrosselt, ertränkt, in Oel gesotten, daß der Henker ein reicher Mann dabei wurde. Das eklatanteste Beispiel nürnberger Rechtspflege war die Hinrichtung des vordersten Losungers, des ersten Mannes der Stadt, Niklaus Muffel, im Jahre 1469. Er stand im Verdacht, die Losungskammer bestohlen zu haben. Beim Ausgange aus derselben sollen ihm Goldstücke aus der Tasche gefallen sein. Auf die Folter gespannt, bekannte er das Verbrechen, das er später als ein von den Schmerzen erpreßtes widerrief. Er wurde zum Tode verurtheilt und an dem steinernen Balken hinter dem Rathhause aufgeknüpft, unschuldiger Weise, wie man zu glauben wohl berechtigt sein dürfte, als ein Opfer des Privathasses und politischer Kabale. Die Folterkammer im unterirdischen Theile des Rathhauses, im sogenannten Lochgefängnisse, wird noch jetzt gezeigt. Instrumente, von denen der Hofantiquar Pickert in Nürnberg eine reiche Auswahl hat, fehlen. Das Prokrustesbett und die Schraubenbalken sind aber noch vorhanden.

Durch ein Schallloch über dem Eingange setzte sich der Richter mit dem Gemarterten in's Vernehmen. Im Jahre



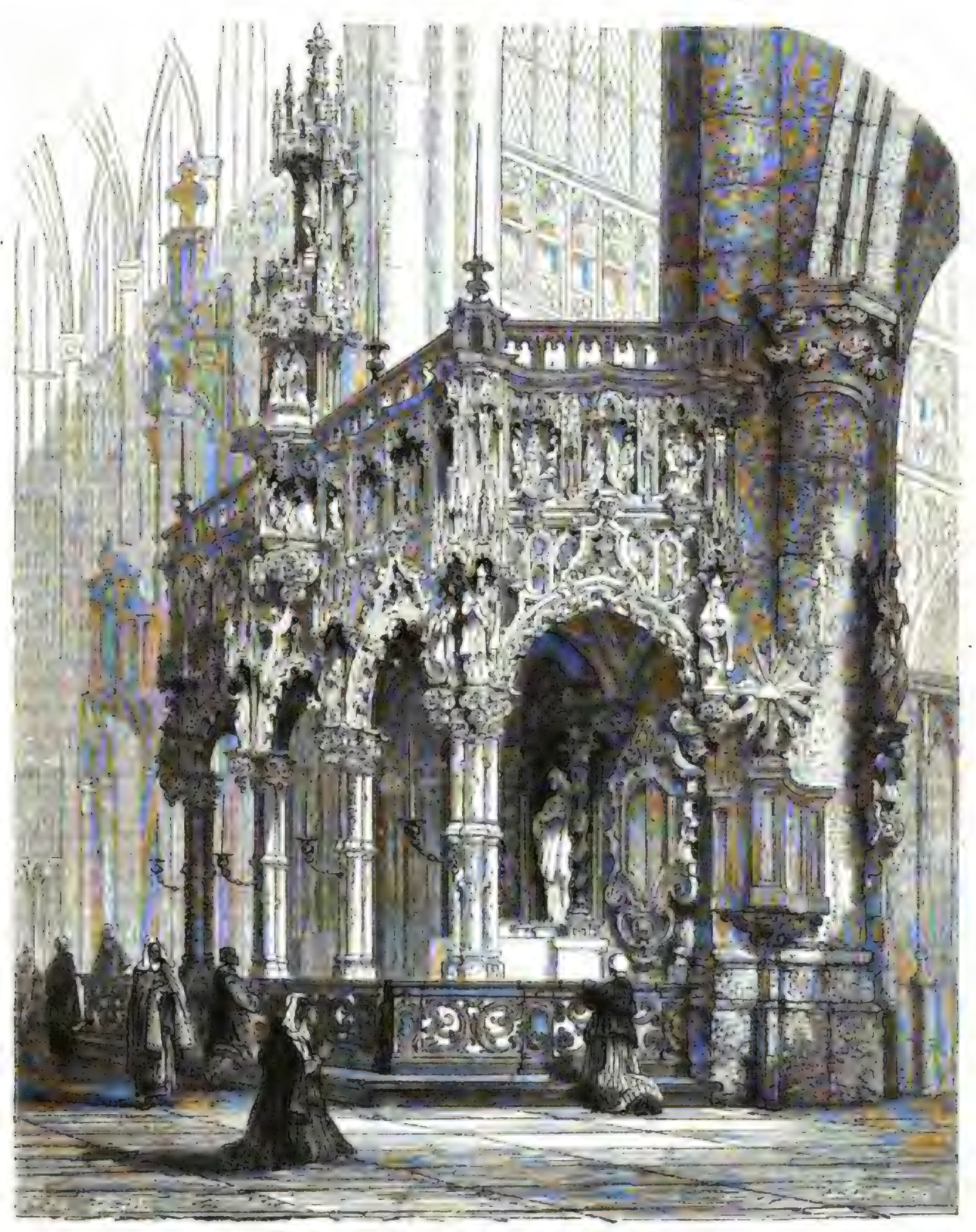
Burgthor von Nürnberg.

1795 geschah die letzte Folterung, und zwar, wie es sich herausstellte, an einem Unschuldigen.

Die Gefängnisse sind aus Stein erbaute Höhlen, mit einem hölzernen Lager, einem Tisch, Stuhl, Kohlenbecken, einem matten Strahl des Tageslichts oder dürftigen Lämpchens — und der Verzweiflung. Schwere Verbrecher wurden in die Eisen gethan. In der „Katze", einem wohnlicher ausgestatteten Gemache, über dessen Eingang der Volkshumor eine Katze mit einer Maus im Maule gemalt hat, hörte die Hoffnung auf. Kam Einer hieher, so wußte man, daß er in drei Tagen würde hingerichtet werden. Auch der sogenannte „Trudenkorb", in den die Hexen eingeschlossen wurden, ist noch vorhanden. An manchen Stellen stößt man auf Spuren von Nachgrabungen nach Schätzen, die hier verborgen sein sollten. Von dem Souterrain des Rathhauses führten gewölbte unterirdische Gänge nach allen Theilen der Stadt, auf die Burg, in alle Geschlechtshäuser. Einer erstreckt sich sogar bis zu dem dreiviertel Stunden von der Stadt entfernten Dutzendteich. Das Ganze ist ein Labyrinth von Gängen und Räumen mit schweren eisernen Thüren und kolossalen Schlössern, bequem, jeden Augenblick aus den oberen Räumen entfliehen, oder wie ein Fallstrick Andere überraschen zu können, und aus dessen Moder man mit freierem Athemzuge an die Sonnenhelle der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts emporsteigt.

Die Gomariuskirche in Lier.

Von
Erwin Stein.



Das Innere der Kirche des h. Gomarius in Lier (Belgien).

In der Provinz Mecheln an dem kleinen Flüßchen Nethe liegt ein Städtchen, das nur durch den Sieg der Geusen über die Spanier unter Don Juan von Austria (1578) bekannt geworden, — Lier, das mit seinen 15,000 Einwohnern und seinem anspruchslosen Aeußern kaum den Fremden, der von Antwerpen nach Mecheln fährt, zu einem Abstecher veran-

laßte, wenn er nicht wüßte, daß es in seiner Gomariuskirche einen reichen architektonischen Schatz besitzt. Diese Kirche ward im fünfzehnten Jahrhundert begonnen und im sechzehnten ausgebaut. In Form eines lateinischen Kreuzes hat sie ungefähr 250 Fuß Länge. Zwei Reihen von Steinsäulen mit achteckiger Basis und blättergeschmückten Kapitälen scheiden das Hauptschiff und den Chor von den Seitenschiffen und wiederholen sich in Halbsäulen an den Mauern der letztern. Das Triforium besteht, wie beinahe bei allen Kirchen des Mittelalters, aus prismatischen Fensterkreuzen, welche sich auf einer vierblättrigen Ballustrade erheben. Die Fenster sind in reichem Flamboyantstyl gehalten. Ebenso erhebt sich vor dem Chor eine sehr schöne Chorbühne mit drei Arkaden und der Devise Karl V. Sie datirt aus dem Jahre 1534 und ist ebenfalls im reichsten Flamboyantstyl ausgeführt. Das Aeußere der Kirche, welche ganz frei steht, macht durch die Klarheit des Plans, die großen Strebepfeiler am Schiff und Chor, die doppelten Ballustraden, welche den First schmücken, und den hohen Thurm einen schönen Effekt. Der Thurm, welcher unten viereckig, setzt sich zweimal in's Achteck um. Vor den Thurm legt sich eine kleine Halle, welche außen glatt, innen mit Nischen und Statuen geschmückt ist. Von da tritt man in eine innere Vorhalle, welche sich gerade unter dem Thurme befindet und vom Mittelschiff durch eine breite Arkade geschieden wird. Auch die geraden Mauern, welche den Transept schließen, verdienen wegen der Eleganz ihrer Flamboyant-Dekoration beachtet zu werden. So hat das prachtliebende Belgien auch in seiner kleinsten Stadt sich herrliche Denkmäler aufgebaut, welche den Kenner fesseln, den Laien andächtig stimmen.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt.

Von

Otfrid Mylius.

I.

Vor beiläufig dreißig Jahren lebte in Hamburg ein angesehener Handelsherr Namens Johannes Frenzel, welcher sich durch Fleiß und Umsicht aus bescheidenen Anfängen zu einem namhaften Wohlstande und allgemeiner Achtung emporgeschwungen hatte. Einen großen Theil seiner Jugend hindurch war er als Supercargo und Agent in allen Welttheilen gereist, hatte die meisten Meere befahren, reiche Erfahrungen gesammelt und werthvolle Verbindungen angeknüpft, welche ihm bei Gründung seines eigenen Geschäfts von wesentlichem Nutzen waren. Er hatte erst in reiferen Jahren geheirathet, und zwar nach rechter Herzensneigung und Ueberzeugung, und konnte sich rühmen, daß seine Frau erst sein Glück vollkommen gemacht habe, denn sie war einfach, häuslich, anspruchslos und gebildet, und lebte nur für ihren Gatten und den einzigen Sohn, mit welchem der Himmel ihre Ehe gesegnet hatte. Und weil denn Frau Elise von solch' bescheidenem Wesen war, so war auch Herr Frenzel in seinen Ansprüchen an das Leben immer bescheiden geblieben, ganz unähnlich so vielen anderen seiner Standesgenossen, welche durch Aufwand und üppiges Leben sich einen Anschein von Reichthum und Bedeutung geben wollen, der über ihre wirklichen Mittel hinausgeht. Herr Frenzel pflegte zu sagen: die äußeren materiellen Genüsse seien es nicht, welche den Menschen glücklich machen, sondern die höheren geistigen, und innerer Friede und die Ruhe des Gemüthes helfen erst ein dauerndes irdisches Glück begründen. Darum wohnte und lebte er noch jetzt, nachdem sein Name bis in die fernsten Hafenstädte fremder Erdtheile hin einen guten Klang hatte und hochgeachtet war, noch so einfach, wie zu der Zeit, wo er sein Geschäft mit seinen bescheidenen Ersparnissen und reichen Erfahrungen muthig und mit rastloser Thätigkeit begründet hatte. Der einzige Aufwand, den er sich erlaubte, waren die vortreffliche Erziehung, welche er seinem Sohne Hermann gab, und ein schönes umfangreiches Landgut unter den herrlichen Buchenwäldern Holsteins, wo er einen Theil der schönen Jahreszeit mit den Seinigen zu verbringen pflegte. Sein umfangreiches Geschäft ward noch in demselben bescheidenen Hause betrieben, worin er es begründet hatte, und der einzige Unterschied gegen ehedem war, daß er nun in einem schönen behaglichen Landhause nach dem Uhlenhorst hinaus wohnte, welches er sich inmitten hübscher Gartenanlagen erbaut hatte. Hier waltete Frau Elise in anspruchsloser Zurückgezogenheit und verkehrte nur mit einem kleinen gewählten Kreise. Hieher kehrte Herr Frenzel jeden Abend nach den Geschäftsstunden zurück, um in dieser ländlichen Stille und Muße sich von der Aufregung und den Anstrengungen seines Berufes zu erholen, und hier pflegte er seine Blumen, erfreute sich der werthvollen Gemälde und sonstigen Kunstschätze, womit er sich umgeben hatte, und genoß die reinen Freuden eines schlichten, innigen Familienlebens, namentlich wenn sein Sohn Hermann auch gerade anwesend war, was sich jedoch seltener ereignete, da dieser Jüngling auf den Wunsch seines Vaters und aus eigenem Antrieb schon seit einigen Jahren auf Reisen war, nachdem er die besten Lehranstalten besucht und drei Jahre auf den Comptoirs bedeutender Handelshäuser in Rotterdam, Liverpool und Bordeaux gearbeitet hatte.

Zu der Zeit, von welcher wir reden, war Herr Frenzel schon ein vorgerückter Sechziger, aber trotz seiner beinahe schneeweißen Haare noch frisch und rüstig, noch der rührigste Arbeiter seines ganzen Comptoirs. Sein mäßiges, thätiges Leben hatte die durch frühere Reisen gestählte Gesundheit noch befestigt, und die ungetrübte Heiterkeit seines Gemüths lieh ihm eine beinahe jugendliche Spannkraft. Niemand sah ihm sein Alter an, und wenn ihn sein rasches Pferd am Abend nach den Bureaustunden wieder zu seinem Landhause hinaus trug, hätte man kaum geglaubt, daß dieser stramme Reiter schon zehn Stunden lang anhaltend gearbeitet hatte. Arbeit war ihm ein Vergnügen, wie ein Bedürfniß, und er freute sich mit unbeschreiblicher Befriedigung des gedeihlichen Erfolges, welchen seine ehrenhaften Grundsätze und sein reger Fleiß dem von ihm gegründeten Geschäfte gegeben hatten. Sein Reichthum hätte ihm längst erlaubt, sich mit einer schönen Rente von den Geschäften zurückzuziehen und einer behaglichen Muße zu genießen. Allein abgesehen davon, daß er für Hermann erhalten wollte, was er mit Mühen und Sorgen gegründet hatte, war er sich auch bewußt, daß seine eigene Thätigkeit Tausenden von seinen Nebenmenschen Arbeit und Brod gab. Herr Frenzel war nämlich einer der bedeutendsten Exporteurs von Hamburg; für ihn und mit seinem Kapital arbeiteten Dutzende von Fabrikanten im deutschen Binnenlande und sandten ihm ihre gefertigten Waaren, welche er in fernen Zonen durch seine Agenten und Geschäftsfreunde verkaufen ließ. Kein Monat verging, wo nicht ganze Schiffsladungen voll deutscher Waare von ihm nach allen Gegenden der Welt versendet wurden, und wo diese Schiffe nicht wieder mit reicher Rückfracht an den besten und köstlichsten Erzeugnissen der fernsten Zonen nach Hamburg zurückkehrten. Herr Frenzel wußte, welch' ein unberechenbares Förderungsmittel der Zivilisation der Handel ist, und diese poetische Seite des Kaufmannsstandes hatte für ihn einen besonderen Reiz, eine unbeschreibliche innere Befriedigung. Wenn er daher seinem Berufe noch mit ganzer Hingabe lebte, so war es namentlich auch in dem Bewußtsein einer Art sittlicher Verpflichtung, welche er übernommen hatte, so vielen Menschen Brod zu geben. Und Frau Elise, welche dieß wohl begriff, ehrte seine Gewissenhaftigkeit und Berufstreue in dieser Beziehung, wenn sie sich auch nicht verhehlte, daß sie eigentlich die Zeit herbeisehnte, wo ihr Gatte sich Ruhe gönnen und seine Sorgen und Mühen auf jüngere Schultern abladen würde. Hiezu jedoch sollte es noch nicht so bald kommen. —

Es war ein schöner Abend im Spätsommer. Die untergehende Sonne überfluthete mit reichem Golde den breiten Elbstrom und die Flächen der Alster, als Herr Frenzel nach dem Schluß des Comptoirs nach seinem Landsitz hinausritt. Aber das englische Vollblutpferd konnte ihm heute mit dem schärfsten Trab nicht genug thun, und er ließ es wider seine Gewohnheit Sporen und Peitsche fühlen. Und selbst beim eiligsten Rennen ging es für die Ungeduld seines Herrn beinahe noch zu langsam. Endlich aber bekam er die weiße Fronte seines Landhauses, die sich von dem dunklen Hintergrund stattlicher Buchen und Platanen scharf und bestimmt abhob, zu Gesicht, und sein Herz schlug höher im Vorgefühl der Freude, welche er seiner Gattin durch die Botschaft machen werde, die er ihr zugedacht hatte, und als vom Balkon aus zwei Damen ihn von ferne mit den wallenden Tüchern begrüßten, schwenkte auch er den Hut gegen sie, und murmelte: „Es ist, als ob sie die Kunde ahnte, welche ich ihr bringe!“

Als er endlich vor der Freitreppe seines Hauses vom Pferde stieg und einem alten Stelzfuß von Gärtner oder Tagelöhner die Zügel zuwarf, mit dem Bedeuten, das dampfende Thier erst noch eine Weile im Hofe auf und ab zu führen, ehe er es in den kühlen Stall bringe, da stand Frau Elise schon neben ihm, breitete ihm die Arme entgegen und begrüßte ihn mit der gewohnten Herzlichkeit. „Du bist heute so eilig, Papachen,“ hub sie an, „die arme Beß flog ja wie bei einem Wettrennen; was hast Du denn, mein Lieber?“ — „Eine freudige Nachricht, liebe Elise! von Hermann einen Brief, der heute mit der englischen Post kam,“ entgegnete Herr Frenzel. „Denke Dir, mein Schatz, der Junge kommt, er kann jeden Tag eintreffen. Die ‚Stadt Bremen‘, sein Schiff, lief in Plymouth an, weil sie im biscayischen Meerbusen einige Havarie erlitten hatte. Aber der Junge ist gesund und wohl und voll von freudigem Vorgefühl des Wiedersehens. Da, lies selbst, meine Theure! Und nun soll's denn bald hier etwas lebhafter und munterer zugehen als bisher, was besonders unserem lieben Aennchen hier nicht unwillkommen sein wird,“ setzte er gegen das junge Mädchen gewandt hinzu, welches bescheiden abseits stehen geblieben war. „He, Mädchen, Du freust Dich wohl auch, den Vetter wieder zu sehen?“ — „Wie sollt' ich nicht, lieber Oheim, schon um der Freude willen, welche Hermann's Rückkehr der Tante und Ihnen bereitet,“ versetzte das hübsche junge Mädchen und ergriff des Kaufherrn Hand, während es die seelenvollen braunen Augen treuherzig zu Herrn Frenzel aufschlug. „Ist es nicht ganz gerechtfertigt, sich zu freuen, wenn Eines unserer Lieben glücklich den Gefahren solch' einer langen Seereise entronnen ist?“ — „Gewiß, gewiß, Kind! und Blitz, was wird der Junge für Augen machen, wenn er Dich sieht, so schmuck und blühend, Dich, die er nur als ein kleines Mädchen — nur so hoch — gekannt hat!“ — „Je nun, lieb Onkelchen, die Ueberraschung wird gegenseitig sein,“ entgegnete Anna mit einer leichten Befangenheit; „auch ich hab' ihn nur noch als einen stillen Knaben in der Erinnerung.“ — „Na, da wirst Du aufsehen, wann Du ihn erblickst, mein Kind! Alle Wetter, der Junge war zuvor schon ein kräftiger Bursche, und solch' eine Seefahrt von achtzehn Monaten und die Sonnenglut des indischen Ozeans und des chinesischen Meeres und die Passatwinde werden den Jungen ganz braun geräuchert haben, wie einen Laskaren. Er fühlt sich so frisch und gesund, wie ein Fisch im Wasser, wie er schreibt!“ — „Dem Himmel sei Dank! die Furcht vor der ostindischen Cholera war doch gottlob unbegründet und ist nun von uns genommen,“ sagte Anna. Herr Frenzel hatte den Arm seiner Gattin ergriffen, die, in den Brief des Sohnes vertieft, die seligsten Mutterthränen weinte, und führte sie nun in's Haus. Als er aber oben auf der Vortreppe war, kam der stelzbeinige Alte soeben mit der Fuchsstute am Zügel um die Hausecke, und der Kaufherr konnte sich nicht enthalten, dem Alten mit dem verwitterten Gesicht und großen Barte zuzurufen: „He, Jost! Alter! weißt Du auch etwas Neues?“ — „Ne, ik nich, Prinzipal!“ versetzte der Alte in seinem naiven Plattdeutsch; „was soll denn das wohl sein?“ — „Der Junge kommt, er schwimmt in diesem Augenblick schon auf der Nordsee.“ — „Ist es möglich?“ schrie der Stelzfuß und stieß drei so gewaltige Hurrahs aus, daß die Fuchsstute vor Schrecken bockte und ausschlug, ohne daß sie sich jedoch der sehnigen Faust des Alten entziehen konnte. Und, rasch nach dem Hofe zurückhumpelnd, schrie er noch aus Leibeskräften sein „Hurrah für Musjeh Hermann!“ um schon von Weitem die ganze Hausdienerschaft mit dieser frohen Kunde zu allarmiren.

Und wirklich fuhr kaum vier Tage später mitten am Nachmittag ein Miethwagen die Allee herauf, welcher von der Landstraße nach dem Frenzel'schen Landhause abbog, und darin saßen Herr Frenzel in unsäglicher Vaterfreude und neben ihm ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren in seemännischer Tracht, dem der Wind die langen Haare und die Flügel seines schwarzen Halstuches flattern machte, dem die tiefste Rührung über den Anblick der Heimat die großen treuen blauen Augen in feuchten Glanz hüllte, und dessen männlichen Zügen die Sonne der Tropen einen dunklen kräftigen Lustton angehaucht hatte. Und als er jetzt Frauengestalten an den Fenstern des Landhauses erscheinen sah, da schwang auch er den Hut, und die Augen gingen ihm über vor reiner, heiliger, dankbarer Freude des Wiedersehens, und eine Minute später lag er in den freudebebenden Armen der Frau Elise, die kaum vor Schluchzen die Worte hervorbrachte: „Mein Sohn! mein Herrmann,“ während auch er nur stammeln konnte: „Meine theure, theure Mutter!“ Lange hielten sich Beide stumm umschlungen und hatten nur Thränen. Dann aber schob ihn Frau Elise sanft auf Armeslänge von sich und betrachtete ihn durch die Thränen hindurch aufmerksam, und ihr Antlitz verklärte sich von dem augenfälligsten Widerschein mütterlichen Stolzes. Hermann war so kräftig und mannhaft geworden; er sah so gesund und stattlich aus; der erste Bart sproßte ihm um die braunen Wangen und das volle Kinn; aber die Augen waren noch so lieb und treu wie ehedem, der Blick so offen und herzinnig, der echte Spiegel eines wackern Gemüthes, und als er nun aus innerstem Herzen tiefbewegt in den Ruf ausbrach: „Dem Himmel sei Dank, meine theure Herzensmutter, daß wir uns so glücklich und froh wieder sehen!“ da klang diese sonore, kräftige, glockenreine Stimme so sympathisch zu den Herzen der Zuhörer, daß sie sich einer feuchten Rührung nicht schämten. Und als sich Hermann nun im Kreise umschaute, um die herbeigeeilten Hausgenossen zu begrüßen, und sein scharfblickendes Auge die feine, schlanke, zierliche Gestalt Aennchens erfaßte, da schlug eine helle Röthe auf seiner braunen Wange auf. Er rückte den leichten Strohhut zu einem ehrerbietigen Gruße und sagte etwas verlegen: „Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich im Uebermaß der Freude vergaß, Sie zu begrüßen!“ — „Ei, wozu denn diese Zeremonieen, Junge?“ rief Herr Frenzel lachend; „was Fräulein und Verzeihung! kennst Du denn Deine leibliche Base Anna Schwartze nicht mehr?“ — „Anna!“ rief Herrmann, „wär's möglich? Du ... Sie wären Anna?“ Diese nickte bejahend und schlug lächelnd die großen, feuchten, braunen Augen zu ihm empor, senkte sie aber ebenso schnell wieder sittsam, und erröthete tief. „Seien Sie mir willkommen, lieber Vetter!“ stammelte sie und reichte ihm die feine, zierliche, runde Hand; „ich freue mich, daß der Himmel unsere Gebete für Ihr Wohl erhört hat.“ — „Also Sie haben auch für mich gebetet, liebe Base?“ fragte er lebhaft und schüttelte ihr die Hand; „nun denn, so will ich meine Schuld aufrichtiger Dankbarkeit sogleich theilweise mit einem Willkommkusse abtragen,“ setzte er hinzu und umfing sie mit den Armen, aber sie entzog ihm sträubend und mit leisem Beben durch eine rasche Bewegung ihren Mund, und seine Lippen streiften nur ihre erglühte sammetne Wange; allein selbst darob schien sie zu erschrecken, denn sie entwand sich ihm rasch und flüchtete an den Busen ihrer Tante, welche ihr beruhigend die Hand auf die Stirne legte und lächelnd sagte: „Laß ihn doch gewähren, Aennchen,

den ungestümen Wildfang, denn ihr Beide stehet ja meinem Herzen beinahe gleich nahe und seid fortan hier wie Geschwister." Der lebhafte Widerstand des verschämten sittigen Kindes hatte auch den Jüngling etwas betreten gemacht, namentlich Angesichts der Dienstleute, und er wandte sich jetzt zu diesen, um sie zu begrüßen. Aber Einen vermißte sein Auge noch im Kreise, und schon wollte er hastig fragen: „Wo ist denn der alte . . ." da rief es mit einer gewaltigen rauhen Stimme unter den Bäumen: „Hurrah für Musjeh Hermann! Hurrah, hurrah! Alle Händ' up Deck, und hurrah, hurrah, hurrah!" und der alte Stelzfuß Jost Lüning humpelte heran mit einem großen Blumenstrauß in der Linken und bot, unter unaufhörlichem Hurrahgeschrei, um seine Rührung zu verbergen, dem jungen Herrn die schwielige Rechte zum Gruß, welche der Jüngling kräftig schüttelte. „Na, Gott sei Dank, Musjeh Hermann, daß Ihr glücklich binnen seid. Aber schmuck und stramm seid Ihr geworden, ein fixer Junge, vom Kielschwein bis zur Topmarsstenge! Na, und glücklich heil davon gekommen von de zakermentschen Chinesen und de Malayischen Seeräuber in ihren verfluchtigen Praus? Na, ik kenne das, war auch 'mal 'ne Heuer lang in jenen Seen, wie ich Euch schon oft erzählt habe, Musjeh. Aber potz Spliezhorn und Cambüse! Ihr seid so'n schmucker staatscher Herr geworden, daß es sich nicht mehr recht passen will, Euch zu ihrzen, wie vordem, Musjeh Hermann!" — „Laß es gut sein, alter Seebär! es bleibt zwischen uns Beiden beim Alten, Jost!" sagte Hermann mit biedrem leutseligem Lächeln. „Quäle Deinen alten Kopf nicht ab um Redensarten, die Dir doch nicht mundrecht sind! Bin ja noch in Deiner Schuld für all' die frohen Stunden, die Du mir in meinen Knabenjahren bereitet hast!" — „Na, denn auch gut so!" sagte der invalide Matrose, und auf seinem plumpen ehrlichen Gesicht rann wirklich eine Thräne in den Bart. „Gott vergelt' es Euch, Musjeh, daß Ihr nicht hochmüthig und bicknäsig geworden seid gegen einen alten Kierl wie ich; aber Ihr seid 'n Seemann wie ich, und das hält zusammen, wie ein Kabeltau. Und ein staatscher Kierl seid Ihr geworden, Musjeh, so 'n fixer Junge, wie er nur je über 'ne Kampanje gegangen und über 'n Bulwark geschaut hat, und nur schade, daß solch ein Bursch unter die Landlubber auf den Reitstühlen eines Comptoirs gehen soll." — „Damit hat es noch gute Wege, Alter!" rief Hermann lachend, „will zuvor noch ein Paar Jährchen in See, das bildet den Charakter! Aber nun guten Abend, Alter! geh' zu Mamsell Möllern und hol Dir 'ne Flasche Rothspoon auf meine Gesundheit und glückliche Heimkehr!" Damit winkte er dem Alten und dem übrigen Gesinde, reichte der Mutter den Arm und führte sie in's Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die fünfzigjährige Jubelfeier

des Uebergangs der Verbündeten über den Rhein

31. Dezember 1813.

Von

L. Bauer.

Wer einmal den Rhein hinabgefahren, der erinnert sich gewiß der wunderbaren Pfalz, die Kaub gegenüber sich mitten aus den Fluten erhebt; alterthümlich und phantastisch, wie ein Traumbild aus vergangenen Tagen, liegt sie auf einem flachen Schieferfelsen und scheint für den Vorüberfahrenden aus dem Grunde des Stromes selbst aufzusteigen. So friedlich die Burg übrigens heutzutage aussieht, nicht immer war es so, und die zahllosen Schießscharten beweisen, daß der anfängliche Zweck derselben kein friedlicher war. Am wahrscheinlichsten ist es, daß hier die alten Pfalzgrafen vom Rhein die Zölle erhoben, welche Flöße und Schiffe an die Uferherren zu bezahlen hatten. Im vorigen Jahrhundert war die kleine Veste noch vertheidigungsfähig, und man erzählt sich von einem der damaligen Kommandanten, der Abends beim einsamen Trunk aus dem Grunde seines Römers absonderliche Weisheit schöpfte, daß er prophezeit haben soll, daß der Rheingrafenstein noch einmal eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten werde, „abseiten der Helden deutscher Nation wider Frankreich!" Ein ganzes Jahrhundert später ward diese Prophezeiung erfüllt, als Blücher in der Sylvesternacht des Jahres 1813 über den Rhein setzte.

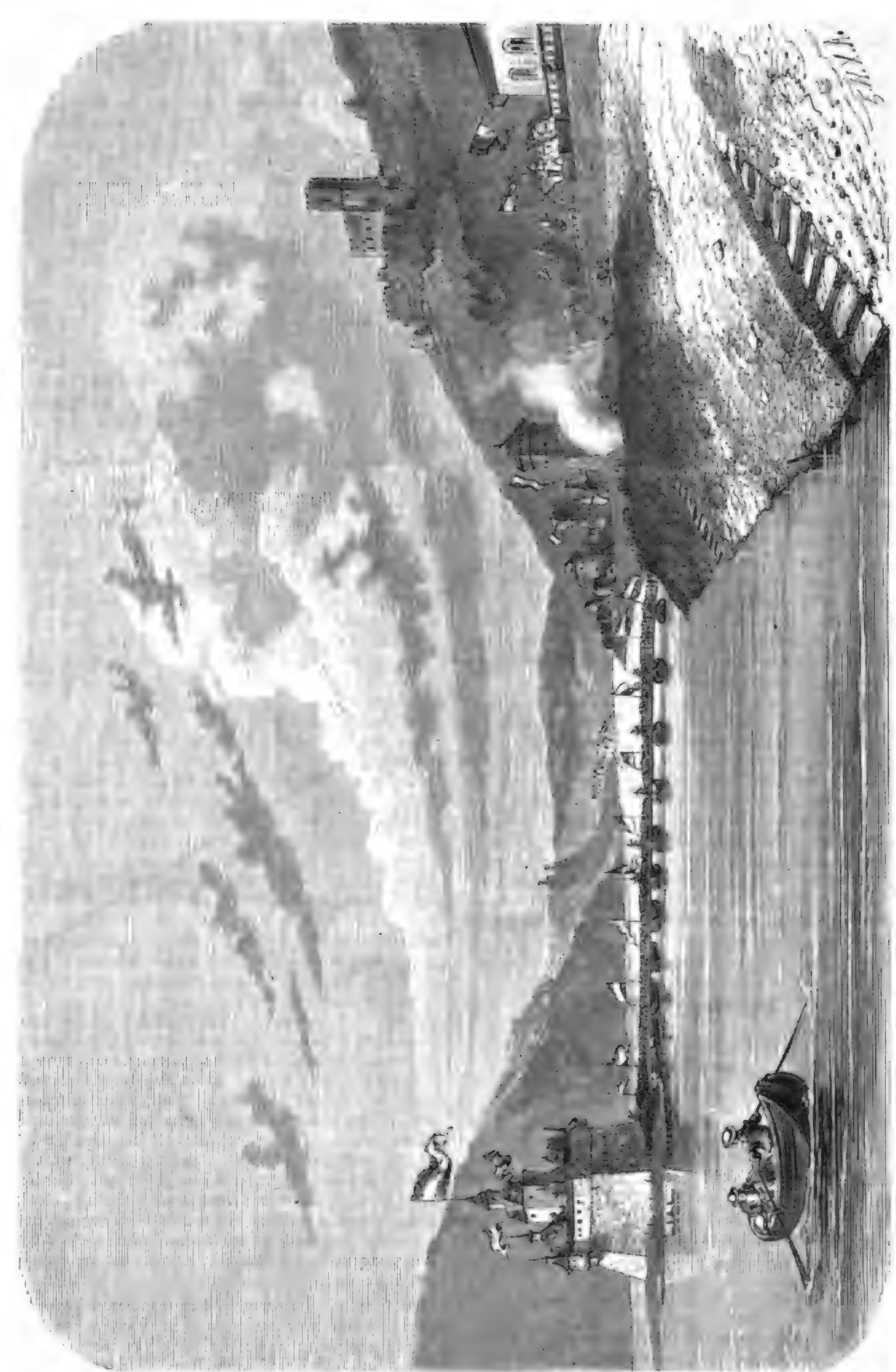
Erst nach langem Zaudern und Schwanken der Fürsten, welche froh waren, Napoleon über den Rhein gejagt zu haben, und sich fürchteten, ihn zur Verzweiflung zu bringen, gelang es der Kriegspartei, an deren Spitze Blücher stand, durchzudringen und den Befehl zum Einrücken in Frankreich, das damals unmittelbar an's linke Rheinufer reichte, herauszuschlagen. Am 1. Januar 1814 sollte die schlesische Armee in drei Abtheilungen: bei Mannheim unter General v. Sacken, bei Niederlahnstein unter General St. Priest und bei Kaub unter Feldmarschall Blücher, welcher zugleich Oberbefehlshaber der ganzen Armee war, über den Rhein setzen.

Für die Anlage einer Brücke bot der Rheingrafenstein einen bequemen Anhaltspunkt und konnte zugleich auch zur Deckung des Uebergangs benützt werden. Obgleich das rechte Rheinufer aber vollständig vom Feinde gesäubert war, so hüllte Marschall Vorwärts seinen Plan doch in tiefes Geheimniß, da er Verrath befürchtete. Erst am 29. Dezember 1813 wurde den Bewohnern Kaubs bekannt gemacht, daß sie sich auf acht Tage wenigstens mit einem größeren Lebensmittelvorrath zu versehen hätten. Am 30. Dezember rückte Blücher selbst ein, mit ihm der Troß der Armee, Artillerie, Reiterei und Pionniere mit den nöthigen Pontons zum Brückenschlagen. Den Bewohnern des Städtchens aber wurde das Vorhaben noch geheim gehalten. Erst am 31. Dezember, mit Einbruch der Dunkelheit, wurden die kauber Schiffer und Steuerleute nach der reformirten Kirche entboten, wo ihnen der Prediger Ahles einen Eid abnahm, daß sie sich den Befehlen Blüchers unbedingt unterordnen wollten. Sie mußten Abtheilungen bilden und aus ihrer Mitte Führer wählen, welche dem Militärkommando untergeordnet und zu strengem Gehorsam verpflichtet wurden. Unter dem Schutze der Nacht begann der Brückenschlag, der theilweise die größten Anstrengungen kostete und keineswegs gefahrlos war, da der Rhein mit Eisschollen ging, welche die Brückenjoche mehrmals zerstörten. Erst am 2. Januar war die Brücke vollständig fertig, und der Uebergang konnte vollends beendigt werden.

Mit Recht wird das Andenken an den 31. Dezember heilig gehalten; denn nahe lag damals die Gefahr, die Fürsten möchten, mit den errungenen Siegen zufrieden, das ganze linke Rheinufer, beiläufig tausend Quadratmeilen, Frankreich überlassen, und jener Uebergang muß als ein Sieg der nationalen Sache über die Kabinetspolitik betrachtet werden. Kein Wunder, wenn das an nationalen Festen und Gedächtnißfeiern so reiche Jahr 1863 in den Kaubern den Gedanken reifte, den fünfzigjährigen Gedächtnißtag des Rheinübergangs feierlich zu begehen. Und das kleine Städtchen hat seine Feier in gelungenster Weise durchgeführt.

Wie früher im Ernste die kauber Schiffer eine Brücke über den Strom geschlagen, so ließen sich's jetzt ihre Nachkommen nicht wehren, zu Scherz und Freude, aber auch zu ernster Erinnerung an die Vergangenheit dasselbe zu thun. Am frühen Morgen des 31. Dezember 1863 bewegte sich ein Zug von Kindern unter dem Krachen der kleinen Geschütze über die Brücke nach der Pfalz, wo sie ihre Festbretzeln abholten.

Nachmittags begannen die übrigen Festlichkeiten. Der Herzog, verhindert zu erscheinen, hatte sich durch seinen Minister, den Prinzen Wittgenstein, vertreten lassen, in dessen Gefolge sich viele hohe Offiziere und Zivilbeamte befanden. Empfangen wurden die Herren von dem Festkomite, an dessen Spitze sie Bergverwalter Döppenschmidt mit einer patrioti-



Die Jubelfeier des Uebergangs der verbündeten Truppen (31. Dezember 1813) über den Rhein bei Kaub.

schen, in deutschem Sinne gehaltenen Rede empfing. Hierauf begann der Zug nach der alten Pfalz, der von einem Musikkorps eröffnet wurde. Dann folgte die Schuljugend, und hinter ihr, geführt von weißgekleideten Ehrendamen, zogen die noch lebenden Schiffer von 1813, sechs an der Zahl, auf. In der Mitte des Zuges wurde die eherne Gedenktafel, welche über dem Thore des Rheingrafensteins prangen soll, von vier jungen Steuerleuten getragen, weißgekleidete Ehrenjungfrauen gaben ihnen das Geleite, dann folgten die Vertreter der Regierung in Begleitung des Festkomite's und die Bürgerschaft Kaub's. Vor der Brücke machte der Zug Halt, und Schulinspektor Dr. Röder von Hanau, ein geborner Kauber, der als Knabe Augenzeuge des Rheinübergangs gewesen, hielt die Festrede, worauf Prinz Wittgenstein im Namen des Herzogs von Nassau den alten kauber Schiffern für ihren 1813 bewiesenen Patriotismus das silberne Verdienstkreuz überreichte. Nachdem hierauf der Zug die Brücke überschritten, hielt der katholische Pfarrer Weber eine schöne, begeisterte Rede, worauf die Gedenktafel provisorisch über dem Burgthore, vor dem der Redner gestanden, aufgehängt wurde. Sie lautet: „Zur Befreiung Deutschlands von drückender Fremdherrschaft ging hier in der Nacht vom 1. Januar 1814 Feldmarschall Blücher mit der schlesischen Armee über den Rhein, und die Schiffer von Kaub förderten kräftig das Werk der Befreiung bei diesem Rheinübergang. Diese Tafel wurde gestiftet bei der Feier des fünfzigjährigen Gedenktages am 31. Dezember 1863."

Im Burghofe begann sodann ein fröhliches Banket, dem aber die strenge Kälte ein zu frühes Ende machte, da die leichtgekleideten Ehrendamen vor Frost zitterten und bebten. In der gleichen Ordnung, wie er gekommen, begab sich von hier aus der Zug in die reformirte Kirche, wo in derselben Stunde, in welcher 1813 die Schiffer beeidigt worden waren, von zwei Geistlichen feierliche Worte der Erinnerung und des Dankes gesprochen wurden.

Indessen war die Nacht angebrochen, und nun begann im „grünen Walde" das Festmahl, bei dem sich Heiterkeit, Gemüthlichkeit und Patriotismus die Hand reichten. Von preußischer Seite war trotz ergangener Einladung fast kein Besuch erschienen, doch beantwortete der König ein vom Festkomite an ihn gerichtetes Telegramm auf demselben Wege in der freundlichsten Weise, und General Bonin, der selbst verhindert war, hatte sich durch den invaliden Fähndrich v. Rottkei vertreten lassen, der damals in einem der ersten Kähne über den Strom gefahren war, und welche Ueberraschung! der Schiffer, der damals eben diesen Kahn hinübergesteuert, lebte noch, und die beiden Greise fielen sich gerührt in die Arme.

Schleswig-Holstein.

I.

Land und Leute.

Von

H. S.

Aller Augen sind jetzt wieder auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein gerichtet, wo, das fühlt ein Jeder, Deutschlands Geschick entschieden wird. Dem Leser dieser Blätter dürfte eine Reihe von Skizzen aus jenem Lande erwünscht sein, das der Eigenthümlichkeiten so viele bietet. Voran mag eine kurze Schilderung der natürlichen Verhältnisse des Landes gehen.

In der Vorzeit war die ganze Halbinsel, ebenso wie die weite norddeutsche Ebene bis zum Harz hin, mit Meer bedeckt. Als dann durch eine Erdrevolution der frühere Meeresgrund über die Wasserfläche emporgehoben worden, hing wahrscheinlich das neu aufgetauchte Land noch mit Skandinavien zusammen, die Ostsee als ein Binnenmeer einschließend. Die mit einer hohen Schichte bedeckte Oberfläche zeigt noch deutlich die Einwirkung der Meereswellen, die sie so viele Jahrtausende überflutet hatten. Da trat aber eine neue Umwälzung ein, welche dem Lande auf der Ostseite seine jetzigen äußeren Contouren gab, — die sogenannte baltische Flut, welche nach Ansicht der Geologen 4—5000 Jahre vor Christi Geburt eingetreten sein mag. Aus irgend einer Veranlassung stürzten die Wasser der Ostsee mit großer Gewalt gegen ihre westlichen Ufer, verschlangen einen Theil derselben und bahnten sich einen Durchbruch durch das Kattegat nach der Nordsee hin. So entstanden der Sund, die Belte und die dänischen Inseln, welche als die höchsten und festesten Theile zwischen den neugebildeten Wasserstraßen erhalten blieben. Für die Ostküste von Schleswig und Holstein hatte dieses gewaltige Ereigniß eine außerordentlich günstige Wirkung. Die obere Sandschicht war von den wild hereinbrechenden Wassern größtentheils hinweggespült, die darunter befindlichen Lehm-, Mergel- und Kalkschichten waren zu Tage getreten. Auf der glücklichen Mischung dieser Bodenbestandtheile beruht die bekannte große Fruchtbarkeit des Landes. Zu gleicher Zeit war durch die Wirkung des Wassers eine Menge von Einschnitten in die Ostküste gemacht worden, jene Buchten und Föhrden (Fjorde), denen dieser Theil des Landes seine vielen vortrefflichen Häfen und seine große malerische Schönheit verdankt. Aehnliches trug sich an der Westküste zu.

Der Boden der cimbrischen Halbinsel bietet heutzutage drei ganz verschiedene Partieen dar. In der Mitte, jedoch mehr an der Ostseite hin, zieht sich ein sandiger Haiderücken, den man als einen Ausläufer des Harzes betrachten kann. Die Erhöhung ist im Ganzen eine so unbedeutende, daß man häufig nur aus dem Lauf der Gewässer wahrnehmen kann, daß man sich auf einer Hochebene befindet. Einzelne Hügelreihen steigen aus derselben empor, deren höchste Spitze der Bungsberg bei Eutin im östlichen Holstein nur die Höhe von 540 Fuß über dem Meere erreicht, während in Schleswig die bedeutendste Erhebung, das Gröninghoved, bei Hadersleben nur 360 Fuß hoch ist, bis in Jütland diese Hochebene allmälig ganz ausläuft. Dieser Mittelrücken, welcher noch die ursprüngliche Beschaffenheit des Bodens zeigt, wie er aus dem Meere emporgestiegen, ist der unfruchtbarste Theil des Landes. Weite Haidestrecken bedecken einen großen Theil desselben, hie und da in beckenförmigen Vertiefungen ausgedehnte Moore in sich schließend. Erst in der Gegenwart beginnt die Kultur, ihn allmälig der landwirthschaftlichen Nutzung zu gewinnen, oder Kieferwaldungen darauf anzulegen. Eine in verschiedener Tiefe unter dem Sande sich hinziehende Schicht von Rasen-Eisenstein (Ohrtstein, Ahlerde genannt) setzt dem Eindringen der Pflanzenwurzeln Hindernisse entgegen und macht die Kultur schwierig. Die ausgedehnten Moorflächen liefern jetzt einen großen Theil des Brennmaterials des Landes.

Auf der anstoßenden Ostseite findet sich vorzugsweise jener Betrieb der Landwirthschaft, der unter dem Namen des schleswig-holsteinischen Wirthschaftssystems einen so hohen Ruf erlangt hat. Das zu einem Hofe oder Gute gehörige Land in eine Anzahl (8—11) gleiche Theile (Schläge) vertheilt, dient abwechselnd zum Körnerbau und Futtergewinn, indem nach 4—5 Getreideernten das mit Gras und Klee besäete Land etwa ebensoviel Jahre zur Weide liegen bleibt. Diese bei großen Gütern oft eine Fläche von 100 Tonnen (200 preußische Morgen) einnehmenden Schläge oder Koppeln sind mit 4—5 Fuß hohen und 6—8 Fuß breiten Wällen umgeben, welche mit lebendigen Hecken besetzt sind. An beiden Seiten des Walles zieht sich ein mehrere Fuß breiter und tiefer Graben hin. Diese Umhegung der Grundstücke dient besonders dazu, das Vieh, welches den ganzen Sommer über sich selbst überlassen Tag und Nacht in diesen Weidekoppeln zubringt, vor dem Ausbrechen zu bewahren, zugleich auch ihm Schutz vor den rauhen Winden, wie vor der Mittagshitze zu gewähren. Man sorgt daher dafür, daß mit dem Beginn des Weidejahres das Buschwerk recht dick und

hoch sei. Um diese Hecken dichter zu machen, werden einzelne längere und stärkere Büsche eingeknickt und niedergebogen, woher der Name „Knicke“ für diese Hecken entstanden ist. Nach dem Ende der Weidezeit haut man dann das Buschwerk ziemlich dicht über dem Boden ab. Begünstigt durch die größere Feuchtigkeit der Luft und eine mehr gleichmäßige Temperatur entwickelt sich auf den Weidekoppeln ein außerordentlich üppiger Graswuchs, auf welchem die ausgedehnte Milchwirthschaft, für diese Güter gewöhnlich die Haupteinnahmequelle, beruht.

Diese Ostseite des Landes mit ihrem stark wellenförmig bewegten Boden, den grün umkränzten Feldern, den zahlreichen Bächen und Flüßchen (Auen), die sich fast in jeder Thalmulde finden, vielen kleineren und größeren Landseen, ist reich an malerischer Schönheit. Ausgedehnte Waldungen finden sich allerdings nicht, dagegen eine Menge einzelner kleiner Waldstücke und Haine, besonders die für den Ackerbau weniger geeigneten Hügel und Feldköpfe bedeckend. Dank dem tiefgründigen, fruchtbaren Boden, erlangt der Baumwuchs eine ausnehmende Ueppigkeit. Die Buche insbesondere zeigt sich hier in einer Pracht, wie sie anderwärts nur selten vorkommt. Der mit spiegelglatter Rinde bedeckte kerzengerade Stamm mißt nicht selten 60 Fuß vom Boden bis zum Beginn der Verästung. Oft steigen diese herrlichen Gehölze unmittelbar vom Saum des Meeres die Küste hinan, auch die Landseen sind häufig von ihnen eingerahmt. Große Waldbäume finden sich sogar zwischen den Ackerländereien vertheilt, bald hie und da aus den Knicken aufwachsend, bald mitten im Felde einzeln, oder in kleinen Gruppen zusammenstehend. Nicht selten ist es ein altes Hünengrab, aus ungeheuren Granitblöcken aufgebaut, welches von einer hohen Gruppe mächtiger Bäume, meist Eichen, überschattet wird.

Auf der Westseite senkt sich das Land in ganz unmerklicher Neigung allmälig von dem mittleren Haiderücken nach dem Meere hin ab. Der Wellenschlag hat im Laufe der Jahrhunderte dem Lande ein natürliches Bollwerk geschaffen, eine aus dem Meeressande gebildete Dünenkette, welche an der ganzen Westküste hinläuft, auf der Insel Sylt z. B. 100 Fuß Höhe erreicht, und jetzt die Grenze bezeichnet, welche nach der oben erwähnten Katastrophe Land und Meer von einander schied. Außerhalb jener Dünenkette lagen die von den einbrechenden Wassermassen verschlungenen Landestheile. Aber hie und da gibt jetzt das Meer von seinem Raube wieder zurück. Der nur von seichtem Wasser bedeckte Boden wird an günstigen Stellen allmälig durch die aus dem Meereswasser sich niedersetzenden Erdtheilchen (Schlick) erhöht, bis er endlich über die Oberfläche emporsteigt und alsbald sich mit einer eigenthümlichen Vegetation von Strandpflanzen bedeckt. Jede weitere Flut trägt zur Erhöhung des nun neu auftauchenden Landes bei, bis es endlich von den gewöhnlichen Fluten nicht mehr überspült wird. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Mensch daran denkt, es seiner Herrschaft zu unterwerfen, indem er es mit starken Wällen (Deichen) umgibt und anfänglich nur den Sommer über als Weide benutzt.

Das sind die durch ihre staunenerregende Fruchtbarkeit berühmten Marschen, welche die ganze holsteinische und den größten Theil der schleswig'schen Westküste bekränzen. Der sehr schwere Boden würde bei seiner ganz ebenen und tiefen Lage wegen Uebermaß der Feuchtigkeit für den Ackerbau nicht zu verwenden sein, wenn nicht alle einzelnen Grundstücke durch ein Netz von breiten und tiefen Gräben und Kanälen durchzogen wären, aus denen das Wasser während der Ebbezeit bei geöffneten Schleusen Abzug findet. Nur diese Deiche schützen das Land gegen das Meer oder den Elbstrom, deren Wasser zur Flutzeit an vielen Stellen höher steigt, als das Niveau der hinter den Deichen gelegenen Marschländereien. Auf den sorgfältigen Ausbau und die Unterhaltung der Deiche wird daher die äußerste Mühe verwendet, damit nicht die von dem Sturme oft mit furchtbarer Gewalt dagegen geschleuderten Wellen Beschädigungen derselben verursachen.

Man nimmt an, daß die Erbauung von Deichen und die dadurch erfolgende Landgewinnung etwa seit dem Jahre 1000 nach Chr. begonnen hat. Als Ueberreste der früher zerstörten Festlandstheile kann man wohl die vor der ganzen Westküste sich hinziehende Reihe von Inseln und Halligen ansehen. Letzteres sind die niedrigen und nicht durch Deiche geschützten Inseln. Manches davon ist im Laufe der Jahrhunderte durch die Marschbildung wiederum landfest geworden. Bei der jetzigen Landschaft Eiderstedt erfolgte dieses im Laufe des fünfzehnten, bei der Wiedinghardе im sechzehnten Jahrhundert. Das übrige verschlungene Land bildet die sogenannten Watten, welche nur zur Flutzeit vom Meere bedeckt sind, bei Ebbe dagegen mehr oder weniger trocken laufen. Zwischen ihnen führen einzelne, vielgewundene, und ihren Lauf nach Wind und Strömung oft verändernde Rinnen das Wasser der in das Meer sich ergießenden Flüsse und Auen hindurch, zugleich die Fahrstraßen für die Schifffahrt bildend. Die Westküste hat dieser Küstenbildung wegen nur wenige gute Häfen, und die Schifffahrt ist bei den vielen Untiefen eine sehr gefährliche.

Diese Bildung der Halbinsel bringt es mit sich, daß die Heerwege seit alter Zeit stets den Mittelrücken des Landes gesucht haben. Hier wurden die ersten Kunststraßen gebaut, und als ein Schienenweg dem Reichthum an landwirthschaftlichen Erzeugnissen leichtere Abfuhr nach Hamburg, dem Haupt-, Export- und Konsumtionsplatze verschaffen sollte, glaubte man, dafür ebenfalls dieses Terrain wählen zu müssen, obgleich die Eisenbahn auf dieser Linie den am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren Theil des Landes durchziehen mußte. Aus Rücksicht auf den Lokalverkehr entschloß man sich nur zu einigen kleinen Abweichungen von der geraden Richtung, um wenigstens die bedeutenden Flecken Neumünster, Elmshorn, Pinneberg mit der Bahn zu berühren. Wer also etwa nur auf einer Eisenbahnfahrt von Altona aus nach Kiel oder Schleswig hin das Land gesehen, wird eine sehr dürftige Vorstellung davon erhalten haben, da sein Weg ihn große Strecken lang über öde Haide- und Moorflächen geführt hat. Auch die Kriegszüge nahmen meist denselben Weg.

Seit der Erbauung der Eisenbahn ist das mehr westlich gelegene Neumünster der wichtigste strategische Punkt in der Mitte von Holstein. Bei diesem früher unbedeutenden Marktflecken, der in den letzten Jahren durch ausblühende Fabrikindustrie an Ausdehnung und Volkszahl bedeutend gewonnen hat, zweigt sich die nach Rendsburg und weiter in das Herzogthum Schleswig führende Eisenbahn in nordwestlicher Richtung von der Altona-Kieler Bahn ab. Ebenso durchkreuzen hier die Kiel-Hamburger Chaussee verschiedene, nach dem Osten und Westen des Landes führende Straßen. Als daher bei den gegenwärtigen Verwickelungen die dänische Regierung auch den Fall in's Auge faßte, daß sie noch in Holstein den anrückenden Bundestruppen Widerstand leisten wollte, wurden um Neumünster herum sieben Schanzen aufgeworfen, welche die genannten Straßen und Eisenbahnen beherrschen.

Von Neumünster in ungefähr gleichen Entfernungen (vier Meilen) liegen in nord-nordöstlicher Richtung Kiel, in nordwestlicher Rendsburg.

Kiel, früher in Deutschland fast nur durch seine Universität bekannt, aus welcher eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten hervorgegangen, wurde für das übrige Europa gewissermaßen erst während des Krimkrieges entdeckt. Sein ausgezeichneter Hafen diente bekanntlich den englischen und französischen Flotten als Sammelplatz, von dem aus die besonders in England mit so großer Ruhmredigkeit vorher angekündigten Operationen in der Ostsee gegen Rußland ausgingen. Es gibt in der That wenig Häfen, welche so viele Vorzüge in sich vereinigen. Etwa zwei Meilen weit, fast genau in der Richtung von Nord nach Süd, zieht sich ein schmaler, tiefer Seebusen in das Land hinein, beide Ufer von mäßigen Hügelketten besetzt, welche die Gewalt der herr-



Der Einzug der Bundestruppen in Altona.



Der Einzug Herzog Friedrich's VIII. in Kiel.

schenden Ost- und Westwinde brechen. Das Fahrwasser ist von solcher Breite, daß die Schiffe auch bei konträrem Winde aus- und einkreuzen können, und behält eine Tiefe von mehr als 30 Fuß bis beinahe ganz an das südliche Ende. Darum können an der Kieler Schiffbrücke die größten Handelsfahrzeuge unmittelbar an das Ufer anlegen und ihre Waaren direkt von den Schienen der Eisenbahn empfangen. Linienschiffe von dem größten Tiefgange finden dicht bei der Stadt sichern Ankerplatz. Etwa auf der Hälfte des Weges vom offenen Meere nach Kiel zu verengt sich die Föhrde bis auf eine Breite von nur 3000 Fuß. Hier liegt, schon auf schleswig'schem Gebiete, die kleine Festung Friedrichsort, welche den Hafen vollkommen beherrscht. Von hier ab südlich breitet sich der Meerbusen dann wieder aus, nimmt zunächst die östliche Mündung des Eiderkanals auf und bildet bis zur Stadt hin gleichsam einen weiten Hafen von so außerordentlichen Dimensionen, daß die sämmtlichen Kriegsflotten Europas darin mit Leichtigkeit Platz fänden.

Rendsburg, ursprünglich auf zwei in der Eider gelegenen Inseln erbaut, später nach Süd und Nord durch Anbauten erweitert, war schon im dreizehnten Jahrhundert als Sitz der Hauptlinie des über Holstein herrschenden Schauenburger Grafenhauses von Bedeutung. Im sechzehnten Jahrhundert wurden hier die holsteinischen Landtage gehalten; vom Jahre 1539 an die Stadt nach und nach mit Festungswerken umgeben. Bis hierhin aufwärts erstreckt sich in der bei Tönning mündenden Eider die Wirkung von Ebbe und Flut, und so konnten schon ursprünglich Seeschiffe aus der Nordsee bis fast an die Stadt heraufkommen. In den Jahren 1777 bis 1784 wurde dann mit Benutzung des obern Laufes der Eider von Rendsburg aus ein Kanal gegraben, der dreiviertel Meilen nördlich von Kiel in die Ostsee mündet. Durch diesen schleswig-holsteinischen Kanal wurde also nun Nord- und Ostsee mit einander verbunden, jedoch können nur Schiffe von weniger als 10 Fuß Tiefgang diese, die gefährliche Fahrt durch das Kattegat und den Sund ersparende Wasserstraße benützen.

Als es im März 1848, am Morgen nach der Einsetzung der provisorischen Regierung in Kiel dem Prinzen von Noer, Oheim des jetzigen Herzogs Friedrich VIII., gelungen war, durch einen kühnen Handstreich sich in Besitz dieser Festung zu setzen, war damit das Schicksal der dänischen Herrschaft in Holstein entschieden.

Nach dem unglücklichen Ende des so glorreich begonnenen Krieges, als Holstein mundtodt gemacht, Schleswig aber mit Gewalt danisirt werden sollte, war Dänemark natürlich darauf bedacht, eine Festung an der Grenze des deutschen Bundesgebietes für sich unschädlich zu machen, welche sonst möglicher Weise einmal seinen eigenen Plänen im Wege stehen konnte. Von dem Bunde nicht behindert, begann es daher, nach und nach die Befestigungen zu schleifen, vor Allem das auf dem nördlichen Eiderufer belegene Kronwerk mit seinen Außenwerken. Selbst die viele Jahrhunderte hindurch von Niemanden in Zweifel gezogene Zugehörigkeit der Stadt zu Holstein wurde damals von Dänemark bestritten. Gestützt auf eine eigenthümliche Auslegung des im Allgemeinen richtigen Satzes, daß die Eider die Grenze Holsteins bildet, wollte man die auf einer Insel in der Eider erbaute Altstadt für Schleswig vindiziren. Sechs benachbarte, auf dem nördlichen Eiderufer belegene, aber unzweifelhaft holsteinische Dorfschaften wurden wider alles Recht in Schleswig einverleibt. Im Dezember v. J. wurden nun in und bei Rendsburg wieder einige Verschanzungen angelegt, um für ein aus Holstein nach dem Norden sich zurückziehendes Heer einen Stütz- und Sammelplatz zu schaffen. Außerdem wurde zwischen der Neu- und Altstadt eine doppelte Pallisadenlinie hindurch gezogen, welche den letzteren, wie erwähnt, von den Dänen als schleswigisches Gebiet in Anspruch genommenen Stadttheil absperrt.

II.

Die Tage nach Friedrich VII. Tod.

Das Jahr 1863 schien bestimmt, die Pläne, welche Dänemark gegen die deutschen Herzogthümer geschmiedet, zur endlichen Ausführung zu bringen. Schleswig, dem Königreich Dänemark gänzlich einverleibt, sollte dazu dienen, Kopenhagener Demagogen reiche Pfründen zu gewähren, seinen Bewohnern sollte, wie Orla Lehmann schon zwanzig Jahre früher in seinem wilden Fanatismus ausgerufen, „mit blutigen Striemen auf den Rücken geschrieben werden, daß sie Dänen seien". Holstein, welches man seiner Verhältnisse zum deutschen Bunde wegen nicht in ganz gleicher Weise behandeln konnte, war unter dem Scheine der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit gänzlich von dem Bruderlande getrennt und einer nur nach Kopenhagener Befehlen handelnden Regierung unterworfen worden, zu deren Sitze man eine kleine, verkommene Stadt gewählt hatte, die in unserer Zeit der Eisenbahnen nicht einmal durch Chausseen mit dem übrigen Lande verbunden war. Da rief, noch ehe die neue Verfassung für Schleswig und Dänemark, welche das Werk krönen sollte, Gesetzeskraft erhalten, der Wille der Vorsehung den König von Dänemark, Friedrich VII., ab, und mit seinem Tode wurde den Herzogthümern die gesetzliche Möglichkeit eröffnet, von nun an ihre eigenen Wege zu gehen.

Aber im Anfang war die Aussicht dazu noch mit schweren Wolken umhüllt. Auch für die Herzogthümer war der Tod Friedrich's VII. unerwartet gekommen. Unter dem harten Drucke der dänischen Polizeiherrschaft, welche die Presse gefesselt hielt, Besprechungen und Verhandlungen nicht zuließ, hatten Verabredungen für die Zukunft nicht getroffen werden können. Das erbberechtigte Haus Augustenburg war nach dem unglücklichen Ende der Erhebung von 1848 aus dem Lande getrieben, ein scheinbarer Verzicht auf das Erbrecht dem Haupte desselben durch die Intriguen Dänemarks abgenöthigt, welches dabei durch deutsche Staatsmänner Unterstützung gefunden hatte. Eine neue Thronfolgeordnung, durch welche die Herzogthümer für alle Zeiten an die Krone Dänemarks geschmiedet worden wären, hatte die Sanktion der europäischen Großmächte erlangt.

Die ersten Tage nach dem Tode Friedrich's VII. vergingen in den mit dänischen Truppen angefüllten Herzogthümern in vollkommen äußerer Ruhe und scheinbarer Unthätigkeit. Im Stillen freilich traten die Patrioten zusammen und beriethen über die Mittel, die zur Befreiung führen sollten. Aber ehe noch ein bestimmter Plan entworfen, wies dänischer Uebermuth, des Sieges schon gewiß, als es gelungen war, den König zur Unterzeichnung der neuen Verfassung zu zwingen, den Weg, welchen der Widerstand gegen die Macht des Usurpators einschlagen mußte. An alle Beamte der Herzogthümer erging die Aufforderung, Christian IX als „ihrem rechten Könige und Herrn" den Eid der Treue zu leisten. Und damit keine gemeinsame Berathung und Ueberlegung stattfinden könne, wurden nur drei Tage Frist dazu vergönnt. Kiel, der Sitz der Landesuniversität und des Ober-Appellationsgerichtes, wird in gewissem Sinne immer als die Hauptstadt des Herzogthums Holstein angesehen, nach der sich auch jetzt die Blicke lenkten. Noch an demselben Tage, an welchem jener Befehl von Kopenhagen einlief, trat dort eine Versammlung fast aller Beamten und Angestellten der Stadt zusammen, um sich über die nächsten Schritte zu berathen. Nach kurzer Berathung stand fest: die Mitglieder der Versammlung, fast bis auf den letzten Mann verpflichten sich, den Eid unter allen Umständen zu verweigern. Boten mit dieser Nachricht gingen noch in der Nacht nach allen Richtungen ab, um die vereinzelt wohnenden Beamten davon in Kenntniß zu setzen. Und das ganze Land antwortete auf die an dasselbe ergangene Appellation mit einer fast allgemeinen Verweigerung des wider alles Recht geforderten Huldigungseides. Noch mußte das Land nicht, welche Unter-

stützung es in seinem Vorhaben bei dem übrigen Deutschland finden würde, aber es war entschlossen, es nicht bei diesem passiven Widerstande bewenden zu lassen, sondern nöthigenfalls auf eigene Hand vorwärts zu gehen und das fremde Joch abzuschütteln. Man begann im Geheimen, und theilweise außer Landes, die Mittel dazu vorzubereiten.

Doch inzwischen hatte das deutsche Volk wie Ein Mann sich erhoben, um für unser Recht einzustehen. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, welcher gegen den seinem Vater von den Dänen mit Gewalt und List abgedrungenen Verzicht für seine Person sofort protestirt, hatte bereits seinen Anspruch auf die Erbfolge in den deutschen Herzogthümern proklamirt, und die Mehrzahl der deutschen Fürsten gewährte wenigstens so weit den Rechten der Herzogthümer Unterstützung, daß sie den Gesandten Königs Christian IX. von den Sitzungen des Bundestages ausschlossen, wenn sie sich auch nicht zu der durch den edeln Großherzog von Baden befürworteten Anerkennung des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg als legitimen Herrschers von Schleswig-Holstein entschließen konnten. Die beiden deutschen Großmächte hatten leider in dem, zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, geschlossenen Londoner Protokoll Verpflichtungen eingegangen, von denen sie sich noch nicht lossagen zu können vermeinten, obwohl von dänischer Seite her alle Zusagen, auf denen dieselben beruhten, längst gebrochen waren. Anknüpfend an die schon früher gegen Dänemark erhobenen Forderungen, beschloß daher die Majorität des Bundestages die Ausführung der längst angedrohten Bundesexekution in Holstein, obwohl diese Maßregel unter den durch Friedrich's VII. Tod gänzlich veränderten Verhältnissen der Sachlage wenig entsprach. In den Herzogthümern war man erfreut, daß wenigstens ein Anfang zum Handeln gemacht wurde. Zogen sich nur erst die dänischen Truppen aus Holstein zurück, das sofort nach Friedrich VII. Tode gänzlich von ihnen angefüllt wurde, so konnte hier das Volk sich frei aussprechen und die Mittel zu weiterem Vorschreiten entfalten. Leisteten aber die Dänen Widerstand gegen die vom Bunde beschlossene Exekution, wie es nach den von ihnen in Holstein getroffenen Vertheidigungsmaßregeln scheinen wollte, so war der Krieg mit Deutschland da, den man als das beste Ergebniß betrachten mußte.

Freilich erhoben sich auch hier Besorgnisse, in welchem Sinne die mit der Exekution betrauten Kommissäre und Befehlshaber dem Lande gegenüber sich verhalten würden. Allein man vertraute auf sein gutes Recht und war entschlossen, unter allen Umständen dem Willen des Volkes Ausdruck zu verleihen.

Inzwischen verdoppelten die Dänen nach Bekanntwerden des Bundesbeschlusses ihre Anstrengungen, Holstein niederzuhalten, und suchten aus dem Lande, wenn sie es verlassen mußten, vorher noch möglichst viel auszupressen. Alle Kassenvorräthe wurden nach dem Norden abgeführt, eine allgemeine Pferdelieferung für die Armee willkürlich ausgeschrieben, die Militärpflichtigen einberufen. Doch das Volk hielt mit Zähigkeit an seinem passiven Widerstande gegen alle diese Maßregeln fest, nur so weit nachgebend, als die angewandte Gewalt es nothwendig machte. Noch unter der Herrschaft dänischer Bajonette wurden in fast allen Städten des Landes Huldigungsadressen an den Herzog Friedrich VIII. insgeheim beschlossen und, mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, an ihn abgesandt. Die Regierung erließ Verhaftsbefehle gegen eine Reihe von Männern, welche bei Organisation des Widerstandes in erster Linie thätig gewesen; doch hatten diese, rechtzeitig gewarnt, schon vorher außerhalb des Landes Sicherheit gefunden.

Es war eine schwere Zeit der Prüfung, welche dem Volke noch auferlegt wurde während der Wochen, welche zwischen dem Bundesbeschlusse und dem Abzuge der Dänen vergingen. Noch bis fast auf den letzten Augenblick war Ungewißheit darüber, ob nicht der Einzug der deutschen Bundestruppen auf Widerstand stoßen würde. Und als diese bereits die südliche Landesgrenze überschritten, vergingen noch mehr als acht Tage, bis die Dänen die letzten Städte des Nordens verließen.

Inzwischen waren in Elmshorn schon am zweiten Weihnachtstage aus allen Theilen Holsteins und, trotz der großen Gefahr, selbst aus Schleswig mehr als 20,000 Männer zusammengekommen, um in einer, nach der Väter Sitte unter freiem Himmel tagenden Volksgemeinde dem rechtmäßigen Landesherrn, Herzog Friedrich VIII., öffentlich zu huldigen. Sowie ein Ort von den Truppen verlassen wurde, entfalteten sich auch, zum Theil noch über den Häuptern der Abziehenden, die schon lange bereit gehaltenen Flaggen mit den deutschen und den Landesfarben, und es erfolgte die feierliche Proklamation Herzog Friedrich's. Für Kiel schlug die Stunde der Befreiung erst am 29. Dezember, an dem um die Mittagsstunde die dänische Besatzung aus der Stadt auszog.

Trommel- und Trompetensignale verkündeten den Bewohnern vom Rathhause her dieses lang ersehnte Ereigniß; an den Thürmen der Hauptkirche entfalteten sich zwei mächtige deutsche und schleswig-holsteinische Flaggen und gaben das Zeichen, daß die ganze Stadt, wie mit einem Zauberschlage, einen gleichen Schmuck anlegte.

In dem Bahnhofsgebäude versammelten sich die akademischen und städtischen Behörden, um die mit einem Extrazuge an der Spitze eines sächsischen Bataillons einziehenden Bundeskommissäre zu begrüßen. In kürzester Frist hatte sich draußen ein Festzug aufgestellt, von dem Bahnhofe aus durch die Hauptstraßen ein Spalier bildend. Zunächst die Studenten, um das große Banner der Universität geschaart, dann die Turner mit ihrer Feuerwehr, die Kampfgenossen von 1848—51, hierauf alle Gewerke der Stadt mit ihren Fahnen und Emblemen bis auf die in ihren Arbeitsanzug mit Südwester und hohen Wasserstiefeln gekleideten Fischer des nahen Fischerdorfes Ellerbeck.

Dem offenen Wagen der Bundeskommissäre folgte zunächst das hannover'sche Regiment Cambridge-Dragoner, das zu gleicher Zeit auf der Landstraße eingetroffen war; dann das sächsische Bataillon, dem sich der aufgestellte Festzug nach und nach anschloß.

Die Bundeskommissäre, überall mit freudigem Hochrufen, Blumenwerfen und Tücherschwenken an den Straßen begrüßt, begaben sich nach dem Rathhause, wohin ihnen der Magistrat und die Bürgerdeputirten der Stadt vorausgeschritten. Auf dem geräumigen Marktplatze hatte sich nach und nach der Festzug, und soviel von der übrigen Bevölkerung dort noch Raum finden konnte, versammelt, und von erhöhtem Standpunkte aus brachte ein Redner zunächst dem deutschen Vaterlande ein Hoch aus, welches für Holstein Hülfe gesandt und auch zu des Bruderlandes Schleswig baldiger Befreiung hoffentlich mitwirken werde.

Einer der Bundeskommissäre, Herr v. Könneritz, dankte von dem Fenster des Rathhauses aus für den gewordenen festlichen Empfang und brachte ein Hoch auf Kiel aus. Darauf traten Magistrat und Bürgerdeputirte auf eine vor dem Rathhause errichtete Emporbühne, und der älteste Senator verkündete den versammelten Bürgern, daß am Abende zuvor von den städtischen Behörden eine Huldigungsadresse an den Herzog Friedrich beschlossen worden, welche durch eine Deputation demselben überreicht werden sollte, wenn die Bürgerschaft damit sich einverstanden erklären wolle. Vieltausendstimmiger jubelnder Zuruf war die Antwort, und nun sang die ganze große Versammlung entblößten Hauptes das alte, kräftige Kirchenlied: „Nun danket Alle Gott!" Es war ein erhebender Augenblick, und manches Auge wurde feucht, als dann die Musik mit rauschenden Akkorden die geliebte, so lang verbotene Nationalhymne anstimmte, und die Menge jauchzend einfiel. Unter den Klängen derselben zerstreute sich die Versammlung.

War die Freude an diesem Tage groß gewesen, so sollte sie sich doch am darauf folgenden Tage zur Begeisterung stei-

gern, als plötzlich in der noch festlich geschmückten Stadt die Kunde erscholl: „Der Herzog ist da!" Jeder fragt und staunt, man wagte nicht, einer so freudigen Nachricht Glauben zu schenken, und doch eilt man nach dem Bahnhofe, wo der Herzog abgestiegen sein sollte.

Mittlerweile hatten die Behörden sichere Kunde erhalten, Magistrat, Universität, Gewerke, Alle, die im gestrigen Zuge versammelt gewesen, waren binnen kürzester Zeit beisammen, um ihrem geliebten Landesherrn das Ehrengeleit in die Stadt zu geben. Fast getragen von der jauchzenden Menge, die sich um den offenen Wagen drängte, in dem der Herzog mit seinem Staatsminister Francke, dem Rektor der Universität und einem Senator der Stadt Kiel saß, bewegte sich der Zug unter endlosem Zujauchzen der Damen, die ihn mit wehenden Tüchern aus den Fenstern begrüßten und mit Blumen und Kränzen überschütteten, durch die ganze Stadt. Als er nach dem Bahnhofshotel wieder zurückgekehrt, wurde dem Herzog ein Hoch ausgebracht, für das er mit kräftigen und herzlichen Worten dankte.

Der Jubel des Mittags wiederholte sich am Abend, als der Herzog wiederum durch die Stadt fuhr, deren Häuser bis in die entlegensten Quartiere festlich erleuchtet waren, theilweise mit Transparenten und Inschriften geschmückt. Am nächsten Morgen eilten Deputationen der Stadt und aus verschiedenen Orten des Landes, wohin bereits die Nachricht von dem frohen Ereigniß gedrungen, herbei, um dem Herzog ihre Anhänglichkeit und Huldigung auszusprechen. Abends wurde ihm dann von der Bevölkerung ein Fackelzug gebracht, wie ihn Kiel wohl in langen Jahren nicht gesehen.

Den Rückzug durch andere Theile der Stadt antretend, endete der Zug auf dem Marktplatze, wo den Turnern noch eine große Freude vorbehalten war, indem der Gewerbeverein ihnen dort die aus den Kämpfen von 1848 gerettete, damals von den Damen Kiels für das Turnerkorps gestickte Fahne wiederum überreichte. Unter Hochrufen und Dankesworten wurden dann die Fackeln zusammengeworfen, daß sie den Marktplatz mit seinen eigenthümlichen Giebelhäusern magisch erhellten, und „Schleswig-Holstein" singend, zerstreuten sich Theilnehmer und Zuschauer.

So schloß das Jahr 1863, das mit so trüben Aussichten angefangen, unerwartet froh für alle Patrioten. Aber freilich ist das Werk kaum zur Hälfte erst gethan. Den auf sein gutes Recht, wie auf den einstimmig ausgesprochenen Willen des Volkes sich stützenden Landesherrn haben wir allerdings in unserer Mitte. Noch aber weilt er als einfacher Privatmann unter uns, in edler Resignation der Ausübung seines unzweifelhaften Rechtes sich enthaltend, bis derselbe die feierliche Anerkennung seiner Bundesgenossen gefunden.

Der Perlfischer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Neunzehntes Kapitel.

Fernandez war in der glücklichsten Stimmung, als er nach der alten Kirche ging, wo Carnar's Geld vergraben lag. Sein Sieg über Moratin hatte seinen Muth zu dem vorgehabten Unternehmen gesteigert. Ein Lieblingslied summend eilte er den einsamen, rauhen Weg voran, auf dem er keinem menschlichen Wesen begegnete. Endlich erreichte er die alte Ruine und machte dort Halt, indem er seine Blicke umherschweifen ließ.

Es hatte früher auf dieser Stelle ein Dorf gestanden, das nach der spanischen Eroberung gebaut worden, von dem aber nichts übrig geblieben, als eine mit Moos überwachsene Kirche, die, in einer stürmischen Periode erbaut, dazu dienen sollte, die Veste für das Wort Gottes zu werden. Mit der Zeit rückte das Dorf immer weiter hinunter nach der Küste und bekam den Namen Loretto, und die Umgebung der alten Ruine wurde von den Bewohnern der Nachbarschaft Villa Antigua genannt. Da die Sage ging, daß die Geister derer, die in den alten Mauern schlafen, dort umgehen, so wagten sich selten Menschen an diesen Ort. Carla und Yola hatten den Platz ausgeforscht, aber es war Ersterer vorbehalten, ihn mit allen seinen Schrecken kennen zu lernen.

„Nun, hier wäre ich," murmelte Fernandez. „Dieß scheint mir ein Platz für Eulen und Füchse zu sein! Glücklich, daß ich den Weg so gut gefunden!" Ein Ueberblick über die Ruine setzte ihn in den Stand, den Eingang zu entdecken. Der ganze Boden rings herum war dicht mit Bäumen und Gesträuchen angepflanzt, und die Mauern der ehrwürdigen Pfeiler waren halb bedeckt mit Reben. Durch die Zweige hindurch sah man kleine Punkte des Himmels, und das Geschrei einer vereinzelten Nachteule war das einzige Zeichen von Leben hier. Die Einsamkeit und Verlassenheit dieses Ortes erfüllte das Herz von Fernandez mit einiger Angst, aber er ging mit entschlossener Miene vorwärts.

Ein großer Pfeiler war eingestürzt und hatte mit Stein und Mörtel den Eingang halb verschüttet, aber mit Hülfe seiner Laterne versuchte er über den Schutt zu steigen, was ihm auch gelang, und er trat in das Innere. Er war im Hauptschiff der Kirche. Eine Reihe schmaler, kleiner Fenster zu beiden Seiten der Kirche hatten einst als Gucklöcher gedient, sowohl um den Feind zu überwachen, als um Licht und Sonnenschein durchblicken zu lassen, aber kein Lichtstrahl drang mehr herein, der Staub und die Spinngewebe von hundert Jahren machten es unmöglich.

Carnar sah sich um, und entdeckte eine steinerne Treppe im Hintergrunde, da wo früher die Kanzel gestanden, die in die Tiefe der Kirche führte. Indem er durch die tiefe Stille unter den Ruinen hinging, gelang es ihm, einen Weg in eine Höhle zu finden.

Der Abenteurer blieb stehen, und es überfiel ihn eine peinliche Angst. So schlecht auch die Beleuchtung durch seine Laterne war, so sah er doch eine Menge unheimlicher Gegenstände, über die er hinwegschreiten mußte. Schädel und Gebeine lagen rings umher; tief unter sich sah er steinerne Särge, deren Deckel offen lagen und aus denen die Beingerippe ihm entgegenstarrten. „Nun, Fernandez, was sagst Du zu Deinem Muth?" dachte der Abenteurer. „Wäre es nicht besser, zu bekennen, daß Du Dich fürchtest, und davonzulaufen? Das ist kein Platz für einen Fuchs!"

In diesem Augenblicke gedachte er jedoch seines letzten Begegnens mit Moratin, und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Diese kleine Anwandlung von Humor diente dazu, ihm die kaum verlorene Haltung wiederzugeben. In einer Ecke des Gewölbes, nahe bei dem Sarkophag eines alten Gouverneurs der Provinz, fand er das hängende Kreuz, dessen Carnar bei seinem Freunde erwähnt hatte, und er war überzeugt, daß er die Stelle gefunden, wo der Schatz begraben lag. „Hier ist es," rief er, indem er mit der Laterne die Stelle der Szene beleuchtete. „Ein Schnitt oder zwei mit einem Messer — und er ist mein." Er kniete nieder und entdeckte einen Stein, der in letzter Zeit schon einmal ausgehoben zu sein schien. Er brauchte nur einen Moment, um den Stein in die Höhe zu heben, obgleich es vieler Kraftanstrengung dazu bedurfte, und fand in einem kleinen Loch unter demselben eine starke, viereckige Kiste. Er stieß einen Schrei des Entzückens aus. Mit gierigen Händen ergriff er die Kiste, die entsetzlich schwer war, und fiel in der Anstrengung beinahe rückwärts, aber ebenso schnell fuhr er wieder in die Höhe — sie war leer. Er war einen Moment ganz starr, dann aber kam ihm der Gedanke, daß die Kiste vielleicht über eine andere gestellt sei, in welche die mit dem Geld gestellt werden konnte. Dieser Gedanke schien ihm der richtige, und er setzte seine weiteren Nachforschungen fort.

Lange suchte er ganz vergeblich. „Ich muß mich getäuscht haben," murmelte er, „oder ist an der ganzen

Sache nichts. — Halt!" In diesem Augenblick entdeckte er eine Spur, die zum Gelingen des Ganzen führen konnte. Seine Hand kam in Berührung mit einer kleinen Kette, welche unter den Schutt reichte. Als er anfing, die Kette an sich zu ziehen, fand er, daß dazu große Kraft und Anstrengung gehöre, da die Kette gerade an dem Gegenstand befestigt war, den er suchte. Endlich gelang's.

Es folgte ein Moment athemlosen Starrens, und es zeigte sich eine Kiste vor seinen Blicken, die durch die daran befestigte Kette herausgezogen wurde. Er erkannte an dem Gewichte den Gegenstand, nach dem er gesucht. „Vielleicht gibt es deren mehrere," murmelte er in seiner Geldgier, die Kiste hervorziehend. „Wie schwer sie ist. Es müssen wenigstens zehntausend Dollars in der Kiste sein! O Ruy Fernandez, Dein Glückstern wird immer glänzender!" Er stellte die Kiste, die er in seiner Freude liebkoste, auf den Schutt neben sich, streifte die Erde davon ab und fing wieder an zu suchen, in der Hoffnung, noch eine oder ein paar Kisten weiter zu finden, aber diese Mühe war erfolglos, und er gab es endlich auf. „Nun, das thut nichts," murmelte er, als er das Loch, das er gemacht, wieder zudeckte. „Eine solche Kiste sollte doch genug sein, um einen gesunden Mann zu befriedigen. Sie wird mich in den Stand setzen, fortan wie der Großtürke zu leben. Ich muß Alles lassen, wie ich es gefunden, um Carnar, wenn er kommt, sein Geld zu holen, eine angenehme Ueberraschung zu bereiten." So zu sich selbst sprechend, brachte er den Stein wieder an seinen Platz und kehrte den Schutt in das Loch, so daß keine Spur des ganzen Vorgangs zurückblieb.

„So, das wäre geschehen," rief er aus, indem er noch



Die Rache.

einmal die Kiste mit Behagen betrachtete, „und nun wird es gut sein, wenn ich möglichst bald diesen Ort verlasse! Wenn Carnar mich in diesem Augenblick hier erwischen würde . . ." Aber das Wort hing noch an seinen Lippen, als er sich erschrocken aufrichtete und aufhorchte. „Stille, nun hör' ich's wieder," flüsterte er mit kreideweißem Gesicht. „Gütiger Gott!"

Er hörte die Klagetöne einer Frau, zwar nicht so deutlich, daß er angeben konnte, woher sie kamen; aber es war ein Ton des Jammers. „Das muß ein Geist sein!" rief der Schatzgräber, der nicht wenig abergläubisch war. „Horch! Heilige Engel! es kommt näher und näher, — lauter und lauter, und wird bald in schrecklicher Gestalt aus einem der Gräber steigen." Seine Glieder zitterten, er taumelte vorwärts und setzte sich auf die Kiste mit dem Schatz, während er seine Augen wild nach allen Seiten laufen ließ. Im nächsten Moment hörte er rauhe männliche Töne, die sich mit den Jammertönen einer Frau mischten und immer vernehmlicher wurden, wie wenn sie näher kämen. „Tod und Vernichtung," rief Fernandez aus, als er die Ueberzeugung gewann, daß die ihn beunruhigenden Wesen in der Kirche sich befanden und sich den Stufen zur Gruft näherten. „Sie kommen hieher! Ich bin entdeckt — und der Kiste beraubt!" Seine Augen rollten wieder wild umher und suchten einen Versteck, sahen aber nichts, als den großen Sarkophag, dessen wir schon erwähnten. Die Klänge der Stimmen überzeugten ihn, daß keine Zeit zu verlieren war, deßhalb packte er die Kiste und eilte, seine Laterne mit sich nehmend, in seinen Versteck. „Ah, sie haben ein Licht!" sagte er, als ein schwacher Schimmer die entfernten Stufen herunter kam. „Nun muß ich das meinige auslöschen." Dieß kostete einen schweren Kampf für ihn, doch er that es; dann klammerte er sich, in seinem Schrecken zitternd, an den Sarkophag und horchte.

Zwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte sich Fernandez an seinen geisterhaften Zufluchtsort begeben, als er Moratin die steinerne Treppe in das Gewölbe herunter kommen sah; an einer Hand führte er Carla, in der andern trug er eine Fackel. Das Mädchen war blaß wie eine Leiche und so von Schrecken erfüllt, daß ihr jede Kraft, sich loszumachen, gebrach, sie konnte nur sein Mitleid anrufen. „O führt mich fort von diesem entsetzlichen Orte!" rief sie. „O Leon, wo bist Du? Gibt es keine Hülfe für mich, Niemanden, der mich aus den Händen dieser Elenden retten könnte?" — „Ruhig, Mädchen," befahl Moratin, sie ärgerlich schüttelnd, „ich will nichts mehr von diesem Unsinn hören. Ich brauche Dir den Grund, warum wir dieses Land verlassen, nicht weiter zu erklären; es sei Dir genug, daß er uns triftig erscheint, und daß ich Dein Vater bin und Deinen Gehorsam verlangen kann!" Beide erreichten das Gewölbe. Fernandez war vor Ueberraschung ganz starr. Es brauchte einige Zeit, bis er seinen Augen trauen konnte. Endlich, als Moratin sich auf der letzten Stufe der Treppe niederließ und das Mädchen so unterbrachte, daß sie nicht entkommen konnte, verstand er erst die ganze Szene und fing an, sich zu erholen und seiner wieder Herr zu werden. „O Du verruchter alter Schurke," dachte er, als er Moratin erkannte. „Einen solchen Engel willst Du mißhandeln und quälen? Tod und Vernichtung . . ." Er kämpfte seine Bewegung nieder und zog seinen Arm zurück, den er unwillkürlich gegen Moratin aufgehoben, denn er hatte noch keinen entschiedenen Plan zur Befreiung des Mädchens gefaßt.

„Es wäre noch Zeit, daß Ihr umkehret. Ihr stürzt in's Verderben," rief Carla in bittendem Tone, vor den Füßen ihres Verfolgers niederstürzend. „O verkauft Euch nicht mit Leib und Seele diesem elenden Manne. Erhört mich um der langen Jahre der Treue und Anhänglichkeit, die ich Euch erzeigt, führt mich fort von diesem Orte und sagt Euch los von Carnar." Der Zorn Moratin's über sie steigerte sich immer mehr, und sein Gesicht glühte, als er ihr antwortete: „Du weißt nicht, was Du verlangst, Carla! Würden alle Thränen, die geweint wurden, alles Gold der Erde und alle Gebete der Heiligen mir geboten, könnte ich nicht mehr zurück. Glaube mir, daß keine Macht Dich retten kann. Diese Nacht noch werden wir die Küste für immer verlassen, und Du wirst an einem der nächsten Tage Carnar's Frau, wir werden Alle glücklich sein!" — „Nie — o nie! Ich kann nicht die Frau dieses schrecklichen Mannes werden, ich kann nicht mit Euch gehen! Besser, ich läge hier todt, als wenn ich thun müßte, was Ihr verlangt!" — „Carla, das Jammern ertrage ich nicht länger," rief Moratin in zorniger Wuth, „wenn Du nicht aufhörst, so werde ich anders gegen Dich verfahren und Dich lehren, daß ich Herr über Dich bin und Dich zwingen kann, mir zu gehorchen." Sie fuhr vor ihm zurück, drückte ihre Hände auf ihr Herz und murmelte wild und verzweiflungsvoll von Befreiung durch den Tod. — „Bedenke," fuhr Moratin fort, „daß Carnar nur wegging, um sich seines Schiffes zu vergewissern und sich mit ihm in Verbindung zu setzen, und daß ich ihn jeden Moment erwarte. Bedenke, daß Dein thörichtes Geschrei kein Ohr erreicht, und daß all' Dein Wimmern nur Dir selbst schadet, aber an unsern Planen nichts ändert." Sobald sich Carla in ihrem überwältigenden Schmerz ruhig verhielt, gewann auch Moratin wieder mehr Ruhe. Obgleich Fernandez, wie er selbst bekannte, von Natur nicht sehr muthig war, so vermochte er es doch nicht über sich, eine solche Szene ruhig mit anzusehen, und er war eben bereit, mit dem Messer in der Hand auf ihn loszustürzen, als eine Stimme von oben herunter scholl, und Carnar im nächsten Momente die Treppe herab kam. — „Hollah! sobald zurück!" rief Moratin aufstehend, als er die ängstliche Miene des Ankommenden bemerkte. — „Es gelingt uns, scheint's, nicht so leicht, als wir erwartet," sagte Carnar, den Schweiß vom Gesichte wischend, und schöpfte Athem, ein Beweis, wie er gerannt war. — „Nun, was gibt es für eine Störung?" — „Als ich nach der Stelle eilte, wo wir Licht sahen," fing Carnar an, „begegnete ich dem Kapitän meines Schiffes; er theilte mir mit, daß er auf dem Wege nach meiner Wohnung sei; daß er in einer kleinen Bucht unten an der Küste vor Anker liege, da er bei Nacht wegen des konträren Windes, der Sandbänke und Felsen nicht weiter habe herauf fahren können und daß er schon vor einer Stunde einen Mann in mein Haus geschickt habe, mich davon zu benachrichtigen . . ." — „Einen seiner Leute geschickt habe?" rief Moratin, die Bedeutung des Mitgetheilten verstehend, aus. — „Ja, er schickte einen Mann, mir seine Ankunft anzukündigen. Begreift Ihr, was das heißt? Dieser Mann trat in mein Haus und war schuld an der Explosion!" Moratin schrak zusammen. „So seht Ihr," fuhr Carnar ernst fort, „daß wir keinen unserer Verfolger durch die Mine getödtet haben und somit in der größten Gefahr sind! Wir müssen so schnell, als uns die Füße tragen, nach dem Schooner gehen. Kommt!" Er wandte sich um, die Treppe hinauf zu eilen. — „Das Geld!" rief Moratin, als er Carla beim Arm faßte. „Wollt Ihr nicht das Geld ausgraben?" — „Nein — nein! wir haben keine Zeit dazu, wir müssen das auf bequemere Zeit aufschieben. Der Feind kann uns jeden Moment einholen. Haltet das Mädchen fest und beeilt Euch!"

Fernandez faßte einen verzweifelten Entschluß, als er die beiden Schurken mit Carla die Treppe hinauf eilen sah; er stürzte, in einer Hand ein Pistol, in der andern ein Messer haltend, aus seinem Versteck hervor und vergaß sogar seinen neu errungenen Schatz. Als er die unterste Stufe der Treppe erreichte und sah, daß Carnar die oberste schon erstiegen hatte, und Moratin ihm folgte, ohne einen Blick zurückzuwerfen, — versagte ihm der Muth, oder vielmehr überlegte er, daß er etwas Besseres thun könne, als sein Leben und Carla's Zukunft durch einen Schuß auf's Spiel zu setzen. Wir werden bald sehen, wie klug er handelte. Er kroch hinter Carla hinauf, während sie ihren Peinigern folgte, drückte ihre Hand und flüsterte: „Muth! Ich bin Euer Freund! Geht so langsam als möglich, und das Uebrige erlaßt mir!" Dann verschwand das wild aussehende Gesicht, das Carla erblickte, in der Dunkelheit.

Hätte irgend etwas in diesem Schreckensmoment Carla noch erschüttern können, so wäre es das plötzliche Erscheinen von Fernandez gewesen, aber die Sinne des armen Mädchens waren in einem so entsetzlichen Zustande, daß selbst eine solche Erscheinung eine Erleichterung war. „Diesen Weg," hörte man die Stimme Carnar's rufen. „Seid auf der Hut, Moratin. Der verdammte Zufall, daß einer unserer Freunde statt unserer Feinde in die Falle ging, kann unser Unglück sein."

„Während sie hinauskriechen," dachte Fernandez, „werde ich Zeit haben, meine Laterne und die Kiste zu sichern," und „Glück über Glück!" rief er, als er bei seiner Rückkehr die Kiste mit dem Schatz an sein Herz drückte. „Nicht für alles Geld und alle Edelsteine der Welt möchte ich diesen Moment hier versäumt haben." Er tastete vorsichtig auf dem Wege fort, der hinauf führte, und ging so genau, als er es in der Erinnerung hatte, dem Eingang der Kirche zu. Er hielt sich ganz in der Nähe der beiden Schurken und ihres Opfers, und in dem Eifer, die alte Ruine so schnell wie möglich zu verlassen, hätte er sich beinahe verrathen. Sie gingen nach Süden, während er hinter ihnen herkroch und dann nordwärts ging. „Jetzt gilt's, die Schaluppe so rasch als möglich zu ereilen. Die Kiste mag hier bleiben," und er stellte sie mit der Laterne in den Schatten eines Felsens an der Ecke der Kirche. „Ich denke, den Weg von hier zu dem Boot in so kurzer Zeit zu machen, daß die Schurken erstaunt sein werden."

Nachdem er sich von Allem entledigt, was seiner Eile störend sein konnte, eilte er der Küste zu. Der gutmüthige Mensch, bei dem wieder bessere Gefühle erwacht waren, war

entschlossen, Carla zu retten, mochte es ihn Opfer kosten, welche es wolle. Wie ein Wahnsinniger stürzte er fort.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fernandez fand sein Boot, wo er es verlassen hatte, und da das eine wesentliche Bedingung des Gelingens seines Vorhabens war, so begrüßte er es mit einem Freudenruf.

Die Hoffnung stärkte ihn zu wahrhaft verzweifelter Anstrengung, das Boot flog durch das Wasser, und er erreichte wirklich sehr bald die Schaluppe. „Halloh!" rief er, auf das Boot springend und vor Aufregung keuchend. „Macht euch Alle fertig. Schlagt Lärm! Ich bin den Schurken auf der Spur und weiß, wo wir sie finden können!" Lieutenant Strato trat aus der Kajüte und trug Etwas in der Hand. Nachdem er einige Worte mit Fernandez gewechselt hatte, schwirrte dieser Gegenstand durch die Luft, und er sagte: „Beruhigt Euch, Sennor Fernandez, und kommt zu Athem, damit Ihr mir die Einzelheiten Eurer Entdeckung mittheilen könnt. Dieses Signal wird Alle so schnell wie möglich zum Schiff zurückbringen, und wir werden sogleich zur That bereit sein." Fernandez sah ein, daß Nichts geschehen konnte, ehe die Männer zurückkamen, die auf Kundschaft ausgeschickt waren, und suchte seinen Eifer und seine Ungeduld zu bezähmen. Lieutenant Strato brachte ihm ein Glas Wein und sprach ihm mit seiner gewohnten Ruhe zu.

Als sich Fernandez endlich erholt hatte, wurde ein Boot sichtbar, das in größter Eile von der Küste kam, und einige Minuten reichten hin, es zur Schaluppe zu bringen.

Brossy und Palo kletterten an der Spitze von einem halben Dutzend Männer an Bord. „Was habt Ihr gesehen oder gehört, Lieutenant Strato?" war die eilige Frage Brossy's. „Neues von den Schurken oder von Carla?" — „Ja, Fernandez hat sie auf dem Wege nach dem Schiff gesehen, das Carnar für seine Zwecke kommen ließ. Ich denke, wir haben gute Aussicht, uns ihrer zu bemächtigen! Wo ist der Rest Eurer Leute?" — „Ohne Zweifel ganz nahe, — ja, hier kommen sie!" — und man hörte ein anderes Boot heranrudern. „Als wir in der Nähe von Carnar's Haus fuhren, flog es, wie Ihr sahet, in die Luft." — „Gut," antwortete Lieutenant Strato. — „Ich glaube, daß wir mit einigen Booten am besten operiren können. Ihr könnt das Licht sehen, welches das Schiff zeigt," er deutete in jene Richtung, „und das führt uns nach der Stelle, wo es liegt. Wenn wir Boote nehmen, so können wir ungesehen uns dem Feinde näher schleichen, und dann wird es eine leichte Sache sein, ihn anzugreifen!" — „Gut, wir wollen Boote nehmen." — „Ihr, Lieutenant Brossy, befehligt das eine, und ich das andere!"

So ruhig Lieutenant Strato auch war, so versäumte er doch nicht, die Geschäfte so rasch als möglich zu besorgen. Sobald das zweite Boot ankam, bemannte und versah er beide mit Waffen, und sie fuhren augenblicklich ab. Er fuhr voraus mit seinem Boot und ruderte dem Signallichte von Carnar's Schooner mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu. Unserem Helden wurde es nicht schwer, sich ganz in seiner Nähe zu halten, denn seine starken, nervigen Ruderführer arbeiteten aus Leibeskräften.

Sie flogen wie der Wind an den beiden kleinen Dörfern vorüber, dann ging es ohne Anstoß weiter bis zum Ankerplatz des Schooners. „Gut, Jungens; Jeder von euch verdiente eine Medaille," sagte Lieutenant Strato mit gedämpfter, aber verständlicher Stimme. „Wir werden einen glücklichen Erfolg haben." Die Aufregung dieser Wettfahrt hatte sich allen Betheiligten mitgetheilt. Brossy und Lieutenant Strato hatten Allem aufzubieten, um ihre Leute von einem Freudengeschrei abzuhalten, als sie sich dem feindlichen Fahrzeug näherten und nun die Gewißheit hatten, daß die hülflosen Gefangenen gerettet seien.

Noch einige Minuten, und die Boote waren Seite an Seite mit dem Schooner.

„An Bord!" war das einzige Wort, das Lieutenant Strato hervorbrachte. Der Befehl wurde augenblicklich ausgeführt. „Nehmt diese Männer gefangen!" war sein nächster Befehl, „aber so still wie möglich, und bringt sie in Gewahrsam!" Dieser Befehl wurde ebenso schnell ausgeführt, da das halbe Dutzend Männer, die an Bord waren, in ihrer Ueberraschung und Furcht keine Gegenwehr leisteten. „Und nun stellt euch Alle in das Vorderkastell," fügte der Lieutenant hinzu, „und seid bereit, mit den Waffen in der Hand zu erscheinen, wenn ich euch rufe. Lieutenant Brossy und ich wollen indessen hier oben Dienst thun." In weniger als drei Minuten war Alles stille wie im Grab an Bord des Schooners; die Männer waren in dem Vorderkastell und unser Held und Lieutenant Strato hatten sich in die Kajüte verkrochen. „Der einzige Grund zur Besorgniß sind die Boote," sagte Brossy, „aber sie sind auf der Wasserseite, und werden wohl eben von denen, die von der Küste herkommen, nicht gesehen werden. So haben wir eine ganz hübsche Falle für die Schurken. Gebe Gott, daß sie bald kommen." — „Nehmt die Schufte wenn möglich lebend gefangen," sagte Lieutenant Strato, „es wird uns Beiden das wohl gelingen mit der Hülfe, die für uns bereit steht!"

Einige Momente vergingen in Ruhe, — schreckliche Momente der Ungewißheit für Brossy; dann wurde das Klatschen der Ruder in der Richtung der Küste gehört. „Sie kommen," flüsterte er, „wir waren keinen Augenblick zu früh." Das Geräusch der Ruder wurde immer lauter. Es war klar, daß ein Boot von der Küste herkam.

Es folgte eine zweite ängstliche Pause, dann hörte man Carnar sagen: „Halloh! Was gibt es hier? Nicht ein Mann ist sichtbar auf dem Verdeck. Gebt mir das Mädchen, Moratin, ich will sie in die Kajüte bringen." Moratin half Carla auf das Verdeck und folgte ihr, da der Kapitän des Schiffes, der mit ihnen zurückkam, ihm folgte. „Das ist erteufelt seltsam," rief Carnar unruhig umherblickend aus. „Heda! Wo seid ihr Alle?" Ein Dutzend Männer sprangen auf diesen Ruf auf ihn zu, und ein heftiger Kampf folgte. Moratin und Carnar wurden Beide niedergeschossen, da es unmöglich war, sich ihrer lebend zu bemächtigen, und Carla lag bald gerettet in den Armen ihres Geliebten.

Wir wollen uns nicht bei der glücklichen Vereinigung verweilen, noch bei den Ereignissen, die gleich darauf folgten; Carla war bald ihrem Vater zurückgegeben, und Alles frohlockte, wie wenn sie Jedem als Schwester wieder geschenkt worden wäre.

Nach Verlauf von einigen Monaten hatten sich Palo Marino und Yola Brossy so lieb gewonnen, daß sie sich ihre Gefühle gestanden, und sie wurden zu derselben Zeit mit Carla und Leon Brossy getraut. Unser Held begleitete einige Zeit seine Stelle in der Marine, dann betrat er eine neue Bahn der Thätigkeit als Senator der heimatlichen Provinzen und stieg zu dem wichtigen Posten eines Nationalraths. Die Verbindungen, die er während der Szenen, die wir mitgetheilt, angeknüpft, blieben ihm auch in der Folge theuer, und wir überlassen sie deßhalb ihrem glücklichen Geschick.

Die Volkstänze der Russen.

Von

Eduard Erwers.

Der Tanz ist allen Ländern, allen Völkern, allen Kulturstufen und Zeiten gemeinsam: der unmittelbare Ausdruck des Gefühls bei den Wilden, die mimische Darstellung einzelner innerlicher und äußerlicher Vorgänge, namentlich aus dem Gebiete der Liebe, bei den mehr zivilisirten Völkern, wird er unter den eigentlich zivilisirten Nationen in sehr strenge Schranken eingeschnürt, verliert bei dem Zurücktreten des Gefühlslebens so sehr jeden innern Gehalt, daß nichts als eine leere, langweilige Form übrig bleibt,

der sich jeder junge Mann von Welt nach dem Willen der tyrannischen Mode jahrelang unterwerfen muß, und wenn er dabei vor Langeweile zu sterben meint. Da sich aber im Tanze die Kulturstufe und der Nationalcharakter eines Volkes unwiderleglich selbst zeichnet, so ist es nicht uninteressant, auch diesem Gegenstand Aufmerksamkeit zu schenken. Wir wollen daher heute unsern Lesern einen unter dem russischen Volke üblichen Tanz vorführen. Der russische Bauer, der sich an einem Feiertage, wo er für die Gutsherrschaft nicht arbeiten muß, eigentlich allein frei fühlt, hat nach der Kirche nichts Eiligeres zu thun, als sich nach der nächsten Thee- oder Schnapskneipe zu verfügen, wo er sicher ist Gesellschaft zu finden. Gewöhnlich fehlt dort auch nicht ein Spielmann mit einem guitarreähnlichen Instrumente, dessen Eintönigkeit gar nichts zu sagen hat, da sich die Tanzmelodie höchstens zwischen drei bis vier Noten hin- und herbewegt. Unter einem Vordache der Schenke ist ein Branntweinfaß aufgepflanzt, das einer kupfernen Theekanne zur Unterlage dient, und so dürfen die Gäste zwischen ihren Lieblingsgetränken nur wählen, wodurch die ganze Gesellschaft bald in die heiterste Stimmung versetzt wird. Am sonderbarsten ist für den Fremden die Art, wie sie den Thee genießen. Da nämlich der Zucker zu theuer ist, so liegt bloß ein Stück neben der Theekanne, welches jeder der Theetrinker der Reihe nach in den Mund nimmt, um diesen etwas süß zu machen, ehe er trinkt. Sobald die Getränke ihre Wirkung gethan, ergreift der Spielmann seine Bratsche, der er einige melancholische, eintönige Akkorde entlockt. Einer der Bauern springt auf und beginnt im Takte der Musik zuerst mit dem Absatz, dann mit der Fußspitze auf den Boden zu schlagen, im Anfang ganz langsam. Bald aber wird die Musik lebhafter, der Tänzer wirft den Kopf zurück, seine Bewegungen werden rascher, und endlich beginnt er die eintönige aber rasche Musik mit einem ebenso einförmigen Gesang zu begleiten. Die Bewegungen bleiben stets dieselben, und so fährt er fort, bis ihm der Athem ausgeht, worauf die Reihe an einen Andern kommt, während der Erste zu dem geliebten Branntwein zurückkehrt. Lebhafter und ausdrucksvoller wird der Tanz, wenn sich auch Mädchen dabei betheiligen; der Tänzer umfaßt dann mit dem rechten Arme die Hüfte der Tänzerin, während er sie mit der linken Hand an ihrem Gürtel hält, und so bewegt sich das Paar nach dem Takte der Musik immer auf derselben Linie hin und her. Plötzlich entschlüpft das Mädchen ihrem Tänzer und flieht, immer tanzend, bis an das Ende der vorgeschriebenen Linie. Der Tänzer verfolgt sie, sie nähert sich ihm wieder mit einer raschen Wendung und entflieht, indem sie eine Blume aus ihren Flechten nimmt und fallen läßt, welche der Tänzer, ohne mit den Füßen aus dem Takte zu kommen, aufheben muß. Ist ihm dieß gelungen, so setzt er die Verfolgung fort, welche damit endigt, daß sich die Tänzerin endlich ergibt, worauf Beide zusammen noch einen Schlußtanz aufführen. Dieser Tanz ist schon mehr mimischer Natur; es gibt solcher mancherlei, wobei übrigens die Schritte und der Takt immer dieselben sind, nur die Aufeinanderfolge der einzelnen Touren ist verschieden. Der Einzeltanz ist auf der unserer Schilderung beigegebenen Zeichnung dargestellt.



Russischer Bauerntanz vor einer Schenke.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Der Ritter von Lorch.

Von

A. v. Stolterfoth.



„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf, mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit gold'nem Kamm,
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

„Drum, immer ohne Zagen,
Mein treues Roß, hinauf,
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen,
Oder stürzen hinab in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter,
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Da sieh'! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne so wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht gold'nes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelsglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!"

Unter hohen Breiten.

(Fortsetzung.)

2.

Der alte Matrose Jost Lüning, welcher schon seit einer Reihe von Jahren Herrn Frenzel's Gnadenbrod aß, hatte von seinem jungen Herrn nicht zu viel gesagt. Hermann war auf dieser letzten Reise so mannlich herangereift, daß das Auge nur mit Freuden auf ihm ruhte. Einen schmucker, kräftigern Jüngling konnte man kaum sehen. Er war nicht viel über Mittelgröße, aber die Seereisen und Körperübungen hatten die einst so schwächliche Gestalt des Knaben ungemein kräftig und gedrungen gemacht, und sein eigener Vater verwunderte sich über die breite Brust, die massigen Schultern, den stämmigen Nacken, die sehnigen Arme und Beine des Jungen. Dabei aber blickte das Auge so frei und treu, wie zuvor, und die klare, wohlklingende Stimme drang nur noch voller zu dem Herzen derer, denen seine Worte galten; der innere Kern war mild und weich und herzlich geblieben, wenn auch die Stürme des Meeres und die Sonnenglut der Tropen die äußere Schale gereift und ausgebildet und die Willenskraft gefestigt hatten. Hermann war ein Mann geworden an Aussehen, Charakter und Eigenschaften. Sein Geist, zuvor schon durch sorglichen Unterricht genährt und durch gute Bücher gehoben, hatte auf dieser Reise viel profitirt, und in seiner ganzen Unterhaltung und seinem Gedankengange trat deutlich zu Tage, daß er dem gewöhnlichen Schlage der jungen Leute seines Alters entschieden überlegen sei. Er war einst ein träumerischer, sinniger Knabe gewesen, aber nun war er ein praktischer Jüngling geworden, nicht ein erfinderischer, schöpferischer Genius, aber ein geschickter junger Mann von noblen Impulsen, großem Takt und Scharfblick und Beobachtungsgabe, beseelt von einem verzehrenden Wissensdurste, offen, gerade und ehrlich, treu und wahr gegen sich und Andere.

Er fühlte in der ersten Stunde, daß es ein schiefes Verhältniß wäre, mit Anna auf ceremoniösem Fuße zu stehen, und als Herr Frenzel das Log oder Schiffstagebuch durchblätterte, welches Hermann auf der Reise geführt hatte, und Mama die Kiste mit Kuriositäten aller Art auspackte, welche er mitgebracht, und Anna sein Skizzenbuch musterte, worin er so viel von fremden Ansichten, aus Natur- und Menschenleben mit sicherer Hand eingezeichnet, da trat er hinter ihren Stuhl, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Lieb' Bäschen, auf ein Wort, wenn ich bitten darf." Sie blickte langsam und halb verlegen zu ihm auf, da haschte er ihre Hand und fuhr fort: „Aennchen, vergib mir, daß ich Dich nicht sogleich wieder erkannte. Das hat Dir wohl wehe gethan, nicht wahr?" — „Mit nichten, Vetter Hermann! es war ja nur natürlich. Zwölf Jahre liegen zwischen unserer letzten Begegnung und heute; und ich lebte in Ihrer Erinnerung nur als ein kleines, kleines Mädchen, das noch mit seinen Puppen spielte. Sie konnten mich unmöglich wieder erkennen, und wußten vielleicht nicht einmal, daß ich hier war." — „Doch, doch, Aennchen, ich wußte das. Mama hatte mir's geschrieben und mir nicht verhehlt, wie Du ihr einziger Trost gewesen während meiner Abwesenheit, und wie sie sich gefreut, Dir hier eine neue Heimat zu geben und Deine selige Mutter zu ersetzen. Ich dachte auch oft an Dich, und suchte mir Dein Bild wieder vor die Seele zu rufen. Aber als ich dieses Haus wieder erblickte und die Mutter, sieh, Aennchen, da waren alle Gedanken und Gefühle meiner Seele nur auf die Mutter gerichtet, und nichts Anderes hatte mehr Raum in mir . . ." — „Natürlich, ich begreife das," flüsterte sie und schlug ihr feuchtes Auge zu ihm auf; „gibt es ja doch nichts Heiligeres, als das Haupt einer Mutter! Glauben Sie mir, ich begriff Sie ganz, und in meinem Herzen war auch keine noch so leise Regung von kleinlicher Empfindelei." — „Du bist ein treues, goldenes Herz, Aennchen!" sagte Hermann bewegt. „Aber sieh, es muß doch anders werden zwischen uns. Wenn wir uns gegenseitig als Geschwister betrachten sollen, wie Mama es wünscht, so mußt Du mir auch das brüderliche Du von vordem wieder gönnen, sonst müßtest Du ja in Deinem Herzen eine Art Schranke fühlen, welche Dich von mir trennt und Dich hier nicht recht heimisch werden läßt." — „Vetter, Sie sind so gut, so herzlich gegen mich — ich danke es Ihnen auch von ganzer Seele, aber . . . aber die Zeiten sind anders, wir selber sind größer geworden, und die Verhältnisse . . . kurz, es würde sich nicht ziemen, wenn ich Sie duzte!" — „Bah, Aennchen, nur keine Pruderie!" sagte er warm und eindringlich. „Du, das einzige überlebende Kind von meines Vaters Schwester, Du mußt in mir einen Bruder und eine Stütze sehen, und um dieß zu können, mußt Du mir auch das brüderliche Du gönnen." Und er ließ nicht nach, bis sie einwilligte, zumal da auch seine Eltern diese Ansicht theilten. Er ahnte nicht, wie glücklich er die Waise dadurch gemacht, zu welchem herzgefühlten Danke er sie damit verpflichtet hatte. Aber es ist ein seltsames Räthsel der Menschenseele, daß sie oft am geflissentlichsten verbirgt, was sie am glücklichsten macht, und so kam es denn auch, daß Anna fortan in des Vetters Nähe am schüchternsten und schweigsamsten war, und die Wärme ihrer Empfindungen für ihn geflissentlich vor fremden Augen verhehlte.

Für Hermann begann nun eine glückliche Zeit, — es waren förmliche Ruhetage. Wenn wir lange Zeit unter Palmen gewandelt sind und am Anblick der wuchernden Fülle tropischer Natur uns geweidet haben, so ist die heimische Natur unserer gemäßigten Zone uns wieder neu, und umfängt uns mit all' dem unwiderstehlichen, unverwelklichen Zauber der Heimat. Die schönen herbstlichen Buchenwälder auf dem Gute

Paulsberg, die Lustgehölze um das Landhaus am Uhlenhorst dünkten ihn jetzt schöner, als die Dschungeln von Bengalen und die waldigen Berge der Sunda-Inseln und Molukken. Die lange entbehrten Genüsse der Häuslichkeit und des Familienlebens mutheten ihn nun doppelt an, und erweckten in seiner Seele einen Kampf zwischen der regen Wanderlust, die seine Einbildungskraft beherrschte, dem „Schwalbengefühl", wie er es scherzend nannte, und der Sehnsucht, sich hier am häuslichen Herde eine ruhigere Existenz zu gründen. Mit einem Feuereifer warf er sich in die kaufmännischen Arbeiten auf dem Comptoir des Vaters, um manches früher Erlernte zu üben, manches Versäumte nachzuholen, manche neu gewonnene Erfahrung praktisch zu verwerthen. Herr Frenzel verstand es auch, diesen Eifer und Ehrgeiz in Athem zu erhalten, indem er ihm wichtige Arbeiten übertrug und selbst seine bedeutenderen Unternehmungen mit Hermann besprach und berechnete. Auch auf die Börse und in kaufmännische Versammlungen mußte Hermann seinen Vater begleiten, um durch eigenes praktisches Zugreifen sich in den Besitz derselben Kenntnisse und Routine zu setzen, welche kein Bücherwissen und keine graue Theorie, sondern nur das praktische Leben geben kann. Das sichere und bescheidene Auftreten des schlichten, offenen Jünglings fand auch überall Beifall, und gewann ihm die Zuneigung und Achtung der Geschäftsfreunde seines Vaters. Hermann ward bestürmt mit Einladungen zu jenen üppigen Familienfestlichkeiten in Schmäusen, Abendgesellschaften und Bällen, welche im geselligen Leben der reicheren Bewohner einer großen Seestadt eine so bedeutende Rolle spielen. Allein der junge Mann machte hievon nur einen äußerst bescheidenen Gebrauch. Nicht als ob er solchen Vergnügungen abhold gewesen wäre, denn Hermann war weder von Lebensgenüssen übersättigt, noch ein Sonderling, noch ascetisch streng; aber der Umstand, daß seine Eltern so eingezogen lebten, daß namentlich die häufig kränkelnde Mutter sich geflissentlich den Verpflichtungen eines ausgedehntern geselligen Kreises entzog, und daß Base Aennchen, die noch nicht in die große Welt eingeführt war, jenen glänzenderen Kreisen und rauschenderen Vergnügungen fern blieb, minderte deren Werth in seinen Augen.

Der lang entbehrte Genuß des Familienlebens übte auf Hermann einen Reiz aus, welchen — er verhehlte sich dieß nicht — Aennchen's Anwesenheit noch steigerte. Erfaßte es ihn doch wie ein stiller Zauber, wenn er an den langen Winterabenden, welche die Hausgenossen um die Theeurne und trauliche Lampe vereinigte, bei seinen Erzählungen von fremden Ländern, von Gefahren und Abenteuern, die großen, schönen, sprechenden Augen Aennchen's mit banger Neugier auf sich gerichtet sah, oder wenn sie mit bewegter Stimme Fragen an ihn richtete über Dieses oder Jenes, was ihr nicht ganz verständlich gewesen! Gab es doch seinem Selbstgefühl gewissermaßen eine höhere Weihe, wenn sie ihm dankbar gestand, daß sie aus seinen lebendigen, drastischen Schilderungen mehr lerne, als aus allen Büchern der Welt, weil sie sich einbilde, selbst mitten inne in demjenigen zu stehen, wovon er eben erzähle. — Aber auch ein anderer Beweggrund machte ihm die Abende im Elternhause so werthvoll. Mit jener Bescheidenheit wahrer Bildung und echten Strebens nach Fortbildung war er sich nur allzu deutlich der mancherlei Lücken seines Wissens und seiner Kenntnisse bewußt, und beeiferte sich aus Kräften, dieselben durch Lektüre, durch Unterhaltungen mit seinem Vater oder einigen vertrauteren Freunden desselben aus dem Gelehrtenstande, sowie durch Privatunterricht auszufüllen. Und da er häufig bei der Rückkehr aus Soireen und von Gastmählern oder Bällen eine gewisse geistige Leere verspürte, welche diese Feste in ihm zurückgelassen hatten, so war es dem gewissenhaften Jüngling nicht zu verdenken, wenn er seine Muße lieber auf geistige Genüsse und ernste Studien verwandte. Ist es ja doch eine vollendete Thatsache, daß, je höher ein Mensch in geistiger Beziehung steigt und seinen Horizont erweitert, ein desto glühenderer Wissensdurst ihn erfaßt. Das ist die wilde Gier, die jeden Höherbegabten oder ernstlich Vorwärtsstrebenden zu einer Art Faust macht.

Um jedoch gerecht zu sein, darf nicht verschwiegen werden, daß sich all' diesen Beweggründen zu stiller traulicher Häuslichkeit je länger desto mehr auch ein heimliches Gefühl der Bewunderung und Liebe zu Aennchen beigesellte, zu welcher er sich mit unwiderstehlicher Macht hingezogen fühlte. Seine Eltern bemerkten dieß mit stiller Freude, hüteten sich aber wohl, dieß merken zu lassen, denn sie wollten auf keine Weise in dieses süße, ahnungsvolle Geheimniß der beiden jungen Herzen eingreifen. Wie oft wird solch' eine innige, herzliche Neigung im Keime zerstört, wenn eine rauhe Hand sich ungeschickt einmengt, und vorzeitig an das Licht zieht, was noch ahnungsvoll, unbewußt und uneingestanden in der Tiefe junger Seelen geschlummert hat! Und daß Beider Herzen schon von sehnsüchtigen Wünschen und Gedanken erfüllt waren, konnte den beobachtenden Blicken der Eltern nicht entgehen, als Hermann ernst und sinnig, Anna aber blaß und träumerisch ward, und oft bei unbedeutenden Anlässen in Thränen ausbrach.

„Mütterchen, das thut nicht gut!" sagte Herr Frenzel eines Sonntags zu seiner Frau, als er Hermann drüben im Salon auf dem Flügel wild und stürmisch phantasiren hörte, während drunten vor dem Landhause Aennchen gedankenvoll im bleichen Wintersonnenschein auf und ab ging und das Köpfchen hängen ließ, wie eine welke Blume. „Die Kinder lieben sich, und es kommt doch zu keiner Erklärung. Im Grunde ist mir dieß auch nicht unlieb; denn wenn ich gleich unserm Jungen auf der ganzen weiten Welt keine bravere Frau wüßte als Anna, so kann doch jetzt noch von keiner Heirath die Rede sein. Hermann ist mir noch zu jung, hat noch nicht die nöthige Reife dazu, welche zur Gründung einer glücklichen Zukunft nöthig, und muß noch auf einige Jahre in die Welt hinaus, um seinen Charakter zu stählen. Aber wenn das Ding so fortgeht mit dieser stillen Neigung, mit diesem verschwiegenen Sehnen und Härmen, so wird mir der Junge noch weich wie Butter. Willst Du ihm nicht gelegentlich einen Wink geben, daß der Erfüllung seiner Wünsche von unserer Seite nichts im Wege steht, vorausgesetzt, daß er noch einige Jahre warte?"

Frau Elise schüttelte bedenklich den Kopf. „Mich dünkt, mein Lieber, wir sollten das nicht thun," sagte sie ernst; „wofür künstlich beeilen, was seine Zeit zum Wachsen und Werden bedarf, wie alles Menschliche? Noch kämpft und gährt es unbestimmt in den jungen Seelen. Sind sie sich erst der rechten Neigung klar bewußt, so wird es auch zu einer Erklärung zwischen Beiden kommen. Vielleicht wäre es grausamer, ihnen einen solchen Schritt zu erleichtern, als sie selber den innern Kampf allein zu Ende führen zu lassen. Sei ruhig, Johannes! Aennchen ist noch ein halbes Kind; raube ihr nicht ihre Jugend!" — „Sei es drum, Elise! ihr Frauen versteht euch besser auf derlei Dinge, als wir nüchternen Männer," entgegnete Herr Frenzel; „ist Aennchen noch kindlich arglos, so ist unser Junge desto reifer und männlicher."

Und so blieb es denn dabei, obschon die Eltern bemerkten, daß Aennchen geflissentlich vermied, mit Hermann unter vier Augen zusammen zu sein, gleich als fürchte sie eine Erklärung von seiner Seite, sei es aus Zartgefühl wegen ihrer Pflegemutter, sei es aus Besorgniß, daß sie selbst nicht stark genug sein würde, einer Werbung zu widerstehen, die sie zu gleicher Zeit unendlich glücklich und namenlos elend machen würde, weil sie sich einredete, die Hoffnungen ihrer Pflegeltern auf Hermann's Zukunft stützten sich auf ganz andere und berechtigtere Ansprüche.

Aber Niemand kann seinem Schicksal entgehen, und so kam es auch mit Hermann. Die lauen Frühlingslüfte hatten schon den Schnee aus den Rasenpartieen und Gartenwegen des Landsitzes gelüftet, und die Staare trugen schon frische Nester in die Brutkästchen ein, welche der alte Jost Lüning ihnen im Garten errichtet hatte, als Hermann eines Abends, wo er ungewöhnlich frühe und gedankenvoll durch den Garten

der Villa schlenderte, auf den stelzbeinigen, invaliden Matrosen stieß, welcher die wilden Reben an einer Laube aufheftete. „Guten Abend, Jost! immer fleißig?“ redete ihn Hermann freundlich an. — „Schön' Dank, junger Herr! Aber potz Spliezhorn und Kambüse, was ist Euch? Seh' mir Einer den Jungen an, so hohläugig und traurig, als hätt' er acht Tage schiffbrüchig auf einer Planke getrieben in hoher See! Mordelement, junger Herr, was ist Euch? Ich schätze, die Landluft thut Euch nicht gut; habt die Landkrankheit von dem vielen Stubenhocken und Rechnen, nicht wahr? Na, die Elbe ist offen, die Seefahrt geht wieder an. Schnürt den Tornister und geht wieder in See! Auf dem Meere allein ist Leben, ein mannlich Wagen! Ihr seid krank, junger Herr, ernstlich krank! Aber das Doktorszeug und der Teufelsdreck kuriren Euch lange nicht so gut, wie ein paar Wochen Schönfahrwetter zur See, und ab und an 'ne tüchtige Mütze voll Wind dermang!“ — „Magst Recht haben, Alter!“ sagte Hermann gedankenvoll und wehmüthig; „das schwanke Deck unter, das grenzenlose Meer vor und den blauen Himmel über sich, das bringt freilich auf andere Gedanken. Und fürwahr, die Schwalben sind schon wieder da; drum ist's kein Wunder, daß sich auch bei mir der Wandertrieb wieder mächtig regt.“ — „Seht Ihr, daß ich es errathen?“ rief Jost lachend; „aber nicht wahr, junger Herr, dießmal bleibt es bei dem alten Versprechen? Wenn Ihr wieder in See geht, nehmt Ihr mich mit? Bin ich auch um die eine Flosse hier auf der Backbordseite verkürzt, die mir die Stenge abschlug, so kann ich mich doch noch auf tausenderlei Weise an Bord nützlich machen, und müßt' ich wahrhaftig den Kochsmaat abgeben! Nur einmal, einmal noch in See!“ — „Bah, Alter, wozu denn auch? Kannst's ja hier besser und bequemer haben!“ sagte Hermann lächelnd; „hast Du hier etwas zu klagen?“ — „Nein, beim Himmel, Junge! ich lebe hier wie ein Admiral. Aber das eben wurmt mir! Es geht mir allzu gut; möcht' wieder einmal solch' einen regelrechten Sturm auf hoher See, so 'n Bischen Gefahr und Noth, wo Einem der Herrgott den Tod so als Nachbar Ellbogen an Ellbogen zustellt, wo die Raaen stöhnen, die Segel pfeifen, das Takelwerk knarrt, die Balken und Planken ächzen, und der Mensch jeden Augenblick glaubt, der Herrgott lasse ihn jetzt aus der großen Tasse trinken! . . . Potz Wetter, da fällt Unsereinem sein Vaterunser wieder ein, und er fühlt sich wieder Mensch!“ — „Närrischer Alter, ist es denn nur die Gefahr, die Dich lockt?“ fragte Hermann. — „Ach was, Gefahr?!“ rief der Alte; „ob Ihr's begreift oder nicht, aber ich möchte eben wieder in See, um mir gruseln zu machen, um wieder vor Gottes Allmacht Respekt zu kriegen! Und halten müßt Ihr mir's, was Ihr versprochen, Junge, sonst wär't Ihr kein Mann! Wißt Ihr noch, in Euren Kinderjahren, wo ich armer Krüppel frisch von Eures Vaters Schiffe weg hieher kam, Euch rudern und pagaien und ein Tau spliegen lehrte, wo ich Euch Geschichten erzählte von meinen Fahrten, wo wir mit einander dort hinten im Gehölz Robinson spielten, und Ihr der Crusoe waret und ich Euer Freitag, wo Ihr mir aus dem blitzhübschen Buche die Geschichten vorlast von dem Robinson und seinen Ziegen, Papageien und Katzen, und wir's hernach mit einander nachahmten; wo ich Euch die Hütte baute mit dem Verhack und der Verpfählung, und aus dem alten Weidenstamm den Einbaum aushöhlte, mit dem Ihr auf dem Teiche herumfuhret; und wie uns eines Tags der Prinzipal und die Mama belauschten, als ich an der Zugbrücke für unsere Hütte zimmerte, und Ihr mit dem alten Säbel an der Seite, den selbstgemachten Strohhut auf dem Kopf und die Vogelflinte am Bandelier vor mir auf und ab ginget, und mir die kuriosen Geschichten von Robinson und seiner Insel vorlast, — sagt selbst, habt Ihr mir damals nicht hundertfältig versprochen, mich mitzunehmen, wenn Ihr einstmals in See ginget? Und habt Ihr dieß seither gehalten, he?“ — „Je nun, der Wille war wohl da, Jost, aber es gab noch keine Gelegenheit dazu,“ sagte Hermann; „indeß mein Wort darauf, beim ersten besten Anlaß machen wir zusammen eine Fahrt.“ — Jost schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Damit hat es gute Wege,“ sagte er; „der alte Jost hat gute Augen. Seid auf's Sand gerathen, alter Junge; seid abgetakelt, zum Wrack geschossen von den Augenraketen der kleinen Mamsell da drinnen.“ — „Welcher Mamsell? wo drinnen?“ fragte Hermann halb verlegen, halb verwundert. — „Na, stellt Euch nicht so dämlich an, Meister Hermann, als ob nicht alle Welt wüßte, daß Ihr wie ein Meerschwein immer in dem Kielwasser von der schmucken Brigg da, von der Mamsell Anna, schwimmt, die jetzt gerade da drinnen ist bei den blühenden Kameelen oder wie das Dingszeug heißt.“ — „Anna dort im Kamellienhause?“ rief Hermann lebhaft; der Alte lächelte kopfnickend. „Nun das ist Gottes Finger; da soll sie mir wenigstens dießmal nicht entgehen!“ murmelte Hermann, und eilte flüchtigen Schrittes dem Gewächshause zu. — „Da haben wir's!“ brummte Jost kopfschüttelnd in den Bart; „da hab' ich, schätz' ich, 'was Dummes angerichtet. Die zackermentschen Weibsleute! die Mamsell ist zwar so gut und brav wie schmuck, aber dem fixen Jungen da hat sie nun doch den Kopf verdreht! Der ist fertig, geht nicht mehr in See, in seinem Leben nicht mehr; die Kleine hat ihn vor tausend Anker gelegt!“ Und er brummte eine Menge Verwünschungen in den Bart.

Als Hermann in das Gewächshaus trat, kam ihm Aennchen soeben entgegen, und wechselte bei seinem Anblick die Farbe. Der Strauß vollkommen aufgeblühter Kamellien zitterte in ihrer Hand, und sie wollte mit hastigem Gruße und niedergeschlagenen Augen an ihm vorüber. Aber er ergriff ihre Hand, drückte sie mit Wärme und flüsterte mit bewegter Stimme: „Nur einen Augenblick, liebes Aennchen, wenn Du mich nicht kränken willst. Seit Monaten weichst Du jedem Gespräch unter vier Augen mit mir aus. Was habe ich Dir zu Leide gethan?“ — „Nichts, — gewiß nichts,“ erwiederte sie stammelnd, und ihr Auge streifte flüchtig das seinige. — „Lieb Aennchen,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme sanft und deutlich fort, „es muß ja doch einmal ausgesprochen sein, denn meine Gefühle sind Dir längst kein Geheimniß mehr; ich bin Dir so gut, süßes Mädchen, so herzensgut; ich liebe Dich, aber nicht so, wie ein Bruder die Schwester, wie ein Vetter die Base, die Freundin, die Pflegeschwester. Nein, Aennchen, ich liebe Dich, wie . . . wie eine erste glühende Jugendliebe . . . wie eine Braut. O weine nicht! erschrick nicht, mein liebes Herz! wende Deine süßen Augen nicht von mir! Bist Du mir denn nicht gut? . . .“ — „Hermann! . . .“ stammelte sie, „ich bitte Dich, laß mich! . . .“ — „Aennchen, willst Du mich unglücklich machen? Bist Du mir nicht gut?“ Sie beugte sich zu seiner Hand herab, aus welcher sie die ihrige zu befreien suchte, und ihre heißen Thränen fielen darauf. „Lieb Aennchen,“ fuhr er fort, „sieh, wir sind ja Verwandte, sind beinahe von demselben Alter. Ich kann nicht ohne Dich leben, kann nur mit Dir glücklich werden, — warum sollten wir daher nicht eines Tages ein Paar werden? Sieh, wie glücklich meine Eltern sind. Ich würde kein größeres Glück kennen, als so mit Dir zu leben. Aennchen, willst Du die Meine sein?“ — Aennchen schlug den thränenfeuchten Blick ihrer Augen zu ihm auf, und erwiederte mit tiefer Bewegung: „Du weißt nicht, Hermann, was Du von mir begehrst. Ich bin Dir gut, recht von Herzen gut, und kann Dir nicht verhehlen, daß Deine Worte mir soeben unbeschreiblich wohl gethan haben. Es ist so süß, so beglückend, sich geliebt zu sehen, und noch beseligender vielleicht, selbst zu lieben. Aber Du verlangst zu viel, Hermann; ich kann, ich darf ja nicht die Deinige sein.“ — „Du, Aennchen? und wer sollte Dich hindern können?“ fragte Hermann. — „Wer? die Dankbarkeit, die Rücksicht, die Pflicht, Hermann. Ich bin eine arme Waise, die bei Deinen Eltern eine zweite Heimat gefunden hat und ihrem Wohlwollen Alles verdankt. Wie sollt' ich mich da erkühnen, die Pläne zu stören, welche Deine trefflichen Eltern mit Dir haben? O mein lieber Vetter, schlag' Dir diese Gedanken aus dem



Sinn, — es kann, es darf ja nicht sein. Vergiß, was ich Dir gesagt habe, und laß uns Freunde und Verwandte bleiben. Und kannst Du dieß nicht über Dich gewinnen, Hermann, dann ... dann laß mich lieber fortgehen ..." — „Aennchen, das kann Dein Ernst nicht sein; Du kennst meine Eltern nicht," erwiederte Hermann halb entrüstet, halb inständig bittend; „Papa und Mama sind so herzensgut und hingebend, und würden Alles für mich thun. Ich bin ja ihr einzig Kind, ihr Liebling, und es kostet mich nur Ein Wort, wenn Du die Meinige werden willst, so geben sie mir ihre Einwilligung." — „Mit nichten, Hermann! davon kann nie die Rede sein," entgegnete Anna in beinahe leidenschaftlichem Tone, durch welchen doch der innere Kampf hindurchklang, welchen sie der Entschluß der Entsagung kostete; „es wäre der schreiendste Undank von meiner Seite, wenn ich mir diesen großmüthigen Vorschlag zu Nutz' machen wollte. Laß uns davon abbrechen; schon die bloße Erörterung geht mir über mein Gewissen." — „Kind, Du bist allzu ängstlich; kann es denn ein Verrath sein, daß ich, Dein künftiger Gatte, so zu Dir rede?" — „Hermann, um Alles in der Welt laß



Die Abfahrt.

mich; sprich nicht so unbedacht; betrachte diese Unterredung nur wie einen schönen Traum, und laß uns nicht wieder darauf zurückkommen!" sagte sie tief erschüttert, aber nach Festigkeit ringend. — „Ich gebe mein Anrecht an Dich nicht auf, Aennchen, niemals!" — „Nun denn, so muß ich diesem peinlichen Auftritt ein Ende machen, wenn Du nicht die Kraft dazu hast, Hermann," sprach sie fest und energisch. „Komm', Vetter, laß uns in's Haus zurückkehren!"

Der Eintritt des Gärtners in das Gewächshaus unterstützte Anna's Bemühung, diese Szene abzubrechen, und Beide kehrten Arm in Arm in's Wohngebäude zurück, — Aennchen mit verweinten Augen, Hermann mit einem Antlitz, das ordentlich vor Freude leuchtete. Als Anna nach einer Viertelstunde wieder in's Familienzimmer trat, waren Herr und Frau Frenzel gerade im Begriff, sich zu Tische zu setzen. Der Kaufherr erschrak, als er ihr blasses Gesicht und ihre vom Weinen etwas gerötheten Lider erblickte und des armen Mädchens ungewöhnliche Aufregung wahrnahm. „Was ist Dir denn, lieb Aennchen? bist Du nicht wohl?" fragte er besorgt. Anna schüttelte verneinend den Kopf und versicherte das Gegentheil; aber ihre schönen Augen flossen schon wieder über. — „Aengstigen Sie sich nicht um Anna,

lieber Papa!“ sagte Hermann. „Diese Thränen sind mein Werk. Ich habe Aennchen vorhin gestanden, daß ich sie innig liebe, und habe sie gebeten, mir ihr Herz und ihre Hand zu schenken. Und obschon ich überzeugt bin, daß sie mir wohl will und mich gerne glücklich machen würde, weigert sie sich doch, weil sie arm sei und es für Unrecht halte, die Verfügungen meiner Eltern über meine Hand zu durchkreuzen.“ — „Ist dieß wahr, Mädchen?“ fragte Herr Frenzel, nachdem er seiner Gattin einen bedeutsamen Blick zugeworfen, und ergriff Aennchens beide Hände. „Sei ohne Sorgen, liebe Anna, Du darfst dem Jungen da von Herzen gut sein. Glaubst Du denn, das Kind meiner einzigen Schwester, welches ich mir in's Haus genommen, sei nun nicht auch mein Kind? Wisse, mein liebes Aennchen, daß Deine Tante und ich schon seit Jahr und Tag im Stillen nichts sehnlicher wünschen, als daß Hermann's Wahl einer Lebensgefährtin auf Dich fallen möchte. Wir ließen uns nur nichts davon merken, weil wir ihm ganz freie Wahl lassen wollten. Komm', Elise, sag' Du dem guten Mädchen, wie oft wir diesen Gedanken austauschten.“ — „Meine theure, gute Anna, nimm ihn hin und mache ihn so glücklich, als Du kannst!“ flüsterte Frau Elise tief bewegt. Auch Aennchen war tief erschüttert und auf's Freudigste überrascht. Sie warf sich zuerst an Hermann's Brust, dann umfing sie den Oheim und die Tante und rief, vor innerer Bewegung zitternd: „Wie edel und großmüthig Sie sind, lieber Onkel und Tante! ... Glauben Sie mir, ich werde diesen Augenblick nie vergessen. Und wenn denn also mein geringes Vermögen in Ihren großmüthigen Augen kein Hinderniß ist, so wird es mein Stolz sein, Ihre Tochter zu heißen, und mein innigstes Anliegen, meinen theuern Hermann glücklich zu machen ...“

Hermann hatte keine Worte gefunden, seinen überwältigenden Empfindungen Ausdruck zu geben, und nur mit tiefer Bewegung seine Eltern umarmt. Es war ein unvergeßlicher Abend, und die Eltern selbst fühlten sich wie verjüngt ob dem Anblick ihrer glücklichen Kinder. Hermann umarmte einmal um das andere seine hübsche Verlobte und machte ihr zärtliche Vorwürfe darüber, daß sie ihm sein Glück so schwer gemacht habe.

„Kinder,“ hub Herr Frenzel am andern Morgen nach dem Frühstück an, ehe er sich anschickte, in die Stadt auf sein Comptoir zu gehen, „ich möchte noch einige Worte in Geschäften mit euch reden, durch welche ich gestern Abend euer junges Glück nicht stören wollte. Ich bin Anna's Vormund und der Verwalter ihres Vermögens, das in meiner Hand sich rasch vermehrt ...“ — „Onkel, liebster Onkel, Sie wollen mich beschämen!“ fiel Aennchen ihm in die Rede, „ich habe ja nichts, als was ich Ihrer Güte verdanke.“ — „Nicht doch, mein Kind; ich habe mir angelegen sein lassen, die Ausstände Deines Vaters einzukassiren, welche noch bedeutender sind, als wir erwartet hatten, und ich lege dieses Geld sicher und nutzbar an. Bis Du volljährig bist, mein Aennchen, hast Du wieder ein hübsches eigenes Vermögen und kannst meinen Jungen aus freiem Willen heirathen. Und sowohl deßhalb, als aus einigen anderen Ursachen möchte ich euch vorschlagen, meine Kinder, daß ihr nicht eher Hochzeit machtet, als an Aennchen's einundzwanzigstem Geburtstage!“ — „Wie, Papa, ich soll also noch beinahe drei Jahre warten?“ rief Hermann im Tone getäuschter Erwartung. — „Ja, mein Sohn, drei Jahre sind schnell verflossen, aber sie tragen wesentlich dazu bei, einen Charakter zu kräftigen. Auch sind wir Anna diese Rücksicht schuldig, denn sie ist ja beinahe noch ein Kind, und wir wollen ihr die Jugend nicht verkümmern. Ueberhaupt habe ich meine guten Gründe dazu, und kann von dieser Bedingung nicht abgehen. Du wirst Dich mit Zeit und Weile noch überzeugen, mein Sohn, daß ich es in diesem Stücke gut mit Dir gemeint habe.“ Hermann war gewöhnt, in solchen Dingen sich dem Wunsche des Vaters zu fügen; doch konnte er sich nicht der Bemerkung enthalten: drei Jahre seien eigentlich eine lange Zeit, während deren noch viel geschehen könne. Auf dem Wege zur Stadt setzte ihm indeß der Vater einen Theil seiner Gründe auseinander, welche denn auch stichhaltig genug sein mochten, denn Hermann gab jede Einwendung dagegen auf. Die Verlobung hatte ein wirklich glückliches Paar gemacht, und die Mußestunden Hermann's besaßen nun einen besondern Reiz für ihn; er genoß ungetrübt die reine Freude dieses Lebens- und Liebesfrühlings an der Seite jenes einfachen, naiven, herzlichen Mädchens. Die ganze Welt lag rosig vor den Blicken der beiden jungen Verlobten. Allein Hermann vernachläßigte dabei auch seine Studien nicht, und saß oft bis in die tiefe Nacht hinein allein auf seinem Zimmer bei seinen wissenschaftlichen Büchern.

Mit einem Male aber schien eine Umwandlung über ihn gekommen zu sein; er ward ernst und gedankenvoll, er sperrte sich noch emsiger mit seinen Studien ab. Diese Aenderung entging vielleicht Aennchen, aber nicht den Eltern, ohne diese jedoch zu beunruhigen; denn sie wußten, daß Hermann in seiner offenen, geraden Weise sie über den Grund des veränderten Gebahrens nicht lange im Ungewissen lassen werde. Eines Sonntags Morgens trat er denn auch wirklich in des Vaters Studirzimmer und bat ihn um eine Unterredung, welche ihm gerne gewährt ward, denn Herr Frenzel las in dem Ausdruck auf Hermann's Gesicht, daß es endlich zu einer Entscheidung kommen sollte.

„Liebster Papa,“ hub Hermann ruhig und fest an, „ich habe Ihnen eine Bitte vorzutragen, die Sie mir nicht mißdeuten wollen. Sie haben meine Heirath mit meinem theuren Aennchen noch um mehr als zwei Jahre hinausgeschoben, und ich will diese Zeit noch zu einigen größeren Reisen benützen. Bin ich einmal erst Gatte, so müssen die großen Reisen ohnedem aufhören. Nun sehne ich mich schon seit meinen Kinderjahren namentlich nach Einem Ziele, das meinem Ehrgeiz immer als ein würdiges vorschwebte: nach einer Entdeckungsreise in den hohen Norden ...“ — „In den hohen Norden? bist Du nicht klug, Junge?“ rief Herr Frenzel; „was willst Du denn dort? die Nordwestdurchfahrt entdecken oder den magnetischen Pol?“ — „Vielleicht das Eine oder das Andere, bester Vater, — vielleicht auch keines von beiden,“ versetzte Hermann ernst. „Genug, ich habe die Tropenwelt gesehen, und möchte nun auch ihr Widerspiel, die Polarwelt, sehen. Und bedenken Sie, daß gerade dort noch viel zu erforschen und zu entdecken ist, — mehr als an irgend einem andern Punkte der Erde.“ — „Mein Sohn, ich bin nicht gegen den Reiseplan im Allgemeinen, aber daß Du gerade nach Norden gehen willst, erscheint mir bedenklich. Eine Reise nach Spitzbergen oder Nowaja Semlja ist keine Lustfahrt.“ — „Ich weiß es, Papa, und es gelüstet mich auch nicht dorthin,“ entgegnete Hermann. „Ich will nach dem polaren Nordamerika, in die Gegend, wo die Gelehrten den magnetischen Pol vermuthen. Die Gefahren und Mühsale einer Entdeckungsreise sind allenthalben gleich; aber der Ruhm, das wissenschaftliche Verdienst, das ich auf einer solchen Reise mir erwerben kann, ziehen mich dorthin. Es ist mir gleichsam ein Ruf des Schicksals, dem ich nicht widerstehen will. Darum lassen Sie mich ziehen. Ich weiß, Sie können mir die Mittel dazu geben. Weber sagte mir, Sie seien bei dem Grönlandsfahrer ‚Hoffnung‘ interessirt, der in einigen Wochen auslaufen wird. Geben Sie dem Schiff weiteren Proviant und Instrumente mit; übertragen Sie den Befehl an Kapitän Steffens, den Sie ja als zuverläßig kennen; maskiren Sie meinen geheimen Zweck mit dem anscheinenden Auftrage des Robbenschlags und Wallfischfangs, und stellen Sie durch einen geheimen Vertrag mit Steffens das Schiff unter meinen Befehl, so werden Sie der Wissenschaft nützen und mir eine ungemeine Freude bereiten.“ — Der Kaufherr war schon halb gewonnen, hatte aber doch noch einige ernste Bedenken; es schmeichelte seinem Ehrgeiz, den hoffnungsvollen Sohn auch noch auf einem andern Gebiete, als dem der Kaufmannschaft, sich auszeichnen zu sehen; es kitzelte seine Eigenliebe, selbst etwas für die Wissenschaft

zu thun, und Hermann versicherte ihn wiederholt, daß die Gefahren dort im nordischen Eise nicht beträchtlicher seien, als in den fieberschwangeren Sumpfwäldern der Tropenwelt, wo das Pflanzenleben sich in der riesigsten Ueppigkeit entfalte. „Ich habe mich mit den Bedingungen des Gelingens einer solchen Expedition möglichst vertraut gemacht, lieber Vater," sagte er; „wenn wir acht Tage früher auslaufen, als es beabsichtigt war, so werden wir so zeitig unter den hohen Breiten ankommen, daß wir die Grenzen des Eises noch im Sommer passiren können. Ich beabsichtige zunächst, so hoch wie möglich im Norden zu überwintern, und dann mit dem Einbruch des nächsten Sommers entweder meine Reise weiter nordwestlich fortzusetzen und die Nordwestdurchfahrt aufzusuchen, oder umzukehren, wenn meine Winterreise zu Land und Eis von einem günstigen Erfolge gekrönt war."

Dazu wußte Hermann so schön zu bitten, daß Herr Frenzel endlich wenn auch widerstrebend und mit bitterem Schmerz nachgab; und nach dem Mittagsmahl erfuhren die Damen von Herrn Frenzel, daß Hermann, um die Wartezeit bis zu seiner Verheirathung noch nutzbar zu verbringen, eine Fahrt auf den Wallfischfang mit einem Grönlandsfahrer unternehmen solle. Diese Kunde erregte bei der Mutter wie bei Anna tiefen Kummer, aber Herr Frenzel war jetzt, nachdem sein erster Widerstand besiegt, sehr für seines Sohnes Unternehmen begeistert, unterstützte sein Vorhaben mit warmer, beredter Fürsprache, und begann dasselbe als lange nicht so gewagt und gefährlich darzustellen, wie es auf den ersten Anblick erscheinen mochte. Zwar ließen sich die beiden Frauen ihre Befürchtungen nicht ausreden, allein sie ergaben sich endlich ohne weiteren Widerstand in die Wünsche des jungen Reisenden, welcher jedoch Aennchen feierlichst geloben mußte, daß er nach der Hochzeit ja nicht mehr an größere Seereisen und Abenteuer denken wolle.

Es waren zwar noch mancherlei Rüstungen zu der Reise zu treffen, aber der Reichthum vermag ja solche Schwierigkeiten leicht zu beseitigen, und schon in den ersten Tagen des Mai waren die ‚Hoffnung' und Hermann reisefertig, und die nöthigen Vorräthe von Proviant, Munition, Kleidern, Weißzeug, Spirituosen und Vorräthen aller Art waren an Bord verstaut. Die „Hoffnung' lief aus und kreuzte vor Glücksburg, um daselbst erst auf ihren künftigen Befehlshaber Hermann zu warten, welcher noch mit Postpferden nach Berlin gereist war, um seine mathematischen Instrumente zu vervollständigen. An einem Sonntag Morgen fuhr er mit seinen Eltern und Anna in einem offenen Wagen von dem Gute Paulsberg ab, um sich an Bord zu begeben. Alle waren ernst, schweigsam, traurig, und die beiden Frauen konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. Aber am meisten litt vielleicht Hermann, ohne daß er es gestehen wollte; denn er war sich bewußt, all' diesen Schmerz verschuldet zu haben, ja vielleicht muthwillig verschuldet, denn Niemand hatte ihn zu dieser Reise gedrängt. Er wußte, daß ein einziges Wort von ihm: „Ich bleibe da!" all' diese Thränen trocknen, diese Sorgen bannen konnte, allein sein falscher Stolz und sein Ehrgefühl erlaubten ihm nicht, jenes Wort auszusprechen, denn sein Gepäck war ja an Bord, sein Abschied von Freunden und Bekannten genommen, sein vorgeblicher Reiseplan allgemein bekannt, und in selbstsüchtiger Verblendung suchte er sich jetzt einzureden, am Ziele dieser allerdings nicht gefahrlosen Reise winkten ihm dereinst die stolze Freude des Erfolgs und ein unvergänglicher Ruhm. Hermann beschleunigte daher den Abschied, bat seine Lieben, guten Muthes zu sein, und versprach, rechtzeitig wieder zurückzukehren.

Als man das Ufer der Elbe erreichte, ritt die „Hoffnung' noch auf ihrem Anker auf der Höhe von Glücksburg, war aber zum Auslaufen bereit. Ein Boot mit dem zweiten Maat und vier Matrosen wartete auf Hermann und den ersten Maat an der Anlände, und nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Hermann umarmte Aennchen, welcher der Schmerz beinahe die Besinnung geraubt hatte, legte sie dann an das Herz seiner theuren Mutter, küßte diese und den Vater zärtlich, riß sich beinahe mit Gewalt los, um in's Boot zu springen, und hieß die Ruderer vom Lande stoßen. Als er sich nach dem Ufer umwandte, stand die trauernde Gruppe noch dort und sah ihm nach; er stand von seinem Sitze auf, als sie ihm mit Hüten und Tüchern Lebewohl zuwinkten, schwang seine Mütze zum letzten Gruß und setzte sich dann wieder, übermannt von seinen eigenen Gefühlen. Jetzt, in der Stunde des Abschiedes, begriff er erst, was er an seinen Lieben verlor, und durch seine Seele zog etwas wie eine Ahnung, als ob es eine Trennung sei auf lange, lange hoffnungslose Jahre. Und so wie die Zurückbleibenden ihn in dieser Stunde gesehen, so sahen sie ihn hinfort jederzeit jede Minute im Geiste vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.

13.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 262.

Für Deutschland ist der beste Rath, es komm' einmal vom Wort zur That.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

Schloß Plön.

Von

Arthur Weiß.

Endlich ist die Stunde gekommen, welche den nordalbingischen Herzogthümern die längst ersehnte Befreiung vom dänischen Joche bringen wird; der Worte sind genug gewechselt, und die Zeit der Thaten — ein für einen Deutschen ganz ungewohntes Wort — ist angebrochen. Da ist es denn ein ganz natürliches Interesse, wenn man bei dem Vielen, das man über die Herzogthümer hört, auch Land und Leute mehr kennen lernen will, da sie Einem damit näher treten, und man gleichsam in ein traulicheres Verhältniß zu ihnen kommt. Einer der reizendsten Punkte des an schönen Landschaftsbildern so reichen Holsteins ist die Stadt Plön, deren Umgebung mit Recht die holsteinische Schweiz genannt wird. Sie liegt auf einem schmalen Landstreifen, welcher zwei Seen, einen südlichen größeren und einen nördlichen kleineren von einander trennt, in der anmuthigsten Gegend, welche auch auf den Charakter der Bewohner ihren Einfluß nicht verläugnet hat, indem sie als heiteres, poetisches Völkchen weit und breit bekannt sind. Aber schöner noch als die Stadt

ist das Schloß gelegen, welches sich auf einer Anhöhe mit zwei nach Süden gerichteten Flügeln und kupfernen Thürmen stolz über die Dächer der ersteren erhebt; denn die Aussicht, welche man von hier aus auf die Wasserlandschaft und auf die reizenden Ufer der beiden Seen genießt, ist einzig in ihrer Art.

Aber nicht bloß durch seine landschaftlichen Reize ist Stadt und Schloß Plön merkwürdig, sondern auch dadurch, daß von hier aus die Brandfackel in die Herzogthümer geschleudert wurde, welche den Krieg von 1848—50 anfachte.

Seit dem Tode des Herzogs Peter von Oldenburg nämlich war das 1636 gebaute Schloß nur noch selten und kurz von den dänischen Königen besucht worden, und lag meistens leer und verödet, ein stummer Zeuge vergangener schöner Zeiten. Erst König Christian VIII. schenkte dem Schlosse wegen seiner schönen Lage wieder mehr Aufmerksamkeit, und gerne brachte er hier, fern von Geschäften, die Sommermonate zu. Es war im Jahre 1846, als er den ersten offenen Brief erließ, in welchem die Einverleibung Schleswigs in Dänemark ausgesprochen war. Die Aufregung, welche dieß in den Herzogthümern hervorrief, war unbeschreiblich. Als der König bald darauf von Föhr aus, wo er die Seebäder gebrauchte, nach Plön kam, um dort seinen Geburtstag zu feiern, sollte ihm die Stimmung in den Herzogthümern klar werden. Kein Tumult erhob sich in den Ortschaften, durch welche der königliche Wagen fuhr, aber auch kein einziges freundliches Gesicht zeigte sich, und Alles, vom Edelmann bis zum Bettler, wandte dem König, der die feierlich beschworene Selbstständigkeit der Herzogthümer antasten wollte, kalt und gleichgültig den Rücken. Es war eine peinliche Reise, und der König kam tief ergriffen auf dem Plöner Schlosse an. Bald darauf aber sollte er noch schmerzlichere



Stadt und Schloß Plön in Holstein.

Erfahrungen machen. Die Königin, welche ihren Gemahl besuchte, und welche als den Herzogthümern freundlich gesinnt galt, wurde allgemein mit Jubel empfangen und hielt einen förmlichen Triumphzug bis in's Schloß. Der König soll Thränen vergossen haben, als er dieses Gericht der öffentlichen Meinung über sich ergehen lassen mußte, aber von seinem einmal gefaßten Entschluß ließ er sich dadurch nicht abbringen. An seinem Geburtstage, dem 18. September 1846, erließ er den zweiten offenen Brief, welcher angeblich die Gemüther beschwichtigen sollte, aber gerade das Gegentheil erzielte; denn er bestätigte bloß das, was der erste gedroht. Von jetzt an gährte der Groll in den Herzogthümern, bis er im März 1848 unter Christian's Nachfolger bei Bau die ersten blutigen Früchte trug. Die Blutsaat der folgenden Kriegsjahre aber, welche scheinbar zuletzt die Dänenherrschaft auf's Neue befestigte, sie ist jetzt aufgegangen, und wird den schwergeprüften Herzogthümern die Frucht der ersehnten Freiheit bringen, und den Dänen wird wohl bald eine feste Grenze gezogen werden — an der Königsau.

Beispiele von Größe treuer deutscher Frauenliebe

aus alter Zeit.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

„Welch' einen holden Schatz von Treu' und Liebe,
Der Busen einer Frau bewahren kann!"
Goethe.

II.

Herzog Albrecht von Oesterreich, der Sohn des deutschen Kaisers Rudolph von Habsburg, war nicht zum deutschen

Könige gewählt worden, wonach sein Stolz gegeizt, sondern Adolph von Nassau. Er aber hatte sich aufgelehnt gegen den erwählten Kaiser der deutschen Nation. Unbedeckten Hauptes — er hatte im Sturz mit dem Pferde in



Wart's Frau am Rade.

der Schlacht den Helm verloren — war der rechtmäßige Kaiser Adolph auf den Aufrührer zugerannt, aber, tief getroffen, blutig vom Pferde gesunken. Mit Albrecht hatte ihm dann der Rauhgraf auf dem Boden den Hals durchstoßen. Ueber des rechtmäßigen deutschen Königs Leiche war Albrecht von Oesterreich König geworden.

In seiner königlichen Herrlichkeit saß Albrecht an der Tafel und freute sich seines Glückes auf seinem ersten Reichstage. Da öffneten sich die Thüren während der Tafel, und herein trat im Trauerschleier eine hohe Frau. Sie warf sich nieder vor Elisabeth, der jetzigen Königin der Deutschen, und bat sie mit Thränen, sich zu verwenden für ihren gefangenen Sohn.

Das war Imagina, die Wittwe Adolph's, des ermordeten Kaisers der Deutschen. Sie war gekommen, ihren in jener Schlacht gefangenen Sohn Ruprecht loszubitten. Die glückliche Königin, die an der Tafel saß, versagte der unglücklichen Königin, die es gewesen war, ihre Fürsprache nicht. Aber Albrecht sprach kalt, sie möge sich nicht an ihn, sondern an den Erzbischof von Mainz wenden, welcher den Gefangenen in Gewahr habe. „So bin ich denn abgewiesen!“ rief die unglückliche Wittwe und Mutter und erhob sich. Weggehend neigte sie sich zu der Gemahlin des siegreichen Albrecht und lispelte: „Möge Euch Gott niemals ähnlichen Jammer senden!“ — Albrecht von Oesterreich hatte, um zu werden, was er nun war, Ländereien und Rechte des deutschen Reiches mit Wissen und Willen von den Franzosen abreißen lassen, und mit Despotismus als König im Innern Deutschlands geschaltet, vergrößerungssüchtig für sein Haus, ländergierig und nach Ländern greifend, gewissenlos, wie der Tiger nach dem Raub, selbst nach seines eigenen Neffen, seines Brudersohnes, unantastbarem Eigenthum. Da hatte ihn dieser — es war der junge Herzog Johann von Schwaben — unter Beihülfe von drei ritterlichen Freunden ermordet. Diese Drei waren die edlen Herren von Eschenbach, von Palm und von Tegerfeld. Auch Jedem von ihnen hatte des Königs Habgier eine Burg und Güter entzogen. Palm's Verwandter war Rudolph von Wart. Der war auch im Gefolge des Königs bei der That; aber weder seine Mitschuld, noch sein Mitwissen ist erwiesen.

Die Kinder des Ermordeten, Herzog Leopold von Oesterreich und seine Schwester Agnes, die achtundzwanzigjährige Wittwe des Königs von Ungarn, nahmen schaudervolle Blutrache, und zwar meist an Unschuldigen. Agnes hatte einen Schwur gethan, an Feind und Feindeskind der Mörder, ja an ihren Knechten und an den Steinen ihrer Schlösser selbst das Blut ihres Vaters zu rächen. Und sie hielt Wort. Drei Knechte von denen, welche im Gefolge der Mörder Albrecht's gewesen waren, ließ sie von Pferden schleifen und rädern. Was nicht aus dem Lande floh und so sich vor ihr rettete, wurde von ihr gemordet. Zehn Schlösser, die den Mördern oder ihren Verwandten gehörten, wurden von ihr bis auf die letzte Spur vertilgt. Ueber tausend Menschen, nicht bloß Kriegsmänner, sondern auch unschuldige Weiber und Kinder, ließ sie bei der Erstürmung der Burgen niederhauen oder auf dem Schaffot sterben; sie hörte nicht darauf, daß sie bis in den Tod ihre Unschuld betheuerten. Aus Liebe zu ihrem Vater war sie zur Unchristin im Haß, zur Teufelin in der Rache geworden. Als sie nach der Erstürmung von Maschwanden, einer Burg des Hauses Eschenbach, alle Diener des flüchtigen Freiherrn Walter von Eschenbach, der dem König Albrecht das Angesicht gespalten, darin umgebracht hatte, winselte in der Wiege ein Kind. Die Königin Agnes war im Begriff, mit eigener Hand auch das zu erwürgen. Aber die Hauptleute bei ihr, von der Lieblichkeit des Knaben gerührt, entrissen es den Händen der Königin; so wurde sein geschont. Auch die Königinmutter, Elisabeth, Albrecht's Wittwe, war in diesen Tagen verwildert: sie gedachte nicht, wie sie doch sollte, dessen, was ihr Gemahl Albrecht an seinem Kaiser Adolph gethan, und nicht des Augenblicks, da er die knieende Wittwe des von ihm hochverrätherisch Ermordeten kalt abgewiesen hatte. Sie gedachte nur an ihren Wittwenstand, nicht an die Vergeltung und das Gottesgericht, das ihren Gemahl für blutige That gestraft hatte. Als der Boden voll war von geronnenem Blut der Enthaupteten, überkam es ihren Sohn, den Herzog Friedrich, und er wandte sich mit Abscheu weg von diesem Menschenschlachten. „Ich merke wohl, daß Du den Leichnam nicht sahest,“ sagte Elisabeth. „Wie entstellt war er! Mit Spinnen und Nähen wollt' ich mein Leben zubringen, wüßte ich nur, daß Albrecht lebt.“ So erzählt Ottokar in seiner Reimchronik, der erklärte Freund des habsburgischen Hauses. Dieser ihr menschlich-schöner Sohn Friedrich war der nachmalige Herzog Friedrich der Schöne, auch durch Schönheit des Leibes ausgezeichnet, wie seine Seele schönmenschlich war, der Gegenkönig von Ludwig dem Bayer, welcher von Schweppermann in der Mühldorfer Schlacht gefangen wurde, und welchen, als ein Vorbild festgehaltenen Fürsten- und Männerworts, unser Schiller in seinem Gedicht „deutsche Treue“ verewigt hat.

Nachdem die Tochter Agnes und die Wittwe Elisabeth sich also in unschuldigem Blute gebadet hatten, stifteten sie zusammen in dem Felde, wo der Mord an König Albrecht geschehen war, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster. Beide wurden von ihnen hochbegabt. Das nannte man damals Christenthum; sie rochen nach unschuldigem Blut; aber die Mönche lobten die „Frömmigkeit“ dieser Frauen.

In dieser schrecklichen Nacht widerchristlichen Sinns, Glaubens und Thuns richtet das Auge sich auf an der lichten, edlen Gestalt der Freifrau von Wart.

Es ist geschichtlich hergestellt, daß der Mord an König Albrecht nicht überlegt, und daß Niemand dabei betheiligt war, als Herzog Hans von Schwaben und seine Freunde. Von denen, die bei dem Morde thätig waren, wurde Keiner gefangen; wohl aber fiel der Freiherr von Wart in die Hand der Bluträcherinnen und der Bluträcher. Die Knechte, welche Alles mit angesehen, bekräftigten noch vor ihrer Hinrichtung, und die beiden andern Ritter, Walter von Kastelen und einer von Finstingen, die ohne Ahnung von einer Verschwörung an der Seite des Königs gewesen waren, bestätigten deren Aussage, daß Rudolph von Wart keine Hand an den König gelegt hatte. Wart stand betäubt, als Rudolph von Polen dem Könige den Kopf, Eschenbach ihm das Antlitz spaltete, und Herzog Hans ihm von hinten den Speer durch den Hals rannte. Nur angesehen hatte Wart die That; aber gewehrt und den König vertheidigt hatte er nicht. Weil er fürchtete, als Mitschuldiger darein verwickelt zu werden, floh er nach Hochburgund, um zurückzukehren, wenn die Leidenschaften des Augenblicks sich gelegt hätten und man ihn ruhig hören würde. Die Leidenschaft konnte leicht den Verdacht der Mitschuld auf ihn werfen; denn Eschenbach war sein Vetter, Palm durch seine Frau sein Verwandter. Als er zu Avignon von dem Papste Sündenablaß suchte, und Gast war bei dem Grafen Diebold von Blamont, seiner Frau und Palm's Vetter, gab dieser ihn, aus Geldgier, den Söhnen und der Tochter des erschlagenen Königs zu kaufen, und lieferte ihnen den Gast und Verwandten aus. Herzog Leopold und die Königin Agnes hatten bereits seine Burg Wart gebrochen und alle seine Diener darin umgebracht. Die Burg Wart lag in der Grafschaft Kyburg, auf der Höhe eines rebenbekränzten Berges zwischen Tetlikon und Hünikon, unweit der Thur. Das Blutgericht, dessen Seele Agnes, die grausame Ungarkönigin war, verurtheilte den ausgelieferten Rudolph von Wart zum Tode durch's Rad.

Da ging sein edles Weib, aus dem Hause derer von Palm, zu der Königin Agnes. Knieend bat sie dieselbe um das Leben des geliebten Mannes. Rudolph von Wart hatte seine Unschuld betheuert vor dem Blutgericht, sie war von Zeugen hüben und drüben nachgewiesen; aber die „fromme“ Agnes, die Ungarkönigin, welche aus der Nibelungenzeit in diese Tage hereinragte, eine nachgeborne Brunhild und Chrimhild, wollte nicht glauben, daß Wart unschuldig war; ihre Blutrache hatte noch nicht des Blutes genug: sie wies die vor ihr knieende Frau und ihre Betheurung der Unschuld ihres Mannes ab, wie ihr Vater einst Imagina, Kaiser Adolph's Wittwe, die um ihren Sohn bat. Die Freifrau von Wart beschwor sie bei Gottes Gnade am jüngsten Gericht; aber Agnes blieb kalt: sie und ihr Bruder Leopold, der ihr

glich, wußten nicht, welche göttliche Vergeltung sie dadurch über sich und ihr Haus hereinzogen.

Wart's Frau stand auf, und sie und er stärkten einander zur Standhaftigkeit und zur Trennung. Rudolph von Wart wurde lebendig gerädert, gräßlich, von unten auf, ohne den Herzstoß, als hätte die Rachelust der Unholdin Agnes recht lang an seinen Qualen sich sättigen wollen. Drei Tage und Nächte lebte der Unglückliche noch auf dem Rade.

Noch als er mit gebrochenen Gliedern auf das Rad geflochten lag, sprach er: „Ich muß unschuldig sterben; aber," setzte er, freien, geraden Sinns, wie er immer gewesen, hinzu, „in Wahrheit haben auch die Andern keinen König erschlagen, sondern den, welcher wider Ehre und Eid eine blutige Hand an seinen Herrn, König Adolph, gelegt, wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hans, das Land vorenthalten hat und wohl werth gewesen wäre, zu leiden, was nun ich leide. Mir vergebe Gott meine Sünden!"

Ihn stärkte die Nähe des Liebsten, was er auf Erden hatte, seiner edlen Hausfrau. Mit der Kraft und Standhaftigkeit, wie sie nur der höchste Grad treuer Liebe zu geben vermochte, harrte sie bei ihm aus in seiner Qual. Sie blieb bei ihm unter dem Rade und ließ sich nicht abtreiben. Sie sprach ihm Trost zu, indem sie knieend sich hinschleppte unter das Rad, hart an das Ohr des Gemarterten, damit er ihre Stimme höre, ihre Trostsprüche und ihre Gebete; damit er den Athem ihrer Treue spüre; damit sie ihm die Schmerzenshitze der Stirne und des Mundes kühle. Sein Blut rieselte dunkel herab auf sie, sein Qualgeächze zerriß ihr Herz; aber sie blieb bei ihm, drei Tage und drei Nächte, ohne Nahrung, ein irdischer Engel im Trauerkleide, die unsäglichen Qualen ihm lindernd, bis der langsam Sterbende den letzten Seufzer in ihr Ohr und ihre Seele verhaucht hatte. Als sie sah, daß der geliebte Mann todt war, daß sie aber auch das noch überleben mußte, und der Tod zu ihr nicht kam, um sie neben ihm enden zu lassen, erhob sie sich.

Langsam, zum Sterben schwach, ging sie hinweg. Mit Ehrfurcht sah sie alles Volk wandeln, wie sie zu Fuß nach Basel ging in ein Frauenkloster. Da brach bald ihr Herz, nach wenigen Monaten, unter der Last dessen, was sie erlebt und erduldet hatte. Das Volk sagte: Das war eine fromme Frau; die Geschichte sagt: Sie war groß in Liebe und Treue.

Wenige Monate darauf starb Herzog Leopold, vierunddreißig Jahre alt. Friedrich blieb unter dem Namen eines deutschen Königs in Deutschland, während Ludwig nach Italien zog; in den ersten Tagen des Januars 1327 ging Ludwig über die Alpen. In der Mitte des Januars 1330 bekam Kaiser Ludwig auf seiner Rückkehr in Trient die Botschaft, daß König Friedrich todt sei. Derselbe war in der Dreikönigswoche auf dem österreichischen Schlosse Guttenstein gestorben, schwermuthsvoll. Im Juli desselben Jahres, am Margarethentage, starb ihm seine Gemahlin Elisabeth nach. Im Jahre 1340 war von den sechs Söhnen Kaiser Albrecht's keiner mehr am Leben als Albrecht II. Als der Tod so im habsburgischen Geschlecht hauste, da gedachten die Völker wieder des im Aargau und im Thurgau vergossenen unschuldigen Blutes. Alle Söhne, die „Bluträcher", waren todt, alle männlichen Enkel, bis auf Albrecht II. und seine Söhne, und die Unholdin Agnes. Die mußte den Untergang des Glanzes ihres ganzen Hauses überleben.

Erlebnisse eines thüringer Pfarrers

im Spätjahr 1813

von

Adolph Bube.

Sind wir von Gotha auf der Landstraße nach Eisenach eine Stunde lang gewandert, so erblicken wir rechts dicht an der Straße einen Gasthof, links etwas abwärts ein kleines Dorf, von Bäumen, Gärten, Wiesen und Getreideland umgeben. Der Gasthof führt den Namen: „Das deutsche Haus", und gewährt durch seine hohe und freie Lage einen herrlichen Ueberblick auf die Gebirgskette des thüringer Waldes. Von seinen Fenstern aus ist das treffliche Panorama dieses Gebirges aufgenommen, das der Oberst Julius von Pländner im Jahre 1830 bei Justus Perthes in Gotha herausgab. Das Dorf heißt Trügleben, und soll seinen Namen von der heidnischen Göttin Trigna und dem alten, deutschen Worte „Leuben", welches einen waldigen Ort bezeichnet, erhalten haben. Es war vor dem dreißigjährigen Kriege, während dessen Schweden und Kroaten in ihm gräßlich hausten, viel größer und volkreicher als jetzt. Im siebenjährigen Kriege wurde es von Oesterreichern, Franzosen und Preußen nicht verschont. Es wurde einigemal ausgeplündert und theilweise zerstört. Nach der Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 fiel ihm ein ähnliches Loos. Hierauf erhielt das Dorf bis zur Schlacht bei Leipzig bald mehr, bald weniger Einquartierung von den Schaaren Napoleon's und seiner Verbündeten.

In jener Zeit verwaltete ein Geistlicher Namens Richter das dortige Pfarramt, ein feingebildeter, beliebter und geschätzter Mann, der stets ebenso bereitwillig zu lernen, als zu belehren und zu unterhalten suchte. Wohlgefallen an allem Reinen, Guten und Schönen war ein Grundzug seines Charakters. Mehrfach erwarb er sich die öffentliche Anerkennung seiner Vorgesetzten für sein treues, nützliches Wirken. Er war mit der einzigen Tochter des Pfarrers Müller in Altenberga, Namens Louise, verheirathet, die er bei ihrer Tante in Georgenthal kennen gelernt hatte. In ihrem Besitz und in dem trauten Kreise des Hauses fand er den beglückenden Frieden, den so Viele nicht gewinnen können, die im lauten Geräusche der Welt Zerstreuung und Genuß suchen. Unter seiner Leitung war sie fortwährend bemüht, ihren Geist immer mehr auszubilden und mit Kenntnissen zu bereichern. Ueber dem Lesen guter Bücher vernachlässigte sie aber nicht die häuslichen Geschäfte, und besorgte nicht allein die leichteren, angenehmeren und für höher gehaltenen, sondern auch die schweren, weniger unterhaltenden und geringer geachteten. So saß sie z. B. des Abends oft vor ihrem Spinnrädchen und ließ es fleißig schnurren, während Richter ihr vorlas, oder sich mit ihr über eigene oder gemeinnützige Gegenstände besprach. Sie verstand es, ihm die Bürde seines Amtes zu erleichtern und mit ihm segensreich zu wirken. Nur Eines fehlte ihnen noch: Elternfreude; doch auch zu dieser hatten sie jetzt begründete Hoffnung.

Am Abende des 23. Oktober 1813 saßen sie im stillen Stübchen beisammen, ohne in ihrer traulichen Unterhaltung daran zu denken, daß sie seit einigen Wochen keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhalten hatten. Da klopfte es an das eine Fenster des Stübchens; Richter stand auf und sah hinaus. Es waren Taglöhner aus Trügleben, die von der Arbeit im nahen Gotha heimkehrten. Sie erzählten, daß in der Stadt verschiedene Gerüchte von einer großen Schlacht umliefen, und daß die in Unordnung ankommenden französischen Soldaten bestätigten, die Schlacht sei nachtheilig für Napoleon gewesen. Zuerst sei ein Häuflein Reiter nach dem andern in die Stadt hineingesprengt, dann wären einige prächtige Reisewagen vorübergefahren, in denen schwer verwundete Generale gesessen. Auf den Feldern vor der Stadt habe es von Fuhrwerk, Reitern und Fußgängern bunt durcheinander gewimmelt. Der Anblick dieses Wirrwarrs habe sie eine Zeitlang alles Andere vergessen lassen. Hier wären polnische Lanzenreiter mit bunten, lustig im Winde flatternden Fähnchen gekommen, dort Infanteristen traurig, ohne Schuhe und Strümpfe, auf Pferden einhergetrabt, die ihnen das Glück in die Hände geführt habe. Offiziersfrauen wären mit Marketenderinnen um die Wette geritten. Eine der letzteren sei mit einem wahrscheinlich geraubten, gelbseidenen Kleide und einem verkehrt aufgesetzten Damenhut, von welchem ein langer Schleier geweht, bekleidet gewesen. Sie habe

wie eine Wetterhexe ausgesehen, und schallendes Gelächter der Soldaten sei ihr gefolgt, als sie dahin galoppirt. Eine junge, feingekleidete Dame sei ganz erschöpft beim Gasthof zum Mohren aus dem Sattel gestiegen und habe, ein Bild des Jammers, mit auf den Arm gestütztem Kopfe lange Zeit auf einem Steine gesessen und vor sich hingestarrt. Man habe sie für die Wittwe eines gefallenen Offiziers gehalten. Fluchend zögen die Schaaren in schrecklichster Unordnung auf der Landstraße weiter. Reiterhaufen, denen der Zug zu langsam und hemmend gehe, sprengten seitab nach den Dörfern, Plünderung sei zu befürchten.

Diese Nachrichten versetzten den Pfarrer und seine Gattin in Bestürzung und Angst. Wie konnten sie noch zweifeln, daß der französische Kaiser in einer entscheidenden Schlacht besiegt, und die Gefahren des Kriegs in ihre Nähe versetzt worden? Sie glaubten, schleunigst Vorkehrungen zu ihrer und ihres Eigenthums Sicherheit treffen zu müssen, und suchten noch während der Nacht ihr Silberzeug und ihre Wäsche möglichst zu verbergen. Ein Theil der Wäsche wurde in die ledernen Feuereimer gesteckt, die hoch oben an einer Außenwand des Pfarrhauses hingen. Der Kasten mit dem Silberzeug wurde in eine Kammer getragen und vor die Thüre derselben ein großer, schwerer Schrank gerückt, so daß man hier keinen Eingang vermuthen konnte. Indessen verging die ganze Nacht ruhig, und beim Anbruch des Morgens verschleierte ein dichter Nebel die Gegend. Sie konnten weder die Pappeln, noch den Gasthof an der Landstraße sehen, und hofften daher, daß auch das Dorf von den auf der Landstraße ziehenden Schaaren nicht bemerkt und verschont werden würde. Zu größerer Vorsicht ließ Richter das Schlagen der Dorfuhr hemmen und rieth den Ortsbewohnern, die Hunde einzusperren, überhaupt jedes Geräusch zu vermeiden, was die Soldaten auf die Nähe des Dorfes aufmerksam machen könnte. Leider vergebens! Bald donnerten Stöße und Schläge an das Thor des Pfarrhofs, bis dessen Bretter zusammenbrachen. Französische Chasseurs drangen mit blanken Säbeln und gespannten Karabinern in den Hof und das Haus, zertrümmerten Thüren und Oefen, erbrachen Kommoden und Schränke, Alles, was ihnen anstand, und verwüsteten und verdarben das Uebrige. Nur das Silberzeug in der verborgenen Kammer und die Wäsche in den Feuereimern wurden von ihnen nicht entdeckt. Kaum waren sie abgezogen, so kam Einer zurückgesprengt und suchte unter fürchterlichem Fluchen und Drohen in Haus und Hof umher. Endlich verstand Richter soviel, daß er eine Geldkatze verloren habe und vermuthe, sie sei von ihm gefunden worden. Richter suchte nun sorgfältig mit, und entdeckte den Schatz unter Heu und Stroh im Hofe, wo die Pferde der Chasseurs gestanden hatten. Lüsternen Blickes betrachtete der Krieger die schwere Geldkatze und wurde immer freundlicher, je mehr er sich überzeugte, daß sie ganz unversehrt sei. Unter dankendem Kopfnicken ritt er wieder fort. Diesen Unholden folgte Schwarm auf Schwarm, Reiter und Fußgänger, alle Häuser des Dorfes durchsuchend und plündernd. Die Pferde des Pfarrers wurden aus dem Stalle gezogen, seine Chaise angespannt und fortgefahren. Ochsen, Kühe und Schafe wurden weggetrieben, hier ein feister Hammel, dort ein fettes Schwein geschlachtet, ausgeweidet und zerlegt. Wie die Geier fuhren die Soldaten im Hofe unter die Gänse. Die unglücklichen Thiere wurden so in Angst und Schrecken gesetzt, daß wohl ebensoviele in der Luft, als auf der Erde zu fliehen versuchten. Aber auch zwischen Himmel und Erde waren sie nicht sicher; gar manche wurde im Fluge von Säbeln und Bajonetten gespießt. Das Federvieh, das sich auf das Scheunendach geflüchtet hatte, wurde heruntergeschossen. Manchmal entstand heftiger Streit über die Beute, und Schläge und Stöße der Gegner folgten dicht aufeinander. Nicht selten trugen die Erbeuter die angespießten Vögel triumphirend fort, während sie noch schrieen und mit den Flügeln schlugen.

Während dieser Gewaltthaten hatte sich ein polnischer höherer Uhlanenoffizier eingefunden und sich in einem Zimmer des obern Stockwerks niedergelassen. Er nahm eine alte Violine, die dort an der Wand hing, von ihrem Nagel und entlockte ihr die greulichsten Mißtöne, gleichsam als beabsichtige er die schauerlichen Bilder seiner Erinnerung oder die Schreckensszenen und Verwüstungen, deren Augenzeuge er war, in Musik zu setzen. Bald mischte sich in diese Mißtöne das klägliche Geschrei einiger Weiber und Kinder, die, von einem Trupp Franzosen verfolgt, in dem Pfarrhause Schutz und Rettung suchten. Der Pfarrer trat den Verfolgern muthig entgegen und wehrte den Mißhandlungen, welche die frechen Soldaten an den Frauen verüben wollten. Der Mann der einen Frau eilte mit einer langen Heugabel herbei und stieß sie dem Schamlosesten in den Schenkel. Darauf sprang er zur offenen Hinterthüre hinaus, schloß diese fest zu, und rettete sich über die hohe Planke des Hofes in's Freie. Die Soldaten, dadurch in Wuth versetzt, wendeten sich wieder gegen die unglücklichen Frauen und gegen den Pfarrer und seine vor Entsetzen bleiche, zitternde Gattin. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der polnische Offizier sich mit blanker Klinge gezeigt und den schäumenden Soldaten einen schriftlichen Befehl des Fürsten Poniatowski vorgelesen hätte, laut dessen alle Soldaten das Quartier, welches er wähle, meiden sollten, um ihn, den Adjutanten des Fürsten, in seinen Arbeiten nicht zu stören. Hatte er nun auch solche Arbeiten nicht mehr zu verrichten, da der Fürst seinen Tod in der Schlacht bei Leipzig gefunden, so war dieß doch den Soldaten noch unbekannt, und das Vorlesen des Befehls nebst der energisch drohenden Haltung des Offiziers bewirkte, daß die Soldaten, wenn auch heftig fluchend, sich augenblicklich entfernten. Das gerettete Ehepaar dankte auf's Wärmste dem Offizier, der nun um einige gesottene Eier bat, wenn solche noch vorhanden wären. Es fanden sich auch deren noch etliche und ein Stückchen Speck. Die Frau Pfarrerin zündete schnell Feuer an, und war eben beschäftigt die Eier zu sieden, als zwei Marketenderinnen in die Küche traten. Die eine derselben sprach deutsch in einem etwas schwer zu verstehenden Dialekte. Sie gab an, daß sie aus Kolmar im Elsaß gebürtig sei, und rieth, das Dorf zu verlassen, da der Rückzug noch mehrere Tage dauern und neue Gefahren bringen würde. Der Pfarrer und seine Gattin beschlossen, diesem Rathe zu folgen. Sie baten den polnischen Offizier, sie durch eine Schutzmannschaft aus dem Dorfe hinaus bis zu dem Gehölz auf der nahen Anhöhe geleiten zu lassen. Der Offizier gewährte diese Bitte, indem er acht Lanzenreiter zu ihrer Begleitung bestimmte. Sodann ließen sie ihren Knecht zwei Ochsen, die von den Bauern versteckt gewesen, an einen Karren spannen, und packten mit Hülfe der beiden Marketenderinnen das Wenige darauf, was ihnen die Plünderer gelassen hatten. Schullehrer und Küster trugen auf Anordnung des Pfarrers die Kiste herbei, in welcher die heiligen Kirchengefäße aufbewahrt wurden. Die Kiste wurde vornen auf den Karren gesetzt, um dem Knecht als Sitz zu dienen. Die Frau Pfarrerin beschenkte die Marketenderinnen zur Belohnung ihrer Mithülfe mit einigen Kleidungsstücken, die ihnen besonders wohl gefielen. Die Eine erhielt einen neuen, grünseidenen Hut, die Andere einen bunten Shawl. Mit diesen Geschenken begnügten sie sich aber nicht, sondern eigneten sich noch ein Paar Schnürstiefelchen und eine wollene Decke zu. Nachdem sie vor einem Spiegel sorgfältige Toilette gemacht hatten, schwangen sie sich auf ihre Pferde und jagten wie geübte Reiter im Galopp davon.

Als die Trügleber ihren Pfarrer und seine Frau wegfahren sahen, wurde ihr Jammer noch größer. Sie glaubten sich ihrer letzten Stütze, ihres letzten Trostes beraubt. Viele sprachen zu einander: „Nun können auch wir nicht länger bleiben". Sie packten schnell von ihren noch übrigen Habseligkeiten so viel, als sie tragen konnten, zusammen, und folgten dem wegfahrenden Paare nach. Auf der Anhöhe des Gehölzes angekommen, wurden sie von der Schutzmannschaft verlassen. Der Nebel, der bis dahin ihren Zug ver-

borgen hatte, fiel in Tropfen und zog sich immer weiter zurück, je höher die Sonne am Himmel emporstieg. Ein dünner Duft lag über den blaßgelben Stoppelfeldern, lange Sommerfäden schimmerten am dürren, erbleichten Grase. Die feuchte Erde bog sich unter den Füßen und hing sich an die Sohle der Wanderer. Kein Lüftchen bewegte die goldenen Blätter, die hie und da noch an den Bäumen hingen. Durch die braunen Aeste blickte freundlich das ruhige Blau des Aethers. Der Frieden der Natur beschwichtigte ihre Angst, ruhiger athmete ihre Brust, und schon wähnten sie sich aller Gefahr entronnen, als plötzlich mehrere französische Lanzenreiter zu ihnen heransprengten, zuerst den Knecht und dann den Pfarrer und seine Frau unsanft von dem Karren zogen, die ganze Ladung herabwarfen, Kisten und Kasten aufschlugen, und an sich nahmen, was ihnen gefiel. Es waren darunter auch die heiligen Kirchengefäße, von denen sich später ein Kelch zerbrochen auf einer Wiese wiederfand, wahrscheinlich weil die Raubgesellen entdeckt hatten, daß er nicht von Gold, sondern nur von vergoldetem Kupfer war.

Während dieser Unthat hatte die Frau Pfarrerin sich auf einen verstohlenen Wink ihres Mannes mit den Trüglebern in das nahe Gehölz geflüchtet, wohin der feige Knecht schon vorher gelaufen war. Nur der Pfarrer war bei dem Geschirr geblieben und kam, nachdem die räuberischen Hände das Durchsuchen der Ladung beendigt hatten, selbst an die Reihe. Sie bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht herausgebe, was er in seiner Kleidung verborgen habe. Schnell kehrte er seine Taschen um, als Beweis, daß nichts darinnen stecke. Er hatte, während die Beutegierigen ihn unbeachtet ließen, das übrige Silberzeug, welches er bei sich



Französische Maredeurs auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig.

trug, am Rande des Holzes unter Laub und Moos verscharrt, wo es sich wiederfand, als die Durchmärsche vorüber waren. Dennoch befühlten und durchsuchten die Plünderer auch selbst seine Taschen. Endlich fielen ihre Blicke auf seine gut erhaltenen Stiefeln. Sie nöthigten ihn ziemlich derb zum Niedersitzen und beraubten ihn der Stiefeln mit solcher Hast, daß er Gefahr lief, in zwei Theile zerrissen zu werden, indem sie an beiden Füßen zugleich, und zwar nach entgegengesetzten Seiten zogen. Dann schlugen sie ihm den Hut vom Kopf und stülpten eine alte Fouragirmütze darauf, ihm unter höhnischem Gelächter: „Glückliche Reise!" wünschend.

Kaum hatten sich die Räuber entfernt, so ließ der Pfarrer den leeren Karren mit den Ochsen ruhig stehen und eilte in's Gehölz, um seine Frau aufzusuchen. Er glaubte, ihre Spur in dem weichen Moorboden oder in dem gefallenen Laub und feuchten Moos zu bemerken. Wohin er aber auch, dieser Spur folgend, sich wandte, nirgends fand er die Gesuchte. Er rief ihren Namen: „Louise! Louise!" so laut, als er vermochte. Nur das Echo antwortete ihm. Verzweifelnd wollte er schon das Gehölz verlassen, da entdeckte sein Blick an einem kahlen Abhang eine Krähenhütte. Es schien ihm wahrscheinlich, daß seine Frau sich in der Hütte verborgen habe, und rasch lief er darauf zu. War sie darin, so mußte sie ihn gewahren und hervortreten. Sie zeigte sich aber nicht. Jetzt stand er am Eingang und blickte hinein. Ach Gott! da lehnte sie todtenbleich, zusammengekrümmt in einer Ecke; sie war in Ohnmacht gesunken. Mit einem Schrei des Entsetzens und Schmerzes stürzte er sich auf sie, löste ihre Kleider, rieb ihr Brust und Schläfe und weckte endlich wieder ihr Bewußtsein. Sie erzählte, daß sie auf der Flucht

bald von den sich zerstreuenden Trügelebern abgekommen sei und bei jedem Geräusch sich verfolgt gewähnt habe. In einer Lichtung habe sie auch wirklich einige Reiter erblickt und sei in Todesangst zur nahen Krähenhütte geeilt, in welcher ihr alsbald die Sinne vergangen.

Sie fanden hierauf den Karren mit den Ochsen, zu welchem der Knecht inzwischen zurückgekehrt war, noch an derselben Stelle, und fuhren nun langsam auf steinigem und kothigem Boden weiter. Mit einbrechender Nacht kamen sie im Pfarrhause zu Wahlwinkel an, wo sie von dem Geistlichen und seiner trefflichen Frau liebreich aufgenommen und gastlich beherbergt wurden. Auch die versprengten Trügleber fanden sich nach und nach hier zusammen. Nicht lange nach ihnen kam ein Pulk Kosaken vom thüringer Wald herab und richtete seine Bivouaks in und bei dem Dorfe ein. Im Pfarrhause nahm ein Hetman seinen Aufenthalt. Als er das traurige Schicksal des Pfarrers Richter und seiner Frau erfuhr, sprach er sein inniges Mitgefühl in Worten und Zeichen aus. Die Nacht war fürchterlich. So weit sich blicken ließ, brannten unzählige Wachtfeuer. Die Sterne erblichen ob solchem Glanze, und doch lag grause Dunkelheit über der Gegend. Von den Wachtfeuern her ertönte ein dumpfes, tosendes Geräusch, wie wenn ein Hagelwetter heranbraust. Nur selten konnte das Ohr besondere Laute vernehmen. Nach und nach gewöhnte sich das Auge an den Feuerglanz und gewahrte zwischen den nächsten Feuern dunkle Gestalten, die sich wie Schatten hin und her bewegten. Weiterhin konnte man nichts mehr deutlich erkennen, die einzelnen Feuer verschwammen in ein Ganzes. Alle Wachtfeuer überstrahlte jedoch bald ein durch diese in Brand gerathenes Haus unweit der Pfarrwohnung. Seine rothe, gräßlich flammende Glut überzog selbst die entferntesten Häuser. Der benachbarte Platz war so hell, daß man ein zu Boden gefallenes Geldstück leicht hätte wieder finden können. Am Kirchthurme schimmerten die zitternden Reflexe der Flammen, die sich zwischen schwarzem Rauch fürchterlich zum Himmel emporwälzten. Das Jammern der ihrer Habe Beraubten war herzzerreißend. Schon bedrohten die Feuerzungen das Pfarrhaus, und wenn dieses brannte, so würde wahrscheinlich ein großer Theil des Dorfes zu Grunde gegangen sein. Nur die größte Anstrengung der Ortsbewohner vermochte dem Feuer Einhalt zu thun, bis das Haus krachend zusammenbrach, und aus seinen glühenden Trümmern mächtige Funken sprühten, die an dem dunkeln Nachthimmel eine Weile wie Meteore glänzten, und in unzählige leuchtende Flocken zerstiebend zur Erde fielen.

Am andern Morgen fanden einige Leute neben einem Haufen Asche mehrere ihnen gehörige Gegenstände, unter andern ein Waschbecken, welches die Kosaken zum Kochen, und eine Flachsriffel, welche sie als Rost zum Braten gebraucht hatten. Sie trugen ihr wieder gefundenes Eigenthum jubelnd nach Hause. Als dieß bekannt geworden, kamen Männer, Weiber und Kinder, selbst aus benachbarten Orten, um nach ihrem geraubten Eigenthum zu suchen, oder sich durch gute Beute für ihren Verlust zu entschädigen. Die Bivouaksstätten glichen Ameisenhaufen. Ueberall sah man emsig beschäftigte, suchende, schleppende und tragende Menschen.

Nachdem Richter und seine Frau ihren Gastfreunden herzlichst gedankt hatten, zogen sie weiter nach Reinhardsbrunn, in dessen tiefem Thale sie sicherer als in Wahlwinkel zu sein glaubten. Der erwähnte menschenfreundliche Hetman gab ihnen einen in russischer Sprache geschriebenen Schutzbrief mit. Diesen steckte einer der Leidensgefährten auf einen Stock und trug ihn voran. Mit Hülfe dieses Briefes kamen sie durch manchen Kosakenschwarm glücklich in Reinhardsbrunn an. Ihre Begleiter wurden in einem großen Saale des Schlosses untergebracht und gut verpflegt. Sie selbst fanden gastfreundliche Aufnahme in der Familie des Gutspächters, dessen eine Tochter eine Jugendfreundin der Frau Richter war.

Nach einigen Tagen erhielten sie durch einen Boten aus Trügleben die Nachricht, daß der Rückzug des französischen Heeres gänzlich vorüber und ihre Heimkehr möglich sei. Die Trügleber kehrten dorthin zurück, sie aber mußten verbleiben, da Frau Richter die Stunde herannahen fühlte, in welcher ihre Sehnsucht nach Mutterglück sich erfüllen sollte. An einem fürchterlichen Morgen, als eben marodirende Kosaken in das Gutsgebäude eingebrochen waren, und im Hofe den Pächter und seinen Sohn niederzustechen drohten, wurde sie durch die Geburt eines Knaben erfreut. An eine Abreise war jetzt nicht zu denken. Fast zwei Monate lang mußte sie noch die Gastfreundschaft der trefflichen Pächterfamilie in Anspruch nehmen, und wurde von ihr auf die liebevollste Weise gepflegt. Währenddessen wanderte Richter öfters von Reinhardsbrunn nach Trügleben, um nöthige Amtshandlungen zu verrichten, namentlich um Leichenreden zu halten, die sehr häufig verlangt wurden, da der Typhus dort ausgebrochen war. Der Gottesdienst in der Kirche mußte noch längere Zeit unterbleiben, da die Franzosen das Innere derselben gänzlich zerstört hatten, so daß es nur mit bedeutendem Aufwande von Kosten und Zeit wieder hergestellt werden konnte. Als der Typhus immer häufigere Opfer forderte, sah sich Richter gezwungen, seine Frau zu verlassen, um seiner Gemeinde näher zu sein. Er zog nach Gotha, da auch die Pfarrwohnung in Trügleben greulich verwüstet war, und wenigstens eine Stube und Kammer erst eingerichtet werden mußte, ehe er sich darin aufhalten konnte. Endlich nach Ablauf der siebenten Woche, an einem hellen Dezembermorgen, fuhr er zu Schlitten nach Reinhardsbrunn, um seine Frau mit dem Kinde dort abzuholen und in die Pfarrwohnung einzuführen. Kaum waren sie aber aus dem schmalen Thale heraus im Freien, da verdunkelte sich der Himmel. Es erhob sich der Wind und entstand ein fürchterlicher Schneesturm. Bald war der Weg verweht, die ganze Umgegend verschwunden. Der Himmel hatte sich mit der Erde vermählt. Das Pferd ging auf gutes Glück über Hügel und Gräben. Der Hügel neigte sich zur Seite, als wolle er umfallen. Die Frau in Todesangst hüllte das Kindlein tiefer in den Mantel. Richter sprach ihr Muth ein. Den Knecht ermahnte er, die rechte Richtung nicht zu verlieren. Seiner Meinung nach hätten sie schon vor einer halben Stunde bei dem Wäldchen von Trügleben ankommen müssen. Wiederum vergingen zehn Minuten, das Schneegestöber ließ nach, da zeigten sich gespensterhaft die ersten braunen Bäume. Der Sturm legte sich, die Sonne schien, von einem hellen Ring umrandet, durch das gleichförmige Grau des Himmels. Die Schrecken der Natur waren ebenso glücklich überstanden, als die Schrecken des Krieges. Die ganze Gemeinde kam ihnen entgegen und drängte sich zu dem Schlitten, um das theure Paar, das stets mit treuer, theilnehmender, thätiger Liebe in ihrer Mitte gewaltet hatte, herzlichst zu empfangen und willkommen zu heißen. Wie im Triumph zogen sie in den Hafen der sicheren Heimat ein, und dankten vor Allem an heiliger Stätte im Kreise der Gemeinde Dem, der die Geschicke ganzer Völker, gleichwie jene einzelner Menschen lenkt, sowohl für ihre eigene Errettung aus vielfacher Gefahr und Noth, als für die Befreiung und Erhebung des deutschen Volkes von der Schmach des fremden Despotismus zu Freiheit und Selbstständigkeit.

Die Wunder der Gewerbe.

Von

Leonhard Hansen.

II.

Bei Nagler, Vishers und Comp. zu Sheffield wurde für die Stadt San Francisco eine Allarmglocke von Stahl, 5824 Pfund schwer, gegossen, wahrscheinlich das größte Stahlfabrikat, welches bis jetzt in einem Stück existirt. Sie ist 5 Fuß

3 Zoll hoch, unten 6 Fuß 2 Zoll breit und, wo der Klöppel anschlägt, $4^1/_2$ Zoll dick. Innerhalb 6 Minuten wurden 105 Tigel zu je 56 Pfunden flüssigen Stahls in die Form gegossen.

Die 50 Fuß langen Träger auf der Great-Northern-Bahn, welche 42 Fuß Lichtweite überspannen, sind 3 Fuß 9 Zoll hoch, die Mittelrippe 2 Zoll stark; die obere Flansche ist 7 Zoll breit bei $2^1/_2$ Zoll Stärke, die untere 24 Zoll breit bei derselben Stärke.

Das größte Paar oscillirender Zylinder, welches bis jetzt gemacht wurde, befindet sich auf dem United-States-Dampfer Adriatic, jeder hat 8 Fuß 4 Zoll Durchmesser und 12 Fuß Hub. Bei den 4 oscillirenden Zylindern des Great-Eastern hat jeder 74 Zoll Durchmesser und 14 Fuß Hub.

In England wurde neuerdings ein Kessel von 4 Fuß Durchmesser mit innerem Rauchrohre, mit geschweißten Fugen, ohne Anwendung eines Nietes gefertigt. Das Blech war $^7/_{16}$ Zoll dick, und es zeigte der Kessel bei 150 Pfund Druck per Quadratzoll keinen Leck.

In Pittsburg wurde eine Kanone, 35 Tonnen, also 700 Zentner schwer, gegossen.

Bei Krupp in Essen arbeitet ein Dampfhammer, dessen Block 800 Zentner wiegt.

Kulturbilder aus der Schweiz.

Von

August Feierabend.

Die Beinhäuser in der Urschweiz.

Trotz dem Alles verflachenden Geiste unserer Zeit finden wir in der Urschweiz noch manche altehrwürdige Eigenthümlichkeiten, die ihren kulturgeschichtlichen Werth haben. Als solche möchten wir auch die sogenannten Beinhäuser in derselben bezeichnen. Wir finden sie nur noch in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Appenzell-Innerrhoden. Neben jeder Pfarrkirche steht eine kleine Kapelle, hie und da, wie in Altdorf, Stans und Schwyz, mit über- und unterirdischem Stockwerke und einem Altare, an dem jährlich eine Menge von Seelenmessen gelesen werden. Bisweilen umgeben sogar mehrere, zwei bis drei, solche Kapellen die Hauptkirche, wie kleine Kinder ihre liebevolle Mutter. So in Stans, Schwyz und Altdorf. In einer derselben, entweder über oder unter der Erde, befindet sich ein großes, schwarz angestrichenes Gestell mit viereckigem Fachwerk, in dem ein Todtenschädel gerade Platz findet. Unter dem Gestell sind gewaltige Schubladen, in welchen die Röhrenknochen, welche mit den Schädeln ausgegraben worden, aufbewahrt werden. Das sind die Beinhäuser der Urschweiz. Dieselben machen unwillkürlich einen tief ergreifenden Eindruck und predigen schweigend aber in gewaltiger Weise die Vergänglichkeit irdischer Dinge und die Eitelkeit weltlichen Glanzes. Die Friedhöfe, welche unmittelbar um die Kirche herumliegen, sind meistens klein und durch ihre Leichensaat bald überfüllt. Sobald dieser Fall eintritt, öffnet der Todtengräber wieder die ältesten Gräber. Jede Familie in der Gemeinde hat ihre bestimmten Grabstätten, und sendet auf die Anzeige des Todtengräbers ihre Abgeordneten auf den Kirchhof, um die ausgegrabenen Gebeine ihrer Familienangehörigen zu sammeln und in's Beinhaus zu schaffen. Auf der Stirne des Schädels werden sehr oft der Name und Todestag seines ehemaligen Inhabers, mitunter auch seine Titel und Ehrenämter aufgeschrieben, und derselbe in das nächste leere Loch eingereiht, während die andern Knochen in einen Bündel zusammengefaßt und in die Schublade wie in einen zweiten Todtenschrein gelegt werden. Bisweilen sind sie mit schwarzem Trauerflor umwunden oder gezeichnet. In Unterwalden findet man oft die Schädel von Eheleuten mit rothen Bändchen unter sich verbunden, gleichsam zum Zeichen, daß die Liebe über das Grab hinaus fortdaure und den Tod zu überwinden vermöge. Bisweilen liest man auch ein frommes Gebet oder einen sinnigen Spruch als ein Erkennungszeichen für die Hinterbliebenen und als stete Erinnerung an das längst verblichene Leben eines theuren Familiengliedes, sowie als eine eindringliche Mahnung zur frommen Fürbitte für das Heil der abgeschiedenen armen Seelen, für die auch das „ewige Licht" in der silbernen Ampel vor dem Altare brennt. Höchst einfach aber sinnreich ist die Einrichtung des Beinhauses in Wolfenschießen, im Unterwaldnerland. Die prächtige Kirche daselbst und das Dorf liegen am Wege nach dem hochgelegenen, allbekannten, romantischen Engelbergerthale, anderthalb Stunden vom Hauptorte Stans entfernt, am Ufer des mächtig daherbrausenden Aawassers. In der Kirche steht der Sarkophag des seligen Bruders Scheuber, des Schwiegersohnes des seligen Niklaus von der Flüe, der nach dem Beispiele des Letztern seine Familie und die höchsten Staatsämter verlassen hat, um als Eremit auf der Höhe von Altzellen zu leben. Unter der Vorhalle der Kirche sind halbverblichen die zahlreichen Wunderwerke abgebildet, welche der Glaube an die Fürbitte des frommen Mannes erprobt haben will.

Auf den eisernen Grabkreuzen auf dem Kirchhof findet man überall die Brustbilder der Verstorbenen im Kleinen, und bewährt sich somit die Pietät für dieselben auch wieder in dieser höchst eigenthümlichen Weise. Ebenso in Buochs und in einigen andern Kirchgemeinden des Kantons Unterwalden.

In dem Beinhause zu Wolfenschießen bildet das Schädelgestell unten einen Würfel, aus dem sich oben in der Mitte ein Kreuz und zu beiden Seiten zwei Pyramiden aus Schädeln erheben. Als unsere kleine Reisegesellschaft jüngsthin in Begleitung des freundlichen Wirthes die kleine, ernste Todtenhalle betrat, fanden wir einige alte Mütterchen im eifrigen Gebete versunken in den wenigen Stühlen des Beinhauses. Nach der Aussage unsers Führers waren es vereinsamte, alte Wittwen, deren Ehemänner ihnen in's bessere Leben vorausgegangen waren. Man sah es ihnen an, sie hatten so recht das Wort des Predigers in ihrem Leben erfahren: „Alles auf der Welt ist eitel". Hier in der düstern Todtenhalle, die einen so eigenthümlich wehmüthigen Eindruck auf den Wanderer macht, der von draußen aus der lebensvollen Gebirgsnatur und dem heitern Tageslicht hier unter grinsende Schädel und modernde Knochen in die kühle Dämmerung des Gewölbes tritt, da mag ein Gemüth sich gerne vorzugsweise aufhalten, dessen einziger Genuß auf dieser Welt noch ein Weilen unter geliebten Todten ist, und der Rest nur noch eine Vorbereitung auf eine baldige Nachfolge und ein fortwährendes Gebet zum Herrn über Leben und Tod. Während wir über die eigenthümliche Pietät einer solchen Todtenfeier schweigend unsre Betrachtungen anstellten, nahm der Wirth einen schön geformten blanken Schädel, der einfach mit rothem Bändchen bezeichnet war, und eine unversehrte Doppelreihe prächtiger Zähne darbot, aus seinem Fache, und wies ihn uns mit den Worten: „Seht, meine Herren, das war meine erste Frau; Gott hab' sie selig! Sie war eine schöne und brave Person." Die Zähne und der Schädel ließen schließen, daß sie in der Blüte ihres Lebens dem Tode verfallen sein müsse. Und so war es auch. Der Mann erzählte uns mit Rührung, daß sie in einer schweren Niederkunft das Leben habe lassen müssen. Der Wittwer hat für seinen Schmerz wieder eine Trösterin gefunden, aber das Andenken der ersten Lebensgefährtin lebt dennoch immer frisch und ungeschwächt in seinem Gemüthe fort.

Die Beinhäuser der Urschweiz bieten für das Studium der Schädellehre eine reiche Fundgrube. Jedenfalls macht es einen höchst eigenthümlichen Eindruck auf das Gemüth des fremden Beschauers, auf der vergilbten Stirne manches alten Schädels den Namen eines berühmten Künstlers, eines

wackern Gelehrten, oder eines in der Geschichte des kleinen Freistaates hervorragenden Staatsmannes zu lesen. So wandert bei Betrachtung dieser Schädel in den Beinhäusern des Unterwaldnerländchens ein bedeutender Abschnitt seiner Geschichte vor dem geistigen Auge des kundigen Zuschauers vorüber. Beifolgendes Bild, von der Künstlerhand Balmer's nach der Natur gezeichnet, stellt das Innere des unterirdischen Beinhauses zu Stans vor. Viele der hier aufgeschütteten Schädel gehörten den heldenmüthigen Kämpfern an, welche am 7., 8. und 9. September 1798 gegen die zehnfache Uebermacht der Franzosen für Religion und Vaterland in heißem Schlachtgewühl ihr Leben gelassen haben, und an deren Andenken ein einfaches Denkmal aus schwarzem Marmor mit folgender rührender Inschrift erinnert: Denkmal den Ehrwürdigen Priestern, frommen Vätern, Söhnen, Müttern und Töchtern, welche an dem für Unterwalden ewig merkwürdigen 9. Herbstmonat 1798 und in der Folge Gott, dem Vaterlande und der Tugend, an der Zahl 414, ihr Leben muthvoll geopfert, von ihren Verwandten und Freunden errichtet 1807.

Wie in Unterwalden, so finden wir auch im Beinhause zu St. Michael, oberhalb der kleinen Stadt Zug, auf den Stirnen der dort massenhaft aufgehäuften Schädel die Namen gar vieler berühmter Männer und schon längst erloschener Geschlechter, welche sich in der Geschichte ihres Vaterländchens unsterblich gemacht haben.

Ein Beinhaus von ungewöhnlicher Größe stand vor der französischen Revolution zu Merlach, auf dem Schlachtfelde



Das Beinhaus von Stans.

bei Murten, in welchem die Knochen der erschlagenen Burgunder aufgeschichtet waren, die im Laufe der Jahre durch die Pflugschar des Landwirths aus dem dunkeln Schooße der Erde enthoben und an's Tageslicht gebracht worden; dasselbe wurde nach dem Einmarsche der Franzosen in die Schweiz im Jahre 1798 zerstört, und die Knochenreste da begraben, wo jetzt der hübsche Obelisk steht. In gleicher Weise steht links neben dem Eingange in die Schlachtkapelle ob Sempach auf dem dortigen Schlachtfelde ein kleines Beinhaus, in welchem man Haufen gewaltiger Knochen gefallener Oesterreicher erblickt. Aus der Größe dieser Knochen schließt der gut schweizerisch gesinnte Sigerist, die Schweizer und Oesterreicher hätten damals Finger gehabt groß wie Bratwürste.

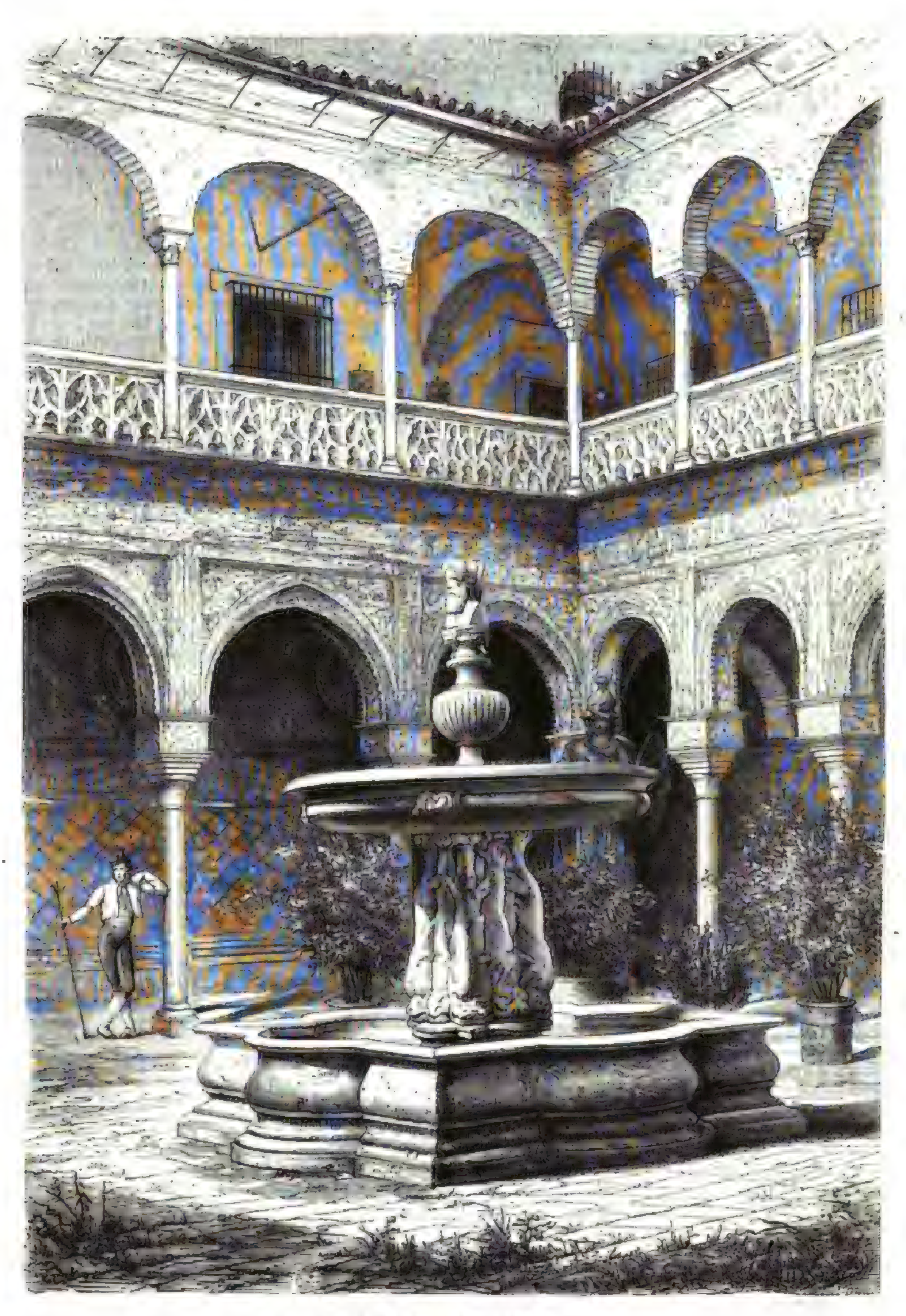
Wir begreifen es wohl, daß ein feines, ästhetisches Gefühl die Ueberreste der Dahingeschiedenen, die einmal dem Schooße der Erde anvertraut waren, auch bei Umgrabung der Kirchhöfe nicht mehr der Erde enthoben wissen möchte, das Volk findet nichts Schreckliches daran.

Das Haus des Pilatus in Sevilla.

Von

W. Mone.

Wer kennt nicht die prachtvollen Denkmäler maurischer Baukunst, an denen Spanien so reich, und deren Krone die von vielen Reisenden in begeisterten Schilderungen gepriesene Alhambra ist! Noch während die maurische Herrschaft im spanischen Süden fortbestand, haben die christlichen Bewohner der Halbinsel diesen Styl theilweise nachgeahmt,



Der Hof des Pilatushauses in Sevilla.

und auch später hat er sich noch längere Zeit erhalten, mußte sich's aber gefallen lassen, auf's Wunderlichste mit andern Baustylen, namentlich dem gothischen, vermengt und verbunden zu werden, so daß die seltsamsten Kompositionen entstanden. Eines der imposantesten Denkmale dieser Bauart ist das schon durch seinen Namen merkwürdige „Haus des Pilatus“ zu Sevilla.

Das Gebäude liegt auf einem kleinen Platz im östlichen Theile der Stadt und erscheint von außen ziemlich unscheinbar, wie auch sein im Style des fünfzehnten Jahrhunderts gehaltener Balkon als kein besonderes Meisterstück angesehen werden kann. Um so mehr erregt das, was man bei näherer Betrachtung über und neben dem Thore bemerkt, die Neugierde des Fremden. Ueber dem Haupteingang ist, wenn wir die Worte in's Deutsche übersetzen, eingemeißelt: Don Pedro Enriquez, oberster Statthalter von Andalusien; Donna Catalina de Ribera, seine Gemahlin, und Don Fadrique Enriquez y Ribera, ihr Sohn; — begonnen 1471, vollendet 1531. Darüber liest man eine lateinische Inschrift, über der sich wiederum fünf Jerusalemskreuze mit je drei Armen befinden, mit der Umschrift: Am 4. August 1519 zog er in Jerusalem ein. Zur Linken des Thores bemerkt man ein in die Mauer eingefügtes Kreuz aus Jaspis, und Alles dieß zusammen ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln.

Was den Namen „Haus des Pilatus“ betrifft, so glaubte man, in dem Hause eine Kopie von dem Palaste des römischen Prätors zu erblicken; damit begnügte sich aber die Volksphantasie nicht, sondern schuf die Sage, der Mörtel des Hauses sei mit Erde aus Jerusalem vermengt, oder gar, es sei in Wirklichkeit der Palast, in dem Christus vor dem römischen Richter stand.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat folgende Erklärung des Namens für sich: Don Fadrique Enriquez y Ribera ließ, als er 1518 nach Palästina zog, seinen Palast unvollendet zurück. Als er zurückkehrte, glaubte er in der Anlage des Hauses einige Aehnlichkeit mit dem des Pilatus, das er zu Jerusalem gesehen, zu finden, und er ließ es daher nach dem Muster desselben vollenden. Die Kreuze über dem Thore sind ganz dieselben, welche er zum Andenken an seine Pilgerfahrt auch in sein Wappen aufnahm. Das Jaspiskreuz an dem Thore aber verdankt folgendem Umstand seine Entstehung: Don Fadrique hatte zu Jerusalem die vierzehn Leidensstationen Christi ausgemessen, und wollte dieselben in seiner Vaterstadt getreu nachbilden lassen; das Jaspiskreuz sollte den Beginn des Leidensweges bezeichnen, dessen Ende ein kleines noch vorhandenes Denkmal, das Cruz del Campo, bestimmt. Die meisten dieser Leidensstationen sind jetzt ganz verschwunden.

Das Innere des Hauses aber bietet erst das Interesse, von dem wir in den einleitenden Worten gesprochen. Zuerst tritt man in einen unscheinbaren Hof; folgt man aber der doppelten Reihe von Marmorsäulen zur Rechten, so gelangt man in das Herz des Gebäudes, einen großen Hof, welcher denen des Alcazar und der Alhambra wenig nachgibt. Er ist 62 Fuß lang und 60 Fuß breit, rings von einer Gallerie umgeben, welche von 24 Bogen und ebensovielen Marmorsäulen getragen wird. In der Mitte befindet sich ein schönes Bassin, aus dessen Mitte sich eine Delphinengruppe erhebt; diese dienen wiederum einer runden Vase zur Unterlage, welche ihrerseits von einem Januskopf überragt wird. An den Ecken des untern Bassins stehen vier kolossale Figuren auf Granitsockeln, welche eine Minerva als Friedensgöttin, dieselbe als Kriegsgöttin, Diana und Ceres vorstellen; die Fontaine wie die Figuren selbst sind echte, aus Rom stammende Antiken. Die Wand im Hintergrunde der Gallerie ist mit mäandrisch verschlungenen Arabesken geziert, welche an Eleganz und Reichthum ihresgleichen suchen. Die Grundmauer ist bis auf eine Höhe von zehn Fuß mit reich verzierten, emaillirten Fayenceplatten bekleidet, azulejos genannt, während uns aus den runden Nischen, welche in der Wand angebracht sind, die Büsten der berühmtesten Kaiser entgegenblicken, deren Reihe — in Spanien selbstverständlich — Kaiser Karl V. eröffnet. Ueber dieser Gallerie befindet sich eine zweite, welche ebenfalls auf 24 Säulenbogen ruht, und wie die untere mit Arabesken und Azulejos geschmückt ist, während sie sich von der andern durch eine sehr schön gearbeitete gothische Balustrade — eine seltsame Zusammenstellung mit dem maurischen Style — auszeichnet. Die schönste Zierde des mit Marmor gepflasterten Hofes aber bilden die zahlreichen Blumenstöcke, welche mit Geschmack vertheilt sind; das Ganze macht mit seinen arabischen Ornamenten, seinen griechischen Statuen, römischen Büsten und den verschiedenen farbigen Säulen einen nicht leicht zu verlöschenden Eindruck. Die glückliche Mischung von scheinbar ganz Unzusammengehörendem, von Ernst und Grazie, von Einfachheit und freispielender Phantasie bezaubert das Auge, und versetzt, in Verbindung mit dem fortwährenden Murmeln der Fontaine, den Beschauer, der sich diesem Eindruck ganz hingibt, in eine angenehm melancholische Stimmung und einen träumerischen Halbschlummer.

Ueber diesem Hofe öffnen sich auf die Gallerieen die weiten Räume des Palastes. Die Zimmer und Säle des Erdgeschosses befinden sich in einem traurigen Zustande der Verwüstung, doch betreten wir zur Rechten einen länglicht viereckigen Raum, der ebenfalls auf's Schönste mit Azulejos und Arabesken geschmückt ist; der Gerichtssaal des Pilatus wird er vom Volke genannt. An ihn stößt die Kapelle, deren Wände mit Fayencetafeln verkleidet sind; aber schon ehe wir eintreten, fesselt das Portal derselben, in dem sich gothischer und maurischer Baustyl auf das Seltsamste aber nicht ohne Geschmack vermischen, unser Auge. Die ernsten Formen der Gothik werden durch die graziösen und phantasievollen maurischen Partieen gemildert, und diese wiederum durch die ersteren an jeder Ausschweifung gehindert; in der Kapelle selbst zeigt man die Säule, an welche Christus während der Geißelung gebunden war.

Von einer andern Seite des Hofes gelangt man durch weite Korridore und Säle, welche die traurigen Spuren des Verfalls an sich tragen, in eine von Marmorsäulen getragene Halle. Hier glaubt man sich unwillkürlich in das Haus einer griechischen oder römischen Ruinenstadt versetzt; denn der ganze Boden ist mit Ueberresten von Antiken bedeckt, welche unordentlich durcheinanderliegen, oder an den Wänden aufgeschichtet sind, und es müßte einem echten und gerechten Alterthumsforscher in der Seele weh thun, wenn er diesen Gräuel der Verwüstung sieht, und darunter sofort eine prächtige Alexanderbüste und einen bewundernswürdigen Kleopatrakopf entdeckt. Durch diese Halle gelangt man in den dicht mit Orangenbäumen bepflanzten Garten, in welchem man plötzlich durch den Anblick eines in einfachem, modernem Styl erbauten Hauses überrascht wird. Aber dieses einfache Aeußere birgt die größten Schätze für den Kunstkenner, der hier zahlreiche Antiken aus Marmor oder Terra cotta, viele vollständige Rüstungen und ganze Trophäen von verschiedenen Instrumenten mit Ordnung und Geschmack aufgestellt oder aufgehängt findet.

Das merkwürdigste Stück dieser Alterthümersammlung ist leider zu Grunde gegangen; es war das eine um enormen Preis gekaufte Vase, welche die Asche des Kaisers Trajan enthalten sollte. Eine ungeschickte Hand zerbrach das Gefäß eines Tages, die Asche des Kaisers fiel heraus, und ein tückischer Windstoß entführte dieselbe wahrscheinlich in's italische Heimatland. Der obere Stock des Gebäudes, der ganz vollständig erhalten ist, enthält außer einer prächtigen Tropfsteinkuppel, welche der im Saale der Gesandten im Alcazar nachgebildet zu sein scheint, nichts Merkwürdiges; auch er ist allenthalben mit Azulejos gepflastert und verkleidet.

Der Palast ist gegenwärtig Eigenthum der Familie Medina-Celi y Alcala, welche von den Fadrique Enriquez abstammt. Der Grundbesitz dieser Familie ist ungeheuer, durch

ganz Spanien liegen ihre Schlösser und Paläste zerstreut, und ein Mitglied derselben könnte, wie man in Sevilla versichert, ein ganzes Jahr von Valencia nach Badajoz und von St. Sebastian nach Algesiras reisen, und jeden Tag das Nachtquartier wechseln, ohne jemals unter einem fremden Dache schlafen zu müssen.

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

Ein Lebensbild
von
A. v. Winterfeld.

Er war für das Geringe nur geschaffen,
Und war doch mehr als viele große Laffen.
J. H. Wessel.

Erstes Kapitel.

Wenn ich an meine ferne Kinderzeit zurückdenke, dann ist es mir immer, als säße ich an einem nebligen Morgen auf einem Berge und schaute hinab in das bekannte Thal mit dem stillen Dörfchen, wo ich geboren wurde. Dort zeigen sich die unbestimmten Umrisse des alten, lieben Kirchthurms, dort nicken mir die Linden am stillen Predigerhause so ernst und doch so freundlich zu . . . und im nächsten Augenblick ziehen die wallenden Nebel wieder über mein schönes Bild und verdecken es mit ihren träumerisch wehenden Schleiern.

Es ist so manches Jahr über meinem Haupte dahingegangen, seit ich ein Kind war in jenem stillen Dorfe, wo ich geboren wurde. Ich denke oft und gern an jene Zeit zurück; denn das Alter beschäftigt sich ja eben mit solcher Vorliebe mit der Jugend, weil es selber eine zweite Jugend ist. Alter und Jugend verstehen deßhalb einander auch so gut, weil sie die reinsten Herzen haben. Der Mensch ist am besten im Anfange und am Ende seines Lebens; die bösen Leidenschaften aber liegen in der Mitte.

Ich bin jetzt ein alter Mann mit spärlich weißem Haar; aber ich denke gern und lächelnd zurück an den fröhlichen Knaben, der auf der Dorfstraße herum spielte mit den anderen Kindern. Ich denke namentlich auch gerne an jene Zeit zurück, weil sie mir beinahe ein halbes Räthsel geworden ist. Die wehenden Nebelschleier der fernen Vergangenheit ziehen darüber hin, und wenn hier und dort eine liebe Gestalt aus derselben emportaucht, deren möcht' ich gerne noch immer mehr und mehrere sehen und deutlicher, und sie zu einander in Beziehung bringen. Und so sitze ich denn oft stundenlang und schaue vor mich hin in den Sand und denke nach, wie das wohl Alles war und jenes, und dabei wird mir dann so fröhlich und selig um's Herz, wie mir wohl damals war in der fernen Zeit meiner Kindheit.

Aber das Bild will mir doch niemals recht klar werden, wie ich auch immer denke und denke. Manchmal scheint es mir allerdings hinein wie ein heller Sonnenblick, aber gleich darauf ziehen die bösen Nebel wieder darüber hin und verderben mir meine ganze Freude. Das macht mich zuweilen ordentlich traurig. Meine liebsten Gestalten habe ich aber doch herausgefunden.

Dort in der kleinen, ärmlichen Stube sitzt ein ernster, blasser Mann und näht eifrig an einem groben, blauen Leinwandkittel, wie sie die Bauern damals trugen. Das ist mein Vater. Und auf der Ofenbank, in der Ecke der Stube, sitzt ein anderer Mann, ein freundlicher Greis, mit tiefgefurchtem Antlitz und langem, weißem Silberhaar. Er raucht behaglich aus einem schwarzgebrannten Thonstummel und schaut lächelnd durch die trüben, grünen Fensterscheiben nach den alten Linden, die drüben auf dem Kirchhofe die grünbewachsenen Gräber mit den hölzernen Kreuzen beschatten. Er denkt wohl darüber nach, wie still und friedlich sich's da ruhen muß. Das ist mein Großvater, der mir immer des Abends in der Schlummerstunde so schöne Geschichten erzählte, wenn wir zusammen auf der hölzernen Bank vor der Hausthüre saßen. Auf der Erde, neben dem Großvater, kauerte ein kleiner Knabe mit hellem Flachshaar; er blickte von Zeit zu Zeit nach dem alten Manne empor, ob der nicht bald eine schöne Geschichte anfangen würde; aber wenn er fortwährend schwieg und schwieg, und wenn die Fliegen so eigenthümlich träumerisch durch die kleine Stube summten und sangen, dann fielen dem kleinen Jungen die müden Augen zu, und der flachshaarige Kopf sank schwer auf die bunte Weste herab. Und wenn er dann an dem plötzlichen Ruck erwachte, dann schaute er ängstlich und verstohlen auf den alten Großvater, ob der es auch wohl bemerkt hätte; denn das war ihm immer unangenehm, wenn der Alte ihn beim Schlafen überraschte. Der kleine Junge war ich selbst; der Einzige, der noch übrig ist aus jener stillen Häuslichkeit. Vater und Großvater ruhen schon längst unter den alten Linden auf dem stillen Kirchhofe, und ihre Gräber mögen auch wohl schon grün überwachsen sein, ebenso wie das Grab der guten, sorglichen Mutter, die mir immer die blonden Haare kämmte und mir dann so liebevoll den Mund und die Backen küßte, wenn sie mich recht hübsch gemacht hatte.

Das war eine schöne, selige Zeit, und wenn ich daran zurückdenke, dann gehen mir immer die alten Augen über, und es wird mir so weh, und doch so wohl um's jung gebliebene Herz. Ich denke mir immer, oben im Himmel müßte es ungefähr ebenso sein. Das irdische Paradies muß doch eine Aehnlichkeit mit dem himmlischen haben. Ach, das wäre schön, wenn man dort oben über den Wolken wieder mit all' den Lieben zusammenträfe, die man hier auf Erden verlassen. . . Der Gedanke muß den Tod recht leicht und schmerzlos machen.

Mein Vater war Dorfschneider und brachte seine Familie kümmerlich durch mit seiner Hände Arbeit; denn das Dorf war nur klein, und die Bauern und Taglöhner mußten sich auch behelfen und nach ihrer Decke strecken. Der Acker war größtentheils sandig, auf den Wiesen wuchs nur ein kurzes, hartes Gras, und der dünn bestandene Fichtenwald gehörte dem König. Da mußte so ein blauer Leinwandkittel schon zwei Jahre halten, und die Leute schonten ihn, so viel sie irgend konnten. Im Sommer, wenn es heiß war, zogen sie ihn gar nicht an, sondern gingen in Hemdärmeln, und nur des Sonntags, wenn sie mit ihren Frauen in die Kirche gingen, oder wenn sie einen Sack Korn in die Stadt fuhren, wurde der blaue Rock aus dem alten Spind geholt, und ehe sich der Bauer auf den Häckselsack setzte, nahm er jedesmal vorsichtig die langen Schöße auseinander, damit er sich keine Falten hineinsäße.

Da war natürlich für meinen Vater nicht viel zu verdienen, und wenn nicht das kleine Haus und das Gärtchen dahinter sein Eigenthum gewesen wären, dann hätte natürlich die Noth noch öfter und härter in unser Leben hineingeblickt.

In dem kleinen Gärtchen war es aber ganz reizend. Dicht hinter dem Hause waren ein paar schmale Blumenbeete, die so wunderschön dufteten an stillen, warmen Sommerabenden. In der Mitte ging ein Steig durch den Garten, und zu beiden Seiten desselben wuchsen Kohl und Kartoffeln und Gurken, und hinten in der Ecke war auch ein kleines Beet mit Tabak, das sich der Vater und der Großvater selbst zurechtmachten. Am Ende des Steiges aber war eine Laube von wildem Wein, aus dieser hatte man eine schöne Aussicht über die Felder hinweg auf das Nachbardorf.

Da war ich noch nie hingekommen. Der Großvater erzählte mir aber, daß jenes Dorf viel größer und schöner wäre, als das unsrige, und daß es überhaupt noch weit mehr Dörfer auf der Erde gäbe, und auch Städte, in denen viele tausend Menschen beisammen wohnten; da wären die Häuser alle von Stein, und auf den gepflasterten Straßen führen prächtige Wagen umher, die den reichen und vornehmen Leuten gehörten. Und wenn des Abends der Mond schien, mit den vielen flimmernden Sternen daneben, dann sagte der Großvater, das wären auch lauter solche Erden

wie die unsrige, und da wohnten auch Wesen darauf, die den lieben Gott anbeteten.

Wenn ich das Alles so mit anhörte, und wenn ich mir in meinem kleinen Kopf eine Vorstellung zu machen versuchte, wie groß und herrlich die ganze Schöpfung sei, dann wurde mir immer so bange um's Herz herum, und ich kam mir so unendlich geringfügig und unbedeutend vor in der unermeßlich großen Gotteswelt, daß ich manchmal anfing still vor mich hin zu weinen.

Ich war überhaupt ein scheuer und schüchterner Knabe, und traute mir immer nicht recht etwas zu.

Wenn mir der Peter, der Sohn vom Nachbar Schmied, mein Butterbrod wegnahm, dann stieg wohl der Zorn über die Gewaltthat in meinem Innern auf, aber ich wagte es doch nicht, mich zu widersetzen. Ich war zwar für mein Alter ein ganz strammer und stämmiger Junge und hätte es wohl mit dem Peter aufnehmen können, aber ich war zu schüchtern. Der Peter hatte einen so gewaltig großen Mund und machte gleich immer einen Spektakel, daß das halbe Dorf zusammenlief, und dann schlich ich lieber still von dannen und ließ ihm mein Butterbrod und hungerte.

Der Peter war überhaupt ein recht schlechter, ungezogener Junge. Wo er einem Menschen einen Schabernack spielen konnte, that er es mehr wie gern, und freute sich dann nicht wenig, wenn ihm sein Bubenstück gelungen war. Er hieß deßhalb auch im ganzen Dorf der böse Peter. Man sah ihm seinen schlechten Charakter gleich auf dem Gesicht an. Er hatte fuchsrothes, struppiges Haar, eine Menge gelber Sommersprossen auf Nase und Backen, und wenn er Einen anschaute, dann sah das eine Auge stets nach einer andern Richtung, wie das zweite. Die Leute sagten, das wäre der böse Blick; damit hätte der liebe Gott die schlechten Menschen gezeichnet, daß man ihnen nicht trauen sollte.

Der böse Peter hatte es förmlich auf mich abgesehen, und wo er mich nur zu Gesicht bekam, da machte er sich an mich und neckte mich und fügte mir Böses zu, wie er nur irgend konnte. Ich mochte deßhalb auch gar nicht mehr auf die Dorfstraße hinausgehen, sondern blieb lieber in unserem kleinen Garten hinter dem Hause, und ließ mir vom Großvater Geschichten erzählen und sah aus der Weinlaube nach dem großen Dorf hinüber, wo es so schön sein sollte. Ich wäre gern einmal hinüber gegangen, aber es wollte sich immer keine Gelegenheit finden.

Obgleich es meinem Vater nur schlecht ging, wurde ich dennoch auch für das Schneiderhandwerk bestimmt. Ich konnte das so spielend erlernen, und was sollte ich am Ende auch anders werden? Zum Bauer hatte ich kein Geld, der Schuster sah immer gar so schmutzig aus, und das Schmiedehandwerk war mir durch den bösen Peter verhaßt geworden; da war mir eigentlich die Schneiderei noch am allerliebsten, und ich fühlte mich ganz glücklich und zufrieden, wenn ich neben meinem Vater saß und die Schöße an einen blauen Leinwandkittel nähte.

So vergingen Jahre. Ich saß bei meinem Vater und nähte und nähte, und unterdessen starb der alte Großvater und wurde hinüber getragen nach dem stillen Kirchhof unter die schattigen Linden, die er immer so gern angeschaut hatte. Das war recht traurig; ich mochte seit der Zeit gar nicht mehr aus dem Fenster sehen; denn mein erster Blick fiel jedesmal auf das kleine, schwarze Kreuz, das seine letzte Ruhestatt bezeichnete.

Eines Vormittags saß ich wieder, wie gewöhnlich, neben meinem Vater und nähte, als eine ganz wunderbare Musik an unsere Ohren drang. Wir hoben Beide, fast gleichzeitig, den Kopf und horchten.

„Es werden hereinziehende Musikanten sein!" sagte mein Vater; und da diese in unserem kleinen, armen Dörfchen sehr seltene Gäste waren, so öffnete mein Vater das trübe, niedrige Fenster und zwängte den Kopf und die eine Schulter hindurch.

Auf mich hatten die Töne jedoch einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich von meinem Schemel emporsprang und mit den Leinwandhosen, an denen ich gerade nähte, vor die Thüre eilte. Mein Gott, was war das für ein Anblick!

Die Dorfstraße herauf, wo die Musik herkam, glänzte es wie flüssiges Silber, so blank und so hell, daß mir die Augen weh thaten bei dem ersten Schauen. Als ich aber genauer hinsah, unterschied ich schon eine Menge von Pferden, auf denen wundervoll geputzte Menschen saßen, ungefähr wie die alten Ritter, von denen mir der selige Großvater manchmal erzählt hatte.

Der Zug kam näher und näher und befand sich jetzt gerade unserem kleinen Hause gegenüber. Voran ritten die Musikanten, die auf ihren blinkenden Instrumenten eine so berauschende Musik machten; dann kam ein schöner, stattlicher Mann, der feiner und vornehmer aussah, als alle Uebrigen, und sich fortwährend gnädig rechts und links umblickte. So hatte ich mir den König immer vorgestellt, und bei dem Gedanken, daß er es sein könnte, wäre ich beinahe in die Kniee gesunken und hätte die Hände gefaltet. Die Leute, die hinter ihm ritten, hatten Alle weiße Jacken an, mit kurzen Schößen, und Brust und Rücken waren von einem strahlenden Panzer bedeckt, in dem sich die Sonne wunderbar spiegelte. Auf den Köpfen trugen sie hohe, schwarze Helme mit gewaltigen Roßkämmen, die sich nach vorn herunterneigten und etwas gewaltig Martialisches hatten. An der linken Seite hatten die Reiter lange Schwerter, und vorn am Sattel steckten zwei große Pistolen.

Der glänzende Zug mochte ungefähr zur Hälfte an unserem Häuschen vorüber sein, und ich stand noch immer in sprachlosem Erstaunen da, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe eine laute Stimme rufen hörte: „Nicht wahr, das 'ſt 'mal nett? Solch' ein Kerl wirst Du aber niemals werden, junger Ziegenbock!" Und gleich darauf wandten die Reiter alle ihre Köpfe zu mir herum und wollten sich ausschütten vor Lachen und Lustigkeit.

Ich fühlte, daß mir das Blut glühend heiß in's Gesicht stieg, und als ich verwirrt die Augen zu Boden senkte, da sah ich mit Schrecken, daß ich in der einen Hand meine halbfertigen Leinwandhosen hielt, und in der andern die Nadel mit dem groben, langen Faden. Ich hätte in die Erde sinken mögen vor Scham; als ich jedoch dicht neben mir wieder die spottende Stimme des bösen Peter vernahm, da lief ich schnell in die Stube zurück, setzte mich in eine Ecke und weinte.

Der Vater sagte, ich wäre ein dummer Junge, und ich sollte mich gleich wieder hinsetzen und arbeiten, und das that ich denn auch; aber meine Seele war gewaltig traurig, und ich konnte lange Zeit den Eindruck dieser Szene nicht verwinden.

Weßhalb sollte ich denn niemals ein solcher Kerl werden können? Weil ich ein Schneider war? Hatte ich denn ein entehrendes Handwerk ergriffen, und waren die Söhne vom Schuster und vom Schmied mehr als ich? Das konnte ich durchaus nicht begreifen, und die Gedanken quälten mich Tag und Nacht, daß ich beinahe den Appetit darüber verlor. Es hatte sich aber seit jener Szene ein Gefühl in mein Herz geschlichen, das mir früher gänzlich unbekannt gewesen war. Mir war es immer, als wenn ich eine innere Stimme hörte, die ich Anfangs nicht recht verstand; aber je länger sie sprach, und je aufmerksamer ich ihr lauschte, desto deutlicher wurde sie mir nach und nach.

„Weßhalb solltest Du denn niemals ein solcher Kerl werden können?" hörte ich die Stimme sagen. „Bist Du nicht ein großer, strammer Junge geworden? Was man nur ernstlich will, das kann man auch, und Du bist doch nicht um ein Haar schlechter, als der böse Peter und der Sohn vom Schuster. Man muß nur ernstlich etwas aus sich machen wollen, dann hilft der liebe Gott schon weiter."

Der Vater hatte mir gesagt, das sei eine Schwadron Kürassiere gewesen, und als ich einmal den leisen Wunsch äußerte, ich möchte auch wohl solch' ein Reiter werden, da machte der Vater ein ganz böses Gesicht und sagte, das

wäre kein Brod, und außerdem würde er alt, und ich müßte ihm helfen bei der Arbeit.

Das sah ich denn wohl ein und ergab mich in mein Schicksal; aber, ich weiß nicht wie es kam, das Schneiderhandwerk wollte mir gar nicht mehr recht gefallen, und fing beinahe an mir zuwider zu werden.

Und es vergingen wiederum einige Jahre in derselben Eintönigkeit wie früher. Ich saß neben meinem Vater und nähte und nähte; es ward selten ein Wort zwischen uns gewechselt, und wenn des Tages Arbeit gethan war, verzehrten wir schweigend unser kärgliches Abendbrod und gingen zu Bette.

Da kam eine Zeit, die eine vorübergehende Veränderung für unser stilles, abgelegenes Dörfchen brachte. Der Vater hörte eine Stunde früher auf zu arbeiten und ging dann, was er sonst nie gethan, in den Krug zu Bier, und wenn er dann wieder kam, dann hatten seine Augen etwas Glänzenderes als sonst; aber sprechen that er nicht mit mir, und ihn zu fragen wagte ich nicht.

Wenn ich aber einmal vor die Thüre kam, auf die Dorfstraße hinaus, dann standen Gruppen von Menschen zusammen und sprachen so eifrig und hantierten mit den Armen herum, wie ich es sonst nur gesehen hatte, wenn sie einen Ochsen oder ein Pferd unter sich verhandelten. Wenn ich dann neugierig näher schlich, dann hörte ich wohl so etwas wie „Napoleon . . . und Rußland . . . und der König hätte gerufen," aber ich konnte mir keinen rechten Vers aus dem Allem machen, und wenn ich es wagte, Jemand zu fragen, was denn eigentlich los sei, dann hieß es gewöhnlich, ich sei ein dummer Junge und brauche das nicht zu wissen. Später merkte ich aber wohl, daß es Krieg wäre; denn es



Der Eintritt fremder Truppen.

gingen mehrere Bursche aus unserem Dorfe in die Stadt, um Soldaten zu werden und mitzugehen, und später hörte ich auch etwas von großen Schlachten, die geschlagen worden waren, und endlich hieß es, nun wäre wieder Friede, und Napoleon sei auf eine Insel verbannt worden, die weit, weit im Weltmeer liege.

Es dauerte auch nicht lange, so kamen von den Burschen, die in den Krieg gegangen waren, Mehrere zurück; die Andern waren todtgeschossen worden. Die aber wieder zurückgekommen waren, die sahen einmal recht verändert aus. Sie waren Alle noch halb in Uniform, und die Gesichter sahen gar nicht mehr so dumm und gleichgültig aus wie früher, sondern hatten etwas Selbstbewußtes und Entschlossenes bekommen, das einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck auf mich machte. Der Eine von ihnen hatte ein schwarzes Kreuz mit silbernen Rändern als Auszeichnung erhalten, das trug er an einem schwarz und weißen Bande auf der Brust, und Jeder besah es und ließ sich die Geschichte erzählen, wie er dazu gekommen. Ich hörte auch manchmal ein Stückchen davon, aber auch dieses Wenige regte mich gewaltig auf, und ich nahm jedesmal die Mütze ab, wenn ich dem Mann mit dem Kreuze begegnete.

In meinem Herzen wurde ich aber ganz traurig, daß ich nicht auch hatte mitgehen und das Vaterland befreien können, und nun war Alles vorbei, und ich mußte mich wieder, nach wie vor, auf meinen Schemel setzen und blaue Leinwandkittel für die Bauern nähen.

So vergingen wiederum mehrere Jahre, und ich war mittlerweile ein ganz hübscher, kräftiger Bursche von neunzehn Jahren geworden. Da kam eines guten Nachmittags

der Landbriefbote in unsere Stube, und gab meinem Vater einen langen Brief mit einem großen, rothen Siegel. Das war wieder eine seltene Erscheinung bei uns, und der Vater machte auch ein ganz ernsthaftes Gesicht, legte die Arbeit beiseite, setzte sich die Brille auf und fing an zu buchstabiren. Während er so las und las, nahmen seine Züge einen unwilligen Ausdruck an, und als er endlich fertig war, warf er den Brief heftig auf den Tisch und sagte ärgerlich: „Da haben wir's! Nun geht die Geschichte mit dem Soldatenspielen richtig los! Der Krieg ist doch lange vorbei und Napoleon gefangen, was braucht denn da der König noch so viele Soldaten?" Dann wandte er sich an mich mit den Worten: „Du sollst nächsten Mittwoch in die Stadt und Dich zum Soldatwerden stellen. Hoffentlich loosest Du Dich frei und ich behalte Dich bei der Arbeit."

Weiter sprach mein Vater nichts; als sich aber der Briefträger ausgeruht hatte und wieder ging, da begleitete ich ihn zur Stube hinaus und ließ mir draußen von ihm erzählen, wie denn das Alles eigentlich zusammenhinge.

Das Herz schlug mir gewaltig bei dem Gedanken, daß ich nun vielleicht bald Soldat werden sollte, und so gern ich den Wunsch meines Vaters erfüllt hätte, so unangenehm war mir doch auf der andern Seite die Möglichkeit, daß ich mich freiloosen könnte und wieder zurück müßte in die dunkle, kleine Stube, um Leinwandkittel und Hosen zu machen.

Der ersehnte Mittwoch kam, und ich machte mich in meinem besten Anzuge, in Gesellschaft des bösen Peter und noch dreier anderer Bursche aus unserem Dorfe, auf den Weg zur Stadt. Es war gewiß recht sündlich, aber es war mir ungefähr so zu Muthe wie damals, als ich zum ersten Mal zur Kommunion ging in unsere kleine Kirche. Aber was kann der Mensch für seine Gedanken und Gefühle? Er selbst macht sie sich doch nicht, und darum muß er sie schon hinnehmen, wie sie ihm kommen.

Die anderen Bursche waren Alle ziemlich still und in sich gekehrt, und nur der böse Peter führte fortwährend lose Redensarten im Munde und unterließ natürlich auch nicht, mich zu necken und zu ärgern, wo er nur irgend konnte. Aber es verdroß mich dießmal nicht so sehr als sonst; es war mir, als ob der Gang, den ich machte, mir eine gewisse Würde verleihe und mich hinwegsetzte über solche niedrige Anfeindungen. Ich glaube, mein Herz hörte schon ein Bischen auf Schneider zu sein, und fing an allmälig Soldat zu werden. Ach Gott, wenn ich mich nur nicht freiloofte!

Zweites Kapitel.

Als wir in der Stadt ankamen und uns nach dem Gebäude hingefragt hatten, wo die Gestellung stattfinden sollte, war vor der Thüre schon eine große Menge junger Bursche versammelt, die derselbe Zweck hieher geführt hatte wie uns. Wir mochten ungefähr eine gute Stunde gewartet haben, da kam ein alter Unteroffizier mit einem bärbeißigen Gesicht heraus und verlas unsere Namen, und wenn Einer nicht gleich, wie aus der Pistole geschossen, antwortete, dann wurde der Alte ganz roth im Gesicht, und fing an zu donnern und zu wettern, daß mir dabei ganz bange um's Herz wurde.

Ich hielt den Athem an und wartete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, bis mein Name käme, um sofort das vorschriftsmäßige „Hier!" herauszustoßen; aber mein Name kam nicht und kam nicht.

„Mein Gott! sollten sie Dich vergessen haben?" dachte ich in meinem Innern. „Das wäre schrecklich, wenn Du wieder umkehren müßtest, ohne daß Dich die Kommission nur einmal gesehen hätte." Und ich überlegte hin und überlegte her, was ich wohl thun und anfangen sollte, wenn mein Name nicht aufgerufen würde. Da schrie der bärbeißige Unteroffizier plötzlich: „Christian Künzel!"

Ich bekam einen Schreck, als wenn mir Jemand eine Kanone vor den Ohren abgefeuert hätte; die Luft verging mir plötzlich, und ich riß den Mund auf, um mein lange vorbereitetes „Hier!" herauszustoßen; aber, so weit ich den Mund auch geöffnet hatte, es kam auch nicht der leiseste Ton.

„Christian Künzel!" schrie der Unteroffizier noch einmal, indem er purpurroth im Gesicht wurde und sich im Kreise umblickte, als wenn er uns Alle mit Haut und Haar verschlingen wollte. „Wo steckt denn der taube Bauernbengel?" — „Es ist ja ein Schneider!" rief da aus dem Haufen eine Stimme, die ich sogleich als die des bösen Peter erkannte. „Da steht er; der mit dem offenen Munde!" Die ganze Gesellschaft lachte los und sah sich nach mir um; der Unteroffizier aber wurde jetzt ganz glühend im Gesicht und schrie mit einer Donnerstimme: „Ruhig, ihr Lümmels, oder der Teufel soll euch in eure verdammten Mäuler fahren! — Christian Künzel!!! — Wo steht nur der Satanskerl?" — „Hier!" wollte ich laut und deutlich rufen; aber die Stimme schnappte mir über, und ich brachte nur einen hellen, quäckenden Ton hervor. — „Der Kerl hat ja eine Stimme wie ein zerrissener Zwirnsfaden!", rief der Unteroffizier, nachdem er mir einen durchbohrenden Blick zugeworfen hatte, und dann fuhr er fort, mit derselben Energie die Namen weiter zu verlesen, bis er zu Ende war und das Papier wieder zusammenfaltete. „Mir nach! . . . aber die Mäuler gehalten . . . und nicht so aufgetrampt . . . damit die hohe Kommission nicht gestört wird!" rief er dann, und schritt uns mit einer solchen Würde voran, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht wahrgenommen hatte. — „Du lieber Gott!" dachte ich in meinem Innern, „das ist doch schon ein gewaltig vornehmer Herr. Wie muß nun erst die hohe Kommission aussehen . . . vor der wächst Dir der Mund gewiß ganz zu, und Du kannst kein Sterbenswörtchen hervorbringen."

Als wir oben auf einem großen Flur angekommen waren, theilte uns der würdevolle Unteroffizier in zwei Hälften, von denen die eine gemessen und die andere ärztlich untersucht wurde. Beim Messen bekam ich einige Rippenpüffe, weil ich die Stellung nicht ordentlich herausbekommen konnte; dann schrieb mir der würdevolle Unteroffizier mit Kreide ein paar Zahlen auf die Brust, gab mir einen Schups und sagte: „Zum Doktor!"

Das war mir eigentlich unangenehm und genirlich. Ich bekam da zwar keine Püffe, aber der Offizier, der bei der Untersuchung zugegen war, machte solch' spinöses Gesicht und nahm in jeder Minute drei Prisen, obgleich er schon das helle Wasser in den Augen hatte.

Als er mit mir fertig war, schrieb er etwas in eine Liste und rief dann: „Marsch!" Ich verstand wohl, daß das so viel bedeuten sollte als: „Nun kannst Du gehen," und ich machte deßhalb einen so schönen Diener, wie ich ihn nur zu Stande bekommen konnte, und ging dann zur Stube hinaus. Kaum hatte ich mich aber umgewandt, so lachten der Offizier und der Doktor laut auf. Ich konnte gar nicht begreifen, weßhalb ich den Menschen immer komisch vorkäme, und indem ich noch darüber nachdachte, was wohl die Ursache ihrer Heiterkeit gewesen sein könnte, bog ich gerade um den Schornstein, der die Thüre der Untersuchungsstube verdeckte, und wollte mich wieder unter den Haufen der andern Bursche begeben, die sich noch immer von dem würdevollen Unteroffizier messen ließen.

Sowie sie mich aber zu Gesicht bekamen, brachen sie in ein so schallendes Gelächter aus, daß ich ganz betäubt davon wurde und stehen blieb.

„Was fällt denn dem Lümmel ein?" rief der Unteroffizier, der, trotz seiner Würde, das Lachen doch nicht unterdrücken konnte. „Er will hier wohl Adam spielen?" Und wieder brüllte der ganze Haufe los, und als ich mich nun betrachtete, da sah ich . . . Mein Gott, wie konnte ich auch nur so gedankenlos sein!? — Die Geschichte war mir äußerst unangenehm, und ich schämte mich den ganzen Tag über.

Als Alle gemessen und ärztlich untersucht waren, wurden wir in kleine Abtheilungen getheilt, um in diesen vor die hohe Kommission gestellt zu werden. Ich war mit dem bösen Peter zufällig in einer Abtheilung, und das verstimmte mich

noch mehr, als ich es schon war, denn die Nähe dieses Menschen brachte mir fast immer Unglück.

Wir mußten wieder ziemlich lange warten, bis wir heran kamen. Endlich rief der würdevolle Unteroffizier unsere Abtheilung auf, und wir setzten uns in Bewegung, um uns von ihm an den Ort unserer Bestimmung führen zu lassen. Mir schlug das Herz so gewaltig, daß die mit Kreide geschriebenen Zahlen auf meiner Brust ordentlich zu hüpfen begannen. Die hohe Kommission! — Vor solchen Leuten hatte ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gestanden. Mein Gott, wenn ich nur erst wieder glücklich aus jenem Zimmer heraus wäre!

Wir traten ein. Da saßen mehrere Herren an einem langen Tisch, und Jeder hatte einen Stoß von beschriebenem Papier vor sich. Der in der Mitte, das war gewiß der Herr Major; denn er hatte große silberne Epauletten auf den Schultern; aber er kam mir merkwürdigerweise lange nicht so vornehm und gewaltig vor, als der Unteroffizier, der unten unsere Namen verlesen hatte. Es war ein dicker, freundlicher Mann mit kleinen, gutmüthigen Augen und fetten Hängebacken. Einen Bart hatte er fast gar nicht, nur ein paar struppige, graue Härchen dicht unter der Nase, und der Kopf war auch schon ziemlich kahl. Wenn er nicht die großen silbernen Epauletten gehabt und Zivilkleidung getragen hätte, würde man ihn eher für einen Bürgermeister gehalten haben. So hatte ich mir früher einen Major durchaus nicht gedacht. Neben ihm saß der Herr Landrath, den kannte ich schon; denn der war öfters durch unser Dorf gefahren und hatte nachgesehen, ob die Wege auch sehr schlecht wären. Er konnte das aber eigentlich gar nicht sehen, denn er war gewaltig kurzsichtig, und wenn der Schulze ihm daher gesagt hatte, daß Alles in bester Ordnung wäre, dann lüftete er gnädig den Hut und fuhr wieder weiter.

Das war schon ein bedeutender Mann, der Herr Landrath; denn es war der Einzige, vor dem unser Schulze die Mütze abnahm, und das wollte etwas sagen; denn er behielt den Deckel sogar auf, wenn er in die Kirche trat, weil er Kirchen- und Schulvorsteher war.

Neben dem Herrn Landrath saß ein Herr in einer blauen Uniform mit goldenen Epauletten, dem der Kragen zu eng zu sein schien, denn er machte ein Gesicht, als wenn er jeden Augenblick ersticken wollte. Die Bursche hinter mir sagten, das wäre der Herr Regimentsarzt. Er hatte eine Brille auf der Nase und schien sich sehr unglücklich zu fühlen, denn er sah gewaltig blaß aus und drehte immer mit dem Kopf, als wenn er einen Strick um den Hals hätte.

Neben dem Major, auf der andern Seite, saß ein Offizier, der sich in den Zähnen stocherte, und neben diesem ein Herr in Zivil, der mir der Vornehmste von der ganzen Gesellschaft zu sein schien. Es war ein großer, korpulenter Mann, mit einem viel schöneren Schnurrbart als der Major ihn hatte, und aus seinem Gesicht sprach so viel Stolz und Würde, daß man ihn nicht ohne die tiefste Ehrfurcht betrachten konnte. Wenn er bloß mit dem Kopf nickte, sah man gleich, daß das ein bedeutender Mensch sein mußte. Nachher habe ich es erfahren, daß es der Herr Kreissekretär war, und daß dieser bei dem Herrn Landrath noch mehr ausrichten könnte als unser Schulze, und das wollte doch schon etwas bedeuten; denn wenn unser Schulze dem Herrn Landrath sagte, die Wege wären gut, dann glaubte es der Herr Landrath, und wenn er sich beinahe den Wagen darauf zerbrochen hätte.

Dießmal verlas der Herr Kreissekretär unsere Namen; dann murmelte der Regimentsarzt dem Major einige Worte zu, worauf dieser bestimmte, ob der Aufgerufene zur Infanterie, Kavallerie oder Artillerie kommen sollte, oder ob er ganz oder einstweilen zurückgestellt würde.

In unserer Abtheilung waren ungefähr zwanzig Mann, von denen die Hälfte bereits theils zurückgestellt, theils zur Infanterie bestimmt war. Ich wartete wieder mit klopfendem Herzen, und räusperte mir, so gut es sich im Stillen abmachen ließ, die Kehle klar, damit mir nicht wieder der Ton in derselben stecken bliebe; denn vor der hohen Kommission hätte ich mich um keinen Preis lächerlich machen mögen. Da blickte der Herr Major wieder einmal von der Liste auf, machte ein freundliches Gesicht, und sagte mit seiner dünnen, aber wohlwollenden Stimme: „Christian Künzel!" Ich öffnete sogleich den Mund, um in einer dem Raum entsprechenden Weise mein „Hier!" herauszubringen, als ich in demselben Moment einen so heftigen Kniff in meinem Gesäß empfand, daß mein beabsichtigtes deutliches aber bescheidenes „Hier!" mir wie ein lautes Gebrüll aus dem Halse fuhr.

Der freundliche Major machte ein ganz ängstliches Gesicht; der Regimentsarzt reckte den Hals etwas länger aus dem engen Körper hervor, der Lieutenant warf unwillig seinen Stocher fort, weil er sich in's Zahnfleisch damit gestochen hatte, und der Herr Kreissekretär knurrte wie ein böser Kettenhund, der Einem in die Waden fahren will, und blickte dann tief entrüstet auf den Major, als erwarte er nichts Anderes, als daß dieser mich sogleich von der Erde vertilgen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verkehrswege des amerikanischen Kriegs.

Von

A. E. Meinert.

I.

Die Kurierlinie.

Bei den großen Dimensionen, welche der amerikanische Freiheitskrieg angenommen hat, sind manche Zweige der Kriegswissenschaft zu einer bisher ungeahnten Entwicklung vorgeschritten, namentlich sind die Kommunikationsmittel zwischen den einzelnen Heeresabtheilungen zu einer Vervollkommnung gelangt, wie sie noch vor fünfundzwanzig Jahren als Fabel betrachtet worden wäre, und bei der ungeheuern Ausdehnung der Linien ist dieß zum rechtzeitigen Kooperiren der verschiedenen Korps von außerordentlicher Wichtigkeit.

Der fliegende Telegraph hat, seit Napoleon's Versuchen bei Chalons, Hunderttausende von Meilen auf dem amerikanischen Kontinente durchmessen. Während der Telegraph auf diese Weise die Verbindung mit den größeren Städten und namentlich mit dem Regierungssitz herstellt, werden die einzelnen Truppenabtheilungen durch Signalstationen aus dem jeweiligen Hauptquartier in Rapport erhalten. Wenn die Zelte aufgeschlagen sind, sucht der betreffende Signaloffizier in möglichster Nähe des Hauptquartiers einen Standpunkt, welcher den ganzen Lagerbezirk möglichst beherrscht, einen Baum, einen Hügel, Thurm, Haus, oder was Einem gerade am dienlichsten erscheint. Alsbald schwingen die Signalisten ihre Instrumente, und ersparen durch die kabbalistischen Zeichen, welche sie mit denselben in der Luft beschreiben, Pferden und Adjutanten Athem und Kräfte. Bei Belagerungen, resp. Beschießungen eines Platzes hat ebenfalls der Signalist seinen Standpunkt mitten im Kugelregen; neben ihm steht ein Offizier mit dem Teleskop in der Hand, welcher die Wirkung fast jeden einzelnen Schusses durch Zeichen nach dem Hauptquartier rapportirt. So kann die Wirkung der einzelnen Geschützaufstellungen genau bemessen, und die Kraft des ganzen Beschießungsarmamentes auf bestimmte Punkte ohne Zeitverlust konzentrirt werden. Wo nun der Telegraph nicht transportirt werden kann, wo sich dem Signalbeamten zur Anwendung seiner Zeichen kein geeigneter Platz bietet, da hat der praktische Scharfsinn der Amerikaner ein anderes Mittel ersonnen, die Verbindung zwischen den kooperirenden Truppen zu unterhalten, welches jene Kommunikationsmethoden wenigstens annähernd ersetzt. Wenn mehrere Armeekorps auf derartig schwierigem Terrain Stellung

genommen haben, so begibt sich von beiden Seiten sofort ein Trupp Pionniere auf den Marsch, um einen Weg auszuhauen, der einem gewandten Pferde und Reiter wenigstens keine halsbrecherischen Hindernisse entgegenstellt. Ihnen folgt eine Abtheilung Reiter unter dem Kommando eines Offiziers, welche je von fünf zu fünf englischen Meilen einen Posten zurücklassen. Treffen die von beiden Seiten ausgesandten Pionniere zusammen, so ist die Kurierlinie fertig; unser Bild führt

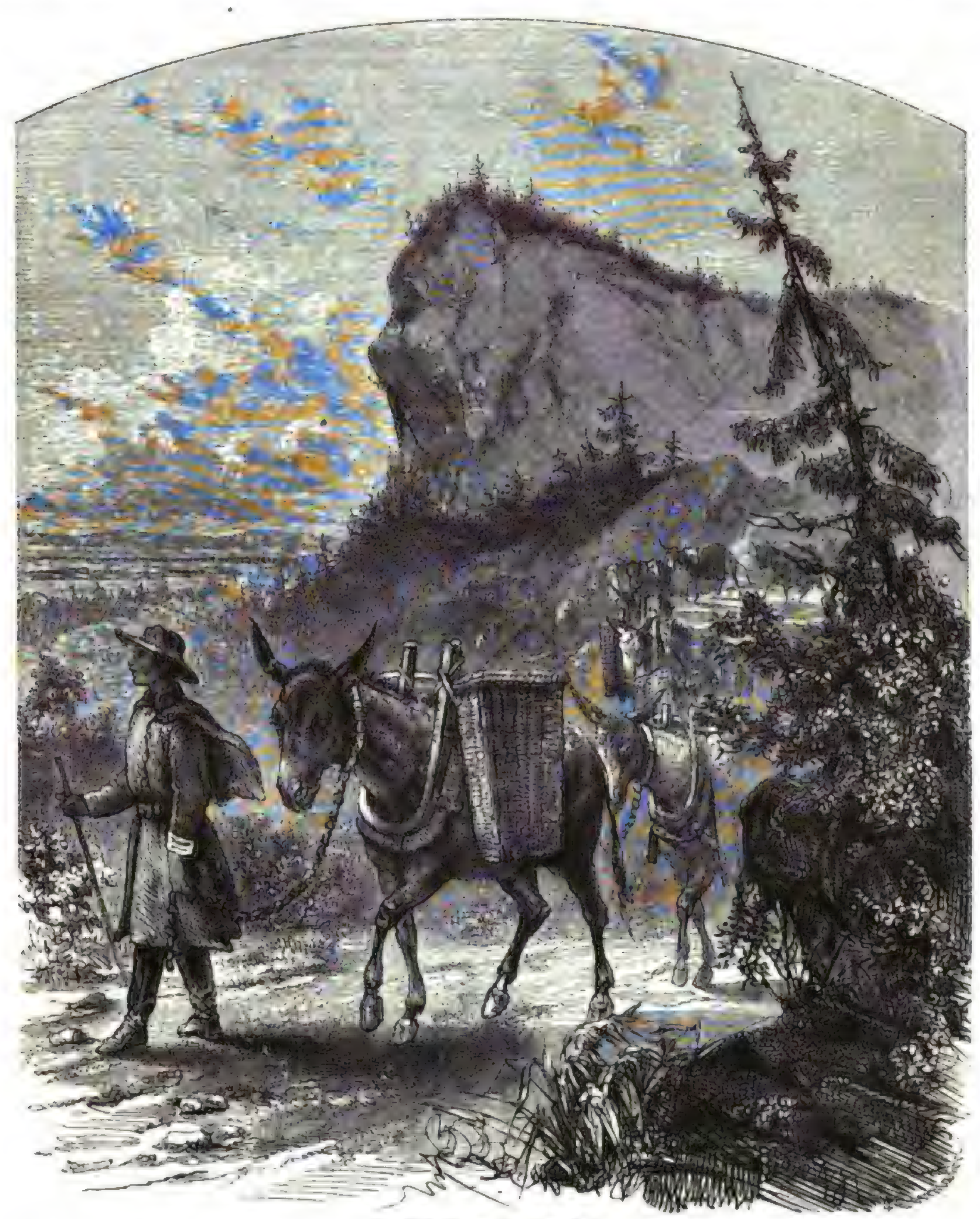
Die Kurierlinie im amerikanischen Krieg.

uns eine dieser Stationen vor. Die betreffenden Depeschen werden im Lager sofort einem der stets marschfertigen Kuriere übergeben, welcher sie, so schnell sein Pferd vermag, bis zu der nächsten Station bringt; hier wartet bereits ein anderer und jagt weiter, sobald die Papiere ihm übergeben sind. Die ganze Linie steht unter Aufsicht von Offizieren, welche die einzelnen Stationen zu bereiten und darauf zu sehen haben, daß die Wirksamkeit des Arrangements durch Pünktlichkeit und Schnelligkeit den höchstmöglichen Grad erreicht. Die Einrichtung hat sich bereits trefflich bewährt.



II.
Die Posten.

Kennst Du das Land und seinen Wolkensteg? Wir meinen nicht das Land, von welchem Mignon singt, sondern dasjenige, welches vom Kumberlandgebirge durchklüftet wird, das Land, durch welches die Generale Rosenkranz, Hooker, Burnside, Grant ihre siegreichen Armeen in den Rücken der amerikanischen Rebellen führten — das südliche Kentucky und östliche Tennessee; aber auch hier sucht das



Die Post im amerikanischen Kriege.

Maulthier im Nebel seinen Weg, um über steile Felsabhänge, durch unwirthsame Schluchten den braven Soldaten des Nordens körperlichen und geistigen Proviant zu bringen, Speck und Brod für den Leib, Zeitungen und Nachrichten aus der Heimat für Geist und Herz. So ist der verachtete mulus schon oft ein Wohlthäter der Menschheit geworden, und muß wegen der Dienste, die er jetzt den Armeen des Nordens leistet, als Mitkämpfer für geistige und

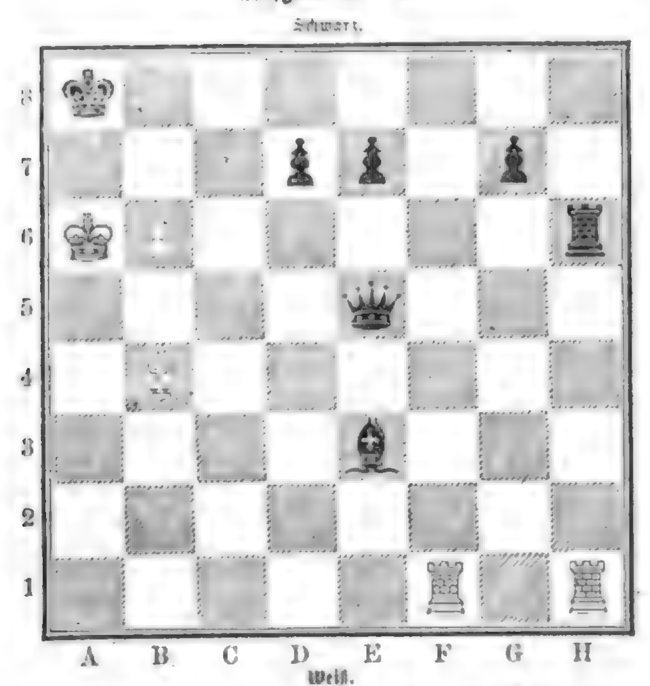
politische Freiheit betrachtet werden, wenn er auch nicht die stolzen Prätensionen seiner kriegerischen Vorfahren des klassischen Alterthums erreicht. — Unser Künstler zeigt uns einen solchen Konvoi an den südwestlichen Abhängen des Kumberlandgebirges, bei Waldronridge, wie er aus den finstern Schluchten des Hochgebirges in's Freie gelangt. Der führende Neger scheint erwartungsvoll auf die vor ihm sich ausbreitende Ebene zu schauen; und wohl mag er Grund haben, gut um sich zu schauen; denn die Rebellen müssen es bei ihrem Mangel als ein Glück betrachten, wenn sie sich eines solchen Zuges bemächtigen können; sie bezeichnen diese Transportlinie der Nördlichen mit dem Spitznamen „cracker-line“.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 18.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 17.

Schwarz.	Weiß.
1) D. E 1 — E 6	1) L. D 4 — E 3.
2) T. G 2 — D 2	2) L. E 3 nimmt D 2.
3) D. E 6 — E 2	3) Beliebig.
4) D. Schach und Matt.	

A.

Schwarz.	Weiß.
1)	1) T. A 8 — A 6.
2) S. D 5 — B 6	2) [L. D 4 — E 5].
3) S. B 6 — D 7 † . . .	3) K. C 5 — D 4.
4) D. E 6 nimmt E 5 Schach und Matt.	

Andere Varianten leichter.

Briefe für das Volk

zur

Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. Carl Kolb.

Neunter Brief.

Respiration. (Lebensknoten. Zahl der Athemzüge. Spirometer. Veränderung der Luft durch das Athmen. Menge des Austausches von Sauerstoff und Kohlensäure. Stickstoff. Wasserdampf. Andere Beimengungen.)

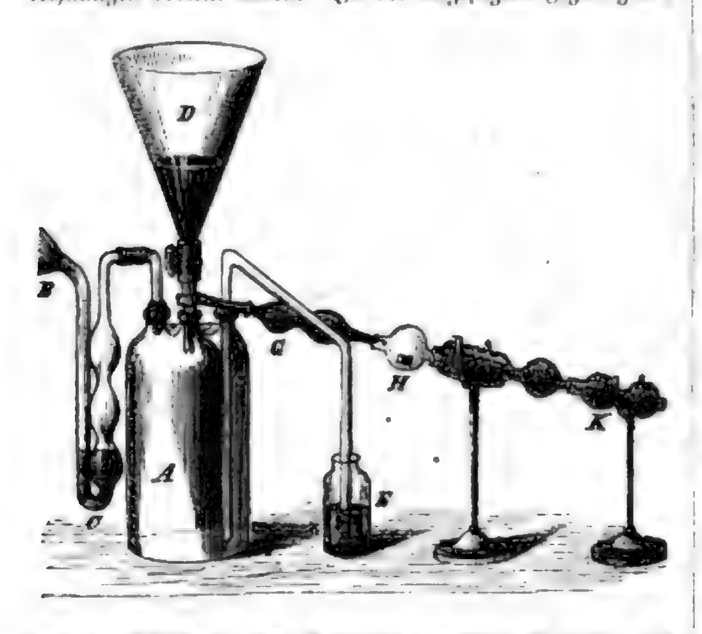
Nachdem wir in unserem letzten Brief die Mechanik des Athmungsprozesses besprochen, fassen wir die gewöhnliche Erscheinung des Athmens in's Auge. Bei ruhigem Respiriren in aufrechter oder sitzender Haltung wird das Ein- und Ausströmen der Luft hauptsächlich durch die abwechselnden Zusammenziehungen des Zwerchfells bedingt, und man bemerkt am Brustkorb keine sehr augenfälligen Erweiterungen; anders verhält sich's beim Liegen und allen angestrengteren Athembewegungen, welche in mehr oder weniger ausgedehntem Maß die Mitwirkung der In- und Exspirationsmuskeln beanspruchen. Die der Respiration dienenden Muskeln stehen zwar unter dem Einfluß des Willens, und man ist deßhalb im Stande das Athmen zu beschleunigen, zu verstärken oder für kleine Zeiträume ganz zu unterbrechen; doch ist das Athmungsbedürfniß ein so zwingendes, daß es bald mächtiger wird als der Wille, der bei dem gewöhnlichen Respirationsmechanismus keinen Einfluß übt, sofern derselbe im Wachen gemeiniglich unbeachtet vor sich geht und auch im Schlaf nicht stille steht. Dieses Athmungsbedürfniß hat seinen Ausgangspunkt im Nervensystem, und die an lebenden Thieren gemachten Experimente gestatten, den Sitz dieses Gefühls in's verlängerte Mark zu verlegen. Ein Thier, welchem man allmälig, schichtenweise von oben nach unten weiter arbeitend, das ganze große und kleine Gehirn abträgt, fährt fort zu athmen; erst wenn man in die Gegend des verlängerten Marks gelangt, wo die vordersten Wurzelfäden des zehnten Gehirnnervenpaars austreten, fällt es wie vom Blitz getroffen zusammen. Man hat dieser Stelle den Namen Lebensknoten gegeben; sie entspricht dem Punkt, wo der erste Halswirbel sich an's Hinterhaupt anlegt, und wenn man ein Thier plötzlich tödten will, so sticht man hier das Messer ein.

Die Zahl der Athemzüge hängt von dem Alter des Menschen, seiner Größe, der Art seiner Beschäftigung, dem Schlafen oder Wachen, der äußeren Temperatur, der Nahrung und noch anderen Momenten ab, die wieder zu der Zahl der Herzschläge in Beziehung stehen. Ein neugebornes Kind athmet in der Minute 45 bis 50, ein fünfjähriges 26 mal. Im dreißigsten bis vierzigsten Lebensjahr schwankt die Zahl der Athemzüge zwischen 16 und 18, obschon sie geringer auszufallen pflegt, wenn man der Frequenz seiner Athembewegungen Aufmerksamkeit schenkt; im höheren Alter nimmt sie wieder etwas zu. Im Kindesalter gehen 3 bis $3\frac{1}{2}$, im Mannesalter 4 bis $4\frac{1}{2}$ Herzschläge auf einen normalen Athemzug.

Hat die Lunge einmal geathmet, wie beim neugebornen Kinde geschieht, so läßt sie sich nicht mehr luftleer machen, und nach jeder, auch der angestrengtesten Exspiration bleibt immer noch eine ansehnliche Menge Luft in derselben zurück. Der Ab- und Zugang von Luft mag bei ruhiger Respiration für jeden Athemzug $\frac{1}{8}$ der vor dem Moment der Exspiration in der Lunge befindlichen Luftmenge ausmachen; man hat ihn experimentativ für einen erwachsenen Mann von Mittelgröße durchschnittlich zu einem halben Litre (etwa eine halbe Champagnerflasche Hohlmaß) berechnet. Bei angestrengter In- und Exspirationsbewegung kann der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Stand der Lungenfüllung drei bis vier Litres betragen. Dieses höchste Maß von Füllung, deren die Lunge fähig ist, hat man mit dem Ausdruck „vitale Capacität“ bezeichnet, und man ermittelt sie, wenn man auf eine möglichst tiefe Inspiration eine möglichst starke Exspiration folgen läßt, und die Luft der letzteren in einem dafür geeigneten Gefäß auffängt. Die für solche Zwecke verwendeten Instrumente heißen Spirometer, und die damit angestellten Versuche haben ergeben, daß zwischen der Lungenkapazität und der Körperlänge eines Menschen (nicht aber dessen Beleibtheit, da eine Verstärkung der letzteren eher wieder mindernd wirkt) ein dauerndes Verhältniß stattfinde, man daher aus diesem Faktor einen Rückschluß auf die Capacität thun könne, welche der gesunden Lunge desselben Individuums zusteht. Da man auf diese Weise ein Maß für die letztere gewinnt, begreift man wohl, daß unter der Voraussetzung seiner Richtigkeit ein Abmangel, der sich bei der wirklichen Anwendung des Spirometers ergibt, als abnorme,

folglich krankhafte Beeinträchtigung des Faßraumes angesehen werden kann. Das Spirometer ist somit bei der Untersuchung von Lungenkrankheiten ein Erforschungsmittel, das man nicht unbeachtet lassen sollte, obschon seine Bedeutung um der verschiedenen individuellen Bedingungen willen, von welchen die vitale Capacität der Lungen abhängt, nicht so fest steht, als von dem Erfinder des Spirometers (Hutchinson) und seinen Schülern behauptet wird.

Die ausgeathmete Luft ist eine andere geworden als die, welche eingeathmet wurde. Welcher Natur diese Veränderung ist, haben wir bereits im Allgemeinen (Brief 7) angedeutet. Es hat ein Gasaustausch stattgefunden, und Sauerstoff sich gegen Kohlensäure umgesetzt, während in Beziehung auf den Stickstoff keine Veränderung eingetreten ist. Wir müssen dieses Resultat jetzt näher beleuchten, da es sich nicht auf den Gesammtsauerstoff der inspirirten Luft, sondern nur auf einen Theil desselben bezieht. Dem nachdenksamen Leser dürfte es kaum genügen, wenn ihm bloß die quantitativen Verhältnisse namhaft gemacht werden, sofern es gewiß nicht ohne Interesse ist, sich das sinnreiche Verfahren zu veranschaulichen, dessen sich die Physiologen zum Zweck ihrer Berechnungen bedient haben. In der angefügten Figur geben



wir eine Abbildung des Apparats, welchen Valentin und Brunner zu Ermittlung des Sauerstoffgehalts in der Exspirationsluft benützten. Er besteht zunächst aus einem Gefäß A von ungefähr einem Litre Maßgehalt, das oben drei Mündungen für den Einsatz von Glasröhren trägt. In die mittlere Mündung wird ein mit einem Hahn versehener und mit Quecksilber gefüllter Trichter D eingesetzt. In einer von den beiden anderen Mündungen steckt eine gekrümmte, mit blasigen Ausbuchtungen versehene Röhre C mit einem Mundstück B am äußeren Ende, das luftdicht an den Mund angesetzt werden kann. Die gekrümmte Röhre enthält in der Höhlung ihrer Curvatur (bei C) mit Schwefelsäure getränkten Asbest. Die dritte Mündung läßt eine winkelig gebogene Röhre durch, deren äußeres Ende in ein Glas mit Schwefelsäure (E) reicht. Der Versuchmachende setzt nun das Mundstück fest an den Mund, inspirirt durch die Nasenlöcher und exspirirt durch das Mundstück. Die in dem Gefäß A enthaltene atmosphärische Luft wird durch die exspirirte ausgetrieben und entweicht in Blasen durch E. Nach einer Viertelstunde kann man überzeugt sein, daß alle atmosphärische Luft verdrängt ist, und der Inhalt des Gefäßes A nur noch aus inspirirter Luft besteht; denn wenn man auf jede Exspiration ein halbes Litre und auf die Minute 18 Exspirationen rechnet, so sind 135 Litres exspirirter Luft durch den Apparat gegangen. Man schließt nun den Zugang bei B und läßt den Apparat erkalten. Die Luft in dem Gefäß A enthält keine Wasserdämpfe, da diese während des Durchgangs durch die Röhre C von der den Asbestfasern anhaftenden Schwefelsäure gebunden wurden, und besteht nur noch aus Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure. Um nun in dem Gemisch die Menge des Sauerstoffs zu bestimmen, bringt man an der Vorlage zu der mittleren Mündung eine mit blasigen Ausbuchtungen versehene Röhrenleitung GH an, welche, um auch die letzte Spur von Feuchtigkeit zu beseitigen, in der Blase G mit Schwefelsäure befeuchteten Asbest, ferner in der Blase H Phosphorstückchen enthält. Die Röhrenleitung, welche auf H folgt, ist mit Baumwolle gefüllt. Man erwärmt nun die Phosphorröhre und öffnet leicht den Hahn des Trichters, aus welchem das Quecksilber in das Gefäß A niederfällt und die Luft gegen H hin austreibt, wo sie ihres Sauerstoffs beraubt wird, der sich mit dem Phosphor zu Phosphorsäure, phosphoriger Säure und unterphosphoriger Säure verbindet. Sofern letztere Produkte sich verflüchtigen, werden sie in der darauffolgenden, mit Baumwolle gefüllten Röhre aufgefangen. — Die Menge der Luft, welche durch die Phosphorröhre gegangen ist, wird durch das in das Gefäß A abgeschlossene Quecksilbervolumen angezeigt. Wenn man nun das Gewicht, um welches die Phosphorröhre und Baumwollenröhre zugenommen hat, mit dem Volumen des durch diese Röhren gegangenen Gasgemisches vergleicht, so erhält man das Gewicht des Sauerstoffs, das in einem bestimmten Volumen der Gasmischung enthalten war und sonach auch die Verhältnißzahl angibt, aus welcher sich der ganze Sauerstoffgehalt des Gefäßes A berechnen läßt. — Auf diesem Wege haben Brunner und Valentin unter Zugrundlegung von 34 Versuchen gefunden, daß die ausgeathmete Luft durchschnittlich auf 100 Volumina nur 16 Sauerstoff enthält, während man auf die atmospärische Luft 21 rechnet; es sind also durch die Respiration nahezu 5 Volumina Sauerstoff verloren gegangen.

Derselbe Apparat kann auch zur Bestimmung des Kohlensäuregehalts benützt werden, wenn man nach Füllung des Gefäßes A mit exspirirter Luft hinter den Blasen mit Phosphor und Baumwolle weitere (K) anbringt, in welchen sich von kaustischem Kali getränkte Bimssteinstückchen befinden. Wenn nun durch das niedertropfende Quecksilber durch die Röhrenleitung ein gewisses Volumen des in A enthaltenen Luftgemisches ausgetrieben wird, so hält das kaustische Kali die Kohlensäure fest, und seine Gewichtszunahme gibt in Vergleichung mit dem aus A ausgetretenen Luftvolumen die Verhältnißzahl. — So haben nun Brunner und Valentin aus 103 Beobachtungen und Vierordt aus nahezu 600 Versuchen gefunden, daß die Menge der in der Exspirationsluft enthaltenen Kohlensäure im Mittel auf 100 Volumina 4,3 beträgt, während sie in der atmosphärischen Luft nur 0,04 ausmacht, ein Betrag, den wir in unserer Rechnung übersehen können.

Natürlich haben wir in den angegebenen Ziffern nur Zahlen, die aus einer gewissen Menge von Versuchen abgeleitet sind; denn die einzelnen Versuche lassen je nach dem Rhythmus des Athmens und anderen einwirkenden Umständen sogar sehr namhafte Unterschiede wahrnehmen. Bei sehr hastiger Respiration wird weniger Kohlensäure exspirirt, gleichsam als habe sie keine Zeit, sich ordnungsmäßig umzusetzen, während langsames Athmen, das die Luft länger in den Lungen zurückhält, ihre Ausscheidung erhöht und in demselben Maß auch die Absorption von Sauerstoff steigert. Vierordt fand in der exspirirten Luft bei 60 Athemzügen in der Minute nur 2,4, bei 11 Athembewegungen in derselben Zeit 4 bis 6 Prozent Kohlensäure, während ein Versuch von Horn, welcher nur alle Minuten einmal athmete, 7,4 Prozent ergab. — Außer dem Rhythmus wirken übrigens auf die Stärke der Kohlensäureexhalation noch andere Momente modifizirend ein, die hierorts weniger von Belang sind, obschon wir sie später bei dem Etat für den Nahrungsbedarf in Rechnung bringen müssen.

Wenden wir die vorgenannten Durchschnittszahlen auf den Tagesverbrauch an, so ergibt sich, daß ein erwachsener

Mensch annähernd binnen 24 Stunden 31,000 bis 42,000 rheinländische Kubikzoll (33¹/₃ bis 45 Loth) Sauerstoff verbraucht, und dafür 22,000 bis 30,000 Kubikzoll (46 bis 62 Loth) Kohlensäure abgibt. Die letzteren Mengen entsprechen 12¹/₂ bis 17 Loth Kohlenstoff, welche zu dem verbrauchten Sauerstoff genau im Verhältniß der Kohlensäurebildung stehen. Doch zeigen sich auch hierin Schwankungen auf- oder abwärts, sofern der Sauerstoff nicht allein mit dem Kohlenstoff, sondern auch mit dem Wasserstoff ein Verbrennungsprodukt bildet, und Kohlensäure noch auf anderem Weg, als durch die Ernährungsverbrennungen, nämlich durch Absorption aus dem Nahrungskanal in das zirkulirende Blut gelangen kann.

Wir haben bereits berührt, daß beim Athmen der Stickstoff eine indifferente Rolle spiele und nur zu Verdünnung des Sauerstoffs zu dienen scheine, indem er in derselben Menge wieder austritt, in welcher er eingeathmet wurde. Indeß wollen doch einige Beobachter bemerkt haben, daß eine geringe Menge Stickstoff (ungefähr ein Prozent des Sauerstoffs) mehr aus- als eingeführt werde. Wenn diese Differenz, was bei so kleinen Quantitäten leicht möglich, nicht auf Beobachtungsfehlern beruht, so ist man immerhin noch nicht genöthigt, dieses Mehr als ein Produkt des Stoffwechsels zu verwerthen, da es im Gegentheil mit größerer Wahrscheinlichkeit aus der atmosphärischen Luft stammt, die mit den Nahrungsmitteln verschluckt wurde und theilweise in's Blut übergegangen ist.

Mit der Exspirationsluft werden in der Regel auch Wasserdämpfe ausgestoßen, die indeß nicht bloß aus den Lungen, sondern auch aus dem Luftweg und der Mundhöhle stammen; man sieht sie bei kaltem Wetter als Nebel entweichen oder an einer vorgehaltenen blanken Fläche als Beleg sich niederschlagen. Die Menge des in solcher Weise ausgeschiedenen Wassers richtet sich zunächst nach der Temperatur der Exspirationsluft, die sich nach dem Maß ihrer Sättigungsfähigkeit mit Wasserdampf belädt, und dann nach dem Feuchtigkeitsgrad und der Temperatur der Umgebung. Je trockener und kälter die äußere Luft ist, desto mehr Wasser muß unser Körper aufnehmen und durch die Lungen ausscheiden, um die Athmungsluft auf ihren bestimmten Sättigungsgrad zu bringen, während in der heißen Zone, wo gelegentlich bei vollständiger Sättigung mit Wasserdampf die Luft die Wärme des Bluts erreicht, die Athmungsluft kein Wasser mehr aufzunehmen vermag, und sonach die Ausscheidung unterbleibt. Man kann annehmen, daß in den gemäßigten Himmelsstrichen ein erwachsener Mann in 24 Stunden durchschnittlich 26 bis 32 Loth Wasser durch die Lungen ausscheidet. Die größere Zahl der Athemzüge übt auf dieses Resultat keinen wesentlichen Einfluß, insofern bei häufigerem Athmen die Luft sich nicht in dem Maß erwärmt, um die Menge Wasserdampf aufzunehmen, welche dem Sättigungspunkt der blutwarmen Luft entspricht.

Wenn man die Exspirationsluft eine geraume Zeit durch Schwefelsäure streichen läßt, so bräunt sich die letztere, ein Beweis, daß die Wasserdämpfe eine Spur von organischer Materie mit sich führen. Diese Materie hat einen eigenthümlichen, bei stärkerer Anhäufung widerlichen Geruch, und hilft mit ähnlichen Produkten der Hautexhalation die Luft verderben. In manchen Krankheiten wird sie von den Umstehenden besonders unangenehm empfunden, wie sie denn wahrscheinlich die Trägerin mancher Ansteckungsstoffe ist.

Auch andere üble Gerüche können sich dem Athem beimengen, so das Aldehyde nach dem Genuß von Branntwein, das flüchtige riechende Prinzip des Knoblauchs, des Aethers, des Chloroforms, des Kamphers, des Moschus und anderer Arzneistoffe. Der amoniakalische Geruch, den man bisweilen bemerkt, ist in der Regel ein Produkt des Faulens von eiweißstoffigen Substanzen in der Mundhöhle; diese können aus in den Zähnen stecken gebliebenen Nahrungsstoffen, kariösen Zähnen, sich zersetzenden Mund- und Zahnbelegen bestehen. Reinlichkeit und Abhalten der atmosphärischen Luft durch Geschlossenhalten des Mundes, während man den Athem durch die Nase gehen läßt, beugt solchen Zersetzungsprozessen vor.

Die Rolandssäule in Halberstadt.

Von

Leo Brun.

Das auf den hügeligen Ausläufern des nordöstlichen Harzrandes gelegene Halberstadt zeichnet sich durch einen großen Reichthum mittelalterlicher Bauwerke und Kunstdenkmäler aus. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, durch die engen Straßen der Altstadt zu wandeln: — rechts und links die reichverzierten Giebelhäuser, welche durchweg in mittelalterlichem Fachwerkbau errichtet sind und merkwürdig von den unter sie gemischten modernen Gebäuden abstechen, und hoch über den Dächern die vielen Thurmspitzen der zahlreichen Kirchen in's Aetherblau hineinragend. Bei Tage wird man übrigens durch das geschäftige Treiben auf den Straßen immer wieder aus seinen Träumen geweckt und in die Wirklichkeit, die Neuzeit, versetzt; — aber beim Einbruche der Nacht, wenn die Straßen stille und öde geworden, da üben die alterthümlichen Straßen ihren ganzen Zauber auf Dich aus, Du glaubst Dich in eine versunkene Stadt versetzt, und erwartest jeden Augenblick die Begegnung eines ehrsamen Bürgers aus dem sechzehnten Jahrhundert in radgroßem Halskragen und steifem, spanischem Mäntelchen. Im alten Sachsenlande gelegen, wird die Stadt schon zur Zeit Karl's des Großen, der hier ein Bisthum gründete, erwähnt; er wollte auch von hier aus die besiegten Sachsen zum Christenthum, zu milderen Sitten — und zum Gehorsam führen.

Heute begnügen wir uns, nur Einer Merkwürdigkeit Halberstadt's ausführlicher zu erwähnen, nämlich des an einer Ecke des Rathhauses befindlichen Roland's, einer riesigen, steinernen Bildsäule, welche einen baarhäuptigen, geharnischten Mann vorstellt, der ein bloßes Schwert in der Hand hat; ein Schild hängt ihm am Halse. Das Volk nennt dieses alte Steinbild die Rolandssäule und glaubt, es stelle den bekannten Paladin Kaiser Karl's des Großen vor, der bei Ronceval durch Ganelon's Verrath fiel. So die Sage; in Wirklichkeit verhält sich die Sache anders. Solche Rolande, Rolands-, Rulands- oder Rutlandssäulen finden und fanden sich auf den Markt- oder Hauptplätzen vieler Ortschaften in Norddeutschland, vornehmlich aber in Niedersachsen und Brandenburg, und alle stimmen ihrer Gestalt nach im Allgemeinen überein, indem sie aus Holz oder Stein, meist roh geformt, eine der oben beschriebenen ähnliche Gestalt darstellen. Ursprung, Name, Geschichte und Bedeutung dieser Bildsäulen ist noch nicht hinreichend erforscht. Erst seit dem vierzehnten Jahrhundert finden sich Nachrichten über dieselben, und zwar fast immer in Verbindung mit den seit jener Zeit immer kräftiger und erfolgreicher auftretenden Bestrebungen und Kämpfen der Städte mit Adels- und Fürstengewalt; selbstständige Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit waren meist Gegenstand dieser Kämpfe. Damals wurden diese Rolandsbilder nicht selten als Sinnbilder städtischer Freiheit und Selbstständigkeit angesehen, so daß sie, wenn eine Stadt unterlag, von den Siegern umgestürzt, siegte später die Stadt, wieder aufgerichtet wurden. In Wirklichkeit scheinen sie ein Zeichen der Markt- oder Kriminalgerichtsbarkeit, oder auch beider vereint gewesen zu sein, und mögen in dieser Bedeutung bis in die vorchristliche Zeit hinaufreichen, wo sie sich an die von Karl dem Großen zerstörte Irminsäule oder Irminsäulen (Nationalheiligthum der heidnischen Sachsen) anreihen dürften. Was den Namen betrifft, so soll nach Einigen statt des alten Namens Irmin später der des bekannten Helden Roland, der zu Karl's Zeiten gelebt haben soll, diesen Säulen gegeben worden sein. Andere suchen in dem Namen selbst eine Erklärung über die

Bedeutung dieser Säulen, und leiten denselben von dem altdeutschen Hruot (Ruf) her, wonach sie also die Stätte bedeuten sollen, an welche man zum Gericht gerufen wird. Nach Goldast kommt der Name von Rügeland d. i. Gerichtsbezirk her. Hie und da wurden vor diesen Bildsäulen alljährlich öffentliche Tänze gehalten, Gerichte gehegt, die Todesurtheile vollzogen. Merkwürdig sind diese noch ziemlich räthselhaften Bildsäulen und ihr Beschränktsein auf die oben angeführten Gegenden jedenfalls, und es ist wohl der Mühe werth, daß der rege Eifer deutscher Alterthumsforscher auch ihnen sich fürder zuwende.



Die Rolandssäule am Rathhause in Halberstadt.

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte auch eigentlich, daß etwas Aehnliches mit mir geschehen würde, und war daher nicht wenig erstaunt, als der Major, nachdem er sich von seinem Schreck erholt hatte, ganz freundlich zum Regimentsarzt sagte: „Gute Lunge, lieber Regimentsarzt, meinen Sie nicht auch?" — „Vortreffliche pulmo!" entgegnete der Mann mit dem engen Kragen sehr verbindlich. „Phthisis pulmonalis purulenta durchaus nicht zu befürchten." — „J!" machte der Major. „Na, das ist ja hübsch ... also Kavallerist; wie?" — „Die Regio coxae scheint mir durchaus dafür geeignet!" fuhr der Regimentsarzt fort, indem er den Kopf ängstlich hin und her bewegte. — „So!?" sagte der Major. „Nun sehen Sie einmal an! — Können wir Kürassier dabei schreiben; was?" — „Unbedenklich;" flüsterte der Regimentsarzt, mit

wichtigem Gesicht in seine Liste blickend. — „Also, schreiben Sie: ‚Christian Künzel, Kürassier!' sagte der Major zu dem Kreissekretär, der sich unterdessen wieder beruhigt hatte, und dann wandte er sich wieder zu mir und fügte mit gutmüthigem Kopfnicken hinzu: „Es ist gut, mein Sohn, Du kannst gehen."

Als ich mich umdrehte, stand der böse Peter dicht hinter mir und schnitt mir ein recht hämisches und ärgerliches Gesicht. Er war es also gewesen, der mich gekniffen hatte; aber dießmal war mir Glück aus seinem beabsichtigten bösen Streich erwachsen, und nicht das Gegentheil. Hätte er mir nicht die Veranlassung gegeben, so zu schreien, dann wäre ich vielleicht zur Infanterie notirt worden, wie er selbst; so aber hatte ich der hohen Kommission durch meine Lungenkraft imponirt, und war dadurch zur Erfüllung meines liebsten, langgehegten Wunsches gekommen.

Nachdem ich auch noch die große Freude erlebt hatte, mich nicht freizuloosen, frühstückte ich ein Bischen aus meinem mitgenommenen Kober, und trat dann so fröhlich und seelenvergnügt, wie ich es lange nicht gewesen war, allein meinen Heimweg an.

Es war mir zu Muthe, als wenn die Welt mit einem Male ganz anders aussähe. Der Himmel war zwar immer noch blau, und die Bäume waren noch immer grün, aber es war doch ein anderes Blau und ein anderes Grün. Wenn die Seele traurig oder bedrängt ist, dann mag die Natur noch so freundlich lächeln, sie lächelt uns doch keine Heiterkeit in's Herz; aber wenn die Seele lacht, dann lacht auch alles Andere mit. So war es heut' mit mir. Der Himmel blieb zwar, nachdem ich eine halbe Stunde gegangen, durchaus nicht blau, sondern es zogen regenverkündende Wolken von West nach Ost, und der Wind wehte ziemlich scharf über die Felder, aber das schadete Alles nichts. Die jagenden Wolken kamen mir vor wie dahinstürmende Kürassier-Schwadronen, und das Pfeifen des Windes klang gerade wie blasende Trompeten.

Ich fühlte mich recht glücklich; eigentlich zum ersten Male wieder, seitdem der gute Großvater gestorben war. Als der noch lebte, gab ich weit weniger Acht auf die Ereignisse der Natur und auf Alles, was mich umgab; ich hörte nur immer zu, was er erzählte, und lebte dabei mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart.

Als die lieben, alten Lippen sich aber nicht mehr bewegten, und als ich jahrelang schweigend neben meinem Vater saß, da fingen meine Gedanken an selbstständig zu werden, und ich gab Acht auf meine Umgebungen und bildete mir allmälig eigene Urtheile. Das hat auch seine Reize; man bekommt da nach und nach so viele alte, liebe Bekannte, mit denen man sich prächtig unterhält, wenn man auch ganz allein ist. Und diese Bekannten sind auch unsere besten Freunde. Sie sprechen nichts Schlechtes über uns, sie verläumden und verrathen uns nicht, sondern sie flüstern uns Trost und gute Rathschläge in's Ohr, und halten uns an zum Guten und Edlen; denn jene Stimmen, die uns von außen zu kommen scheinen, sind ja nur der Widerhall dessen, was aus unserem eigenen Innern spricht; es ist unser Gewissen, das uns in die Seele redet.

Es fielen schon einige große Tropfen, und der Storch auf der Wiese zog die Beine hoch und machte lange Schritte, um noch vor dem Losbrechen des Regens unter die alten Weiden am Bach zu kommen; die Schwalben segelten pfeilschnell dicht über dem Erdboden dahin; die Sperlinge duckten sich auf den Zweigen zusammen, und die Frösche im nahen Sumpf machten einen greulichen Spektakel.

Da fing der Regen an zu strömen, daß die Gräben am Wege bald übertraten, und die Geleise und die Hufspuren der Pferde blank voll Wasser standen. Von meinem Hut liefen ganze Bäche zu beiden Seiten herunter, mein blauer Rock wurde beinahe schwarz, und die Kreidezahlen auf meiner Brust verliefen sich zu trübweißen Streifen, die in eigenthümlichen Schlangenlinien bis auf die Schöße herabflossen. Das war mir aber Alles ganz gleichgültig: meine Gedanken wurden ja nicht naß, und das war die Hauptsache, und so wanderte ich denn fröhlich und wohlgemuth dahin, bis ich die dunkeln Umrisse unseres Dörfchens durch den grauen Regenschleier hindurchblicken sah.

Ich weiß nicht, was mich antrieb, meine Schritte zu verlängern. Es war mir so zu Muthe, als wenn ich Jemand die Freude meines Herzens mittheilen müßte, und ich wußte doch eigentlich nicht wem. Ich glaube, so geht es aber allen Menschen, die eine lebhafte Phantasie haben, und noch in meinem späteren Alter, wo doch das Blut schon kälter und der Verstand reifer geworden war, habe ich stets dieselben Erscheinungen an mir wahrgenommen. Wenn mir irgend etwas Angenehmes passirt war, dann verlängerten sich unwillkürlich meine Schritte, und eine innere Sehnsucht forderte mich auf zur Mittheilung. Dann wußte ich aber, wem ich's sagen sollte.

Jetzt bog ich schon um die Ecke, wo unsere Schmiede steht; noch fünfzig Schritte, und ich sprang mit einem großen Satz in unser kleines Haus, riß die Stubenthüre auf wie eine Windsbraut, und flog meinem Vater mit solcher Heftigkeit an den Hals, daß ihm die Brille auf den blauen Leinwandkittel fiel, an dem er nähte. „Vater," rief ich in der Freude meines Herzens. „Vater, ich bin Kürassier!" — „Pfui Teufel!" schrie mein Vater, sich unwillig aus meiner Umarmung losmachend. „Du bist ja naß wie ein vollgesogener Schwamm. Geh' in die Kammer und zieh' Dich anders an, Du dummer Junge!" Da wurde ich wieder traurig, und als ich die trockenen Kleider an hatte, fielen mir doch wieder neue Tropfen darauf.

Drittes Kapitel.

Der Tag, an welchem ich zu meinem Regiment abgehen sollte, war herangekommen. Ich hatte mein kleines Bündel geschnürt und trat in die Stube, um meinem Vater Adieu zu sagen. Als der mich reisefertig sah, stand er von seiner Arbeit auf, gab mir die Hand, und sagte mit einer so sanften Stimme, wie ich sie noch nie von ihm gehört hatte: „Adieu, Christian! Gott erhalte Dich! Führe Dich brav auf, und wenn Deine drei Jahre um sind, komm' zu Deinem alten Vater zurück. Vergiß das nicht, Christian; und nun geh' und halte Dich in Ehren!"

Damit drückte er mir noch einmal die Hand, blinkte dann mit den Augen, als wenn ihm etwas hineingekommen wäre, was er sonst nicht darin gewöhnt war, und setzte sich wieder an seine Arbeit.

Ich stand noch einen Augenblick; als aber mein Vater gar nicht wieder aufblickte, sondern immer eifriger zu nähen begann, unterdrückte ich gewaltsam mein Schluchzen und ging zur Thüre hinaus. So lange ich noch im Dorfe war, sah ich mich gar nicht um, damit die Rührung nicht von Neuem hervorbräche; als ich aber an dem Kreuzweg ankam, wo der Weg zur Stadt abgeht, da setzte ich mich auf den Eckstein unter den Wegweiser und wandte meine Blicke noch einmal zurück nach meinem kleinen Geburtsdörfchen. Da lagen die wenigen Häuser um die alte Kirche herum, die ihren langen, dünnen Thurm hoch emporreckte wie ein treuer Wächter, der sich nach allen Seiten hin umblickt, um jede Gefahr von seinen Schutzbefohlenen abzulenken. Es ist gewiß ein recht unpassender Vergleich, aber ich mußte unwillkürlich an eine Henne mit ihren Küchlein denken, wie ich sie so oft auf unserer Dorfstraße gesehen hatte. Ich war, namentlich in den letzten zehn Jahren, gewiß nicht sehr froh und glücklich in meiner Heimat gewesen, aber jetzt, wo ich von ihr Abschied nahm auf lange Zeit, beschlich es doch mein Herz mit einer eigenthümlichen Wehmuth. Die Gewohnheit versüßt ja selbst das Elend, und wenn die trüben Tage auch in der Gegenwart gar bitter zu durchleben sind, die Vergangenheit streicht mit ihrer sanft glättenden Hand so lange und so liebreich d'rüber hin, daß all' die alten Seelenwunden heilen, und bis an die Stelle des Schmerzes eine unbeschreiblich wohlthuende

Empfindung tritt. Der Abschied liegt auf der Grenze zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, und jeder Abschied hat etwas Wehmüthiges, eben so gut das Scheiden von der Freude wie vom Schmerz. Wir verlassen das Bekannte, Besessene, und gehen dem Unbekannten und Fremden entgegen; ein beängstigender Wechsel. Und dann die Ungewißheit, ob wir das Verlassene auch wieder finden werden, ob uns nicht, statt eines lieben Gesichtes, ein traurig schwarzes Kreuz entgegentritt. Ein jeder Abschied kann der letzte sein; in dem Gedanken liegt eine unendliche Schwermuth.

Ich saß wohl eine halbe Stunde auf dem Stein unter dem Wegweiser, stützte den Kopf in beide Hände und starrte unverwandt auf das kleine Dörfchen mit dem langen, dünnen Thurme. Alle die Gegenstände, die ich früher fast gleichgültig angeschaut hatte, schmiegten sich mit einem Male liebreich an mein Herz und schienen mich zurückziehen zu wollen in ihre friedliche Mitte. Die kleinen, grünen Fenster der ärmlichen Lehmhäuser glänzten freundlich im Morgensonnenschein, der Rauch wirbelte aus den niedrigen Schornsteinen so lustig in die blaue, reine Luft empor, und das Ganze sah so glücklich und zufrieden aus, wie ich es in meinem ganzen Leben nicht gesehen hatte.

Nur die alten, dunkeln Linden auf dem Kirchhofe schienen mir traurig und ahnungsvoll die Häupter zu schütteln, als wollten sie mich an die Unbeständigkeit alles Irdischen gemahnen.

Ich stand auf und warf einen letzten Abschiedsblick auf das Dörfchen, dann bog der Weg um den Berg, und ich habe es nie wieder gesehen. Noch lange Zeit behielt ich ein klares Bild davon in meiner Seele, dann erblaßten die Farben immer mehr und mehr, und zuletzt zogen die wallenden Nebel der Zeit darüber hin, und verdeckten es fast ganz mit ihren träumerisch wehenden Schleiern.

Als ich so meinen Weg dahinwandelte, klangen mir fortwährend die letzten Worte meines Vaters in die Ohren: „Wenn Deine drei Jahre um sind, komm' zu Deinem alten Vater zurück. Vergiß das nicht, Christian, und nun geh' und halte Dich in Ehren!"

Ich habe diese Worte nicht vergessen und wäre auch zurückgekommen, wenngleich mit schwerem Herzen, aber als ich ein Jahr fort war, trugen sie den Vater auch unter die alten, dunkeln Linden auf dem Kirchhofe, zu dem Großvater und der Mutter. Es war der letzte Abschied. Aber in Ehren gehalten habe ich mich immer, und dieser Gedanke wird mir ein sanftes Schlummerkissen sein, wenn ich noch einmal Abschied nehme . . . zum allerletzten Male.

In der nächsten Stadt versammelten sich alle Rekruten aus der ganzen Gegend, und dort wurden wir auch gleich zu unseren verschiedenen Regimentern eingetheilt, um von einem Offizier und mehreren Unteroffizieren an den Ort unserer Bestimmung geführt zu werden.

Wir hatten mehrere Tagmärsche zu machen, ehe wir unsern Garnisonsort erreichten, und die Zeit bis dahin war eigentlich keine sehr angenehme. Den Burschen lag Allen der Abschied noch in den Gliedern, und sie schienen mir auch fast durchgängig von einem gewissen Widerwillen gegen ihre neue Bestimmung erfüllt zu sein. Bei mir war das eigentlich ganz etwas Anderes; aber traurig und ängstlich war mir doch um's Herz. So marschirten wir denn gewöhnlich schweigend auf der Chaussee dahin, und ein fröhliches Lied wurde auch nicht ein einziges Mal gesungen.

Endlich erblickten wir den Thurm unserer Garnison, und eine halbe Stunde darauf ging es durch ein altes, finsteres Thor, dann eine breite, freundliche Straße hinunter, und als diese zu Ende war, kamen wir auf einen großen, viereckigen Markt, wo uns unser Offizier in eine lange Linie ausstellte, und dann an einen ältlichen Herrn herantrat, der Kürassieruniform trug, und demselben eine Meldung machte. Das war der Kommandeur des Regiments; denn, obgleich die Stadt nur klein war, standen doch vier Schwadronen darin.

Neben dem Obersten befanden sich auch die vier Rittmeister oder Escadronschefs, und nachdem diese an die Mütze gefaßt und der Herr Oberst ebenfalls an die Mütze gefaßt und mit dem Kopf genickt hatte, verlas unser Offizier wiederum die Namen und theilte uns in vier verschiedene Haufen, um welche nachher die vier Rittmeister loosten.

Als dieses Geschäft beendet war, trat der Rittmeister, dem unser Haufe zufiel, an uns heran, und betrachtete einen Jeden mit solcher Aufmerksamkeit, wie die Händler zu thun pflegten, wenn sie in unser Dorf kamen, um Pferde von den Bauern zu kaufen. Es war ein bereits ältlicher Mann, aber noch mit pechschwarzem Haar und einem buschigen Backen- und Schnurrbart, welch' letzterer dermaßen nach den Augen in die Höhe gedreht war, daß der Mann dadurch leibhaftig das Ansehen eines alten, griesgrämigen Katers erhielt. Dazu kam noch, daß seine Haltung gebückt, und die Beine so steif und stacklig waren, als wenn sie ihm in den Hüftgelenken festgefroren wären. Er prustete und knurrte auch fortwährend vor sich hin, wie Jemand, der sich über etwas ärgert, und nur nicht recht weiß, wie er diesem Aerger Ausdruck geben soll.

Dicht hinter dem Herrn Rittmeister ging der Herr Wachtmeister. Dieser Mann hatte eigentlich von Natur durchaus keine Aehnlichkeit mit seinem Chef, aber er schien sich lange Jahre hindurch bemüht zu haben, diese Aehnlichkeit zu bekommen, und das war ihm denn auch in so hohem Grade gelungen, daß man ihn für ein schlecht gemaltes, lebendes Bild seines Herrn und Meisters halten konnte. Das Gesicht hatte denselben katerartigen Ausdruck, Haltung und Gang waren genau dieselben, und jede Stellung und Geberde, die der Herr Rittmeister annahmen oder machten, ahmten der Herr Wachtmeister in der getreuesten Weise nach. Knurrten der Herr Rittmeister, so knurrten der Herr Wachtmeister auch; spuckten der Herr Rittmeister, so spuckten der Herr Wachtmeister auch; fluchten der Herr Rittmeister, so fügten der Herr Wachtmeister noch einige kernige Bekräftigungen hinzu; und wurde es dem Herrn Rittmeister einmal zu arg, so daß Sie sich unwillig und mißbilligend nach dem Herrn Wachtmeister umblickten, dann blickten sich der Herr Wachtmeister ebenfalls unwillig und mißbilligend um, als wenn Sie den schweigenden Verweis des Herrn Rittmeisters pflichtmäßig weitergeben wollten.

Das waren der Vater und die Mutter der Schwadron, die beiden Vorgesetzten, die zunächst über mein Schicksal zu entscheiden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Bürgerspital in Mailand.

Von

Jos. Arth.

Es ist ein durch's ganze Mittelalter sich hindurchziehender und seinem Wesen vollständig entsprechender Glaube, daß man ein dem Laster und Verbrechen geweihtes Leben auch ohne innerliche Besserung durch wohlthätige und nützliche Stiftungen sühnen könne. Eine Masse von Kirchen, Klöstern und sonstigen frommen Instituten verdanken ihre Entstehung diesem Glauben, und so ist auch die wohlthätige Anstalt, welche unser Titel nennt, nicht die Schöpfung eines frommen, für fremdes Leiden zugänglichen Sinnes, sondern ein Mann mit blutigen Händen, der seiner eigenen Verwandten nicht schonte, und mit fluchbeladenem Gewissen, ist der Gründer derselben. Das fünfzehnte Jahrhundert, das für Italien die herrliche Blüte der aus langem Schlummer erwachten und nach den unübertrefflichen Mustern der Griechen und Römer gebildeten Wissenschaften und Künste brachte, war auch in Folge der auf's Tiefste gesunkenen Sitten die Wiege manches Bösewichts, manches in menschliche Gestalt gehüllten Ungeheuers; es war aber auch die Zeit, wo kühne Abenteurer, deren einziges Streben Reichthum und Macht war, die überraschendsten Erfolge hatten, indem sie mit der

kalten Berechnung und dem Muthe des vor nichts zurückschreckenden, und kein dienliches Mittel verschmähenden Bösewichts sicher auf der betretenen Bahn fortschritten und ihr Ziel immer klar im Auge behielten; hatten sie dann ihr Ziel, die Herrschaft über eine Stadt oder einen Landstrich, erreicht, so suchten sie das Volk durch prachtvolle und wohlthätige Stiftungen und Bauten, welche eben das Volk zahlen mußte, zu gewinnen, und sich selbst einen berühmten Namen zu verschaffen, was ihnen Beides meist gelang. Und zu diesen Abenteurern gehört auch der Mann, welcher den prachtvollen Bürgerspital in Mailand gegründet hat. Franz Sforza hieß derselbe, früher Anführer einer jener furchtbaren Landsknechtbanden, welche sich im Dienste der vielen italienischen Fürsten herumtrieben und für Geld Jedem feil waren. Nach vielen Abenteuern, und nachdem er den Herzog Visconti von Mailand bekriegt hatte, trat er zuletzt in die Dienste eben dieses Fürsten und brachte ihn später durch Drohungen dahin, ihm seine Tochter Bianka zur Gemahlin zu geben. Nach dem Tode Visconti's bemächtigte er sich der Herrschaft über Mailand, das er durch Aushungerung zum Nachgeben bewogen, und ward so der Vierte in der Reihe der Herzoge von Mailand, als welcher er im Jahre 1450 ausgerufen wurde. Obgleich er nach wie vor grausam und tückisch blieb, that er jetzt doch Alles, um Mailand durch prachtvolle Bauten zu verschönern und mit wohlthätigen Anstalten zu versehen; denn, wie schon oben erwähnt, dadurch wurde das Volk beruhigt und sein eigener Name berühmt, die zwei einzigen Beweggründe, welche den Tyrannen leiteten. So wurde



Der große Hospital in Mailand.

denn auch im Jahre 1456 auf seinen Befehl der erwähnte Bürgerhospital erbaut, dessen Ausführung er berühmten Architekten übertrug.

Das Gebäude, l'Ospitale Maggiore, liegt im südwestlichen Theile Mailands in der gleichnamigen Straße, nahe bei der Kirche San Nazzaro Grande, und gibt ein treues Bild des damaligen Baustyles. Das ganze Gebäude bildet ein Oblongum, das auf sehr einfache Weise eingetheilt ist; in der Mitte befindet sich ein großer Hof und rechts und links davon vier regelmäßige kleinere Höfe, welche von doppelten Säulenreihen in zwei Stockwerken umgeben sind; in der Mitte des großen Hofes erhebt sich eine mit einer Kuppel gezierte Kirche. Ein vom Naviglio gespeister Kanal zieht sich längs der Mauern hin und liefert das zur Aufrechthaltung der Reinlichkeit in dem großen Gebäude nöthige Wasser, wie er auch dazu dient, im Sommer die Luft frisch zu erhalten. Die in der Form eines griechischen Kreuzes angelegten Gänge im Innern sind luftig und geräumig, und erleichtern den Verkehr in dem Gebäude ungemein. Es sollen in Noth- und Krankheitszeiten schon mehr als zweitausend Kranke hier eine Zuflucht gefunden haben; aber nicht genug damit, denn mit dem großen Spital sind noch mehrere untergeordnete wohlthätige Anstalten verbunden, z. B. die Santa Corona, eine Anstalt, welche obdachlose Kranke aufnimmt, ferner eine Anstalt für Schwangere und Findelkinder und eine Irrenanstalt. Und Alles das hat ein verbrecherischer Tyrann ohne Herz und Gewissen geschaffen.

Auf dem Weg zum Markte.

Von

G. Aschkin.



Der erste Bissen.

Das arme Mädchen, das zum Markte geht, um die Früchte, die der einzige Baum ihres kleinen Gärtchens getragen, zu verkaufen, konnte auf dem langen Wege, den sie in der Sonnenhitze eines Septembermorgens zu machen hatte, der Versuchung nicht widerstehen, eine der schönen vollsaftigen Birnen zu naschen. Schon hat sie die köstliche Frucht an

den Mund gesetzt, als eine kräftige Faust sie an der Schulter packt, und sie erschrocken Korb und Birnen fallen läßt. Zitternd steht sie einen Augenblick athemlos da, unfähig einen Schritt zu thun, aber auch nicht wagend sich umzukehren, denn sie glaubt sicher, die Mutter stehe hinter ihr und es breche nun ein Gewitter über ihrem armen Köpfchen los. Aber es bleibt still; sie hört nur den Schrei eines Vogels, und als sie endlich sich umzukehren wagt, gewahrt sie den Hausraben, der ihr nachgeflogen und ihr den unverhofften Schrecken eingejagt, indem er sich auf ihre Schultern gesetzt. Sie sammelt die Früchte, und von ihrem Schrecken sich langsam erholend macht sie sich endlich auf den Weg, während der Rabe sich auf das Tragband ihres Korbes setzt. Sie fühlt wohl, daß sie Unrecht gethan, und sucht es einigermaßen gut zu machen, indem sie ihren ersten Bissen mit dem Raben theilt; aber der erste Bissen ist auch ihr letzter, denn kaum hat sie wieder ein Stück abgebissen, holt es der Rabe ihr aus dem Munde, und so geht es fort, bis die Birne verzehrt ist. War die Erquickung auf solche Weise auch klein, so fühlt sie doch ihr Gewissen erleichtert, da der Rabe ja das Meiste bekommen, und als ob ein Segen auf dieser Theilung ruhte, hat sie ihre Früchte bald und zu so gutem Preise verkauft, daß sich die eine Birne leicht verschmerzen läßt.

Das Theater im Mittelalter.

Von

Johannes Scherr.

Die dramatische Dichtung und theatralische Kunst des griechisch-römischen Alterthums waren, wie Jedermann weiß, aus dem Gottesdienst hervorgegangen, und zwar sowohl nach der tragischen als nach der komischen Seite ihrer Entwicklung hin. Die antiken Theater, wenigstens die hellenischen, waren Kultstätten, die Aufführungen Kultakte, und wer die Tragödien eines Aeschylos und Sophokles kennt, wird das nicht befremdend finden. Mit ihrem Sinken freilich verlor die antike Bühne mehr und mehr ihren gottesdienstlichen Charakter, und zur römischen Kaiserzeit war sie nur noch eine Widerspiegelung der allgemeinen und grauenhaften Sittenverderbniß. Wollust und Grausamkeit, diese zwei vortretenden unter den die Gesellschaft von damals bestimmenden Motiven, spektakelten, wie in der Welt selbst, so auch auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten". War es doch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit der antiken Tragik soweit gekommen, daß in einem „Herkules auf dem Oeta" betitelten Trauerspiel die Titelrolle von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher gespielt werden mußte, welcher dann schließlich, zur Erhöhung der theatralischen Illusion, auf der Bühne lebendig verbrannt wurde. In einem Trauerspiel desselben Schlages, „Dädalus" betitelt, bestand die tragische Pointe darin, daß der Träger der Titelrolle im Labyrinth dem Minotaurus, dessen Rolle einem Bären überbunden worden, zum Zerreißen preisgegeben ward. In lasziver Richtung gipfelte die Entartung der antiken Bühne erst im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, namentlich in den östlichen Provinzen des römischen Reichs. Zur Zeit Konstantin's kam ein Ballet auf, dessen Zugkraft darin bestand, daß die Tänzerinnen in Mutter Eva's Toilette, vor dem Zwiegespräch mit der Schlange, eine Badszene ausführten, und zur Zeit Justinian's hatte dieses Kaisers nachmalige sehr rechtgläubige und „fromme" Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß sie nur mit einem schmalen Gürtel bekleidet auf der Bühne erschien, um daselbst Unnennbares zu agiren.

Sehr begreiflich daher, daß die christlichen Kirchenväter von Tertullian an alle Donner ihres Eifers und ihrer Beredsamkeit gegen die Theater und Schauspiele losließen. Mit Fug und Recht konnte Chrysostomus die Schauspielhäuser von damals „Wohnsitze Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Gymnasien der Unzucht, Katheder der Pest und babylonische Oefen" schelten. In dem Rezept der großen Fastenkur, welche das Christenthum der verkommenen antiken Gesellschaft verordnete, bildete das auf die Schauspiele, Schauspieler und Schauspielerinnen geschleuderte Anathema eine stehende Rubrik. Bischöfe, Synoden und Konzilien bemühten sich unablässig, die Gläubigen zu vermögen, daß sie der „unheiligen Augenlust", wie die Vorliebe für theatralische Vergnügungen genannt wurde, möglichst sich enthielten oder ganz entwöhnten.

Aber wenn der Geist stark war, so war das Fleisch noch stärker. Die Christen liefen mit nicht geringerer Gier in die Schauspielhäuser, als die Heiden, und die christliche Geistlichkeit mußte zuletzt achselzuckend zur Anerkennung der großen Wahrheit sich herbeilassen, daß der Mensch eben kein theologisches Abstraktum, sondern ein sehr konkretes Wesen, welches schlechterdings essen, trinken, heirathen und verschiedenartlich amüsirt sein wolle. Und ferner, daß man das Volk nur mittelst des Hebelwerks realer Anschauungen annähernd zur idealen Region emporheben könne; daß die denkträge Menge, d. i. der ungebildete und der gebildete Pöbel, zur Aneignung religiöser Begriffe der Vermittelung durch mythologische Vorstellungen bedarf; sowie daß der große Hause Moralpredigten am liebsten in einer Form vernimmt, welche dem Utile das Dulce beimischt. Mit andern Worten, die christliche Klerisei gelangte frühzeitig zu der Einsicht, daß, wenn die Heiden, welche an den künstlerisch gestalteten, die Sinne angenehm berührenden und aufregenden Gottesdienst i h r e r Religion gewöhnt waren, für den neuen Glauben gewonnen werden sollten, sie im Christenthum, im Kult der christlichen Kirche Alles wiederfinden müßten, was sie im Heidenthum verlassen hatten. Demzufolge handelte es sich darum, die unheilige Augenlust im heidnischen Sinn in eine heilige im christlichen umzuwandeln und innerhalb der christlichen Gotteshäuser selbst der Schaulust Befriedigung zu gewähren.

Selbstverständlich soll damit keineswegs gesagt sein, daß der gesammte Kult, das ganze Zeremoniell der christlichen Kirche auf dieses Motiv zurückzuführen sei. Ist es doch allbekannt, daß auf die Gestaltung des christlichen Gottesdienstes auch noch andere Anregungen eingewirkt haben. Immerhin aber ist hier der Punkt, von welchem Entstehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegensatz zu antik gefaßt —; ja, so recht im Schooße der Kirche ist das moderne Theater entsprungen, und sein ursprünglicher Charakter ist durchaus ein religiöser gewesen. Die kirchliche Politik — eine feinere und zähere hat es nie gegeben — suchte sich im Vorschritt der Zeit sämmtliche bildende und redende Künste dienstbar und nutzbar zu machen und sie hat auch das christliche Drama und die christliche Schaubühne geschaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei stattfindenden Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde. Die Kirche gestaltete daraus ein liturgisches Drama, die Messe, eine dramatische Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Sehr richtig und treffend hat ein strengkatholischer Schriftsteller bemerkt, mittelst und in der Messe habe die Kirche aus dem Gottesdienst ein Kunstwerk gemacht. Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen einen mehr oder weniger mimischen und theatralischen Charakter an. So die Festprozessionen und Leichenpompe, das Psalliren an den Gräbern der Märtyrer u. dgl. m.

Auf diesem spezifisch christlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwicklung des kirchlichen Dramas und Theaters nicht stehen. Zu ihrer Förderung trugen nämlich auch von anderen Seiten her kommende Einflüsse bei. Zunächst, in freilich nur geringem Maße, die Reminiscenz des antiken Dramas, oder genauer gesprochen, der griechischen Tragödie. Im vierten Jahrhundert wurden nämlich zum Gebrauche in

Schulen von christlichen Gelehrten fromme Schauspiele zusammengeschrieben, welche nicht nur den altgriechischen nachgebildet, sondern auch großentheils aus Versen der griechischen Tragiker, insbesondere des Euripides, zusammengesetzt waren. Die deutlichste Anschauung von dieser traurigen Tragik gibt der mit Recht oder Unrecht dem Gregor von Nazianz zugeschriebene „Leidende Christus" (Χριστὸς πάσχων), in welchem Stück die Mutter Jesu beim Empfang der Nachricht vom Kreuzestod ihres Sohnes in euripideischen Versen die Mutter Erde und den Sonnengott Helios um Beistand anruft. Gewiß haben derartige dramatische Schulfuchsereien auf die Ausbildung des modernen Theaters nur höchst unbedeutend eingewirkt. Ein größerer Einfluß dagegen ist den mimischen Spielen der Römer zuzuschreiben, welche in der Form von vulgären, meist ganz schauderhaft zotigen Mummereien und Possen sich in's Mittelalter hinüberschwindelten, getragen von dem unausrottbaren Geschlechte der Mimen und Jokulatoren, welche in den provencalischen Jongleurs, den spanischen Joglars und den normannisch-englischen Minstrels fortlebten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die christliche Geistlichkeit in eben dem Maße, in welchem das kirchliche Schauspiel reicher und vielgestaltiger sich entwickelte, mehr und mehr genöthigt war, mit dem leichten Völklein der „Fahrenden" sich zu verbinden, die Mitwirkung dieser „Leute vom Fach" bei Aufführung der christlichen Dramen in Anspruch zu nehmen, und diesem Umstand ist es wohl hauptsächlich schuldzugeben, daß mit der Zeit in die heiligen Spiele Profanirungen der frechsten Art eingegangen sind.

Den Vorschritt vom liturgisch-dramatischen Gottesdienste zum entwickelteren gottesdienstlichen Drama finden wir in den weit in's christliche Alterthum zurückreichenden Bemühungen der Priester, den Inhalt der Weihnachts- und Osterlegenden in den Kirchen dramatisch-theatralisch zu gestalten. Man hat Grund anzunehmen, daß derartige Bestrebungen schon im fünften und vierten Jahrhundert vorkamen und ganz vorzüglich dem Eifer der orthodoxen Partei zu verdanken waren, welcher sie antrieb, der arianischen Partei mittelst größerer Pracht und Vielgestaltigkeit des Zeremoniells beim Volke den Rang abzulaufen. Frühzeitig müssen derartige kirchlich-theatralische Versuche auch schon diesseits der Alpen angestellt worden sein; denn eine alte Handschrift der St. Galler Stiftsbibliothek unterrichtet uns, wie in ältester Zeit in der Klosterkirche zu St. Gallen die Auferstehungsfeier in Szene gesetzt worden ist. Am Charfreitag nämlich legte man ein großes, mit Leinwand umwickeltes Bild des gekreuzigten Heilands in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht sodann suchten drei als Frauen verkleidete Mönche den Leichnam des Heilands in dem Grabe und sangen die bezüglichen Stellen der Schrift ab. Diesen gaben zwei andere als Engel maskirte Geistliche aus dem Grabe hervor Antwort, und drei weitere Priester rezitirten in der Rolle von Fremdlingen die übrige Erzählung von der Auferstehung Christi, wie die Evangelien sie geben. Inzwischen erschien ein neunter Priester auf dem Hochaltar, mit einem rothen Meßgewand angethan und mit einer Fahne in der Hand. Er stellte den auferstandenen Heiland vor und gab sich singend der Maria zu erkennen. Zum Beschluß fiel das versammelte Volk als Chor in diese geistliche Oper ein, indem es jubelnd das Lied anstimmte: „Christ ist erstanden!"

Aus solchen innerhalb der Kirchen selbst zur Darstellung gebrachten Dramatisirungen der weihnächtlichen und österlichen Evangelienkapitel entwickelte sich das kirchliche Schauspiel des Mittelalters und gestalteten sich die sogenannten „Mysterien" oder „Mirakel-Spiele", Benennungen, die sich handgreiflich daraus erklären, daß sie die Geheimnisse des christlichen Dogmas und die Wunder der jüdisch-christlichen Legenden im weitesten Umfange zu Gegenständen hatten. In Frankreich hießen diese Dramen „Geheimnisse" (Mystères), in Italien „Evangelien", „Beispiele" oder „geistliche Komödien" (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen" (Autos), in England „Wunderspiele" (Miracle-Plays, vom lateinischen miraculum und dem angelsächsischen plegian, spielen), in Deutschland endlich „Weihnachtsspiele" und „Osterspiele" oder „Passionsspiele". Von der unwiderstehlichen, auf Geistliche und Laien gleichmäßig geübten Zugkraft dieser Schauspiele zeugt der Umstand, daß bis in's dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpsten und Bischöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuser wenigstens vor den skandalösesten Ausartungen dieses kirchlichen Komödienspiels zu bewahren. Dieß wurde insofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatralischen Apparat und die Zuschauermassen zu fassen, so daß man sich gezwungen sah, die Mysterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuschlagen.

Die theatralischen Zurüstungen und die szenische Technik sind anfänglich gewiß sehr einfach, roh und dürftig gewesen. Aber schritthaltend mit der literarischen Ausbildung der Mirakelspiele, oder vielmehr dieselbe überholend, kam auch die Einrichtung und Ausschmückung der Bühne, das Kostüm der Schauspieler, die Maschinerie, die Beihülfe von Musik, Gesang und Tanz, kurz, das Zusammenwirken von alle dem, was wir unter theatralischen Künsten verstehen, zu reicher Entfaltung und Anwendung. Auf dem Höhepunkt ihrer Glanzzeit, also im fünfzehnten Jahrhundert, stellte sich die Mysterienbühne überall, wo dieses Theaterwesen mit Eifer gepflegt ward, als eine sehr weitschichtige Einrichtung dar. Denn für ihre großen Haupt- und Staatsaktionen bedurfte sie einer sehr geräumigen Szenerie, bedurfte sie, da sie Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zog, eines dreistöckigen Aufbaues der Bühne. Ja, es kam sogar vor — wie z. B. noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Luzern —, daß das Szenarium eines recht pompösen Osterspiels über mehrere Plätze und Gassen einer Stadt sich hindehnte. Bei Vorführung solch' einer heiligen Haupt- und Staatsaktion agirten oft mehrere hundert Personen zugleich auf der Bühne, und schon hieraus läßt sich entnehmen, daß die Betreibung dieser frommen Schauspielkunst aus den Händen der Priester allmälig in die der Laien übergegangen sein mußte. In der That finden wir denn auch, daß vom dreizehnten Jahrhundert an dieses ganze mittelalterliche Komödienwesen zwar noch unter der Aufsicht und obersten Leitung der Kirche stand, aber von den Kathedralen, Bischofspfalzen und Prälaturen in die mächtig aufstrebenden Städte übersiedelte und hier von den Klerikern an die Laien kam. Dadurch gestaltete sich die Schauspielerei, wie ja im Mittelalter so vieles Andere, um nicht zu sagen Alles, korporativ, indem Genossenschaften von Gelehrten und Studenten zur Betreibung des heiligen Komödienspiels sich zusammenthaten oder unter der Leitung kundiger Männer Handwerkerzünfte sich damit befaßten. Auch kam es nicht selten vor, daß die Anordnung und Aufführung der Mysterienspiele eine Angelegenheit der Gemeinde war, deren Besorgung den Städtemagistraten von Staatswegen oblag. Aus einem Zubehör des Gottesdienstes wurde demnach das Mysterienspiel nach und nach ein geschäftliches Unternehmen oder ein politisches Institut. Allein seines sakralen, seines gottesdienstlichen Grundcharakters ging es darum keineswegs verlustig, wie weiterhin an einem Beispiel gezeigt werden soll.

Die Erscheinung der Mirakelspiele in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutschland reicht weit in's Mittelalter zurück. Wird uns doch schon von einem der Höflinge Karl's des Großen, von dem Abt Angilbert erzählt, daß er zwei derartige kirchliche Schauspiele gedichtet habe, und zwar in friesischer Sprache, was um so merkwürdiger wäre, als die ältesten Mysterien sonst sammt und sonders in der Sprache der Kirche, also lateinisch, verfaßt wurden. Die münchener Bibliothek bewahrt z. B. zwei lateinische, und zwar versifizirte Mysterienspiele aus dem neunten und zehnten Jahr-

hundert. Schon im zwölften und entschiedener noch im dreizehnten Jahrhundert traten an die Stelle des kirchlichen Lateins die verschiedenen Landessprachen; am frühesten, wie es scheint, in Frankreich. Die Aufführungen fanden zu Weihnacht, Ostern, Pfingsten und, seit dem dreizehnten Jahrhundert, am Fronleichnamstage statt. Den Inhalt der Stücke bildeten die Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, sammt dem unendlichen Vorrath von Stoffen, welchen die Lebensbeschreibungen der Heiligen darboten. Lieblingsgegenstände jedoch waren und blieben die Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu, sowie von seinem Leiden und Sterben. Sehr oft wurde auch der Versuch gemacht, den ganzen Legendenkreis des Alten und Neuen Testaments von der Erschaffung der Welt an bis zum Weltgericht in den Rahmen eines und desselben Mirakelspiels zu spannen. Da entstanden denn wahre Ungeheuer von Schauspielen, deren Aufführung nicht nur Tage, sondern Wochen in Anspruch nahm. So wurde z. B. in England unter der Regierung Heinrich's IV. im Jahr 1409 zu Slinnerswell ein Miracle-Play von der Weltschöpfung und dem Weltende tragirt, welches volle acht Tage spielte. Den Zuschauern, welche die ganze Darstellung aushalten würden, war ein tausendjähriger Sündenablaß förmlich garantirt, woraus zu ersehen, daß der Genuß solch' heiliger Komödie noch immer als ein gottesdienstlicher Akt betrachtet wurde*). Vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an macht sich eine beträchtliche Bereicherung des geistlichen Schauspiels bemerkbar, bewerkstelligt durch die Einführung allegorischer Personen. In Folge dessen hat sich aus den Mysterien eine Abart derselben herausgezweigt, die sogenannten „Moralitäten", mit Fug so geheißen, weil es dramatisirte Moralpredigten waren, vorgetragen von Personifikationen aller möglichen Tugenden und Laster. In Frankreich erfunden, hat diese Gattung mittelalterlicher Schauspiele auch in Spanien und England großen Anklang gefunden.

Die französische, englische und deutsche Literatur besitzt reichhaltige gedruckte Sammlungen von Mysterien-, Mirakel-, Weihnachts- und Osterspielen, und ebenso von Moralitäten. Weniger ist in Italien und Spanien für die Sammlung derartiger Denkmäler des Mittelalters geschehen. Man muß indessen unumwunden sagen, daß alle diese Textbücher der kirchlichen Komödie weit mehr einen kultur- und kunstgeschichtlichen, als ästhetischen und literarischen Werth besitzen. Es sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungefüge, rührend ungeschickte Kompositionen, ihrer dramatischen Form ungeachtet weit mehr epischen als dramatischen Charakters, unendlich breit, fabelhaft langweilig, so daß ihre Lektüre eine der furchtbarsten Geduldproben ist, welchen ein Literarhistoriker unterworfen werden kann. Am genießbarsten sind noch die englischen Miracle-Plays, in welchen wenigstens da und dort ein Ton anklingt, welcher auf die nachmalige herrliche Entfaltung der englischen Bühne hindeutet. In den französischen Mystères wiehert nicht selten mitten in der heiligsten Umgebung das profanste Gelächter auf. Berüchtigt ist unter den Stellen dieser Art die von Beauchamp in seinen „Recherches sur les théâtres de France" aus einem Passionsspiel des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilte. Gottvater schläft im obern Stockwerk der Bühne auf seinem Himmelsthron, während im Mittelstock die Kreuzigung Christi vorgenommen wird. Ein Engel bringt die Meldung und weckt den Schlafenden mit den Worten: „Ewiger Vater, Ihr thut unrecht und verdient Schelte (et devriez avoir vergogne): Euer vielgeliebter Sohn ist todt, und Ihr schlaft wie ein Betrunkener" (comme un yvrogne). Gottvater: „Was, er ist todt?" Die Engel: „Allerdings." Gottvater: „Hol' mich der Teufel, ich wußte Nichts davon" (Diable m'emporte, qui en savais rien). Ich könnte zu dieser Probe noch eine ziemlich lange Reihe von Parallelstellen anführen; es mag aber an dem mitgetheilten Beispiel mittelalterlicher „Frömmigkeit" genug sein. Um übrigens zu begreifen, wie solche freche Travestiren auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters möglich waren, muß man sich erinnern: 1) im Allgemeinen, daß die angeblich „gute, fromme" Sittenzeit in Wahrheit eine der verworfensten, zucht- und schamlosesten Zeiten gewesen, die es jemals gegeben; und 2) im Besonderen, daß ja auch der über alle Beschreibung wüste Skandal der Narren- und Eselsfeste in den französischen Kirchen am lautesten getobt hat ..... Ihre höchste dichterische Vollendung hat die mittelalterlich-kirchliche Dramatik erst nach dem Mittelalter gefunden, in Spanien nämlich durch Lope und Calderon. In den „Autos" dieser Poeten glüht dasselbe Feuer, welches aus den Madonnenbildern Murillo's leuchtet, aber auch dasselbe Feuer, welches die Scheiterhaufen der Inquisition entflammte. Natürlich haben sich wie in Spanien, so auch in andern katholischen Ländern die Mysterienspiele länger gehalten, als in protestantischen. So hörten sie z. B. in der schwäbischen Reichsstadt Gmünd erst mit der Einverleibung derselben in Württemberg auf, und nicht uninteressant mag es sein zu vernehmen, daß eine blasse Tradition existirt, der Knabe Schiller habe, während er mit seinen Eltern in Lorch lebte (1765—68), durch ein im nahegelegenen Gmünd gesehenes Osterspiel die ersten dramatischen Eindrücke und Anregungen empfangen. Daß noch heute zu Oberammergau in Bayern das Osterspiel von Zeit zu Zeit pompös tragirt wird, ist allbekannt.

Freilich kann solch' eine Mumisirung mittelalterlicher Bräuche nur noch die Bedeutung eines anachronistischen Kuriosums haben; denn je mehr sich das Mittelalter seinem Ende zuneigte, um so mehr gewann der realistisch-moderne Geist über den supranaturalistisch-romantischen das Uebergewicht, oder vielmehr das Mächtigwerden des realistischen Geistes ist es ja eben gewesen, was die mittelalterliche Weltanschauung verdrängte. Im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir daher in Frankreich, in England und Deutschland das geistliche Schauspiel vor den Anfängen des weltlichen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das weltliche aber bildete sich, zunächst nach der komischen Seite hin, aus dem derben Volkshumor heraus, wie er in den Mummereien und Schwänken der Fastnachtszeit rumorte. Die Gassen der deutschen Städte wiederhallten von derartiger handgreiflicher Schwankpoesie, in welcher Zoten und Prügel als drastisch-dramatische Hauptmotive wirkten. Eine Art von literarischer Gestaltung erhielten diese Stegreifpossen zuerst in Nürnberg, und zwar durch Hans Rosenblüt und Hans Folz (um 1450), bis dann achtzig Jahre später der treffliche Hans Sachs Fastnachtsspiele dichtete, die neben ihrem sittengeschichtlichen auch des literarischen Werthes nicht ermangeln (z. B. „Das Narrenschneiden").

Eine höchst bedeutsame Erweiterung fand das deutsche Fastnachtsspiel dadurch, daß zur Reformationszeit die oppositionelle Polemik in die volksmäßige Komödie einging. Schon frühzeitig kündigte diese Tendenz sich an. Bereits um 1480 entstand das dem Geistlichen Theodor Schernbergk zugeschriebene Stück, welches die Geschichte der angeblichen Päpstin Johanna dramatisirte unter dem Titel „Das Spil von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen". Als reifste Frucht dieser reformatorisch-polemischen Volkskomödie können die beiden Fastnachtsspiele angesehen werden, welche der höchst begabte berner Staatsmann, Maler und Dichter Nikolaus Manuel schrieb und im Jahr 1522 in seiner Vaterstadt auf einer an der Kreuzgasse errichteten Bühne durch eine Gesellschaft von Bürgersöhnen aufführen ließ. Besonders die eine dieser Komödien, in welcher, wie der Titel besagt, „die Wahrheit in schimpffs wyß vom Bapst und siner Priesterschaft gemeldt würt", strotzt von charakteristischen Zügen, und Niemand wird ohne Belehrung und Ergötzung die erbau-

*) Wir vermuthen, daß der berühmte Erfinder der Zukunftsmusik dieses Monstredrama sich zum Vorbilde genommen, als er sich entschloß, die armen Nibelungen zu einer Riesenoper zu verarbeiten, welche drei Tage lang spielen soll. Hoffentlich kommt dieselbe bald zur Aufführung, damit die Sünder und Sünderinnen des neunzehnten Jahrhunderts Gelegenheit haben, ihre Verschuldungen abzubüßen.

lichen Konfessionen der „Pfaffenmagd“ Lucia Schnebeli mit anhören, welche in dem Stück eine Hauptrolle spielt.

Wie sich im Weiteren aus den Nachklängen des mittelalterlich-geistlichen Schauspiels und aus dem realistisch-weltlichen der Renaissance- und Reformationszeit das moderne Theater entwickelte, wie und warum diese Entwicklung in Deutschland, Frankreich und Italien eine so vielfach gestörte, verkümmerte und unzulängliche gewesen ist, während sie dagegen in England und Spanien zur üppigsten Blüte gedieh, — hievon vielleicht ein andermal.

Der Krieg in Schleswig.

I. Der Winterfeldzug in Schleswig 1864

Von

H. Bauer.

Endlich ist das einmüthige Verlangen Deutschlands wenigstens in einer Beziehung erfüllt worden: die Dänen sind mit Waffengewalt aus dem größten Theile von Schleswig vertrieben und werden auch die wenigen Punkte, die sie noch



General-Feldmarschall v. Wrangel, Oberbefehlshaber der Truppen in Schleswig.

besetzt halten, bald räumen müssen. Allerdings haben die beiden deutschen Großmächte durch ihr Vorgehen dem Willen des deutschen Bundestages zuwider gehandelt und sich auch über das Ziel ihres Handelns nicht geäußert, aber das Eine ist doch wenigstens erreicht, daß die Schleswiger endlich einmal wieder frei aufathmen können, nachdem sie über ein Jahrzehnt die unsäglichste und bitterste Quälerei von Seiten ihrer kleinen Tyrannen zu ertragen gehabt. Die auswärtigen Mächte, John Bull vor Allen, haben freilich böse Mienen dazu gemacht, daß deutsche Mächte auch einmal handelnd auftreten; aber das wird den Dänen wenig helfen, es wird von Seiten der auswärtigen Mächte bei Worten bleiben, und die Beweise, welche dieselben für das gute Recht Dänemarks anführen, helfen dieses Reich nichts und sind geradezu lächerlich. Wenn z. B. englische Blätter behaupten, der Angriff der deutschen Großmächte auf Dänemark sei ein schmählicher Mißbrauch ungeheurer Uebermacht gegen einen schwachen Gegner, so würde daraus folgen, daß Schwäche und Wehrlosigkeit ein Recht geben, ungestraft Unrecht zu üben, während doch Dänemark gerade, weil es ein kleiner Staat ist, um so strenger sich an die Verträge hätte halten sollen; was ihm jetzt geschieht, ist bloß eine verdiente Züchtigung für seinen Uebermuth und seine boshafte Verachtung deutscher Langmuth.

Allerdings kann man den Operationen der Großmächte in Schleswig nicht ohne Mißtrauen zusehen; die Sprache der österreichischen Blätter ist eine beunruhigende; sie reden überall von einer Wiederverbindung der Herzogthümer mit Dänemark, allerdings bloß durch Personalunion, was aber nach dem Geschehenen etwas in sich Unmögliches ist; doch wir wollen von diesen unliebsamen diplomatischen und politischen Betrachtungen absehen und uns einem Theile der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zuwenden, welcher erfreulichere Seiten darbietet, den militärischen Operationen in Schleswig.

Vergeblich war am Bunde eine Einigung in Betreff der Erbfolgefrage und der Besetzung Schleswigs mit der durch Oesterreich und Preußen vertretenen Minorität angestrebt worden. Diese beiden Großmächte erklärten vielmehr, als sie am 14. Januar in der Bundestagssitzung überstimmt waren, daß sie die Angelegenheit nun in die eigene Hand nehmen und selbstständig gegen Dänemark vorgehen werden. Entsprechend dieser Erklärung begann, nachdem am 16. die österreichisch-preußische Sommation in Kopenhagen abgelehnt worden, sofort der Transport der nöthigen Truppen nach der schleswig'schen Grenze, um die an Dänemark gestellten Forderungen, deren erste die Räumung von Schleswig war, nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Die in Holstein befindlichen österreichischen und preußischen Bundesreserven wurden von den Bundestruppen getrennt, und der von den beiden Großstaaten gebildeten und unter Wrangel's Oberbefehl gestellten Armee für Schleswig-Holstein einverleibt. Dieselbe bestand demnach aus etwa 68,000 Mann aller Waffengattungen und war somit stark genug, um die höchstens 40,000 zuverlässige Mann zählenden Dänen schlagen zu können. Diese gaben indessen ihre trotzige Haltung nicht auf und machten Miene, als wollten sie jeden Fuß breit schleswig'schen Bodens hartnäckig vertheidigen. Doch scheint es, daß sie schon damals, im Monat Januar, daran dachten, jedenfalls das Terrain bis zum Dannewerk zu räumen, denn die furchtbaren Requisitionen, welche sie — namentlich im dänisch Wohld, dem zwischen dem Eiderkanal und der eckernförder Bucht gelegenen Landstrich, wo sie viele hundert Wagen und einige hunderttausend Bund Stroh und Heu zwangsweise zusammenbrachten — im Süden Schleswigs erhoben, konnten sie vernünftigerweise einer Gegend, wo sie sich auf die Dauer zu halten gedachten, nicht zumuthen.

Am 30. Januar, nachdem die österreichisch-preußischen Truppen ihre Aufstellung an der schleswig'schen Grenze genommen, übersandte der mit dem Oberbefehl der verbündeten Truppen betraute Feldmarschall Wrangel dem dänischen General de Meza die schriftliche Aufforderung zur Räumung Schleswigs, widrigenfalls mit Gewaltmaßregeln gedroht wurde. Dieser sehr höflich abgefaßten Aufforderung Wrangel's folgte am Tage darauf die kurz und energisch gehaltene Antwort de Meza's, welcher dem von Seiten Wrangel's an ihn gestellten Ansinnen ganz entgegengesetzte Befehle von seinem König erhalten zu haben erklärte, er könne daher der Aufforderung desselben nicht nachkommen; der Gewalt werde er mit Gewalt zu begegnen wissen. Jetzt waren die Feindseligkeiten unvermeidlich, und ganz Deutschland harrte des Augenblicks, wo der erste Schuß an der Eider fallen werde als Signal der herandämmernden Freiheit für die Herzogthümer. Die Stimmung war eine getheilte; die Einen erinnerten sich des Scheinkriegs vom Jahr 1848 und meinten, auch dießmal werde es so gehen; die Andern, welche nicht so schwarz sahen, erblickten in der Anwesenheit von vier preußischen Prinzen (der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und Prinz Albrecht, Vater und Sohn) beim Heere ein gutes Zeichen für die ernstlichen Absichten der Verbündeten. Ebenso getheilt waren die Ansichten in Betreff der Person des Oberkommandanten, des Feldmarschall Wrangel's, indem er den Einen als Oberkommandant in dem 1848 von Preußen geführten Scheinkrieg verdächtig war, während es die Andern als eine sehr passende Wahl ansahen, daß man einen mit dem Land und den Leuten Schleswigs so vertrauten General, wie Wrangel, auserkoren, die Operationen im vorliegenden Falle zu leiten. Soviel ist übrigens jedenfalls gewiß, daß Wrangel's Wahl in militärischer Hinsicht durchaus keine verfehlte zu nennen ist. Ein kurzer Rückblick auf seine Vergangenheit wird uns dieß zeigen.

Friedrich Heinrich Ernst Freiherr von Wrangel ist am 13. September 1784 zu Stettin geboren, wo sein Vater als Oberst eines Infanterieregiments in Garnison stand. Schon 1796 trat er als Junker in die preußische Reiterei ein und machte 1807 seinen ersten Feldzug in Preußen mit, während dessen er sich rühmlich auszeichnete. Nachdem er sich 1813 als Rittmeister das eiserne Kreuz erkämpft, machte er den Feldzug von 1814 als Major, den von 1815 als Oberstlieutenant mit und zeigte dabei eine ritterliche Tapferkeit, verbunden mit einem raschen, richtigen Blick in der Führung seiner Reiter. Nach Beendigung des Feldzugs von 1815 ward er daher zum Obersten befördert und stieg jetzt rasch von einer Stufe zur andern. Nach langen Friedensjahren fand das Bewegungsjahr 1848 Wrangel als kommandirenden General in Stettin, und Anfang April traf ihn hier die Ernennung zum General der Kavallerie und zum Oberbefehlshaber der gegen Dänemark aufgebotenen deutschen Bundestruppen. Am Ostersonntag fand der erste Zusammenstoß mit den Dänen, die er bei Schleswig in dem damals schwach befestigten Dannewerk überraschte, statt. Er warf dieselben im ersten Anlauf zurück, zeigte aber bei ihrer Verfolgung — er verbot den Unterkommandanten geradezu, den Sieg weiter auszubeuten — eine solche Lauheit, daß man schon damals vermuthen mußte, es sei ihm mit dem Kriege nicht Ernst. Der fernere Verlauf der Operationen bestätigte diese Vermuthung geradezu und ließ keinen Zweifel, daß Wrangel geheime Instruktionen habe, welche ihm verboten, den Dänen ernstlich zu Leibe zu gehen; der Umstand schon, daß er sie, die er vollständig hätte vernichten können, von Schleswig aus ungehindert nach der Insel Alsen entschlüpfen ließ, von wo aus sie die vorrückenden deutschen Truppen stets in Flanke und Rücken beunruhigen konnten, raubte dem ganzen Feldzug die Spitze. Ohne den Herzogthümern nur das Geringste genützt zu haben, erhielt er denn auch am 24. Mai von Berlin aus den Rückzugsbefehl, und schon am 26. August wurde unter Beeinflussung Englands und Vermittlung Schwedens der berüchtigte Waffenstillstand von Malmö geschlossen, der dem Kriege zunächst ein Ende machte. Am 15. August 1856 erhielt er die höchste militärische Würde in Preußen, die eines Generalfeldmarschalls, und Ende 1863 berief ihn der Exekutionsbeschluß gegen den König von Dänemark für den Fall des Ausbruches der Feindseligkeiten abermals an die Spitze der deutschen Bundestruppen, eine Stelle, welche er späterhin mit dem Oberkommando über die österreichisch-preußische Armee für Schleswig-Holstein vertauschte. Er betritt also wiederum den Schauplatz des 1848 von ihm geführten Scheinkrieges, und wir wollen hoffen, daß er dießmal mit besseren Instruktionen versehen ist; denn seine geringen Erfolge im Jahre 1848 waren bloß das Ergebniß seiner erhaltenen Aufträge, an die er sich eben halten zu müssen glaubte. Doch kehren wir zu den Kriegsereignissen zurück.

In Folge der Antwort de Meza's ordnete Wrangel die Erzwingung der Eiderübergänge auf den 1. Februar mit den charakteristischen Worten an: „Also in Gottes Namen drauf!" Am 31. Januar wurden daher die preußischen Truppen bei Kiel, die österreichischen in und bei Rendsburg konzentrirt; die Dänen ihrerseits, welche wohl errathen konnten, daß in den nächsten Tagen der Angriff erfolgen werde, lösten noch in der Nacht auf den 1. Februar ihre Infanterieposten auf dem rechten Eiderufer durch Dragoner ab, da sie hier keinen ernstlichen Widerstand zu leisten gedachten. In der Frühe des 1. Februars rückte das sechste österreichische Armeekorps, kommandirt von Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz, gegen die Eiderübergänge bei Rendsburg, die Eisenbahn- und die Schleusenbrücke vor. Beide Brücken führen über einen

ganz schmalen Eiderarm, und die letztere in das so oft genannte Kronwerk, von dem aber eigentlich nichts mehr existirt, da es die Dänen geschleift haben. Eine einfache Palissadenwand, deren starkes Thor geschlossen war, hinderte den Vormarsch; zwei doppelte Kavallerieposten hielten dänischerseits die beiden Brückenausgänge auf's rechte Ufer besetzt. Die Eider war noch fest gefroren.

Eine Kompagnie Hessen-Infanterie eröffnete die gegen die Palissadenwand des Kronwerks dirigirte Kolonne, dann folgten Geniesoldaten mit Werkzeugen zum Umhauen der Palissaden, hierauf Jäger und Husaren zur Verfolgung des Feindes. Als sie sich dem Palissadenthore näherten, fielen einige Schüsse aus den Schießscharten, ohne zu treffen, und zugleich galoppirten die dänischen Dragoner mit Windeseile davon. Wenige kräftige Axthiebe genügten, um den Truppen den Weg nach Norden zu öffnen. Zu gleicher Zeit rückte auf dem Bahndamme eine Abtheilung Hessen-Infanterie über die etwa tausend Schritte weiter flußabwärts liegende Eisenbahnbrücke vor, deren angebliche Unterminirung sich als unrichtig erwies, und drang von hinten in's Kronwerk ein. Feldmarschall-Lieutenant Gablenz leitete diese Bewegungen in eigener Person. Zahlreiche Neugierige, welche ein Gefecht erwarteten, hatten sich eingefunden und sandten jetzt den Truppen ihren Jubel auf's jenseitige Ufer nach. Bis spät in die Nacht hinein ergoß sich ein unaufhörlicher Strom von Truppen aller Waffengattungen über die beiden Brücken und über das Eis der Obereider. Um acht Uhr etwa erschien der Höchstkommandirende v. Wrangel mit dem Kronprinzen von Preußen, und Beide begaben sich alsbald zur Vorhut, welche eifrig in der Verfolgung der Dänen begriffen war.

In ganz ähnlicher Weise erfolgte genau zu derselben Zeit der Uebergang der vom Prinzen Friedrich Karl kommandirten Preußen über die mit der Eider verbundene Levensau, nördlich von Kiel. Präzis sieben Uhr wurde die auf schleswig'scher Seite aufgezogene Brücke mit Hülfe von Leitern gesprengt und herabgelassen, worauf alsbald die erste Kompagnie vom 64. Infanterieregiment im Trab hinüber ging und auf die fortgaloppirenden dänischen Dragoner schoß, ein Zug vom 11. Uhlanenregiment folgte, dann kamen der Reihe nach ein Bataillon des 64. Regiments, eine Schwadron Uhlanen, ein Theil des 24. Regiments, eine Batterie Zwölfpfünder, Uhlanen, abermals eine Batterie Zwölfpfünder, Abtheilungen des 64. Regiments, zwei gußstählerne Sechspfünder-Batterieen, Pionniere, eine Sechspfünder-Batterie &c. Auch hier wurden nur einige Schüsse mit den Dänen gewechselt; Prinz Friedrich Karl war an der Spitze der Truppen, welche unter dem Gesang „Schleswig-Holstein meerumschlungen" den schleswig'schen Boden betraten.

Bei Rendsburg waren inzwischen die österreichischen Brigaden Nostitz, Gondrecourt und Tomas über die Eider gegangen, und die erste rückte auf der Chaussee gegen Sorgbrück, die zweite gegen Duvenstedt vor, während die Brigade Tomas die Dörfer um Rendsburg besetzte. Jetzt rückte auch die Kavalleriebrigade nach, und die noch weiter südlich stehende Brigade Dormus marschirte auf Rendsburg. Die Dänen suchten die Verfolgung dadurch aufzuhalten, daß sie die Sorgebrücken hinter sich sprengten, allein die Husaren der Brigade Nostitz blieben ihnen, indem sie, ohne sich zu besinnen, durch die mit Eis gehende Sorge setzten, auf den Fersen; ihnen folgten die Pionniere auf dem Fuße und stellten bei Sorgbrück zwei, bei Duvenstedt eine Brücke her, worauf die Verfolgung eingestellt und die Vorposten nördlich der Sorge bezogen wurden.

Während die Oesterreicher ihrerseits in der oben angegebenen Weise vorrückten, marschirten die Preußen auf der eckernförder Chaussee weiter. Bei Eckernförde, wo das Meer nahe an die Landstraße herantritt, warteten ihrer zwei dänische Kriegsschiffe, die Korvette Thor und der Panzerschooner Esbern Snare, welche die auf der Straße vorrückenden Truppen beschießen sollten. So schnell hatten sie aber die Preußen nicht erwartet und hatten daher noch nicht einmal geheizt, als sich die Spitze der preußischen Kolonne zeigte. Nichtsdestoweniger begannen sie alsbald ihr Feuer. Auf den ersten Schuß ging eine zwölfpfündige gezogene Batterie vor und nahm auf drei Höhen, die wallartig neben der Straße aufsteigen, eine vortheilhafte Stellung ein; neben ihr fuhr bald darauf eine Sechspfünder-Batterie auf, und beide erwiederten lebhaft das Feuer der dänischen Schiffe. Es war, nur weniger großartig, ein Anblick, wie am 5. April 1849, und die Dänen schienen auch jenen für sie so schrecklichen Tag noch gut im Gedächtnisse zu haben, denn nachdem einige preußische Kugeln getroffen, zogen sich beide Schiffe möglichst schleunig aus dem Hafen hinaus; den Preußen war bloß ein Pferd verwundet worden. Eine Abtheilung derselben hatte sich westlich um das mit der eckernförder Bucht in Verbindung stehende vindebyer Noor gezogen und bestand gleichzeitig mit jenem Artilleriekampf ein kleines Gefecht mit der dänischen Infanterie, welche sich übrigens schleunig auf Missunde zurückzog. Die Preußen besetzten schließlich die Höhen hinter Eckernförde.

Am 2. Februar rückte auf dem linken Flügel die Brigade Nostitz bis Norby (an der Eisenbahn halbwegs Schleswig), die Brigade Tomas bis Groß- und Klein-Breckendorf; die Brigade Gondrecourt blieb in Duvenstedt, und die Brigade Dormus rückte in die gestrige Stellung der Brigade Tomas. Die Kavalleriebrigade stellte sich zwischen den Brigaden Tomas und Gondrecourt auf. Eine Schwadron Windischgrätz-Dragoner erhielt Befehl vorzugehen und den Feind aufzusuchen; diese Abtheilung, welche sich unterwegs durch einen Zug Husaren verstärkte, traf bei Lottorf auf feindliche Infanterie, welche nach kurzem Gefechte geworfen wurde. Weiter geschah hier an diesem Tage nichts. Um so blutiger war der Tag auf dem rechten Flügel. Von Eckernförde aus, wo die Preußen mit Enthusiasmus aufgenommen worden waren und wo die Einwohner alsbald Herzog Friedrich proklamirt hatten, unternahm Prinz Friedrich Karl eine Rekognoszirung gegen Missunde. Auf dem Wege dahin wurden die Dänen nach kurzem Widerstand aus ihren Schanzen bei Holm und Kochendorf geworfen und zogen sich nach Missunde zurück.

Prinz Friedrich Karl gab sofort Befehl, die Schanzen bei Missunde anzugreifen; es war dieß ein kühner Gedanke, der bei gutem Erfolg die Dänen zum Aufgeben des Dannewerks zwingen konnte; denn von den sieben Schanzen, welche hier auf dem südlichen Schleiufer liegen, überhöhen die beiden vordersten die hinteren und die auf dem nördlichen Ufer gelegenen. Da nun die Schlei hier sehr schmal ist, so wären die Dänen von diesen zwei vordersten Schanzen aus, wenn sie genommen wurden, leicht aus allen übrigen festen Punkten an dieser Stelle zu vertreiben gewesen. Allein andererseits war nicht außer Acht zu lassen, daß nur Feldgeschütz, welches ganz ungedeckt auffahren mußte, gegen das schwere Geschütz in den Schanzen vorhanden war, und daß die Dänen, welche dieses Terrain schon lange auf einen Angriff vorbereitet hatten, jede Entfernung genau kannten, daß somit die Preußen besonders bei dem herrschenden dichten Nebel auch hinsichtlich der Sicherheit des Zielens im Vergleich mit den Dänen bedeutend im Nachtheile waren. Zieht man dieß in Betracht, so wird man den Ausgang des zu schildernden Gefechts nicht unbegreiflich finden. Zwischen zehn und elf Uhr fuhren neun preußische Batterieen, Haubitzen, Feldsechspfünder, kurze Zwölfpfünder und gezogene Zwölfpfünder in weitem Halbkreis in einer Entfernung von 900—1000 Schritten auf den Höhen gegenüber den Schanzen auf und eröffneten ein heftiges Feuer auf dieselben, das von den Dänen ebenso erwiedert wurde. Die Preußen konnten in Folge des starken Nebels die Wirkung ihrer Schüsse durchaus nicht beobachten, aber auch den Dänen gelang es trotz ihrer vortheilhaften Lage nicht, eines von den freistehenden Geschützen zu demontiren; indeß erlitten die Preußen einen beträchtlichen Verlust an Offizieren und Mannschaft. Ehe nämlich Bresche geschossen war, was bei Erdwerken überhaupt sehr schwer ist, wurden nach einander mehrere Bataillone zum Sturm auf die Schanzen komman-

dirt. Hinter den vor den Schanzen befindlichen Kniggs aber lagen dänische Jäger und Infanteristen, welche, unterstützt von den Shrapnels und Kartätschen der Schanzen, die braven Stürmenden mit einem mörderischen Feuer empfingen; nichtsdestoweniger gings unter lautem Hurrah vorwärts, aber das Unmögliche konnte nicht geschehen; ganze Kartätschenlagen fegten das Glacis rein, und obgleich es gelang, eine vorgeschobene Schanze bei der ornumer Mühle zu erstürmen,



Der Winterfeldzug in Schleswig. Der Kampf bei Missunde.

mußte um halb fünf Uhr der Angriff aufgegeben werden, nachdem man 120—150 Todte und Verwundete eingebüßt hatte; übrigens hat sich später herausgestellt, daß der Verlust der Dänen noch größer war, indem die Hohlgeschosse der preußischen gezogenen Geschütze im Innern der Schanzen furchtbar gehaust haben. Die Dänen selbst geben 150 bis 200 Mann zu.

Die Urtheile über die Anordnung dieses Treffens, wel-

ches ohne Resultat so viele Opfer gekostet, lauteten beinahe durchweg ungünstig; man war erbittert über den Siegesjubel der Dänen, man bedauerte die gefallenen Opfer um so inniger, als all' die Kaltblütigkeit und Ausdauer, welche die tapfern preußischen Krieger mitten in dem feindlichen Feuer, dem sie schutzlos ausgesetzt waren, bewährten, unter den gegebenen Umständen unmöglich einen günstigen Erfolg hatte herbeiführen können. Andererseits aber ist der Prinz Friedrich Karl eine populäre Person, der man nicht zu nahe treten wollte, und auf seine militärische Befähigung hielt man große Stücke.

Derselbe — Sohn des Prinzen Friedrich Karl Alexander von Preußen, Bruders des Königs, und der Prinzessin Marie Louise Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar — ist geboren am 20. März 1828 und gegenwärtig General der Kavallerie. Kommandeur des dritten Armeekorps und zweiter Chef des königlich preußischen Leibhusarenregiments Nikolaus ꝛc. Seit



Der Winterfeldzug in Schleswig. Transport verwundeter Oesterreicher auf dem Weg nach Rendsburg.

dem 29. Nov. 1854 ist er mit der Prinzessin Marie Anna, der Tochter des regierenden Herzogs Leopold von Anhalt-Dessau vermählt. Durch eine Broschüre, in welcher er die Mängel des deutschen Militärwesens und das preußische Junkerthum mit Schärfe kritisirte, verschaffte er vor einigen Jahren seinem Namen einen guten Klang, und man war erfreut, ihn im vorigen November, als die Bundesexekution gegen Dänemark bevorstand, als den designirten Oberkommandanten der Bundestruppen nennen zu hören. Die Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, denn weil der Prinz mit den maßgebenden Instanzen am preußischen Hofe nicht auf dem besten Fuße stand, so traute man ihm von dieser Seite die Energie zu, er werde, wenn einmal im Felde, sich um die Instruktionen des Ministers wenig kümmern, und betraute, wie weiter oben erwähnt, mit der Würde eines Bundesgenerals eine andere Persönlichkeit, die schon einmal Proben davon abgelegt, daß sie streng bei den gegebenen Instruktionen beharre. — den Generalfeldmarschall Wrangel.

Man kann, wenn man die Person des Prinzen in's Auge faßt, nicht annehmen, daß er, ohne zu wissen was er thue, seine Leute geopfert habe; Einige meinten daher, er habe durch die blutigen Opfer, welche bei Missunde fielen, die zu einem Scheinkrieg hinneigende Ministerpartei gewaltsam in einen ernstlichen Kampf hineinreißen wollen und sei in Anbetracht der Größe des Zwecks zu dem von ihm ergriffenen Mittel berechtigt gewesen. Aber solcher Vermuthungen bedarf es nicht. Der Prinz, ein feuriger Soldat, von ehrgeizigem Wetteifer gegenüber von den österreichischen Bundesgenossen erfüllt, wollte versuchen, die Schanzen, in welche sich die Dänen so schnell zurückgezogen, im ersten Anlaufe zu nehmen, wodurch dann alle weiteren Kämpfe um das Dannewerk unnöthig geworden wären; daß er sich dabei Fehler zu Schulden kommen ließ, ist nicht zu bestreiten, aber hinter dem warmen Ofen sind kriegerische Operationen, die der Feldherr lediglich auf Berechnung und Vermuthung gründen muß, nachher, wenn sich Alles aufgeklärt hat, leicht zu kritisiren.

So standen also die Dinge am Abende des 2. Februar. Oesterreichischer- und preußischerseits hatte man sich durch die geschilderten Vorposten- und Rekognoszirungsgefechte überzeugt, wo die Hauptstärke des Feindes zu suchen war, und am 3. begann daher auf Befehl Wrangel's im Zentrum und auf dem linken Flügel ein allgemeines Vorrücken. Die Oesterreicher sollten sich auf das eigentliche Dannewerk, zu dessen Beschreibung wir weiter unten Gelegenheit haben werden, dirigiren. Am Morgen des 3. Februar nahm daher Feldmarschall-Lieutenant Gablenz seinen Marsch auf Lottorf und Geltorf, zwei Ortschaften, die etwa anderthalb Stunden südlich und südöstlich von Schleswig liegen. Die Brigade Gondrecourt marschirte an der Spitze. Bei Lottorf stieß dieselbe auf zwei dänische Schwadronen, die sich schnell zurückzogen; aber kaum hatte sie das Dorf passirt, als sie auf den dahinter gelegenen Höhen sechs dänische Bataillone und zwei Batterieen sich gegenüber sah, von denen sie mit lebhaftem Feuer empfangen wurde. Die Plänkler des 18. Jägerbataillons nahmen den Kampf auf, ihnen folgte die Infanterie der Brigade Gondrecourt, verstärkt durch zwei Bataillone und eine Batterie. Im Feuer hielten die Dänen wacker aus, als sie aber von drei österreichischen Bataillonen mit dem Bajonnet angefallen wurden, wichen sie zurück und nahmen auf dem zunächst dahinter gelegenen Höhenzuge von Neuem Stellung. Auch hier aber wichen sie den österreichischen Bajonneten und zogen sich bis Oberselk zurück. Unmittelbar hinter dieser Ortschaft zieht sich der Kograben oder Churgraben, ein vorgeschobener Theil des alten Dannewerks, so ziemlich in der Richtung von Ost nach West hin, und hinter ihm erhebt sich die König Sigurds Höhe, oder der Königsberg, auf welchem die Dänen einen festen Thurm erbaut haben. Von hier aus steht die ganze Einsicht auf die Schanzen des eigentlichen Dannewerks, auf die Schlei bis über Gottorp und Schleswig hinaus offen, und man kann daher alle Bewegungen, welche die Vertheidiger der Schanzen machen, beobachten. Kein Wunder, wenn die Dänen die Einnahme dieses Punktes um jeden Preis verhindern wollten und Alles aufboten, den Oesterreichern Einhalt zu thun. Jetzt erst zeigte sich eigentlich die unvergleichliche Bravour dieser Truppen: bisher war es den Dänen nicht darum zu thun gewesen, irgend eine ihrer Stellungen an diesem Tage unter allen Umständen zu behaupten, sie betrachteten den ganzen Kampf als ein Nachhutgefecht. Erst als sie das Ungestüm der Oesterreicher sahen und für ihre Stellung auf dem Königsberg fürchteten, hielten sie in Oberselk und bei Jagel ernstlich Stand. In Oberselk kam es zu einem erbitterten Kampfe Mann gegen Mann, und dreimal mußten die Oesterreicher gegen die dänischen Bataillone anstürmen, bis es ihnen gelang, dieselben zum Weichen zu bringen. Jetzt zogen sich dieselben, von den Oesterreichern verfolgt, auf den Königsberg zurück, von dessen Gipfel ganze Geschützlagen in die Reihen der tapfern Stürmenden einschlugen; aber nichts war mehr im Stande, das Ungestüm derselben aufzuhalten, und nach kurzem, aber mörderischem Kampfe mit Bajonnet und Kolben mußten die Dänen auch diesen Punkt ihren tapfern Gegnern überlassen, von denen sie auf ihrem Rückzug aus zwei Batterieen, welche die Höhe besetzten, nachdrücklich beschossen wurden. Die Dänen eröffneten, sowie die Ihrigen die Höhe verlassen hatten, aus den Schanzen des Dannewerks ein heftiges Geschützfeuer auf den etwa 2000 Schritt entfernten Hügel, allein ihre Geschosse gingen meistens zu hoch und verfehlten daher ihren Zweck; die Höhe blieb in den Händen der Oesterreicher. Die Verluste der Letzteren in diesem blutigen, von zwei Uhr Nachmittags bis zur früh eintretenden Dämmerung währenden Gefechte waren bedeutend und zeugen von dem muthigen Vorgehen der Stürmenden; 30 Offiziere und gegen 550 Mann lagen todt und verwundet auf der Wahlstatt, aber auch die Dänen hatten starke Verluste erlitten. In der Nacht vom 3. auf den 4. wurden Vorkehrungen getroffen, den Königsberg gegen einen etwaigen dänischen Angriff zu behaupten, und wurden zu diesem Zwecke Eingrabungen durch die Geniekompagnie ausgeführt; die Nacht verging übrigens ohne Störung von Seiten der Dänen. In Oberselk war der Verbandplatz, und schauerlich leuchtete der Brand mehrerer Häuser zu den blutigen Jammerszenen, welche sich hier vor dem Auge entrollten; die Nacht genügte kaum, alle Verwundeten aufzufinden, von denen Mancher nach langen Qualen hülflos und einsam erfroren sein mag, und manche Leiche wird erst der schmelzende Strahl der Frühlingssonne an's Tageslicht bringen.

Während so auf dieser Seite die Brigade Gondrecourt, gefolgt von der Brigade Nostitz, gefochten, hatte sich die Brigade Tomas östlich nach Fahrdorf und Stexwig am haddebyer Noer und der Schlei gewandt, um von hier aus Schleswig zu bedrohen; die Brigade Dormus besetzte Geltorf, südöstlich vom Selkernoor. Die Avantgarde der preußischen Gardedivision hatte am selben Tage ihre Richtung gegen Schleswig genommen, zog sich dann aber weiter links.

Noch am Abende vorher wurde die wackere Brigade Gondrecourt von der Brigade Nostitz abgelöst, welch' letztere die ganze Nacht auf und am Fuße des Königsbergs bivouakirte, eine furchtbare Strapaze, da bei fußhohem Schnee und stürmischem, kaltem Wetter aus selbstverständlicher Vorsicht nicht einmal Wachtfeuer angezündet werden durften. Am 4. geschah nichts Wichtiges; ein Geschützkampf am Vormittag zwischen einer österreichischen gezogenen Achtpfünder-Batterie vom Königsberg aus gegen drei dänische Werke hatte keine nennenswerthen Resultate, ebensowenig Erfolg hatte ein Geschützkampf zwischen der Brigade Tomas in Stexwig und den dänischen Schanzen jenseits der Schlei; im Uebrigen wurde der Tag zu eingehenden Rekognoszirungen der Dannewerkstellung benützt. Bloß die links von den Oesterreichern vorgehende kombinirte preußische Garde-Infanteriedivision hatte ein ernstliches Zusammentreffen mit dem Feinde; dieselbe erhielt nämlich Befehl, mit ihren Vortruppen Klein-Reyde zu besetzen, das noch in der Gewalt der Dänen war. Früh Morgens begann der Angriff, der nach kurzem Kampfe die Dänen zur Räumung des Dorfes veranlaßte; dieselben waren jetzt auf allen Punkten in's eigentliche Dannewerk zurückgedrängt. Der Rest des Tages verstrich mit Vorbereitungen auf den Angriff dieser Schanzen; in der Nacht wurden auf dem Königsberg Batterieen gebaut, die mit gezogenen preußischen Zwölfpfündern armirt werden sollten, um von hier aus das Dannewerk zu beschießen. Da der 4. somit eigentlich als Rasttag betrachtet werden kann, so benützen wir die Gelegenheit, nun eine gedrängte Beschreibung des Dannewerks, dessen Angriff jetzt unmittelbar bevorstand, zu geben.

Nicht bloß Deutschland, nein, ganz Europa sah mit Spannung dem Augenblick entgegen, wo die Verbündeten diese berühmte Schanzenreihe, dieses feste Bollwerk des Nordens, um das schon seit einem Jahrtausend beinahe so viel deutsches und dänisches Blut geflossen, angreifen würden. Nicht frei von Bangen war diese Erwartung in Deutschland; durch unverantwortliches Zögern hatte man deutscherseits den Dä-

nen Zeit gelassen, die starke Position immer noch fester zu machen, und dieselben hatten, seit der Konflikt auszubrechen gedroht, mit unablässigem Eifer an ihren Werken gearbeitet. Mochte es daher mit dem Angriff gehen wie es wollte, davon war man überzeugt, daß Tausende braver Soldaten selbst im günstigsten Falle vor den dänischen Wällen ihr Blut verspritzen müßten, nachdem man den Dänen Zeit gelassen, ihre durch die Natur schon feste Stellung durch die Kunst noch mehr zu verstärken. Am Ostersonntag 1848 hatte Wrangel die Dänen bei Schleswig überrascht und im ersten Anlauf aus dem damals noch wenig befestigten Dannewerk hinausgeworfen. Jetzt war es anders, von einer Ueberraschung konnte keine Rede mehr sein, und die Schanzen, mit denen man es jetzt zu thun hatte, waren andere als die von 1848. Das Dannewerk im weitern Sinne erstreckt sich von Friedrichstadt im Westen in nordöstlicher Richtung gegen Schleswig und den Schlei genannten Meerbusen, und zwar so, daß es mit der Eider bei Friedrichstadt einen spitzen Winkel bildet. Eingetheilt kann die ganze Schanzenreihe werden in die Befestigungen von Friedrichstadt auf dem rechten Flügel; in die Ueberschwemmungen der bei Friedrichstadt in die Eider mündenden Treene und ihres Nebenflusses, der Reyde, im Zentrum; in das eigentliche Dannewerk vorwärts von Schleswig und den Brückenkopf von Missunde am südlichen Ufer der Schlei auf dem linken Flügel. Der Sturm der schleswig-holstein'schen Armee am Abende des 4. Oktobers 1850 auf Friedrichstadt liefert einen blutigen Beweis von der Festigkeit dieses Platzes, der, in sumpfigem Marschlande gelegen, beinahe nur auf Dämmen zugänglich ist. Aber die Dänen hatten seither diesen Punkt noch bedeutend verstärkt. Die Schleuse daselbst konnte das ganze Treenethal bis Hollingstedt unter Wasser setzen, ein mit etwa 20 Geschützen armirter Brückenkopf lag im Süden der Eider, und vier vorgeschobene Werke im Winkel zwischen Eider und Treene, bei Norder- und Süderstapel, bei Drage und Seeth, deckten den Platz auf der Ostseite; der Eiderdeich, der Treenedeich und die rendsburger Chaussee waren durch feste Werke gedeckt, und rückwärts von Friedrichstadt zog sich eine befestigte Linie bis Koldenbüttel. Von Hollingstedt bis zum eigentlichen Dannewerk zogen sich in östlicher Richtung sieben lange, mit Schleusen versehene und an ihren Endpunkten durch Schanzen gedeckte Deiche, welche die Ueberschwemmung im ganzen Reydethal bis vor's Dannewerk hin fortsetzen konnten; diese Ueberschwemmungen aber weichen den Boden dergestalt auf, daß noch Wochen nach Abfluß des Wassers weder Reiterei noch Artillerie sich dort bewegen kann. Der uralte Wall des eigentlichen Dannewerkes, welcher sich zuerst von West nach Ost erstreckt, dann aber eine Biegung macht und sich in nordöstlicher Richtung fortsetzt, war durch zwölf große Schanzen verstärkt, welche auf einer Strecke von 9000 Schritten so angelegt sind, daß immer die eine von der andern höchstens 800 Schritte entfernt ist; da nun 400 Schritte die wirksame Kartätschenschußweite sind, so konnte der ganze Raum zwischen denselben mit Kartätschen bestrichen werden. Die Werke haben starke, hohe Wälle und tiefe, breite Gräben; ihre Rückseite, die Kehle, ist durch Palissaden geschlossen, und im Innern eines jeden steht auf gemauerter Unterlage ein bombenfestes Blockhaus für 120 Mann; außerdem waren dieselben mit den schwersten Geschützen armirt und vor der Front größtentheils durch Ueberschwemmungen gedeckt. Der linke Flügel der Stellung wird durch die Schlei gedeckt, einen, wenn auch nicht allenthalb tiefen, so doch breiten und an den Ufern theilweise sumpfigen Meerbusen, welcher nur zwei zu Uebergängen geeignete Engen hat. Die eine derselben, bei Stexwig, ist auf der am nördlichen Ufer vorspringenden Halbinsel Palörde durch drei Schanzen mit 24 Geschützen vertheidigt; die andere, bei Missunde, ist durch einen auf dem südlichen Schleiufer gelegenen Brückenkopf gedeckt, dessen Wall doppelt verpalissadirt ist, und der im Innern ein bombenfestes Blockhaus hat; dieses Kernwerk selbst aber ist hinwiederum mit sieben theils offenen, theils geschlossenen Schanzen umgeben, und das sind eben die Werke, welche Prinz Friedrich Karl so tollkühn angreifen ließ.

Außerdem waren noch Schanzen bei Arnis und Kappeln, weiter östlich auf dem nördlichen Schleiufer, sowie Batterieen bei Sieseby und Gundeby. Das Terrain vor und theilweise auch hinter diesen Schanzen kann überschwemmt werden. Die ganze Strecke von Friedrichstadt bis Kappeln beträgt 8¼ Meilen mit etwa 36 Schanzen. Diese große Ausdehnung war der einzige Nachtheil der Dannewerkstellung, aber ein sehr großer Nachtheil, denn die Dänen mußten ihre ohnedieß nicht starken und theilweise nicht zuverlässigen Truppen auf dieser ganzen Strecke vertheilen und geriethen so in Gefahr, wenn die Schanzenreihe an einer Stelle durchbrochen wurde, theilweise abgeschnitten und gefangen zu werden. Sie suchten diesem Uebelstande zwar durch eine längs der ganzen Linie hinlaufende Telegraphenverbindung abzuhelfen, allein ihr Rückzug konnte einzig auf Flensburg gehen, und da mußten die auf dem rechten Flügel stehenden Truppen doch sehr in's Gedränge kommen, wenn der Rückzug erst angetreten wurde, nachdem die Linie an einem Punkte durchbrochen war; daß dieß aber früher oder später der Fall sein werde, ließ sich bei der Uebermacht der Oesterreicher und Preußen, sowie bei der unwiderstehlichen Tapferkeit ihrer Truppen nicht wohl bezweifeln.

Daraus erklären sich auch die folgenden Ereignisse. Der 5. verstrich österreichischerseits, mit Ausnahme einer Kanonade vom Königsberg und von Fahrdorf aus ziemlich ruhig; in der Nacht sollten noch mehr Batterieen gebaut werden, um am andern Tage zur Unterstützung der Preußen auf der ganzen Linie den Angriff zu beginnen. Diese nämlich zogen sich im Laufe des Tages immer weiter östlich, um bei Arnis und Kappeln den Uebergang über die Schlei zu erzwingen. Am Nachmittag des 5. besetzten sie Karlsburg, gegenüber von Arnis, welches durch zwei Schanzen gedeckt war. Da man energischen Widerstand von Seiten der Dänen erwartete, so wurden zahlreiche Geschütze aufgefahren, von denen man sich um so besseren Erfolg versprach, als das diesseitige Ufer an diesem Punkte das jenseitige überhöht. Zu gleicher Zeit sollte die Brigade Röder bei Kappeln auf Kähnen übersetzen und sich gegen Arnis wenden. In der Nacht sollten die Bewegungen beginnen; aber schon um acht Uhr Abends kam durch Bürger vom jenseitigen Ufer die Nachricht, daß die Dänen Kappeln verlassen hätten. Sofort begann die Brigade Röder den Uebergang und stellte sich auf dem nördlichen Ufer mit Front gegen Arnis auf, um das Brückenschlagen des Gros von hier aus zu unterstützen. Allein um ein Uhr Nachts lief auch im Hauptquartier Karlsburg von Arnis aus die Nachricht ein, daß die Dänen sich zurückgezogen hätten. Augenblicklich setzte auch hier die Vorhut über die Schlei und verfolgte den fliehenden Feind auf Wägen, welche die jubelnde Bevölkerung massenweise zur Verfügung gestellt hatte.

Mit dem ersten Morgengrauen des 6. begann der Brückenschlag bei Karlsburg, der Punkt zehn Uhr vollendet war, worauf unter dem lauten Jubel der Bevölkerung der allgemeine Einmarsch nach Kappeln begann. Die Stellung vor Missunde hatte, als Prinz Friedrich Karl ostwärts marschirte, die österreichische Brigade Dormus, unterstützt von einer Kavalleriebrigade, eingenommen. Kaum hatte der Prinz die Schlei passirt, so traf auch von hier und von Schleswig die Nachricht von dem Rückzuge der Dänen ein. Schon nach Dunkelwerden wollten die österreichischen Vorposten ungewöhnlichen Lärm, Pferdegetrappel und Rädergerassel rückwärts der dänischen Schanzen vernommen haben; um elf Uhr fand sich ein dänischer Parlamentär mit einem Waffenstillstandsgesuch bei denselben ein, war aber, als ihm nach Mitternacht die Antwort gebracht werden sollte, verschwunden. Dieß veranlaßte die österreichischen Feldwachen, Patrouillen gegen Schleswig vorzuschicken, welche schon unterwegs auf Bürger stießen, die aus der Stadt herbei eilten, um die Oesterreicher von dem erfolgten Abzuge der Dänen

in Kenntniß zu setzen. Berittene Ordonnanzen jagten sofort in's Hauptquartier Lottorf, wo sie gegen halb fünf Uhr Morgens anlangten. Augenblicklich ordnet Gablenz, sobald er die überraschende Nachricht erhalten, die Besetzung Schleswigs an, worauf unmittelbar der Einmarsch in die beflaggte, freudetrunkene Stadt erfolgt, der um neun Uhr Vormittags vollendet war. Jetzt erst hatten die Oesterreicher Gelegenheit, die furchtbaren Hindernisse kennen zu lernen, die sie noch eben unter dem verheerenden Feuer des Feindes mit stürmender Hand nehmen zu müssen geglaubt hatten: Wälle, Gräben, spanische Reiter, mit Eisenspitzen versehen; Alles war vereinigt, was einen Angriff möglichst aufhalten konnte, und dazu noch Hunderte schwerer Geschütze, welche ihre schwarzen Rachen gen Süden kehrten und dem kühnen Stürmenden Tod und Vernichtung drohten, denn die meisten derselben hatten die Dänen, nur zum Theil vernagelt, in den Schanzen stehen lassen; nur wenige waren sammt einiger Munition in die Schlei versenkt worden. In den Schanzen und im Hofe des Schlosses Gottorf bei Schleswig lagen Kugeln, Faschinen, Schanzkörbe und Palissaden in wüstem Durcheinander umher, eine Beute der Sieger.

Allgemeines Staunen rief die Nachricht von diesem Ereignisse hervor; die Dänen hatten von jeher so auf das Dannewerk, das sie für uneinnehmbar ausgaben, gepocht, hatten so viel — freilich schleswig-holsteinisches — Geld darauf verwendet, daß man sich ihren schnellen Rückzug, ohne auch nur der militärischen Ehre halber den Sturm auf ein Werk abgewartet zu haben, zuerst gar nicht erklären konnte und an Verrätherei, Scheinkrieg und alles Mögliche dachte. Die Sache läßt sich aber viel einfacher erklären. Die Dänen hatten sich von jeher darauf verlassen, daß das bloße Vorhandensein des Dannewerks an sich schon seinen Eindruck auf die Kriegs- und Friedensentschließungen der deutschen Mächte nicht verfehlen werde. Die Furchtbarkeit der Schanzen war daher mit möglichstem Pathos ausposaunt worden, und so kam es, daß man das, was man immer und immer wieder in solcher Weise behaupten hörte, in Deutschland zuletzt glaubte und über der eingebildeten Unüberwindlichkeit des Dannewerks die großen Schwächen desselben ganz übersah; diese aber bestanden hauptsächlich in seiner großen Ausdehnung. Allerdings konnten die Dänen den Verbündeten, wenn sie es auf einen Sturm ankommen ließen, noch empfindliche Verluste beibringen, aber dann lief immer ein Theil der dänischen Armee Gefahr, umgangen und abgeschnitten zu werden. Wurde die befestigte Linie an einem Punkte durchbrochen, so war es unwahrscheinlich, daß die Truppen auf dem



Feldmarschall-Lieutenant Frhr. v. Gablenz.



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

rechten Flügel bei Friedrichstadt noch rechtzeitig die Straße nach Flensburg erreichen würden, dieselben wurden vielmehr wahrscheinlich genöthigt, sich zu ergeben. Wie viel mehr Aussicht auf Erfolg hatte dagegen ein hartnäckiger Widerstand in den düppeler Schanzen, deren Ausdehnung der Stärke der dänischen Armee vollständig entsprach; und gerade weil die Verbündeten an eine freiwillige Räumung des Dannewerks nicht entfernt dachten, war es um so eher möglich, dieselbe unbemerkt und überall gleichzeitig auszuführen. Und so geschah es denn auch in der Nacht vom 5. auf den 6. auf der ganzen Linie, von Friedrichstadt bis Kappeln. Der Plan der Dänen war vollständig geglückt: sie hatten einen bedeutenden Vorsprung und kamen daher voraussichtlich wohlbehalten in dem sichern Schlupfwinkel bei Düppel und auf der Insel Alsen an. Die Aufgabe der Oesterreicher und Preußen dagegen war es jetzt, diesen Plan, soweit es noch möglich war, zu vereiteln. Sehen wir, wie sie diese Aufgabe erreicht haben.

Die Brigade Nostitz, deren Spitze eine Schwadron Liechtenstein-Husaren bildete, begann alsbald die Verfolgung der Dänen auf der flensburger Straße. In der rechten Flanke marschirte die Brigade Tomas, während die Brigade Gondrecourt nach kurzer Rast in Schleswig auf der flensburger Chaussee folgte. Obgleich die Wege durch Schnee und Glatteis beinahe unwegsam waren, ging es in der Frühe des 6. rastlos vorwärts, so daß es den Husaren endlich gelang, die feindliche Nachhut in der Nähe des rechts von der Straße bei Helligbek gelegenen Poppholzes einzuholen. Unaufhaltsam warfen sich die braven Reiter auf die dänischen Dragoner, mit denen es ein hitziges Gefecht absetzt, das die dänische Reiterei bald belehrt, daß sie es hier mit überlegenen Gegnern zu thun habe. Sobald Gablenz hievon Meldung erhält, beordert er zuerst zwei, dann noch vier Geschütze zur Vorhut und beschleunigt den Marsch, soweit dieß nur irgend thunlich. Inzwischen bleiben die Husaren den Dragonern immer auf den Fersen. Aber solche Nachhutgefechte sind ganz der Natur des dänischen Soldaten angemessen, der heimtückisch und listig den Feind in tausend Hinterhalte zu locken weiß und ihm bald da, bald dort unvermuthet empfindliche Verluste beibringt. So auch hier: die tapfern Husaren dringen zu ungestüm vor und erhalten plötzlich von beiden Seiten der Straße, hinter Hecken und Zäunen vor, Infanteriefeuer, das manchen Sattel räumt; einen Augenblick stutzen sie, setzen aber dann die Verfolgung so energisch fort, daß sich die feindliche Nachhut, wenn sie nicht in Unordnung auf das Gros geworfen sein will, endlich gezwungen

sieht, sich zum Gefecht aufzustellen; sie thut dieß auf den Anhöhen hinter Oeversee und in einem Walde rechts von diesem Dorf. Es ist drei Uhr Nachmittags. Gablenz entsendet gegen diese feste Stellung das neunte Jägerbataillon, das Regiment König der Belgier und Großherzog von Hessen. Der erste Angriff gilt dem stark besetzten Walde und wird von dem neunten Jägerbataillon, das die Tornister abgelegt, eröffnet. Mit Ungestüm dringen die braven Krieger, unterstützt durch das Regiment König von Belgien und einen Theil des Regiments Hessen, in den Wald ein und fallen die Dänen, welche sich brav und hartnäckig wehren, mit dem Bajonnet an. Ihr Angriff gelingt; die Dänen sehen sich gezwungen den Wald zu räumen, setzen sich aber hinter jeder Deckung wieder fest, um den Widerstand zu erneuern. Aber Jäger und Belgien-Infanterie, obgleich furchtbar gelichtet durch die Kugeln der gedeckt stehenden Feinde, fallen auch hier mit unbeschreiblicher Erbitterung über sie her, und Kolben und Bajonnet siegt unter furchtbarem Gemetzel im Kampfe



Der Winterfeldzug in Schleswig. Begräbniß der Gefallenen von Missunde.

gegen das feindliche Feuer; die Dänen, in deren Reihen das entsetzliche Handgemenge furchtbare Lücken gerissen, müssen weichen und ziehen sich unter dem Schutze der einbrechenden Nacht zurück, nachdem sie mehrere hundert Todte und 600 Gefangene mit zwei gezogenen Vierundzwanzigpfündern verloren. Aber auch die Verluste der Oesterreicher waren beträchtlich, namentlich Belgien-Infanterie und das neunte Jägerbataillon hatte namhafte Verluste erlitten, der Ersteren insbesondere war sein tapferer Oberst, Herzog Wilhelm von Württemberg, der sich persönlich am Handgemenge betheiligt hatte, verwundet worden; eine Kugel hatte ihm zwei Zehen zerquetscht und war in der Fußsohle stecken geblieben; erst Anfang April konnte er in seine Heimat zurückkehren. Im Ganzen hatten die Oesterreicher einen Verlust von 28 Offizieren und über 700 Mann an Todten und Verwundeten.

So waren denn die Dänen abermals den österreichischen Waffen unterlegen, nachdem schon zu befürchten gewesen, sie würden ungekränkt in's düppeler Versteck gelangen; kein Zweifel, daß nur Gablenz' energischer Verfolgung es zu dan-

ken ist, wenn sie vorher noch eine blutige Lektion erhielten, welche den Zusammenhalt ihrer schon vorher ziemlich demoralisirten Armee wohl noch mehr erschütterte; es dürfte daher wohl am Platze sein, des tapferen Feldmarschall-Lieutenants etwas ausführlicher zu gedenken.

Freiherr Ludwig v. Gablenz, geboren am 19. Juli 1814 zu Dresden, diente schon 1835 und 1839 unter Radetzky, unter dessen Führung er auch 1848 den Feldzug in Italien mitmachte, und seine ausgezeichneten Dienste bewirkten nach der Schlacht bei Custozza seine Ernennung zum Major im Generalstabe. Noch im November desselben Jahres kam er als Generalstabschef des schlick'schen Korps nach Ungarn, wo er sich im dortigen Winterfeldzuge den Maria-Theresia-Orden erkämpfte. 1854 stand er als Brigadegeneral bei der Okkupationsarmee in Jassy, kam dann 1857 zur italienischen Armee und rückte 1859 mit dem siebenten Armeekorps in Piemont ein. In den blutigen Schlachten bei Magenta und Solferino bewährte er auf's Neue die immer bewiesene Tüchtigkeit, und erwarb sich namentlich durch die Geschicklichkeit und den Muth, womit er den Rückzug der geschlagenen Armee über den Mincio deckte, allseitige Anerkennung. 1863 wurde er zum Geheimerath ernannt und noch in demselben Jahre, außer der Reihe, zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Als die Bundesexekution gegen Dänemark beschlossen wurde, erhielt er das Kommando des aus fünf Infanteriebrigaden und einer Kavalleriebrigade bestehenden österreichischen Bundesexekutions-Reservekorps, eine Stellung, welche er später mit der eines Oberkommandanten des österreichischen Armeekorps für Schleswig-Holstein vertauschte; daß er diesen Posten würdig auszufüllen versteht, das hat die eben gegebene Beschreibung des Gefechtes bei Oeversee wohl hinreichend bewiesen.

Am Abende des 6. befand sich das österreichische Hauptquartier in Frörup, und noch in der Nacht rückte das ganze österreichische Armeekorps nach Oeversee und Umgebung, nur das Infanterieregiment Coronini blieb als Besatzung in Schleswig zurück. In der Frühe des nächsten Tages sollte die Verfolgung wieder beginnen, allein schon im Laufe der Nacht und des nächsten Vormittags gelang es den Dänen, die Halbinsel Sundewitt und die düppeler Schanzen zu erreichen, wo sie vorderhand sicher waren. Wir müssen daher, wenn wir unparteiisch sein wollen, offen zugeben, daß die Verbündeten, wenn sie auch taktische Erfolge erzielt, doch ihren strategischen Plan, die Dänen von der flensburger Straße westlich zu drängen, oder ihnen in den Rücken zu kommen, vollständig verfehlt haben; die Proklamation des Prinzen Friedrich Karl beim Beginn des Feldzugs, daß er die Dänen vernichten wolle, ehe sie auf ihre Inseln entwischen, war nicht zur That geworden, und der Beginn des eigentlichen Krieges stand und steht jetzt erst bevor, da bisher bloße, wenn auch blutige, Vor- und Nachhutgefechte, keineswegs aber eine Schlacht, welche an sich Bedeutung hatte, vorgefallen waren. Sehen wir, wie die Operationen weiter gingen.

In der Frühe des 7. rückte auf der flensburger Straße die preußische kombinirte Gardedivision vor und brach durch das österreichische Armeekorps, das in und bei Frörup und Oeversee Kantonnements bezog, durch, um von jetzt an an der Spitze zu marschiren. Weiter rechts drang das preußische Armeekorps, ohne auf den Feind zu stoßen, gegen Flensburg vor. Ohne Gewehrschuß rückten die Preußen um neun Uhr, die Oesterreicher um zehn Uhr Vormittags in dem beflaggten Flensburg, wo Herzog Friedrich VIII. proklamirt wurde, ein; die Dänen hatten schon in der Nacht die Stadt verlassen, um sich mit dem Gros nach Sundewitt, Düppel und Alsen, mit dem Rest ihrer Armee nach Fridericia zurückzuziehen. Die Verfolger mußten sich somit ebenfalls theilen. Da indessen die Ermüdung der Truppen eine furchtbare war, wurde am 8. und 9. gerastet; die Vorpostenkette der Verbündeten stand bei Niehaus und Bau. Wrangel hatte sein Hauptquartier in Flensburg, Prinz Friedrich Karl in Glücksburg, das österreichische war im Schloß Gottorf bei Schleswig. Am 10. begannen die Bewegungen auf's Neue, über die wir uns jetzt kurz fassen können. Die Oesterreicher und die kombinirte preußische Gardedivision marschirten nordwärts gegen Apenrade und Hadersleben, um die jütische Grenze zu erreichen, während das preußische Armeekorps die Zernirung der düppeler Schanzen auf dem Sundewitt begann. Zugleich mußte jetzt auf den Bau von Strandbatterieen Bedacht genommen werden, um etwaige Landungsversuche der Dänen in Flanke und Rücken der Verbündeten verhindern zu können, und zwei dieser Batterieen hatten bald darauf, am 18., Gelegenheit, sich mit einem dänischen Seeungethüm, dem Panzerthurmschiff Rolf Krake, zu messen. Doch müssen wir vorerst unsere Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt lenken, auf das Sundewitt. Sundewitt ist die kleine Halbinsel an der Ostküste Schleswigs, welche im Süden durch den flensburger, im Norden durch den apenrader Fjord (Bucht) begrenzt wird und, nur durch einen schmalen Sund getrennt, der Insel Alsen gerade gegenüber liegt. Es ist eine hügelige, mit vielen Hecken und Gräben durchschnittene, reich bewaldete Landschaft, für den kleinen Krieg also wie gemacht, und von den deutschen Truppen im Jahre 1848 wegen der vielen Ueberfälle, welche die Dänen hier ausführten, das Blutloch genannt. Am 28. Mai 1848 erlitten hier die deutschen Bundestruppen beim Dorfe Düppel eine Schlappe, indem die großen Schiffsbomben vom alsener Sunde her arg in ihren Reihen aufräumten und sie zum Rückzuge nöthigten. Erst hiedurch wurden eigentlich die Dänen auf die bleibende Wichtigkeit dieses Punktes für den Besitz Schleswigs aufmerksam und begannen bei Düppel Erdwerke anzulegen, welche aber am 12. April 1849 durch die Sachsen und Bayern im ersten Anlaufe genommen wurden. Die Deutschen legten hierauf an derselben Stelle einen starken Abschnitt mit Front gegen die Insel Alsen an, an dessen Statt die Dänen nach dem berüchtigten Friedensschlusse die neuen, seitdem fortwährend verstärkten Werke bauten. Dieselben liegen auf den völlig kahlen Sandhöhen oberhalb und nordwärts von Düppelkirchen, welche, zwischen 100 und 200 Fuß hoch, einen nicht sehr breiten Höhenkamm bilden, und bestehen aus zehn kleinen Forts und noch mehreren unbedeutenderen Schanzen, welche durch Laufgräben für Infanterievertheidigung und gedeckte Kommunikation mit einander verbunden sind. In zweiter Linie liegt dann am Alsensunde ein starker Brückenkopf, welcher zwei nach Alsen führende Schiffbrücken deckt, mittelst deren die Dänen eine ungestörte Verbindung mit dieser Insel unterhalten. Die Küsten Alsens hinwiederum sind durch Strandbatterieen gedeckt, und Sonderburg, das die Einwohner gegenwärtig fast gänzlich verlassen haben, ist stark verbarrikadirt.

Diesem Schanzensystem gegenüber befindet sich der Angreifer in der ungünstigsten Lage. Gezwungen, auf einem völlig kahlen Gelände vorzugehen, aus welchem nur ein einziger gewaltiger Felsblock hervorragt, von dessen Gipfel man die Thürme von Sonderburg erblickt, ist er dem Feuer aus den Schanzen und von den Schiffen an der Küste schutzlos preisgegeben und gezwungen, mitten in diesem Feuer zahllose Annäherungshindernisse — spanische Reiter, Wolfsgruben, Palissaden, Fußangeln ꝛc. zu überwinden oder wegzuräumen. Zudem macht die geringe Ausdehnung der Schanzen der dänischen Armee eine hartnäckige Vertheidigung möglich, so daß an ein freiwilliges Aufgeben derselben nicht gedacht werden kann. Nur wenn man mit dem Frontalangriff einen Flankenangriff von Norden her über Ulderup verbindet, ist es möglich, die Kräfte der Vertheidiger zu zersplittern, und dann ist bei der Uebermacht der Verbündeten eine Eroberung durchaus nicht unmöglich. Sind aber einmal die Schanzen auf den Hügeln genommen, so haben die Batterieen auf Alsen nicht mehr viel zu bedeuten; das Ufer des Festlandes überragt nämlich das jenseitige, das der Insel, bedeutend, so daß die Beschießung und Zerstörung aller Schanzen auf der Westseite Alsens von hier aus leicht bewerkstelligt werden kann,

wie denn auch der Brückenschlag nach der Insel unter dem Schutze der schweren Geschütze auf den Hügeln leicht auszuführen ist. Hat man also einmal die düppeler Schanzen, so müssen die Dänen, wollen sie sich keiner Gefangennehmung aussetzen, voraussichtlich auch Alsen räumen, ehe noch der Uebergang ernstlich begonnen hat.

Diese Schanzen also begannen die Preußen jetzt einzuschließen, und zwar von Norden, Westen und Südwesten; um aber letzteres zu ermöglichen, bauten sie bei Eckensund, am schmalsten Punkte der flensburger Bucht, eine Schiffbrücke, welche durch zwei Batterieen bei Holnis und Alsnoer gedeckt war. Diese Brücke war den Dänen ein Dorn im Auge, denn sie ersparte den Preußen lange Umwege um die flensburger Bucht herum; deßhalb erschien denn am 18. der Rolf Krake in den flensburger Gewässern, um dieselbe zusammenzuschießen. In zwei gepanzerten Thürmen führte er je zwei schwere Geschütze, er selbst schien unverwundbar und glitt unheimlich, nur wenige Fuß über das Wasser hervorragend, ohne einen Mann auf Deck zu zeigen, heran. Das Feuer der preußischen Batterieen schien ihn anfänglich wenig zu geniren; er setzte ruhig seinen Weg fort und begann die Brücke zu beschießen, allein ohne Erfolg; ein Landvorsprung hinderte ihn am richtigen Zielen. Nachdem er hierauf noch mit der Batterie bei Eckensund mehrere Schüsse gewechselt, verließ er nach einstündigem Kampfe, augenscheinlich beschädigt, die Bucht und suchte das Weite. Vor den düppeler Schanzen selbst stand eine Zeitlang Alles still: die Beschießung konnte wegen Mangels an schweren Geschützen nicht beginnen, und die Gefechte, welche stattfanden, waren bloße Rekognoszirungsgefechte, um das Terrain vor den Schanzen von den Dänen zu säubern und überhaupt möglichst genau kennen zu lernen. Beides gelang denn auch, und am 20. schon war das Glacis vor den Schanzen nahezu von den Dänen gesäubert, deren Armee jetzt etwa folgendermaßen vertheilt war.

Die erste, zweite und ein Theil der dritten Division stand auf Alsen, und sechs Bataillone davon bildeten die Besatzung der düppeler Schanzen; Fridericia war von drei Infanterieregimentern besetzt. Letzteren gegenüber standen bei Christiansfeld die preußische Gardedivision, bei Hadersleben die Oesterreicher. Die verschiedenen Gefechte, welche vor den düppeler Schanzen vorfielen, wollen wir übergehen; dieselben hatten für sich allein keinen Werth und dienten bloß dazu, die Ueberlegenheit der preußischen Truppen über die dänischen darzuthun. Letztere verloren außer den Todten in allen Gefechten immer eine beträchtliche Anzahl Gefangener; kann man sich dieß auch theilweise dadurch erklären, daß manche Schleswiger im dänischen Heere sich gerne gefangen nehmen ließen, so bleibt doch immer noch eine tüchtige Anzahl stockdänischer Gefangener übrig. Die Schuld daran kann wohl nirgends als in dem langen, beinahe ununterbrochenen Rückzuge von Rendsburg bis in die düppeler Schanzen liegen, der die dänische Armee, welche sich überdieß noch schlecht geführt und verrathen glaubte, ganz demoralisirte, weßhalb auch schon auf dem Rückzug in jedem Gefechte der Verlust der Dänen an Gefangenen ein bedeutender war.

Wichtiger, als die Gefechte im Sundewitt, ist der Umstand, daß die dänische Regierung schon seit dem 10. alle deutschen, wohlverstanden nicht bloß preußischen und österreichischen Schiffe in dänischen Häfen mit Beschlag belegt hatte; eine entsprechende Verfügung gegen die dänischen Schiffe Seitens der österreichischen und preußischen Regierung, sowie später vom deutschen Bunde war die Antwort hierauf, und es wäre nun aller Grund vorhanden gewesen, Dänemark von Seiten des deutschen Bundes den Krieg zu erklären, allein der deutsche Bund ist eben — der deutsche Bund, und nicht dazu da, um Krieg zu erklären, sondern um zu konstatiren, zu protestiren, zu bedauern und zu protokolliren.

Diese Haltungslosigkeit des deutschen Bundes und die Unthätigkeit auf dem Kriegsschauplatze begannen schon eine trübe Stimmung in allen patriotischen Kreisen hervorzurufen, als mit einem Male die Nachricht einlief: „Die Preußen haben am 18. die Grenze Jütlands überschritten, die Dänen zurückgeworfen und Kolding besetzt.“ Allgemeiner Jubel, daß man dem trotzigen Dänemark gegenüber jetzt endlich einmal Energie zeige und einen Theil der Kriegslasten auf Feindesland lege, aber — bittere Enttäuschung. Von Berlin lief eine lange, lange Nase ein, welche den Soldatenkopf des Feldmarschall Wrangel's nicht wenig in Aufregung brachte, — der Vormarsch mußte sistirt werden, nur Kolding durfte von den Preußen besetzt bleiben. Wrangel hatte auf eigene Faust gehandelt, in Wien, und vielleicht auch Berlin, war man über den kühnen Schritt bestürzt und blinzelte verlegen nach Paris und London hinüber, in welch' letzterer Stadt sich jetzt über die deutschen Räuber und Skalpsammler ein gewaltiger Spektakel erhob.

Es begann jetzt wieder eine Zeit des Stillstandes auf dem Kriegsschauplatze, und die Federn der Diplomaten erhoben wieder ihr abscheuliches Gekritzel. England und Frankreich, letzteres vielleicht nur zum Schein, drangen auf Konferenzen, Oesterreich und Preußen willigten ein, aber nur unter der Bedingung, daß Alsen und Sundewitt, sowie Fehmarn, überhaupt ganz Schleswig von den Dänen geräumt werde. Dieß tröstete die deutschen Patrioten wieder, denn darauf konnte das kleine trotzige, jetzt auf's Aeußerste gereizte Dänemark nicht eingehen, und richtig, die Konferenzen zerschlugen sich. Aber noch konnte man nicht ohne bitteres Gefühl nach dem Kriegsschauplatze blicken; im Sundewitt geschah außer Rekognoszirungsgefechten, welche viele Menschenleben kosteten, nichts, und das nöthige Belagerungsgeschütz wollte durchaus nicht ankommen. Mit fieberhafter Ungeduld sah man daher in Deutschland einer Entscheidung entgegen, und sie ist gekommen, in der schönsten Gestalt: am 8. März hat in Folge der preußischen Bemühungen — General Manteuffel wurde eigens nach Wien geschickt — der allgemeine Einmarsch der Oesterreicher in Jütland stattgefunden; sie sollen mit der preußischen Gardedivision dieses Land besetzen und Fridericia zerniren. So bekommt doch auch der Feind etwas vom Kriege zu verspüren und sieht, daß es selbst Deutschen Ernst werden kann, wenn alle Langmuth nichts hilft. Die weiteren Operationen in Jütland sparen wir für eine andere Zusammenstellung auf und schließen mit dem Bemerken, daß die ersten Nachrichten aus Jütland einen österreichischen Sieg bei Veile brachten.

Das Kloster Maulbronn.

Von

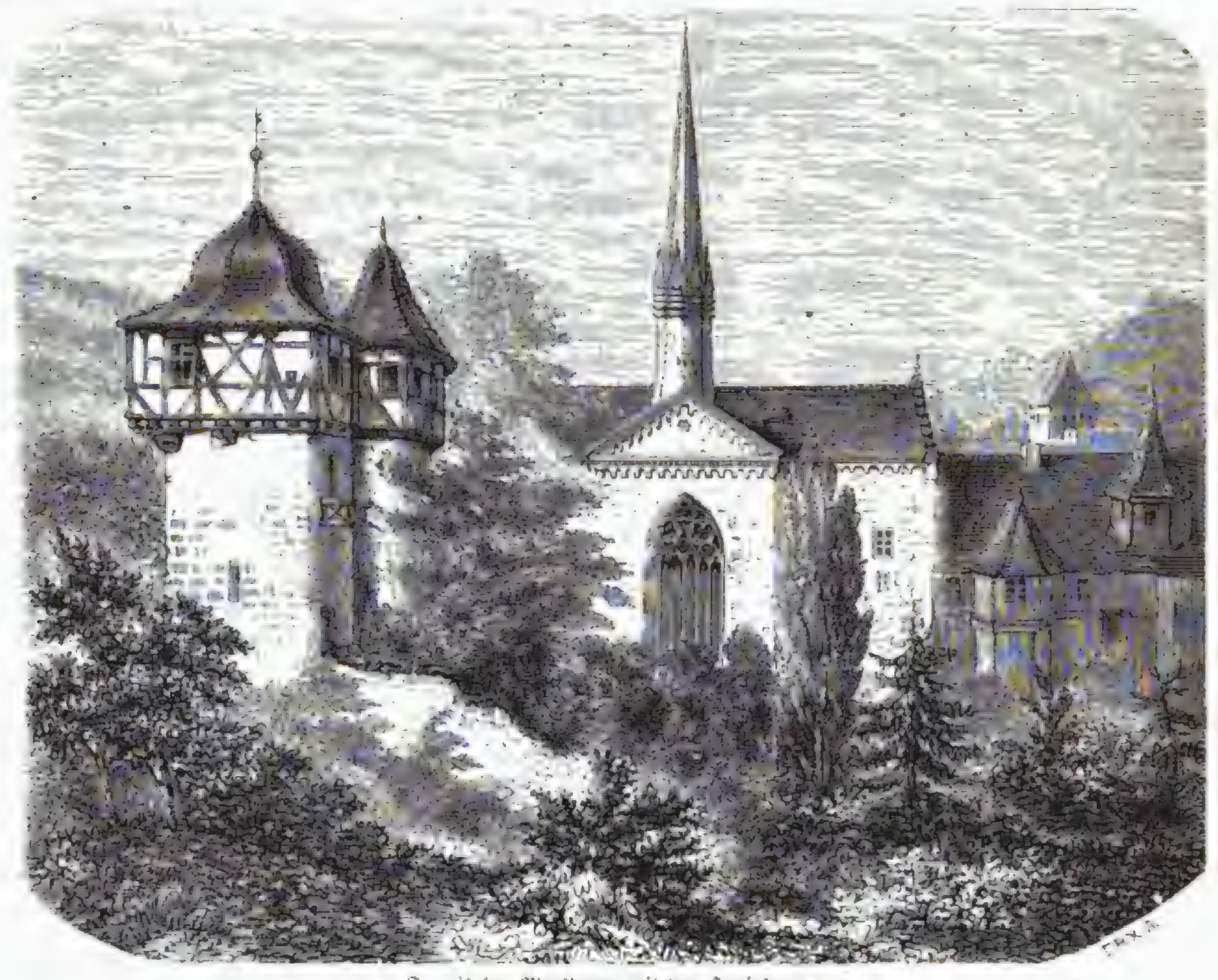
E. Hersfeld.

„Mein Sohn muß in's Kloster!“ kann man in Württemberg oft von einem Vater oder einer Mutter sagen hören, und dabei sehen die Rabeneltern gar nicht betrübt aus, obgleich es doch gewiß keine Kleinigkeit ist um's Mönchwerden. Doch getrost; die Klöster in Württemberg sind nicht von finstern, grämlichen Mönchen, sondern von jungem, lustigem Volke bewohnt, das der Welt keineswegs Valet gesagt hat, sondern nach vier kurzen Jährchen die Klostermauern wieder verläßt, um flott die Universität zu beziehen. Nach der definitiven Aufhebung der Klöster in Württemberg nämlich wurden einige derselben — gegenwärtig vier, entsprechend der Dauer des Lehrkurses — zu Vorbereitungsanstalten für künftige evangelische Theologen eingerichtet, in denen gegenwärtig die jungen Leute vom 14. bis zum 18. Jahre zu verbleiben haben, worauf sie durch die enge Pforte des Konkursexamens in das Stift in Tübingen eingehen können.

Unter diesen Klöstern ist nahezu das schönste und merkwürdigste das in dem sogenannten Salzgau — von dem Salzbach so benannt — gelegene ehemalige Zisterzienser-Kloster Maulbronn, das 1148 durch Ritter Walter von La-

nersheim und Bischof Günther von Speier gegründet wurde. Besonders schön ist die 1178 geweihte, im byzantinischen Styl gebaute Kirche, deren Grundriß die Form des lateinischen Kreuzes hat; ebenso zeichnet sich der theilweise, schon im Spitzbogenstyle gebaute Kreuzgang durch geschmackvolle Bauart vor andern ähnlichen Bauwerken aus. 1556 verwandelte Herzog Christoph von Württemberg das katholische Kloster in eine evangelische Klosterschule, welche Eigenschaft dasselbe denn auch mit kurzen Unterbrechungen während des dreißigjährigen Kriegs bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. In der linken Seitenhalle der Klosterkirche wird noch eine Steinplatte gezeigt, welche unter einer Oeffnung im Gewölbe der Kirche auf dem Boden liegt, und welche die Sage mit der Entstehung des Klosters in Zusammenhang bringt. Es soll nämlich, als der Bau des Klosters begann, die ganze Gegend noch mit dichtem Walde bedeckt gewesen sein, in welchem zahlreiche Räuber ihr Wesen trieben. Diese wollten den Bau des Klosters verhindern und überfielen die dabei beschäftigten Ordensbrüder, um sie zu vertreiben. Schon wollten die Arbeiter erschreckt entfliehen, als ein schlauer Mönch vortrat und zu den Räubern sagte: „Laßt uns wehrlose Leute doch in Ruhe, wir wollen euch selbst geloben, den Bau nicht zu vollenden." Die Räuber, damit zufrieden, ließen sich von den Mönchen eidlich geloben, daß diese den Bau nicht vollenden wollten, und zogen ab. Die Mönche aber bauten ruhig weiter, bis an der linken Seitenwand noch ein Stein fehlte, den ließen sie liegen.

Als aber nun der Klang der Kirchenglocken durch den Wald hallte, eilten die Räuber ergrimmt herbei, um von den meineidigen Mönchen Rechenschaft zu fordern. Diese aber



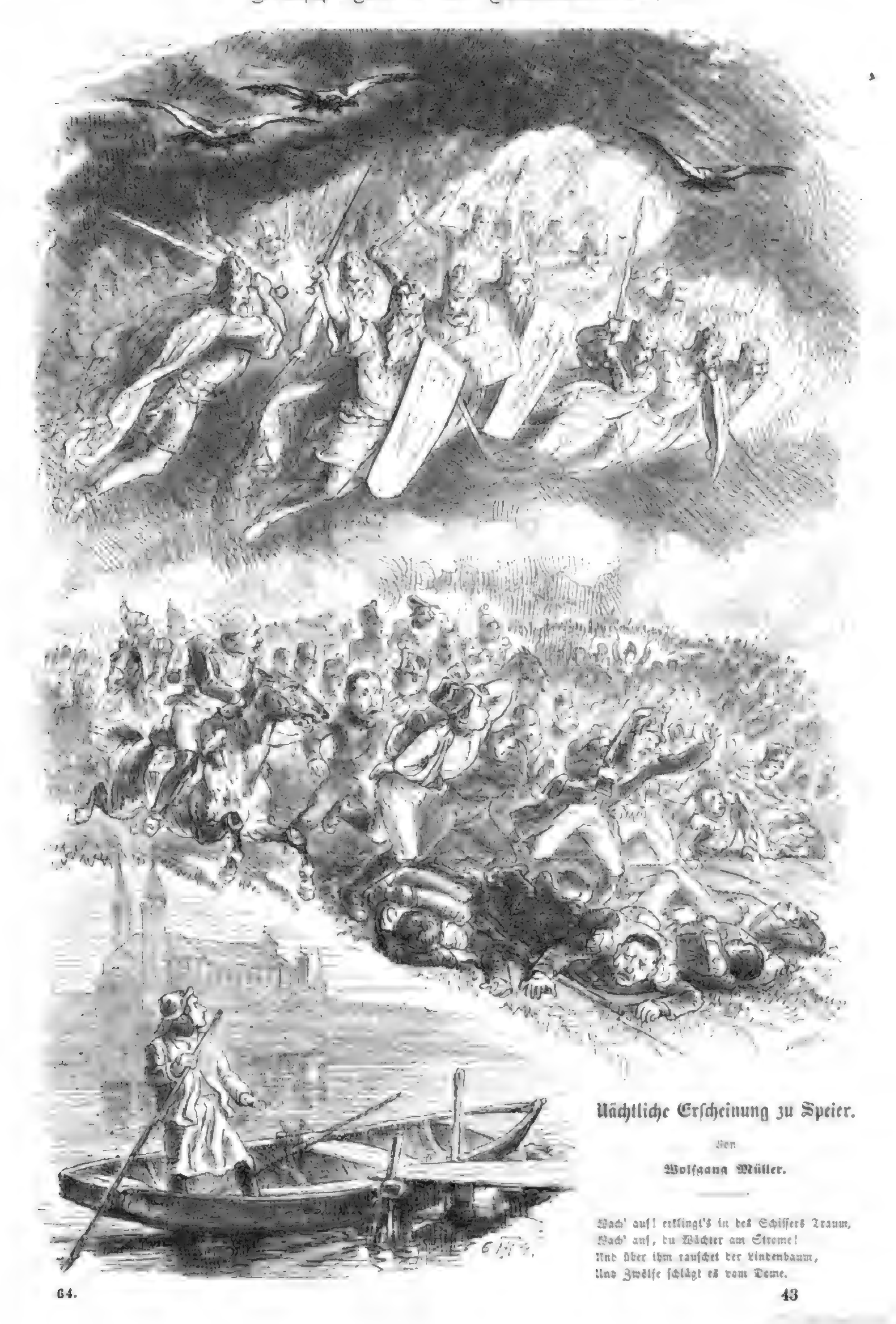
Das Kloster Maulbronn mit dem Faustthurm.

führten sie zu dem Stein in der Kirche und bewiesen ihnen, daß sie ihren Eid gehalten hätten, indem die Lücke im Gewölbe bis zum jüngsten Tage unausgefüllt bleiben solle. Die überlisteten Räuber, welche, nachdem der Bau einmal fertig war, die mächtigen Beschützer des neuen Klosters nicht erzürnen wollten, zogen mit langen Gesichtern ab, und mieden fortan diese Wälder. Nicht weit von der Stelle, wo der Stein liegt, ist Mörtel, Spaten und Haue, und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern in Stein gehauen, zum Zeichen, wie die Mönche ihren Schwur halten.

Auch den späteren Jahrhunderten mangelt es nicht an Sagen über das Kloster. So soll im sechzehnten Jahrhundert, zur Zeit des Abtes Entenfuß, der berüchtigte, angeblich zu Knittlingen bei Maulbronn geborene Schwarzkünstler Johann Faust hier gewohnt haben, und in dem Thurme, der auf unserem Bilde links aus dem Gebüsche ragt, wird noch heute das Zimmer gezeigt, wo er sein Wesen getrieben haben und endlich, wie sich's gebührte, salva venia vom Teufel geholt worden sein soll; nach andern glaubwürdigen Quellen ist ihm diese Ehre um 1550 in dem Dorfe Rimlich widerfahren.

Das unserer Mappe entlehnte Bild zeigt die Rückseite der Klosterkirche mit einem prachtvollen gothischen Fenster und bietet einen Einblick in den Klosterhof. Touristen, namentlich solche, die gerne Sagen sammeln und in Alterthümern stöbern, kann der Besuch des merkwürdigen, beinahe noch ganz unverändert erhaltenen Klosters nicht genug empfohlen werden. Die liebliche Lage des Klosters und Städtchens zwischen hohen, mit Wäldern und Weinbergen bewachsenen Hügeln, und der gute Wein der Gegend, der Elfinger, machen es noch empfehlenswerther.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.



Nächtliche Erscheinung zu Speier.

Von

Wolfgang Müller.

Wach' auf! erklingt's in des Schiffers Traum,
Wach' auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome.

Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strande,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel riesige hohe Gestalten nah'n,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchzieh'n sie die Dunkelheit:
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande:
„Wir kommen zurück, da findst du den Lohn!" —
Gleich Wellen verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum;
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh', es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome.
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht, —
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol' über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!" — Da stößt er den Kahn vom Land,
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget;
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie stoßen zu Speier an's Land,
Gibt Jeder den Lohn ihm bebend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchflieh'n sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld;
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

„Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande.
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut noth des Wachens!"

Der Dorfglaser.

Erzählung
von
Karl Teschner.

Der alte Dorfschulmeister Samuel Schleife in Niksdorf hatte von seiner liebwerthen Hälfte, die nun schon seit Jahren unter dem grünen Rasen von ihren Mühen und Lasten ausruhte, summa summarum sieben Kinder, „lauter Buben", wie er oft mit Stolz sagte, obschon er sich die Haare vom Kopfe heruntersorgte, um eine so respektable Armee von Essern und Zerreißern immer in der nöthigen Verfassung zu erhalten, und das war leider, wie die Verfassung so manchen Staates, nur ein Zustand zwischen Leben und Verhungern, ein gesetzliches Elend, „geheiligt", wie Viele sich auszudrücken pflegen, durch die Hand von Jahrhunderten. Man weiß ja, daß die Dorfschullehrer nie auf Rosen gebettet waren, und Samuel Schleife's Amtsthätigkeit fiel in eine Zeit, wo eben die letzten alten Soldaten starben, die Friedrich der Große zu Schulmeistern gemacht hatte, und wo selbst die höhere Klasse der Hauslehrer noch dazu diente, den gnädigen Herrn zu ra-, die Dame des Hauses zu fri- und die ungezogenen Kinder zu amüsiren.

Der alte Schulmeister seufzte daher tief auf, als er, nun selbst weiß geworden, seinen jüngsten Weißkopf fragen konnte: „Junge, was willst Du werden?" — „Schulmeister will ich werden," antwortete Niklas entschlossen. Der Alte war erst erstaunt, als er diese resolute Antwort erhielt, denn einmal war sein Niklas der Erste von den Sieben, welcher bereits mit sich im Reinen war, während der Vater bei allen Uebrigen nachhelfen müssen, zweitens war er von den sieben jungen Schleifen der Erste, welcher sein Loos mit einer Schulmeisterstelle verknüpfen wollte. Und jetzt verklärte ein seliges Lächeln die gefurchten Züge des Dorfschulmeisters. „Junge," sprach er, die knöcherne Hand mit Rührung auf den Weißkopf legend, „Du bist ein Spartaner, denn Du bist der Geweckteste von allen Deinen Brüdern, Du hast am besten sehen können, daß das Schicksal Deines Vaters kein kalifornisches Goldkörnerlesen ist, und dennoch hast Du den Muth mir nachzufolgen. Das ist brav! Wohlan, Du sollst ein waderer Schulmeister werden, wie ich es war, und ich habe dann auch wieder einen Gelehrten in meiner Familie." — Niklas kam also auf die nächste Vorbereitungsanstalt, führte, mit vielem Humor versehen, das Leben eines kleinen Wuz, und sein Vater hatte, als er in die Grube fuhr, um neben seiner lieben Hälfte auszuruhen, noch die Freude, Wuz den Zweiten durch seinen Fleiß und durch die Protektion des Pfarrers und Patrons als seinen Nachfolger einführen zu sehen.

So war denn nun Niklas Schleife wohlbestallter Dorfschulmeister in Niksdorf, einem Kirchspiele mit etwa fünfzig Einwohnern und dreißig Schülern. Niklas hatte freilich nur etwa 90 Thaler jährlich zu verzehren, aber er hatte von seinem ehrbaren Vater und Amtsvorgänger das Eintheilen gelernt, auch besaß er eine poetische Ader, welche es dahin brachte, daß sein Herz bei leerem Magen am thätigsten war. Er hatte auf dem Seminarium Hagedorn's, Gleim's und Claudius' Gedichte gelesen, und betrachtete sie nun als Muster, wenn er anstatt des Abendbrodes Verse machte oder auf einem poetischen Spaziergange Luft kneipte.

Aber das zartbesaitete Herz Niklas Schleife's sehnte sich mit der Zeit auch nach einer Gesellin. „Wem Gott ein Amt gibt," dachte er, „dem gibt er auch — eine Frau." Was Wunder, daß er sich verlangend umsah unter den Mädchen des Dorfes, und daß er, der auf einen gelehrten Geschmack Anspruch machte, sein Auge auf die Hübscheste warf? Daß diese Hübscheste zugleich Geld hatte, war gewiß nur Zufall, denn Niklas war viel zu sehr Natursohn, als daß er sein Herz in den Sklavendienst der Spekulation hätte gehen heißen sollen.

Lisette war die einzige Tochter des wohlhabendsten Bauers im Dorfe, der zwar Gottlieb hieß, aber leider wenig von Gott und noch weniger von der Liebe wußte. Ein gutes Stück Rindvieh war ihm lieber wie alle Gelehrsamkeit der Welt, und sein eigener Geldkasten war ihm auch der Gotteskasten. Aber was kümmerte der Alte den liebenden Niklas, wenn er der Tochter gewiß war? Sie hatte sein ganzes Herz eingenommen, und zwar aus vielen Ursachen. Sie war schlicht und einfältig wie ein echtes Bauernkind, aber auch

rothwangig, hatte Augen wie Veilchen, Haare wie Goldregen, eine warme Hand und ein warmes Herz. Ihr Fuß war weder groß noch klein, ihre Gestalt weder stark noch mager, aber von fester gedrungener Fülle, welche große Ausdauer und Beharrlichkeit verkündet.

Der junge Dorfschulmeister suchte seine poetischen Spaziergänge immer so einzurichten, daß er mit Lisetten auf dem grünen Felde zusammentraf, wenn sie Saat holte für des Vaters Hornvieh; und als er den großen Schritt, den er thun wollte, genügend vorbereitet glaubte, als er in Lisettens blauen Augen ein günstiges „A" herausbuchstabirte, da sagte er auf einem grünen Rasenteppich hinterm Fliederbusche beherzt sein „B", und Lisette ließ es am „C" nicht fehlen, denn der junge, muntere Gesell hatte längst das wärmste Plätzchen in ihrem Herzen erobert.

Genug, er pfuschte dem Maler in's Metier und lieferte ein Kniestück, d. h. er gestand der rothwangigen Angebeteten knieend seine Herzensneigung. „Es heißt zwar," sagte er, „keine Rose ohne Dornen, aber ich will Dich mit Handschuhen angreifen, liebste Lisette, und ich werde Dich immer hochhalten, wie Sonntags den Klingelbeutel in der Kirche, wenn Du mir Deinen Batzen hineinwirfst, denn Du bist meine Leibspeise, die ich vor Liebe auffessen möchte. Ich kann Dir zwar kein Geschmeide anbieten, aber Du hast Perlen im Munde, und bedenke nur: die Reichen sind nicht immer die Besten. Die Spinne hat ein seidenes Nest und ist doch ein häßliches Raubthier. Wir haben einander lieb, also werden wir auch in einem neuen Leben wandeln, und wenn wir Zwei spazieren gehen, fahren wir mit Vieren, und Amor ist unser Vorreiter. Willst Du mich haben?" fragte er, und: „Ja, ich will Dich haben," antwortete sie schämig und neigte ihr Goldköpfchen an seine Brust. Da jauchzte Niklas auf und küßte ihren rothen Mund. „Siehst Du," sprach er scherzend, indem er sie an sich drückte, „nun bin ich in Wahrheit eine Schleife an Deiner Brust und trage meinen Namen mit der That!"

Von Stund an war sein Wesen verwandelt. Sein Hauptgedanke, der ihn Tag und Nacht nicht verließ, war „heirathen! heirathen!" Wenn er in der Kirche hinter dem Pfarrer herging, wie der Planet hinter der Sonne, da schielte er zur Seite nach ihrem Sitze, und sein Herz klopfte wie ein Blechnerhammer, daß ihm davon die Ohren gellten. Ihre Augen waren sein Theater voll der köstlichsten Bilder, und wenn der Vorhang ihrer Wimpern sich ihm schloß, harrte er sehnsüchtig des nächsten Aktes. Bei Allem, was er that, gedachte er ihrer; selbst wenn er den Glockenstrick zum Abendläuten zog, gewährte es ihm Befriedigung sich zu sagen: „Jetzt denkt sie an den Strick, jetzt hört sie in dem Klingen der Glocke Dein Seufzen." Der Zustand seiner glückseligen Zerstreuung umfing ihn selbst in der Schule, wenn er den Bakel führte, so daß dieser zu Zeiten auf den unrechten Rücken gerieth. Eines Tages rechnete er mit den Kindern an der Wandtafel. Die Kreide führend, lehrte er die Kleinen das Addiren, während die Größeren, vergnügt lächelnd ob ihres Mehrwissens, zuschauten. Niklas Schleife schrieb die Zahl „siebenzehn", seine Lieblingszahl, denn Lisette war siebenzehn Jahre alt; wenn er jetzt „Eins" dazu addiren ließ, so dachte er wohl in doppelter Weise, daß er dieses ergänzende Eins sei, und daß in noch einem Jahre in der Achtzehn sein Glück vollkommen sein werde. Also: 17 und 1 ist ...?" — „Hunderteinundsiebenzig!" rief hinten ein naseweiser Bursche. Niklas hatte in der Zerstreuung die Ziffer „1" hinter statt unter die „17" geschrieben. Halt! dieser hangende, bangende Zustand mußte ein Ende nehmen! Sollte er als ehrwürdiger Schulmonarch die Achtung seiner Schüler einbüßen? Nein, es mußte eine Wendung eintreten. Der Sehnsucht mußte Erfüllung werden. Niklas faßte einen kühnen Entschluß; er steckte sich in seine Sonntagskleider und ging klopfenden Herzens — zu Lisettens Vater. Lisette sah ihn über den Hof kommen und flüchtete verschämt und erschrocken in den Gemüsegarten. In gewählter Rede trug Niklas dem reichen Gottlieb sein Anliegen vor und sprach am Schlusse eine süße Hoffnung aus: die Hoffnung auf das väterliche Jawort zu einer glücklichen Ehe. Aber da kam er schön an. Der harte Gottlieb starrte ihn erst eine Weile groß an, als traue er seinen Augen nicht, dann schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen. „Herr Glaser, meine Fensterscheiben!" rief er, das bekannte Sprüchwort als Ausruf der Verwunderung gebrauchend. „Ihr wollt heirathen, Schulmeister, und dazu meine Tochter? Wenn Ihr Lust habt zu Euren Witzen, so macht sie anderswo. Aus Liebe wollt Ihr meine Lisette? Ja wohl, aus Liebe — zum Gelde. Nein, Schulmeister, da müßt Ihr wenigstens dahin gehen, wo die Bauern nicht, wie wir hier, Euren Vater hungern gesehen haben. Und damit Holla!" Niklas, zum Tode betroffen, wollte erwiedern und betheuerte seine edle Absicht und seinen redlichen Willen, Gottlieb's Tochter glücklich zu machen. „Bedenkt, Herr Gottlieb, was Schiller sagt:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

— „Schweigt mir mit Eurem Sermon!" rief Gottlieb hart. „Damit lockt Ihr keinen Hund hinter dem Ofen vor. Ich will's Euch nur gerade heraus sagen, daß ich mit meiner Lisette eine aparte Spekulation vorhabe. Wir haben hier im Orte und im weiten Umkreise keinen Glaser. Drüben im Nachbarorte wird eine neue Kirche gebaut, die viele Fenster braucht, und wobei ein schönes Stück Geld zu verdienen ist. Da will ich mir denn, wenn's soweit ist, in ein oder zwei Jahren in der Stadt einen hübschen Glasergesellen aussuchen, der soll sich mit meinen Mitteln hier herum setzen und meine Lisette heirathen, daß sie doch einen richtigen Stadtmann kriegt. Also mit Euch ist's nichts, Schulmeister, und nun Adjes! Ich muß nach dem Rechten sehen!" Damit war der arme Niklas Schleife schmählich abgefertigt und ging wie betäubt nach seiner dürftigen Wohnung zurück. Hier schloß er sich ein und stützte traurig den Kopf in die Hand. Jetzt mit einem Male begriff er, daß es doch eigentlich etwas recht Erbärmliches sei mit dem elenden Schulmeistergewerbe, daß er immer arm bleiben werde, immer den Bedienten des Pfarrers und der Gemeinde machen müsse, ohne jemals von den brutalen Bauern besonders beachtet zu werden. Da fuhr ihm ein Wort Gottlieb's durch den Kopf, und daran klammerte er sich mit geheimnißvoller Hast. Rasch erhob er sich und blickte um und um. Auf Bücher, Kleider, Möbeln, auf das vom Vater ererbte alte Klavier fiel sein Blick. Nach einigem Besinnen griff er zum Stocke, verließ das Schulhaus, das er verschloß, und schlug den Weg nach der Stadt ein. Nach mehreren Stunden kam er in Gesellschaft eines Mannes zurück, der alle vorhandenen Sachen bis auf das Unentbehrlichste taxirte und sofort bezahlte; selbst sein Bett verkaufte Niklas, der den Käufer bat, die Nacht bei ihm zuzubringen und erst am andern Morgen die Sachen mit einem im Dorfe gemietheten Wagen fortzuschaffen, weil er noch einige letzte Vorbereitungen zu treffen habe.

Der Abend brach ein. Niklas schlich sich in die Nähe des Gehöftes seiner Lisette, um sie heimlich zu sprechen; aber mochte der Alte sie bewachen oder sonst ein unglücklicher Zufall walten, Lisette ließ sich nicht blicken, und traurig, mit Thränen in den Augen, kehrte Niklas in's Schulhaus zurück. Er setzte sich an das zerbrechliche, nun schon verkaufte Pult und schrieb einen langen Abschiedsbrief an die Geliebte, bat sie flehend, ihm treu zu bleiben, bis er wieder komme, um sie unter anderen Verhältnissen von ihrem harten Vater zu erbitten. Dann zeichnete er noch ein Vergißmeinnicht unter den Brief, den er mit seinen Thränen benetzte, heftete ein rothes Schleifchen daran — ein Ueberrest seines Humors — und schloß dann den Brief.

Am Morgen gab er ihn dem Käufer seiner Sachen mit der dringenden Bitte, ihn nur dem Mädchen zu überliefern, das er ihm genau beschrieben; dann ergriff er seinen Stock, ein Bündelchen Sachen und schlich durch die Hinterthüre, hinter den Gärten des Dorfes fort, nach der Stadt zu.

Wohl blieb er unterwegs oftmals stehen und blickte durch Thränenschleier nach der Heimstätte seiner Geliebten zurück, aber sein Geschick trieb ihn weiter; er hatte sich den Rückweg abgeschnitten, und das Dorf, durch den Möbelhändler aufmerksam geworden, war bereits voll von der Neuigkeit, daß der Schulmeister davongegangen sei.

Nach einer Rücksprache des Möbelhändlers mit dem Pfarrer und mit Gottlieb, der zugleich Ortsvorsteher war, und dem er verrätherisch auch den für Lisetten bestimmten Brief übergab, geschah kein Schritt, den Davongegangenen zurückzuverlangen. Man schien hinreichend aufgeklärt. „Es ist gut, daß ich das weiß," sagte Gottlieb lachend. — „Mag der Mensch in sein Verderben rennen," sagte emphatisch der Pfarrer, der sogar die Geschichte von der „171" schon erfahren hatte. Es wurde ein anderer Schullehrer geschafft, und Alles ging wieder seinen gewöhnlichen Schlendrian. Selten noch sprach ein Mensch im Dorfe von Niklas Schleife, und dann geschah es mit Spötteleien auf seine Verliebtheit, auf seine „dummen Verse" und auf 17 und 1, wobei nur die arme Lisette bitter litt, namentlich da sie glaubte, Niklas wäre fortgereist in die weite Welt, ohne ihr auch nur einen Abschiedsgruß zu sagen; — daß der Möbelhändler ein Schurke war, wußte sie ja nicht. Monate lang härmte sie sich im Stillen, bis endlich die Zeit ihre Thränen trocknete und ihre blassen Wangen wieder rosig färbte, und damit war das letzte Band zwischen dem fernen Niklas und Nitsdorf zerrissen.

Zwei Jahre vergingen. Lisette hatte inzwischen zwei Freier gehabt, aber der Eine hatte ihr nicht angestanden, den Andern mochte der alte Gottlieb nicht. Unterdessen war auch die neue Kirche in Valsdorf, etwa sechs Viertelstunden von Nitsdorf entfernt, soweit fertig, daß die Fenster eingesetzt werden konnten. Dazu kam mit dem Bauunternehmer, einem reichen Maurermeister, ein Glaser aus der Stadt, nahm die Maße und entfernte sich wieder. Endlich kamen die Fenster fix und fertig an, über deren Lieferung der Glaser mit dem valsdorfer Kirchen- und Gemeindevorstande einig geworden war, zugleich aber langte in Valsdorf ein Wagen mit Möbeln an, und diese gehörten dem Glaser, der sich ganz in der Stille daselbst niederließ. Die Vorbereitungen waren recht heimlich getroffen worden. Der Maurermeister hatte dabei die Hand im Spiele gehabt und schien sich für den neuen Gemeindeinsassen lebhaft zu interessiren, stattete auch in Nitsdorf Besuche ab und erkundigte sich mehrfach unter der Hand nach dem Bauern Gottlieb und nach Lisetten.

Haben die Leser schon errathen, wer der Glaser war? Niemand anders als — Niklas Schleife. Ja er, der stille Dulder um der Liebe und der Dorfschulmeistersnoth willen, er hatte seinen Entschluß durchgesetzt, — er war Dorfglaser geworden. Das Wort Gottlieb's, vielleicht im Uebermuth gesprochen, vielleicht nur um den lästigen Schlucker los zu werden, hatte in Schleife's Brust Wurzel geschlagen, — um den harten Bauern zu befriedigen, hatte er umgesattelt. Er wäre aus Liebe zu Lisetten Schornsteinfeger geworden, um ihr Schwarz auf Weiß seine Liebe kund zu geben. Sein Herz war nicht gebrochen, sondern hatte ausgehalten, gestählt durch süße Hoffnung. Fast den ganzen Erlös aus seinen verkauften Sachen hatte er hingegeben, um seine Lehrzeit abzukürzen, hatte alle Lasten eines Lehrlings getragen, sogar die Stiefel der Gesellen gewichst, wie er als Schulmeister ungezogene Knaben gewichst hatte. Dann, Gesell geworden, hatte er sich dem Maurermeister anvertraut, welcher die Kirche in Valsdorf baute, und dieser hatte ihn aus Theilnahme und Kuriosität seinem Ziele nahegeführt.

Lisette war unverheirathet geblieben, — dieses Bewußtsein befriedigte sein Herz. Er durfte nun hoffen, auch die Zustimmung des Alten zu erlangen. Plötzlich — er war kaum acht Tage in Valsdorf — hieß es in Nitsdorf: „Der Schulmeister ist wieder da, aber er ist Glaser geworden und wohnt in Valsdorf." Das gab dem harten Gottlieb einen seltsamen Stich in's Herz. Er ließ alsbald seinen Hamburger anspannen, zog den Sonntagsstaat an, hieß Lisette ein Gleiches thun und fuhr mit ihr zum Dorfe hinaus — wohin? das wußte er allein.

Um diese Zeit kehrte in Valsdorf ein armer, zerlumpter Handwerksbursche ein, der in der Abenddämmerung sacht um die einsam stehende neue Kirche herumschlich, sich das ganze Gebäude genau betrachtete und wie zufällig, wie im zerstreuten Spiele, eine Menge kleiner Steine zusammenlas, in seinen Taschen verbarg und schließlich hinter einem nahen Busche zusammenhäufte. Hierauf begab er sich in's Wirthshaus, forderte einen geringen Imbis und verbrachte die Nacht im Halbschlummer auf der Streu. Es schien, als ob irgend ein Vorhaben seinen Schlaf störe.

Noch ein Anderer konnte in dieser Nacht nicht schlafen — Niklas Schleife. Auf Stuhl und Tisch lag sein bester Staat bereit, denn am folgenden Morgen wollte er nach Nitsdorf wandern, um endlich um Lisettens Hand zu werben. Die Sehnsucht, die Ungewißheit des Erfolges raubte ihm den erquickenden Schlummer.

Gegen drei Uhr Morgens erhob sich der zerlumpte Gesell vom Strohlager, nahm sein Ränzel und ging fürbaß; aber bei der Kirche schlug er einen Bogen, drückte sich im Dämmergrauen hinter den Busch, wo seine Steine lagen, raffte sie auf und begann nun ein freches Zerstörungswerk: — alle Kirchenfenster erlagen seiner Hand, die in solchen Dingen große Uebung erlangt zu haben schien. Pfeilschnell flog er um das Gebäude, und ehe zwanzig Minuten vergingen, war das Werk vollbracht, und hohläugig starrte die Kirche in den grauenden Morgen. Der Frevler aber entfloh mit scheuem Umsehen auf dem Wege nach Nitsdorf zwischen bergenden Hecken und Feldern. In Nitsdorf pochte er, scheinbar als Bettler, an Gottlieb's Fenster. Der alte Bauer war erst spät am Abend von seiner Fahrt zurückgekehrt, Lisette mit verweinten Augen; aber er war bereits wach und öffnete das Fenster. „Na, ist's gemacht?" fragte er leise. — „Und das tüchtig!" antwortete der Zerlumpte. — „Hier ist Euer Douceur, — macht Euch aus dem Staube, sonst seid Ihr des Teufels." — Er reichte dem Menschen ein Stück Geld hinaus, dieser nahm es mit einem „Gratias" und verschwand.

In derselben Stunde kleidete sich Niklas an zu dem wichtigsten Gange seines Lebens. Auch an seine Fenster klopfte jetzt Jemand, es war ein Arbeiter von Valsdorf, welcher früh in die nahe Lehmgrube hatte gehen wollen. „Herr Glaser," sprach er hastvoll, „Eure Scheiben!" — „Was?" — „Die Kirchenscheiben — alle, alle entzwei!" — Niklas, heftig erschreckend, sprang wie er war aus dem Hause und stürzte nach der Kirche; hier, im Anblick des Zerstörungswerkes, brach er mit lautem Schmerzensschrei verzweifelnd zusammen. Hatte er doch sein Werk dem Kirchen- und Gemeindevorstande noch nicht übergeben, so daß er jetzt keinen Pfennig dafür erhielt! Hatte ihm doch der Maurermeister das Kapital zum Anfange seines eigenen Gewerbes und zur Uebernahme der Fensterlieferung nur vorgestreckt, — er war arm, bettelarm, für immer ruinirt! Ganz zerrüttet kehrte er in seine Wohnung zurück. Aus dem Freiergange konnte nun nichts werden, konnte wahrscheinlich nie mehr etwas werden. Nach Stunden der Pein und der Verzweiflung raffte er sich auf und ging unsicheren Schrittes nach der Stadt, um seinen Wohlthäter zu unterrichten. Dieser war bereit nochmals zu helfen, aber vorher wollte er nun selbst bei dem reichen Gottlieb Erkundigung einziehen. Er fuhr am folgenden Tage zu ihm hinaus. Gottlieb hörte die Nachricht von dem Kirchenfrevel anscheinend gleichgültig; als aber der Maurermeister endlich als Freiwerber herausrückte, da schnitt ihm der Bauer sofort jede Hoffnung ab. „Meine Tochter ist verlobt," erklärte er; „in acht Tagen feiern wir hier Hochzeit, wenn Sie dabei sein wollen." Damit war des Vermittlers Mission zu Ende, auch sein Einschreiten für Schleife's Vermögenszustand, — sein Hauptinteresse war verschwunden.

Und der unglückliche Niklas? blieb ein armer, blutarmer Dorfglaser, ohne Mittel für größere Unternehmungen, ohne Energie. Der Muth war ihm völlig gesunken, und als er nun hörte, daß seine geliebte Lisette Hochzeit gehalten habe, da brach er in sich zusammen, da war sein Stolz, seine Lebenslust dahin. Um den Verlust zu verschmerzen und die quälenden Gedanken los zu werden, ergab er sich dem Trunke und führte ein unstätes Leben. Da er doch eigentlich keine feste Wohnung mehr hatte, verschaffte er sich einen Glaserranzen und zog mit seinem Werkzeug von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um zerbrochene Fenster, Laternen &c. auszubessern. Auch nach Rixdorf kam er später wieder, aber nie mehr nach Balsdorf, wo sein Elend vollendet worden war. In solchen Dörfern, deren Insassen ihn schon genauer kannten, lief er durch die Gassen, rief: „Der Glaser! der Glaser!" und begab sich dann auf ein stilles Plätzchen im Freien, besonders gerne neben dem Friedhofe; dahin wurde Alles zum Ausbessern Bestimmte gebracht.

Im Laufe der Jahre kehrte auch sein Humor wieder; sein Schmerz um den Verlust Lisettens entschlief, er war zufrieden mit seinem Loose, und die alte Poesie seines Herzens wurde wieder lebendig, so daß er nichts lieber that,



Der Dorfglaser: Die rothe Laterne. (S. 341.)

als gleich einem Vogel durch Feld und Wald zu schweifen. Mitunter machte er auch Verse, besonders zu feierlichen Gelegenheiten.

Endlich ging er auch von Zeit zu Zeit in das Dorf, wo Lisette verheirathet war, das er erst lange gemieden hatte. Dann kam wohl auch Lisettens jüngstes Töchterchen und brachte etwas zum Ausbessern, und dann freute der seltsame Kauz, mit der dicken Kupfernase und der alten Hornbrille darauf, sich königlich, herzte und küßte das Kind und trug ihm Grüße an die Mutter „vom treuen Glaser" auf. Einst brachte ihm die Kleine eine zerbrochene Laterne. Niklas zog statt einer weißen eine rothe Scheibe hinein, sandte das Kind zur Mutter und ließ sagen: „Das sei immer noch seine Lieblingsfarbe."

Solch' einen harmlosen Scherz zu machen, war ihm ein Fest, und dieß verherrlichte er stets durch einen tüchtigen Trunk. „Ich habe zu viel vom ‚Salz der Erde' in mir," sagte er manchmal, „daher mein ewiger Durst. Sonst habe ich genug gelechzt und geschmachtet — jetzt will ich's nicht mehr thun."

Bei Jung und Alt war der „Glaser-Niklas", wie er allgemein genannt ward, beliebt; besonders aber hatten ihn die Kinder gern, denen er, aus alter Anhänglichkeit an sein ehemaliges Schulmeisterleben, immer einige Belehrungen im Gewande der Anschauung gewährte und kleine, goldene Sprüche mit auf den Weg gab. Darüber hatten auch die Eltern ihre Freude und beschenkten den „Glaser-Niklas" mit manchem guten Bissen.

Als er in Lisettens Heirathsdorfe schwer erkrankte und sein Ende nahen fühlte, machte er vor seinem Tode, der wirklich seine Seele ablöste, sich selbst folgende Grabschrift:

„Ein Glaser war ich von Gewerbe,
Nun bin ich selber eine Scherbe."

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

(Fortsetzung.)

Der Herr Rittmeister war eigentlich von Herzen ein guter Mann, aber er mußte sich erst viel geärgert haben, ehe er guter Laune wurde; deßhalb knurrte und schimpfte er auch den ganzen Tag, entweder auf seine Frau und Töchter, oder auf seine Schwadron; dafür war er aber dann auch des Abends, wenn er auf die Bürger-Ressource ging, von einer wahrhaft strahlenden Laune. Dann machte er so ein vergnügtes Gesicht, als wenn ein alter Kater auch mal wieder eine Maus gefangen hat. Es war ein gewaltig wunderlicher, alter Herr. Manchmal, wenn er die Schwadron im Kreise um sich herum stehen hatte und Einen vorrief, um ihm eine öffentliche Lobrede zu halten, dann sprach er sich dermaßen in den Eifer hinein, daß er allmälig in's Schimpfen kam und den armen Kerl, den er hatte loben wollen, so heruntermachte, daß kein Hund ein Stück Brod von ihm nahm.

Als der Herr Rittmeister und der Herr Wachtmeister die Front herunter geprustet waren, gingen Beide vor unsere Mitte zurück und beschauten uns noch einmal aus der Entfernung.

„Wieder die schlechteste Kabel gezogen!" rief der Herr Rittmeister nach einer Pause. „Das passirt mir auch jedesmal. Heiliges . . ." — „Himmel Donnerwetter!" setzte der Herr Wachtmeister drauf, indem er dasselbe Gesicht machte wie sein Chef. — „Was das wieder für eine murksige, verkümmerte Gesellschaft ist!" knasterten der Herr Rittmeister weiter. „Sie sehen Alle aus, als wenn sie direkt aus dem Fegfeuer kämen, und als wenn der Teufel sie nicht hätte brauchen können. Und damit soll man sich nun wieder den ganzen Winter herumärgern; es ist . . ." — „Um die Crepance zu bekommen!" fügte der Wachtmeister bei, und zwar so laut und mit solcher Energie, daß der Herr Chef sich unwillig nach ihm umblickten und ihm zwischen den Zähnen zugrunzten: „Halten Sie 's Maul, Herr . . ." — „Halten Sie 's Maul, Herr . . ." brummte der Wachtmeister, indem er sich ebenfalls unwillig umblickte und ein ganz entrüstetes Gesicht machte. — „Wieder die Meisten Schuster und Schneider!" fuhren der Herr Rittmeister fort. „Rufen Sie die Jammerhähne vor, Wachtmeister!" — „Rufen Sie die Jammerhähne auf!" wiederholte der Herr Wachtmeister; dann riß er die dicke, rothe Brieftasche vorne aus dem Kollet und begann eine Anzahl von Namen abzulesen, zu denen ich auch gehörte.

Als wir, ungefähr zehn bis zwölf an der Zahl, vorgetreten waren, fingen erst der Herr Rittmeister, und dann der Herr Wachtmeister gewaltig an zu prusten und zu knurren, und dann rief der Erstere, mit einem Gesicht, als wenn er Leibschmerzen hätte: „Gleich morgen auf die Kommission! — Eskadron, Kehrt! Ihr pech- und zwirndrähtiges . . ." — „Gesindel, ihr!" setzte der Herr Wachtmeister drauf, indem er mit beiden Armen eine Bewegung machte, als wenn die Mädchen des Abends die Hühner und Puten in den Stall kehren.

Als ich das Wort „Kommission" hörte, war ich wie vom Donner gerührt. Ich bildete mir nichts Geringeres ein, als daß irgend ein Versehen mit uns begangen wäre, und daß wir deßhalb den ganzen Weg zurückmarschiren und uns noch einmal zur genaueren Prüfung vor die hohe Kommission stellen sollten, wobei ich vielleicht zur Infanterie kommen oder gar ganz zurückgestellt werden konnte. Als daher die Anderen, der Eine rechts um, der Andere links um Kehrt machten, blieb ich allein stehen und blickte den Herrn Rittmeister mit ganz verdutzter Miene an. „Na!" schrieen der Herr Rittmeister, indem er den Kopf vorstreckte, als wenn er mich beißen wollte, während der Herr Wachtmeister noch einmal die Bewegung wiederholte, mit der unsere Dorfmädchen immer die Hühner in den Stall jagten: „Na, wird's bald!?" — „Entschuldigen der Herr Rittmeister," hatte ich die unerhörte Dreistigkeit zu sagen, „wir kommen ja eben von der hohen Kommission, und die hohe Kommission . . ." — „Ah was, hohe Kommission!" polterte der Herr Rittmeister. „Auf die Schneiderkommission soll Er gehen und Hosen flicken; Eskadron, Kehrt! Er . . ." — „Jammerhahn, Er!" setzte der Herr Wachtmeister hinzu, indem er jetzt auch den Kopf vorstreckte und mir die Zähne zeigte.

Ich drehte mich schwerfällig um und trat in's Glied zurück, aber ich mußte mich zusammennehmen, daß ich nicht umfiel. O, mein schöner, stolzer Traum! Ich war also nur Kürassier geworden, um zu nähen, drei Jahre lang zu nähen, und dann mußte ich wieder auf mein Dorf zurück, um auch zu nähen, immer zu nähen. Entsetzlich!

Als der Herr Rittmeister weggestackelt war, wurde Jeder von uns Rekruten seinem „Alten" zugetheilt, das heißt einem Kürassier, der schon ein oder zwei Jahre diente, und mit dem man in einer Kammer zusammenlag.

Mein Alter war ein Pole, der schlecht deutsch sprach, aber ein guter und ehrlicher Kerl; nur etwas dumm schien er mir zu sein. „Komm' Du mit, neues Rekrut!" sagte er mit einem harten und knasternden Tone; „will ich Dir zeigen Kammer, und dann sollst Du geben ein halb Pfund, daß wir trinken gute Kameradschaft." Und damit nahm er mich unter den Arm und ging mit mir eine Straße hinab, bog dann in eine enge Querstraße und blieb vor einem kleinen, baufälligen Hause stehen. „Nun merk' Dir das Haus, junges Rekrut," fuhr mein Alter fort, „daß Du es findest wieder." Ich sah mir das Haus genau an, und dann schritten wir über einen finstern Flur nach einem ganz kleinen Hof, auf dem ein dickes, hochaufgeschürztes Mädchen eben damit beschäftigt war, Dung auf einen Wagen zu laden.

„Ist sich meine Braut, der Guste da!" sagte der Pole schmunzelnd. „Wenn ich hab' ausgedient, soll sie werden Deine Braut, junges Rekrut!"

Bei diesen Worten hatte sich das dicke Mädchen umgedreht, lehnte sich mit den rothen, bloßen Armen auf ihre Mistgabel und sah mich mit einem aufmerksam prüfenden Blicke an.

„Na, gefällt Dir neues Rekrut?" fragte der Pole, indem er galant zu dem Mädchen herantrat und ihr mit der rechten Hand einen zärtlichen Knuff versetzte. Die Dirne rieb sich die Seite, lachte dann auf eine eigenthümlich verschämte Art, wandte sich mit einem Ruck um, daß die Röcke flogen, und begann wieder mit erneuerter Energie ihren Dung aufzuladen. „Ist sich ein gutes Mädchen, der Guste!" sagte mein Alter, wie in süße Erinnerungen versunken. „Ist sich ein sehr gutes Mädchen, der Guste!" Dann traten wir in den Stall. Da standen zwei Pferde und schnoberten in dem duftigen Heu, das oben in der Krippe lag, und als sie die Thüre aufgehen hörten, sahen sie sich nach uns um und stießen einen röchelnden Ton aus, wie wenn sie uns begrüßen wollten. „Vorne der braune Vulkan, sieben Jahre alt, fünf Fuß vier Zoll, ist sich mein Pferd, ist sich sehr gutes Pferd!" erklärte der Pole, indem er dem Gaul freundlich auf das Hintertheil klopfte; „und hinten, die fuchsige Cleopatra, zehn Jahre alt, fünf Fuß acht Zoll, ist sich Dein Pferd, ist sich altes, eigensinniges Racker, ist sich kitzlich überall; wirft Du haben Noth mit ihr, armes, junges Rekrut!"

An der Stallwand hinter den beiden Pferden hingen auf einer geflochtenen Strohmatte, blank und in bewundernswürdiger Ordnung, zwei Sättel nebst Zaumzeug, zwei Pallasche, Karabiner und Pistolen. Wie schön und kriegerisch das aussah!

Und neben dem Stall war eine kleine Kammer, in der zwei einfache aber saubere Betten standen, um nichts schlechter, als ich es zu Hause auf unserem Dorfe gehabt hatte. Das gefiel mir ganz ausnehmend. Ich holte meinen kleinen Lederbeutel hervor, gab meinem Alten ein Geldstück zu einem halben Pfund und einem Paar Semmeln, und als der ehrliche Pole wieder kam, setzte sich Jeder auf sein Bett und kaute seine Semmel und trank abwechselnd einen Schluck, bis auch das letzte Tröpfchen aus der Flasche herausgesogen war. Ich hatte in meinem ganzen Leben nicht so viel Branntwein getrunken, und obgleich der Pole wohl über das Doppelte bekommen hatte, so war mir doch selbst das Wenige etwas in die Krone gestiegen, und ich wurde ganz lustig und erzählte dem Polen meine Lebensgeschichte von Anfang bis zu Ende. Dann wurde mir aber der Kopf schwer, die Augen sanken mir zu, und ich entsinne mich nur noch, daß mein Alter mich auszog und die Decke über mich breitete.

Dann begannen aber die Bilder des Tages sich in den wirren Traum hinüberzuschleichen. Mir war es, als wenn ich aus dem Fenster meiner kleinen Kammer auf den Hof hinabsähe. Da saß die hohe Kommission versammelt, und der Regimentsarzt mit dem engen Kragen war ganz blauroth im Gesicht geworden und erklärte fortwährend, daß ich doch eine schlechte pulmo habe und Infanterist werden müsse. Der Major sah ganz freundlich dazu aus und sagte, der Meinung wäre er eigentlich auch, und der würdevolle Unteroffizier wollte mir eben mit Kreide meine neue Bestimmung auf den Rücken schreiben, als plötzlich der Herr Rittmeister und der Herr Wachtmeister dazu kamen und fürchterlich prusteten und knurrten, bis der Herr Kreissekretär dem Dinge ein Ende machen und mich gewaltsam mit fortziehen wollte. Da kam aber wie ein Wirbelwind die dicke Guste herein und jagte mit ihrer Farke die ganze Gesellschaft auseinander, und der Pole stand dabei und lachte, daß ihm immer die Thränen die Backen herunterliefen. Mir aber brach der helle Angstschweiß dabei aus; mit einem Ruck fuhr ich in meinem Bett empor, und als ich den Polen noch immer lachend vor mir stehen sah, fragte ich ihn mit keuchender Stimme, was das Alles zu bedeuten habe.

Viertes Kapitel.

„Bist ein närrischer Kerl, junges Rekrut!“ sagte der Pole, indem er mich kopfschüttelnd anblickte. „Hast ganze Nacht gesprochen von dicker Guste und gnädiger Herr Rittmeister, Alles durcheinander. Bist sich ein närrischer Kerl, junges Rekrut! Aber jetzt steh' auf; musten putzen gutes, braunes Vulkan und altes Satan, fuchsiges Cleopatra!“

Ich warf mich schnell in die Kleider, und der ehrliche Pole zeigte mir mit der größten Ruhe und Geduld die ersten Handgriffe des Pferdeputzens. Das war aber keine leichte Arbeit; denn wenn ich bei der alten Cleopatra mit dem Striegel an den Bauch kam, dann biß und schlug sie nach mir, so daß ich kaum wußte, wie ich mich meines Lebens retten sollte. Ich wurde ganz kleinmüthig bei dem Gedanken, daß das meine stehende Morgenbeschäftigung sein sollte.

Als wir gerade mit dem Putzen fertig waren, trat ein Gefreiter in den Stall und sagte mir, ich sollte auf die Montirungskammer kommen zum Einkleiden. Das heiterte mich wieder auf. Endlich den Soldatenrock anziehen, welche Seligkeit! Auf der Montirungskammer waren schon die meisten Rekruten versammelt, und ein alter Quartiermeister gab Jedem, nach dem ungefähren Augenmaß, seine ältesten Sachen, den Paradeanzug, die Mütze, den Helm, den Küraß und den Mantel. Die Waffen hatten wir bereits in den Quartieren vorgefunden. Ich ging so schnell mit meinen Uniformsstücken nach Hause, als wenn ich einen Schatz davontrüge. Als ich in unserer kleinen Kammer ankam, war der Pole nicht zu Hause, und das war mir eigentlich lieb; denn nun konnte ich mir allein Alles anziehen und mich so recht ungestört darüber freuen.

Ich holte mir den kleinen viereckigen Spiegel unter meinem Kopfkissen hervor, stellte ihn an das Fenster und zog nun zuerst meinen Paradeanzug an, das weiße Kollet und die schwarzen Lederhosen. Dann schnallte ich mir den langen Pallasch um, setzte den schweren Helm mit dem langen Haarkamm auf den Kopf und zog die blanke Schuppenkette unter das Kinn. Als ich in den Spiegel sah, hätte ich mich beinahe nicht wieder erkannt, so gänzlich verändert sah ich aus. Aber nicht allein mein Aeußeres, auch mein Inneres schien eine vollständige Umwandlung erlitten zu haben. Seit ich das weiße Kollet angezogen, den langen Pallasch umgeschnallt und den stattlichen Helm aufgesetzt hatte, war mir plötzlich ganz anders zu Muthe geworden. Ich kam mir viel kräftiger und vornehmer vor; die Schultern gingen von selbst zurück, die Brust dehnte sich weiter nach vorn, und der Kopf reckte sich stolzer empor, trotz der schweren Last, die ihn bedeckte.

Ich bin ein alter Mann geworden und habe das Leben und die Menschen sorgsam beobachtet, aber diese Erscheinung ist mir wieder und immer wieder aufgefallen, so oft ich habe Rekruten einkleiden sehen. Wenn die bunte, unscheinbare Masse vor der Montirungskammer ankommt: Ackerknechte, Handwerker, Kandidaten, Bürger- und Bauernsöhne und was weiß ich mehr, so sollte man glauben, daß da niemals ein recht echter, militärischer Geist hineinkommen werde. Aber laßt sie nur erst die Uniform anhaben, dann verändert sich das Ganze wie mit einem Zauberschlage; es ist, als wenn in jenen bunten Röcken ein Geist wohnte, der von außen nach innen dringt, und der uns nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich zu Soldaten stempelt, ehe wir es uns selbst recht klar machen können.

Eine Truppe ohne Uniform wird auch niemals innerlich uniform werden. Die gleiche Kleidung und Bewaffnung gibt das wohlthuend kräftigende Gefühl der Zusammengehörigkeit, aus der dann die Kameradschaft emporkeimt, eine Tugend, die nur im Soldatenstande zur Blüte gedeiht. — Kamerad! das Wort hat immer einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht, und noch heute wird mir das Herz warm, wenn ich es höre. Zunftgenosse, Burschenschafter, Kollege, Amtsbruder, — das klingt auch Alles recht gut und schön, das hält zusammen und das zieht einen Strang; aber gegen die Kameradschaft kommt's doch nicht auf, sie ist das Alles zusammengenommen, und dann das Ganze vom soldatischen Geiste durchweht und durchströmt, den Keiner verstehen und fühlen kann, der nicht einmal in jenem bunten Rocke gesteckt hat.

Nachher kann man ihn immer ausziehen, das schadet nichts. Wenn man auch statt des Säbels den Stock, statt des bunten Rockes den schwarzen trägt, der Geist geht nicht mehr aus dem Innern heraus; der alte Soldat zieht mit der neuen Kleidung keinen neuen Menschen mehr an, und wenn er auch ein anderes Aeußeres zeigt, das Herz in der Brust ist immer noch Soldat geblieben, und wird es bleiben bis zu seinem letzten Schlage.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Ich wurde beinahe zum Kinde in meiner schönen Uniform, in der ich mir so unbeschreiblich wichtig vorkam. Ich warf mich in die Brust, nahm imposante Stellungen an, zog meinen Pallasch heraus, focht damit in der Luft herum und freute mich, wenn die blanke Klinge recht blitzte und zischte.

„Na, was machst Du denn da für Narrenspossen!?“ tönte da eine barsche Stimme dicht hinter mir, und als ich mich erschrocken umdrehte, sah ich den Beritt-Unteroffizier in der Kammerthüre stehen, der mich halb unwillig, halb lächelnd anblickte.

Das Blut schoß mir in den Kopf, und ich senkte vor Scham die Augen, gerade wie ein junges Mädchen, dessen Herzensgeheimniß man entdeckt hat. Später fiel mir ein, daß ich eigentlich gar keine Ursache dazu gehabt habe; denn ich brauchte mich ebensowenig der aufwallenden Freude über meinen neuen Stand zu schämen, wie das junge Mädchen des aufwallenden Gefühls ihrer ersten, reinen Liebe. Aber es ist eine verkehrte Welt: man pocht oft mit dem, dessen

man sich schämen sollte, und schämt sich oft dessen, womit man prahlen könnte.

„Zieh' Deine alten Sachen an, und dann gehe auf die Schneiderkommission!" fuhr der Beritt-Unteroffizier fort. „Vormittags Reiten und Fußexerziren, Nachmittags auf der Kommission arbeiten, das ist vorläufig Dein Dienst. Wenn Du erst ausgebildet bist, brauchst Du nur jede Woche zweimal zu reiten; die ganze andere Zeit kannst Du nähen."

Damit verließ der Unteroffizier den Stall, ich zog betrübt meine schönen, neuen Sachen aus, und die alten, die mir nicht recht paßten, an, und dann fragte ich mich traurig nach der Schneiderkommission hin.

Als ich die Thüre öffnete, drang mir ein unangenehm dumpfiger Geruch entgegen, daß ich gleich wieder hätte umkehren mögen, und als ich nach kurzem Zögern eintrat, wurde das unangenehme Gefühl, das ich empfand, nur noch vermehrt.

In dem großen, dunklen Gemach saßen an langen, niedrigen Tischen wohl vierzig Menschen, mit schlechten Militärhosen und bunten Unterjacken bekleidet, und nähten emsig an verschiedenen Uniformstücken. Als sie die Thüre aufgehen hörten, sahen sie sich gleichgültig nach mir um und arbeiteten dann mit demselben maschinenartigen Eifer weiter, wie zuvor. (Fortsetzung folgt.)

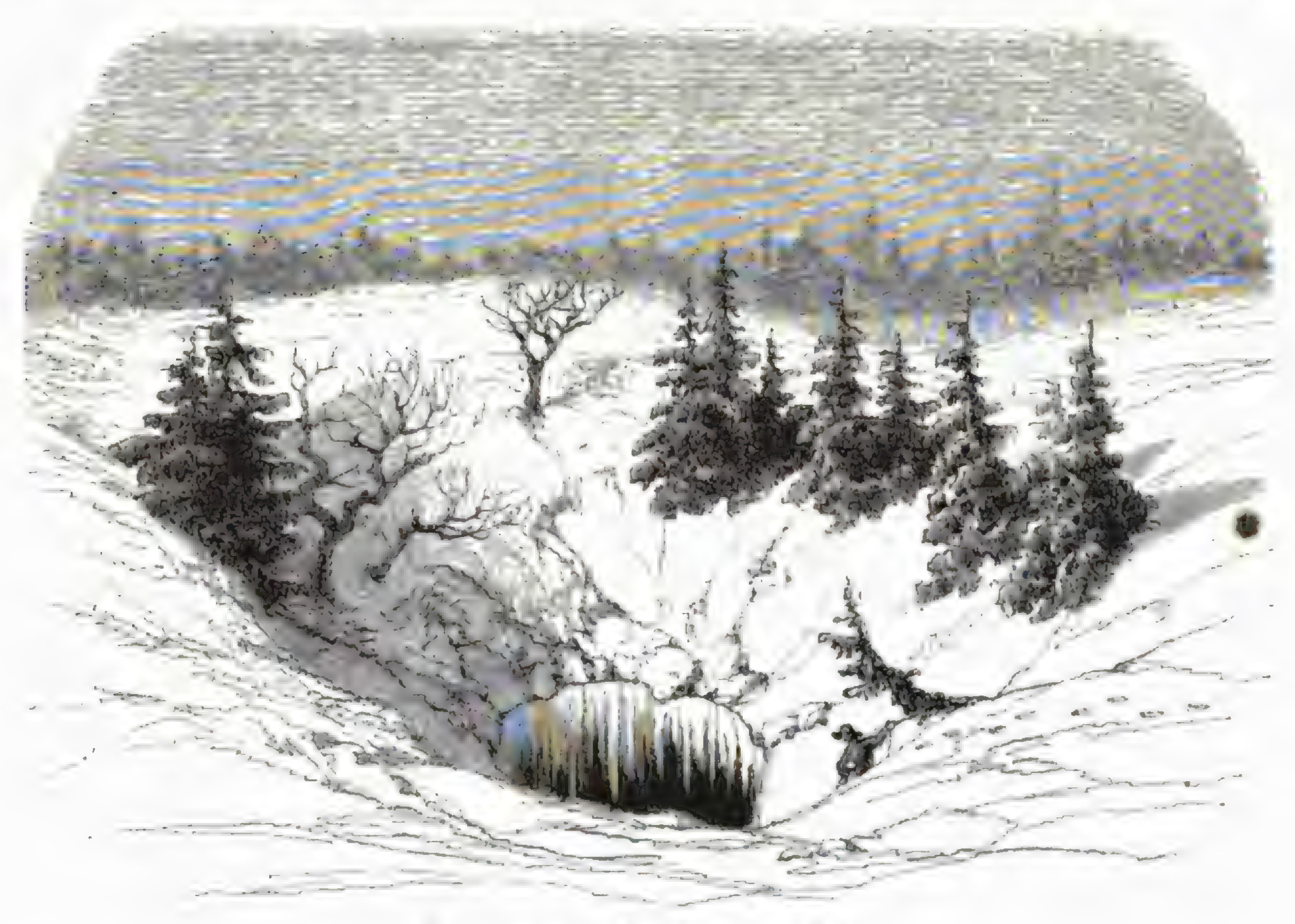
Die natürliche Eishöhle bei Vergy

in der Schweiz.

Von

Alfred Barthe.

Wer die Wunder der Natur in ihrer ganzen ehrfurchtgebietenden Pracht kennen lernen will, der darf seine Forschungen nicht allein auf die Oberfläche des Erdbodens beschränken, sondern er muß auch hinuntersteigen in die tausendjährige Nacht der weiten Klüfte und Spalten, der majestätischen Hallen und Dome, welche die alte Erde in ihrem Innern birgt. Feierlich hallt der Fußtritt des kühnen Besuchers an dem hohen Gewölbe wieder, der Führer zündet die mitgenommene Fackel an, und wie mit einem Zauberschlag springen aus der schwarzen Nacht blendend weiße Säulen, Altäre und Tempel vor das staunende Auge, Quellen und Flüsse rauschen vorüber, in unbekannte Schlünde sich verlierend, und die aus dem Gesteine sickernden Wassertropfen bringen im Fallen Töne hervor, welche einer geheimnißvollen Musik gleichen. Rings um unsere Füße liegen die Ueberreste gewaltiger Geschöpfe der Urwelt, und aus Decke und Wänden grinsen uns ihre Schädel entgegen; die Jahrtausende der Schöpfung und Weltentwicklung ziehen an unserem Geiste vorüber, und in feierlicher Stimmung gehen wir leise durch die Hallen, um den ewigen Schlummer da unten nicht zu stören. Gar mannigfach sind die Arten der Höhlen; wir wollen nur der Tropfstein-, Knochen- und Eishöhlen erwähnen, und hier bloß den letzteren eine eingehendere Beschreibung widmen.



Eingang in die natürliche Eisgrube von Vergy.

In manchen vulkanischen Gegenden finden sich kreisrunde Einsenkungen der Erdoberfläche, welche durch heftige Gas- und Dampfexplosionen gebildet worden sind. In den unter der Erdoberfläche befindlichen hohlen Räumen und Spalten nämlich sammeln sich oft Dämpfe und Gase an, welche an Punkten, wo die Erdrinde nicht stark genug ist Widerstand zu leisten, zuletzt Explosionen veranlassen, die der Wirkung einer Pulvermine gleich sind und Gestein und Erde weithin nach allen Richtungen fortschleudern, wodurch dann am Orte der Explosion eine kesselförmige Vertiefung entsteht.

Im Allgemeinen ist in diesen Höhlen die Temperatur im Sommer kühler, im Winter wärmer als die der äußeren

Luft; einzelne unter ihnen aber zeichnen sich gerade während des Sommers durch einen außerordentlich hohen Kältegrad aus. Man muß sich beim Besuch derselben daher wohl in Acht nehmen, denn der Kontrast zwischen der Temperatur in der Höhle und der äußeren Luft ist oft ein ungeheurer; während man vor der Mündung des Kessels noch in der brennendsten Sonnenhitze dasteht, schlägt einem beim Eintritt oft ein so durchdringend eisiger Luftstrom entgegen, daß man Erkältungen leicht ausgesetzt ist. Im Sommer sind daher diese Höhlen mit Eis und Schnee gefüllt, während merkwürdigerweise im Winter das Eis verschwindet und die Temperatur oft so mild wird, daß man, wenn außen die strengste Kälte herrscht, in der Höhle ganz gut ohne Mantel übernachten kann.

Bis jetzt kennt man noch keine genügende Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung; nach dem Geologen Murchison würde es davon herrühren, daß ein von außen eindringender warmer, trockener Luftstrom auf seinem Weg durch die weitverzweigten Spalten über zerklüftete Lager feuchten Steinsalzes hinstreicht und sich so erkältet.

Eine der merkwürdigsten unter diesen seltsamen Höhlen ist die bei Bergy, in der Schweiz, gelegene. Dieselbe bildet eine weite Halle von 120 bis 180 Fuß Tiefe; der mit Felstrümmern bedeckte Boden senkt sich gegen den Hintergrund und die eine Seite. Wände, Decke und Boden sind mit Eis und Eiszapfen bedeckt in der Form von Tropfsteinen, Warzensteinen, Säulen und Platten, nirgends findet sich Wasser, die Atmosphäre ist stetig und kalt. In einiger Entfernung vom Eingang in die Höhle befindet sich in der rechten Seitenwand eine Oeffnung, welche in eine kreisrunde Grotte, die sogenannte Kapelle, führt, die etwa zwölf Fuß Durchmesser hat. Im Boden dieser kleineren Höhle gähnt ein tiefer Felsenspalt.

Die ganze Höhle ist in den gelblichen Sandsteinfelsen



Inneres der Eisgrube von Bergy.

gesprengt, der über und über mit durchsichtigem, festem und trockenem Eis bedeckt ist. Zu der Zeit, da wir die Höhle besuchten, hingen 15 große tropfsteinähnliche Eiszapfen und viele kleine vom Gewölbe herab; vom Boden stiegen zahlreiche, oft mehr als 3 Fuß hohe Eisnadeln auf, bald kegel-, bald spindelförmig; andere hatten wieder die Form einer Flasche mit langem Hals oder einer umgekehrten Pyramide; einige verzweigten sich in phantastische Verschlingungen, andere wieder waren an ihrem Fuße flach und abgeplattet, oder auch zugespitzt; es ist der wunderbarste Eisblumengarten, den man sich denken kann, ein wahres Gewächshaus des Winters. Unter den Eissäulen, welche unten den Boden, oben die Decke berühren, war namentlich eine im Hintergrunde der Höhle sehr bemerkenswerth; etwa 12 Fuß hoch stand sie ringsum frei da und glich an Helle, Durchsichtigkeit und Farbe dem feinsten Porzellan. Die Eisbildung geht wahrscheinlich im Frühjahr und Herbst vor sich, wo viel Wasser sich in der Höhle sammelt oder der Schnee schmilzt. Jedenfalls dürfte der Besuch derartiger Höhlen wißbegierigen Touristen sehr zu empfehlen sein.

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

(Fortsetzung.)

Hier in diesem dumpfen Saal sollte ich also den größten Theil meiner Soldatenzeit zubringen, auf die ich mich so gefreut, die meine Brust mit solchem Stolz erfüllt hatte? Der Gedanke fiel mir zentnerschwer auf's Herz und drückte alle meine schönen Hoffnungen zu Boden.

Da kam aus einem Nebenzimmer der Regimentsschneider auf mich zu, schob die Brille von der Nase auf die Stirne

hinauf und sah mich mit blöden, glasigen Augen an. Der Mensch sah so verwelkt, verdumpft und verschimmelt aus, als wenn er in der Schneiderkommission geboren worden wäre und sein ganzes Leben darin zugebracht hätte. „Name?" fragte er mit einer tonlosen, verwelkten Stimme. — „Künzel," entgegnete ich und schloß schnell wieder den Mund, um nur nicht viel von der verpesteten Luft einzuathmen. — „Da am Fenster ist Dein Platz," fuhr der Regimentsschneider fort, „Arbeit liegt schon bereit." Dann schob er die Brille wieder von der Stirne auf die Nase und schlurrte langsam in das Nebenzimmer zurück.

Ich ging mit schwerem Herzen an's Fenster, auf den mir angewiesenen Platz, knöpfte mir das Kollet auf und begann instinktartig an einem Paar Reithosen zu nähen, das zugeschnitten auf meinem Tischende lag.

Ich mochte wohl, ohne etwas Bestimmtes zu denken, eine gute Stunde so fortgearbeitet haben, als ich die Beinkleider auf meinen Schooß sinken ließ und zum Fenster hinausblickte. Der Kopf war mir so wüst und schwer, und die Augen thaten mir weh; ich mußte einen Ruhepunkt machen, um wieder weiter arbeiten zu können.

Vor meinem Fenster stand ein grüner Baum, auf dem die Sperlinge lustig hin und her hüpften, und sich dabei so viel zu erzählen hatten, daß sie gar kein Ende finden konnten. Ich dachte unwillkürlich an unsere kleine Stube in meinem Heimatdorf, wo ich auch immer aus dem Fenster gesehen hatte, nach den grünen Bäumen hinüber, wo die Vögel so fröhlich zwitscherten und hüpften. Es wurde mir ganz wehmüthig um's Herz, und ich konnte gar nicht wieder anfangen zu nähen, sondern starrte fortwährend in die Zweige hinein, die sich wie ein leichter, grüner Schleier bis vor mein Fenster herabsenkten. Ich konnte aber auch durch die Aeste und Blätter hindurchschauen nach der andern Seite der Straße. Da stand links ein altes, graues Gebäude, in dem gar kein Mensch zu wohnen schien, so finster und öde sah es aus; gerade gegenüber aber war ein hübsches, gelb abgeputztes, kleines Häuschen, in dem war ein Bäckerladen, wo die blanken Brode und gelben Semmeln gar appetitlich und sauber auf den weißen Brettern lagen. Neben dem Laden war eine kleine Stube, und an dem Fenster . . .

Das Blut drang mir mit einem Male glühend heiß zum Herzen und stieg mir dann so brennend in's Gesicht, daß ich mich ängstlich umschaute, ob es auch Jemand bemerkt haben könnte. Aber die Menschen saßen ruhig auf ihre Arbeit gebückt und nähten und nähten, als wenn sie für gar nichts Anderes Sinn und Aufmerksamkeit hätten.

Ich blickte schüchtern, als wenn ich etwas Unrechtes thäte, wieder hinaus aus dem Fenster. Da saß sie noch, ein liebliches, junges Mädchen, den Kopf mit dem glatten, blonden Scheitel und den rothen, gesunden Bäckchen über eine Handarbeit geneigt, an der sie emsig nähte, und jedesmal, wenn sie die Nadel mit dem langen Faden wieder herauszog, hob sich eine kleine, weiße Hand über dem Fensterbrett empor, so hübsch und zart, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Ich vergaß meine Arbeit ganz und gar, und sah nur immer, wie die kleine, weiße Hand auf- und niederging, und wie das blonde Köpfchen sich so lieblich über die Näherei bückte.

Da trat eine alte Frau mit einem Korbe in den Laden, und als die Klingel an der Thüre sich hören ließ, da stand das junge Mädchen schnell auf, legte ihre Arbeit weg und ging in den Laden, um die alte Frau zu bedienen. Ich sah, wie sie eine Weile miteinander sprachen; dann ging die Frau wieder, und das Mädchen begleitete sie hinaus und nickte ihr freundlich nach.

Nun konnte ich ihre ganze Gestalt sehen; ein feines, reizendes Figürchen, und so sauber und nett gekleidet, als wenn sie ihre ganze Garderobe eben unter dem Plätteisen weggenommen hätte. Sie mußte noch sehr jung sein, höchstens sechzehn oder siebenzehn Jahre alt, und die ganze Erscheinung hatte so etwas Unschuldiges, echt Mädchenhaftes, daß ich mich gar nicht satt daran sehen konnte, sondern meine glühende Stirne an die Scheiben drückte und unverwandt auf das Mädchen hinstarrte.

Als sie aber wieder in den Laden zurücktreten wollte, fielen ihre Blicke zufällig auf den grünen Baum, und dann auf mein Fenster, und als sie meinen an die Scheiben gepreßten Kopf erblickte, schrak sie zuerst leicht zusammen, und dann lächelte sie und kehrte zurück in das Haus. Der Blick hatte mein Inneres wunderbar erwärmt, so wunderbar, daß es nachher nie wieder kalt darin wurde. Das war das zweite große und erhabene Gefühl, das ich kennen lernte, und es kam mir beinahe vor, als wenn es noch stärker auf mich gewirkt hätte, als die Lust am Soldatenstande. Die beiden Gefühle haben späterhin mein Herz lange jung erhalten, und noch heute lebt es von jenen schönen Erinnerungen.

Das Mädchen setzte sich wieder an's Fenster und nahm ihre Arbeit zur Hand, und ich that das Nämliche, damit sie mich nicht für einen Faulenzer halten sollte; aber ich warf noch oft einen Seitenblick zu ihr hinüber, und sie mußte wohl dasselbe thun, denn manchmal begegneten sich unsere Blicke, und jedesmal, wenn das der Fall war, lächelte sie. Warum sie wohl immer lächelte? — Ob ich ihr auch komisch vorkam, wie den meisten Andern? — Das schien mir eigentlich nicht so, denn in ihrem Auge leuchtete die reine, unverfälschte Herzensgüte; aber ich hätte es doch für mein Leben gerne gewußt, weßhalb sie immer lächelte, wenn sie mich ansah.

Als es dunkel wurde, gab ich meine Arbeit ab und ging nach Hause. Der Laden gegenüber war noch offen; aber an dem Nebenfenster war schon das Rouleaux heruntergelassen, und ich konnte nichts mehr von dem Mädchen entdecken, als einen leichten Schatten, der sich in dem Zimmer hin und her bewegte.

Ich blieb vor dem Laden stehen und überlegte, ob ich mir eine Semmel kaufen sollte. Zweimal war ich bereits einen Schritt herangetreten, um meinen Vorsatz auszuführen, und beide Male hatte ich den Schritt wieder zurück gethan, weil mir die Courage dazu fehlte.

„Du willst es lieber ein anderes Mal thun," dachte ich; und ging die Querstraße herunter, um mich nach Hause zu begeben und meine Cleopatra zu füttern; als ich jedoch an der Ecke angekommen, war es mir, als wenn mich ein Magnet wieder zurückzöge, und ich mußte stehen bleiben und mich umschauen. „Du willst bloß noch einmal nachsehen, ob sie vielleicht im Laden ist," dachte ich, „und wenn sie nicht drin ist, dann kehrst Du ganz gewiß um und gehst nach Hause und fütterst Deine Cleopatra." Und damit ging ich die Straße zurück, und als ich vor dem Laden anlangte und stehen blieb, um hineinzuschauen, kam gerade eine lustige, junge Frau heraus und rief mir entgegen: „Na, Kürassier, wollen Sie sich auch 'ne Semmel holen?" Das Mädchen im Laden hatte die Worte gehört; denn sie wandte den Kopf nach der Thüre hin; ich konnte also, ohne mich lächerlich zu machen, nicht mehr gut zurück; außerdem hatte die lustige, junge Frau mich „Kürassier!" angeredet, und das gab mir eine solche Courage, daß ich, ohne mich einen Augenblick länger zu besinnen, in den Laden trat und die Mütze abnahm.

Als ich jedoch dem schönen Mädchen gegenüber stand, fühlte ich erst, daß ich mir doch zu viel Kraft zugetraut hatte, denn das Blut stieg mir wieder ganz heiß in's Gesicht, und es war mir unmöglich, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen.

Das Mädchen erkannte mich auf den ersten Blick; denn sie lächelte wieder gerade so, wie sie immer gelächelt hatte; als ich aber kein Wort sagte, wurde sie verlegen und sah vor sich auf die Erde.

Ich hätte zu Boden sinken mögen vor Scham, denn ihre Verlegenheit vermehrte noch die meine, und ich zerarbeitete mir in ängstlicher Hast den Kopf, wie ich mich am besten aus dieser genirlichen Situation befreien sollte.

Da hob das Mädchen nach einer kleinen Weile die Augen zu mir empor, blickte mir mit gutmüthiger Schüchternheit in's Gesicht und sagte mit leiser Stimme: „Wollen Sie Brod oder Semmel?" — „Semmel!" stieß ich keuchend heraus, und als das Mädchen mir eine schöne, große ausgesucht und hingereicht hatte, wobei sie mich wieder so eigenthümlich anlächelte, machte ich eine stumme Verbeugung und eilte in der größten Verwirrung aus dem Laden meinem stillen Kämmerlein zu.

Als ich im Stall ankam, war der Pole gerade damit beschäftigt, seinem Vulkan Hafer einzumengen, und meine Cleopatra sah mich sehr übellaunig an, daß ich so spät kam und sie hatte warten lassen. Ich holte daher schnell das Versäumte nach, wobei sie mir mit den Zähnen in den Arm kniff, und dann ging ich in die Kammer, wo der Pole bei einem kleinen Stümpchen Licht saß und sich eben ein großes Stück Kommisbrod absäbelte.

Ich hatte durchaus keinen Hunger und machte Anstalten, mich zur Ruhe zu begeben, als der Pole mich lächelnd ansah und sagte: „Bist sich ganz bucklig vorn, junges Rekrut. Was Du hast unter Deinem Kollet da?" Ich knöpfte das Kollet auf, griff hinein und holte die bewußte Semmel heraus, bei deren Anblick mir wiederum das Blut in's Gesicht stieg. — „Ah, ist sich herrliches Semmel!" rief der Pole mit glänzenden Augen. „Wo Du hast gekauft, junges Rekrut?" Bei dieser Frage schoß mir das Blut glühendheiß in's Gesicht, denn erst jetzt fiel es mir ein, daß ich in meiner grenzenlosen Verwirrung vergessen hatte, die Semmel zu bezahlen. Ich sprang auf, als wenn mich eine Tarantel gestochen hätte, und rannte spornstreichs durch die dunklen Straßen nach dem Bäckerladen zurück, um meinen Fehler wieder gut zu machen. Athemlos langte ich vor dem kleinen Hause an, aber kein freundlicher Lichtschein drang mir mehr aus dem Laden entgegen. Alles war verschlossen und finster; man hatte sich schon zur Ruhe gelegt . . . sie auch . . . der Gedanke fesselte mich noch einen Augenblick vor ihrer Hausthüre . . . dann schlich ich langsam und träumerisch meinem Quartier zu.

Als ich in der Kammer ankam, saß der Pole noch auf seinem Bett und kaute ganz vergnüglich an meiner Semmel. „Bist sich närrischer Kerl!" sagte er lächelnd, nachdem er mich eine Weile betrachtet hatte. „Kaufst sich Semmel und kannst nicht essen; läufst sich lustig fort und kommst sich traurig wieder. Wenn Du verliebt in dicker Guste, mußt sich noch warten. Gute Nacht, junges Rekrut!" Und damit steckte er den letzten Bissen in den Mund und sprang mit einem Satz unter die Decke, während ich noch lange schlaflos lag und über das Wort „verliebt" nachdachte.

Verliebt! — Mir wurde dabei ähnlich zu Muthe, als wenn mir mein Großvater ein hübsches Märchen erzählte . . . aber doch eigentlich auch wieder anders. Die Liebe ist vielleicht das Märchen für Erwachsene.

Fünftes Kapitel.

Als ich am andern Morgen meine Cleopatra geputzt hatte, lief ich wiederum eiligst nach dem Bäckerladen, um meine Schuld abzutragen, denn um acht Uhr sollte ich schon auf dem offenen Reitplatze sein, um meinen ersten Reitunterricht zu genießen.

Ich hatte den Abend vorher nichts gegessen, den größten Theil der Nacht schlaflos zugebracht und mochte daher wohl etwas blaß und angegriffen aussehen, als ich in den Bäckerladen trat. Im nächsten Augenblick öffnete sich auch die Thüre des kleinen Zimmers, und das hübsche Mädchen erschien auf der Schwelle. Als sie meiner ansichtig wurde, nahm ihr Gesicht plötzlich den Ausdruck eines besorgten Mitleids an; sie ging schnell zu dem Brett, auf dem die frischen Semmeln lagen, suchte eine recht schöne und reichte sie mir mit niedergeschlagenen Augen hin.

Ein blitzschneller Gedanke schoß mir durch den Kopf. Mein Gott, sie glaubt vielleicht, daß Dich der Hunger hierher getrieben hat, daß Du die Semmel hast erbetteln wollen! Diese Idee brach nun schnell den Damm meiner Schüchternheit, und ich sagte mit leiser aber tief erregter Stimme: „Nein, Mamsell, deßhalb komme ich nicht . . . ich habe gestern Abend vergessen, meine Semmel zu bezahlen . . . und wenn Sie wüßten, weßhalb ich die Semmel überhaupt gekauft habe . . . aus Hunger nicht, Mamsell . . . aus Hunger wahrhaftig nicht . . . es war ein ganz anderes Gefühl, das mich hineintrieb . . . ich . . . ich . . ."

Aber hier war es mit meiner Courage vorbei, das verdammte Blut stieg mir wieder in's Gesicht, die Stimme stockte, und ich legte nur das Geld für die Semmel auf das Brett, eilte dann aus dem Laden und ließ das hübsche Mädchen mit niedergeschlagenen Augen stehen. Aber sie hat mir das nicht übel genommen; denn als ich am andern Morgen wieder an meinem Fenster in der Schneiderkommission saß, lächelte sie ganz freundlich, wenn ich zu ihr hinübersah; aber das Lächeln war ein anderes geworden, es zeigte mir, daß ich sie verstanden hatte.

Ach, da wurde ich recht glücklich; ich sah sie täglich von meinem Fenster aus, aber ich wagte es nicht mehr, zu ihr hinüberzugehen, zu dem Geständniß hätte ich noch keinen Muth gehabt. Es bedurfte übrigens gar keines Geständnisses, je länger wir uns so von ferne anblickten, desto deutlicher fühlte ich, daß ich ihr nicht gleichgültig war, denn ihr Lächeln wurde immer anders und anders, und zuletzt lag fast eine Schwermuth darin.

Als ich wieder in meinem Quartier ankam, war der Pole gewaltig aufgeregt. „Bist sich schlechtes Soldat!" rief er mir in vorwurfsvollem Tone entgegen. „Ist sich höchste Zeit; hab' ich alten Satan, fuchsiges Cleopatra, schon aufgezäumt, mach', daß Du kommst auf Reitplatz, junges Rekrut!" Und damit zeigte er mir, wie ich die Trensenzügel anfassen sollte und schob mich über den Hof zur Hausthüre hinaus.

Es mußte wirklich schon spät sein, denn ich sah auf der Straße, die nach der offenen Bahn führte, keinen einzigen Rekruten mehr. Ich machte lange Schritte, um noch zur rechten Zeit anzukommen, aber je mehr ich vorwärts zog, desto mehr zog Cleopatra zurück. Das übereilte Aufzäumen und der darauf folgende übereilte Marsch hatte sie dermaßen schlechter Laune gemacht, daß ich gar nicht mit ihr fertig werden konnte. Wenn ich die Trensenzügel unter ihrem Kinn fester faßte, um sie zu einem etwas schnelleren Schritt zu bewegen, dann warf sie den Kopf so heftig empor, daß mir die ganzen Zügel durch die Hand glitten, und ich nachher förmlich in die Höhe springen mußte, um sie mit der rechten Hand wieder zu erobern. Dadurch ging natürlich viel Zeit verloren, und als ich endlich in Schweiß gebadet am Reitplatz anlangte, begann die alte Thurmuhr gerade in langsamen, traurigen Schlägen die achte Stunde zu brummen.

Auf dem Platz waren die andern Rekruten schon sämmtlich in kleinen Abtheilungen aufmarschirt, und die Unteroffiziere gingen bereits die Front herunter und sahen den Anzug nach. In der Mitte des viereckigen Raumes aber standen zu meinem nicht geringen Schrecken der Herr Rittmeister und der Herr Wachtmeister und machten ein paar Gesichter, daß ich unwillkürlich Gänsehaut davon bekam. Als ich mit dem Aufwand aller meiner Kräfte die alte Cleopatra endlich auf den Platz zog und auf meine Abtheilung zusteuerte, sah ich, wie die Haare des Herrn Rittmeisters sich sträubten, und gleich darauf schrie er mir mit seiner schlechtgelauntesten Stimme zu: „Wo kommt denn der nichtsnutzige Schneider noch her? Warte Er, ich werde ihm das Zuspätkommen austreiben, daß Er den Himmel für ein Bügeleisen ansehen soll. Wachtmeister!" — „Herr Rittmeister!" — „Lassen Sie mir den Kerl die ganze Nacht an den Pfahl hier nähen, damit er Morgen früh zur rechten Zeit im Dienst ist, der nichtsnutzige . . ." — „Jammerhahn, der . . ." — „Der nichtsnutzige . . ." — „Jammerhahn, der!" setzte der

Wachtmeister zum zweiten Mal drauf. — „Herr, halten Sie 's Maul!“ knurrte der Rittmeister, der heute wie ein feuerspeiender Berg aussah. — „Herr, halten Sie 's Maul!“ schnaubte der Wachtmeister, sich zu einem friedlich dastehenden Gefreiten umwendend, der ein Gesicht machte, als wenn ihn plötzlich der Blitz getroffen hätte, und dann knurrten und prusteten und spulten der Herr Rittmeister und der Wachtmeister noch eine Weile fort, daß alle Rekruten, die auf dem Reitplatz versammelt waren, allmälig von einem gelinden Fieberfrost geschüttelt wurden.

Unter diesem Getobe und Geschimpfe hatte ich jedoch glücklich meinen Platz erreicht und lauschte mit heiliger Andacht, wie uns unser Unteroffizier das Aufsitzen erklärte. Als er endlich fertig war und kein Mensch ein Wort davon kapirt hatte, kommandirte er mit einer Stimme, als wenn er ein Armeekorps befehligte, „Nachzählen, fertig zum Aufsitzen . . . Eins!“ Hierauf folgte aber durchaus keine Bewegung in der Abtheilung, sondern die Leute blieben ganz ruhig stehen, und sahen den Unteroffizier nur mit noch heiligerem Ernste an als zuvor. „Ihr scheint mich nicht ganz verstanden zu haben, Leute!“ sagte der Unteroffizier mit erzwungener Ruhe. „Das Aufsitzen nachzählen ist überhaupt etwas schwer zu begreifen, und wir wollen es daher erst einmal ohne Zählen versuchen.“ Und er erläuterte wiederum mit großer Breite und Gelehrsamkeit, wie wir uns gegen unser Pferd umwenden, die Mähne um den linken Daumen wickeln, die rechte Hand auf die Kruppe stemmen und uns dann mit den Zehen von der Erde abstoßen und wie ein Gummiball in die Höhe schnellen sollten. Die Erklärung war fertig, und der Unteroffizier kommandirte wiederum mit der ganzen Kraft seiner Lungen: „Fertig zum Aufsitzen! — Auf! — Gesessen!! Nun, wer ist oben? Wer sitzt?“ fuhr er dann fort, indem er sich in großer Aufregung umschaute.

Es saß aber kein Einziger. Der Eine nahm einen Ansatz zum Sprunge, als wenn er, gleich einem Luftballon, in die Wolken emporfliegen wollte, kam aber dabei nicht mit den Füßen aus dem Sand, sondern sprang mit lautem Knall gegen die Flanke des Pferdes, so daß dieses bebt und er stöhnend zurückprallt; der Andere, der sich besser aufgeschwungen hat, liegt schwer wie ein Sack auf dem Rücken seines Gaules und strampelt mit den Beinen, um ganz heraufzukommen; ein Dritter fällt auf der anderen Seite wieder herunter, und ein Viertel endlich sieht die Unmöglichkeit des Gelingens ein, und steht träumend neben dem träumenden Pferde.

Nachdem der Unteroffizier mit steigender Aufregung die Szene eine Weile betrachtet hatte, schien er plötzlich seine Ungeduld nicht länger bemeistern zu können, denn er stürzte wie der Blitz auf die Abtheilung zu, nahm den Einen beim Gurt, den Andern beim Hosenladen, und warf uns so, fortwährend schimpfend und fluchend, auf die Gäule hinauf, bis er, gänzlich außer Athem gekommen, endlich müde vor der Front anlangte, uns erklärte, wie wir nun eigentlich auf dem Pferde zu sitzen hätten, und da es wiederum Keiner verstand, jeden Einzelnen sorgfältig zurechtsetzte.

Da saßen wir denn endlich, „halb Spalte und halb Gesäß“, wie hölzerne Klammern auf der Waschleine, die Ellbogen unsinnig fest an die Rippen gepreßt, die Zügel scheu und ängstlich in beide Hände genommen, als wenn es seidene Fäden wären, die Unterschenkel weit vom Pferde abgespreizt, und die Fußspitzen, schief und verdreht, in die Lüfte emporgereckt. Und das nannte der Unteroffizier einen „zwanglosen und bequemen Sitz“.

„Mein Gott,“ dachte ich in meinem Innern, „was man sich doch oft für falsche Vorstellungen von gewissen Wörtern macht.“ Ich habe mir z. B. unter „bequem“ ganz etwas Anderes vorgestellt. Wenn wir so eine Attacke machen sollten, würden wir von den Pferden herunterklettern wie die reifen Birnen von einem geschüttelten Baume. Und so war es denn auch beinahe; denn als der Unteroffizier sein „Marsch“ brüllte und die Pferde antraten, da neigte sich die ganze Linie der Reiter so stark vornüber, daß sie beinahe mit der Nase auf den Pferdehals gefallen wäre.

Auf dem Platz ritten acht Abtheilungen, die jede für sich einen kleinen Zirkel beschrieben; in der Mitte des Ganzen standen der Herr Rittmeister und der Herr Wachtmeister, fortwährend hineinfluchend und schimpfend, in der Mitte eines jeden Zirkels stand ein Unteroffizier, ebenfalls fortwährend fluchend und schimpfend, und in den vier abgerundeten Ecken eines jeden Zirkels standen vier Gefreite, die Einem jedesmal, wenn man bei ihnen vorbeikam, auch noch etwas zuriefen, oder Einem mit einem liebreichen Ruck den Schenkel zurückrissen, daß man hätte laut aufschreien mögen.

Und so ging es volle zwei Stunden immer rundum, immer rundum in den acht kleinen Kreisen, und der Rittmeister, der Wachtmeister, die Unteroffiziere und die Gefreiten machten einen so betäubenden Spektakel, daß man nach einer halben Stunde eigentlich gar nichts mehr hörte, sondern, taub, blind und schwindelig, sehr froh war, wenn man sich mühsam in der Balance erhielt.

Und dabei sollte man reiten lernen!? — Aber man lernte es eben doch. Später habe ich das Alles eingesehen. Das Zuviel ist im Anfange ganz nothwendig; denn wenn das spätere, unvermeidliche Sichgehenlassen eintritt im Marsch, im Reiten, Gehen und Stehen, dann nimmt die Zeit allmälig das Zuviel hinweg und das Richtige bleibt übrig.

Man muß nie eher über eine Sache ein Urtheil fällen, bis man sie gehörig durchdrungen hat, und nicht mehr *in* sondern *über* seinem Stoffe steht. Dann erst wird der Blick klar, wenn er ruhig von der Höhe herabschweift.

Als die beiden Stunden verflossen waren, thaten mir der Rücken und die Beine so weh, als wenn ich gerädert worden wäre, und ich führte mißvergnügt meine mißvergnügte Cleopatra heim.

So schwer hatte ich es mir nicht gedacht, ein Reiter zu werden, und es wurden einige leise und verstohlene Stimmen in mir laut, die mir zuflüsterten: „Zu Hause auf Deinem Dorf war es doch wohl besser, Christian. Bedenke doch, noch drei Jahre diese Qual; wie froh wirst Du sein, wenn Du's endlich überstanden hast.“

Aber ich zwang mich mit der ganzen Energie meines Willens, diese Stimmen nicht zu hören und sie stets durch die Antwort zum Schweigen zu bringen: „Was man ist, das muß man ganz sein, und so lange man es ist, darf man es sich durch nichts verleiden lassen.“

Wenn ich mein Pferd fortgebracht hatte, mußte ich auf den Markt zum Fußexerziren, und dann kam der Appell, wo der Dienst abgemacht wurde, und wo der Herr Rittmeister sich immer Appetit zum Mittagessen schimpfte.

Das waren ein ganzes Jahr hindurch schreckliche Vormittage, und wenn die Nachmittage auf der Schneiderkommission nicht gewesen wären, hätte jene Zeit gewiß zu den schlimmsten Tagen meines Lebens gehört.

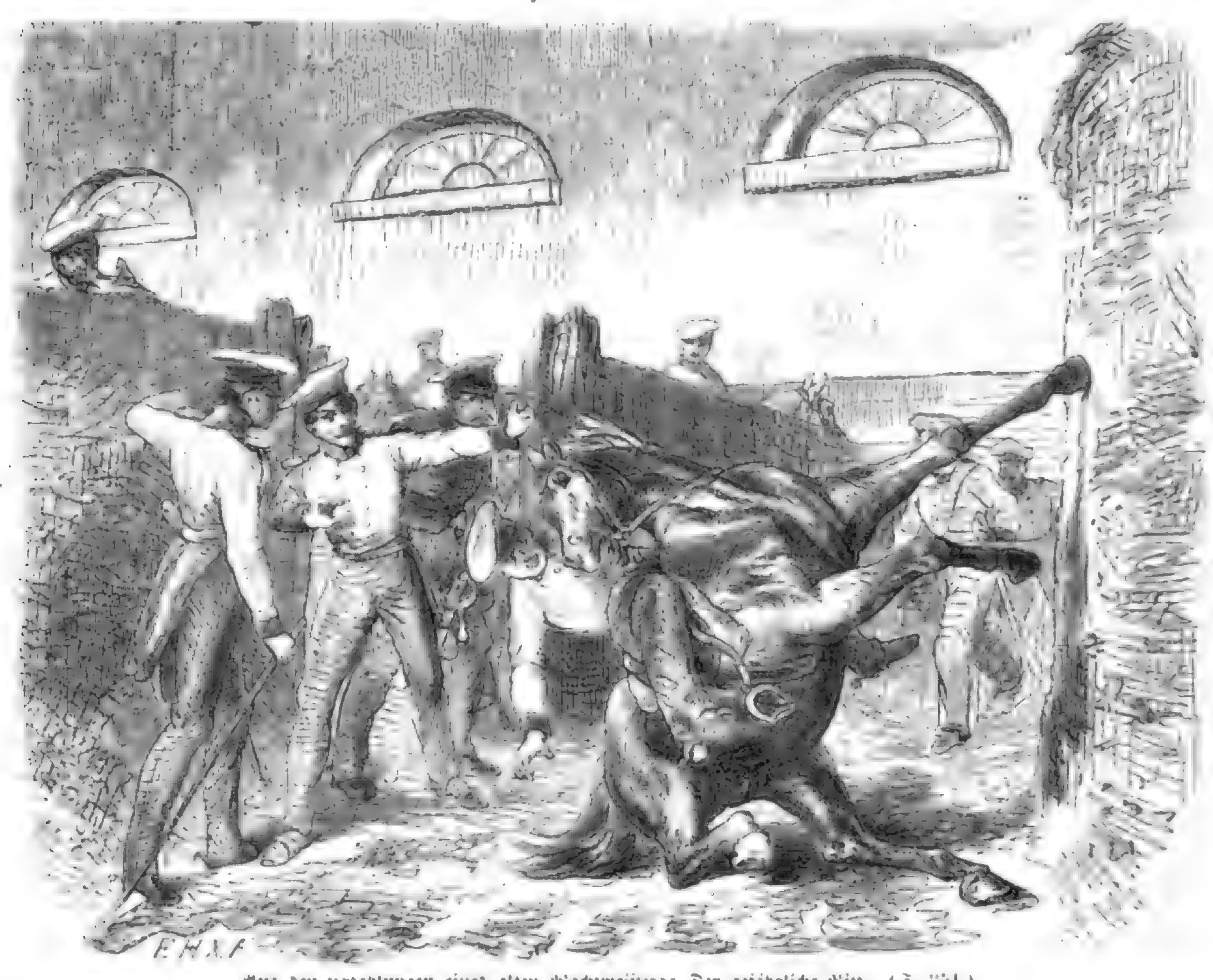
Aber die Nachmittage waren gar zu schön und tröstlich. Wenn ich des Morgens auf meiner alten, griesgrämigen Cleopatra in dem kleinen Zirkel einhertrabte und in jeder Ecke die Balance verlor, dann dachte ich an mein stilles Plätzchen am Fenster, und mit einem Ruck saß ich gerade und hatte ein ganz anderes Selbstbewußtsein als zuvor. Ich gab mir ungeheure Mühe beim Reiten, und es dauerte auch gar nicht übermäßig lange, so fühlte ich bald, daß ich nun nicht mehr von Cleopatra's Launen abhängig war, sondern mich von ihrem Sklaven zu ihrem Herrn gemacht hatte.

Anerkannt wurde das vom Herrn Rittmeister und vom Herrn Wachtmeister allerdings durchaus nicht. Ich war ja ein Schneider, und wie war es möglich, daß ein Schneider reiten lernte!? Mit dem Gedanken hätten sie sich nimmer vertraut machen können. Und wenn ich meine Cleopatra noch so schön zusammennahm, wenn ich die Beine auf dem Markte noch so kräftig aus den Hüften herausschmiß, wenn ich meine Hiebe mit dem schweren Pallasch noch so schnell und pfeifend ausführte, es war Alles ganz gleichgültig: ich

war ein Schneider und blieb ein Schneider, und wenn nicht mein fester Wille in mir gelebt und gestrebt hätte, dann hätte ich eine recht jammervolle Existenz geführt. Aber so lange nur der Mensch den Glauben an sich und seine Kraft behält, so lange ist er auch fähig, selbst gegen den Strom zu schwimmen, und wenn die Wellen auch einmal über seinem Haupte zusammenschlagen, — ein kräftiger Ruck des Willens, und er hebt sich siegreich wieder aus den Fluten empor.

Die Nachmittage waren, wie gesagt, mein Trost in meiner sonstigen Trübniß. Ich saß an meinem Fenster und sah zu ihr hinüber, und sie mußte auch recht oft zu mir herüber sehen; denn fast immer begegneten sich unsere Blicke. Es war, als wenn wir Beide es vorher fühlten, wenn wir einander anschauen wollten, und dann mußte es natürlich immer zusammentreffen. So ging es eine gute Weile fort. Ich war sehr glücklich, aber es fehlte mir dennoch etwas; ich war es allein, oder ich hatte wenigstens nicht die Gewißheit, daß sie es ebenfalls war. Mir fehlte die Wohlthat der Mittheilung, und deßhalb war mein Glück eigentlich nur halb. Den Gedanken trug ich lange mit mir herum, bis ich mir endlich vornahm, diesem Zustande ein Ende zu machen und mich zu erklären. Ich legte mir in meinem Kopf Alles wunderschön zurecht, was ich ihr Alles sagen, und sogar welchen Ausdruck ich in meine Worte legen wollte, und als ich mir meine Rede wohl zwanzigmal im Stillen hergesagt hatte, ohne auch nur im Mindesten unsicher zu sein, da ging ich eines Morgens zu ihr.

Es war kein Mensch im Laden. Gleich nachdem ich eingetreten, kam sie aus dem kleinen Zimmer und schlug die Augen nieder, als sie mich erblickte. Das war mir angenehm, denn wenn sie mich anschaute, wurde ich immer so verwirrt; und ich schickte mich denn an, meine schöne Rede zu halten. Aber kein Ton wollte aus meiner Kehle hervor. Die Leute sagen immer: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über.“ Das habe ich aber durchaus nicht finden können. Im Gegentheil, die Sprache des Herzens ist so schön, daß sie sich gar nicht in die Sprache des Mundes übersetzen läßt, und deßhalb bleibt der Mund gewöhnlich stumm, wenn das Herz redet.



Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters: Der gefährliche Ritt. (S. 351.)

So war es hier auch. Anstatt zu sprechen, stand ich vor ihr und schlug ebenfalls die Augen nieder, und so verging eine ganze Zeit, bis ich ihr unwillkürlich die Hand hinhielt, und sie, ebenfalls unwillkürlich, die ihre hineinlegte. Dann küßte ich ihr erst die Stirne und dann den Mund . . . und dann noch einigemal den Mund. Das war meine ganze Rede, aber sie hatte sie dennoch sehr gut verstanden. Das kam daher, weil das Herz geredet und das Herz gehört hatte. — Ihr Vater meinte aber, er könne uns kein Geld mitgeben, und ehe ich nicht Unteroffizier wäre, könnte aus unserer Verbindung nichts werden. Der Mann hatte ganz recht, aber es war doch sehr traurig, was er da ausgesprochen hatte. Ich, Unteroffizier! Ich, ein Schneider! Aber der Gedanke, einmal mit meinem Mädchen vereint zu werden, wurde ein ewiger, nie ruhender Sporn für meinen Willen und für meine Energie. Ich glaube, daß ich es ohne meine Liebe nicht so weit gebracht hätte, und wenn ich noch weiter gekommen bin, so ist sie es allein, der ich dann Alles zu danken habe. Wir mußten daher warten, aber selbst das Warten verliert seine Bitterkeit, wenn man Liebe und Hoffnung im Herzen hat.

Ich that meine Pflicht mit dem Aufwande aller meiner Kräfte, ohne auch nur die allergeringste Anerkennung zu fin-

den. Das thut weh, aber es ist auch heilsam wie bittere Medizin; denn es reinigt unsere Seele von Selbstsucht und Eitelkeit und führt uns zur besseren Selbsterkenntniß und Selbstachtung.

So verging der größte Theil meines Rekrutenjahres, als ich eines Tages die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Vaters erhielt. Das beugte mich tief nieder. Er war mir nie ein zärtlicher und freundlicher Vater gewesen, aber sein Herz hatte doch einmal zu mir gesprochen: als ich Abschied von ihm nahm, und die wenigen Tropfen, die damals aus seinen Augen geflossen waren, hatten mein Herz wunderbar erwärmt. Und dann der Gedanke, nun ganz allein dazustehen in der weiten, kalten Welt! — Allein!? Beinahe hätte ich mich versündigt, denn ich war ja nicht mehr allein, ich hatte ja den Ersatz gefunden, den uns die göttliche Vorsehung für den Verlust unserer Eltern gibt: eine Braut, die künftige Gattin.

Mein Schicksal hatte sich übrigens mit dem Tode meines Vaters entschieden; denn es war jetzt mein unabänderlicher Wille, Soldat zu bleiben und mit eiserner Stirne allen Hindernissen entgegenzutreten. Wenn man nur ausharrt und fortwährend seine Schuldigkeit thut, dann läßt Einen auch der liebe Gott nicht im Stich.

So ging es auch mit mir. Ich mochte ungefähr zwei Jahre gedient haben, als eines Tages das Gerücht durch die Schwadron lief, unser alter Rittmeister habe den Abschied bekommen. Die Anderen freuten sich ganz gewaltig über diese Neuigkeit, und ich kann gerade nicht sagen, daß sie mir unangenehm gewesen wäre, aber der alte Mann that mir doch leid, denn er hatte kein eigenes Vermögen und eine starke Familie, und die Pension, die er erhielt, war doch nur die Hälfte seines bisherigen Gehaltes.

Als er die Schwadron seinem Nachfolger übergab, war er ganz blaß, und als er nachher Abschied von uns nahm, liefen ihm ein paar Thränen in den schwarzen, struppigen Schnurrbart, dessen Spitzen jetzt traurig und kraftlos herabhingen. Nachher habe ich ihn nur noch einmal gesehen, als er im Zivilrock in der gelben Postkutsche aus der Stadt herausfuhr. Ich machte ehrerbietig vor ihm Front, wie ich es früher gethan hatte, und als er mich erkannte, nickte er mir wehmüthig zu. Von dem Augenblick an hatte ich Alles vergessen, was er mich hatte erdulden lassen.

Unser neuer Herr Rittmeister war ein junger und kräftiger Mann, der in kurzer Zeit einen ganz anderen Zug in die Schwadron brachte. Er sprach und schimpfte nicht zur Unzeit, aber wenn er etwas sagte, dann hatte es Hand und Fuß, und die Leute sahen es ein. Er war allerdings sehr strenge, aber gerecht, und so lange ich unter ihm gedient habe, ist er niemals Jemand ungerechter Weise zu nahe getreten.

Die unglücklichste Figur spielte jetzt der gestrenge Herr Wachtmeister. Er hatte sich so daran gewöhnt, der Schatten und das Echo seines alten Rittmeisters zu sein, daß er sich in den neuen durchaus nicht zu finden vermochte, so große Mühe er sich auch dabei gab.

Da der neue Herr Rittmeister nur einen Schnurrbart trug, so hatte sich der Herr Wachtmeister sogleich seinen Backenbart abrasirt, um dem Chef ähnlicher zu werden. Er versuchte auch, den ruhigen Ernst desselben in seine Züge zu legen; er versuchte, den schnellen, kräftigen und energischen Gang, und die kurze, entschiedene Sprechweise anzunehmen, aber je mehr er sich bestrebte, desto unglücklicher sah er aus; und wenn er so hinter dem neuen Herrn Rittmeister herschritt, den Kopf stolz in den Nacken warf, die Schultern gewaltsam zurückzwängte und die alten, stockligen Beine schnell und jugendlich zu setzen versuchte, dann lief gewöhnlich ein leises Kichern durch die Schwadron, und der arme Mann wurde ganz roth vor Aerger und Scham.

Der neue Herr Rittmeister schien übrigens von den Schneidern auch nicht viel zu halten, denn er betrachtete sie nur als nothwendiges Uebel, und war jedesmal ärgerlich, wenn er seine Pferde dazu hergeben mußte, um die Handwerker auf denselben reiten zu lassen. Was meine Person anbetrifft, so war ich mit ihm noch in durchaus keine nähere Berührung gekommen, und ich glaube sogar, er kannte mich noch gar nicht einmal bei Namen.

Die Gelegenheit sollte sich aber bald finden, und dieselbe wurde sogar der glückliche Wendepunkt meines Lebens.

Sechstes Kapitel.

Wenn auf der Schneiderkommission Nichts zu thun war, dann ging ich gewöhnlich nach der verdeckten Bahn und sah der Dressur der jungen Remonte zu; das hatte immer so etwas Aufregendes für mich, denn es war manchmal wirkliche Gefahr damit verbunden.

Ein solcher Tag war heute einmal wieder gekommen; der Regimentsschneider hatte uns fortgeschickt, und während die Anderen in ihre Quartiere gingen, schlenderte ich nach der Reitbahn, wo der Premier-Lieutenant der Schwadron die junge Remonte abrichtete. Dazu wurden natürlich nur die besten Reiter genommen, die stets aus Unteroffizieren und Gefreiten bestanden, und mein geheimer Wunsch war längst darauf hinausgegangen, auch einmal zu diesen Bereitern zu gehören, die in meinen Augen unendlich hoch standen.

Als ich in der Reitbahn ankam, hatten sich im Kühlstall schon mehrere Kürassiere versammelt, welche nachher die Pferde wieder in Empfang nehmen und zu Hause bringen sollten. Der Herr Wachtmeister stand auch an der Bahnthür und hatte genau dieselbe Stellung angenommen, wie der Herr Rittmeister, der sich mitten in der Bahn befand und der Dressur zuschaute.

Es war „Rührt Euch!“ kommandirt, und die Abtheilung hielt an der Wand umher und ließ die dampfenden Pferde verschnaufen, während in der Mitte der Bahn ein Unteroffizier mit einem Pferde herummanövrirte, das so wild und widerspenstig geworden war, daß es weder Zügel noch Schenkel mehr gehorchte, sondern ganz ungebärdig mit seinem Reiter umherraste.

Der Herr Rittmeister hatte dem Thier schon den Kappzaum anlegen lassen, aber auch das half nichts, sondern vermehrte nur noch seine Heftigkeit. Dem Unteroffizier lief der helle Schweiß von der Stirn, und er gab sich jetzt nur noch Mühe, den Sitz zu behaupten, als das Pferd plötzlich kerzengerade in die Höhe stieg, mit den Vorderfüßen eine Weile wild in die Luft hieb, dann aber plötzlich das Gleichgewicht verlor und sich überschlug, so daß sein Reiter unter ihm zu liegen kam. Der Herr Rittmeister und der Premier-Lieutenant sprangen hinzu, und der Eine half dem Pferde wieder auf, während der Andere den Unteroffizier emporhob, der eine bedeutende Quetschung des Schenkels erlitten hatte und aus der Bahn getragen werden mußte.

Der Herr Rittmeister, der ganz aufgeregt geworden war, befahl einem anderen Unteroffizier das Pferd zu besteigen, aber dieser wurde ebenfalls, in ganz kurzer Zeit, dermaßen an die Wand geworfen, daß er elendiglich aus der Bahn humpeln mußte.

„Nun, ist denn Niemand, der die Bestie bändigen kann?“ rief der Herr Rittmeister, indem er sich mit blutrothem Gesicht im Kreise umschaute. Alles schwieg. In meiner Seele stieg ein blitzschneller Gedanke auf. „Geh' herein und setze Dich auf,“ rief mir eine innere Stimme zu; aber im nächsten Augenblick sprach auch schon eine andere: „Bist Du denn toll!? Das ist ja ein verwegenes Unternehmen. Du wirst Dich lächerlich machen und Dir Arme und Beine zerbrechen.“ Die Gedanken wirbelten mir wild durcheinander, mein Herz schlug mir fast hörbar in der Brust und mein Ehrgeiz drängte mich nach dem Pferde hin, während der mir angeborene Mangel an Selbstvertrauen mich gewaltsam zurückzog. „Nun!?“ rief der Rittmeister noch einmal. „Hat denn Keiner von Euch die Courage?“

Ich sah, wie bei diesen Worten sich der Premier-Lieutenant den Pallasch abschnallte, wahrscheinlich in der Absicht,

das Pferd selbst zu besteigen. Da kam es mir vor, als wenn Jemand im Begriff wäre, mir etwas zu rauben, auf das ich ein Anrecht hätte, und ohne mich einen Augenblick länger zu besinnen, riß ich die Bahnthür auf und sprang mit einem Satz an das Pferd heran.

Der Rittmeister und der Premier-Lieutenant sahen mich groß an. „Was willst Du?“ fragte dann der Erstere nach einer kleinen Pause. — „Der Herr Rittmeister werden entschuldigen,“ entgegnete ich mit vor Aufregung zitternder Stimme, „aber ich möchte mich auf den Fuchs heraufsetzen.“

„Du!?“ fuhr der Rittmeister fort, indem er mich immer noch ganz verwundert anblickte. „Wie heißt Du denn? Du bist ja gar kein Remontereiter.“ — „Es ist der Schneider Künzel von der Kommission, Herr Rittmeister!“ rief da die Stimme des Wachtmeisters über die Bahnthür hinweg.

Die Bereiter lachten, und die Kürassiere im Kühlstall lachten auch; aber der Herr Rittmeister lachte nicht, sondern sah mich eine ganze Weile sehr aufmerksam an, und dann sagte er in seiner gewöhnlichen kurzen Weise: „Gut, setz' Dich auf!“

Ich fühlte wie mir die Kniee zitterten, aber ich ließ mir nichts merken, sondern legte mir ruhig die Zügel zurecht, wickelte die Mähne um den Daumen und stieg dann langsam und behutsam auf.

Das Pferd stand ganz still und machte auch nicht eine Bewegung, als ich mich leise im Sattel zurechtsetzte und nun die Zügel mit beiden Händen faßte.

„Nun, reite einmal an!“ sagte der Herr Rittmeister kurz, indem er mich fest im Auge behielt. Kaum hatte ich jedoch die Unterschenkel leise an den Gurt gelegt, als das Pferd einen Satz durch die halbe Bahn mit mir machte.

Ich war bei dieser unerwarteten Bewegung glücklicherweise nicht aus dem Sitz gekommen, und das war für den Augenblick meine Rettung; denn kaum hatte ich nur einigermaßen meine Geistesgegenwart wieder gewonnen, als das Thier von Neuem seine Raserei begann, und zwar noch stärker als vorher.

In meinem Innern war aber eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Das Gefühl von Angst, Bellommenheit und Mangel an Selbstvertrauen hatte sich vollständig verflüchtigt, und von dem Moment an, wo das Pferd den Satz mit mir gemacht, fühlte ich eine Aufregung, eine Energie und Willenskraft mein ganzes Wesen durchglühen, wie ich sie bisher noch niemals empfunden hatte. Ich bekam sogar eine Lust daran, dem Eigensinn des Thieres eine fortwährende Opposition entgegenzusetzen und dadurch die Gefahr für mich zu vermehren, und je größer diese in Wahrheit wurde, desto geringer erschien sie mir.

Diese Erscheinung habe ich in meinem späteren Leben noch sehr häufig wahrgenommen. Der Eindruck der Gefahr wirkt am stärksten auf den Menschen, im Vorgefühl und im Nachgefühl derselben; sind wir jedoch mitten darin, dann erscheint sie uns am schwächsten. Daher kommt auch bei vielen Leuten der ihnen selbst unerklärliche Drang, jenes peinliche Vorgefühl abzukürzen, indem sie der Gefahr, die ihnen droht oder zu drohen scheint, entgegengehen, um dieselbe so schnell wie möglich zu beseitigen. Das Nachgefühl lehrt uns dann erst die Situation, in der wir uns befanden, in ihrem ganzen Umfange kennen, und die Schauer, welche unsere Aufregung in der Gefahr dämpfte, erschüttern erst nach dem Bestehen derselben die wieder in's Gleichgewicht getretenen Lebensgeister.

Das Pferd geberdete sich ganz wie toll; es bockte, nahm den Kopf zwischen die Vorderbeine und schlug hinten aus, es machte Seitensprünge und bäumte sich und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, um seinen unbequemen Reiter los zu werden.

Aber je rasender das Thier ward, desto größer wurden auch meine eigenen Kraftanstrengungen. Ich hatte zwar beide Bügel verloren, aber meine Kniee preßten sich wie ein paar Schraubstöcke an die Satteltaschen, und wenn ich auch einmal bei einem plötzlichen Seitensprung aus dem Sitz kam, die nächste Bewegung des Pferdes oder ein kräftiger Ruck von meiner Seite stellten das Gleichgewicht immer sofort wieder her.

Der Schweiß floß mir in Strömen von der Stirn, meine Kräfte begannen bereits nachzulassen, und immer war ich noch nicht des unbändigen Thieres Herr geworden.

Bis jetzt hatte ich eigentlich nur Zügel und Schenkel angewandt, nun kam mir jedoch die Idee, dem Pferde durch Gewaltmittel zu imponiren und es dadurch vielleicht zum Gehorsame zu bringen. Ich setzte mich daher fest in den Sattel herunter, nahm die Zügel straff an und stieß dem Thier beide Sporen mit solcher Kraft in die Flanken, daß sofort das Blut hervorspritzte.

Durch den Schmerz übermannt, stutzte das Pferd einen Augenblick, dann warf es jedoch plötzlich den Kopf hoch empor, nahm das Gebiß zwischen die Zähne, daß es knirschte, und lief, wie toll und blind, in vollster Carriere, an den Wänden entlang, so daß die Bereiter ängstlich in die Mitte der Bahn hineinlenkten, um sich nicht von mir über den Haufen reiten zu lassen

Das Pferd lief so schnell mit mir herum, daß es fast auf der Seite lag, mit den Hufen fortwährend an die Banden polterte und jeden Augenblick zu stürzen drohte.

„Haltet das Pferd auf!“ hörte ich den Rittmeister rufen. „Der Mensch kann sich ja den Hals brechen!“

Sofort öffnete sich die Bahnthür und einige Kürassiere eilten aus dem Kühlstall herein, um sich dem Pferde entgegenzuwerfen. In ihrer Hast hatten sie jedoch vergessen, die niedrige Thür wieder zu schließen und mein Fuchs raste sofort auf die entstandene Oeffnung los. „Die Thür zu!“ schrie der Rittmeister. „Um Gotteswillen die Thür zu!“

Ich hörte auch, wie die beiden Flügel derselben laut zusammen klappten; mein Gaul war aber bereits so im Schuß, daß er nicht mehr variren oder vorbeilaufen konnte, sondern er raste gerade auf die Thür zu, und als er dieselbe schon wieder verschlossen sah, hob er sich, dicht vor derselben, kerzengerade in die Höhe, so daß er einen Augenblick fest stand wie eine Statue.

„Laß Dich heruntergleiten!“ rief der Rittmeister, und das wäre allerdings eine gute Gelegenheit gewesen, der Gefahr zu entgehen, aber ich hörte und sah kaum mehr und wollte auch eigentlich mein Abenteuer bis zu Ende bestehen, deßhalb blieb ich sitzen und bot den letzten Rest meiner Kraft auf, um das Pferd wieder herum und in die Bahn zurückzureißen.

Die Anstrengung, die ich jedoch zur Erreichung meines Zweckes machte, wirkte gerade entgegengesetzt, denn das Pferd warf den Kopf so weit zurück, daß es mir mit demselben beinahe in's Gesicht schlug, und sprang mit solcher Kraft über die Bahnthür hinweg, daß es an die dicht dahinterliegende Wand des Kühlstalls prallte und dann für todt mit mir zusammensank.

Ich sah noch, wie der Rittmeister und die Kürassiere herbeieilten, um mir zu helfen; dann verließen mich aber die Kräfte, es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich fühlte mich sinken.

Es war mir in meinem halben Traum, als wenn ich noch die Stimme des Rittmeisters hörte, welche sagte: „Es ist aber ein braver!“ Dann verließen mich die Sinne gänzlich, und ich versank in vollständige Betäubung.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf meinem Bett im Quartier, und mein Rekrut saß neben mir und schaute mir besorgt in's Gesicht. Nur langsam fielen mir die letzten Begebnisse wieder ein, und als mir der Rekrut sagte, daß ich Nichts gebrochen habe, sondern nur ohnmächtig in's Quartier getragen sei, stand ich auf und zog mein Kollet wieder an.

Die Glieder thaten mir etwas weh, als wenn man gegen seine Gewohnheit einen Tag gegraben oder gedroschen hat, sonst war ich aber ganz frisch und munter.

Als ich am andern Tage zum Appell ging, sah mich der Herr Rittmeister so eigenthümlich an, halb als wollte er mich loben und halb wieder, als verdächte er mir Etwas. Ich glaubte eigentlich, er würde zu mir herantreten und ein paar Worte mit mir sprechen, aber er that es nicht, weder diesen noch die folgenden Tage.

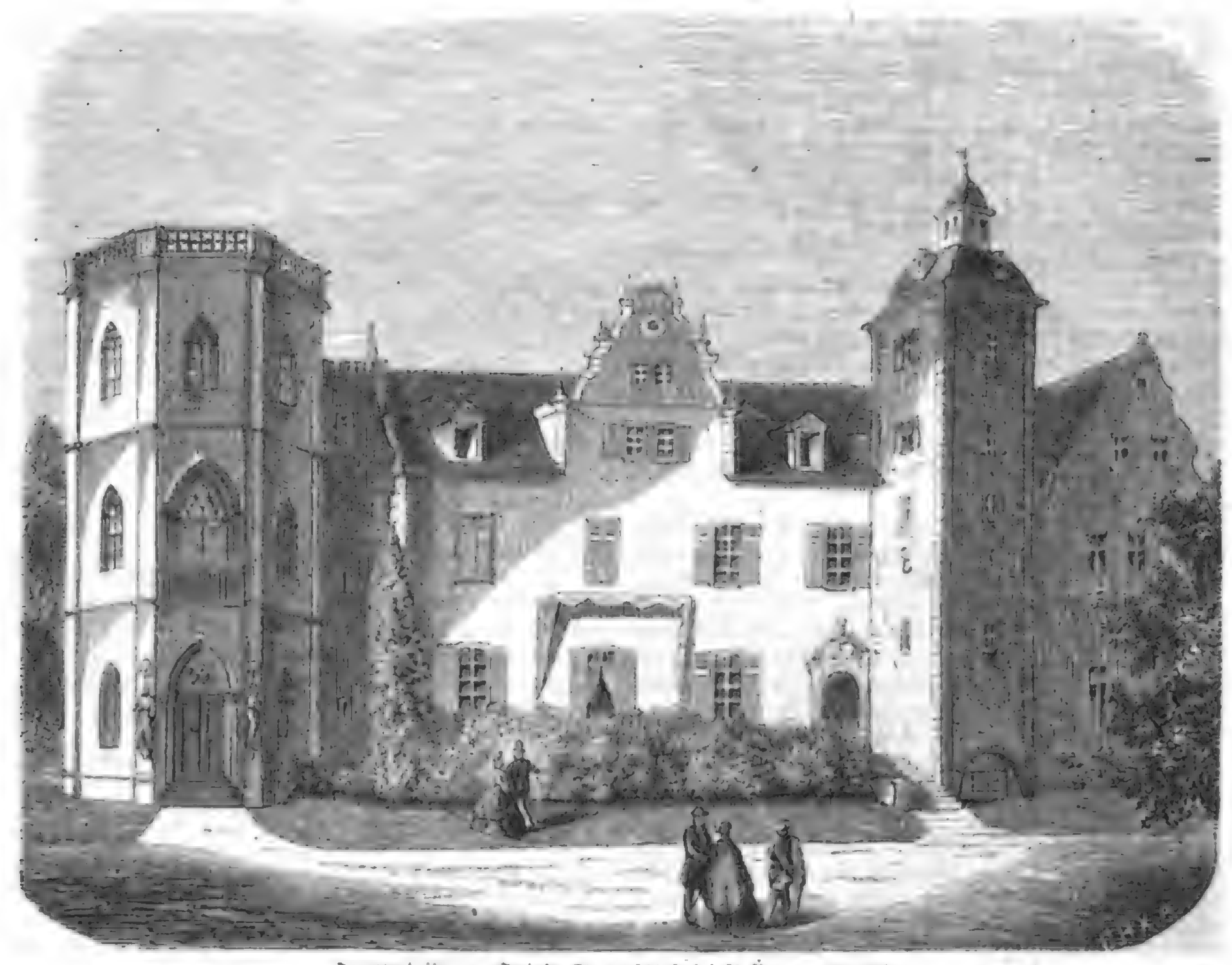
(Fortsetzung folgt.)

Das Stammschloß des Freiherrn vom Stein.

Von

Arnold Wilke.

Dem Eckstein der deutschen Nationalität, dem Manne, der das Vaterland aus seiner tiefsten Schmach wieder emporriß, dem Freiherrn vom Stein und zum Stein, wird das dankbare Preußen endlich in diesen Tagen ein Denkmal errichten in Berlins Mauern, das Vaterland in seiner Heimat im Städtchen Nassau an der Lahn. Diese Blätter haben früher (1861, S. 340) das Leben und die Verdienste des Patrioten aus der Feder eines unserer besten Geschichtschreiber gebracht. Möge uns der Leser heute an die Geburtsstätte des großen Mannes begleiten. Von dem berühmten Bade Ems erreichen wir das kleine Städtchen Nassau an der Lahn und stehen bald vor dem parkartig umgebenen Schloß, in welchem Hr. v. Stein geboren wurde. Zum Andenken an die Befreiungskriege ließ derselbe einen gothischen Thurm an sein Schloß anbauen, an dessen Eingang in Blenden die Standbilder des h. Adalbert und des h. Alexander Newsky stehen, auf der Rückseite des Thurms Standbilder des h. Georg und des h. Leopold,



Staatsminister v. Stein's Stammschloß bei Nassau an der Lahn.

sämmtlich Werke des Bildhauer Imhofs in Köln; über dem Thor ist das Wappen der Stein eingefügt mit Luther's Worten: Eine feste Burg ist unser Gott. Im untern Bibliothekzimmer finden wir die Bildnisse von Maximilian I., Karl V., Luther, Friedrich dem Weisen, Wallenstein, Kurfürst Maximilian von Bayern, Prinz Wilhelm von Oranien, Prinz Ludwig von Baden, Friedrich dem Großen, Maria Theresia und seinen Freunden: Blücher, Gneisenau und Scharnhorst. Im obern Zimmer sind auf einzelnen Gedächtnißtafeln Schlacht- und andere bemerkenswerthe Tage aus den Jahren 1812—15 in vergoldeter Schrift verzeichnet. In einer Blende stehen die Bilder der drei Monarchen Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander, und darüber die Worte: Vertrauen auf Gott, Muth, Einigkeit und Beharrlichkeit. So sehr uns das Schloß interessirt, in dem der Freiherr seine Jugendzeit verlebte, fesselt uns doch noch mehr der Thurm, der der Lieblingsaufenthalt Stein's war, wenn er in Nassau weilte. Seine Behausung befindet sich heute in den Händen seines Schwiegersohnes, des Grafen Kielmannsegge. Sie steht dem Fremden, der sich recht lebhaft in jene Tage der Befreiung des Vaterlandes versetzen möchte — und wo wäre das mehr möglich, als auf dem leipziger Schlachtfelde und hier — zu freiem Ergehen offen.

Im Harze.

Von
H. Noris.



Der Hexentanzplatz im Harze.

Ich nehme die Wanderungen durch den Harz an dem Punkte auf, wo ein anderer Cicerone die freundlichen Leser verlassen.

Wer die abenteuerliche Schönheit des Harzes recht genießen will, der möge es ja nicht unterlassen, auch das Bodethal mit seinen seltsamen und phantastischen Felsbildungen zu besuchen; bis zu der am nördlichen Ende des Harzes lie-

genden Roßtrappe wird er auf dem ganzen Wege auch nicht eine Viertelstunde Langeweile empfinden, wenn er nämlich überhaupt noch ein Auge und ein Herz für die Natur und ein kleines Bruchstück Phantasie besitzt, um die ihn umgebende Wildniß mit den passenden Gestalten zu bevölkern.

Vom Brocken aus wenden wir uns zunächst auf einer guten, neu angelegten Straße ziemlich bequem bis zu dem südöstlich von genanntem Berge gelegenen Schierke, das in etwas mehr als zwei Stunden erreicht werden kann. Es ist dieß das höchstgelegene Dorf im Harze, und statt der Gärten und Baumgüter, welche sonst wohl die nächste Umgebung der Dörfer schmücken, liegen hier ringsum unzählige Granitblöcke in wunderlichem Chaos durcheinander, und geben der ganzen Gegend einen unbeschreiblich wilden und öden Charakter. Auch auf dem fernern Wege stoßen wir auf die wunderlichsten Felsgebilde; jenseits der kalten Bode, welche neben der Straße her rauscht, erheben sich die beiden „Schnarcher", zwei riesige Felsgestalten, auf deren einer, wie auf dem Ilsenstein, die Magnetnadel abweicht; weiter oben liegen die ebenso grotesken Feuersteinklippen, die Hohneklippen, das Magdbett und der Magdnapf, stellenweise mit dunklen Tannen bewachsen, und dazwischen klettert das Vieh, nach seinem spärlichen Futter suchend. Die Phantasie ist auf das Angenehmste beschäftigt, diesen Gestalten bestimmte Namen zu geben: dort ist ein Fels, der auf und nieder einem Haus mit Erkerthürmchen gleicht, so daß sich der müde Wanderer versucht fühlt anzuklopfen, aber nicht wenig erschrecken würde, wenn es innen „herein" riefe; andere Blöcke haben wieder die Gestalt von Menschen oder Thieren, als ob hier eine ganze lebende Welt plötzlich versteinert wäre. Aus dieser Felslandschaft tritt der Weg in schattige Buchen- und Tannenwälder, die uns, da und dort unterbrochen, bis Elbingerode begleiten.

Ist man Nachmittags hier angelangt und hat die mitgenommenen Füße etwas ausgeruht und den impertinenten Hunger gestillt, so kann man gut noch den Weg zu dem eine Stunde entfernten braunschweigischen Dorfe Rübeland zurücklegen, das durch die Naturschönheiten seiner Umgebung berühmt ist. Der Ort liegt an der Bode, und der ganze Weg dorthin führt zwischen seltsam gestalteten Felsblöcken durch. Rübeland verdankt seinen Ruf weniger seinen Eisenwerken, als den zwei berühmten Höhlen in seiner unmittelbaren Umgebung, der 140 Fuß über der Thalsohle liegenden Baumannshöhle und der dieser gegenüber auf dem rechten Bodeufer befindlichen Bielshöhle. Tragen die Füße noch so weit, so thut man wohl daran, die eine derselben, die Baumannshöhle, zu besuchen. Dieselbe, ein langer, noch nicht ganz erforschter Gang, windet sich bald enger, bald weiter in labyrinthischen Verschlingungen in den Bauch des Felsens hinab. Die Tropfsteingebilde, welche zahlreich vorhanden sind, haben allerhand theils zutreffende, theils abgeschmackte Namen; da gibt es eine Bischofsmütze, das hamburger Wappen, ein Kirchlein, einen Schinken, und was die Phantasie der Reisenden und Führer sonst noch für wunderliche Benennungen erfunden hat. Die Führer sind übrigens die ärgsten Orthodoxen und Reaktionäre, und wehe dem Reisenden, der einem schon mit Namen versehenen Tropfsteingebild einen neuen, nach seiner Ansicht passenderen aufreiben will, er wird als Ketzer betrachtet und durch hohes Trinkgeld und schlechte Bedienung furchtbar bestraft. Der Weg führt über etwa vier Leitern hinab bis zu dem sogenannten Ballsaal, einer großen Felsenhalle, in welcher ein Pistolenschuß wie zehnfacher Kanonendonner wiederhallt.

Nachdem die Höhle besehen ist, hat mein Reisender zwar mit der Versuchung zu kämpfen, nach Rübeland zurückzukehren, um endlich Feierabend zu machen; da ich ihn aber einmal so weit habe, so thu' ich's nicht anders, er muß noch das Stündchen bis zum Ziegenkopf machen. Ist er dort angelangt, so kann er sich im Genusse der prachtvollen Aussicht und der trefflichen Viktualien, welche die dortige Wirthschaft bietet, der Ruhe erfreuen. Die Aussicht von dem etwa 1320 Fuß über dem Meere liegenden Berge ist eine der schönsten im Harze: Blankenburg, der Regenstein, die abenteuerlichen Felszacken der Teufelsmauer und die weite nordische Ebene liegen vor dem entzückten Auge. Der Regenstein ist eine nördlich von Blankenburg etwa 250 Fuß hoch aufsteigende, zusammenhängende Kette von Sandsteinfelsen, auf deren Ostseite schon Heinrich der Finkler um 919 eine Burg baute, welche im Laufe der Jahrhunderte immer stärker befestigt wurde und oft den Herrn wechselte. 1757 wurde die kleine Festung von den Franzosen erobert, und bald darauf wurden die Werke von Friedrich dem Großen geschleift. In einer der in den Felsen eingehauenen Kasematten haust heutzutage troglodytenartig ein Wirth. Der Berg ist preußisch, wie man denn auf dem ganzen Wege ein gutes Stück vaterländischer Geschichte und Wappenkunde studiren kann, da die Grenzpfähle hier so lustig wuchern wie Unkraut. Aehnlich wie die Felsen des Regensteins springen die schroffen Zacken der Teufelsmauer in's Auge, aus deren Steinbrüchen ein großer Theil von Blankenburg gebaut ist, das seinen Ruf zumeist der weiblichen Hälfte seiner Bewohner verdankt; die Blankenburgerinnen sind auch in der That wunderhübsch, nur schade, daß die Mädchen hier so schnell alt werden, als anderwärts auch. Mit dieser eines Philosophen würdigen Betrachtung und mit einem letzten Blicke über das Städtchen, durch welches morgen der Weg geht, legt sich mein Reisender nun zu Bette, und bald läßt ein aus seinem Zimmer dringendes Geräusch, als ob darin dicke, spänige Balken zersägt würden, den aufmerksamen Beobachter errathen, daß Gott Morpheus sich seiner angenommen hat, und daß Hühneraugen, enge Stiefel und dergleichen Zugaben zu einer Fußtour einige kurze, glückliche Stunden für ihn nicht mehr vorhanden sind.

Bald scheint die frühe Sonne wieder in's Gemach, und nach kurzem, kräftigem Frühstück wird der Weitermarsch angetreten. Anfangs thun die Füße von gestern noch etwas weh, aber das verliert sich bald, und nachdem erst die in nordöstlicher Richtung das Bodethal verlassende Steige erklommen ist, geht's vollends rasch auf Blankenburg zu, das braunschweigische Städtchen, dessen weißes Schloß uns schon von Weitem entgegenschimmert. Die blankenburger Mädchen mit Kennerblick betrachtend, auch wohl mit der bekannten Touristenfreiheit da und dort eine Kußhand zuwerfend, durchschreiten wir die Straßen und bleiben nur am Rathhaus einige Augenblicke stehen, um uns erklären zu lassen, daß die fünf Kanonenkugeln in dessen Mauer zum Andenken an eine Beschießung des Städtchens durch Wallenstein während des dreißigjährigen Kriegs hier eingemauert worden seien. Nachdem wir uns hierüber, wie sich's gebührt, verwundert und eine schmeichelhafte Vergleichung zwischen diesen Kanonenkugeln und den Augen der Blankenburgerinnen gemacht, marschiren wir weiter, gerade auf die Roßtrappe los, an deren Fuß wir den sogenannten Blechhammer, unter welchem bescheidenen Namen drei Grobhämmer mit sechs Frischfeuern, drei Kleinhämmer mit vier Blankfeuern, ein Walzwerk und eine Maschinenfabrik begriffen sind, bewundern. Auf steiler Zickzacktreppe ersteigen wir die Anhöhe, einen an drei Seiten steil abfallenden, 770 Fuß über der Bode auf deren linkem Ufer gelegenen Felsenkegel. Den Namen Roßtrappe hat der Fels von dem kolossalen Bild eines Pferdehufes, welches da, wo die Felsplatte sich zu etwa 4—6 Fuß verengt, entweder ein Spiel der Natur oder von Menschenhänden ausgehauen ist. Die Sage berichtet, der wilde Böhmenkönig Bodo habe sich eine der Fürstentöchter aus dem Riesengeschlechte des Harzes zur Braut erkoren, sei aber von ihr abgewiesen worden. Da habe er sie einst in der einsamen Wildniß getroffen und sei mit wilder Gier auf sie zugesprengt. Die Königstochter aber floh auf schnellem Pferde, Bodo ihr nach. Auf der Felsenzinne der Roßtrappe angelangt, blieb ihr keine Wahl, als der Sprung über den grausigen Abgrund, oder die Umarmung des verhaßten Bräutigams. Sie wählte das Erstere und spornte muthig ihr Roß zum gewaltigen Satze. Es gelang; glücklich erreichte sie die jenseitige Felszinne, aber der Huf

ihres zum Sprung ansetzenden Rosses hatte sich drüben tief eingegraben zum ewigen Gedächtnisse. Bodo wollte ihr den Sprung nachthun, sein Pferd sprang aber zu kurz, und zerschmettert versank er in dem tief unten lauernden Bodekessel, welcher alsbald unheimlich zu brausen und zu zischen begann. Oft seitdem ist das Gespenst des Heiden als schwarzer Hund aus dem finstern Kessel aufgetaucht, wo er die goldene Krone bewachen muß, welche der Prinzessin bei ihrem waghalsigen Sprung entfallen ist.

Die Landschaft ist aber auch wie gemacht zu solch' unheimlichen Sagen: wild, schauerlich und herrlich ist die ganze Natur rings umher. Wie zerborstene Mauern starren hochragend die senkrechten Felsen, und tief unten von der Bode herauf schallt das Donnern und Zischen der Wasser; geht man bis an den Rand vor, so kann man in schwindelnder Tiefe gerade unter sich die Wipfel der höchsten Bäume sehen, unten aber sieht man die Bode zwischen Felsen und über Felsen dahinschäumen. Zur Linken dagegen dringt der Blick in ein stilles, heiteres Waldthal, durch welches der Fluß ruhig dahingleitet. Das Echo von der Roßtrappe aus ist prachtvoll. Ein steiler Fußpfad führt von hier aus den Reisenden an das Ufer der Bode, welche er auf der Teufelsbrücke überschreitet, um über 1100 steile Felsstufen den der Roßtrappe gegenüber liegenden Hexentanzplatz zu besteigen. Die mit brauner Haide bedeckte Felsplatte liegt 1464 Fuß hoch und ist in ihrer schauerlich wilden Umgebung, ein passender Platz für die Hofseite Ihrer diabolischen Majestät; eine merkwürdige Höhle daselbst diente wahrscheinlich dabei als Baldachin. Ringsum zerrissene, zackige Felsen, und unten die tobende Bode, welche ihren engen Felsenkerker sprengen möchte. Die Ebene von Quedlinburg, von wo aus die Weiterreise so einfach wie möglich ist, liegt von hier aus offen da.

Des größten Dichters Jubiläum.

William Shakspere.

Von

Hermann Marggraff.

III.

Wie Heinrich Voß der Jüngere in seiner jetzt wohl nur wenig noch gelesenen Vorrede zu der von ihm, seinem Bruder Abraham und seinem Vater J. H. Voß gemeinsam unternommenen Uebersetzung Shakspere's so treffend bemerkt: „Wohl wenige Sterbliche vor Shakspere hatten so tief gegraben in die Schachten aller Erkenntniß, mit so heiligem Ernste nachgedacht über die Gottheit, Vorsehung, Leben, Tod und Unsterblichkeit, so unermüdet geforscht in dem vor seinem Seherblicke aufgerollten Buch der Natur. Mit fester Hand zeichnete er die sichtbare Welt in ihrer buntwechselnden, bald lieblichen, bald schauerlichen und furchtbaren Gestalt, und sein Naturgemälde hat kein Späterer übertroffen. Alle Verhältnisse des Lebens führt er unseren Blicken vorüber: die Herrlichkeit der Throne, sammt allen sie umschwebenden Sorgen, Unruhen und Gefahren; die geheimen Kabalen und hinterlistigen Plane von Hofleuten und Priestern; das einseitige und geckenhafte Treiben müssiger Schranzen; das rege Durcheinander großer und kleiner Städte; des Landmanns feste und stille Betriebsamkeit. Und nun den Menschen, dieß vielgestaltige Ungeheuer, wie mannigfaltig schildert er den, und wie ergründend genau! . . . Keine Leidenschaft, keine Regung der Seele, die Shakspere nicht gefühlt oder nachgefühlt. Er malt die stille in Thränen sich auflösende Wehmuth, und den versteinernden Jammer; er schildert die kaum sich bewußte Freude, allmälig anwachsend zum namenlosen Entzücken; den grübelnden Tiefsinn, vergeblich angestrengt die wirren Räthsel der Welt zu lösen, die gemißbrauchte Leutseligkeit, durch einen Schlag des Schicksals umgewandelt in den verstocktesten Menschenhaß; den Ehrgeiz, aufklimmend zu schwindelnden Höhen und von dort jählings in den Abgrund taumelnd; die Eifersucht, vom ersten Aufkeimen an genährt, zum ‚grünäugigen Scheusal', das sich selber verschlingt; das endlose Mitleiden, das einem verstoßenen Vater durch Sturm und Unwetter auf der öden Haide folgt. Ja über die Welt hinaus führt er uns an den Schlund der Hölle, wo furchtbare Dämonen geschäftig sind die Saat des Bösen zu bereiten, welche sie durch ihre Helfershelfer auf Erden in menschliche Herzen streuen. Dann ruht dichter Schatten auf dem Erdboden: Meer und Veste sind in gährendem Aufruhr; es ist, als wollte sich die Welt aus ihren Angeln drehen und, wie Othello sagt, ‚das alte Chaos wieder hereinbrechen'. Aber die Gottheit wacht im Verborgenen, aller Streit löset sich in Harmonie und Liebe, und aus dem Chaos erblüht ein schöneres Leben;" oder wie wir selbst es einmal an einem anderen Orte bezeichnet haben: „Den selbstischen Eigenwillen, in welcher Form und welcher Potenz er auch auftreten, die alten sittlichen Ordnungen verletzen und den Frieden der menschlichen Gesellschaft gefährden möge, zur Rechenschaft und zur Strafe zu ziehen, zugleich aber auch auf den Untergang der schuldigen Individuen oder ganzen Geschlechter eine neue Heilsordnung zu begründen, scheint die bei Shakspere vorwaltende Tendenz zu sein."

Das vergesse man nicht, daß bei Shakspere wohl kein Opfer, so unschuldig es scheinen und so sehr es unser tiefstes Mitgefühl erregen und verdienen mag, ganz ohne alle und jede Schuld fällt. Alle fallen sie jener höheren Gerechtigkeit anheim, von welcher der Mönch Lorenzo in „Romeo und Julia" sagt: „Eine Macht, zu hoch dem Widerspruch, hat unsern Plan gekreuzt." Wir bedauern mit Recht Romeo und Julia, Desdemona, Lear und Cordelia. Aber die Schuld der beiden Liebenden in „Romeo und Julia" liegt in ihrem geheimen, gegen den Willen der Eltern und hinter ihrem Rücken geschlossenen Ehebund, von dem Julia selbst zu Romeo sagt:

> . . . . ob wohl ich Dein mich freue,
> Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht.
> Er ist zu rasch, zu unbedacht und plötzlich u. s. w.

Je klüger es nun die Liebenden mit Hülfe ihres mönchischen Rathgebers anzufangen glauben, ihr Glück zu begründen und den möglichen Folgen ihres geheimen Bündnisses vorzubeugen, um so mehr verstricken sie sich in die Schlingen ihrer Intrigue und bereiten sich die tragische Katastrophe. Andererseits aber müssen auch die beiderseitigen Familienhäupter an den Leichen ihrer Kinder zu ihrem tiefsten Schmerz und wohlverdienter Buße erkennen, wie thöricht ihr Starrsinn war, und wie theuer sie ihre zu lange hinausgeschobene Versöhnung erkauft haben. Man denkt hierbei an Hamlet's Wort: „um dieß durch mich und mich durch dieß zu strafen". Aehnlich verhält es sich mit Desdemona, denn obschon der Dichter anfangs alle Mittel anwendet, um das Entstehen ihrer Liebe zu dem Mohren erklärlich zu machen, so geht doch aus dem Verlaufe des Stücks mit Gewißheit hervor, daß Shakspere diese Liebesneigung für einen Schwarzen, der denn auch immer mehr seine brutale, fast thierische Natur herauskehrt, für eine Monstruosität, eine Entartung weiblichen Gefühls erkannt wissen will. Was Lear betrifft, so benimmt sich derselbe gegen Cordelia, deren Herz er doch besser kennen mußte und kannte, sehr unvernünftig, aber auch Cordelia konnte statt des dreimaligen „Nein!" und der kalten Worte:

> Ich lieb' Eu'r Hoheit,
> Wie's meiner Pflicht geziemt, nicht mehr noch minder —

wohl auch ohne große Worte zu machen in ihrer Erwiederung etwas mehr Liebe und Zärtlichkeit ausdrücken, wenn sie es nur über sich gebracht hätte, ihr kindliches Herz in kindlicher Sprache zu offenbaren. Die Strafe, die beide trifft, dünkt uns zu hart; aber Shakspere behandelt hier in furchtbarer erschütternder Wahrheit eines jener zahlreichen

Beispiele, daß ein kleines Mißverständniß, ein aus Eigensinn gesprochenes Wort die entsetzlichsten Folgen und Katastrophen nach sich ziehen kann.

Andererseits versteht Shakspere, uns auch für seine Bösewichter Bewunderung und eine gewisse Theilnahme einzuflößen, theils indem er ihnen Züge eines großen Charakters und einer großen Intelligenz beigesellt, theils indem er schildert, wie sie ursprünglich edel geartet, durch Versuchungen und Verführungen der außerordentlichsten Art Schritt für Schritt in ihr Verderben und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben werden. Und auch hierin darf man einen Zug seiner Menschlichkeit und seiner Gerechtigkeitsliebe erkennen; er verurtheilt schließlich jeden Schlechten, aber nicht ohne vorher den Prozeß für ihn geführt zu haben. Grundschlecht, berechnet schlecht sind manche seiner Helden; aber jeder von ihnen weiß, was er thut und in welch' ein gefährliches Spiel er sich einläßt, und eigentlich verächtlich und schwächlich ist keiner; Shakspere nöthigt uns, wenn auch nicht immer an den Adel und die Tugend des Menschen, doch stets an seine That-, Willens- und Verstandeskraft zu glauben.

Gegen zwei bei uns in Deutschland in letzter Zeit aufgetauchte, wie uns dünkt falsche Ansichten möchten wir hier noch etwas bemerken. Die eine ist die, wonach die shaksperischen Lustspiele geringerer Qualität und Bedeutung seien, als seine Tragödieen. Selbst Gervinus hat für das humoristische Element in Shakspere nicht die rechte naive und unmittelbare Empfänglichkeit; daher ist er auch gänzlich unfähig, einen urhumoristischen Charakter, wie den Sir John Falstaff zu begreifen, und er mißt ihn mit einer Elle, die in moralischer Hinsicht um mehrere Zoll oder Fuß zu lang und in ästhetischer zu kurz ist. Gegen eine so puritanische Kritik müssen wir uns entschieden erklären! Shakspere's Lustspiele sind in ihrer Art eben so großartige Ausflüsse seines Geistes, als seine Tragödieen; auch in ihnen verkündet er die gewichtigsten Lebenslehren, auch in ihnen liefert er Lösungen des großen Welträthsels, auch in ihnen findet sich ganz dieselbe Kraft der Phantasie, dieselbe tiefe Lebens- und Herzenskenntniß, dieselbe, ja eine noch größere Fülle der mannigfaltigsten Charaktere, wie in seinen historischen Dramen und Trauerspielen. Ohne sie und überhaupt ohne sein humoristisches Element hätten wir nur einen halben Shakspere. Ja, wenn sich sein pathetischer Styl und seine Charakteristik bis zu einem gewissen Grade nachahmen lassen, so sind dagegen sein Humor und die Zeichnung seiner komischen Figuren geradezu unnachahmlich. Kopieen seiner tragischen Charaktere mögen schwächlich ausfallen, aber Kopieen seiner komischen arten in der Regel in unausstehliche, wesenlose und hölzerne Fratzen aus. Auch von Shakspere's komischen Figuren gilt, was Kreyßig von den Charakteren dieses „sittlichsten, männlichsten und geistig gesundesten" Dichters überhaupt bemerkt: „Sie alle, so viel ihrer sind, haben ihr eigenthümliches Leben, ihre besondere vor unsern Augen sich entwickelnde Art zu sein und sich zu geben. Die Schablone unserer Helden, unserer ersten und zweiten Liebhaber, unserer Väter und Tanten, unserer naiven und sentimentalen Koketten wird hier bekanntlich vollkommen zu Schanden."

Noch weniger können wir den Eifer billigen, womit man jetzt von gewissen Seiten bemüht ist, den von Shakspere eingenommenen politischen Standpunkt als einen „überwundenen" und damit namentlich seine historischen Dramen, die so viele politische Weisheit und großartige Situationen enthalten, als für uns vollkommen veraltet zu bezeichnen. Natürlich wird man von einem Dichter des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nicht verlangen können, daß er seine Dramen über den Leisten der modern-demokratischen Tendenzen geschlagen haben sollte, gibt es doch selbst gegenwärtig schwerlich einen Vollblutengländer, der, möge er auch noch so freisinnig sein, den Grundsätzen des kontinentalen Radikalismus huldigt. Es ist Thorheit, Shakspere mit der Elle irgend einer Tendenz messen und z. B. etwa aus Shylock einen modernen „Reformjuden" machen zu wollen. Muß nicht überhaupt jede objektiv historische und objektiv ästhetische Kritik ein Ende haben, oder doch in die grenzenloseste Verwirrung gerathen, wenn man Dichter vergangener Zeiten, einen Aeschylus und Sophokles, einen Dante und Calderon, die nur aus ihrer Zeit und Nation so hervorwachsen konnten, von dem Standpunkte irgend einer modernen Tendenz beurtheilen wollte? Man hat Shakspere einen aristokratischen Dichter genannt. Ja, das ist er, er ist Aristokrat in dem Sinne, wie es jeder wohlerzogene Engländer noch heutiges Tages ist trotz aller Freisinnigkeit; in England nimmt ja bekanntlich die Aristokratie aus mancherlei Gründen, die wir hier nicht weiter anführen wollen, die ihr aber nur zur Ehre gereichen, eine ganz andere geachtete, wesentlich nationale Stellung ein, als in den übrigen europäischen Ländern; und was namentlich Shakspere betrifft, so hatte dieser ja vollauf Gelegenheit gehabt, die Tugenden und vorzüglich geistigen und moralischen Eigenschaften dieses Standes an seinen aristokratischen Freunden und Gönnern kennen und schätzen zu lernen. Shakspere war ein Gegner der Demokratie, hat man gesagt. O nein, er war nicht ein Gegner der Demokratie, sondern nur ein Gegner der Pöbelherrschaft, und wenn er in seinen historischen Stücken diesen Pöbel als ein unzuverlässiges, bald freches, bald kriecherisches, mit jedem neuen Windzuge seine Meinung wechselndes, brutales und zugleich feiges Gesindel darstellt, so mag er, einige Uebertreibungen zugegeben, damit nicht so ganz Unrecht gehabt haben. Shakspere übte aber zugleich von seinem Standpunkt objektiv historischer und politischer Einsicht strengste Gerechtigkeit, und während er die Leute aus dem Volke, die durch ihre Eigenschaften und Handlungen wirklich Achtung und Theilnahme verdienen, mit einer Liebe und zärtlichen Sorgfalt zeichnet, wie kaum ein Dichter vor ihm und nach ihm, übt er mit einer gleichfalls von keinem Dichter übertroffenen unerbittlichen und rücksichtslosen Strenge das Richteramt an allen Tyrannen, legitimen Monarchen wie Usurpatoren, welche Gewaltthat üben, eigenmächtig und im egoistischen Interesse das Recht umstürzen und dem Gesetz und der Sittlichkeit Hohn sprechen. Und wer hat die tückischen Helfershelfer dieser Tyrannen, wer hat die schleichenden oder geckenhaft eiteln und dabei hirnlosen Höflinge so in all' ihrer Erbärmlichkeit darzustellen und bloßzustellen gewußt als Shakspere? Immer läßt er schließlich das Unrecht, das Laster und das böse Prinzip unterliegen, und das Recht, die Tugend und das gute Prinzip schließlich obsiegen, wenn auch in diesem Kampfe einige tugendhafte, dabei aber doch an ihrem Loose nicht ganz unschuldige edle Menschen zum Opfer gefallen sein sollten. In großen Kämpfen fordert leider jeder Sieg des Guten solche Opfer. Wenn nun ein Dichter nicht bloß als Dichter groß, sondern auch ein unbestechlicher Rechtspfleger und gewissermaßen der Herold der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden ist, wie Shakspere, so weiß ich nicht, was man noch mehr von ihm verlangen könnte.

Der Krieg in Schleswig.

II. Vom Einmarsch der Verbündeten in Jütland bis Veile

Von

H. Bauer.

Wir haben unsere letzte Darstellung der Kriegsereignisse mit dem Einmarsch der Verbündeten in Jütland geschlossen; es ist nöthig, darauf noch einmal ausführlicher zurückzukommen. Die Besetzung Koldings durch die Preußen war ein von der Klugheit gebotener Schritt, wenn die verbündeten Truppen nicht durch fortwährende Neckereien ihrer Feinde in Athem gehalten sein wollten. Die Stadt, am westlichen Ende des Koldingfjord und theilweise nördlich von der während

des Winters stark angeschwollenen Koldingau gelegen, bot nämlich den Dänen, von welchen sich, wie wir gesehen, ein Theil nordwärts nach Jütland gezogen hatte, einen trefflichen Stützpunkt zu Unternehmungen gegen die Vorposten der preußischen Gardedivision. Verfolgt konnten sie sich immer wieder in die durch die Natur feste Stellung zurückziehen, welche schon am 23. April 1849 ein blutiger Zankapfel zwischen den Schleswig-Holsteinern unter Bonin und den Dänen gewesen war. Damals konnte die Stellung von den todesmuthigen Deutschen bloß unter dem furchtbarsten Blutvergießen genommen werden, und dasselbe wäre jetzt früher oder später wieder der Fall gewesen. Nahmen dagegen die Preußen Kolding, ehe die Dänen sich dessen versahen, so kehrte sich die ganze Sache um: vor den Preußen lag der südliche Theil von Jütland offen da, und den Andrang der Dänen, falls sie selbst nicht weiter vorrücken wollten, von Norden



Der Winterfeldzug in Schleswig. Die Trophäen bei ihrer Ankunft in Berlin.

her konnten sie in einer festen Stellung in und nördlich von Kolding aufhalten; zugleich ging den Dänen mit Kolding ein weiterer Landungspunkt verloren, und ein stärkeres Korps zur Beobachtung der Preußen wurde in Jütland festgehalten, das sie sonst vielleicht nach Alsen und Düppel geworfen hätten.

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß nicht Kolding trotz des Verweises, den der alte Wrangel für sein Eindringen in Jütland von Berlin aus erhielt, hätte besetzt bleiben sollen, obgleich man in Wien, wo jede weitere Konzession an den Krieg sehr ungern gesehen wurde, damit keineswegs einverstanden war. Doch sollte dießmal die gesunde Vernunft über diplomatische Bedenken und Kombinationen siegen: der nach Wien geschickte preußische General v. Manteuffel wußte die österreichische Regierung für ein weiteres Vordringen in Jütland günstig zu stimmen. Damit war viel gewonnen: durch die Besetzung einer feindlichen Provinz — denn Schleswig muß man doch wohl als Freundesland ansehen — wurde ein Theil der Kriegslasten den ausgesogenen Herzogthümern abgenommen und dahin gelegt, wohin sie

gehörten, auf die Schultern der Feinde. Außerdem hatte man ein treffliches Pfand in Händen, sich für die zur See weggenommenen deutschen Handelsschiffe an dänischem Gut schadlos zu halten, und was das Wichtigste war, die dänische Armee wurde dauernd getheilt, allerdings die der Verbündeten auch, aber diese hatten bei ihrer entschiedenen Uebermacht keinen Nachtheil davon zu befürchten.

Schon ehe diese Einigung mit Oesterreich erzielt war, fielen zwischen den preußischen und dänischen Patrouillen nordwärts von Kolding, auf der Straße nach Fridericia namentlich, mannigfache Neckereien vor, bei welchen die Dänen die ihnen eigene heimtückische Schlauheit und List oft zu zeigen Gelegenheit hatten, wie sie denn auch am 29. Februar zwei Schwadronen des 1. westphälischen Husarenregiments in eine Falle zu locken wußten und ihnen 1 Offizier, 33 Mann und 24 Pferde abnahmen; es war also schon damals die Grenze des von den Preußen besetzten jütischen Distrikts nicht fest bestimmt: jetzt war ganz Jütland als Angriffsobjekt bezeichnet. Am 6. März begann das allgemeine Vorrücken der österreichischen Truppen gegen Norden: die Brigade Dormus wurde nach Oldis, die Brigade Gondrecourt nach Hadersleben, die Brigade Nostitz nach Christiansfeld verlegt, im Ganzen etwa 15—16,000 Mann.

Am 7. bezogen diese Truppen rings um das Herrenhuterstädtchen Christiansfeld gedrängte Quartiere, um den Befehl zum Ueberschreiten der jütischen Grenze abzuwarten. Dieser traf noch am nämlichen Tage ein, und am 8. früh zwischen zwei und drei Uhr begann der weitere Vormarsch. Derselbe mußte unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen angetreten werden; Thauwetter und Regen hatten die ohnedieß schon schlechte Chaussee und die noch elenderen Nebenwege beinahe ungangbar gemacht, und so ging es natürlich verhältnißmäßig langsam vorwärts. Die Truppen waren in zwei Kolonnen eingetheilt: die eine unter Gablenz' persönlicher Führung, bestehend aus den Brigaden Gondrecourt und Nostitz, marschirte auf der Chaussee weiter, die andere, bestehend aus der preußischen kombinirten Kavalleriebrigade, der ebenfalls nach Jütland bestimmten, bisher im nordwestlichen Schleswig zerstreut gelegenen österreichischen Infanteriebrigade Tomas und der Brigade Dormus, sollte unter dem Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Neipperg in der linken Flanke der ersteren vorgehen und die damals sehr angeschwollene Koldingau bei Eistrup überschreiten. Diese letztere konnte sich aber nicht in gleicher Höhe mit der Hauptkolonne halten; denn als sie die Koldingau erreichte, zeigte sich, daß die Brücke bei Eistrup überschwemmt war; bis nun die nöthigen Stege geschlagen waren, ging trotz aller Anstrengungen viel Zeit verloren, obgleich ein Theil der Truppen, um schneller vorwärts zu kommen, an einer seichteren Stelle durch die reißenden Fluten watete. Die Hauptkolonne zog früh sechs Uhr durch Kolding und bewegte sich von da an in voller Gefechtsbereitschaft gegen Veile vor, welches Städtchen das nächste Operationsobjekt bildete. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, die man vor sich hatte: denn viele Terrainschwierigkeiten und günstige Vertheidigungsstellungen für die Dänen galt es zu überwinden. Dieselben charakterisiren sich namentlich dadurch, daß sie durch mehr oder weniger scharf eingeschnittene Thalmulden gebildet sind, in deren Grund ein zu dieser Jahreszeit gewöhnlich angeschwollenes Wasser (Au) mit oft sumpfigen Ufern fließt. Diese Bäche münden gewöhnlich in die tief in's Land einschneidenden Fjorde (Buchten), welche dem linken Flügel der sich zur Vertheidigung mit Front nach Süden aufstellenden Dänen eine gute Deckung gewähren. Dazu kommt noch, daß der nördliche Rand dieser Thalmulden gewöhnlich höher ist als der südliche, so daß die den ersteren besetzt haltenden Truppen den von Süden heranziehenden Feind völlig bestreichen können, während ihre eigenen Reserven eine sicher gedeckte Stellung haben. Ein Frontalangriff auf diese Positionen ist daher immer sehr riskirt und erfordert jedenfalls viele Opfer, so daß der Angreifer immer wieder auf den Gedanken verfallen wird, den rechten Flügel der Vertheidiger zu umgehen und sie so zum Rückzuge zu nöthigen; aber dieß Auskunftsmittel erfordert viele Zeit, und die Vertheidiger können bei der nordöstlichen Richtung, welche die Chaussee von Veile bis Horsens und von da nach Aarhuus einhält, der Umgehungskolonne leicht ausweichen. In Veile erwarteten daher die Dänen den Angriff der Verbündeten und hatten die Stadt zu Allem hin noch besonders zur Vertheidigung eingerichtet. Das freundliche Städtchen hat die den Ostseestädten der cimbrischen Halbinsel gemeinsame langgestreckte Lage längs dem westlichen Ende des einige Meilen langen Veilefjords. Westlich von der Stadt befindet sich ein langausgedehntes teichartiges Wasser, welches mit dem Fjord in Verbindung steht und in welches von Westen kommend die Veileau einmündet. Die Chaussee, welche gerade durch Veile durchführt, wird am südlichen Eingang der Stadt von einem breiten Wassergraben durchschnitten, über welchen eine steinerne Brücke führt. Der südliche Abhang der langen und breiten Thalmulde, in welcher Veile liegt, ist streckenweise ziemlich steil, so daß sich die Chaussee in Schneckenwindungen denselben hinabzieht; der dichte Nadelholzwald, durch welchen sie führt, ist für Infanterie wohl passirbar, Reiterei und Artillerie aber sind durchaus auf die Chaussee beschränkt. Der jenseitige Thalhang, an welchem die Chaussee sich wieder hinaufwindet, ist ebenfalls bewaldet, der Rand desselben allerdings da und dort von dem südlichen überhöht, aber die dichte Waldung entzieht die Aufstellung des Vertheidigers dem Angreifer dennoch gänzlich. Diese tüchtige Stellung hatten die Dänen dadurch verstärkt, daß sie den südlichen Eingang von Veile verbarrikadirten; in dem Wald nördlich der Stadt hatten sie Verhaue angelegt, und einige vom Jahre 1848 her noch vorhandene Schanzen bestreichen den Austritt der Chaussee aus der Stadt derart, daß es dem Angreifer sehr schwer wird, aus dem nördlichen Ende der Stadt vorzubrechen.

Gegen diese Stellung, von der sie übrigens bloß vermuthen konnten, daß die Dänen sie hier erwarten würden, rückten, wie oben bemerkt, die Oesterreicher vor. An der Spitze marschirte das Regiment Windischgrätz-Dragoner mit zwei Geschützen der Brigadebatterie Nostitz unter dem Kommando des Generalmajors Grafen Dobrzenski. Kleine Dragonerabtheilungen ritten voraus, um nach dem Feinde zu spähen. Eine derselben, ein Zug Dragoner, geführt von dem Stabshauptmann v. Uexküll, traf denn auch drei Viertelmeilen südlich von Veile um elf Uhr Vormittags auf dänische Kavallerie, welche unverzüglich angegriffen wurde. Hauptmann Uexküll selbst wurde im Handgemenge mehrfach verwundet, ohne jedoch deßhalb vor Beendigung des ganzen Gefechts das Schlachtfeld zu verlassen. Ein ähnliches Gefecht hatte bei dem neben der Chaussee gelegenen Dorfe Bjuf eine andere Dragonerabtheilung unter Lieutenant Graf Czernin zu bestehen; diese, welche sich tollkühn an die noch einmal so starke feindliche Kavallerie gewagt hatte, mußte sich mit Verlust von einigen Gefangenen, worunter auch der schwer verwundete Lieutenant Czernin, nach kurzem, wildem Handgemenge zurückziehen. Doch war der Zweck des Gefechts erreicht: der Feind begann seine Streitkräfte zu entwickeln, und man sah, daß man es bald mit der feindlichen Hauptmacht selbst zu thun haben werde. Da die Dänen sich rasch zurückzogen, so blieb die Kavallerie immer noch an der Spitze, bis sie im Walde dicht vor Veile auf stärkere feindliche Infanterieabtheilungen stieß. Jetzt wurde die Brigade Nostitz in's Vordertreffen gezogen und griff, das Regiment Hessen an der Spitze, den Feind unverzagt an. Veile wurde trotz der Barrikaden und des hartnäckigen Widerstandes der Dänen unter klingendem Spiele mit stürmender Hand genommen, und die Dänen waren nach furchtbarem Straßenkampfe, an welchem sich auch manche Bürger betheiligten, und während dessen die beiderseitigen Geschütze sich von den Thalrändern aus über die Stadt weg beschossen, genöthigt, sich ganz auf den nördlichen Thalhang zurückzu-

ziehen, den sie mit drei Infanterieregimentern, zwei Kavallerieregimentern, einer Raketen- und zwei Rohrbatterieen besetzten. Aber auch hier ließen ihnen die tapfern Oesterreicher keine Ruhe, obgleich die linke Seitenkolonne, die, wie oben erwähnt, an der Koldingau aufgehalten wurde, immer noch nicht eingetroffen war.

Die Brigade Gondrecourt besetzte Veile, und die Brigade Nostitz debouchirte nun trotz des heftigen feindlichen Feuers aus der Stadt, unterstützt von zwei Achtpfünderbatterieen; von Verhau zu Verhau, von Baum zu Baum trieb diese tapfere Truppe den Feind die Anhöhe hinauf, aber die Geschosse der Dänen räumten furchtbar unter ihren Reihen auf, so daß die Stürmenden wohl schwerlich den Höhenrand erreicht hätten, wenn nicht Gablenz, um den Frontangriff zu unterstützen, das 9. und 18. Feldjägerbataillon unter Gondrecourt's Führung gegen die rechte Flanke der Dänen entsandt hätte; eine weitere Umgehung war in Folge des Ausbleibens der linken Seitenkolonne unmöglich. Aber auch diese Demonstration reichte schon hin, um den Feind zum Aufgeben seiner festen Stellung zu bewegen. Um halb sieben Uhr verhallten die letzten Kanonenschüsse, welche den weichenden Dänen nachgeschickt wurden. Auch bei ihnen blitzte es noch da und dort in der Dunkelheit auf, es waren einige Geschütze, die ihren Rückzug decken sollten. Immer seltener rollte der Donner über das Thal hin, sich endlich ganz in der Ferne verlierend, nachdem von halb drei Uhr Nachmittags bis halb sieben Uhr Morgens gekämpft worden war und die Oesterreicher 17 Stunden unter Waffen gestanden hatten. Die Verfolgung der Dänen war eine kurze, eigentlich kaum eine Verfolgung zu nennen. Sie hatten sich unter ihrem Generallieutenant Hegermann-Lindenkron brav geschlagen, und es war den Oesterreichern auch hier wie früher unmöglich, den Rückzug derselben in eine Niederlage zu verwandeln. Gablenz begnügte sich damit, seine Vorposten auf den Höhen nördlich von Veile auszustellen, das Gros bivouakirte die Nacht über in und hinter Veile. Auch dieses



Der Winterfeldzug in Schleswig. Im Hauptquartier der Dänen.

Gefecht charakterisirt sich wieder durch die verhältnißmäßig großen Verluste der Dänen an Gefangenen; sie zogen sich auf der Chaussee nach Horsens zurück, denn vom Meeresufer durften sie sich nicht abdrängen lassen, wenn sie nicht ganz zersprengt werden wollten.

Zugleich mit den Oesterreichern trat die preußische Garde-Infanteriedivision mit dem Garde-Husarenregiment unter Generalmajor v. Müller den Vormarsch in nordöstlicher Richtung an. Sie hatten ein anderes Angriffsobjekt als die Oesterreicher: während diese nordwärts gegen Veile zogen, sollten die Preußen ihre Gegner in die Werke von Fridericia werfen, welche Festung ein Theil der dänischen Armee, wie schon im letzten Abschnitt erwähnt, besetzt hatte. Dieß war die leidige Folge davon, daß man die Dänen aus Schleswig hatte entschlüpfen lassen, denn hätte man sie Alle zusammendrängen können, so wäre bei der Uebermacht der Verbündeten mit Einem Schlage der Krieg beendet worden, während man jetzt mit den einzelnen Abtheilungen der Feinde einen kleinen Krieg führen mußte, in welchem dieselben offenbar mehr zu Hause sind, als die Truppen der Verbündeten.

Auch die Preußen führten ihre Aufgabe durch, indem sie die Dänen nach längeren Plänklergefechten nach Fridericia hineinwarfen. Den lebhaftesten Widerstand fanden sie am Heisekrug (Kreuzungspunkt der Straßen Kolding-Fridericia, Veile-Snoghöi, Alminde-Fridericia), wo auch Artillerie in's Gefecht kam. Schon um ein Uhr Nachmittags war auf dieser Seite der Kampf beendigt; eine vollständige dänische Kompagnie, 4 Offiziere und 150 Mann stark, welche das Meeresufer bei Snoghöi zu erreichen gesucht hatte, aber von 3 preußischen Bataillonen umzingelt worden war, wurde gefangen.

Die Folge dieses Gefechtes war die Zernirung der Festung Fridericia durch die preußische Garde-Infanteriedivision von Nordwesten und Westen, und zwar so, daß die Vorposten östlich der an Fridericia vorbeifließenden Randsau, das Gros westlich dieses Wassers stand. Bedeutendes fiel hier zunächst nicht vor, und wir wollen daher die Oesterreicher auf ihrem weiteren Vordringen gegen Norden begleiten, um später wieder zu den Preußen zurückzukehren.

Gablenz hatte am 8. in Veile, Wrangel und der Kronprinz von Preußen in Kolding ihr Hauptquartier aufgeschla-

gen. Am 9. wurde trotz der vorhergegangenen Strapazen die Weiterverfolgung des Feindes aufgenommen, aber derselbe hatte die ihm gelassene Zeit wohl benützt, und weder in Horsens, noch in Skanderborg, das sich durch seine Lage zwischen Seen und Sümpfen besonders zur Vertheidigung eignet, und wo die Oesterreicher nur eine schwache feindliche Nachhut trafen, war von demselben etwas zu finden, und sogar in Aarhuus, dem vom Jahre 1849 her bekannten Einschiffungsplatze der Dänen, konnte Gablenz am 11. ohne Schwertstreich einrücken. Der Feind war wie von der Erde verschwunden, denn nur ein Theil desselben, das wußte man, hatte sich in Aarhuus eingeschifft; — wo war der übrige Theil? Die Zukunft sollte darüber Auskunft geben. Die feindliche Kavallerie hatte sich nordwärts zurückgezogen, Infanterie und Artillerie, vermuthete man, hatte sich auf die Halbinsel Helgenäs am Begtrup Viig (Bucht) geworfen, die nur mit einem schmalen, noch dazu verschanzten Streifen mit dem Festlande zusammenhing und daher leicht auch gegen große Uebermacht zu halten war, besonders wenn die Flotte mitwirkte. So glaubte man. Aber bald führte das plötzliche Auftauchen und ebenso plötzliche spurlose Verschwinden von dänischen Reiterabtheilungen, welche da und dort Ueberfälle ausführten, auf eine andere, wahrscheinlichere Vermuthung: daß sich nämlich wenigstens ein Theil der dänischen Kavallerie in Bauernkleidern auf den zerstreuten Höfen verborgen halte, von wo aus sie sich dann gelegentlich zu einem Streifzuge vereinigten.

Die Dänen waren also, wenn auch nicht ohne große Verluste, wieder entschlüpft, es fragte sich jetzt, was mit dem eroberten Gebiet anfangen. In einer Rücksicht bot die

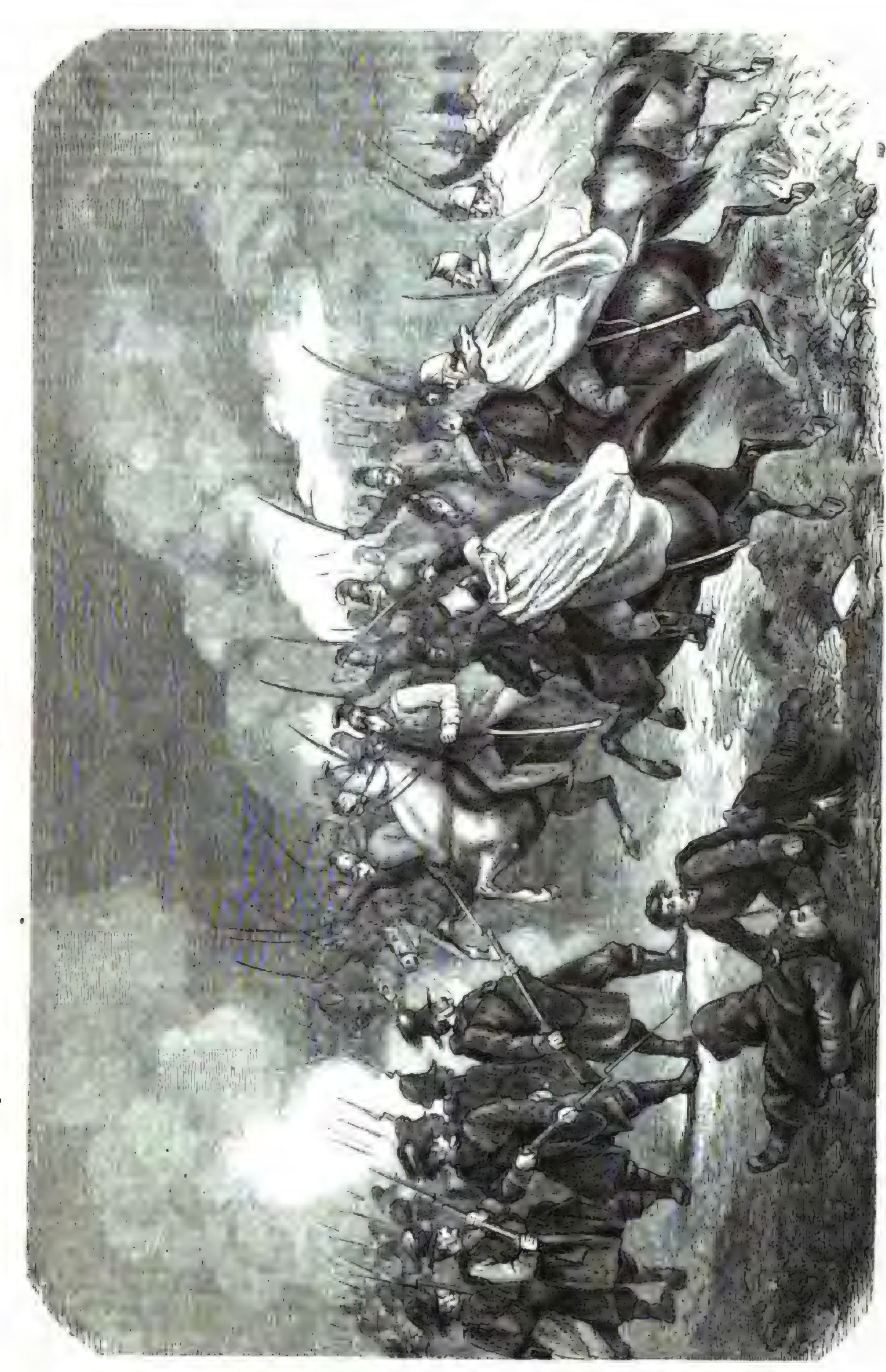


Der Winterfeldzug in Schleswig. Oesterreichische Einquartierung in einem schleswig'schen Dorfe.

Behauptung desselben wohl Vortheile, indem die Oesterreicher bequem Kantonnements beziehen und aus den Städten, sowie vom Lande — was auch mit vollem Rechte zum Theil geschah — Kontributionen eintreiben konnten. Es war dieß auch ein Mittel, den Dänen ihren Starrsinn ein wenig aufzuweichen. Andererseits aber hatte die Besetzung des nördlichen Jütlands auch große Nachtheile im Gefolge. Die Kräfte der Oesterreicher wurden zersplittert, und da der Feind einmal nicht mehr zu fangen war, so konnten diese tapfern Truppen bloß zu Besatzungen in den Städten und zu Kommandos, um die Kontributionen einzutreiben, verwendet werden, was aber die trefflichen österreichischen Streitkräfte für den Krieg geradezu brach legen geheißen hätte.

Zieht man dieß Alles in Betracht, so wird es nicht mehr Wunder nehmen, wenn auch im Hauptquartier der Entschluß gefaßt wurde, da einmal das eigentliche Angriffsobjekt, die feindliche Armee, verschwunden war, Nordjütland wieder zu räumen und sich auf Veile und vorerst auf Aarhuus zurück zu ziehen. So geschah es denn auch am 14. und 15. März.

In Aarhuus und Skanderborg blieben zunächst noch kleine Beobachtungskorps stehen, welche später aber gleichfalls auf Veile zurückgingen; ein Theil der Armee ging auf Veile, die Brigaden Tomas und Dormus auf Fridericia zurück. Schon am 14. schlug Gablenz das Hauptquartier in Veile auf. Hier wurden dann umfassende Vertheidigungsanstalten getroffen: durch zwangsweise requirirte jütische Bauern wurden auf dem Südrande der Thalmulde, da wo derselbe den nördlichen überhöht, ein paar tüchtige Schanzen aufgeworfen und mit Geschützen armirt, so daß die Dänen, wenn sie etwa



Der Winterfeldzug in Schleswig. Der Kampf bei Veile.

Luft bekämen, von Norden her einen Stoß zu versuchen, hier einen warmen Empfang finden würden.

Unterdessen lagen die Preußen vor Fridericia, eine Episode des Kriegs, über die wir späterhin berichten werden.

Unter hohen Breiten.

(Fortsetzung.)

3.

Die „Hoffnung' war eine schmucke Brigg von 400 Tonnen Last und eigens zum Wallfischfang gebaut, stark in Bug und Balken, ausgerüstet mit allen guten Eigenschaften, welche ein Fahrzeug nur haben kann, ausgenommen diejenige eines guten Seglers. Die Bemannung war zahlreich und gut gewählt, der Kapitän ein tüchtiger, erfahrener Seemann, die Offiziere kühne, entschlossene Burschen, die schon alle Meere befahren hatten, die Vorräthe reichlich und von bester Qualität — was konnte man da für ein solches Schiff und seine Insassen fürchten? Und doch lag eine unerklärliche Angst wie ein dumpfer Alp auf der Seele der Zurückgebliebenen, wenn sie an Hermann dachten. Die Fahrt ging gleichwohl glücklich von statten. Die „Hoffnung' hatte längst die Höhe von Grönland erreicht, Eisfelder und Treibeis, Eisberge und -Fluen gefunden, gelegentlich einen Wal harpunirt und abgespeckt, und manche Tonne mit seinem Thran gefüllt. Die gesalzenen Robbenhäute zählten bereits nach Hunderten im Raum und verbreiteten nicht eben den lieblichsten Geruch; aber noch immer ging es nordwärts, weiter, unaufhaltsam fort, als gälte es, den Nordpol zu erreichen. Man kreuzte nicht mehr nach Wallfischen, man ließ sogar manchmal die Gelegenheit vorüber, einen Pottwall zu verfolgen, der in der Nähe spritzend gesehen wurde. Dieß mußte die Mannschaft befremden, welche doch außerdem gewiß nichts zu klagen hatte; denn sie erhielt eine gute Heuer (Löhnung), nahrhafte Kost und Grog und Bier in Hülle und Fülle; da man aber angeblich auf den Wallfischfang und Robbenschlag ausgezogen war, wie alle Grönlandsfahrer, so konnten die Leute nicht begreifen, warum man denn so fern ab westlich von Grönlands Küste in das Polarmeer hineinfahre. Sie steckten daher oft die Köpfe zusammen und fragten sich, was denn der Kapitän eigentlich für einen Kurs nehme. Jens Petersen, der zweite Maat, war ein barscher, rauher Seemann, zwar tüchtig und erprobt in seinem Berufe, aber außerdem roh und wild, ein echtes kopenhagener Gassenkind, leichtsinnig und gewissenlos, von wilden Leidenschaften, — ein Bursch, der nur immer in den Tag hinein lebte, und dessen ganzes Thun und Treiben zur See darin bestand, über die Leute hinein zu fluchen, seine Pfeife zu rauchen und seinen Grog zu trinken, während er am Lande sich Mühe gab, sein verdientes Geld möglichst schnell zu verjubeln. Er sah beinahe immer mit Ungeduld dem Ende der Reise entgegen, um sich wieder einige Wochen nach seiner Weise viehisch belustigen zu können; und namentlich auf dieser Fahrt sehnte er sehr die Heimkehr herbei, denn sie war ihm zu langweilig, und er hatte nicht nur eine gute Heuer abgeschlossen, sondern die ganze Bemannung hatte außer dem Antheil an der Beute noch ein Extrageschenk an Geld bekommen, welcher ungewöhnliche Umstand die staunende Verwunderung der Offiziere und Mannschaft erregt hatte. Die räthselhafte Freigebigkeit des Kapitäns war seit Wochen allabendlich am Gangspill und in der Back*) besprochen worden, aber von Keinem angelegentlicher und mißtrauischer, als von dem tückischen Dänen. „Dahinter steckt etwas," pflegte er zu sagen; „ich lasse mir's nicht nehmen, da ist irgendwo eine Schraube los. Man gibt den Leuten nicht Extragrog, Extrakost und Extragelder für nichts und wieder nichts; das ist gegen die gesunde Vernunft. Wären wir jetzt an der Küste von Afrika oder in Westindien, so wüßte ich, was die Uhr geschlagen hat, — daß man uns entweder zu Sklavenhändlern oder Seeräubern machen möchte." Es waren noch einige Inselbänen unter der Mannschaft, welche dieser Ansicht beipflichteten, und wenn die übrige Bemannung noch nicht stutzig gewesen wäre, so hätte sie es jetzt durch diese hämischen Winke werden müssen.

*) Dem Aufenthalt der Matrosen im Vordertheile des Schiffes.

„Heda, Hölk," fragte Petersen eines Tages einen seiner Landsleute unter den Matrosen, „Du hast ja wohl schon in diesen Meeren gefahren, nicht wahr? Na, dann sag' mir 'mal, gibt es denn da droben im Norden auch Eingeborene?" — „Ei, das will ich meinen," versetzte Hölk; „da sind ja die Eskimos, die in Höhlen im Eise wohnen." — „Na, dann ist's richtig," versetzte Petersen; „die Neger werden selten auf den westindischen Märkten; da hat Herr Frenzel seinen Sohn hieher geschickt, um die armen Rothhäute fortzuschleppen. Verdamm' mich! soll Jens Petersen es noch erleben, daß er wie ein Pirat hinter den Indianern her ist, die ihm nie etwas zu Leide gethan haben?"

Diese Ansicht über die Bestimmung ihres Fahrzeugs theilten auch die Andern, ohne jedoch ihren Argwohn dem Kapitän zu verrathen, und warteten den weiteren Verlauf der Begebenheiten gleichgültig ab, da es den Matrosen in den meisten Fällen sehr einerlei ist, womit sie ihr Geld verdienen, vorausgesetzt, daß sie nur überhaupt welches verdienen. Aber der Same des Unfriedens war doch einmal ausgestreut in die rohen Herzen und harrte der günstigen Gelegenheit zum Ausbruch.

Diese säumte auch nicht lange; der kurze arktische Sommer war zu Ende, und noch immer machte Kapitän Steffens keine Anstalten, beizudrehen und nach Süden zurückzukehren. Einzelne Stürme und Gewitter deuteten schon auf die Nähe der Herbst-Tag- und Nachtgleiche und hätten den erfahrnen Schiffer an die Heimkehr aus diesem Meere mahnen sollen. Eines Nachmittags brach ein ungewöhnlich heftiger Sturm los, dessen sich die „Hoffnung' kaum erwehren konnte, und währte zwei Nächte und einen Tag mit rasender Wuth, welche selbst diesem starken Schiffe von Minute zu Minute den Untergang drohte. Der eisig kalte Wind trieb Firn und feuchten Schnee durch die Luft, welche sich an alle Gegenstände ansetzten, sogleich festfroren und Verdeck und Takelwerk mit einer Eiskruste überzogen. Die See ging furchtbar hoch, der Wind trieb den Leuten die Eiskörner und Schneeflocken in die Augen und erschwerte es ihnen noch mehr, sich auf dem schlüpfrigen Verdeck festzuhalten. Die Brigg stampfte und schlingerte, als ob sie in Stücken gehen wollte; den einen Augenblick war sie auf dem Kamm einer 40 Fuß hohen Woge, und im nächsten wieder ebenso tief im Troge der See; sie rollte von einer Seite zur andern, ihre Raaen tauchten in's Wasser, und das spiegelglatte Deck stand so schief, daß sich die Bemannung an Tauenden und Beschlagseisingen festhalten mußte. Der jähe Wind aus Südost trieb das Fahrzeug immer mehr nordwärts. Der Himmel war rabenschwarz und die Luft so dick und trübe, daß man nicht auf fünfzig Schritte hinaussehen konnte.

Die Mannschaft der Brigg war todesmüde; seit drei Nächten hatte Keiner mehr geschlafen, seit zwei Tagen Keiner mehr etwas Warmes genossen. Der Branntwein, welchen der Kapitän den Leuten hatte reichlich zukommen lassen, hatte sie nur momentan aufgeregt, dann aber mehr erschlafft. So war der dritte Morgen angebrochen. Niemand sprach; es liegt unter solchen Umständen eine schneidende, feuchte Kälte in der Luft, die im Verein mit dem Bewußtsein der Gefahr den Leuten den Mund schließt. Kapitän Steffens und Hermann gingen mit unsicheren Schritten auf dem Quarterdeck auf und ab und schauten ängstlich nach Zeichen aus, welche ein Nachlassen des furchtbaren Sturmes verkündeten. Allein eine Böe folgte der andern, schwarze Wolken jagten über das Firmament hin, der Wind pfiff durch das Takelwerk, und ein nebelartiger Dunst, bald braun, bald dunkelgrau oder weißlich gefärbt, hing in der Luft und machte sich kalt

und feucht der Haut fühlbar. Die Wogen rollten lang und schmal daher, zuweilen große Eismassen mit sich führend, und Oede, Todesstarrheit, Verderben prägten sich allenthalben aus, wohin das Auge reichte.

Als um acht Uhr der Kapitän und Hermann zum Frühstück in die Kajüte hinunter gingen, hatte die Wuth der Elemente ihren höchsten Grad erreicht. Droben am Firmament hing ein röthlicher Dunst, welcher ein nächtliches Dunkel auf die ganze sichtbare Natur warf; drunten auf der See schoben sich von allen Seiten mächtige, schwarze Wogen mit weißen Schaumkämmen heran, thürmten sich wie Hügel auf und fegten mit zerstörender Gewalt über das Verdeck, Alles vor sich hin spülend, was nicht niet- und nagelfest war. Der Wind heulte und brauste mit einem erstickenden, eisigen Druck, und wer sich dem Andern hörbar machen wollte, der mußte schon so laut schreien, daß ihn der Kehlkopf schmerzte. Das Takelwerk, von dem Sprühschaum der Wogen und dem kalten Winde mit Eis beschlagen, rasselte unheimlich über den Häuptern unserer Seefahrer, und die Masten, von dem wuchtigen Sturme gebogen, stöhnten und knarrten und ächzten in ihren Lagern, als ob sie an der Stelle ihrer Verbindung mit dem Verdeck abbrechen wollten.

Hermann war tief erschüttert; seit beinahe dreißig Stunden hatte er keine Minute lang geschlafen, und die geistige und körperliche Anstrengung drohte ihn aufzureiben. „Haben Sie jemals schon solch' einen Orkan gesehen, Kapitän?" fragte er diesen; „wann wird er denn endlich aufhören?" — „Das mag der liebe Gott wissen," erwiederte Steffens mit finsterem Ernst; „ein Sturm im Polarmeer kann sich an Wuth mit einem Orkan unter den Tropen messen. Wäre die ‚Hoffnung' nicht ein so vortrefflich gebautes Schiff, wir wären schon längst mit Mann und Maus untergegangen. Hält aber der Sturm nur noch zwölf Stunden an, so kommen wir nicht ohne schwere Havarie davon. Bereits haben wir ein starkes Leck gesprungen und mehrere Rundhölzer verloren." — „Und wo mögen wir sein, Kapitän?" fragte Hermann; „die schneidende Kälte in der Luft läßt mich fürchten, daß wir in der Nähe einer Kette von Eisbergen sind; es wäre entsetzlich, wenn wir bei diesem Sturm unter das schwere Treibeis geriethen!" — „Es wäre sicherer Untergang, mein junger Freund; aber wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Nach meiner Berechnung befinden wir uns jetzt ungefähr unter dem 64. Grad nördlicher Breite; trifft dieß zu, so sind wir verloren, wenn der Wind nicht nachläßt, der uns gerade in das Polarmeer hineintreibt."

Nach hastig eingenommenem Frühstück stieg Kapitän Steffens wieder auf's Verdeck, wohin ihn seine Pflicht rief. Hermann aber blieb, in trübe Gedanken versunken, in der Kajüte sitzen, wo sich die Wuth der Elemente in den verschiedensten Tönen beinahe noch grauenhafter anhörte, als droben auf dem Deck. Er gedachte Aennchens und seiner Eltern; wie behaglich hätte er nun zu Hause sitzen können, wenn er nicht allzu rasch und sanguinisch dem Andringen einer gewissen eingebildeten Thatkraft und dem Kitzel der Eitelkeit und des Ehrgeizes nach dem Ruhm eines Forschers nachgegeben hätte! Er hätte jetzt viel darum gegeben, wenn ihn seine Reue etwas geholfen; aber seine Sehnsucht nach den Lieben daheim war so vergeblich, wie seine späten Selbstvorwürfe. Das Peinlichste in dieser Lage war aber, daß er diese selbstquälerischen Gedanken noch für sich behalten mußte, um sich nicht die Vorwürfe der Andern zuzuziehen. Erst in diesem Augenblicke der Gefahr erstand nämlich vor seinem Gewissen in riesiger Größe der Gedanke an die schwere Verantwortung, die er auf sich geladen, wenn um seinetwillen für die Befriedigung einer ehrgeizigen Laune von seiner Seite so viele Menschenleben nutzlos hingeopfert werden würden. In furchtbarer, schmerzlicher Aufregung lief er mit gefalteten Händen in der Kajüte auf und ab.

Die heftige Bewegung des Schiffes zeigte noch immer zur Genüge, daß der Sturm andauerte. Aber etwa eine Stunde nach dem Frühstück blieb die Brigg plötzlich eine Weile aufrecht stehen und begann dann auf ganz eigenthümliche Weise zu stampfen, zu schlingern und zu rollen und Bewegungen zu beschreiben, welche von denen der beiden vergangenen Tage ganz verschieden waren. Es war, als ob das Schiff ohne Führung nur sich selber überlassen wäre, Raaen und Taue schienen wie von ihren Haltpunkten losgerissen, und bei jedem Stampfen erzitterte die Brigg in jedem Balken, jeder Planke wie ein Espenlaub. Hermann war voll Entsetzen auf das Verdeck geeilt. „Was ist das, Kapitän?" fragte er. — „Der Wind hat umgeschlagen und bläst stoßweise in Wirbeln; ich fürchte, wir werden eine ganze Windstille bekommen," sagte Kapitän Steffens. In der That fand Hermann, seit er das Verdeck betreten, daß Alles um ihn her wie durch Zauberschlag verändert war. Der Wind hatte beinahe gänzlich aufgehört; die dichte Decke kupferbrauner und röthlicher Wolken, welche auf dem Firmament gelegen hatte, zerriß an einzelnen Stellen und ließ ein friedliches, kühles Blau hindurchschimmern; die Sonne trat stellenweise aus dem zerrissenen Gewölke, und ihre schrägen Strahlen fielen in weiten Streifen auf den Ozean und vergoldeten dort die noch immer hochgehenden Wogen. Aber diese Windstille bei noch rauher See war keine Wohlthat für die arme Brigg, die nun gleichsam ein Spiel der Wogen ward und bei dem willenlosen Gehorsam, womit sie den Bewegungen derselben folgen mußte, in allen ihren Theilen erbebte und stöhnte, als ob sie aus den Fugen gehen wollte.

Erst gegen Mittag begann die See etwas ruhiger zu werden, und als man um Mittag die üblichen Beobachtungen von Höhe und Breite machte, und sich dabei ergab, daß man unter 64 Grad 30 Minuten nördlicher Breite sich befand, war eine vollständige Windstille eingetreten. Kein Lüftchen rührte sich; der Himmel war bleigrau, in der Ferne von einem kalten Dunkelblau; die See schwoll nur noch in langen, gedehnten Wogen, und die Brigg ward leise und träge von einer Seite zur andern geschaukelt. Kapitän und Bemannung waren nun erst im Stande, sich umzusehen und ihre Lage zu ermitteln. Wie nun der wilde Wogenschlag allmälig sich legte, die Wogen zuerst in langgedehnte Wellen und dann in eine bloße Deining übergingen, und das niedrige Gewölke sich verzog, gewahrte man weit und breit keine Spur von Land, sondern allum nur Himmel und Wasser; die stille Luft war schneidend kalt, und auf der Kimme des Horizonts stiegen leise Nebelschleier auf. Mit einem Male verzog sich in Nordwest einer dieser Nebel und zeigte den schaudernden Beschauern einen einzelnen ungeheuern Eisberg, welcher gerade auf sie zutrieb, als ob er von einer unterseeischen Strömung fortbewegt würde. Ein leises Grauen durchrieselte unwillkürlich auch die Muthigsten; denn der Eisberg, obschon vereinzelt, war eines der größten losen Eisgebilde, das selbst die erfahrensten Wallfischfänger und Robbenschläger gesehen zu haben sich entsannen. Der Eisberg war mindestens 150—160 Fuß hoch, eine halbe englische Meile breit, an seinem Gipfel zerklüftet und in mächtige Spitzen und Zacken zerrissen und erschien in der eigenthümlichen Lichtbrechung der Polaratmosphäre noch viel gewaltiger, als er an sich schon war. Und wie gewaltig eine solche Eismasse ist, das mögen unsere lieben Leser aus der Thatsache abnehmen, daß vermöge des Eigengewichts des Eises im Verhältniß zu dem des Wassers ein Eisberg, welcher 150 Fuß über die Meeresfläche emporragt, mindestens 400 Fuß tief noch in's Meer eintaucht, also im Ganzen eine Höhe von 4—550 Fuß hat und daher, wenn er vom Wind oder einer unterseeischen Strömung fortgetrieben wird, einen unberechenbaren Druck vor sich her auf das Wasser ausübt, welcher jedem Fahrzeuge verderblich werden kann, das seinen Kurs kreuzt.

Hermann war nicht sobald des Eisbergs gewahr geworden, als er den Wunsch äußerte, mit dem Langboote darauf loszusteuern; allein der Kapitän verweigerte es entschieden, theils weil er wußte, daß der Eisberg, der in seiner ganzen

geisterhaften Majestät daherkrieb, in Wirklichkeit noch viel weiter entfernt war, als es den Anschein hatte, theils aus Rücksicht auf die Mannschaft, welche von den während des langen Sturms bestandenen Strapazen beinahe aufgerieben war. In der That lagen die Leute, die keinen Dienst hatten, wie todesmüde herum und harrten sehnsüchtig der ersten warmen Kost entgegen, welche ihnen wieder gereicht werden konnte, seit der Wind es erlaubte, auf's Neue Feuer in der Kambüse aufzumachen. Hermann blickte daher unverwandt und mit der gespanntesten Neugier nach jenem Vorboten einer für ihn ganz neuen Welt, der Welt des ewigen, starren Winters und Eises, hinaus, und sehnte die Stunde herbei, wo sein ungeduldiger Fuß zum ersten Mal diese Welt betreten und ihren Abenteuern sich nahen würde.

„Ich wollte, der Winter wäre schon da," flüsterte er dem Kapitän zu; — aber dieser schüttelte ernst den Kopf. „Ein unnöthiger Wunsch!" sagte er, „ehe wir uns versehen, wird er über uns hereinbrechen wie ein Geharnischter. Der Winter unter diesen Breiten ist kein Spaß." Und er wandte sich wieder zu seinem Geschäft, die Beschädigungen zu ermitteln, welche der böse Sturm an Rumpf und Takelwerk angerichtet hatte.

4.

Etwa eine Stunde nach dem Essen, als gerade nur die dienstthuende Wacht der Mannschaft auf Deck war, schrie der Mann in der Mastspitze: „Ein Wal, ein Wal! dort bläst einer!" — „Wo denn?" rief der Maat in fröhlicher Erwartung; denn diesem Ereigniß hatten Alle schon seit einigen Tagen mit Ungeduld entgegen geharrt. — „Dort hinaus, auf Backbordseite, eine halbe Seemeile nordwestlich!" rief der Marsgast. — „Halloh, alle Händ' auf Deck! die Boote ausgesetzt!" rief Kapitän Steffens in erwartungsvoller Aufregung, welche sich trotz der Ermüdung im Nu der ganzen Mannschaft mittheilte. Auch Hermann war, von einem wahren Jagdfieber erfaßt, hinunter geeilt, um seine Harpunen zu holen. Als er wieder auf Deck kam, waren schon zwei Boote im Wasser, jedes mit zwölf tüchtigen Burschen bemannt. „He, Jens Petersen, Ihr befehligt die Jolle, Herr Frenzel mag das Langboot kommandiren!" rief der Kapitän; „habt Acht, Jungens, daß ihr den Wal bekommt! Scheint ein kapitaler Kerl, ein regelrechter alter Schnarcher zu sein. Wer ihn harpunirt, soll einen doppelten dänischen Friedrichsd'or extra haben!" — Die Matrosen stießen ein Hurrah aus, und Steffens empfahl Hermann noch größtmögliche Behutsamkeit. Dann glitt dieser am Tau in's Langboot hinunter, und kaum stand er darin wieder auf den Füßen, so legten sich die Ruderer in ihre Riemen, und die Boote flogen wie Pfeile über das trübe, graubraune, ruhige Meer. Schon nach zehn Minuten meldeten die Signalmänner die Nähe des Wals. Es war ein gewaltiges Thier; wohl reichlich seine sechzig Fuß lang, ragte er wie eine mit Unkraut bewachsene flache Klippe aus dem Wasser, oder eher wie ein trügerischer Vulkan; denn die Seeleute wissen von der Tücke dieser Thiere zu erzählen. „Jungens," rief Hermann seiner Bootsmannschaft zu, „die beiden Goldstücke für euch und noch eines von mir dazu, wenn ich den alten Kerl dort harpuniren kann!" Das wirkte; die Matrosen legten sich mit Aufgebot aller Kraft in die eschenen Ruder und zogen diese so rasch und behutsam, daß der Wal ja nichts von ihrem Geplätscher hören sollte. Sie gewannen zusehends einen Vorsprung vor der Jolle und näherten sich dem ruhig treibenden Koloß von der Leeseite, damit ihm das leise Lüftchen, das über die See hinstrich, den Ruderschlag nicht zutrage. Hermann mußte sich die größte Mühe geben, seine Aufregung zu bemeistern und seiner Sinneskräfte und Körpergewandtheit vollständig Herr zu sein; aufrecht, regungslos stand er im Bug des Langboots, in der Hand die blinkende Harpune, woran eine Leine von ungeheurer Länge befestigt war; es galt seinen ersten Versuch im Wallfischfang, und sein Ehrgeiz wie seine Stellung als Befehliger des Langboots erfüllten ihn mit einem glühenden Verlangen nach Erfolg.

Im Bug des andern Boots stand Jens Petersen und folgte erst mit geringschätzigem Lächeln dem Gebahren Hermann's, der nie zuvor einen Wal gesehen hatte und sich doch beigehen ließ, nun mit einem alten, erfahrenen Wallfischfänger zu wetteifern. Petersen hatte wahrgenommen, daß der junge Mann, der mit ihm konkurriren wollte, sich von seinen Empfindungen zu einer ungewöhnlichen Aufregung hinreißen ließ. Aber er wußte nicht, daß bei einem gebildeten Manne der klare bewußte Wille unendlich mächtiger sein kann als das rege Blut, und daß an Ausdauer, Thatkraft und Selbstbeherrschung der geistig Gebildete dem gewöhnlichen Menschen unbedingt überlegen ist. Petersen hatte auch keine Ahnung davon, daß Hermann aus den besten Büchern und Schilderungen theoretisch alle Einzelnheiten und Bedingungen des Wallfischfangs genau studirt hatte. Er kannte überhaupt Hermann kaum, weil er ihn nicht leiden mochte, und daher niemals weiter mit ihm sich einließ, als sein Dienst unumgänglich erforderte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Geächteten der Thierwelt.

Von

Dr. W. Medicus.

Wir bleiben in unsern zoologischen Gärten am liebsten vor den Prachtexemplaren der Thierwelt stehen. Sehen wir uns einmal nach den Geächteten der Thierwelt, den Schildkröten, Basilisken u. s. w. um, — Thiere, die schon durch ihren bloßen Namen vielen Leuten das Blut erstarren machen. Hiebei ist zweierlei zu unterscheiden: man kann nicht läugnen, daß den Menschen, und namentlich dem Frauengeschlechte, ein natürlicher Abscheu vor allem kriechenden Gethiere inwohnt, es ist das die alte Feindschaft zwischen dem Weibe und der Schlange. Auf der andern Seite pflegt man häufig, da einige, und zwar beinahe durchgehends ausländische Thiere aus dieser Klasse Gift führen, alle Amphibien durch die Bank für giftig zu halten, und deßwegen mit wahrem Ingrimm und in dem guten Glauben, daß man der Menschheit damit einen Dienst erweise, überall, wo man sie trifft, zu verfolgen und todtzuschlagen. Diesem Wahne fallen jährlich viele Hunderte von Eidechsen, Blindschleichen, Nattern, Kröten, sogar Fröschen zum Opfer, die ihrer Lebtage kein Kind gebissen hätten. Zu den beiden erwähnten Gründen, welche die Furcht vor den Amphibien doch nur im verjüngten Maßstabe bemänteln können, hat sich der Aberglaube gesellt und hat die Basilisken erschaffen mit feurigen Augen, die Drachen und Lindwürmer, welche in dunklen Grotten auf Menschen und Thiere lauerten, in Wahrheit aber niemals existirt haben. Wir sind gewiß am allerweitesten entfernt, das Dichterische zu verkennen, was vielen dieser Sagen anklebt — wer denkt nicht an den Kampf mit dem Drachen? — allein es läßt sich wohl auch in diesem Stücke dem Rade der Zeit nicht in die Speichen greifen, dessen Lauf zu hemmen; die zunehmende bessere Einsicht macht die neueren Dichter immer zaghafter in der Einführung fabelhafter Thiere, sei es zum Gegenstande von Erzählungen, oder auch nur zu Bildern und Vergleichen. Die Aufklärung auf diesem und andern wissenschaftlichen Gebieten ist ohne Zweifel, ebenso wie die Aufklärung im religiösen Bereich, unter die oft vergeblich gesuchten Gründe zu rechnen, welche unser Zeitalter so arm an Dichtern und an Poesie gemacht haben, die Zeit ist so nüchtern geworden, daß sie die süßen Schwärmereien der Sänger nicht mehr ertragen kann. Aber sie wird auch sicherlich einmal von ihrer heutigen Kost einen ekeln Magen bekommen, und ein heilsamer Umschwung auf diesem Felde, möge er auch lange auf sich warten lassen, kann nicht ausbleiben.

Zu den Umständen, wodurch sich wenigstens ein Wider-

willen vor den Amphibien rechtfertigen läßt, gehört schließlich noch der, daß sie sich so eiskalt anfühlen. Der Schauer, welcher dabei dem Ungewöhnten über die Haut läuft, rührt davon her, daß das Blut der Amphibien viel kälter ist als das unserige, nur 4 oder 5 Grad, während die menschliche Körperwärme das ansehnliche Maß von 30—32 Grad erreicht, eine Temperatur, die wir an der Luft im Sommer als eine unerträgliche Hitze bezeichnen.

Ihren gelehrten Namen Amphibien, welchen man durch den gewagten Ausdruck „beidlebige Thiere" zu verdeutschen gesucht hat, verdankt diese Klasse von Thieren dem Umstande, daß sie sich sowohl auf dem Lande als im Wasser, also in zwei Elementen nach der alten Anschauungsweise aufhalten können; es darf dieß aber doch nicht allgemein verstanden werden, sondern es gibt auch Amphibien, welche ganz bestimmt auf ein Element, Land oder Wasser, angewiesen sind. Auch die Benennung „Lurche", ein alter deutscher Ausdruck und zunächst für die Frösche nebst ihrer Sippschaft bestimmt, ist in neuerer Zeit zur Einführung versucht worden, ohne jedoch großen Anklang zu finden. Endlich gibt es noch einen



Amerikanische Alligatoren.

aus dem Lateinischen stammenden Namen: Reptilien, d. h. kriechende Thiere, welcher vor dem Worte Amphibien jedenfalls den Vorzug besitzt, daß eine deutliche Singularform, Reptil, vorhanden ist, während Amphibien fast nur in der Mehrheit gebraucht wird und die Form für die Einheit nicht festgestellt ist.

Ein Theil dessen, was von der Kenntniß der Amphibien in das Volksbewußtsein und in unsere Sprache gedrungen ist, namentlich die ganze Charakterschilderung der Schlange, beruht noch gegenwärtig auf den oben im Vorbeigehen berührten biblischen Vorstellungen; doch waren ähnliche Begriffe auch bei andern Völkern des Alterthums verbreitet. Von den Griechen haben wir jene zum allgemein gebräuchlichen Sinnbilde gewordene Erzählung von dem Manne, welcher eine vom Frost erstarrte Otter an seinem Busen wärmt und hegt und von derselben dann zum Lohne für seine Barmherzigkeit durch ihren Biß vergiftet wird. Dieß ist eine ganz gute Geschichte, um als fabula docet das Häßliche des Undanks vor Augen zu stellen; aber nach naturgeschichtlichen Forschungen sind die Schlangen ebenso stumpf-

sinnige Thiere, wie alle andern Amphibien und einer solchen Gemüthsbewegung, wie Dank oder Rache, gar nicht fähig, zu welcher sich nur die begabtesten Thiere, wie Hund oder Pferd, erheben können, und wodurch sich besonders der Elephant auszeichnet. Schon aus dieser Erzählung läßt sich der Ausdruck: „falsch wie eine Schlange“, ableiten, aber ebensowohl von jener räthselhaften Schlange im Paradiese, die das erste Weib durch List und Ueberredung vermochte, vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen, und welche Mephistopheles seine Muhme nennt. Von der paradiesischen Schlange, welche in ihren verführerischen Worten etwas von den Geheimnissen Gottes aufdeckt, hat es auch sich ohne Zweifel fortgepflanzt, wenn in heiligen Urkunden den Schlangen überhaupt eine Eigenschaft zugemessen wird, an welche nach unsern Begriffen Niemand mehr denken würde, nämlich die Klugheit. Doch Er, welcher der alttestamentlichen Schlange den Kopf zertreten hat, sendet seine Jünger in die Welt hinaus mit dem Rathe aus seinem göttlichen Munde: Seid klug wie die Schlangen!

Etwas Falsches im Blicke der Schlangen zu finden, ist nur eine weitere Folgerung aus dem Vorurtheile von dem hinterlistigen Charakter derselben überhaupt. Richtiger kann man den Schlangenblick einen stechenden heißen, und zwar deßwegen, weil die Schlangen keine Augenlider haben und ihrem Auge die Beweglichkeit nach allen Seiten mangelt. Die niederschmetternde Majestät, die dämonische Gewalt, der süße, bestrickende Zauber des menschlichen Auges wird gedämpft und gemildert durch den Auf- und Niederschlag der Lider; anders aber ist es bei der Schlange, deren starres Auge seinen Zielpunkt fixiren kann, wie es der eisernste Mann nicht vermag. Daher erklärt es sich auch, daß man dem Blicke der Schlangen einen bezaubernden Einfluß zuschreibt, wodurch die kleinen Thiere, welche sie verschlingen wollen, in ihre Nähe gebannt würden; allein auch davon ist nach wissenschaftlichen Untersuchungen bisher nichts bestätigt, und man hat an Thieren in dieser gefährlichen Nachbarschaft nichts weiter beobachtet, als die natürliche Furcht vor einem starken, schonungslosen Gegner.

Bei dieser Gelegenheit soll auch gleich erwähnt werden, daß der altgeheiligte Ausdruck: „die Schlange sticht!“ ebenfalls auf einer unrichtigen Vorstellung beruht; mag er immerhin fortbestehen in der Sprache sowohl als auch in bildlichen Darstellungen, so bleibt es doch ganz falsch, daß die Schlangen einem andern Thiere oder Menschen mit der Zunge das mindeste Leid zufügen könnten. Vielmehr sind es die Zähne, womit die Giftschlangen den tödtlichen Biß versetzen. Sie besitzen deren zwei in der obern Kinnlade, welche hohl sind und an der Spitze ein feines Löchlein haben, so daß sie das Gift, welches aus einer an der Zahnwurzel geborgenen Drüse gepreßt wird, während des Beißens in die Wunde träufeln lassen. Es ist mir ein Fall bekannt, wie Leute, die auch von dem Irrwahne befangen waren, daß die Schlange mit ihrer Zunge steche, sich der größten Gefahr aussetzten und nur wie durch ein Wunder mit heiler Haut davonkamen. Dieselben fingen in einer der entferntern Vorstädte Münchens, bis wohin sie aus den Alpen vordringt, eine von den giftigen schwarzen Ottern und rissen ihr die Zunge aus in der wohlgemeinten Absicht, sie dadurch unschädlich zu machen. Merkwürdig genug ließ die Schlange sich das gefallen, ohne zu beißen, was zugleich einen Beweis von der zeitweisen Langmuth dieser einzigen in Deutschland einheimischen Giftschlange, gewöhnlich Kupferotter genannt, abgeben mag.

Das Gift der Schlangen hat die auffallende Eigenthümlichkeit, daß es nur wirkt, wenn es in das Blut gelangt, wie dieß bei einem Bisse der Fall ist; dagegen kann es hinuntergeschluckt werden und in den Magen gelangen, ohne den geringsten Schaden zu thun. Daraus geht hervor, daß keine Spur von Heldenmuth dazu gehört, die von einer Giftschlange verursachte Wunde auszusaugen, wodurch leider ein Knalleffekt mancher unserer Romane zerstört wird, wenn bei einer solchen Vergiftung der übrig bleibende Theil von beiden Liebenden sich durch Aussaugen der Wunde freiwillig in den Tod stürzt.

Zum Schlusse will ich noch auf die merkwürdige Ableitung „schlängeln“ aufmerksam machen, dergleichen uns noch keine begegnet ist, und welche von den schlangengleichen Windungen der Pfade, Bäche und Flüsse gebraucht wird, unter welch' letztern der phrygische Mäander aus den ältesten Zeiten in diesem Sinne auf uns vererbt, häufig das Bild verstärken hilft.

Von ausländischen Amphibien, zu denen, nebenbei gesagt, acht Neuntel der Gesammtheit gehören, sind Drache, Basilisk, Chamäleon und Krokodil am meisten in unserer Vorstellung eingebürgert, freilich zum Theil in sonderbaren Zerrbildern. Schon im grauen Alterthume säet König Kadmus von Theben Drachenzähne aus, und diese Drachensaat geht auf, wie seitdem durch die Jahrhunderte hindurch so viel tausend andere, deren Samen Wahn, Verblendung, Wuth und Rache ausgestreut. Im Mittelalter bildet sich die Sage von Drachen aus, welche in Grotten und an Quellen lagern, um Hirt' und Heerden zu verschlingen, um vorüberziehende Wanderer anzufallen, und woran die Ritter ihren Muth erproben, wie sie Schiller besungen hat:

> Lang strecket sich der Hals hervor,
> Und gräßlich wie ein Höllenthor,
> Als schnappt' es gierig nach der Beute,
> Eröffnet sich des Rachens Weite,
> Und aus dem schwarzen Schlunde dräu'n
> Der Zähne stachelichte Reih'n;
> Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
> Die kleinen Augen sprühen Blitze.

Die Sage spielt auch in das kirchliche Gebiet hinüber, wo der unter die Füße getretene Drache St. Georgen, dem Schirmherrn der Ritter, als Attribut gegeben wird. Dieses scheußliche, von dem Dichter mit haarsträubender Treue gemalte Ungethüm, welches die Ritterschaft mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben vermeinte, lebt noch heutzutage zum Schrecken manches geplagten Ehemannes als Hausdrache fort. Selbst auf die Gefahr hin, der lieblichen Leserin Gunst zu verscherzen, muß ich sie darauf aufmerksam machen, wie sich dieser Begriff an die Frau im Hause geheftet hat, der Mann kann kein Hausdrache sein. „Dafür aber ein Brummbär!“ höre ich die Leserin schadenfroh rufen, die doch schon etwas von mir gelernt hat, und ich gebe selbst zu, daß am Ende ein gemüthlicher Hausdrache nicht viel gefährlicher sein wird als ein Brummbär. Merkwürdig ist es auch, daß unsere Kinder so viel mit Drachen zu schaffen haben, die sämmtlich nach einem durchgehenden Muster mit dem unentbehrlichen Schweife fabrizirt werden, um sie alljährlich von den Herbstwinden in die Luft tragen zu lassen. Diese Papierdrachen besitzen immerhin noch eine rohe Aehnlichkeit mit den natürlichen, welche als kleine, unschuldige Thiere auf der Insel Java und dem Festlande von Ostindien leben, und durch eine ganz eigenthümliche Vorrichtung zwar nicht eigentlich fliegen können, aber doch ähnlich, wie z. B. das fliegende Eichhörnchen, sich dieser Art von Flügeln gleichwie eines Fallschirms bedienen, um sich von einem höheren Orte auf einen niedrigern herabzulassen. Ihre unteren Rippen nämlich, welche bei den Thieren gewöhnlich wie beim Menschen über die Brust gebogen liegen, treten aus dem Leibe heraus und bilden so das Gerüste einer ausgespannten, rundlichen Flughaut. Der landesübliche Ausdruck für dieß Vergnügen der Knaben lautet bekanntlich „Drachen steigen lassen“ und ist so feststehend, daß — im Zusammenhalt mit dem oben Gesagten — jener Gatte auf allgemeines Verständniß rechnen durfte, welcher seine Frau einen Berg hinanführte und einem begegnenden Freunde auf die Frage: „Was machst Du?“ antwortete: „Ich lasse meinen Drachen steigen!“

Ein ebenso fabelhaftes Geschöpf, wie der Drache, ist der Basilisk, so wie dessen Bild in allgemeinen Umrissen uns vorschwebt. Nicht leicht ist eine Fabel so ausgemalt worden, wie die von dem Basilisken, und es lohnt der Mühe, sie

näher kennen zu lernen. Im Alterthum erzählte man, der Basilisk sei eine Schlange, deren Blick so giftig wäre, daß sie durch bloßes Anschauen nicht nur Thiere, sondern sogar Pflanzen zum Sterben bringen könne. Später entstand das Märchen von dem Basilisken mit einem Schlangenschweife, einem Hahnenkamm und vier Hahnenfüßen. Dieses Monstrum sollte — um das Abenteuerliche und Grausige recht zu häufen — aus einem Ei auskriechen, das ein achtjähriger Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet habe! Auch den giftigen Blick hatte man nicht vergessen, ja es sollte dieses gräßliche Thier nur dadurch getödtet werden können, daß man ihm einen Spiegel vorhielte, in dem es durch seinen eigenen Blick vergiftet würde!

Unter diesem Gemälde ist dasjenige Thier kaum wieder zu erkennen, das die Naturforscher gegenwärtig mit demselben Namen belegen. Es lebt in Südamerika, hat am Hinterkopf eine Art von dreieckiger Kappe, welche durch eine Verlängerung der Haut entsteht, ferner über den Rücken und Schweif hin einen durch die Fortsätze der Wirbel gestützten Hautkamm u. s. w. Dasselbe zeigt also wohl ein seltsames Ansehen, wie noch mehrere Thiere aus der nämlichen Abtheilung, bleibt aber doch weit hinter den obigen Ausschmückungen zurück und ist dabei vollkommen ungiftig.

Da wir einmal am Kapitel der Fabeln sind, so will ich gleich noch den Salamander hinzunehmen, dessen Bild ebenfalls auf ähnliche Weise entstellt worden ist, und welcher auch in der Hexenküche eine hervorragende Rolle spielt. Von dem Salamander erzählte man nicht nur, daß er durch das Feuer gehen und sogar Feuersbrünste auslöschen könne, sondern im Alterthume galt er nach Plinius' Zeugniß als eines der fürchterlichsten Thiere. Während — sagt dieser Verfasser der ältesten Naturgeschichte — niedere Thiere doch immer nur einen Menschen vergifteten, könne der Salamander ganze Völker zu Grunde richten. Wenn er auf Obstbäume stiege, so würde alles Obst vergiftet, und Jeder, der davon genieße, müsse vor Frost sterben; der Salamander selbst sei kalt wie Eis und lösche durch bloße Berührung Feuer aus u. s. w. Das Wahre an der Sache ist Folgendes: der Salamander, welcher nicht etwa ein fernländisches, sondern ein einheimisches Thier ist, findet sich auf deutschem Boden in mehreren Arten; sie gleichen in der Körpergestalt ganz den Eidechsen, von welchen lebhaften und zierlichen Thierchen sie sich aber schon durch ihre langsamen, gemessenen Bewegungen unterscheiden. Aus Drüsen unter der Haut an den Seiten des Leibes sondert der Salamander, ähnlich wie die Kröten, einen milchigen und nur für sehr schwache Thiere giftigen Saft in großer Menge aus, sowohl wenn er gereizt wird, als auch wenn man ihn an's Feuer bringt, so daß schwach glühende Kohlen wirklich Anfangs und oberflächlich auslöschen. Aber wirft man ihn mitten in's Feuer, so geht er zu Grunde wie jedes andere Thier. Ich habe selbst einmal auf einem Alpengipfel, den ich mit mehreren Reisegefährten im Herbste bestiegen, und wo wir dann zur Erwärmung Feuer angemacht hatten, einen Salamander gebraten, um seine Feuerfestigkeit zu untersuchen. Er dauerte mich herzlich, daß er die Feuerprobe so schlecht bestand. Ob das Salamanderreiben der Burschen, womit in jüngster Zeit sogar berühmte Männer telegraphisch beehrt werden, einen wissenschaftlichen Ableitungsgrund besitzt, oder nur an einen wohlfeilen Studentenwitz anknüpft, wage ich nicht zu entscheiden.

Im Gegensatze zu den vorausgehenden Fabeln ist die Natur des Chamäleons mit vollem Rechte sprüchwörtlich geworden; denn der merkwürdige Farbenwechsel ist an diesem Thiere allerdings vorhanden, nur manchmal etwas übertrieben dargestellt worden. Die gewöhnlich erscheinenden Farben sind gelb, grünlich, röthlich, schwärzlich, braun und gefleckt, also, wie man sieht, nicht gerade bunte, lebhafte Farben. Diese höchst auffallende Erscheinung ist noch nicht genügend erklärt. Die neuesten Untersuchungen machen es wahrscheinlich, daß in der Haut sich zwei über einander gelagerte Farbstoffschichten von verschiedener Farbe befinden, und daß die Farbenveränderung bewirkt wird durch das von Leidenschaften und Lebenszuständen abhängige, reichlichere oder schwächere Hereintreten der untern Pigmentschicht in die obere, oder durch ihr gänzliches Zurücktreten unter die letztere. Je nachdem also das Chamäleon kalt oder warm, eine rosenfarbene oder üble Laune hat, sieht es bald grünlich, bald gelblich, röthlich oder noch anders aus und wechselt so in einem Tage vier- bis fünfmal die Kleider, wie ein vorsichtiger Gesundheitsmann oder eine launische Dame. Es findet sich schon im südlichen Spanien, noch häufiger in Afrika und wird öfters dort in Zimmern zum Fliegenfangen gehalten.

Von den Krokodilen geht eine alte, ganz verschollene Sage, sie könnten eine Stimme hervorbringen, wie die eines weinenden Menschen und suchten dadurch mitleidige Leute anzulocken, um dann über dieselben herzufallen; daher stammen die berüchtigten Krokodilsthränen, deren auch heute noch immer heuchlerischerweise vergossen werden, die aber weit entfernt sind, einen Stein zu rühren. Die Krokodile sind unter den Amphibien die einzigen, welche durch überlegene Körperstärke dem Menschen gefährlich werden. Die Riesenschlangen wenigstens werden von den Bewohnern Südamerikas, wo sie zu Hause sind, keineswegs gefürchtet, sondern mit Prügeln todtgeschlagen oder erschossen. Die Nilkrokodile aber sowohl als auch die amerikanischen Alligatoren fallen allerdings den Menschen an, besonders Badende werden ihre Beute. Auf dem Lande kann man ihnen durch Hin- und Herlaufen im Zickzack ziemlich leicht entgehen, da sie zu Wendungen sehr ungeschickt sind, nicht nur wegen des steifen Panzers, worin sie stecken, sondern auch durch einen eigenen hinderlichen Bau der Halswirbel.

Nach der langen Reihe der vierfüßigen Thiere und Vögel, wovon manche, wie der Fuchs, der Farre, der Hahn mit einem sehr stattlichen Schweife oder Wedel versehen sind, alle aber doch etwas davon aufzuweisen haben, wie die so schwungvoll benannte Blume des Rehs, liefern unter den einheimischen Amphibien die Frösche das erste, Jedermann bekannte Beispiel eines entschiedenen Mangels in diesem Stücke, ein Umstand, worüber sich die Leute von jeher viel die Köpfe zerbrochen haben müssen. Denn schon vor Berthold Schwarzens folgenschwerer Entdeckung sagte man von den Leuten, welche das Pulver nicht erfunden haben, sie wären auch nicht daran schuld, daß die Frösche keine Schwänze hätten!

An der Küste der Elbe.

Von

Puschkin.

Wer je in Hamburg vom Stintfang herab sich des belebten Hafenlebens erfreute, wüßte nicht von jenen unzähligen kleinen Fahrzeugen, die unter dem Namen Milchewer bekannt sind und mit ihren kolossalen, meist rothen Segeln zu allen Tageszeiten die glänzende Fläche beleben. Hochbeladen mit roth angestrichenen Milchkübeln, auch häufig Gemüse- und Fruchtkörben und deren Verkäufer und Verkäuferinnen als Passagieren, bringen sie ihre Waaren täglich aus den jenseitigen hannover'schen sogenannten alten Landen, auch von der oberen Elbe, den Vierlanden &c. Wer den ungeheuern Milchkonsum Hamburgs kennt, begreift die große Nothwendigkeit dieser Zufuhren, ebenso nothwendig für die umfangreiche Stadt, wie sie dem Landmann zur Verdienstquelle geworden. Ist auch oft die Auffahrt zur Stadt in Folge eingetretener Ebbe oder des Gegenwindes mit großer Beschwerlichkeit verbunden und nicht minder die Heimkehr durch fortwährendes Kreuzen oft bis in die tiefe Nacht verzögert, so vermag dieß doch nicht den frohen Sinn der Leute zu stören, welche selten anders als mit gefüllten Taschen heimkehren. Anders im Winter. Noch geht es munter, wenn eine feste Eisfläche die Elbe deckt und

der Schlitten rasch dahingeschoben oder durch Pferde gezogen über die Fläche saust. Wenn aber die Laune des Winters den glänzenden Spiegel in Stücke zerschlägt, die in allen möglichen Größen die Fläche bedecken und mit der Ebbe stromabwärts treiben, um mit jeder Flut wiederzukommen, dann beginnt für unsere muntern Gäste ein Leben der Mühseligkeit und Gefahr, die den Verdienst zu einem recht beschwerlichen machen. Als Fahrzeug dient dann ein kleines Boot, meist mit Eisen beschlagen, welches zur Seite des Kiels mit Schlittenschienen versehen, auch ebensowohl als solcher dienen muß. Unter mühsamem Aechzen bricht sich das kleine Fahrzeug Bahn, mehr mit Haken und Schiebestangen vorwärts gebracht, als mit Ruderschlägen, und nur durch gewaltiges Hin- und Herschaukeln die kleinen Eisstücke zur Seite schiebend, um an größeren Schollen angelegt, von seinen Führern auf diese gehoben, über die kurze oder lange, schwankende, schwimmende Bahn wieder als Schlitten zu dienen. Diese Szene wiederholt sich auf der bei gutem Wetter in vielleicht anderthalb Stunden zurückgelegten Bahn so oft, daß manches Boot erst in 6—7 Stunden an der Stadt



Milchleute auf der Elbe.

anlangt; doch auch nicht selten sind Boot und Leute spurlos verloren. Wenige mögen daran denken, wenn sie in Hamburg die Sahne in den Kaffe gießen, daß der Bringer derselben sein Leben daran wagt, und vielleicht jetzt eben wieder beschäftigt ist, sich Bahn nach der Heimat unter denselben Gefahren zu brechen, um morgen das Wagniß von Neuem zu wiederholen.

Auf dem antwerpner Fischmarkt.

Von

Georgine Austin.

Wenn Jules Janin von Antwerpen aus das Meer gesehen hat, so muß man das dem armen kleinen Entdecker nicht, wie die Belgier thun, als einen Schnitzer anrechnen, sondern es nur als einen etwas starken bildlichen Ausdruck nehmen. Antwerpen ist eine Seestadt, wenn es auch mitten

im Lande liegt. Die Schelde bringt ihm das Meer, die Schelde macht es zum Hafen. Was macht einen Hafen aus? Schiffe und Matrosen. Die gibt es auf der Schelde und in Antwerpen aus aller Herren Ländern, und selbst aus den Ländern, die keine Herren haben. Folglich ist Antwerpen eine Seestadt und liegt so gut wie am Meer. Was mir immer am meisten das Meer vor Augen gebracht, wenn ich's auch nicht sah, war der Fischmarkt in Antwerpen, wie



Die alte Fischhändlerin auf dem antwerpner Markte.

in London und Paris. Der Geruch dieser Seebewohner erinnerte mich lebhaft an die Heimat dieser armen Thiere, die noch vor Kurzem durch die unendliche Flut gewandert und nun von häßlichen Weibern geviertheilt wurden. Stundenlang konnte ich mich auf dem Fischmarkte umhertreiben, wo diese prächtigen Flossensegler aufgethürmt lagen und mich an die köstlichen Diners im Hotel St. Antoine mahnten. Das laute Gekreisch des Marktes dieser Damen der Halle ergötzte mich ganz besonders; wenn es auf Augenblicke während der Auktion unterbrochen wurde, brach es immer nach dem Zu-

schlag nur um so ungestümer los. Die Fische werden in Massen im Abstreich verkauft und dann von den Händlerinnen ganz oder in Stücken an den Mann gebracht. Die Stunde der Auktion ist darum die interessanteste, um den Volkscharakter zu studiren. Eine dieser Damen der Halle fesselte meine Aufmerksamkeit, wenn auch nicht mein Wohlgefallen ganz besonders. Es war ein altes Mütterchen, das auf den ersten Anblick einen ungemein abstoßenden Eindruck machte, das ich aber doch mit der Zeit durch seine Plaudereien liebgewann. Sie saß ruhig, kalt, leidenschaftslos, beinahe stolz auf ihrem kleinen Stuhl, inmitten ihrer Stelhunzen, ohne eine Bewegung zu machen oder einen Ruf ertönen zu lassen, um die Käufer anzulocken: sie harrte ihrer Kunden und konnte sicher sein, daß sie bis zum Mittag verkauft hatte. Ihr Strohhut, den das Bild aus unserer Mappe getreulich wiedergibt, ist die Nationaltracht im Norden Belgiens, und man findet ihn, freilich unter mancherlei Modifikationen, auf dem Kopfe der Holländerinnen und Friesinnen, ob alt oder jung. Die Koketterie der Jüngeren macht ihn noch koketter; aber bei Allen ist er mit Bändern und Spitzen garnirt. Er umrahmt den Kopf der Schönen ganz allerliebst und verdeckt das Gesicht der Häßlichen. Mein altes Mütterchen, das in früher Jugend ihren Mann auf der hohen See verloren, saß seit fünfzig Jahren jeden Tag auf dem Fischmarkt und hatte einen ganzen Rudel von Kindern, Enkeln und Urenkeln mit ihrem kleinen Handel ernährt, und ich konnte nie an ihr vorübergehen, ohne ein paar Worte mit ihr zu plaudern. Ich hatte es gar zu gern, wenn über diese häßlichen Züge ein Sonnenstrahl hinflog, und sie erschienen mir in solchen Augenblicken gar nicht übel. So verschönt ein freundlich Lächeln.

Unter hohen Breiten.

(Fortsetzung.)

Als Petersen jedoch sah, wie das Langboot so rasch einen Vorsprung vor dem seinigen erlangte und dem Wal von der günstigsten Seite sich näherte, und wie Hermann, plötzlich gefaßt und zum Schleudern der Harpune gerüstet, auf seinem Platze stand, da wollte er vor Aerger beinahe bersten. Es war jedoch nicht viel Zeit zu solchen Gedanken, denn der Wal kam nun dicht heran, in seiner ganzen, gewaltigen Länge sichtbar, und ein leichtes Aufheben seiner einen Seite zeigte einige Neigung, seinen Kurs zu verändern. Petersen drehte sich zu seiner Mannschaft, um dieser für einen solchen Fall einige Weisungen zu geben, aber als er sein Gesicht wieder dem Wal zukehrte, entfuhr ihm ein wilder Fluch, denn er sah in diesem Augenblicke von der andern Seite Hermann's Harpune durch die Luft blinken und sich dann beinahe bis zum Schaft in den breiten Rücken des Thieres vergraben. Ein lauter Freudenruf von Seiten der Mannschaft des Langboots verkündete den glücklichen Wurf, und während die anderen zehn Matrosen rückwärts ruderten, zogen die beiden vordersten ihre Ruder ein und sprangen Hermann zur Seite, um ihm in seinen weiteren Verrichtungen Beistand zu leisten.

Sobald der Wal sich von der scharfen Harpune getroffen fühlte, zuckte sein riesiger Leib zusammen wie von einem elektrischen Schlage; er peitschte das Wasser mit seinem Schwanze, stieß schnaubend einen hohen Wasserstrahl aus, stürzte dann kopfüber in die Tiefe hinab und verschwand, wobei er nahezu die von Petersen befehligte Jolle in den durch sein jähes Untertauchen erzeugten Strudel mit hinuntergerissen hätte. Ein leichtes Gurgeln des Wassers, ein Platzen aufsteigender Luftblasen und eine Reihe konzentrischer, nach außen verrieselnder Kreise war Alles, was noch von seiner Anwesenheit zu sehen war. Die Leine, welche an der Harpune befestigt war, lief mit entsetzlicher Geschwindigkeit ab, und einer der Matrosen mußte immer Wasser aufgießen, damit das Tau sich nicht durch die heftige Reibung entzünde, während es über den Bug hinaus ablief. Auf der andern Seite stand ein Mann mit gehobenem, messerscharfem Handbeile, um die Leine zu kappen, falls das gewaltige Ungethüm des Meeres durch sein Untertauchen das Boot in Gefahr bringen sollte. Die Leute hatten die Ruder eingezogen und sahen mit ängstlicher Spannung zu, wie das Tau ablief, und warteten entsetzt, bis es zu Ende sein würde. Dieser Zeitpunkt ereilte sie unerwartet schnell; sie sahen den scharfen Bug des Boots mit solcher Gewalt nach unten gezogen, daß es, von dem Wal wie am Schlepptau fortgezogen, das Wasser mit überraschender Gewalt durchschnitt, und dieses in zwei steilen Wänden zu beiden Seiten des Bugs sich aufstaute. Unserem jungen Freunde Hermann pochte das Herz laut im Busen, und doch erfüllte eine wilde Freude ob diesem ungewöhnlichen Schauspiel jetzt seine Brust. Er schaute jedoch aufmerksam auf den Mann mit dem Kappbeil, den er zum Schlag bereit sah, und der doch noch immer zögerte, obschon anscheinend jede weitere Minute Säumen sowohl Boot wie Bemannung zu gefährden schien. Allein das Kappbeil fiel noch immer nicht auf das Tau, das Boot schoß pfeilgeschwind durch eine Wolke von sprühendem, glänzendem Gischt dahin und ließ hinter sich ein deutliches Kielwasser, das wohl eine halbe Seemeile lang und an seinem fernsten Ende ebenso breit sein mochte. Kein Wort ward gesprochen, und Aller Augen waren nur auf den fernen Punkt gerichtet, wo man das Wiederauftauchen des Wals erwarten durfte.

„Kappt die Leine!" flüsterte Hermann dem Matrosen zu, als die Geschwindigkeit des Boots einen Grad erreichte, welcher den Kutter ganz unter das Wasser zu ziehen drohte. Der Matrose verneinte durch ein heftiges Kopfschütteln und verwandte keinen Blick von der ablaufenden Leine. In der nächsten Minute ward das straff angespannte Tau schlaff, und der Wal tauchte in einer Entfernung von etwa zweitausend Ellen wieder auf, denn so lang war die Leine; er schien jedoch nur an die Oberfläche gekommen zu sein, um wieder Athem zu schöpfen, denn nachdem er kaum einige Minuten ruhig gelegen, tauchte er beinahe in der vorigen Richtung wieder unter. Jetzt wurden wieder dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen, und die kleine Portion, die man seither aufgehaspelt hatte, wieder ausgegeben. Dießmal tauchte der Wal jedoch nicht lange, sondern kam bald an die Oberfläche zurück, schwamm eine Weile planlos hin und her und näherte sich endlich langsam dem Langboote. Hermann bemerkte jetzt deutlich, daß die Wassersäule, die das Thier aus seinen Spritzlöchern in die Höhe trieb, stark mit Blut gefärbt war. „Der hat sein Theil!" sagte Hölt zu Hermann; „'s ist ein alter Kerl, aber Ihr habt ihn mit der Harpune an einem kitzlichen Fleck getroffen, es war ein meistermäßiger Wurf. Es fehlt nun nichts mehr als der Gnadenstoß."

Hermann ließ nun den Kutter in einem weiten Bogen nach dem ruhig treibenden Wal hinrudern und folgte demselben dann in seinem Kielwasser, wobei der Steuermann nur darauf zu achten hatte, daß er außer dem Bereich des gewaltigen Schwanzes blieb, mit welchem der Wallfisch von Zeit zu Zeit in krampfhaftem Schmerz das Wasser peitschte. Durch das Einholen der Leine, welches die beiden Matrosen im Bug versahen, und durch den Druck der Ruder kam man dem Wal schnell nahe; und als er eine Weile ganz ruhig schwimmend dahintrieb, ließ Hermann leise gegen seinen Kopf heranrudern und schleuderte einen der schweren Speere, die zum Abfertigen dieser gewaltigen Meeresthiere dienen, nach jener Stelle, wo er das Herz und die edleren Theile vermuthete. Sobald der Speer geschleudert war, kommandirte er: „Zurück!" aber es kostete Mühe, das Boot aus dem Bereich des furchtbaren Thieres zu bringen, das jetzt in toller Wuth hin und her fuhr, den Schweif mit unbeschreiblicher Wucht empor warf und damit die See zu Einer Masse spritzenden Schaumes peitschte. Der Wal blies dicke Blutwellen aus seinem Spritzloch, und zwar mit einem Schnauben und Röcheln, welches die gewöhnliche Redensart von

der Stummheit der Fische Lügen zu strafen schien. Aber bald verringerte sich dieser Paroxismus des Schmerzes bei dem Thiere, seine Bewegungen wurden minder heftig und gewaltsam, das Blasen und Röcheln schwächer, und der Wal ließ nur noch heftige, krampfhafte Zuckungen sehen, die sich namentlich in kurzen Schlägen mit dem Schwanze äußerten. „Jetzt ist er fertig!" sagte Höll, der alte Matrose; „ich wünsch' Euch Glück zu dem Meisterstück, Herr Frenzel, das war ein braves Stück Arbeit!" — „Woran ihr auch euer Theil habt, Jungens!" versetzte Hermann fröhlich, denn der Beifall des alten Wallfischfängers schmeichelte ihm; „es bleibt dabei, ihr bekommt das Geld und noch ein Oxhoft Genever dazu!" — „Hurrah für den jungen Herrn!" riefen die Matrosen voll dankbarer Bewunderung für ihren Führer, und von diesem Augenblicke an hatte er trotz seiner Jugend ihr Vertrauen gewonnen. — „Einen Feind habt Ihr Euch aber damit doch gemacht, Herr," sagte Höll; „Petersen, der Maat, wird ganz wüthend auf Euch sein." — „Weßhalb denn?" fragte Hermann. — „Weil er sich, als wir vom Schiffe abstoßen wollten, vermessen hatte, diesen alten Schnarcher da selber zu harpuniren, und Ihr ihm nun zuvorgekommen seid." — „Es wäre thöricht von Petersen," mir darob gram zu sein, versetzte Hermann; „in solchem Wettspiel gewinnt ja nur der Flinkste. Aber zieht nun die Leine ein und rudert näher hinzu, Jungens! Es scheint, daß der Wal verendet hat," setzte er hinzu, als das riesige Thier sich langsam auf die Seite legte und allem Anschein nach todt war.

Hermann blickte sich nun um und sah, daß das Schiff nur etwa noch eine Seemeile entfernt war. Das von Petersen geführte Boot lag etwa ebenso weit auf der entgegengesetzten Seite. Eine leichte Brise sprang auf, spielte um Hermann's Wange und trieb ihn zur Eile; denn die Sonne war am Untergehen, und er sah daher mit großer Befriedigung die Segel der Brigg fallen und hatte den stolzen, erhebenden Anblick, das schmucke Schiff bei leichtem, sanftem Winde majestätisch herankommen zu sehen. Bis die „Hoffnung" herbeigekommen, war die ganze Leine eingenommen und aufgehaspelt, und die Leute schickten sich gerade an, den Wal mit Tauen zu umfangen, damit man ihn in's Schlepptau nehmen könne.

„Bravo, Herr Frenzel! das ist eine Prise, die Ihnen Ehre macht!" rief der Kapitän vom Quarterdeck herunter, als das Schiff mit seiner Langseite quer vor dem todten Wal lag. „Ich wünsche Ihnen Glück zu einem solchen Anfang, denn der Wal da ist einer von der ersten Sorte!" — „Wohlan denn, so möge er uns Beiden Glück bringen!" entgegnete der Angeredete.

Hermann ging nun an Bord, und als man die Segel eingerefft hatte, wurden die gewaltigen kupfernen Kessel auf dem Verdeck aufgestellt und mit Backsteinen unter- und ummauert, und nun begann der minder angenehme Prozeß des Abspeckens des erlegten Thieres und des Zerkleinerns des losgetrennten Specks, sowie des Auskochens (Auslassens) desselben, welche Arbeiten eine ungeheure Menge von Meeresvögeln herbeilockten.

Als die Jolle wieder an's Schiff herankam, machte Petersen gute Miene zum bösen Spiel und verbarg seinen stillen Ingrimm hinter einer derben linkischen Gutmüthigkeit. Als aber am Abend nach dem Einstellen der Arbeit die Matrosen in der Back von dem Geld erzählten, welches sie durch Hermann erhalten hatten; als sie, von dem gespendeten Branntwein angeregt, sich in seinem Lob ergingen und von seiner Gewandtheit und Kaltblütigkeit nicht genug zu rühmen wußten, und als es dabei an neckischen und scherzhaften Anspielungen nicht fehlte, da erfüllte der bitterste Groll und Haß das tückische Gemüth des falschen Dänen, und er gelobte sich im Stillen, daß dem jungen Nebenbuhler dieser Erfolg nicht geschenkt sein solle. Binnen einer Woche wurden noch zwei Wallfische erlegt, wovon einer durch Jens Petersen, dann aber erwiesen sich diese Gewässer unergiebig, und nach zehn Tagen harter Mühen, welche jedoch manche umfangreiche Tonne mit werthvollem Thran füllten, steuerte man bei frischem Winde nordwärts, um unter einem andern Striche nach Wallfischen zu fahen.

5.

Der Augenblick, nach welchem Hermann sich gesehnt hatte, wo er nämlich die sämmtlichen Wunder der Polarwelt sich ganz nahe gerückt sehen würde, war gekommen. Als er an einem frühen Morgen in den letzten Tagen des Augustmonats auf's Verdeck kam, staunte er über die feuchte Kälte, die um seine Wangen und Schläfe strich, und zu seiner Verwunderung sah er die ganze See ringsum mit leichten, weißlichen Nebelschleiern verhangen. Der Wind war nur schwach, und es überkam unsern jungen Freund, als wäre er in einer ganz neuen Zone. Er schauerte zusammen unter dem Frösteln, das ihn überlief. „Was ist Ihnen, Herr Frenzel?" fragte Kapitän Steffens; „Sie schaudern? Sie sehen ängstlich drein!" — „Mir ist, als fühlte ich die Nähe des Polareises," versetzte Hermann. — „Oho, es ist nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu sehen! Blicken Sie einmal über den Stern hinaus, mein Junge, dann werden Sie es ganz deutlich gewahr werden. Wir sind über Nacht dem Polareise verzweifelt nahe gekommen." Hermann trat an die Schiffsseite und blickte in der angezeigten Richtung hinaus in die See. Dicht am Schiffe hatte das Wasser schon eine andere Farbe, nämlich eine schmutzig-braune, und da und dort trieben große Stücke losen Treibeises, welche umfangreich genug waren, dem Vorwärtskommen des Schiffes allfällig hinderlich zu sein. Rund um den treibenden Strom von Eis, der beinahe von Minute zu Minute einzelne Schollen mit polterndem Lärm gegen die Schiffsseiten trieb, flatterten Möven, Sturmvögel, Tölpel, Säger, Polartaucher und andere Vögel dieser Zone mit lautem Geschrei.

„Das ist regelrechtes Treibeis, wir sind mitten in einer Strömung," sagte Kapitän Steffens. Hermann äußerte kein Wort; eine eigenthümliche Aufregung bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, daß er sich nun auf dem Saum jenes geheimnißvollen Meeresgebietes befinde, dessen Wunder und Mysterien zu ergründen sein längst gehegter Wunsch war, und bei dessen Anblick jetzt eine wahre Ehrfurcht, ein instinktmäßiges heiliges Grauen in seiner Seele aufstieg. Gedankenvoll stierte er nach Norden, als ob er dort irgend etwas Neues oder Fremdartiges sehen müsse. Allein nichts zeigte sich seinem Auge, als der weite, trübgefärbte Ozean mit seinen beweglichen Schollen bläulichen und bräunlichen Eises, mit seinen wirren Vogelschaaren, und in fernster Ferne ein dichter, trüber Nebel, dessen zerrissene wellenförmige Umrisse das Ansehen von fernen Gebirgen hatten. „Was für einen Kurs halten wir?" fragte er endlich den Kapitän. — „Wir steuern so weit östlich, als uns der konträre Wind erlaubt, um aus der Strömung zu kommen, die, je weiter südlich, desto stärker wird, und uns die Schollen zu stark an die Schiffsseiten treiben würde," sagte der Kapitän; „aber lassen Sie uns hinuntergehen und frühstücken. Bis wir damit fertig sind, wird es hell genug sein, um uns ein wenig umzusehen." Sie gingen hinunter und thaten der Mahlzeit alle Ehre an, die nur der durch die naßkalte Atmosphäre verschärfte Appetit zuließ; allein kaum waren sie damit fertig, so ertönte auf dem Verdeck der Ruf: „Ein Eisberg!" Sie eilten hinauf und sahen wirklich nach einigen Minuten einen großen Eisberg von riesigem Umfang gegen sich herantreiben. Dieses Eisgebilde war allerdings mehr breit als hoch, denn es erhob sich wenig mehr als 30—40 Fuß über den Meeresspiegel, und hatte mehr einen abgerundeten als einen zackigen und spitzen Rücken, wie derjenige, den sie vor etwa zehn Tagen aus der Ferne gesehen hatten. Es war nur ein sogenannter Eishöcker, ein Hummock, wie der Kapitän meinte; allein dennoch wich man ihm beeifert aus, und als das Schiff an seiner Langseite vorüber fuhr, glich er mehr einem Felsen als einem Eisgebilde, so sehr hatten die lange Bewegung im Wasser und der andauernde Einfluß der Atmosphäre ihn ab-

gerundet. Allein dieß war kein einzelner Eisberg, wie derjenige, den sie zuerst gesehen hatten, sondern gewissermaßen nur der Vorbote einer ganzen Schaar von ähnlichen, bald größeren, bald kleineren, welche jeden Augenblick in Sicht kamen und das weitere Vordringen des Schiffes hemmten und gefährdeten. Bald schob sich eine große Eisflue, d. h. ein bläuliches Eisfeld von vielen Morgen Flächenraum, bald ein gewaltiges Feld Packeis in ihren Kurs, und kaum hatten sie mittelst einer steifen Brise unter Mühe und Gefahr diese Hindernisse umgangen, so stellten sich ihnen noch andere in den Weg, und mit dem hereinbrechenden Abend erschien in der Ferne in geisterhafter Beleuchtung eine ganze Kette größerer Eisberge. Eine furchtbar aufregende bange Nacht folgte; die Wache ward verdoppelt, der Kapitän kam nicht aus den Kleidern, noch vom Verdeck; ein feuchter Nebel hing über dem Meere und verhüllte den silbernen Glanz der nördlichen Sternbilder. Das Treibeis zog noch immer vorüber, und man mußte von Zeit zu Zeit Leuchtkugeln (sogenannte blaue Feuer) anzünden, um nur zwischen den riesengroßen Schollen ungefährdet hindurchsteuern zu können.

Endlich graute der sehnlich erwartete Morgen. Der Tag dämmerte noch nicht einmal, es war nur die Zeit der Morgenwache; die Brigg bewegte sich mit kaum merklichem Fortschritt vorwärts, so ruhig war das Meer unter seiner schweren Eiseslast, und die ganze Bemannung sehnte inbrünstig den hellen Tag herbei. Plötzlich glühte ein schwacher, rosiger Lichtstreif am östlichen Horizonte auf, und Hermann war ganz überwältigt von der wilden Majestät des Anblicks, der sich vor ihm entfaltete, wie von der Gefahr, welche dem Schiffe drohte. Zwei ungeheure Eisberge kamen langsam aber mit unerbittlicher Gewalt gegen sie herangetrieben. Der eine auf der Steuerbordseite des Bugs war höchstens 150 Fuß hoch und von entsprechendem Flächenraume, der andere auf Backbordseite aber ragte mehr als 200 Fuß hoch aus dem Meere und war von gewaltigem Umfang. Der schmale Kanal zwischen beiden mochte kaum 100 Fuß breit sein, und das Wasser darin wogte und schäumte unter dem Schwanken der riesenhaften Eismassen; es war, als ob mit jeder Minute die beiden Eisberge einander näher getrieben würden. Das Schiff war in der augenscheinlichsten Gefahr und hätte, wenn es diesen beiden Kolossen in finsterer Nacht begegnet wäre, unfehlbar zu Grunde gehen müssen. „Alle Händ' auf Deck!" rief Hermann und sprang in die Wanten des Hauptmasts hinan. Die ganze Mannschaft war im Nu bei der Hand, aber Kapitän Steffens sah mit Einem Blick, daß es nun zu spät sei, um diesen Eisbergen zu entgehen, und daß man nichts Anderes thun könne, als den Verlauf der Begebenheiten abwarten. Der Wind war nur leicht, das Fahrwasser im Eise schmal, und die Fluten stießen mit solcher Gewalt an den Fuß der Eisberge, daß an ein Umschiffen derselben nicht zu denken war. Man hatte also keine andere Wahl, als durch das enge Thal hindurch zu fahren, welches zwischen den beiden Eisbergen lag. Diese kamen, von einer unsichtbaren, unterseeischen Strömung getrieben, immer näher, und schienen mit furchtbarer Geschwindigkeit gegen einander zu drängen; allein dieß war nur eine optische Täuschung, die von dem Blinken des schwankenden Eises herrührte. Der Wind war nur schwach, die Brigg rückte nur langsam vom Flecke. Man holte Stangen und Rundhölzer herbei, um sich mittelst dieser Stützen vor einem Zusammenstoß des Schiffes mit dieser unbeschreiblich gewaltigen Masse Eises zu schützen; aber es war keine einzige Seele an Bord, die nicht mit geheimem Beben dem entscheidenden Augenblicke des Zusammenstoßes entgegen sah. Der Zwischenraum zwischen den beiden Eisbergen an ihrem südlichen Ende betrug kaum noch fünfzig Ellen, und schien gegen das andere Ende hin immer geringer zu werden. Der Kapitän befehligte jetzt das Steuern; das Schiff legte bei, schwenkte herum und zwischen die beiden Eisberge hinein, denn man hatte keine andere Alternative, als entweder von den beiden Eisbergen in den Grund gefahren zu werden, oder sich in den Kanal zwischen beiden zu wagen, da aller Grund zu der Vermuthung vorhanden war, daß sie unter dem Wasser, wo sie bedeutend breiter sein mußten, schon zusammenstießen, und der Kanal tief genug war, um der Brigg Durchgang zu gewähren.

Jetzt war man zwischen den beiden Eisbergen! Es war ein furchtbarer, feierlicher Augenblick, jeder Mann an Bord hielt den Athem an, jedes Segel ward ausgesetzt und bemüht, den schwachen Wind aufzunehmen, der sie kaum vorwärts trieb. Man hielt sich unter dem Winde an der Seite des östlichen Eisberges und schob mit langen Stangen und Rundhölzern die Brigg vorwärts. Jede Minute dehnte sich den Schiffern zur Ewigkeit aus, und auch die Muthigsten und Frechsten waren bleich und schweigsam geworden; manch' Einem, der schon seit Jahren das Beten verlernt hatte, trat jetzt ein Stoßgebet auf die bleichen, bebenden Lippen. Langsam, schneckengleich schob sich das Schiff durch den schmalen Kanal, der sich immer mehr verengerte. Nun streifte der Bug bereits an dem östlichen Eisberge, während der zur Linken kaum mehr zwölf Fuß vom Backbord entfernt lag. Man stemmte die langen Pfähle und Stangen von Neuem nach beiden Seiten aus, that einen gewaltigen Ruck, und siehe da! die „Hoffnung' schwamm wieder in einem klaren Spiegel freien Wassers.

„Gott sei gepriesen, wir sind gerettet!" stammelte der Kapitän aus tiefster Brust, als er etwa zehn Minuten später die beiden Eisberge dröhnend auf einander prallen hörte, daß sie splitterten und das Meer weithin in wildes Wogen versetzten. Alle fühlten, daß wenn das Schiff in diesem Augenblick sich zwischen den beiden Bergen befunden hätte, es mit Mann und Maus unrettbar verloren gewesen wäre. Aber nun fort aus diesen Gewässern! das war der allesbeherrschende Gedanke. Gegen Osten hin war die See eine ununterbrochene Fläche von Treibeis, Fluen und Eisbergen. Man mußte daher westwärts steuern, nach der Küste von Amerika hin, wo man hoffen durfte, stellenweise in ruhigen, geschützten Buchten einige Zuflucht vor dem in Auflösung begriffenen Element des ewigen Winters zu finden.

6.

Allein die Hoffnung der Schiffer trog, ein freies Fahrwasser zu finden, welches nach der ersehnten Küste von Amerika hinführe. Tag um Tag verging mit nutzlosem Kreuzen vor der ununterbrochenen Kette starren Eises, welche diese Küste hier umsäumte. Es würde zu weit führen, wollten wir all' die Bewegungen und Manöver beschreiben, welche Kapitän Steffens mit der „Hoffnung' vornehmen ließ, um hier in der Baffinsbai ein sicheres Unterkommen zu finden, oder weitere Wallfische zu entdecken, auf welche man Jagd machen konnte. Undurchdringliche dichte Nebel verkündeten die Nähe der Tag- und Nachtgleiche, machten den Wallfischfang unmöglich und hinderten die Umschau nach einem freien Fahrwasser. Die Bemannung der „Hoffnung' hatte mit allen üblichen Mühsalen und Strapazen der Schifffahrt in diesen Polarmeeren zu kämpfen, war in beständiger Gefahr vor Eisbergen und vor anhaltenden Strömungen, welche unabsehbare Schollen von Treibeis und Fluen südwärts führten. Einigemal ankerte die „Hoffnung' in geschützteren Buchten, die sich tief in's Land hineinzogen, aber in ihren Umgebungen doch nicht den nothwendigen Anforderungen an ein sicheres Winterquartier entsprachen, und darum bald wieder verlassen wurden. Dagegen gewährten hier der Robbenschlag und die Jagd auf Rennthiere und Bären gelegentlich der Mannschaft einige Unterhaltung und lieferten frisches Fleisch für die Küche, welches zur Gesundheit der Leute wesentlich beitrug, denn diese waren des gesalzenen Ochsen- und Schweinefleisches herzlich müde. Ist der anhaltende Genuß dieser wenig nahrhaften und schwer verdaulichen Speisen von Salzfleisch schon eine große Unbehaglichkeit längerer Seereisen überhaupt, so wird dieselbe noch um so fühlbarer bei Reisen in den Polarmeeren, wo die ganze Lebensweise das Auftreten und die Ansteckungsfähigkeit jener furchtbaren Mundfäule,

welche bei den Aerzten Scharbock oder Skorbut heißt, so sehr begünstigt, und wo die dichte Kleidung der Mannschaft und die ungenügende Lüftung der Schiffsräume die Gesundheit der Reisenden stets beeinträchtigen.

Gegen Mitte Septembers war das Schiff unter einer nördlichen Breite von 74 Graden; die Witterung war schon eine ganz winterliche, die Kälte schneidend, das Meer mit losem Eise bedeckt, der Wind so leicht, daß er das Vorrücken in irgend einer Richtung fast unmöglich machte, und weder Hermann Frenzel, noch Kapitän Steffens konnten sich verhehlen, daß es die höchste Zeit sei, nun umzukehren oder passende Winterquartiere aufzusuchen. Die Unzufriedenheit der Mannschaft mit dem planlosen Herumfahren in diesen Meeren trat nun bei jeder Gelegenheit zu Tage und ward noch genährt durch Jens Petersen's Anspielungen und boshafte Bemerkungen über den Kapitän und Hermann, und durch sein Murren über die verzögerte Heimkehr, das in den Gemüthern der Mannschaft ein nur allzu bereites Echo fand.

„Mein lieber Freund," hub Kapitän Steffens eines Abends an, als er mit Hermann in der Kajüte bei einem



Unter hohen Breiten: Hermann's erste Begegnung mit einem Eisbären. (S. 374.)

Glase Grog und einer Pfeife saß, „ich habe auf morgen eine Expedition für Sie. Wir müssen nachgerade ernstlich darauf denken, daß wir ein Winterquartier finden; denn zu einer Umkehr ist es zu spät, und wir müßten fürchten, an ungelegener Stelle von den ersten Frösten überfallen zu werden. Nach meiner Karte liegt etwa zwanzig Meilen nordwestlich von hier eine Gruppe eisumstarrter, namenloser Eilande, zwischen denen sich vielleicht ein passender Ankergrund zur Ueberwinterung findet. Nehmen Sie morgen ein halbes Dutzend unserer besten Hände im Kutter mit und erforschen Sie regelrecht jene Gruppe von Eilanden. Alles, was wir bedürfen, ist Schutz vor den Nordwinden und ein mäßig tiefer, sicherer Ankergrund in einem geschützten, natürlichen Hafen, aus welchem wir uns beim Aufthauen des Eises wieder herausarbeiten können. Ich selbst kann das Schiff nicht verlassen; Jens Petersen aber traue ich nicht, folglich müssen Sie die Expedition übernehmen." Hermann war damit einverstanden, und am andern Morgen vor Tag stieß er vom Schiffe und steuerte der bezeichneten Inselgruppe zu. Die Matrosen, welche ihm der Kapitän mitgegeben hatte,

waren zuverlässige Leute. Ein frischer Ostwind schwellte das Segel des Boots, und zwei Stunden reichten hin, das vorderste dieser Eilande zu erreichen. Es waren felsige Erhöhungen, die hier, aus tiefem Meeresgrunde emporsteigend, zu Tage traten, zum Theil mit ewigem Schnee und Eise bedeckt, welche namentlich die Vertiefungen des Gesteins gletscherartig ausfüllten. Die Erhöhung über den Meeresspiegel war unbedeutend und mochte an den höchsten Stellen nicht mehr als etwa 40—50 Fuß betragen. Als der Kutter das Eiland erreichte, ließ Hermann denselben auf das Eis ziehen, gab dann zwei von seinen Leuten die Weisung, in der Nähe desselben zu bleiben und die Küste genau zu untersuchen, ob nicht irgendwo ein günstiger Schlupfhafen entdeckt werden könnte. Er selbst aber nahm seine Doppelflinte auf die Schulter, steckte sich eine Pistole und ein Handbeil in den Gürtel, nahm eine kleine Fernröhre und einige Lebensmittel in seine Kugeltasche und machte sich auf den Weg nach der namhaftesten Anhöhe des Eilandes, welche ungefähr 2000 Schritte vom Landungsplatze entlegen war. Der Ausblick, welchen er dann von dort aus hatte, war jedoch kein besonders ermuthigender. Diese sämmtlichen Eilande, fünf oder sechs an der Zahl, waren durch schmale Sunde von einander getrennt und zeigten keine Spur von Vegetation außer einigen Flechten an den steileren Hängen des Gesteins und erschienen außer einigen Flügen von Meeresvögeln von keinerlei Gethier bewohnt. Es war daher wenig Hoffnung vorhanden, daß sie die gewünschten sicheren Winterquartiere darbieten würden. Um jedoch gewissenhaft zu sein und die Untersuchung nicht bloß oberflächlich zu betreiben, kehrte Hermann wieder zu dem Boote zurück, bemannte dieses mit vier zuverlässigen Ruderern und befahl denselben, mit dem Kutter die ganze Gruppe von Eilanden zu umfahren und auf die Gestaltung der sämmtlichen Küsten zu achten, während er mit zwei anderen Matrosen zu Lande und über das Eis, welches die schmalen Sunde bereits bedeckte, nach der südwestlichsten Landspitze des fernsten Eilandes vordringen wollte.

Unsere drei Abenteurer hatten eine mühselige und langweilige Wanderung vor sich, welche den besten Theil des Tages auszufüllen drohte. Dennoch brachen sie gutes Muthes auf und setzten über mehrere der kleinen Sunde, welche die einzelnen Eilande trennten. Nirgends stieß ihnen etwas Merkwürdiges auf, als einige Schneehühner, welche bei ihrer Annäherung aufflogen, und von denen Hermann als gewandter Schütze einige erlegte. Diese Meerengen oder Sunde waren nicht tief und gewaltig zerrissen und zerklüftet, auch nicht allenthalben auf gleiche Weise schon mit Eis überbrückt, sondern vielmehr zuweilen noch offen und von leichten Eiskanten umgeben, auf denen Robben in träger Ruhe sich dehnten. Nirgends schienen aber diese Sunde die gewünschten Ankergründe zu gewähren.

Endlich waren Hermann und seine Begleiter auf das vorletzte der sämmtlichen Eilande gekommen, das zugleich das höchste und zentralste der ganzen Gruppe zu sein schien, und hier bot sich ihnen nun ein freierer Ausblick. Gegen Westen hin schien ein langer, niedriger Nebelstreifen in der Ferne die amerikanische Küste anzudeuten; gegen Nord und Nordwesten dehnte sich das Meer hin, auf dessen braunem Spiegel sich in der Entfernung von wenigen Meilen das graue Segel des Kutters bemerkbar machte. Was aber Hermann nun zu seinem Bedauern bemerkte, das war, daß zwischen dieser Insel und der letzten ein breiterer Meeresarm lag, der selbst nach Norden zu offen war, und daß dasjenige, was er für eine felsige Landzunge gehalten hatte, nicht mehr noch weniger war als ein großes Eisfeld, das sich an das Eiland angetrieben und festgestaut, und woran hinwiederum große Mengen Packeis sich angelagert hatten. Der Uebergang zu der Stelle hin, wo er und seine Gefährten mit dem Boote zusammentreffen wollten, war daher nur auf einem Umwege und mit großen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, gelang aber endlich auf der schmalsten Stelle des Sundes, wo sich schon frisches Eis angelagert hatte, und nach einem mühseligen Marsche über das Eis erreichten unsere drei Wanderer das Eisfeld. Als sie jedoch auf dessen Verbindung mit dem angetriebenen Packeise angekommen waren und eine der aufrechten, gleichsam verworfenen Schollen erkletterten, legte es sich jählings wie eine Eisrinde um Hermann's Herz, weil er nirgends eine Spur von dem Boote sah, das nach seiner Berechnung und Wahrnehmung doch längst hätte hier sein sollen. Der Gedanke, wenn der Kutter gescheitert wäre, durchzuckte ihn mit einem jähen Schreck und trat ihm unwillkürlich auf die Lippen. Aber Hölk, der alte Matrose, war anderer Ansicht. „Macht Euch deßhalb keine Sorgen, Maat!“ sagte er; „der Kutter liegt ohne Zweifel landwärts in einer der Buchten im stärkern Eise, wo er besser landen kann als dort draußen. Schreien wir ihn einmal an!“ Und er erhob seine Stimme aus Leibeskräften zu dem Anruf; aber keine Antwort erfolgte, und vergebens ward der Versuch mehrfach wiederholt. Nun schien auch Hölk ernst zu werden. „Jetzt bleibt uns nichts Anderes übrig, als uns zu theilen und den ganzen Saum des Eisfeldes abzusuchen, ob wir keine Spur von dem Boote entdecken,“ sagte er; „dort hinten auf der kleinen Anhöhe wollen wir zusammenkommen, und wer zuerst das Boot erreicht, der verkündet es den Anderen durch einen Flintenschuß.“

Die beiden Matrosen führten nämlich ebenfalls Gewehre, mit grobem Hagel geladen. Gesagt, gethan! Hermann wählte den südlichen Saum des Eisfeldes und kletterte rüstig über die Unebenheiten desselben hin. Noch war er aber keine Viertelstunde unterwegs, so sah er plötzlich in geringer Entfernung von sich einen Eisbären, welcher träge in einer Vertiefung des Eises geruht hatte, aufstehen und die Schnauze in die Luft recken, als ob das Thier Witterung von ihm bekommen habe. Hermann kletterte gerade über einige Spitzen angetriebenen Packeises hinweg und sah mit einigem Unbehagen, daß er nun auch von dem Thiere bemerkt war. Von seinen Gefährten war weit und breit nichts zu sehen, und die Begegnung mit solch' einem riesenhaften, grausamen Raubthiere gehört keineswegs zu den angenehmen. Der Bär ließ ihm jedoch keine Zeit zum Ausweichen, denn kaum war er der in Pelz und Leder gehüllten Gestalt ansichtig geworden, so machte er Jagd auf Hermann. Dieser versuchte anfangs dadurch zu entkommen, daß er sich hinter höheren Eisspitzen duckte und dann auf dem ebeneren Eise aus Leibeskräften lief. Aber der Eisbär war ein listiger, alter Geselle und hatte ihn bald ausgemacht und eine regelrechte Jagd auf ihn angestellt. Wie und wohin Hermann sich auch wenden mochte: der Bär war ihm bald auf den Fersen, und endlich hielt sich das Thier so, daß es ihn nicht mehr aus dem Auge verlor. Einmal schien die Gestaltung des Eises, das hier zwischen Höckern und Hügeln eine Art Hohlweg bildete, Hermann's Flucht zu begünstigen; als er jedoch dieses Defilé im Eis kaum eine Minute lang verfolgt hatte, hörte er plötzlich ein tiefes Brummen, und sah etwa fünfzig Schritte vor sich das gewaltige Thier, welches langsam auf ihn zukam. Hermann sah, daß nun kein Entkommen mehr möglich war; der Ernst seiner Lage gab ihm seine volle Selbstbeherrschung; er blieb stehen und erwartete mit dem Doppelgewehre im Anschlage das Herannahen des Ungethüms, das seiner Beute ganz sicher zu sein schien. Der Eisbär war ein ungewöhnlich großes Thier, sicherlich mehr als eine halbe Tonne schwer, und stieß ein zorniges, dumpfes Knurren aus, während seine Augen mit wilder Gier und funkelnd sein Opfer maßen. Etwa zwanzig Schritte von Hermann richtete sich das Thier auf den Hinterläufen auf und brüllte, — Hermann's Schuß knallte, und der Bär sank mit mit einem gellenden Schmerzschrei wieder auf die Vorderläufe und biß sich ganz wüthend nach der Schulter. In diesem Augenblick gab Hermann den zweiten Schuß ab, wandte sich dann zur Flucht und erstieg schnell die nächsten Eisspitzen. Die beiden Schüsse waren wohlgezielt gewesen; der eine hatte dem Bären die linke Vorderpranke, der andere das rechte Schulterblatt schwer getroffen, und das Thier fuhr mit Wuth-

geheul am Boden herum und biß sich in die getroffenen Theile. Aber solch' ein Thier hat ein zähes Leben, und während Hermann sich bemühte, schnell aber mit Fassung beide Läufe wieder zu laden, und zu diesem Zwecke sich hinter einem Eisklumpen aufgestellt und seine Pistole vor sich hin gelegt hatte, sah er den Eisbären unter wüthendem Gebrüll hinkend gegen sich heran kommen. Das Thier war glücklicherweise so gelähmt, daß Hermann noch mit Laden fertig ward. Er zielte daher ruhig, bis er den Kopf des Bären, der sich wieder aufgerichtet, auf dem Korn hatte, und feuerte den einen Lauf ab, schoß dann auf kaum zehn Schritte mit der Pistole nach ihm und machte sich von Neuem auf den Rückzug.

In diesem Augenblicke hörte Hermann von der See her den dumpfen Knall zweier entfernten Schüsse und sah den Kutter südwärts um eine vorspringende Landspitze von einem andern Eiland biegen; dieß war eine tröstliche Wahrnehmung für Hermann, welcher nach einem hastigen Laufe von etwa 150 Schritten sich abermals umwandte und nun sah, daß ihm der Eisbär noch immer, wenn auch langsam, folgte, daß aber auch der andere Matrose ihm ziemlich nahe war. Er beeilte sich daher, seinen abgeschossenen Lauf von Neuem zu laden, und stieg dann vorsichtig auf die Eisfläche hinunter, mit gespanntem Hahn seinen Verfolger erwartend. Der Tag neigte sich zu seinem Untergange, und der Kutter näherte sich rasch. Aber auch Hölt kam heran und sah schon von ferne, wie Hermann aus geringer Entfernung den Eisbären mit einem weiteren Schusse in den Rückgrat lähmte, so daß es ihm und den beiden Matrosen gelang, das Ungethüm mit einigen weiteren wohlgezielten Schüssen zu erlegen, obschon es erst nach der vierzehnten Kugel verendete. Rasch ward der Rest des Tages dazu benützt, das Thier abzustreifen; und dieß war kaum geschehen, so landete der Kutter an dem Eisfelde, und die drei Abenteurer schifften sich mit ihrer Beute ein und machten sich auf die Rückfahrt. Erst gegen Mitternacht erreichten sie das Schiff wieder, welches seit Einbruch der Nacht alle Viertelstunden Signalfeuer angezündet und einige Raketen losgebrannt hatte, um dem Boote draußen die Richtung des Schiffes zu bezeichnen.

Kapitän Steffens war über den Mißerfolg dieser Expedition sehr mißmuthig, allein auch in der Back hatten die Nachrichten der mit dem Kutter draußen gewesenen Matrosen die Unzufriedenheit der Mannschaft auf die Spitze getrieben und eine Krisis herbeigeführt, die schon am folgenden Morgen losbrach. Als sich am frühen Morgen der Nebel verzog, ward die Bemannung gewahr, daß zur Linken in einer Entfernung von 15—16 Seemeilen eine schmale Landspitze sich hindehnte, bei welcher man erst einige Tage zuvor geankert hatte. Geradeaus aber und zur Rechten konnte man eine dichte Eismasse von unübersehbarer Länge unterscheiden, welche jedem weiteren Vorwärtskommen Halt gebot, und diese Masse war von losen Fluen umgeben, welche von Stunde zu Stunde in größerer Menge und mit vermehrter Gewalt sich ablösten und gen Süden trieben.

Um einen Begriff von den Mühseligkeiten und Schwierigkeiten zu haben, mit welchen ein Schiff, wenn es einmal so weit in die Polarmeere vorgedrungen ist, zu kämpfen hat, dürfen unsere geneigten Leser nicht vergessen, daß das Eis der Polarregion so hart wie Granit ist und schwimmendem Gestein gleicht. Nun denke man sich aber erst die Wirkung des Zusammenstoßes solcher gewaltigen harten Massen, wenn sie, von heftiger Strömung durch enge Kanäle getrieben, sich an einander reiben, oder vom fest anstehenden Eise alle Vorsprünge und Spitzen abstoßen, oder mit unbeschreiblicher Wucht und einem donnerähnlichen Lärm auf einander prallen, sich überstürzen und dadurch Wirbel und Strudel erzeugen, in welchen die kleineren Stücke herumgetrieben und oft wild emporgeschleudert werden. Ein solches Naturschauspiel ist ganz geeignet, selbst den Muthigsten ein dumpfes Grausen abzunöthigen.

Unter dem Eindruck eines solchen Anblicks und der Nachwirkung der Mittheilungen der von der Expedition Heimgekehrten stand an diesem Morgen die Mannschaft der „Hoffnung" in Gruppen auf dem Verdeck umher, und finstere Blicke und mürrische Worte machten unter ihnen die Runde. Der Kapitän war im Marskorb gewesen, um Auslug zu halten, und kehrte eben zu Hermann zurück, der auf dem Quarterdeck auf und ab ging. „Es ist kaum möglich, bei schwachem Winde durch die Eismassen zu dringen, welche sich dort aufthürmen, mein Freund," sagte er zu Hermann. „Ich habe mich in der Jahreszeit verrechnet, denn der Winter ist über Erwarten früh eingetreten. Wir müssen nun das erste beste Winterquartier beziehen." — „Aber wie sollen wir bei diesem schwachen Winde die Küste erreichen?" fragte Hermann. — „Wir müssen uns von den Booten möglichst nahe hinan bugsiren lassen," erwiederte der Kapitän. — „Das wird kaum angehen; ich fürchte, die Mannschaft ist schwierig geworden, Kapitän! Sehen Sie jene finsteren, drohenden Gesichter!" — Kapitän Steffens sah sich aufmerksam und forschend um und sagte dann ruhig: „Es wird nun alle Festigkeit und Entschiedenheit kosten, deren wir fähig sind. Gehen Sie hinunter, Hermann, und bewaffnen Sie sich, und bringen Sie mir ebenfalls meine Pistolen mit." — „Ist die Sache so ernst, Kapitän?" — „Hm, vielleicht," versetzte dieser; „Petersen hat Aeußerungen fallen lassen, die ich nun erst verstehe. Aber nur kaltes Blut, Freund!"

Eine Minute später kehrte Hermann aus der Kajüte zurück und übergab dem Kapitän ein Paar Pistolen in ein Taschentuch eingeschlagen; seine eigenen trug er in den Brusttaschen seines Pelzrocks. — „Setzt die Jolle aus!" kommandirte Kapitän Steffens, sobald Hermann neben ihm stand. Die Matrosen gehorchten, und unsere beiden Freunde warfen sich bedeutsame Blicke zu. Das Boot ward ausgesetzt und mit einer Bemannung von neun Köpfen versehen; man brachte ein Schlepptau zwischen der Jolle und dem Schiff an, und Steffens gab dem Jollenführer den Befehl, das Schiff westwärts zu bugsiren. In diesem Augenblick trat Jens Petersen zu dem Kapitän, und in seinen grauen Augen lag ein verhaltener Ingrimm. „Ich vermesse mich nicht, von diesen Dingen viel zu verstehen, Kapitän," hub er an, „aber meines Erachtens gewinnen wir nichts, wenn wir jetzt einen westlichen Kurs halten. Nach meiner Ansicht könnten wir mit diesem Winde hier dem Eis den Rücken wenden und in einigen Tagen auf hoher See sein." — „Wohl möglich," versetzte Kapitän Steffens kalt, „aber Herr Frenzel und ich wollen nach der Ostküste von Amerika, nach der Hearne Bay." — „Wozu denn?" fragte Petersen unruhig; „was sollen wir dort? die See beschlägt sich rasch mit Eis und wir riskiren, dort einzufrieren." — „Herr Petersen," sagte Hermann wohlwollend, „es ist nun an der Zeit, Ihnen mitzutheilen, daß wir dort zu überwintern gedenken." — „Ueberwintern?" rief Petersen und ward wirklich todesbleich; „unmöglich! das ist ja reine Tollheit, Kapitän! Sie werden doch zu einem solchen Wahnsinn nicht die Hand bieten, Kapitän?" — „Im Gegentheil," versetzte der Kapitän ruhig und würdevoll; „Herr Hermann Frenzel ist Eigner und Kapitän des Schiffes und hat zu befehlen; ich stehe in seinen Diensten und werde gehorchen." — „Das können Sie nach Belieben halten," rief Petersen in überwallendem Zorn; „ich meinerseits lasse mir nichts von ihm befehlen, denn er ist von Sinnen, und ich kündige auch Ihnen den Gehorsam, Steffens, wenn Sie es mit ihm halten!" — „Genug, Petersen," sagte Hermann mit ruhiger Festigkeit, „hütet Euch vor einem Versuch von Meuterei. Ich werde mir meine Rechte nicht verkümmern lassen. Es sollte mir leid thun, wenn ich Gewalt brauchen müßte, aber beim ersten Anzeichen von Unbotmäßigkeit werde ich nicht ermangeln, mit aller Entschiedenheit einzuschreiten." Petersen las mit einem flüchtigen Blicke auch in den Augen des Kapitäns denselben Entschluß, darum brummte er nur etwas in den Bart und kehrte mit verbissener Wuth nach dem Vorkastell zurück, als ob er der unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgebe.

Mittlerweile kam das Schiff nur langsam vom Flecke,

denn wenn auch die Bootsmannschaft aus Leibeskräften ruderte, so hemmten die Massen von Treibeis doch das Vordringen sehr und drängten die Fahrzeuge mehr südwärts. Endlich sprang jedoch ein leichter Wind auf, der den Druck der Segel erlaubte und allmälig so stark ward, daß man des Bugsirens entbehren und das Boot wieder einnehmen konnte. Die Mannschaft trieb sich lässig auf dem Schiff herum und schaute düster in die bewegten Wogen, durch welche hindurch man sich dem Lande näherte. Nach einigen Stunden, während deren der Wind beinahe drohend stark geworden war, sah man sich inmitten einer großen Wasserfläche, welche ganz von Treibeis frei, aber anscheinend ringsum von Eisbergen umgeben war, und in deren fernstem Hintergrunde dicke, dunkle Nebelstreifen auf festes Land deuteten. Der Wind war schneidend kalt, die Atmosphäre trüb und dunstig, und der Abend brach ungewöhnlich frühe herein, denn einzelne Schneeflocken, die Vorboten eines Schneegestöbers und des eigentlichen Wintersanfanges, fielen schon auf das Verdeck. Unverkennbar war die rauhe Jahreszeit vor der Thüre, und der bitterkalte Wind, welcher die Wogen dieser eisumstarrten Bucht zur Wuth aufpeitschte und hie und da eine vereinzelte Scholle Treibeis mit donnerndem Anprall gegen den Bug trieb, daß die Raaen und Segel klapperten und das Schiff seinen Kurs verlor, machte in Gemeinschaft mit dem anbrechenden Abend diese Naturszene noch verdüsternder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsbriefpost.

Von

Anton Walon.

Das furchtbare Unglück, das jüngst die Stadt Sanjago in Chili betroffen, der Brand der Kirche La Compania, bei dem mehrere tausend Menschen umkamen, hat einen Mißbrauch aufgedeckt, der auf die Geistlichkeit jenes Landes einen



Die Himmelsbrieflade (el buzon de la virgen) vor der Companiakirche in Sanjago.

schweren Vorwurf legt und zeigt, wie tief ein Volk noch steht, das solchem Unfug Glauben schenkt, und wie groß die Kluft zwischen der Mutterkirche und den durch Meere getrennten Gliedern derselben. Die chilesischen Jesuiten hatten die jungen Mädchen und Frauen Sanjagos aufgefordert, sich in regelmäßigen brieflichen Verkehr mit der heiligen Jungfrau zu setzen, um auf solche Weise sich erbitten, wessen das Herz voll sei. Eine besondere Messe wurde zu dem Ende gelesen, um die Bitten zu empfehlen. Ein besonderer versiegelter Briefkasten, der el buzon de la virgen (Briefkasten der heiligen Jungfrau) hieß, war am Eingang der unglücklichen Kirche aufgestellt. Am Abend und zu früher Nachtstunde kamen die jungen Frauen verschleiert und warfen ihre mit Piastern frankirten Briefe verstohlen in die Büchse, Briefe, in denen sie ihre geheimsten Geheimnisse der Jungfrau Maria anvertrauten. Bald kamen die Gatten, Verlobten, auch wohl andere Indiskrete diesen schönen Schatten auf die Spur, und sobald sie verschwunden waren, holten sie mit in Wachs getauchten Stäbchen die Briefe aus der Lade. Natürlich entstanden daraus Szenen aller Art: Eifersucht und Rache spielten ihr grelles Spiel. Die Geistlichkeit sah sich dadurch veranlaßt, die Brieflade in das Innere der Kirche zu versetzen, dicht neben den Altar, wo man sie überwachen konnte. Aber die Sache ruhte dadurch nicht: man schrieb die vermehrten Geschenke an die Kirche, das häufige Eintreten in die Nonnenklöster dem Einfluß dieser Briefladen zu. Die Väter der Gesellschaft fanden sich endlich genöthigt, einen feierlichen Moment zur Eröffnung der Lade zu wählen und die Briefe vor den Augen der Andächtigen zu verbrennen. Die Bittstellerinnen wohnten diesem feierlichen Akte bei, und auf ein gegebenes Zeichen öffnete der Priester die Lade, legte die Briefe auf einen silbernen Teller und verbrannte sie, nachdem er den Segen darüber gesprochen. Dieses Auskunftsmittel brachte die Verläumdung indeß nicht zum Schweigen. Man fragte sich, ob die verbrannten Briefe auch wirklich die in die Lade geworfenen seien, oder ob diese Briefladen nicht vorher geöffnet worden, wie dieß schon bei so mancher Abstimmung

mit den Wahlurnen geschehen ist. Die angesehensten Familien hatten sich bereits gegen diesen Mißbrauch zusammengethan, als die Kirche mit sammt der Lade am 8. Dezember verbrannte. Es war am letzten Tage der Marienfeste, welche



Das Verbrennen der Briefe.

vom 8. November bis zum 8. Dezember dauerten und deren Mittelpunkt gerade diese Kirche gewesen. Man begreift jetzt die kolossale Masse der Frauen, die sich damals in der Kirche befand, und die Entrüstung, die sich nach dem schrecklichen

Ereigniß in Sanjago kund gab. Die Bilder, die wir unserer Schilderung beifügen, sind treu; wir wollen hoffen, daß sie in Wirklichkeit nicht wieder in's Leben treten.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 19.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 18.

Schwarz.	Weiß.
1) T. F 1 — F 8 †	1) D. E 5 — B 8.
2) L. B 4 — D 6	2) T. H 6 nimmt D 6. Auf E 7 — D 6 folgt B 6 — B 7 Schach und Matt.
3) T. F 8 nimmt B 8 . . .	3) K. A 8 nimmt B 8.
4) T. H 1 — H 8 Schach und Matt.	

Bilder aus dem Zuchthause.

Von

F. F. Engelberg.

II.

Ein Fälscher.

Es gibt eine Art Fälscher, die nichts weniger als eine Fälschung haben ausführen wollen. Man denke sich nur den Fall: irgend ein Dienstbote bekommt Appetit zu einer guten Cigarre; er hat aber kein Geld, auch keinen Kredit, und dennoch steigert sich das Verlangen bis zum unabweislichen Bedürfniß. Die Noth, auch die eingebildete, macht erfinderisch; sie läßt auf den Einfall kommen, die Cigarre im Namen eines Andern, vielleicht seines Dienstherrn, der ihm ja zunächst steht, zu fordern. Um dieß Vorgeben aber glaubhaft zu machen, setzt er sich hin und schreibt im Namen dieses Dritten, jedoch ohne dessen Wissen und Willen, folgende Worte: „Schicken Sie mir durch Ueberbringer dieses zwei Stück Cigarren, das Stück für sechs Pfennige. Den Betrag werde ich zahlen.“ Befördert nun der Verfasser dieß Schriftstück an die Adresse — natürlich ohne zu sagen, daß dasselbe gefälscht ist — und erhält er die Cigarren, so ist das Verbrechen der Fälschung vollendet; erhält er die Cigarren nicht, weil die Fälschung des Schriftstückes entdeckt ist, so ist dasselbe Verbrechen versucht, in dem einen wie in dem andern Falle aber eine zweijährige Zuchthausstrafe und außerdem auch noch eine Geldbuße verwirkt.

Von dieser Art Fälscher, die nicht wußten, was sie gethan, will ich hier nicht reden, obgleich deren sich viele in der Strafanstalt befinden, und darunter manche interessante Erscheinung hervortritt. Ein anderer Fälscher erregte meine Theilnahme und später auch mein inniges Mitleiden; von ihm will ich erzählen.

Dieser Fälscher war ein ältlicher, aber noch kein alter Mann, wenn gleich seine Hände zitterten, die Brust zusammengezogen, der Rücken gekrümmt und der Kopf fast vollständig kahl war. Das Gesicht dieses Mannes hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, der gar nicht leicht zu verstehen war. Ich glaubte darin großen Schmerz, unendlich tief empfundene Wehmuth, daneben aber auch eine himmlische Ruhe, einen durch nichts gestörten Seelenfrieden finden zu müssen; von Gewissensbissen oder überhaupt von einem Schuldbewußtsein konnte ich keine Spur wahrnehmen. Der Mann schien mir nicht der Verbrecher, sondern das Opfer des Verbrechens zu sein; er schien mir in seiner Reinheit, die an diesem Orte allerdings einzig dastehen mußte, den Muth und die Kraft gefunden zu haben, den Schmutz, die Verdorbenheit, das Laster, mit Einem Worte: das Schreckliche seiner Umgebung vergessen zu können. Und dazu gehört nicht nur ein fester, ein unbeugsamer Wille, sondern auch ein reines Herz.

Man sagt, die Luft in dem Gefängnisse sei ansteckend. Das ist nicht so ganz und gar unrichtig. Es liegt dieß eines theils in der gemeinschaftlichen Arbeit und anderntheils in der Vereinigung der Sträflinge am Abend und während der Nacht in größeren Schlafzimmern. Diese Gemeinschaft gestattet eine zwangslose Unterhaltung, trotz aller Beaufsichtigung. Die verdorbensten Subjekte sind die Wortführer; sie spielen die Hauptrolle, von ihnen wird das Laster und die Sünde, zehnfach übertrieben, wiedergegeben, und dadurch ein langsam aber sicher wirkendes Gift ausgestreut, das alles vorhandene Gute nach und nach verdorren und ersterben läßt. Gegen dieses Gift gibt es in seltenen Fällen ein wirksames Mittel. Das natürliche Bedürfniß des Menschen nach Unterhaltung und nach Gesellschaft, das, weil das Alleinsein an diesem Orte gefürchtet ist, nirgends lebhafter auftritt und sich kundgibt, als eben in den Strafanstalten, macht von vorneherein jedes Mittel wirkungslos. Es gibt allerdings auch solche Sträflinge, welchen die Reden ihrer Genossen ein Gräuel sind, das ist aber nur der erste Eindruck. Je öfter sie diese Reden, diese Erzählungen hören — und hören müssen sie, wenn sie auch nicht wollen, sie können das auf keine Weise verhindern — desto mehr stumpft sich dieser erste Eindruck ab. An die Stelle des Abscheus tritt nach und nach Gleichmuth und zuletzt Interesse. Das mag nicht glaublich erscheinen, und doch ist es die zuverlässigste Wahrheit, die Erfahrung hat dieß in unzähligen Fällen bestätigt.

Unser Fälscher war dem ersten Eindrucke treu geblieben, er hatte noch nichts gelernt, weil er nichts lernen wollte, und erklärte dieß durch die Bemerkung: „Ich will hier nicht sterben, ich will meine Familie wieder sehen und mit meiner Familie wieder leben.“ Diese Erklärung war einfach und rührend zugleich, sie legte das Innere dieses Mannes bloß. Als ich ihn bat, mir über seine Verhältnisse und namentlich über die Veranlassung zu seiner Bestrafung Mittheilung zu machen, erzählte er mir Folgendes:

In meiner Jugend war ich Schreiber, dann wurde ich Registrator, und zuletzt bei dem Land- und Stadtgericht in —d Sekretär. Zu meinen amtlichen Funktionen gehörte namentlich die Führung der Hypothekenbücher und die Ertheilung der Eintragungsbescheinigungen. Diese Verrichtungen fordern Pünktlichkeit, Akkuratesse, Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit. Diesen Anforderungen habe ich viele, viele Jahre hindurch genügt. In meinem Amte hat mich niemals ein Vorwurf getroffen, meine Leistungen befriedigten und wurden ebenso wie mein sonstiges Verhalten nicht nur anerkannt, sondern auch als Muster hingestellt und zur Nachahmung empfohlen. Ich that das nicht, um mich besonders

hervorzuthun, denn ich bin nie ehrgeizig gewesen, ich handelte so, weil ich mich von Jugend auf an die pünktlichste und gewissenhafteste Erfüllung meiner Pflichten gewöhnt hatte. Meine Familie machte mich glücklich. Ich habe eine Frau, die mich wahrhaftig und mit wahrer Hingebung liebt, die meine Fehler und Schwächen mit einer Engelsgeduld ertragen hat, die nie launisch, nie rechthaberisch, nie begehrlich, nie anmaßend, nie zänkisch war, die mit Selbstverläugnung und Aufopferung Alles für mich und für die Kinder gethan hat, die stets sanftmüthig, geduldig und ergeben gewesen ist und in alle Lagen sich zu schicken wußte, kurz, die nicht mehr sein wollte, als Frau und Mutter. Wir haben zwei Kinder: einen Sohn und eine Tochter. Beide sind wohlgerathen und, wie ihre Mutter, anspruchslos, bescheiden, dienstfertig gegen Jedermann. Sie haben mir und der Mutter nie Aerger bereitet, keinen Kummer gemacht, uns Alles an den Augen abgesehen, das vierte Gebot nicht allein auswendig gelernt, sondern auch begriffen, beachtet, bewahrheitet.

Ich habe kein Vermögen, meine Frau ebenfalls nicht, wir waren arm. Mein Gehalt, der nicht hoch war, namentlich in den ersten Jahren unserer Ehe, reichte jedoch aus, unsere bescheidenen Ansprüche zu befriedigen, uns niemals in Noth gerathen zu lassen. Wir hatten Alles, was wir wünschten, weil unsere Wünsche nicht über unsere Verhältnisse hinausgingen; wir waren glücklich, weil wir zufrieden waren, nicht mehr haben wollten, als unsere Verhältnisse gewährten.

Und dennoch hier in diesem Hause, und dennoch ein Verbrecher! Ja, ja, ich bin wirklich ein Verbrecher, ich leide nicht unschuldig, meine Strafe ist gerecht. Ich hatte einen Freund, einen wahren, einen aufrichtigen Freund, der mir und dem ich Alles war. Kein Tag verging, der uns nicht zusammengeführt hätte. Unsere Lebensanschauungen gingen nie weit auseinander, und wenn das je einmal der Fall war, wenn der Eine nicht das wollte, was der Andere begehrte oder zu erreichen wünschte, so bedurfte es nur eines Wortes, oft auch dieß nicht einmal, nur eines Blickes, und unsere Wünsche trafen zusammen und vereinigten sich. Wir theilten alle Freuden und alle Leiden, hatten gegenseitig keine Geheimnisse, und wenn der Eine Unterstützung nöthig hatte, so half der Andere wo und wie er nur konnte, ohne vorher gebeten zu sein und ohne Dank zu erwarten und zu beanspruchen; es verstand sich das Alles von selbst. Dieß schöne Verhältniß hat nur der Tod gelöst.

Von den glücklichen Stunden, welche ich in dem Umgange und in dem Verkehr mit meinem Freunde gehabt habe, will ich nicht sprechen, ich mußte das Verhältniß nur im Allgemeinen erwähnen, weil aus demselben mein Unglück hervorgegangen ist.

Mein Freund hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, ein talentvoller Mensch, ging zur Universität. Er kostete dort seinen Vater wenig, da ihm einige Stipendien verschafft waren, aber er kostete doch und machte Ausgaben nöthig, welche mein Freund bis dahin nicht gekannt hatte, und welche, da derselbe ebenfalls kein Vermögen besaß, vielfache Verlegenheiten herbeiführten. Diese Verlegenheiten steigerten sich, als die älteste Tochter sich verheirathen und eine Ausstattung und eine Mitgabe beschafft werden sollte.

Arme Beamte sind in einer schlimmen Lage. Sie personifiziren ein glänzendes Elend: äußerlich Wohlhabenheit, innerlich Entbehrung und drückende Sorgen. Man fordert und erwartet von ihnen ein anständiges Auftreten und Verkehren in und außer dem Dienste, gewährt aber dafür keine Mittel, und vergißt ganz und gar, daß die Gehalte der untern Beamten in keiner Weise zu den jetzigen Verkehrsverhältnissen passen. Dieß hat erschrecklich viel Nachtheile im Gefolge, sowohl in Bezug auf die dienstliche, als auch in Bezug auf die Stellung, welche der Beamte zur Familie und mit dieser zur Gesellschaft einnimmt. Es kommt hier nicht darauf an, diese Nachtheile zu spezialisiren und nachzuweisen, ich will sie nur andeuten und ganz allgemein auf die Steigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bis zur Kartoffel herab, der Produkte der Handwerker und der Löhne der gewöhnlichen Handarbeiter und Dienstboten, und dieser Steigerung gegenüber auf das unveränderliche Verbleiben der lange vorher fixirten Gehalte hinweisen.

Mein Freund lebte höchst einfach und eingezogen, er vermied Alles, wodurch Ausgaben nöthig wurden, und beschränkte sich auch in seinem Hause auf das Allernothwendigste. Dennoch war er nicht im Stande, durch die erzielten Ersparnisse so viel zu erübrigen, um die Ausgaben für seinen Sohn und seine Tochter decken zu können; er mußte Schulden machen. Außerdem war derselbe auch schwach genug, gegen seinen zukünftigen Schwiegersohn seine wahren Verhältnisse nicht einzugestehen, diese für besser hinzustellen, als sie in Wirklichkeit waren. Das vergrößerte seine Verlegenheiten. Um sich von diesen frei zu machen, faßte er den Entschluß, durch Nebenverdienst sich etwas zu erwerben, das heißt, die Stunden, welche der Dienst ihm freiließ und welche dem armen Beamten zur Erholung dringend nothwendig sind, durch mühsame, in der Regel geisttödtende Arbeiten auszufüllen. Es war wenig, was dabei verdient wurde, aber es war doch immer ein Zuwachs zu dem Diensteinkommen, von dem sich ein Schuldentilgungsfond bilden ließ. Und doch lag hierin ein doppeltes Unrecht. Einmal ein Dienstvergehen; denn der Beamte soll und darf keinen Nebenerwerb haben, er muß sich mit dem begnügen, was sein Amt einbringt, wenn das für seine Familienverhältnisse auch unzureichend ist; das andere Mal eine Ueberschätzung der eigenen Kräfte, ein Untergraben der Gesundheit, eine Verkürzung des Lebens.

Wenn ich meinen Freund hierauf aufmerksam machte, was täglich geschah, so erklärte er jedesmal: „Daß ihm kein anderes Mittel bleibe, um sich wieder frei zu machen; er müsse etwas riskiren; am Ende werde man ihn nicht gleich fortjagen, und vor dem Krankwerden dürfe er sich schon gar nicht fürchten, das müsse er ruhig abwarten.“ Meine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Nach Jahresfrist, als ich schon lange nichts mehr gesagt hatte, trat dieser Erfolg von selbst ein. Die Arbeitszeit mußte verkürzt werden. Die Brust wollte das anhaltende Sitzen nicht mehr ertragen; das Auge, namentlich am Abend und während der Nacht, also gerade zu der Zeit, wo es ihm am nöthigsten war, nicht mehr ausreichen. Es waren dieß die ersten Anzeichen eines tief wuchernden, unheilbaren Leidens, welchen nie große Bedeutung beigelegt wird, weil sie leise, mit einer gewissen Schonung auftreten und bald vorübergehen.

Auch meinem Freunde machte nicht etwa das Leiden selbst, sondern nur der dadurch geschmälerte Erwerb Kummer; auch er legte demselben keine Bedeutung bei. Ein Umstand beschleunigte indessen das Wachsthum dieses Kranksein. Der Hauptgläubiger forderte Befriedigung, versagte den Kredit und jede fernere Nachsicht. Das Geld hatte mein Freund nicht beisammen, er hatte auch keine Aussicht, dasselbe herbeizuschaffen, und zudem mußte er befürchten, daß, wenn dieser Gläubiger mit einer Klage aufträte, ihm andere folgen würden. Mein Freund war trostlos; seine Klagen schnitten mir tief in die Brust, weil ich nicht helfen konnte, weil ich für ihn nur Worte und kein Geld hatte, und dann auch weil ich mir sagen mußte, daß derselbe seine unglückliche Lage zum großen Theil selbst verschuldet habe. Ja, gewiß, er hatte sie verschuldet, er hätte bei seiner Armuth den Sohn nicht zur Universität gehen, das Talent, die Anlagen nicht beachten, das Alles verkümmern lassen und den Jungen lieber bei einem Schuster in die Lehre geben sollen; er hätte auch die Tochter nicht ausstatten, sie arm und bloß fortgeben, oder lieber auf die Verbindung verzichten müssen. Das Alles sagte ich mir, wie Andere sich das sagten; und dennoch war ich nicht im Stande, meinem Freunde einen Vorwurf zu machen; er hatte ja die edelsten Absichten gehabt, ein schönes, ein erhabenes Ziel: das Glück seiner Kinder, für welches ja der Vater und die Mutter so willig und

gern auch die schwersten Opfer bringen, erreichen wollen; für sich wollte er nichts, gar nichts, im Gegentheil, er wollte seine Ruhe, seine Bequemlichkeit für seine Kinder aufgeben, für diese arbeiten, entbehren und darben, für diese seine Stellung und seine Gesundheit auf das Spiel setzen, Alles, Alles nur für die Kinder, um diesen eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten, sie glücklich zu machen. Ach, wer die Sorgen kennt, mit welchen ein Mann in den Verhältnissen meines Freundes täglich zu kämpfen hat, der wird auch anerkennen müssen, wenn er bestrebt war, diese Sorgen von seinen Kindern fern zu halten. Und dann hatte er sich ja durchaus keines unerlaubten Mittels bedient: er hatte Kredit gefordert, der allerdings zu seinen Verhältnissen nicht genau paßte, aber man hatte denselben nicht verweigert, man hatte gegeben was er verlangte.

Der stürmische Gläubiger hatte binnen vierzehn Tagen Zahlung gefordert. Eine Woche war bereits verflossen. Ich hatte verschiedentlich den Versuch gemacht, einen Vergleich zu vermitteln, Theilzahlungen anzubieten und für die pünktliche Einhaltung derselben mich zu verbürgen; jedoch vergeblich; ich wurde zuletzt mit harten, tief verletzenden Worten fortgeschickt, meine Ehrlichkeit bezweifelt und meine Bürgschaft keinen Schuß Pulver werth gehalten. Das war böse gehandelt von dem Manne, der zwar mein Anerbieten zurückweisen konnte, mich aber nicht beschimpfen durfte.

Vom siebenten bis zum zwölften Tage quälten wir uns ab Hülfe zu schaffen; wir durchliefen die Stadt, pochten bei allen Bekannten und dann auch bei solchen Leuten an, die allgemein als wohlthätig und mildherzig gerühmt wurden, aber ohne Erfolg; uns wurde keine Thüre aufgemacht, keine Hülfe zu Theil, wir trafen an jedem Abende müde und an Hoffnung und Vertrauen ärmer wieder zusammen. Als wir uns am Abende des zwölften Tages trennten, erklärte mein Freund, daß er die Schande nicht überleben könne, daß dieß sein Tod sein werde. Dabei weinte er wie ein Kind und hörte nicht auf das, was ich zu seiner Beruhigung sagte. Ich verließ ihn in großer Aufregung, ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Vertrauen.

Es war eine entsetzliche, eine schreckliche Nacht, die diesem Tage folgte, eine Nacht, in welcher ich blutige Thränen geweint und die Haut von den Händen mir abgerungen, in welcher ich abwechselnd zu Gott gebetet und die Hartherzigkeit der wohlhabenden, reichen und doch habsüchtigen und geizigen Menschen verwünscht und verflucht habe, in welcher ich zuletzt den Entschluß faßte, den Bund mit dem Guten zu brechen und ein Verbrecher zu werden. Ach, das war eine Nacht voller Schrecken, voller Grauen. Als ich die Hand ausstreckte, um die Werkzeuge zu erfassen, die zur Ausführung meines Vorhabens dienen sollten, da hätte ich laut aufschreien mögen vor Weh und vor Schmerz, und als ich sie gebrauchte, da war es mir, als ob ich mit jeder Bewegung ein Stück meines Lebens losrisse, die Lebensfähigkeit Glied vor Glied erstickte, tödtete. Und doch hielt ich nicht inne, und doch hörte ich nicht auf, Böses zu schaffen. Wenn ich schwach wurde, wenn die Kräfte erlahmten, so trat unwillkürlich das Bild meines Freundes mir vor das Auge, seine Leiden und seine Schande, und dieß trieb mich immer wieder zu erneuerter Thätigkeit an.

Endlich am frühen Morgen war das Werk vollendet, fertig bis auf eine Kleinigkeit, die ich nicht in meiner Wohnung hinzufügen konnte, aber auch meine Kräfte waren erschöpft, ich war krank. Und doch durfte ich nicht krank sein, denn ich hatte nur erst einen Theil meiner Aufgabe gelöst. Mit gewaltsamer Anstrengung schleppte ich mich nach dem Gerichte, drückte da meinem Werke das Gerichtssiegel auf, und dann eilte ich wieder fort, um den Lohn, den Preis für meine Kainsarbeit, den Judaszins, zu holen. Ich bekam Geld, weil ich nun Sicherheit bieten, ein Pfand geben konnte, weil man die Sicherheit für genügend, das Pfand für echt hielt, weil Geld da war und mit diesem ein Geschäft gemacht werden sollte. Und wie glücklich machte nicht der Besitz dieses Geldes! wie vergaß ich darüber Alles, meine Sorge, meine Angst und meine Schuld. Ich fühlte mich nicht mehr schwach, das Geld hatte mich wieder stark gemacht, mir meine Sicherheit wieder gegeben; ich eilte hin zu meinem Freunde und gab ihm Alles, nicht allein Geld, sondern mit dem Gelde auch die Ruhe, den Frieden und das Vertrauen auf Gott und gute Menschen, das er verloren hatte, wieder. Auch er war glücklich, und in seinem Glücke dachte er nicht mehr an das, was er gesorgt, getragen, gelitten, ja er dachte nicht einmal daran, mich zu fragen, wie ich zu dem Gelde gekommen sei. Er hat das nicht erfahren, das ist mein Geheimniß geblieben.

Zur Einlösung des gefälschten Pfandes war mir ein Jahr Frist gegeben. In dieser Zeit legte ich mir die größten Entbehrungen auf; ich aß weniger, oft gar nicht, oft nur trockenes Brod; ich ging nicht mehr spazieren, um das Schuhwerk zu schonen; ich legte meine Dose, meine Pfeife zurück und trank kein Bier, noch viel weniger Wein. Dennoch ging das Sparen nur langsam von statten. Außerdem bereitete mir mein Gewissen unaussprechliche Qualen, ich hatte an keinem Orte Ruhe, eine entsetzliche Furcht und erblickte in jedem Menschen einen Mitwisser oder einen Angeber. Diese beständige Aufregung zehrte meine Kräfte auf und beugte und krümmte Rücken und Nacken. Man hielt mich für krank, wollte mich schonen, den Dienst mir leicht machen und nahm mir einen Theil meiner Arbeiten ab. Das verschlimmerte aber nur das Uebel. Ich war mehr unbeschäftigt und quälte mich nun mit Vorwürfen, daß ich meine Dienstunfähigkeit verschuldet habe, oder vielmehr, daß ich mich für dienstunfähig ansehen lassen mußte, ohne die wahre Veranlassung zu meinen Leiden angeben zu dürfen.

Die Tage, die ich damals verlebte, waren viel entsetzlicher, als die sind, welche ich hier in dem Zuchthause zubringe. Ich kann meinen Zustand nicht beschreiben, er war so unerträglich, daß ich oft entschlossen war, demselben ein Ende zu machen, und daran nur durch die Hoffnung, daß es mir doch noch gelingen möchte, das Geld zusammen zu bringen und das Pfand wieder einzulösen, zurückgehalten wurde. So habe ich sechs volle Monate verlebt; von da an wurde es etwas besser. Ich hatte die eine Hälfte meiner Schuld zusammengespart und abgezahlt, also die Möglichkeit vor mir, mich frei zu machen. Das gab mir Sicherheit, ließ mich freier athmen und die Zukunft weniger düster sehen.

Etwa im zehnten Monat, nachdem ich schon wieder einen Theil zurückgelegt hatte, wurde mein Freund krank, er konnte nicht mehr ausgehen und bald darauf auch nicht mehr aufstehen. Die Krankheit griff mit rasender Schnelligkeit um sich, vielleicht deßhalb, weil sie bis dahin durch gewaltsame Anstrengung unterdrückt worden war. In der Nacht vom 16. bis 17. November 1849 wurde ich zu ihm gerufen, weil er Abschied von mir nehmen wollte. Die Nacht war stürmisch, feucht und kalt; in mir war es ebenso, Alles in Aufregung. Mein Freund lag bereits im Sterben; als ich zu ihm eintrat, erkannte er mich nicht mehr. Ich hatte noch niemals einen Menschen sterben sehen; was ich sah, preßte mir das Herz zusammen und erfüllte mich mit Entsetzen. Wie das Auge seinen Glanz verlor, wie es trocken wurde, glasig, unbeweglich starr; wie der Athem kürzer und immer kürzer wurde und Minuten lang ganz ruhete; wie das Fleisch die Seele nicht loslassen, wie es sie festhalten wollte um jeden Preis; wie die Ermattung den Schweiß herauspreßte; wie das Fleisch in dem Kampfe immer schwächer und schwächer wurde, bis es nur noch krampfhaft zuckte; wie endlich doch die Seele sich losriß, gewaltsam, mit einem Ruck, daß der Körper davon erzitterte und erbebte, und wie dann mit einem Male Alles ruhig und still wurde, nichts mehr sich rührte und regte, ach, da habe ich aufgeschrieen vor Angst und Schmerz; da habe ich mich auf den leblosen Körper hingeworfen, diesen umklammert und dann die Besinnung verloren. Mein Freund war todt.

Ich fühlte zuerst nur dieß, nur den Verlust seiner Liebe,

seiner Theilnahme, seines Mitgefühls, seines tröstlichen Zuspruchs, seines klugen, verständigen Rathes und empfand in mir eine Leere, die nichts auszufüllen vermochte, weder meine dienstlichen Verrichtungen, noch die Liebe meiner Frau und Kinder. Vielleicht war das nicht recht, ich hätte mich beherrschen sollen; ich bin indeß nie stark gewesen, habe mich stets von dem Augenblicke hinreißen lassen und hatte auch in diesem Falle meinen natürlichen Empfindungen keinen Widerstand entgegensetzen können, nicht einmal entgegensetzen wollen.

Später ist es mir allerdings ganz unbegreiflich gewesen, daß ich in dieser Zeit auch nicht ein einziges Mal an meine Schuld und an das verübte Verbrechen gedacht habe, daß ich für nichts weiter Sinn hatte, als für die Erinnerung an den verstorbenen Freund; ich kann das nur dadurch erklären, daß die fortwährenden Gemüthsbewegungen meinen Geist abgestumpft und mich gleichgültig und empfindungslos gemacht haben mußten.

Aus dem Vergessen meiner persönlichen Verhältnisse wurde ich durch eine schriftliche Mahnung meines Gläubigers aufgeschreckt. Die Frist war verstrichen, und ich sollte nun sofort zahlen. Aber ich hatte kein Geld; denn mit meinen Ersparnissen hatte ich den Freund während seiner Krankheit unterstützt, und auch noch die Kosten der Beerdigung vorgestreckt, da derselbe nichts, gar nichts hinterlassen hatte. Ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, wollte bald dieß, bald jenes thun, konnte jedoch zu keinem Entschlusse kommen, und während ich noch über die einzuschlagenden Schritte im Unklaren mich befand, war die mir gestellte Frist bereits abgelaufen und — das Verbrechen entdeckt. Von



Bilder aus dem Zuchthause: Der Tod des Freundes. (S. 380.)

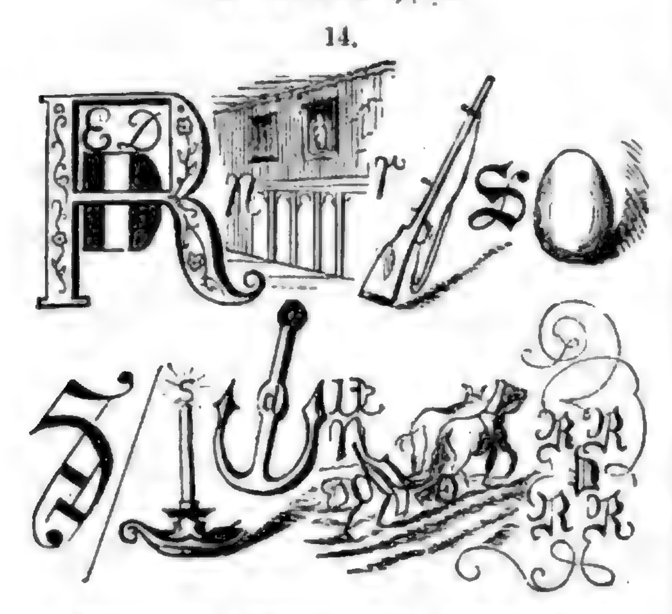
da an ist mir nur begegnet, was jedem Sträfling begegnet ist: auf die Entdeckung folgte die Verurtheilung zur Strafe.

Ich könnte damit eigentlich schließen. Die Untersuchung bot bei meinem offenen Geständnisse auch gar kein Interesse, nur erwähnen will ich noch, daß die Entdeckung des Verbrechens rein zufällig geschehen ist. Mein Gläubiger war nämlich befreundet mit dem Gerichtsbeamten, dessen Unterschrift ich fälschlich mit unter die Urkunde gesetzt hatte. Als ich nun keine Zahlung leistete, mich auch sonst nicht sehen ließ, hatte er — eigentlich nur um sich Gewißheit über den Werth des verpfändeten Hypotheken-Instruments zu verschaffen — dieß hervorgeholt und dem Beamten vorgelegt. Die Unterschrift war zwar täuschend ähnlich, aber nicht ganz sicher und fest nachgeahmt; ich hatte bei dem Schreiben gezittert. Außerdem hatte der Beamte sich auch gar nicht erinnern können, für mich die Eintragung irgend eines Darlehens verfügt zu haben, und deßhalb die Urkunde an sich genommen, um am andern Tage die Grundakten und das Hypothekenbuch einzusehen. Natürlich mußte er sich dadurch sofort von der Fälschung überzeugen. Es war ein strengrechtlicher Mann, dieser Beamte, der nie ein Unrecht übersah, und der es denn auch für seine Pflicht hielt, sofort Anzeige zu erstatten.

Ich habe unendlich viel gelitten, ich habe aber in dem Gebet Muth und Kraft gefunden, dieß zu tragen, und auch das feste Vertrauen, daß der liebe Gott mich als reuigen Sünder, als verlornen Sohn wieder annehmen und mir es zurechnen wird, daß ich nichts Böses gewollt und für mich keinen Vortheil gesucht habe. Die Menschen konnten nicht anders, das Verbrechen mußte bestraft werden.

Bilderräthsel.

14.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 295:

Vor Großbeeren ward das deutsche Vaterland über die Landwehr aufgeklärt.

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

(Fortsetzung.)

Das war gerade in der Zeit, in welcher man sich melden mußte, wenn man aus freiem Willen auf Avancement weiter dienen oder kapituliren wollte, und da dieß jetzt meine feste Absicht war, so ging ich eines Morgens zum Herrn Rittmeister, um ihm mein Anliegen vorzutragen.

Als ich in's Zimmer trat, saß der Herr Rittmeister gerade da und schrieb, und wie er mich erkannte, machte er ein Gesicht, als wenn er plötzlich auf unangenehme Weise enttäuscht worden wäre. Ich konnte gar nicht begreifen, was dem Mann eigentlich in den Sinn gefahren war, und durch was ich es mit ihm verdorben hatte. „Ich weiß, was Du willst!" sagte er, nachdem er mich eine Weile schweigend angesehen hatte. „Ich mag Deinem Glück nicht hindernd in den Weg treten und will daher Deinen Wunsch erfüllen."

Ich konnte zwar nicht begreifen, wie der Herr Rittmeister meine Bitte hatte im Voraus errathen können, machte aber ein ganz vergnügtes Gesicht und wollte eben meinen Dank aussprechen, als der Rittmeister die Stirn unwillig in Falten zog und in seinem gewöhnlichen, kurzen Tone sagte: „Es ist gut, Du brauchst jetzt keinen Dienst mehr zu thun und in vierzehn Tagen kannst Du mit dem Schneider abziehen."

Ich war ganz verdutzt. Mit dem Schneider abziehen? Was sollte denn das bedeuten? Seit jenem Abenteuer in der Bahn hatte mich gerade kein Mensch mehr Schneider genannt, und nun tauchte das Wort auf so unbegreifliche Art im Munde des Herrn Rittmeisters wieder auf? Das war mir ein vollständiges Räthsel. Ich blieb daher, anstatt Kehrt zu machen, stehen und schaute dem Herrn Rittmeister ganz verwundert in's Gesicht.

„Willst Du noch Etwas?" fragte dieser beinahe ungeduldig. „Der Herr Rittmeister werden entschuldigen," begann ich kleinlaut . . . — „Ach, da ist ja weiter gar nichts zu entschuldigen," brauste der Rittmeister auf. „Der Regimentsschneider, der hier ein gutes Geschäft gemacht hat, geht ab, um sich anderswo als Civilschneider zu etabliren, und da Du ein guter Arbeiter bist, so will er Dich mitnehmen und gibt Dir monatlich zehn Thaler, während Du hier nur drei bekommst. Das ist natürlich ein besseres Geschäft; ich liebe aber die Geschäftsleute nicht und d'rum magst Du gehen. Es ist gut!" — „Entschuldigen der Herr Rittmeister," wagte ich noch einmal zu entgegnen, „aber woher wissen der Herr Rittmeister denn das?" — „Woher ich das weiß?" polterte der Rittmeister. „Nun, der Regimentsschneider ist ja selbst bei mir gewesen und hat mit mir über die Sache gesprochen, und Du kommst doch natürlich jetzt . . ." — „Ich kam, um den Herrn Rittmeister zu bitten, mich als Kapitulanten anzumelden," fiel ich ihm in die Rede. „Der Regimentsschneider hat noch kein Wort mit mir über die Angelegenheit gesprochen." Der Herr Rittmeister machte plötzlich ein ganz anderes Gesicht, sah mich lange prüfend an und sagte dann bedeutend besänftigter: „Und nun ich Dir das vortheilhafte Geschäft mitgetheilt habe, willst Du doch . . ." — „Will ich doch gehorsamst bitten, mich als Kapitulanten anzunehmen, denn das ist schon lange Zeit mein sehnlichster Wunsch," entgegnete ich mit fester Stimme.

Der Herr Rittmeister sah aus, als wenn er ein freundliches Gesicht machen wollte, unterdrückte jedoch schnell das Sichtbarwerden dieser Regung und sagte kurz: „Es ist gut. Ich nehme Dich an. Adieu!"

Vier Wochen darauf wurde ich Gefreiter. Der Herr Rittmeister lobte nicht mit Worten, sondern mit Thaten, und das thut auch viel wohler.

Als ich ihm meine dienstliche Meldung machte, sprach ich kein Wort von Dank, sondern raffte alle meine Würde zusammen, blickte ihm dreist und stolz in's Auge, und als er sein gewöhnliches „Es ist gut!" hervorbrachte, machte ich meine Kehrtwendung, daß es knallte und ging im Tempo des Geschwindschritts aus dem Zimmer heraus.

Das war ihm aber lieber gewesen als aller Dank, denn er zwinkerte so freundlich mit dem einen Auge, und jedesmal, wenn er mich auch späterhin ansah, machte er ein so eigenthümliches Gesicht, als wenn er sich eigentlich über mich freute, aber als wenn er es sich nicht merken lassen wollte.

Nachdem ich acht Jahre Gefreiter gewesen war, wurde ich Unteroffizier.

Der Tag und die Zeit, die darauf folgte, war die glücklichste meines Lebens, denn sie vereinigte mich mit dem Mädchen, das ich so unaussprechlich liebte.

Ich war glücklich, sehr glücklich lange Jahre hindurch. Meine Zeit war getheilt zwischen meinen Berufsgeschäften, denen ich mich mit dem größten Eifer hingab, und meiner stillen Häuslichkeit, die mir wie ein kleines Paradies vorkam.

So verging die Zeit; ein Tag glich dem andern, und als mir meine Frau eines Morgens lächelnd ein weißes Haar aus dem Backenbart zupfte, bekam ich beinahe einen Schreck, daß ich an die Grenze des Alters gekommen sei, ohne es recht gewahr zu werden.

Die Zeit war mir furchtbar schnell vergangen, und ich nahm mir nun vor, jeden einzelnen Tag als ein besonderes Geschenk vom lieben Gott zu betrachten und ihn mit größerem Bewußtsein zu genießen. Ich dachte, dann würde ich etwas langsamer leben; denn je älter man wird, desto geiziger wird man mit der Zeit.

Wenn man sich so etwas vornimmt, dann ist es aber gewöhnlich zu spät. Meine glücklichste Zeit lag leider hinter mir, und die Mißgeschicke fingen an sich in mein Leben hineinzuweben.

Bisher hatte unsere Garnison mit der Bürgerschaft in einem sehr hübschen Einvernehmen gelebt. Die Herren Offiziere hatten mit den Civilisten eine gemeinschaftliche Ressource, die Unteroffiziere und Gefreiten besuchten mit den Bürgern und Handwerkern dieselben Lokale, das Militär stand in Liebe und Ansehen im ganzen Ort, und Alles war ein Herz und eine Seele.

Da kam plötzlich der Unfriede in die Stadt. Es war, als wenn es uns angehaucht wäre wie die Kartoffelkrank-

heit; kaum war es jedoch da, so griff die Fäulniß mit entsetzlicher Hast um sich.

Es tauchten Worte und Namen auf, die man früher nicht gehört hatte, es bildeten sich eine Menge von Vereinen, die sich gegenseitig anfeindeten und haßten, das Militär trennte sich gänzlich vom Civil, das Mißtrauen trat an die Stelle des früheren guten Einvernehmens, und die alte, schöne Gemüthlichkeit krankte auf immer dahin.

Das Jahr 1848 kam heran. Jetzt liegt es hinter uns, wir wissen, was es uns gegeben und genommen hat. Es hat gewiß sein Gutes und sein Schlechtes gehabt, aber die alte Gemüthlichkeit hat es uns genommen, und das kann ich ihm nie vergeben.

Es wurde immer unruhiger in der Welt, und wir fingen bereits an uns recht ungemüthlich in unserer Garnison zu fühlen.

Da kam eines guten Tages der Befehl, das Regiment sollte ausrücken und den Schleswig-Holsteinern gegen die Dänen beistehen. Also Krieg! Wirklicher Krieg! Mein Herz pochte mir freudig an die Brust, aber im nächsten Augenblick zuckte es zusammen in wehmüthigem Schmerz. Ich dachte an meine Frau . . . an den Abschied. Der Soldat muß eigentlich gar nicht heirathen . . . im Frieden geht das wohl, aber er ist doch eigentlich für den Krieg. Ein verheiratheter Soldat ist ein Unding. Hängt er an seiner Frau, wie er soll, dann wird er seine Pflicht nicht mit dem freudigen Muthe thun können, wie er es muß, und thut er seine soldatische Schuldigkeit in ihrem ganzen Umfange, dann wird er unfehlbar seine Frau beeinträchtigen. Eine Vereinigung beider Pflichten ist unmöglich. Das Eine halb und das Andere halb, oder das Eine ganz und das Andere gar nicht . . . nein . . . ein Soldat muß eigentlich nicht heirathen.

Acht Tage vor dem Ausmarsch bekam unser alter Wachtmeister seine Entlassung, und ich trat an seine Stelle. Das hätte mich früher unendlich glücklich gemacht, jetzt zog jedoch ein Schmerzenston durch meine Freude. Mir war zu Muthe, als wenn mir das Herz gespalten wäre, und ich wußte gar nicht, wie ich die beiden Hälften wieder zusammen bekommen sollte. Das ist die Schattenseite des Soldatenlebens.

Der Soldat muß sein Herz frei halten oder sein Herz muß leicht sein . . ., nur dann kann er sich glücklich fühlen, oder sich glücklich zu fühlen glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Polen.

Von

Dr. A. Neuß.

Das Flachland, welches man in neuerer Zeit unter Polen versteht, liegt zwischen Warthe und Weichsel; ehemals erstreckte es sich von der Oder bis zum Dnjepr. Nur unbedeutende Hügelreihen durchziehen es, und deßhalb wurde es von den Ureinwohnern auch von pole, Ebene, Flachland, polska genannt; es hat, einige Sandstrecken ausgenommen, sehr fruchtbaren und ergiebigen Boden und gilt nicht mit Unrecht für die Kornkammer Preußens. Seine Bewohner nennen sich polaki, sind meistens römisch-katholisch, nur Wenige sind von den Dissidenten Calvinisten geblieben; außerdem wohnen noch viele Deutsche und Juden in dem Lande. Wir wollen bloß die Polen skizziren. Die Slaven überhaupt, und vorzugsweise die Polen, sind viel lebhafter und erregbarer, darum aber auch jähzorniger und rachsüchtiger, als die unter und neben ihnen wohnenden germanischen Volksstämme. Außer großer Anstelligkeit und Geschicklichkeit zu technischen Verrichtungen, mancherlei häuslichen Tugenden und liebenswürdigen geselliger Eigenschaften, leben sie sorglos der Zukunft entgegen; sie sind zuvorkommend, gefällig und dienstfertig, und vor allen Dingen höflich gegen Jedermann, hauptsächlich gegen das schöne Geschlecht. Der Pole, vornehm oder gering, macht leicht sein padam do nóg (ich neige mich zu Füßen); sogar Kinder aus niederer Hütte werden selten einem Fremden oder einem Vornehmeren diese Begrüßung versagen; sie werden ihm wenigstens den sinnigen Christengruß: Niech bedzie pochwalony Jesus Christus! (Gelobt sei Jesus Christus!) zurufen. Als Gruß sowohl gegen Respektspersonen, wie als Ausdruck des Dankgefühls dient auch der Handkuß oder das Umschlingen der Kniee.

Im Hauswesen ist dem Polen, mit seltenen Ausnahmen, Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit gänzlich fremd; er ist gefall- und putzsüchtig, namentlich sind es die Frauen durchweg; die aus niedern Ständen lieben grelle Farben (knallroth und zeisiggrün) und behängen sich mit allerlei Flitterstaat, die Männer kleiden sich einfacher: ein langer blauer Tuchmantel ist ihr Sonntagsstaat; ein Pelz im Winter, bis fast gegen Johanni hin, ihr nothwendigstes Requisit, im Sommer dagegen eine einfache grau- oder auch blau-leinene Kleidung; ein niedriger runder Hut mit einigen Pfauenfedern, Bändern und Blumen geschmückt, oder eine mit Pelz verbrämte Mütze bilden die Kopfbedeckung. Die Kinder laufen Sommer und Winter ohne Kopf- und Fußbekleidung halbnackend umher und lernen so den Einflüssen der Witterung widerstehen, oder sie erliegen der Macht derselben für immer. Die Weiber sind mit geringen Ausnahmen träge und nachlässig, schmutzig und unordentlich, sie besorgen höchstens die kleine Wirthschaft und den Garten, bessern nothdürftig die Kleidungsstücke der Ihrigen mit allerlei bunten Flecken aus und kennen durchaus keine Industrie. Die polnischen Damen lieben Gesellschaften, haben einen Schnitt à la Paris, bewegen sich leicht, frei und ungezwungen, und kennen die Prüderie mancher deutscher Damen nicht im Entferntesten; sie lieben Musik, die Salons und nicht selten das Kartenspiel. Auf äußern Prunk legen auch sie viel Gewicht und haben gern eine Menge leidiger Domestiken um sich. Geld hat nur einen untergeordneten Werth, Vergnügungen und Lustbarkeiten dagegen einen um so höheren.

Die Physiognomie ist bei Männern und Frauen außerordentlich verschieden; jene haben ein angenehmes, ja bisweilen fast schönes Aeußere, während diese nur selten hübsch, viele sogar häßlich zu nennen sind. Beide tragen kurzes, um den Nacken geradlinig abgeschnittenes Haar, womit die den höheren Ständen angehörigen Damen als politische Demonstration die Trauer um's Vaterland verbinden. Zu ihren Lustbarkeiten gehört der Tanz, den sie leidenschaftlich lieben. Am Sonntage sucht Knecht und Magd, wie der Bauer überhaupt, Gelegenheit in die Stadt zu kommen; zunächst besucht man die Kirche und gleich nach Beendigung des Gottesdienstes — die Schenke, wo bald nach Mittag eine quitschende Geige und ein verstimmter Baß zum Tanze einladen. Hier tanzt der Pole mit seiner Maruschka, oder wie sie sonst heißt, bald rechts, bald links herum in den schnellsten Bewegungen seinen Mazur, bis ihn die Abendstunde an die Rückkehr mahnt, nachdem beide zuvor dem Fläschchen tüchtig zugesprochen haben. Man beneide ihnen diesen Genuß nicht! Sagen sie doch in Erinnerung an die frühere Hörigkeit: „Was ich trinke, ist mein!“ Darin bestand in früheren Zeiten unter polnischer Herrschaft ihr Eigenthum! So lange der Pole nicht durch übermäßigen Genuß von Branntwein allzu sehr erhitzt ist, liefert er beim Zusammentreffen mit Freunden, Verwandten und Gevattern ein wohlthuendes Bild. Da wird auf offener Straße geherzt und geküßt, erzählt und gelacht, und später in der Schenke getrunken, ein Häring mit Semmel verzehrt, und hierbei mit den verschiedenen Geschlechtern die Freundschaft befestigt oder erneuert. Anders ist es im trunkenen Zustande. Beim Tanze erhebt sich plötzlich in einem Winkel des schmutzigen und finstern Tanzlokals ein Tumult; ein Menschenknäuel rollt sich der Thüre zu, ein Schreien, ein Toben und Fluchen erfüllt den Raum, der Schenker schließt seinen Schanktisch und verriegelt sich, wenn er seine Gläser und Flaschen erhalten will; es sind zwei Todfeinde an einan-

der gerathen, sie prügeln sich blutrünstig, raufen sich die Haare aus und zerreißen sich die Kleider; man nimmt für beide Partei, die Schlägerei wird allgemein, auch die Weiber helfen mit Kratzen, Beißen und Stoßen, und erst auf der Straße nimmt der Kampf sein blutiges Ende. Nach kurzer Unterbrechung ertönt Musik, es wird weiter getanzt, denn entweder hat einer der Tageshelden das Feld geräumt, oder die Feinde haben sich vertragen und trinken die Friedensflasche; auch blutige Gesichter und zerrissene Röcke nehmen am Tanze Antheil. Das ist eine Sonntagsfeier!

Der gemeine Pole lebt zu Hause genügsam, er begnügt sich mit magerer aber massenhafter Pflanzenkost, arbeitet dabei oft schwer — versteht sich stets unter Aufsicht — und ein Häring, ein Stück Käse, selten ein Stück Fleisch, ein Glas Branntwein und höchstens eine Semmel bilden seinen diätetischen Himmel. Die vornehmeren Stände haben einen feinen Schliff; sie lieben Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, aber ohne tieferes Forschen; nobel werden Gäste und Fremde bewirthet, und sollte es den letzten Groschen kosten; man fährt zu befreundeten Familien, höflich und freundlich ist die Aufnahme, man genießt das Leben in Frohsinn und Heiterkeit, bis sich die Konversation der Politik zuwendet. Dann wird die Unterhaltung nur allzu ernst und trübe.

In religiöser Hinsicht sind namentlich die Polinnen äußerst bigott. Ein langes Morgen- und Abendgebet, vor dem Marienbilde knieend verrichtet, wird selten von einem Familiengliede unterlassen. „Unser Glaube, unser Vaterland ist in Gefahr!" kann sie zum furchtbarsten Fanatismus, aber auch zu den größten Opfern vermögen. Die Priester sind durch den Pesthauch der Verketzerung beim weiblichen Geschlechte namentlich die gefährlichsten Stimmführer, weil sie absichtlich Nationalität und Konfession in Wechselwirkung bringen und das Volk zu Haß und Verfolgung gegen Andersgläubige auf die schonungsloseste Weise aufstacheln. Im politischen Leben der Polen dreht sich Alles um das „gesuchte Vaterland", das nicht einmal in geographischer Hinsicht mehr vorhanden ist. Unter drei Mächte ungleich vertheilt, liegt es da und sollte jetzt auf's Neue erobert und reorganisirt werden. Die verzehrende Wuth des Aufstandes dauert fort; die Reihen der Insurgenten werden da und dort gelichtet, — aber neue Zuzügler treten ein, um die Zahl der Kämpfenden wieder voll zu machen. Leider herrschen Parteigeist und Rangsucht unter den Anführern, blinder Fanatismus beseelt die Angeführten, eine Schreckensregierung lenkt die Schlachten und Partisanenkämpfe, und hält über Spione, Abtrünnige und Mißliebige blutige Gerichte; sie fordert vom Volke die schwersten Opfer und die freudigste Hingebung in den offenen Tod, von Greisen und Untüchtigen dagegen Kontribution an Geld, Waffen und Munition. Durch Muth, Umsicht, Entschlossenheit und Tapferkeit kann ein Volk sehr stark, ja fast unüberwindlich werden. Aber was der Geist der Schlachten erobert, wird es nicht Eigennutz, Anmaßung und Verblendung zerstören? Man stelle Polen, wie es um 1772 war, wieder her, es kann nur eine aristokratische Republik werden; wird nicht die Aristokratie wiederum den Beweis liefern, daß Parteiungen, politischer Dünkel, Rangsucht und Einzelinteressen nur dazu geeignet sind, den neugebornen Staat auf immer dem Verfalle preiszugeben? Nur die Zukunft kann lehren, ob wir hierin Recht haben!



Polnischer Bauerwagen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Die Schenkendirne.

Von

J. N. Vogl.



Die Räuber nah'n im lust'gen Hauf;
„Du, Schenkendirne! spiel uns auf,

„Die Zither nimm und sing dazu: —
Nicht lang ist uns vergönnt die Ruh'“

Sie nimmt die Zither von der Wand
Und singt und spielt mit brauner Hand:

„Hatt' einen Liebsten, hoch zu Roß,
Kein Kühn'rer ist in eurem Troß;

„Sein Auge schwarz und blond das Haar,
Kein Schön'rer in der Tscharde war.

„Und als ihn fing der Schergen Hand,
Kein Treuer ihm zur Seite stand."

Die Räuber schauen wild sich an,
Horch' auf! da sprengt's die Haid heran.

„Holla zu Roß!" — Die Erde bebt,
Schon ist die flücht'ge Schaar entschwebt.

Da kommt's heran wie Sturmgebraus; —
Husaren treten wild in's Haus.

„„Wie? Keine Räuber hier beim Wein?
Das Dirnlein sitzt und singt allein.""

„Oft schlang er wohl um mich den Arm
Und küßte mich so warm, so warm;

„Nun küßt ihn nur, weil er's gewohnt,
Auf bleichen Mund der bleiche Mond."

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

Ein Lebensbild von A. v. Winterfeld.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Es war an einem schönen Märztage, als das Regiment zum Ausmarsch auf dem Markte bereit stand. Der Herr Oberst hielt eine kurze Anrede, dann erschollen Kommandoworte, die Trompeten bliesen einen lustigen Marsch, die Reihen öffneten sich und vorwärts ging's.

Die Fenster waren alle offen, und bleiche Frauen- und Mädchengesichter schauten hinaus und führten von Zeit zu Zeit die Taschentücher an die rothgeweinten Augen.

An der Ecke stand auch mein Weib. Noch ein letzter Händedruck vom Pferde herunter. Auf Wiedersehen!

Als wir am Thor noch einmal zurückblickten, wehten sie uns noch mit den Tüchern nach.

Steckt eure Fähnlein ein, ihr armen Frauen, heute müssen wir einer anderen Fahne folgen, zu der wir auch geschworen haben. Lebewohl! Auf Wiedersehen!

Die Zeit heilt alle Wunden, und wenn die Hoffnung noch dabei den Assistenzarzt spielt, dann nimmt das arme Herz bald Trost an und die bekümmerte Seele beginnt wieder zu lächeln.

Das fröhliche Marschleben, die immer neuen Landschaftsbilder und stets anderen Quartiere, der aufregende Gedanke, mit jeder zurückgelegten Meile dem Feinde näher zu kommen, wirkten höchst wohlthätig auf Körper und Geist, und mit jedem neuen Tage wurden wir mehr und mehr Soldat. Das fortwährende Zusammenleben in der Masse ist der beste Beförderer des militärischen Geistes.

So ging es in mehreren Tagemärschen durch Mecklenburg hindurch, bis es eines Abends hieß, morgen müßten wir ganz früh ausmarschiren, denn wir hätten neun Meilen zu machen, weil uns die Lauenburger kein Nachtquartier geben wollten.

So kam es denn auch. Um drei Uhr Morgens wurde bei rabenschwarzer Finsterniß ausgerückt, und wir hatten schon mehrere Meilen gemacht, als die Sonne endlich aufging. Eine gute Stunde darauf ritten wir über die lauenburgische Grenze und dann in einen herrlichen Eichenwald hinein. Das gehörte schon zu Dänemark, hatte uns der Herr Rittmeister gesagt, und als die Kürassiere das hörten, spitzten sie gewaltig die Ohren, denn sie dachten, nun müßte es wohl bald losgehen.

In dem Walde war es wunderschön kühl und erfrischend, und das fühlte auch unser ganzes Regiment, denn die Pfeifen wurden hervorgeholt und dann immer ein lustiges Lied nach dem andern gesungen.

Plötzlich hörte aber das Singen auf, die Pfeifen wurden aus dem Munde genommen und die Köpfe reckten sich neugierig empor.

Was war denn das? Ein Kanonenschuß? Das ist doch wohl gar nicht möglich! Wo sollten denn hier schon die Dänen herkommen? Da! Jetzt noch einer ... und noch einer ... und nun eine ganze Salve! Das muß Verrath sein ... oder sollten uns vielleicht die Einwohner der Stadt Möllen zu Leibe gehen, von der wir nicht mehr weit entfernt sein konnten? I, da soll Euch ja! ...

Und die Kürassiere legten sich in ziemlich aufgebrachter Stimmung die Pallasche zurecht, um sie gleich zur Hand zu haben, wenn das Bedürfniß einträte.

Da lichtete sich der Wald, und durch die dünner stehenden Bäume sah man in ein weites Thal hinab.

Wieder eine Kanonensalve! Die Offiziere blickten jetzt auch erstaunt einander an, und die Soldaten faßten nach den Pallaschkörben.

Noch ungefähr fünfzig Schritte, und am Ausgang des Waldes bot sich uns ein höchst eigenthümliches Schauspiel.

Ein langer Zug von geputzten Männern und Frauen, mit bunten Bändern und Fahnen wallfahrtete uns entgegen, und als er unsere Tête erreicht hatte, hielt der Aelteste von ihnen eine fürchterlich lange Rede, die wir hinten nur in wenigen abgebrochenen Sätzen verstanden. Auf den Bilderbogen, die mir der Großvater in meiner Kindheit manchmal aus der Stadt mitgebracht hatte, war auch Peter von Amiens gewesen, wie er in fanatischem Eifer das Christenthum predigt. Gerade so sah der Mann aus, der jetzt an unseren Herrn Kommandeur die lange, begeisterte Rede hielt. Er schrie fürchterlich, schüttelte sein langes, graues Haar und focht mit den Händen in der Luft herum, daß die Kürassiere, die seine Worte nicht verstehen konnten, schon leise zu lachen begannen.

Unser Herr Oberst aber hörte ganz geduldig zu, und als der alte Mann endlich fertig war, nickte er gutmüthig mit dem Kopf, und beide Züge setzten sich wieder in Bewegung. „Was hat denn der gewollt?" fragte ein Unteroffizier einen Trompeter, der von vorne kam und hinten einmal absteigen wollte. — „Er hat das ganze Regiment im Namen der Stadt Möllen zum Frühstück eingeladen!" antwortete lachend der Trompeter. — „Na, deßhalb hätte er auch nicht so viele Worte zu machen brauchen," brummte der Unteroffizier, indem er mit wohlgefälligem Schmunzeln ein eben herausgeholtes Butterbrod wieder in die Pistolenhalfter steckte.

Als wir dicht an der Stadt waren, donnerte noch einmal eine Kanonensalve, und dann bot sich uns wiederum ein ziemlich seltsames Schauspiel.

Dicht vor dem Thore hatten sich nämlich zu beiden Seiten des Weges zwei lange Reihen von buntbebänderten Männern und Frauen aufgestellt, welche, in der einen Hand ein großes Deckelglas mit Wein, in der anderen ein kolossales Stück Kuchen, sich die erdenklichste Mühe gaben, jeden Kürassier damit zu versorgen.

Nachdem wir uns, nicht ohne Schwierigkeit, durch dieß Schlaraffenland hindurchgegessen und getrunken hatten, saß das Regiment auf dem Markte ab, die Trompeter bliesen, und das Offizierskorps begab sich in den Rathhaussaal zu einem Separat-Frühstück.

Auf dem Markt lief unterdeß ganz Möllen zusammen, und während die Honoratioren unsere Offiziere im Rathhaus traktirten, bemühte sich der übrige Theil der Bevölkerung uns mit überströmender Liebe zu Tode zu tränken und zu füttern, wobei man sich selber natürlich auch nicht vergaß. Es war kaum eine Stunde vergangen, so war die ganze Stadt Möllen betrunken, und unsere Leute fingen auch schon an lustiger zu werden, als es eigentlich nothwendig war.

Da kamen endlich die Stadtvorsteher mit unseren Offizieren wieder, und es war wahrhaftig die höchste Zeit. Der Patriotismus der guten Bürger hatte sich dermaßen gesteigert, daß Väter ihre Töchter aus dem gaffenden Haufen her-

ausrissen und sie zwangen, die blanken Reiter zu küssen. Manche thaten es allerdings auch ungezwungen.

Unser Herr Oberst sah unter diesen Umständen die Nothwendigkeit eines schleunigen Ausbruches ein, ließ aufsitzen und ritt dann im Galopp mit dem Regiment aus der Stadt hinaus.

Als wir noch einen Blick zurückwarfen, weinten manche der hübschen freundlichen Mädchen und wehten uns wehmüthig mit den Taschentüchern nach, so daß einige von unseren Leuten ganz mitleidig die Köpfe schüttelten und meinten, es wäre doch schade, daß Lauenburg auch gerade neutral sein müßte, die Stadt Möllen würde ein schönes Nachtquartier abgegeben haben.

Später fiel es mir ein, daß Till Eulenspiegel in Möllen begraben liege .... Das hätte man auch eher merken können. Hinter der Stadt wurden die Wege schlecht, tief und bergig, es fing an zu regnen, der viele Wein hatte die Leute müde gemacht, der nasse Mantel drückte schwer auf den Küraß und dieser mit der Zeit unerträglich auf die Schultern. Wir hatten noch fünf Meilen zu reiten, Pferde und Menschen wurden marode, die Dunkelheit brach herein, und endlich, nachdem wir achtzehn Stunden unterwegs und fünfzehn auf den Pferden gewesen waren, erreichten wir um 9 Uhr Abends das erste holsteinische Quartier. Der Ernst des Lebens begann. Ich taumelte halb bewußtlos vom Pferde, ließ mich in eine reinliche, weiße Bauernstube führen, wo auch schon ein Nationalgericht, Püdelklump genannt, auf dem Tische dampfte. Aber nachdem ich Helm und Küraß abgelegt, fing der Püdelklump an um mich herumzutanzen, die ganze Stube drehte sich im Kreise, und willenlos ließ ich mich von meinem Burschen ausziehen und in das kolossale holsteinische Bauernbett versenken. Ich schlief schon ehe ich darin war ... solche Müdigkeit hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht empfunden.

Am anderen Morgen ging es weiter nach Holstein hinein; aber mit jedem Schritt wuchs meine Enttäuschung, sowohl in Bezug auf das Land als auf die Leute.

Holstein sieht aus wie eine große Menge kleiner Gärten, welche alle durch Hecken von einander getrennt sind, die aus mit Hasel und Ginster bewachsenen, drei bis vier Fuß hohen Erdwällen bestehen. Da das ganze Land ein ziemlich ebenes ist, so sieht man, außer von einigen Höhenpunkten, niemals das umliegende Terrain, sondern ist fortwährend von jenen undurchdringlichen, grünen Mauern eingeengt, welche die Orientirung für den Fremden beinahe unmöglich machen, da man Dörfer und Thürme nie eher erblickt, als bis man dicht vor ihnen ist. Wenn man sich daher in Holstein Bescheid sagen läßt, so schreibt man sich auf, wie oft und in welcher Reihenfolge man rechts oder links gehen muß.

Daß in solchem Terrain die Kavallerie, und noch dazu schwere Kavallerie, nicht viel ausrichten konnte, lag wohl auf der Hand, und der Gedanke stimmte mich ganz mißmuthig.

So ging es immer weiter über Oldesloe, Segeberg und Neumünster. Ueberall das Schleswig-Holstein-Lied mit der Klarinette, und überall Frühstücke wie in Möllen, die uns aber nachgerade nicht mehr schmeckten, und die wir zuletzt ganz ablehnten.

Hinter Neumünster sollten wir einige Tage ruhen und bezogen deßhalb eine Art Stellung, in welcher die Truppentheile jedoch ziemlich dicht aneinander gepreßt wurden. Ich logirte gewöhnlich, und so auch dießmal, mit unserem Schwadronsdoktor zusammen, das war ein possirlicher, kleiner Kerl. Er hatte ein rothes, immer lächelndes Gesicht und sah stets so lustig und schlau aus wie eine Feldmaus, wenn sie des Morgens aus ihrem Loche blickt.

Der Herr Rittmeister und die Offiziere gingen gern mit ihm um, weil er ein guter Kerl war und ihre vielfachen Neckereien niemals übel nahm. Der Herr Rittmeister hatte ihm das größte Pferd in der ganzen Schwadron gegeben, und wenn er da oben drauf saß mit all' seinen Medizin- und Instrumentenbüchsen, sah er leibhaftig aus wie ein Affe auf einem Kameel.

Es war aber eigentlich ein passionirter Soldat, und sogar wenn der Herr Rittmeister „je Einen“ vorbeireiten ließ, hielt es der Doktor für seine Pflicht, sich stets hinten anzuschließen und auf seinem Elephanten ebenfalls vorbeizutrotten, wobei er die Arme und Beine immer fürchterlich weit absperrte.

Mit dem wohnte ich nun, wie gesagt, auch dießmal wieder zusammen, das heißt nicht allein in einer Stube, denn das ist in ganz Holstein, Schleswig und Jütland ein reines Ding der Unmöglichkeit. Die Landbewohner haben nämlich in jenen Gegenden fast durchgängig nur ein Zimmer, das als Wohn- und Schlafstube zu gleicher Zeit dient, und zwar vermittelst einer ganz sinnreichen Einrichtung. Innerhalb der Steinwände, welche das Zimmer einschließen, laufen nämlich parallel mit diesen noch dünne hölzerne Wände, welche nach der Stube zu gewöhnlich mit grüner Oelfarbe angestrichen sind. Zwischen diesen Holzwänden und den Steinmauern befinden sich nun, in der Art von Schränken, deren Thüren seitwärts auf- und zugeschoben werden, sämmtliche und zwar immer zweischläfrige Betten der Familie und oft auch der Dienerschaft. Da jene Schiebethüren den Tag über geschlossen sind und nur des Abends beim Schlafengehen geöffnet werden, so sieht das Zimmer immer reinlich und ordentlich aus, wogegen die Bettschränke allerdings den Nachtheil haben, eine etwas dumpfige Luft zu erzeugen.

Wir begegneten in unserem heutigen Quartier dieser Einrichtung zum ersten Mal, und der Doktor, der außerordentlich schamhafter Natur war, sprach sich im höchsten Grade empört über dieselbe aus, obgleich er sie noch nicht einmal in ihrem ganzen Umfange begriffen hatte.

Da wir vom Marsch etwas ermüdet waren, entkleideten wir uns, ehe sich die Familie in der Stube versammelte, um ein Gleiches zu thun, und ich sagte dem Doktor, er möchte sich nur zu mir legen, das sei hier Alles auf Zweischläfrigkeit berechnet, und da müßte man sich schon behelfen.

Das wollte aber dem Doktor durchaus nicht in den Sinn; er meinte, das sei er nicht gewohnt und dabei könne er die ganze Nacht kein Auge zuthun; außerdem fände er es nicht anständig, und die Leute hätten unbedingt Jedem von uns sein eigenes Bett bestimmt. Ich mochte dagegen reden, was ich wollte, der kleine Doktor blieb bei seiner vorgefaßten Meinung, und als ich in das Bett am Fenster stieg, voltigirte der Doktor mit einem gewaltigen Satz in den Schlafschrank, welcher der Thüre zunächst lag, und kroch gleich bis dicht an die Wand vor, so daß ich ihn im tiefen Schatten gar nicht mehr sehen konnte.

Ich war neugierig wie die Sache ablaufen würde, und behielt deßhalb die Augen offen, um noch nicht einzuschlafen. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis die Gesellschaft sich versammelte: der Vater, die Mutter, drei Töchter und ein Dienstmädchen. Als sie mich so ruhig an dem inneren Rande meines Bettes liegen sahen, mußten sie wohl glauben, daß ich schliefe, denn sie entkleideten sich ohne alle Umstände und dirigirten sich dann nach ihren respektiven Betten.

Der Vater und die Mutter, die eine Tochter und das Dienstmädchen waren schon zur Ruhe gegangen, und nur die beiden anderen Töchter konnten gar nicht mit ihren Nadeln und Bändern fertig werden, und wurden so wohl gute fünf Minuten später fertig als die Anderen; dann bliesen sie das Licht aus, wodurch die Stube übrigens nicht dunkel wurde, da der Mond voll und klar in's Fenster schaute, und dirigirten sich nach dem Bett, in dem der kleine Doktor lag.

Kaum waren die beiden Mädchen jedoch in dem dunklen Raum verschwunden, als sie hell aufkreischten; dann folgte noch ein anderer Schrei, und im nächsten Moment sah ich die weiße Gestalt des kleinen Doktors wie einen besponnenen Gummiball aus dem Bett hüpfen und mit einem gewaltigen Satz in das andere springen, in welchem der Bauer mit seiner Frau schlief. Ein derber Fluch, ein weibliches Kreischen und wiederum flog der kleine Doktor, wie ein besponnener Gummiball, auch aus diesem Bett und war gerade im

Begriff, einen Saltomortale in das dritte zu machen, in welchem die andere Tochter mit dem Dienstmädchen lag, als ich ihn glücklicherweise beim Vorbeihuschen am Hemd erwischte und ihn gewaltsam hinter mich an die Wand schleuderte.

Das ganze Ereigniß war mit solcher Schnelligkeit vorüber gegangen, daß die Betheiligten kaum wußten, was eigentlich geschehen war. Der Bauer meinte, er müßte wohl einen unruhigen Traum gehabt haben, und die beiden Mädchen glaubten, es habe gespukt, und so beruhigte sich denn Alles wieder und schnarchte bald mit einander um die Wette.

Der kleine Doktor aber wälzte sich die ganze Nacht schlaflos umher, und am andern Morgen, als wir aufstanden, waren seine rothen Backen ganz blaß geworden, so hatte er sich geängstigt. Von dem Tage an gewöhnte er sich daran, bei mir zu schlafen, obgleich es ihm immer noch unangenehm war.

Als wir einige Tage in diesem Dorf gelegen hatten, rückten wir wieder einige Meilen vor und bezogen dann ein noch engeres Kantonnement. Das Dorf war so voll Militär gepfropft, daß zwei Offiziere, meine Wenigkeit und noch fünf Mann in einem kleinen Zimmer untergebracht wurden, und draußen auf dem großen Flur lagen gewiß noch zwanzig.

Als wir ungefähr eine Stunde im Quartier waren und draußen schon vollständige Dunkelheit herrschte, kam die Nachricht, daß wir morgen gegen den Feind vorrücken sollten, und daß es wahrscheinlich zu einer Schlacht kommen würde.

Als die Leute das hörten, jubelten sie laut auf, dann aber wurden sie allmälig still. Sie hatten doch wohl noch so Manches zu denken, denn man ist ja nicht allein Soldat, sondern auch Mensch. Das Eine läßt sich doch einmal vom Andern nicht trennen.

Wer sich niemals in einer ähnlichen Lage befand, zuckt hierbei vielleicht geringschätzig die Achseln und überschätzt seinen eigenen Muth, indem er den des Anderen zu niedrig anschlägt. Wer will sich mitten aus dem Alltagsleben heraus plötzlich in eine solche Situation hinein versetzen? Wer in solchen Augenblicken gar nichts fühlt, wo man bald dem Tode in's Antlitz schaut, von dem möchte ich behaupten, daß er kein ordentliches Menschenherz im Busen habe; er kämpft vielleicht tapfer, aber tapfer wie ein Thier, und seine That steht auf keinem sittlich hohen Standpunkt. Doch wer sich vollkommen in seine Lage hineinfühlt, den Schmerz begreift, der mit derselben eng verbunden ist; wem heute Wehmuth das Herz durchzieht, und wer sich dessen ungeachtet morgen mit Bewußtsein wie ein Löwe schlägt, dessen That hat doch wohl eine sittlich höhere Geltung. Ein weiches Herz und ein starker Muth sind die schönsten Zierden des Soldaten.

Ich konnte es in dem engen Raum nicht aushalten, sondern ging hinaus und verlor mich in die dunklen Hecken. Obgleich die Luft schwül und drückend war, zogen doch schwere schwarze Wolkenmassen am Himmel vorüber, und nur dann und wann huschte ein kühler Luftzug durch die Hecke.

In meinem Kopf lagen schwere verworrene Gedanken regellos durcheinander und in meinem Herzen unklare, widerstreitende Gefühle. Ich mußte allein sein, denn ich hatte Vieles mit mir zu sprechen, Vieles auszugleichen. Ich sehnte mich nach einem Abendmahl in Gottes freier Natur. Ich bin nie so andächtig in der Kirche gewesen, als in jener Nacht unter Gottes freiem Himmel und allein mit meinen Gedanken. Hoch über meinem Haupte predigten mir die Millionen hellen Sternenaugen Gottes unendliche Liebe und der Sturm in meinem Innern begann sich allmälig zu beruhigen.

Ich dachte an den morgenden Abend. Welch' eine Kluft lag zwischen dem Heute und dem Morgen! Wie Mancher, der heute noch in frischer Lebenskraft dahinschreitet, liegt morgen vielleicht kalt und blaß und blutig auf dem feuchten Boden, oder wimmert, von unsäglichen Schmerzen zerrissen, ohne Hülfe, ohne Pflege, eine sichere Beute des Todes, in einem vergessenen Winkel des Schlachtfeldes, langsam dahinsterbend in einem fremden Lande, weit, weit von seiner Heimat, von seinen Lieben.

Aber wenn der letzte Todesseufzer der Brust entquillt, dann durchzuckt eine dunkle Ahnung die Brust des fernen Vaters, ein jäher Schmerz das Herz der liebenden Gattin, und ihre Gedanken fliegen pfeilschnell zu ihm; sie fühlen mit ihm den Todesschmerz und begleiten seine Seele gen Himmel mit ihrem stillen Gebet.

Morgen sollte dieß Alles in Erfüllung gehen, was meine Seele träumte, und vielleicht hatte auch sie morgen schon ausgeträumt.

Ich war andächtig. Mein Kopf ward freier, mein Herz leichter, klare, ernste Gedanken zogen durch meine Seele, und eine wohlthuende Ruhe erfüllte mein Inneres. Ich hatte meine Rechnung abgeschlossen mit der Welt, ich war vorbereitet zu einer großen Reise und hatte meine Zukunft in Gottes Hand gelegt.

Achtes Kapitel.

Um 3 Uhr Morgens am 23. April saßen wir zu Pferd. Es war der erste Osterfeiertag. Draußen war es noch ganz dunkel, und ein feiner kalter Regen, vereint mit dem Gefühl eines fast leeren Magens, versetzte uns in eine sehr unbehagliche Stimmung. Nur mit Mühe unterschieden wir die äußeren Umrisse der Hecken; man hörte nur das Schnauben der Pferde und das leise Klirren der Pallasche; es hatte wohl ein Jeder noch mit sich zu thun.

Endlich nach einer Stunde dieses schweigsamen Reitens warfen die Kürassiere, nach altem Soldatenbrauch, die Karten weg, und bald darauf erscholl in gedämpften Tönen das schöne Reiterlied:

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab."

Man kann den Eindruck eines Liedes nur sehr mangelhaft in sich aufnehmen, wenn man es zu Hause in der warmen Stube auf einem bequemen Lehnstuhl liest. Um es vollständig würdigen zu können, muß man es in der Lage des Lebens hören, für die es und in der es gedichtet ist.

Als wir uns dem Rendezvous-Platz des Regiments näherten, sahen wir in der trübe hereinbrechenden Morgendämmerung die anderen Schwadronen wie graue Streifen auf Nebenwegen heranziehen.

Es währte fast eine halbe Stunde, ehe das Regiment versammelt war, und dieses Warten erhöhte das Unbehagliche unserer Lage. Der feine Regen fing an durch die Kleider zu dringen, und der leere Magen forderte sein Recht. Die Leute mögen sagen was sie wollen, aber ein großer Theil der Courage liegt im Magen, denn alle Energie des moralischen Muthes vermag nicht einen geschwächten Körper vollständig zu beleben, und der belebende Theil des Körpers ist der Magen. Das klingt sehr unpoetisch, aber es ist wahr, und ich bin in meinem Leben stets darauf bedacht gewesen, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Endlich waren wir versammelt, das Regiment setzte sich in Bewegung, vor uns lag in matten Umrissen die Festung Rendsburg. Es wurde allmälig heller. Rendsburg, von allen Seiten von Wasser umgeben, das heute grau und schmutzig aussah, lag dicht vor uns. Die schweren Zugbrücken gingen langsam herunter, und wir ritten mit dumpfem Dröhnen über die Eider.

Rendsburg ist keine bedeutende Festung und schien gerade jetzt sehr schwach armirt zu sein. Auf den Wällen stand hie und da eine vereinzelte Kanone, und müde Schildwachen in langen, rothen Mänteln und größtentheils in Pantoffeln trugen sich ungeschickt mit rostigen, langen Musketen herum. Das war die Bürgerwehr von Rendsburg. Auf dem Markt standen einige Kompagnieen unserer Infanterie, und der Fürst Radziwill, unser Divisionär, ermahnte uns, während wir vorbeiritten, mit Wort und Pantomime, wir möchten den Pallasch mehr zum Stechen als zum Hauen gebrauchen.

Endlich hatten wir uns durch die engen Straßen hindurchgewunden, und ungefähr eine Viertelstunde hinter der Stadt saßen wir ab, um uns mit der holsteinischen Kavallerie zu vereinigen. Unsere Infanterie war uns schon eine halbe Stunde voraus.

Die Nebel wurden allmälig dünner, und die Sonne des ersten Ostertages lächelte trübe durch eine Spalte der dunklen Wolkendecke. Da kamen, in langen Reihen, die holsteinischen Dragoner dahergezogen, die in ihren verblaßten, hellblauen Mänteln einen ganz eigenthümlichen Eindruck machten. Es



Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters: Der Kampf bei Husby. (S. 390.)

waren lauter große, markige Gestalten, auf schweren aber kräftigen Pferden, und in ihren geräumigen Ledertaschen hatten sie Brod, Speck und Schnaps, wovon sie uns freundlich und reichlich mittheilten.

Nach einer halben Stunde der Ruhe wurde aufgesessen und bei jeder Schwadron laut die Kennzeichen der dänischen Uniformen vorgelesen; dann brachen wir auf, indem unser Regiment die Tête bildete, und der Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg mit seinen dreizehn Dragonerschwadronen folgte.

Nach kurzem, heiterem Marsch veränderte sich die Gegend, die Hecken verschwanden plötzlich, und eine weite Ebene,

die gegen Norden hin durch leichte Anhöhen und das große Dorf Kropp begrenzt wurde, breitete sich vor uns aus.

Da plötzlich kommt von unserer Avantgarde her ein Dragoner auf schaumbedecktem Pferde und bringt die Meldung, hinter den Höhen von Kropp stehe die ganze dänische Kavallerie. Im Nu formirten wir eine lange Angriffslinie, die Faustriemen am Pallasch wurden gelöst, das Signal „Trab" ertönte, die feste Erde erdröhnte unter den Hufschlägen von zweitausend Pferden, die Pallasche klirrten lustig und lose in ihren Scheiden, die Offiziere vor der Front nickten sich freudig zu, die Kürassiere jauchzten vor Lust... da mit einem Male ertönte wieder das Signal „Schritt", dann „Halt".

Es war eine jener im Kriege so oft vorkommenden Täuschungen, die den so schön auflodernden Muth dämpfen. Je öfter so die Lust zum Schlagen im Soldaten erkaltet, desto weniger darf man sich von seinen Leistungen versprechen.

Um 9½ Uhr nahmen wir eine verdeckte Stellung eine Meile von Schleswig und warteten geduldig der Dinge, die da kommen würden. Der Himmel war ganz klar geworden, und die Sonne schien schon viel freundlicher auf uns herab. Da, beinahe auf den Glockenschlag zehn, ertönten von dem vor uns liegenden Dannewerk her die ersten Kanonenschüsse. Unsere Infanterie hatte im Sturm den schlecht bewachten alten Dänenwall genommen, dessen Besatzung, uns für bessere Christen haltend, in den Kirchen saß und den ersten Feiertag heiligte. Schrecklich tönt mitten in der Predigt die drohende Stimme unserer Kanonen an ihr Ohr; sie sammeln sich in der größten Eile und wollen uns das Dannewerk wieder entreißen, aber zurückgeworfen von dem Ungestüm unserer Garden, weichen sie in's Annettenholz und nach Bustorf zurück. Wir sahen dieß Dorf in hellen Flammen aufgehen, der Prinz von Noer mit seiner phantastischen Eskorte gesellte sich zu uns und brachte uns die erste Kunde von dem glücklichen Sturm des Walles. Der Kanonendonner wurde stärker, der Kampf in dem brennenden Bustorf immer heißer und hartnäckiger.

Und wir hielten abgesessen drei volle Stunden lang eine Viertelmeile vom Kampfplatz und warteten ungeduldig auf den Befehl, der auch uns in Thätigkeit versetzen sollte.

Plötzlich, um 3 Uhr Nachmittags, kommt ein Adjutant und bringt den Befehl, die Reserve-Kavallerie solle aufsitzen und sich schleunigst zum Korps des Obersten von Bonin gesellen, welches im Begriff sei, den linken Flügel der Dänen zu umgehen. Im gestreckten Galopp sprengten wir von dannen nach dem ganz auf der linken Flanke gelegenen, kleinen Dorfe Husby, wo wir aber die Umgehung schon vereitelt und das zwölfte und zwanzigste Infanterie-Regiment bereits im Gefecht fanden.

Die aufgelösten beiden Regimenter lagen hinter einer Hecke und beschossen sich sehr lebhaft mit der dänischen Infanterie, deren rothe Uniformen und blitzende Gewehrläufe wir einige hundert Schritte vor uns durch die gegenüberliegende Hecke schimmern sahen.

Wir stellten uns in Kolonne dicht hinter die Infanterie zwischen eine Hecke und einen ziemlich dichten Kiefernwald, so daß wir die ganze freie Aussicht auf das Vorterrain hatten, welches aus einem sehr breiten Wege bestand, der die beiden feuerspeienden Hecken von einander trennte. Rechts vorwärts von uns, in einem Heckendurchgange, stand die Batterie des Lieutenants Petzel, welche im Geschützkampf mit einer gegenüberstehenden dänischen begriffen war, deren Feuer auch wir erhielten, weil wir gerade in der Verlängerung der Petzel'schen Batterie standen.

Es war ein so heftiges, ununterbrochenes Gewehr- und Artilleriefeuer, daß es nicht möglich war, miteinander zu sprechen. Die dänischen Kanonen, uns gegenüber, streckten ihre blitzenden Rohre und dunklen Mündungen drohend aus dem grünen Gebüsch, und ihre Kugeln gingen so dicht über uns weg, daß sie gell pfeifend die obersten Zweige der rechts neben uns liegenden Hecke abrissen und dann krachend in den links neben uns liegenden Wald einschlugen, so daß die Baumäste und Splitter fortwährend knatternd auf unsere Helme fielen. Die Pferde standen merkwürdigerweise ganz still und regungslos, aber das helle Wasser lief ihnen vor innerer Angst an den Beinen herunter.

Es war wiederum eine höchst unbehagliche Situation, unthätig im feindlichen Feuer zu halten, fortwährend umgeben von wimmernden Blessirten, die sich neben uns in die Gebüsche kauerten; aber Gewohnheit kann Vieles, auch wir gewöhnten uns nach und nach an das Pfeifen und Knattern und Wimmern, und als die Kürassiere sahen, daß die feindlichen sehr schlecht gezielten Kugeln nur wenig Schaden thaten, fingen sie an, ihre Witze darüber zu machen.

Ich hatte mir eben eine Cigarre angesteckt, als ich ein donnerndes Getöse vernahm. Ich blickte auf, und wie aus der Erde gewachsen kamen in sausender Carrière ungefähr fünfzig dänische Dragoner, einen Standartenträger und einen Offizier an ihrer Spitze, auf unsere Batterie los, welche sich verschossen hatte und eben abfahren wollte. Es entstand ein wüthendes Handgemenge, die Kanonen warfen um, die Kanoniere, die nicht Zeit gehabt hatten, die Säbel zu ziehen, hieben mit ihren Kantschuen auf die Dänen ein, und unsere Infanterie war so vollständig überrascht, daß sie plötzlich ihr Feuer einstellte.

Aber nicht lange währte diese Unentschlossenheit, wohlgezielte Schüsse knatterten schnell hinter einander aus der Hecke heraus, und ebenso schnell verschwand eine rothe Uniform nach der andern aus dem bunten Gewühl. Verwundete Pferde wälzten sich wild am Boden, und die nicht getroffenen Dragoner stürzten sich in wahnsinniger oder trunkener Tapferkeit, mit geschwungenem Säbel, in unsere Bajonnete und spießten sich größtentheils selbst.

Es war ein erschütternder Anblick, und um so größer war mein Erstaunen, als ich plötzlich hinter mir ein lautes Gelächter der Kürassiere hörte. Unwillig blickte ich mich um, aber in demselben Moment stimmte ich aus vollem Halse in die allgemeine Heiterkeit ein.

Durch die Büsche hindurch kam nämlich in voller Carrière auf seinem elephantenartigen Pferde der kleine Doktor einhergejagt. Die Mütze war längst verloren, die Haare flatterten wild im Winde, die beiden Fäuste klammerten sich krampfhaft in der Mähne fest, und das sonst so freundliche Antlitz drückte alle Schrecken der Verzweiflung aus: „Doktor! Wo wollen Sie denn hin!?" schrieen ihm überall, wo er vorbei kam, die Offiziere zu.

Aber der Doktor antwortete nicht, sondern raste wie der wilde Jäger, hinter dem die ganze Hölle her ist, durch das niedrige Gebüsch, bis er endlich gegen die Hecke anprallte, hinter der unsere Infanterie lag, und wie eine Kegelkugel von seinem hohen Sattel herab in den Sand rollte.

Der arme Kerl hatte ganz hinten bei den Handpferden und den Bagagewagen gehalten, wo er sich gänzlich ungefährdet glaubte. Da jedoch die Kanonenkugeln, welche über unsere Köpfe wegflogen, hinten in die Bagagewagen einschlugen, so war das Pferd des Doktors scheu geworden und hätte, eine falsche Direktion einschlagend, unfehlbar seinen Reiter in die Glieder des Feindes hinübergetragen, wenn das kühne Unternehmen nicht an der hohen Hecke gescheitert wäre.

Die ganze Affaire mit den dänischen Dragonern hatte nicht zehn Minuten gedauert und würde uns wie ein Traum erschienen sein, wenn wir nicht die Folgen vor uns gesehen hätten. Die armen Dragoner und auch ihr Offizier, ein Graf Wedell-Jarlsberg, wurden verwundet an uns vorbeigeführt, und auf den rothen Uniformen zeigten dunkelrothe Flecken die Stellen, wo unsere Kugeln getroffen hatten. Ein Dragoner, der mitten durch die Brust geschossen war, und dessen rechter Arm vollständig zerschmettert herabhing, ging, alle Hülfe zurückweisend, trotzig und stumm an uns vorüber, der Offizier aber, dem bloß von seinem zusammengestürzten Pferde das Knie gequetscht war, nahm auf unser freundliches

Zureden einen erquickenden Trunk aus der Feldflasche an und sagte mit Thränen in den Augen: „O, meine Herren, sorgen Sie für meine armen Dragoner!“

Während dieser Begebenheiten war es Abend geworden, da kam wieder ein Adjutant und sagte, die Schlacht wäre gewonnen, wir sollten hundert Schritte zurückgehen und ein Bivouak beziehen. Die Schlacht gewonnen, ohne daß wir auch nur das Mindeste dazu gethan hatten, ein betrübender, niederdrückender Gedanke.

Es war wieder ganz dunkel geworden, der Regen schoß in Strömen vom Himmel herab und durchnäßte in kurzer Zeit die Erde dergestalt, daß sich förmliche Pfützen bildeten. Dazu kam noch der sehr wenig tröstliche Umstand, daß die Wagenkolonnen, die uns mit Holz, Stroh und Lebensmitteln versehen sollten, nicht eingetroffen waren. Wir hatten den ganzen Tag nichts genossen, als etwas Brod und Branntwein; der strömende Regen durchnäßte uns vollständig, und die aufgeweichte Erde gönnte uns nicht einmal eine trockene Lagerstelle.

Aber die Müdigkeit überwand alle diese Schwierigkeiten. Von den todtgeschossenen Dragonern hatten wir mehrere Pferde erbeutet, denen wir die Sättel abnahmen. Einen solchen legte ich unter einen Medizinkarren, und obgleich das Kopfkissen hart und naß war, so war es doch das einzige, welches sich beschaffen ließ, und ergeben streckte ich meinen Körper so behaglich wie möglich auf dem suppigen, schmutzigen Erdboden aus, und in den nächsten fünf Minuten schlief ich so schön, wie ich es je in einem weichen Federnbett gethan habe.

Neuntes Kapitel.

Am anderen Morgen, als wir zitternd und halb erstarrt erwachten, erhielt unsere Schwadron den Befehl, als Avantgarde vorzugehen, was uns noch lieber war, als noch länger in dem Schmutz liegen zu bleiben, und ziemlich vergnügt marschirten wir ab.

Es regnete wieder, was nur immer vom Himmel herunter wollte, und trotz der angezogenen Mäntel kam es doch bald wieder bis auf die Haut. Unser Weg führte uns quer über das Schlachtfeld, und wir übersahen erst jetzt genau die Spuren des gestrigen Kampfes.

Auf dem Platz, wo gestern die dänische Dragoner-Attacke stattgefunden hatte, lagen Menschen und Pferde bunt durcheinander, letztere mit stark aufgetriebenen Leibern, zum Theil schon vom plündernden Landvolk abgeledert; erstere fast alle schon entkleidet, so daß man nicht mehr Freund und Feind unterscheiden konnte. Auf den blauen, nackten Körpern sah man die klaffenden, mit schwarzem Blut unterlaufenen Wunden; die gebrochenen Augen standen weit auf und die Zähne waren krampfhaft zusammengebissen. Weiterhin lag, mitten unter todten Menschen und Pferden, das zweite Infanterie-Regiment und kochte sich vergnüglich seinen Morgenkaffe.

Die Dänen hatten schon eine Stunde nach der Schlacht das Feld geräumt und waren Anfangs in Ordnung, zuletzt aber in wilder Flucht Flensburg zugeeilt. Die festesten Schanzen, deren Eroberung uns viel Zeit und Menschen gekostet hätte, waren verlassen, ein Beweis, wie vollständig sie sich ermattet und geschlagen fühlten. Als wir auf der Chaussee anlangten, sahen wir eben die Hannoveraner ankommen. Der Weg bis Flensburg war mit liegengebliebenen Trümmern der geschlagenen Armee bedeckt, aber wir stießen auch nicht auf eine einzige Nachhut mehr.

Die Schlacht von Schleswig war eigentlich das Einzige, was wir von dem kurzen, sechsmonatlichen Feldzuge zu sehen bekamen. Es fielen zwar noch Gefechte vor, wie bei Hadersleben, bei Düppel, bei Strydstrup, bei Vilschau, aber wir nahmen keinen Theil daran; die schwere Kavallerie war einmal in diesem Kriege nicht zu verwenden.

Was soll man da erzählen? Ich denke eigentlich nicht gern an jene Zeit zurück, in der man sich hätte kriegerische Ehren erwerben können, und die leider so thatenlos für uns verstrich. Nur eines Umstandes will ich späterhin noch erwähnen, weil er wenigstens einen Theil unseres Regimentes, wenn auch nicht mit glücklicher Hand, berührte. Von Flensburg gingen wir nach Jütland, wo wir vierzehn Tage lang ein friedliches Quartierleben führten und anfingen zu exerziren wie in unserer Garnison. Dann mußten wir aber wieder heraus und bezogen eine Stellung in der Gegend von Flensburg, wo uns ebenfalls ein thatenloser Vorpostendienst beschäftigte.

An einem wunderschönen Morgen waren zwei der Herren Offiziere so gütig, mich mitzunehmen nach dem Schlosse Glücksburg, wo die Dänen so arg gehaust haben sollten. Es war eine sehr hübsche Spazierfahrt. Unser Weg führte uns durch einen lichten Laubholzwald, bis dieser aufhörte und die schmale Straße sich hart an dem flensburger Fjord hinzieht. Wir übersahen den tiefen, blauen Meereinschnitt und übersahen aber nicht ein allerliebstes, kleines Kanonenboot, welches auf seiner Fläche schlief, sofort jedoch erwachte, als es unsere Uniformen gewahrte. Schwerfällig drehte es sich herum, eine dünne, helle Rauchsäule kräuselte sich aus dem Boot empor, dann blitzte es auf, eine schwere Rauchmasse quoll aus der weiten Mündung eines Kanons, ein dumpfer Knall zitterte durch die Luft, und eine vierundachtzigpfündige Kugel stolperte über unsere Köpfe hinweg und schlug fünfzig Schritte hinter uns in den Sand, wo sie schwerfällig liegen blieb. Wir feuerten als Gegengruß unsere Pistolen auf das Boot ab, zogen es dann aber vor, die Pferde zu einer schnelleren Gangart zu bringen, um uns nicht auf fernere Komplimente einzulassen.

Nach einer halben Stunde langten wir in dem kleinen, freundlichen Städtchen Glücksburg an und begaben uns sofort nach dem Schloß, welches, eng vom Wasser umgeben, auf einer kleinen Insel liegt und seine weißen Mauern in der klaren Umgebung spiegelt.

Das Schloß hatte zuletzt einer alten Herzogin zum Aufenthalt gedient, welche vor den Dänen nach Hamburg geflohen war. Diese, namentlich aber eine Schwadron Dragoner, hatten hier wirklich auf eine empörende Art gehaust.

Die Thüren standen alle offen, die Fenster waren zerschlagen, die Möbel zertrümmert, Uhren und Statuen, von ihren Konsolen geworfen, lagen mit zerrissenen Büchern, Bildern und zerbrochenem Porzellan auf dem Boden herum. Die kostbaren Gardinen waren quer durchgerissen, die Tapeten besudelt, die alten Familienbilder mit dem Säbel zerhauen und in den seidenen Betten lag Pferdemist.

Das empörendste Schauspiel aber bot sich uns erst unten in der Kapelle und in den Gewölben dar. In ersterer waren die Orgelpfeifen herausgebrochen, der silberne Christus von seinem Kreuz gerissen und aus dem Abendmahlskelch hatten sie Grog getrunken, dessen klebrige Ueberbleibsel auch noch in dem großen Taufbecken sichtbar waren.

In dem Gewölbe waren die Särge geöffnet, und die alten, todten Herzoge, in zerfetzten rothen und gelben Prachtgewändern, waren herausgezerrt aus ihrer letzten Ruhestatt und lagen mit ihren kahlen Schädeln auf dem feuchten Boden, und die hohlen Augen schienen grimmig nach oben zu blicken. In den einen Sarg hatten die Barbaren Wein gegossen, und das Skelett schwamm darin, getragen von seiner weiten Umhüllung.

Man sollte glauben, daß solche Schändlichkeiten in unserer jetzigen Zeit gar nicht mehr passiren könnten, und doch ist es buchstäblich wahr, was ich hier erzähle, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen und es hat sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt.

Es war schon dunkel, als wir uns auf den Rückweg begaben, wir waren sämmtlich still und in uns gekehrt, und lange Zeit konnte ich den Gedanken an die viehische Brutalität nicht los werden, deren Eindrücke mich mit Abscheu und Entsetzen erfüllten.

Nachdem wir einige Tage darauf zum Gefecht bei Düppel zu spät gekommen waren, bezogen wir wieder an der Nord-

grenze Schleswigs eine lange Position gegen Jütland, und unsere Schwadron kam nach dem Dorfe Hjernderup, wo wir während sieben voller Wochen nur ein einziges Mal in unserem Stillleben gestört wurden. Wir lebten da eigentlich, als wenn wir uns zu unserem Vergnügen auf dem Lande aufhielten, und es gab Zeiten, wo wir es ganz vergessen hatten, daß wir der dänischen Armee feindlich gegenüberstanden.

Wir hatten eines guten Morgens eben auf einem kleinen freien Platz im Dorf exerzirt, ganz ebenso, wie in unserer Garnison, und waren gerade im Begriff, nach Hause zu reiten, als ein Kürassier, auf schaumbedecktem Pferde, athemlos an den Rittmeister heransprengte und meldete, das Kantonnement Steppinge sei von den Dänen überfallen.

Da Steppinge nur mit einer Schwadron Kürassiere und einer Kompagnie vom zwanzigsten Infanterie-Regiment besetzt, und außerdem anzunehmen war, daß die Dänen nur mit bedeutender Uebermacht die Grenze überschritten haben würden, so setzten wir uns sofort in Galopp, vereinigten uns unterwegs noch mit einer anderen Schwadron unseres Regiments, und in einer Viertelstunde sahen wir Steppinge vor uns. Wir sprengten von zwei verschiedenen Seiten hinein und geriethen sofort in's Handgemenge mit den reitenden dänischen Herrengutsjägern. Obgleich bereits in zehn Minuten



Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters: Schloß Glücksburg in Schleswig. (S. 391.)

das Dorf vollständig von ihnen gesäubert war, so lag es doch leider außer unserer Macht, das geschehene Unglück wieder gut zu machen.

Die Begebenheit hatte sich nämlich folgendermaßen zugetragen. Nachdem vom Kantonnement Steppinge aus Patrouillen und Vorposten vorgeschickt worden waren und man sich im Gefühl vollständiger Sicherheit der Ruhe überlassen und die Pferde abgesattelt hatte, war plötzlich, von einem nahe gelegenen Walde aus, ein vielleicht zehn Minuten vom Dorf entferntes Gehöft von den Dänen überfallen worden. Diese Gehöfte sind aber sämmtlich in einem großen Viereck gebaut und haben nur einen einzigen Ausgang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mainkai in Frankfurt.

Von

Ernst Wachen.

Vom Römerberg, auf dem der im letzten Jahre wieder vielbesprochene Römer mit seinem reichen Kaisersaale steht, führen nur wenige Schritte an den Main, der belebt von Schiffen und Kähnen und durch die rege Thätigkeit auf dem Kai ein ungemein anziehendes Bild stromauf- und stromabwärts darbietet: während dort in schimmernder Reihe die prächtigsten Häuser neben einander stehen, welche die „schöne Aussicht“ bilden, hat hier am niedrigern Ufer die Stadt ihr alterthümliches Gepräge zu bewahren gewußt. Die Brücke scheidet die beiden Theile des Mainkai; Bibliothek und Main-

luft bilden die beiden Endpunkte. Auf dem untern Mainkai fällt uns vor Allem ein alterthümliches Gebäude in die Augen, das uns als der Saalhof bezeichnet wird. Er steht auf der Stelle, wo einst der von Ludwig dem Frommen 822 erbaute Palast gestanden haben soll. Karl der Kahle wurde hier geboren, und Ludwig der Deutsche und seine Söhne hatten hier lange ihr Hoflager. Von dem ursprünglichen Gebäude ist nichts mehr als die alte Hauskapelle, zwei Kreuzgewölbe und ein Erdgewölbe vorhanden. Die Hauskapelle ist in jüngster Zeit neu hergestellt worden. Die



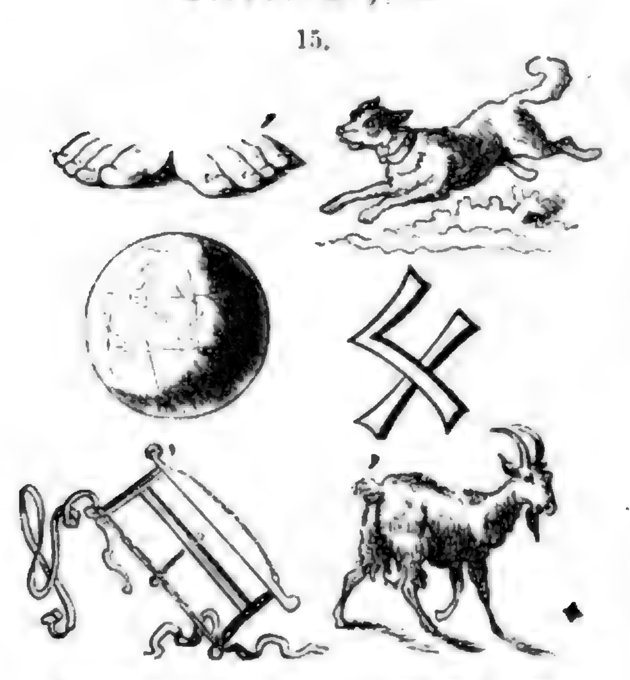
Der untere Mainkai mit dem Saalhof.

Bauart der Kreuzgewölbe weist auf sehr entfernte Jahrhunderte; sie haben sechs Schuh dicke Mauern, das vorderste bildet ein Viereck, das hinterste ein Fünfeck; in diesem stehen zwei Säulen von rothem Sandstein, deren jede verschiedene seltene Zierrathen trägt. Dicker als die Mauern der Kreuzgewölbe sind die der Gänge. Seit 1338 war der Saalhof bis in jüngster Zeit Eigenthum von Privaten. Ludwig der Bayer hatte ihn an den Altbürger Knoblauch, einen seiner treuen Anhänger, dem er große Dienste zu vergelten hatte, abgetreten. Das jetzige Hauptgebäude, das seine Front nach dem Main kehrt und seine Eingänge in der Saalgasse hat, ward 1717 an der Stelle des alten Palastes errichtet.

Hinter dem Saalhof sieht der Thurm der Nikolaikirche, hinter den gegenüberliegenden Gebäuden das Thürmchen des Römers hervor. Während uns so auf der einen Seite der Mainbrücke der Reichthum des heutigen Frankfurt entgegentritt, ist uns auf der andern ein Blick in das wohlbehäbige Fürsten- und Bürgerleben der Vergangenheit dieser herrlichen Stadt Deutschlands vergönnt.

Bilderräthsel.

15.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 382:

Auf deiner Erdenwanderschaft sei stets Vorsicht dein Anker und Pflicht dein Führer.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von **Otfrid Mylius**.

(Fortsetzung.)

Mit einem Male stieß der Kapitän unsern Hermann an und zeigte ihm die ganze Mannschaft, welche mit Petersen und Hölk an der Spitze von dem Vorkastell herankam. „Nun gilt es, fest zu sein, mein Freund, denn der entscheidende Augenblick ist da!“ flüsterte er ihm zu und griff nach seinen Pistolen, und die beiden Männer erwarteten mit lautloser Spannung die Dinge, die da kommen sollten.

„Kapitän Steffens,“ hub Jens Petersen an und machte in kurzer Entfernung von den Beiden Halt, während die Matrosen sich finster hinter ihrem Sprecher schaarten, „ich habe mit den Leuten da eine Unterredung gehabt, und sie erklären, daß sie nicht länger unter diesen Breiten fahren, noch einen Faden weiter nach Norden steuern wollen in diesem Meere, das ihr Kirchhof werden würde; 's ist reiner Wahnsinn, zu dieser Jahreszeit noch planlos hier herumzufahren, denn der Wallfischfang ist vorüber. Wir Alle wollen unsere Schuldigkeit thun im Dienste, auf dem Robbenschlag und Wallfischfang; wollen steuern und Segel aussetzen und einreffen, wollen bugsiren und laviren, — aber hier einfrieren um nichts und wieder nichts, das wollen wir nicht. Der Winter bricht nun mit Macht herein, und der Wind ist just günstig, um noch nach Süden zu kommen, ehe die See sich überall mit Eis beschlägt, und darum . . .“ — „Kein Wort weiter, Petersen!“ sagte Hermann ruhig und bestimmt, „ihr habt euch Alle für zwei Jahre verheuert, ihr habt eure Schuldigkeit gethan, jetzt muß ich auch die meinige thun. Meine erhaltenen Befehle gehen dahin, ich solle hier überwintern, so daß ich im Frühjahr aufbrechen und den 110. Grad westlicher Länge (von Greenwich) zu erreichen versuchen könne. Ihr wißt, Jungens, daß die brittische Admiralität einen Preis von 5000 Pfund Sterling darauf gesetzt hat, von dem ich keinen Heller haben will, sondern der euch ungeschmälert zukommen soll, wenn wir ihn erlangen. Wollt ihr mich daher in unserm Vorhaben unterstützen?“ Einer der Matrosen stieß ein gedämpftes Hurrah aus, in welches einige Andere einstimmten; aber Petersen wandte sich unmuthig zu den Burschen um und rief: „Stille dahinten! das ist Alles lauter leerer Schnack, da soll man uns nicht mit ködern. Wir erreichen in unserem Leben nicht den hundertundlarifarischen Grad westlicher Länge, sondern wir frieren Alle zuvor zu Stein und Bein zusammen. Was sollen wir hier auch thun? Selbst die wilden Thiere, die Wölfe und Bären, verlassen im Winter diese Gegenden und wenden sich nach Süden; darum sollt Ihr mir nicht glauben machen, daß wir Menschen hier leben könnten. Na, Kapitän Steffens, wenn Sie sich auch von diesem verrückten jungen Burschen da kommandiren lassen wollen, so wollen wir's nicht; darum sprechen Sie sich offen aus, und die Sache ist abgemacht!“ — „Was wollt ihr von mir?“ fragte Kapitän Steffens mit mühsam bewahrter Fassung. — „Daß Sie den Kurs nach Süden nehmen und in irgend einen grönländischen Hafen einlaufen, wo wir einen lustigen Winter verbringen und von wo wir im Frühjahr wieder auf den Robbenschlag und Wallfischfang gehen können,“ entgegnete Jens Petersen; „wollen Sie aber nicht, so unternehmen wir es auf eigene Faust.“ — „Was sagen Sie dazu, Herr Frenzel?“ fragte Steffens laut und wandte sich zu jenem. — „Ich sage nur das, ihr Leute,“ erwiederte Hermann und schlug seine beiden Pistolen auf Petersen an, „daß ich demjenigen, welcher noch ein einziges meuterisches Wort äußert, oder ein Segel beizulegen, oder auch nur einen Punkt von dem westlichen Kurse abzusteuern wagt, den ich anbefohlen habe, unverzüglich eine Kugel durch den Kopf jagen werde.“

Jens Petersen prallte zurück und forderte die Matrosen auf, über Hermann herzufallen; aber Kapitän Steffens rief gebieterisch: „Zurück, ihr Leute, scheert euch in die Back! ihr habt nun unsern Bescheid. Wer noch ein Wort wagt, den schieße ich wegen Meuterei nieder. Pfui, Hölk, auch Ihr unter diesen Leuten? Ihr, der mit Ehren seine dreißig Jahre gefahren? Und Ihr, Dierk Strome, ein so braver, friesischer Seemann, als jemals einer auf Rindsleder getreten?! Geht, ich hätt' Euch mehr Verstand und Ehrlichkeit zugetraut, als daß Ihr mit einer Pistolenkugel oder einem laufenden Knoten an einem Raaenende Bekanntschaft machen möchtet. Ich dächte, Ihr müßtet wissen, daß Ihr Jakob Steffens nicht einschüchtern könnt!“

Der Anblick der vier drohenden Pistolenmündungen verstärkte den Eindruck, welchen das ruhige Geltendmachen des Rechts und der gewohnte Respekt des Seemanns vor dem Schiffsobern auf die Leute machten, und murrend zwar, aber doch beschwichtigt und unentschlossen kehrten die Matrosen nach dem Vorkastell zurück, und hörten weder auf die Hetzereien, noch auf den Spott und die Vorwürfe des tückischen Dänen, der sie Dummköpfe und feige Memmen nannte, die sich vor vier Schlüsselbüchsen fürchteten, die vielleicht nicht einmal geladen seien.

„Herr Petersen,“ sagte Dierk Strome, „ich sag' Euch, mit diesen beiden Männern dort ist nicht zu spaßen. Was Ihr wollt, ist Unrecht und wird vier wackeren Burschen das Leben kosten. Zudem haben die beiden Offiziere Recht und wissen besser als wir, was Sie wollen. Das aber, was Ihr von uns verlangt, ist regelrechte Meuterei. Und Dierk Strome von Peenshallig, der zehn Jahre für den König gefahren und nun schon neunzehn Jahre zur See, ist nicht der Mann, um an einem Raaende zu baumeln. Kapitän Steffens,“ wandte er sich an diesen und nahm trotz der Kälte die Mütze ab, „ich bitt' um Verzeihung; es war 'ne Dummheit von mir, und

wenn Sie mir nachsehen wollen, so ist Dierk Strome Ihr Mann allezeit, zur See wie zu Lande, auf Leben und Tod." Auch Niels Hölt, der kein Inseldäne, sondern ein Jüte aus Havervig war, kam jetzt herbei mit noch einigen befahrenen Leuten, um den Offizieren abzubitten und sich zur Verfügung zu stellen.

„Schon gut, Jüngens," sagte Steffens, „hab' euch stets für wadere Bursche gehalten. Geht nach der Back und thut eure Schuldigkeit nach wie vor, so will ich euch die Dummheit nachsehen. Aber hört mein letztes Wort: der Erste, der wieder auf Meuterei sinnt und mit einer Hebestange in der Hand hinter den Hauptmast kommt, den schieße ich nieder wie einen tollen Hund, und wer seine Hebestange zuletzt ablegt, den steck' ich in Eisen und lasse ihn im ersten besten englischen Hafen hängen."

Diese Drohung verfehlte ihren Zweck nicht; die Matrosen zerstreuten sich blitzschnell, denn Keiner wollte der Letzte sein; Steffens aber wandte sich zu Hermann, welcher nach dieser aufregenden Szene tief aufathmete, und sagte lächelnd: „Dieser Sturm wäre beschworen; es bedarf, wie Sie sehen, nur etwas kaltes Blut und Festigkeit." — „Gottlob, das ist das wunderbare Geheimniß der Mannszucht," entgegnete Hermann, welcher herzlich froh war, daß diese Sache ein solches Ende genommen hatte.

7.

Von diesem Vorfall an zeigte sich auch nicht das mindeste Gelüste von Meuterei mehr; vielmehr gehorchten die Leute willig den Befehlen ihrer beiden Oberoffiziere und unterzogen sich folgsam den verschiedenen mühseligen Arbeiten, welche nöthig sind, um ein Fahrzeug zur Ueberwinterung im hohen Norden herzurichten. Alle Anzeichen deuteten nämlich darauf hin, daß der Anfang des Winters nicht mehr ferne sei. Auf einige Tage stürmischen Wetters folgte eines Nachmittags eine tiefe Windstille; kein Lüftchen rührte sich in der Atmosphäre, und ehe die Nacht herniedersank, ward das Schiff nur von dem Wellenschlag des Meeres herumgestoßen. Die Segel wurden dicht eingebunden, Lauerposten an der Schanzverkleidung und in den Wanten ausgestellt und alle Vorkehrungen getroffen, um einem Zusammenstoße mit einer Flue Treibeis während der Nacht zu begegnen. Mitten in der Nacht bemerkten die Wachen eine beinahe plötzliche Veränderung in der Atmosphäre. Die Wolken waren niedrig und schwer, der Himmel trüb, die Luft feucht und dick, die Wogen stiegen und fielen mit einem schweren, langen Zuge, und einzelne große Schneeflocken wirbelten in der stillen Luft. Gegen Morgen erhob sich dann mit einem Male, inmitten einer grausenhaften Oede und Stille in der Atmosphäre, ein ferner Donner mit starkem Wetterleuchten, der gewöhnliche Vorbote eines Umschlags der Witterung in diesen Polarmeeren, und als diese elektrischen Erscheinungen vorüber waren, zeigte plötzlich die Brigg eine ganz seltsame Bewegung: sie erbebte nämlich in ihrem ganzen Gefüge, wankte einige Minuten hin und her, stampfte und rollte, und lag dann regungslos da. Die Matrosen von der Morgenwache waren ganz erschrocken über diese Bewegung des Schiffes, die sie sich gar nicht erklären konnten, und die nun eintretende Stille, welche wie durch Zauberschlag sich über Meer und Schiff und selbst über den Luftkreis gelagert, hatte etwas geisterhaft Unheimliches. Mit ängstlicher Spannung sahen Alle dem Anbruch des Tages entgegen.

Der Morgen graute kaum, als Hermann und Steffens auf's Deck kamen und diesen Zustand der Dinge inne wurden. Ein Blick auf das Meer hinaus, auf welchem noch die falbe, nebelhafte, gespenstische Dämmerung lag, erfüllte Hermann Frenzel mit einem leisen Grausen. „Ich fürchte, wir sind eingefroren," flüsterte er Steffens zu, und in seinem Tone verrieth sich die tiefe Gemüthsbewegung, die sich seiner bemächtigt hatte. — „Das sind wir in der That, und zwar mindestens fünf Seemeilen von der Küste," entgegnete Steffens, „gebe Gott, daß wir noch nicht ganz festliegen und um Mittag wieder frei vom Eise werden!" — Dieß war jedoch nicht der Fall. Der bitterkalte Tag brachte nur insofern eine Aenderung ihrer Lage, als das Eis, das am Morgen dicht beim Schiffe schon einen halben Fuß dick gewesen war, bis gegen Abend noch um die Hälfte zugenommen hatte, und als Petersen gegen Sonnenuntergang sich die Verhaltungsmaßregeln des Kapitäns erbat, sagte dieser kurz: „Wartet bis morgen, ob nicht ein Gewitter das Eis bricht und uns frei macht; wenn nicht, so laßt die Segel und Topmasten abnehmen und aus den Segeln ein Zeltdach über das ganze Verdeck her machen."

Dem kalten Tage folgte eine schneidend kalte Nacht, und am andern Morgen war die ganze Bucht, so weit man sah, mit einer ununterbrochenen Eismasse überdeckt, und nur weit draußen in hoher See deutete der Nebel die Anwesenheit von noch offenem Wasser an. Bald brach auch ein Schneegestöber aus, welches binnen Kurzem das Eis mit einer tiefen Schneedecke überlagerte. Die Brigg war in dem Eise wie eingekeilt und die Aussicht auf ein Wiederflottwerden entschwunden. Man wußte jetzt, daß man sieben bis acht Monate oder mehr auf demselben Flecke festliegen müsse, und daß es das Klügste war, sich in dieses Geschick zu ergeben.

Es galt jetzt, möglichst schnell alle jene Vorkehrungen zum Schutz gegen die Unbill der Witterung zu treffen, welche für Erhaltung so vieler Menschenleben unter diesem öden, unwirthlichen und freudelosen Himmelsstriche unerläßlich sind.

Man nahm die Raaen, Stangen und Segel ab, und bildete aus den letzteren und aus Brettern und Planken eine Art Satteldach über das ganze Verdeck; jede Oeffnung am Schiffe außer den Luken ward sorgfältig verstopft, um die Kälte auszuschließen. Das Deck ward mit einer dicken Schichte Sand überstreut und Allem aufgeboten, was nur zur Förderung der Gesundheit und Behaglichkeit der Mannschaft zu ersinnen war. Ein gewöhnliches Kauffahrteischiff, das nur einfache Plankenverschalung hat, ist zur Ueberwinterung in der Polarwelt weit ungeeigneter, als die stärker gebauten und mit doppelter Plankenverkleidung versehenen Kriegsschiffe. Man mußte daher durch künstliche Vorrichtungen zu ersetzen suchen, was bei der leichtern Bauart des Schiffes an Schutz gegen das Ungemach der polaren Witterung abging, und nun erst zeigte sich, wie nützlich Hermann seine vertraute Bekanntschaft mit den Schilderungen der seitherigen Polarreisen und mit allen Erfordernissen derselben war. Die Temperatur der Atmosphäre betrug im Mittel immer 16 bis 18 Grad Reaumur, und da man bei einem solchen Kältegrade keine regelmäßige Lüftung im Schiffe durchführen konnte, so mußten künstliche Vorkehrungen getroffen werden, um der aus dem Niederschlage des Wasserdampfes und Athems so vieler Menschen entstehenden Feuchtigkeit entgegenzuwirken. Es wurden daher in der Kajüte und in der Back Oefen aufgestellt und Tag und Nacht geheizt, und sogar noch freie Feuer gebrannt, um die Feuchtigkeit zu verzehren. Außerdem hing man allenthalben Lampen auf, um der Feuchtigkeit entgegenzuwirken und etwas Wärme zu verbreiten. Thran war ohnedem hier ein wohlfeileres Brennmaterial als Steinkohlen. Die auf den Schiffen übliche Eintheilung der Mannschaft in Wachen ward nun aufgehoben, und eine andere Tagesordnung eingeführt. Alle standen gleichzeitig um acht Uhr auf, wo dann die Oefen und offenen Feuer angezündet wurden; nach dem Frühstück durfte Jeder bis Mittag treiben was er wollte. Da man die vorhandenen Winterkleider, Flanellhemden, Fausthandschuhe, Pelzjacken u. s. w. unter die Mannschaft ausgetheilt hatte, so konnten die Matrosen sich die müßige Zeit auch im Freien vertreiben, wo sie sich mit Schlittenfahren, mit Jagen, Wettlaufen im Schnee oder Ausflügen nach verschiedenen Richtungen hin vergnügten. Hermann und der Kapitän ermuthigten die Leute sogar zu derlei Ausflügen, damit sie desto gesünder bleiben sollten, denn Leibesbewegung ist bei einem solchen Winterleben unerläßlich. Um zwölf Uhr ward die Hauptmahlzeit eingenommen, und die paar Nachmittagsstunden gehörten wiederum der Mann-

schaft, oder wurden zu gymnastischen Uebungen verwendet. Mit einbrechendem Abend versammelten sich die Matrosen um den großen Ofen inmitten des Verdecks und vertrieben sich die Zeit nach ihrem Belieben, namentlich mit Erzählen von Seemannsgeschichten und Abenteuern, an denen besonders Petersen reich war. Dieser hatte die Vergeblichkeit einer Meuterei nun eingesehen und darum jeden Gedanken an eine solche aufgegeben, und versteckte seinen Ingrimm gegen Hermann unter einer gewissen Derbheit. An Lebensmitteln und Bier und Branntwein ließ man es der Mannschaft nicht fehlen, und für Unterhaltung hatte Hermann dadurch zu sorgen gewußt, daß er theatralische Vorstellungen, namentlich von Possen und Verkleidungen, unter der Bemannung in Gang gebracht hatte, und so unterhielten sich die Leute so gut, als es unter gegebenen Umständen möglich war, und waren — einige unbedeutende Fälle von Skorbut ausgenommen — gesund und guter Dinge.

Hermann und Steffens studirten die mitgenommenen Reisewerke über die Polarwelt und schöpften daraus eine Menge nützlicher Belehrungen. Zwischen hinein veranstalteten sie abwechslungsweise zur Erholung auch Jagdausflüge, welche aber selten ein anderes Ergebniß lieferten, als einige Schneehühner oder etliche Eisbären, welche durch ihren scharfen Geruchssinn mehr in die Nähe des Schiffs herangelockt worden waren.

So verging der Winter, selbst die beinahe dreimonatliche Winternacht, und entfaltete vor den Augen der Eingefrorenen alle jene wundersamen Naturerscheinungen des hohen Nordens, welche wir im weiteren Verlaufe unserer Erzählung noch einzeln beschreiben wollen, und erhielt in den Einsamen die Hoffnung auf die endliche Erlösung wach. Der Monat Mai kam und brachte die ersten Frühlingsahnungen, denn wenn auch die Temperatur noch immer im Mittel zehn bis zwölf Grad Kälte zeigte, so begann die Sonne nachgerade doch einige Male um Mittag etwas von dem Schnee des Schutzdachs aufzuthauen, und der mildere Hauch in der zuvor so eisigen, schneidend kalten Luft erschien den armen Schiffern wie ein halber Sommer. Der bisher steinhart gefrorene Schnee ward weicher als zuvor, und einzelne Vögel zeigten sich wieder seewärts auf dem Eise. Hermann ordnete nun verschiedene Streifzüge nach dem nächsten Lande an, die er selber anführte. Einer der Schlitten, welche der Schiffszimmermann während seiner winterlichen Muße verfertigt hatte, ward mit dem nöthigen Proviant, einigen Fackeln, etwas Schießbedarf, Rum und mit einigen Pelzen beladen, und Hermann wählte sich die fünf oder sechs besten Schützen unter der Bemannung aus, um mit ihnen jene Streif- und Jagdzüge zu unternehmen, die anfangs ziemlich ergebnißlos ausfielen und sogar nicht ohne Gefahr abliefen, da man oft mehrmals an Einem Tage von so starken Nebeln befallen wurde, daß man an Ort und Stelle sich niederlegen und zusammenrücken mußte, um sich nur der erstarrenden Kälte zu erwehren. Doch waren einige Caribous oder Rennthiere und einige der kleinen zottigen Moschusochsen, die an diesen Küsten vorkommen, die Beute ihrer Ausflüge.

Unser junger Freund Frenzel hatte, als endlich der Monat Juni angebrochen und die Züge der einzelnen Rennthiere oder Moschusochsen häufiger wurden, mehrfach im weichen, neuen Schnee die ganz wachsfrischen Fährten dieser Thiere gefunden und die Wahrnehmung gemacht, daß sie allesammt in einer bestimmten Richtung nach Nordwesten führten. Er hatte ferner nun, wo der Horizont wieder klarer war, mit der Fernröhre ermittelt, daß in jener Richtung ziemlich entfernt ein Hügel lag, dessen runde Kuppe nicht einem Eisberg angehören konnte. Dieß führte ihn auf den Gedanken, dorthinaus müsse eine größere Insel oder Halbinsel liegen, der Sommeraufenthalt der wilden Wiederkäuer, deren Fährten er bemerkt hatte. Hermann wußte nämlich, daß kraft eines interessanten Gesetzes in der Natur im hohen Norden beinahe sämmtliche Thiere von allen Klassen Zugthiere sind, welche mit Wintersanfang der Todesstarre jener beeisten Zone entfliehen, und erst im Frühling wieder dahin zurückkehren. Es verlangte daher unsern jungen Freund, noch vor dem Aufgehen des Eises einen Ausflug dorthin zu machen, welchen er mit aller Vorsicht vorbereitete. Der größte Schlitten ward mit Lebensmitteln für mehrere Tage, mit einigen Decken und einem kleinen Zelte beladen, und zur Vorsorge außer dem gefüllten Pulverhorn und der vollen Rumflasche, welche jeder Mann außer seiner Muskete und seinen Pistolen, seinem Handbeil und Kappmesser zu tragen hatte, noch eine eiserne Pfanne, ein Kessel, eine Flasche Pulver, ein Säckchen groben Hagels und Kugeln und eine Axt aufgepackt, um nöthigenfalls ein Zelt aufschlagen zu können. In den ersten Tagen des Juni ward die Expedition eines Morgens angetreten, und außer Hölk und einigen der erfahrensten Matrosen war auch Jens Petersen mit von der Partie. Die ganze Gesellschaft brach vor Tage in bester Laune auf, denn man versprach sich eine aufregende Jagd und eine Unterbrechung des eintönigen Lebens auf dem Schiffe. Der Morgen war kalt, der Schnee noch hart und die Luft noch windstill; deßhalb kamen unsere Wanderer, die sich mit einem kleinen Taschenkompaß versehen hatten, rasch vorwärts. Als der Tag angebrochen war, zeigte der klare, blaue Himmel eine weite, freie Aussicht nach allen Seiten hin. Unsere Jäger hatten sich in eine Kette aufgelöst, so daß sie in Einer Linie, aber mit 60—80 Schritten Abstand von einander, dahinzogen, den Schlitten in der Mitte. Es währte nicht lange, so hatte man einige frische Fährten entdeckt, die man nun emsig verfolgte, in der Hoffnung, das Wild einzuholen, denn Hermann und seine Begleiter wußten, daß diese Rennthiere und Moschusochsen sich niederthun, sobald die höher steigende Sonne die Oberfläche des Schnees so weich macht, daß sie mit ihren Hufen darin tiefer einsinken und darum weniger vom Flecke kommen oder befürchten müssen, sich an der Fessel wund zu laufen. Diese Gewohnheit jenes Wildes ließ daher sowohl von der Verfolgung wie von der Einholung desselben einigen Erfolg hoffen, und versprach wieder frisches Fleisch — ein ersehntes Labsal nach dem ewigen Salzfleisch und harten Zwiebad.

Unsere Jägerkette mochte etwa zwei Stunden lang diesen Fährten gefolgt sein, wobei sie sich von Zeit zu Zeit anriefen, als die Fährte plötzlich und ohne sichtlichen Grund ostwärts abbog und ein ganz anderes Terrain betrat. Die Fährten führten nämlich jetzt über eine wellenförmige Fläche hin, welche mit großen, verworfenen Blöcken von Packeis bestreut war, von denen da und dort der Wind den Schnee hinweggefegt hatte. Das Vordringen war hier sehr mühsam, und da der Schlitten über diesen unebenen Boden nur mit Mühe hinzuziehen war, so befahl Hermann, hier das kleine Zelt sammt den Stangen abzuladen und liegen zu lassen, aber auf der Fährte weiter zu wandern. Nach etwa einer halben Stunde fand man in dem wenigen Schnee, der in einer Vertiefung liegen geblieben war, das kaum verlassene Lager einiger Rennthiere und deren frische Fährten, und hatte bald die Freude, eines dieser Thiere zu erlegen. Es war ein Schmalthier, das sich schon wund gelaufen hatte; die anderen aber entkamen und mußten nun gegen den Wind beschlichen werden, was man aber erst nach einem tüchtigen Frühstücke thun wollte. Man lagerte sich daher im Kreise um die Beute und rastete unter harmlosem Geplauder, während man das Frühstück aus der Hand verzehrte. Allein mit einem Male erschrak die ganze Gesellschaft nicht wenig über einem gewaltigen Schnauben und Pusten und schweren Tritten in der Nähe, und als sie betroffen aufsprangen, sahen sie in geringer Entfernung von sich einen großen Eisbären, den die Witterung des erlegten Wildes herbeigelockt haben mochte. Der Bär schien nicht im Mindesten betroffen oder scheu, als er die acht Männer vom Boden aufstehen sah. Vielmehr stieß er nur ein zorniges, drohendes Brummen aus, machte Halt und sah sie eine Weile starr an, dann aber schien er sich doch eines Andern zu besinnen und umschlich sie in einem großen Bogen. Als der

Eisbär unter den Wind kam, der ihm die Witterung des frischen Schweißes (Blutes) des jungen Rennthiers zutrug, stieß er wieder ein wildes Geheul aus und lief jetzt gerade auf das erlegte Wildpret zu.

„Macht euch schußfertig, Jungens!“ flüsterte Hermann seinen Gefährten zu; „wir müssen für unser Leben fechten; aber schieße Keiner, ehe er die rothen Augen des Thieres sieht.“ In der nächsten Minute knallten die acht Schüsse, trafen aber den zottigen Kerl noch nicht tödtlich, denn der grobe Hagel und die Wolfspfosten drangen nicht tief durch das dichte Fell. Der Bär stürzte zwar, stieß ein wüthendes Gebrüll aus und biß nach seinen Wunden, machte auch anfangs Miene, Einzelnen der Angreifer nachzusetzen, die nun rasch auseinander stoben, besann sich jedoch dann eines Bessern und fiel gierig über das noch nicht erkaltete Wild her. — „Ladet Kugeln, Jungens!“ rief Hermann seinen Gefährten zu und blieb stehen, um frisch zu laden, sandte auch dem Bären eine Kugel in die Schulter, mußte dann aber ebenfalls flüchten, da er sah, daß die Anderen Petersen folgten, der sie zur Flucht ermahnte. Die Matrosen hatten jedoch einen so bedeutenden Vorsprung vor Hermann, daß er sie nicht wieder einholte, und in der Hoffnung, sie werden ihm folgen, sobald sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt und wieder geladen haben würden, ging er auf der Fährte der Rennthiere weiter. Noch war er aber keine Viertelstunde weit auf derselben vorgedrungen, als plötzlich das ganze Firmament dunkel überlief, der Wind in starken Stößen anhub, und in wenigen Minuten ein Schneegestöber losbrach, welches wie durch Zauberschlag Alles in Dunkel hüllte und ihn selbst mit Schnee bedeckte. Es blieb ihm darum nichts übrig, als sich an den Boden niederzukauern und das Unwetter über sich hereinstürmen zu lassen. In kurzer Zeit war er ganz eingeschneit. Der Wind heulte in schaurigen Stößen und brachte bisweilen einen Regenschauer mit; aber der Schnee fiel Stunden lang in dichten Massen, und gegen Abend grollte es dumpf im Südwesten wie entfernter Donner. Endlich aber hörte der Schneefall auf, der Himmel klärte sich wieder, und als Hermann sich aus seiner kauernden Stellung erhob und um sich blickte, da wich ihm mit einem Male das Blut vom Herzen vor jähem Schrecken, denn



Unter hohen Breiten: Hermann im Schlafe von weißen Füchsen überfallen. (S. 399.)

ringsum sah er nichts als den tiefen, frisch gefallenen Schnee, welcher der ganzen Gegend ein anderes Ansehen gegeben hatte. Die Fährten des Wildes und seine eigenen Fußtritte waren verschneit, und als er seinen Kompaß aus der Tasche nehmen wollte und nicht mehr darin vorfand, erinnerte er sich mit Entsetzen, daß er denselben Petersen gegeben hatte mit der Weisung, mittelst desselben das erlegte Wild nach der Stelle zu schaffen, wo man das Zelt zurückgelassen hatte. In diesem Augenblicke zog ein Gefühl der Entmuthigung und Verlassenheit durch Hermann's Seele, wie er es noch niemals empfunden hatte. Er sah sich ganz allein auf der Eisfläche dieses fürchterlichen Meeres, noch Meilen weit vom Lande, Meilen weit vom Schiffe, verlassen von seinen Gefährten und Angesichts der Nacht inmitten der unwirthlichen Schneewüste. Ein unaussprechliches Weh erfüllte seine Seele, wenn er ferner bedachte, daß die Jahreszeit nun so weit vorgeschritten sei, um das Aufgehen des Eises jeden Augenblick erwarten — in seinem speziellen Falle befürchten zu lassen. Hermann war sich bewußt, daß jetzt der Allmächtige seine einzige Zuversicht sei, und in den tiefen Schnee niederknieend, erhob er seine Seele zu Gott und bat inbrünstig um Muth, Fassung, Ausdauer, — um Rettung.

Als er sich durch dieses Gebet wieder gefaßt hatte, stand er auf, schleppte sich durch den tiefen Schnee dem ersten besten Haufen Packeis zu, den er erstieg, und warf seine spähenden Blicke rings umher. Aber die Dämmerung begann schon herniederzusinken und Alles in ihre Schleier zu hüllen, und das abgetakelte Schiff war allzu weit entfernt, um selbst bei klarem, hellem Tage mit bloßem Auge erkannt werden zu können. Unverrichteter Dinge stieg er wieder herab und suchte sich eine passende Stelle zu einem Nachtlager. Eine große Scholle Packeis, die über die anderen heruntergerutscht war, bildete in seiner Nähe eine Art schrägen Dachs und mochte schon mehrfach einem wilden Thiere zum Lager gedient haben. Dieses Nothdach versprach wenigstens einige Unterkunft. Hermann machte sich deßhalb daran, die Seiten der Höhlung mit kleineren Eisblöcken und Schnee zu verstopfen, bis auf eine Oeffnung, die eben groß genug war, um seinen Körper hindurchzulassen, und die er noch durch einige weitere Eisstücke verengerte; dann kroch er hinein, kauerte sich tief in den angewehten Schnee, kaute eine Kruste Zwieback, die er noch in der Tasche hatte, und erwärmte sich durch einen Schluck Rum aus seiner Feldflasche.

Es war eine schaurige Nacht, die unser junger Freund hier verbrachte. Die Kälte und die peinigenden Gedanken ließen ihn lange nicht einschlafen, und doch hatte er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, sich zum Schiffe zurückzufinden, das kaum zwei deutsche Meilen entfernt sein konnte; er wußte, daß Kapitän Steffens Allem aufbieten werde, ihn aufzusuchen, und daß seine Gefährten vom vorigen Tage zurückkehren würden, wenn sie den Schneesturm überstanden hatten. Er redete sich ein, dieselben könnten höchstens in der Nähe des Zeltes vom Schneesturm überfallen worden sein und würden ihn leicht auffinden. Unter solchen Gedanken entschlief er endlich. Aus freundlichen Träumen weckte ihn von draußen her ein klägliches, winselndes Geheul und ein Laut, welcher die Mitte hielt zwischen Bellen und Heulen. Hermann erkannte darin den Ruf eines Polarwolfs, der seine Gefährten heranlockte. Er erschrak und richtete sich auf, streckte die Mündung seines Doppelgewehrs in die Oeffnung hinein und machte sich schußfertig. Bald verkündete ihm auch ein Getrappel und Keuchen, daß mehrere dieser Thiere draußen seien, aber die Nacht war zu dunkel, um sie unterscheiden, um auf sie schießen zu können. Die Besorgniß jedoch, von diesen Bestien überfallen zu werden, erhielt ihn wach. Der Kontrast zwischen den freundlichen Bildern seines jüngsten Traumes und seiner jetzigen Lage wirkte beinahe entmuthigend, und mit pochendem Herzen erwartete er den Angriff der Wölfe, die er draußen herumlaufen und an den Eiswänden seines Obdachs kratzen hörte. Was hielt die sonst so frechen Thiere, die ihn ohne Zweifel witterten, nun ab, ihn anzugreifen? Diese räthselhafte Erscheinung befremdete ihn.

Allein die Lösung derselben ließ nicht lange auf sich warten. Ein furchtbares Getöse, fernem Donner zu vergleichen, ertönte seewärts und schien mit Sekundenschnelle näher zu rücken. Der Boden unter seinen Füßen bebte, und die Wölfe zerstoben mit einem ängstlichen Geheul. Hermann sprang erschrocken auf und erweiterte mit seinem Handbeil die Oeffnung seiner Eishöhle, um in's Freie zu kommen. Das Eis unter seinen Füßen zitterte noch lebhaft, und das donnernde, rumpelnde Getöse und Krachen verlief sich nach allen Richtungen hin. Hermann wußte jetzt, was es zu bedeuten hatte: — es war Sommersanfang. Das Eis barst in allen Richtungen; das Seewasser drang durch die Sprünge und Spalten herauf.

Die tiefe Dunkelheit, welche um Hermann her herrschte, lieh dieser Naturerscheinung ein noch grausenhafteres Etwas, und unter dem ersten Eindruck des Schreckens lief er davon, denn er befürchtete den Umsturz und das Uebereinanderfallen der benachbarten Massen von Packeis. Lange lief er so, bis er athemlos niedersank, zumal da er fühlte, daß die Eismasse, auf welcher er sich befand, beweglich war und unter dem Druck des Wellenschlags schwankte. Der Tag graute, und nun erst sah er sich auf einer großen Eisscholle von unebener, wellenförmiger Oberfläche und erkannte ganz in seiner Nähe den Schlitten, von welchem er und seine Begleiter am vorigen Tage durch den Eisbären verjagt worden waren.

Die zunehmende Helle erlaubte Hermann bald, sich seiner Lage zu vergewissern. Er sah das weite Eisfeld von gestern in Tausende von größeren und kleineren Trümmern zerborsten und in Bewegung; die einzelnen Schollen stießen, vom Wellenschlag gehoben und schwankend, mit ihren Rändern an einander und brachen und barsten noch immer, während sie so, von einer unsichtbaren Gewalt geschoben, seewärts trieben. Die Scholle, worauf er sich befand, und die etwa einen preußischen Morgen groß sein mochte, verringerte sich zusehends durch diese stete Reibung, durch den unaufhörlichen Anprall. Die Luft war ziemlich rein, und nur landwärts zogen leichte Nebelwolken; die Sonne schien klar und warm vom unbewölkten Himmel hernieder und schmolz den Schnee. Jetzt flog sein Blick südwärts, und in einer Entfernung von etwa drei deutschen Meilen sah er das Schiff mit seinen Masten sich über die Fläche des Treibeises erheben, sah die Stangen und Raaen daran emporwachsen, von den geschäftigen Händen der Mannschaft aufgerichtet, daß die Topmasten sich deutlich von dem reinen, grauen Firmament abzeichneten. Aber eine andere Wahrnehmung erschreckte Hermann sehr: er sah, daß das Schiff seine Lage nicht veränderte, während es doch gleichwohl immer kleiner wurde. Daraus folgte, daß die Eisscholle, worauf er sich befand, bereits ebenfalls unter dem Druck einer Strömung seewärts trieb. Er raffte sich auf, schulterte sein Gewehr und lief in der Richtung des Schiffes davon, allein bald stand er am Rande des Eisfelds und starrte in einen Kanal offenen Wassers hinein, der etwa zwanzig Ellen breit sein mochte und ganz mit den vorwärtstreibenden, sich überschlagenden Trümmern gefüllt war, die sich fortwährend noch durch Stoß und Anprall ablösten. Noch immer lief das dröhnende, donnernde Getöse über die Eismasse hin, und mengte sich mit dem Zischen und Rauschen des Wassers der Tausende und aber Tausende von kleineren und größeren Kanälen. Hermann feuerte seine beiden Gewehrläufe ab, aber ihr Knall verhallte in dem Donnerrollen des Eises, in dem Getöse der zusammenstoßenden Massen. Nach jener Richtung hin war keine Rettung mehr möglich. Verzweiflungsvoll war Hermann zu dem Schlitten zurückgewannt und starrte hinaus in das Weite. Die Scholle verkleinerte sich zusehends, und je kleiner ihr Umfang, desto mehr wuchs die Schnelligkeit ihrer Bewegung. Sie war in eine Strömung gerathen, die sie mit einer Geschwindigkeit von wenigstens zwölf Knoten davontrieb. Je weiter seewärts, desto freier ward die Bewegung der Scholle. Hermann lief also

Gefahr, in die grenzenlose See hinaus verschlagen zu werden, wo die zunehmende Wärme des Wassers seine Scholle bald auflösen und zerschmelzen mußte. Der Trieb der Selbsterhaltung und die Verzweiflung gaben ihm daher den Gedanken ein, seine Scholle, die jetzt nur noch die Länge eines Floßgelenkes (Geſtöres) hatte, zu steuern.

Mit der Ausdauer und der Kraft der Verzweiflung gelang es Hermann nach vielen Stunden, die immer kleiner werdende Scholle aus der Strömung zu bringen und ihr die Richtung nach jenem Hügel zu geben. Mittag war vorüber, als er sie dem Eisrande einer kleinen Bucht nahe brachte, die noch von Packeis umstarrt war. Mit der letzten Kraft schob und hob er dann den Schlitten auf das Packeis hinüber und landete ihn sicher auf der kleinen Leiste von Strand, welche sich am Fuße der Uferklippen hinzog. Hierauf sank er erschöpft und matt an den Boden nieder und dankte Gott, daß er wenigstens festen Grund unter sich hatte, denn wenige Minuten später zerbrach die von den Wogen geschaukelte Scholle an den steinharten Massen des Packeises.

Die schrägen, matten Strahlen der Abendsonne weckten erst unsern jungen Freund aus seiner Lethargie und gemahnten ihn an die Pflicht der Selbsterhaltung. Nach einer hastigen Mahlzeit aus den Vorräthen des Schlittens suchte er diesen auf einer der beschneiten Leisten über die Klippen emporzuschaffen und erkannte nun erst, daß er auf einer Insel war, deren Mitte der kegelförmige Hügel, dem Anscheine nach ein erloschener Vulkan, einnahm. Vorerst also war er gerettet, und in diesem Bewußtsein warf er sich auf die Kniee nieder und dankte Gott inbrünstig für seine Erhaltung. Hierauf lud er sein Doppelgewehr wieder, barg den Schlitten in einer Felsenritze und machte sich auf den Weg, um die Insel zu erforschen. Noch war er aber keine fünf Minuten lang über die kahlen, schneebedeckten Klippen gestiegen, als ein schmerzliches Stöhnen und Heulen an sein Ohr schlug, und er unter sich in einer kleinen Bucht, deren Mündung ebenfalls von Packeis umstarrt war, einen Eisbären am Boden sich krümmen sah, der diese kläglichen, ohnmächtigen Töne ausstieß. Das Thier war mit Blut bedeckt und der Schnee rings umher geröthet; er lag wenige Schritte vom Fuße der Klippen dicht hinter dem angeschobenen Packeis, kaum fünfzig Fuß unter ihm. Eine freudige Ueberraschung verdrängte schnell das unheimliche Gefühl der Unsicherheit, das ihm der Anblick des Thieres eingeflößt hatte, denn er glaubte, denselben Eisbären zu erkennen, der gestern ihn und seine Gefährten überrascht und zersprengt hatte. Das Thier wälzte sich in seinem Blute und machte nur hie und da schwache und fast vergebliche Versuche, sich auf die Vorderläufe aufzurichten; es schien also im Rückgrat verwundet und kreuzlahm zu sein. Jede Bewegung trieb ihm wieder ein Röcheln des Schmerzes aus. Hermann wartete nun einen Augenblick, wo das Thier ganz ruhig lag, und schickte ihm eine wohlgezielte Kugel auf den Kopf; der Bär stieß ein Geheul aus und fiel mit Kopf und Vorderleib nieder, zuckte nur noch mit den Pranken (Vorderpfoten), die er tief in den Schnee schlug, und sein Geheul ging allmälig in ein Gewinsel über. Bis Hermann auf einem Umwege zu dem Thiere hinuntergeklettert war, lag es schon verendend und mit halbgebrochenem Auge, und einige Schläge mit dem Handbeil machten es vollends gefahrlos.

„Das ist von Gott gesandt!“ flüsterte Hermann inbrünstig und machte sich schnell an das Abstreifen und Abspecken des gewaltigen Thieres. Aber die Nacht war eingebrochen, bis er damit zu Ende war, und zu müde, um noch weiter zu gehen, bedeckte er den Körper nur mit schweren Eisstücken und schleppte ein Stück Treibholz, das am Strande lag und als Stamm einer niedrigen, verkrüppelten Weide sich auswies, tiefer in die kleine Schlucht hinein, richtete sich hier einige Eisschollen als Schutz gegen den Wind auf und machte mit Flechten und Moosen, die er von den Felsen gekratzt und mit einigem dürren Gestrüpp wie von Heidelbeeren, die er aus dem Schnee gegraben, ein Feuerchen an, welches er mit dem zerspaltenen Treibholze nährte. An der Glut dieses Feuers briet er sich die eine Pranke des Bären, die er noch sammt Knochen und Fleisch an der Haut gelassen hatte, und verzehrte sie mit einem wahren Heißhunger. Hierauf hüllte er sich dicht in das Fell des Eisbären, setzte sich neben dem Feuer nieder und versuchte über sein Schicksal nachzudenken. Allein der ermüdete Körper heischte seine Rechte, und ehe er sich dessen versah war er eingeschlafen. Die weite, frische Bärenhaut, in welche er hineingekrochen war, hielt ihn leidlich warm und umhüllte ihn genugsam, um ihn vor der Kälte zu schützen, und so war er mit der Pistole in der einen Hand eingenickt und hatte bald Alles um sich her vergessen.

„Was gibt es? was wollt ihr?“ rief er plötzlich und fuhr erschrocken auf, denn er träumte, er liege in der Kajüte der Brigg und es zupfe ihn Jemand am Arme. Als er sich aber aus seiner Schlaftrunkenheit aufrichtete, war Alles um ihn her dunkel, sein Feuer beinahe niedergebrannt, und im dämmernden Grau der sternenhellen Nacht sah er ein Rudel kleiner Thiere wie Hunde, die sich von ihm zurückgezogen hatten, und nun scheu in der Entfernung blieben. Hermann errieth sogleich, daß es Füchse seien, welche der Geruch der frischen Haut herbeigelockt hatte, und da er diese kleinen Polarfüchse nicht zu fürchten brauchte, so verhielt er sich wieder ganz ruhig. Es währte nicht lange, so fühlte er sich abermals gezupft, und nun erkannte er, daß es zwei Füchse waren, welche an einer der Bärentatzen nagten. Er streckte also lautlos den Arm mit dem Pistol nach ihnen aus, schoß diese ab und stieß einen gellenden Schrei aus. Diesem folgte ein wildes, schmerzliches Geheul und ein Getrampel von Füßen, und nun ward wieder Alles stille: die gefräßigen, hungrigen Füchse hatten sich erschrocken davon gemacht. Hermann lud rasch sein Pistol wieder, legte auch das andere zurecht und ließ sich nun angelegen sein, das Feuer wieder aufzuschüren und den Rest des Treibholzes, sowie große Stücke von dem Fett des Bären darauf zu legen, daß dasselbe unter Zischen und Brodeln verbrannte, zu hoher Lohe aufschlug und einen weithin sichtbaren Feuerschein verbreitete, welcher die Füchse und andere Raubthiere verscheuchte.

Hermann hatte jedoch noch einen andern Zweck im Auge, als er das Feuer jetzt zu solch' hoher Flamme aufschürte. Er wollte damit der Brigg ein Zeichen seiner Anwesenheit geben und sie wo möglich auf seine Spur führen. In dieser Absicht lief er noch am Strande herum und suchte nach weiterem Treibholze, um das Feuer damit zu unterhalten. Ein großer Klotz harzigen Holzes, welchen er mit Mühe herbeischleppte, diente dazu, das Feuer zu einer großen Lohe anzufachen, die auf eine große Entfernung hin sichtbar sein mußte. Auch trog Hermann's Hoffnung nicht, denn kaum waren zehn Minuten vergangen, so hörte er deutlich den Knall des einzigen Geschützes, das sich an Bord der „Hoffnung' befand, der schweren Drehbasse, laut und ferne über das Meer herüberdröhnen; nach wenigen Minuten donnerte ein zweiter Schuß, dann ein dritter herüber. Mit gefalteten Händen stürzte Hermann auf die Kniee nieder und betete zu Gott mit einer Inbrunst, welche nur Derjenige zu würdigen versteht, der selber einmal in Todesängsten geschwebt hat. Ungefähr eine halbe Stunde lang tönten in Zwischenräumen von etwa fünf Minuten noch die Kanonenschüsse herüber; dann war Hermann's ganzer Vorrath von Brennmaterial aufgebraucht, und der zuvor so hoch emporlohende Holzstoß zu einem kleinen Haufen rother Glut heruntergebrannt, in welche der Verschlagene trüb und wehmüthig blickte. Er versuchte ruhig und gefaßt zu sein, allein seine innere Aufregung war doch beinahe verzehrend. Er schnitt nochmals große Stücke von dem Bärenfett ab und legte es auf die Glut, aber sie wollte nicht wieder zur vorigen Flamme emporschlagen. Unter Gefühlen, für deren Schilderung die Sprache zu arm ist, erwartete er den träge zögernden Anbruch des Morgens. Das Feuern hatte aufgehört, das

Meer brauste hohl jenseits des eisumstarrten Strandes, der heftige eiskalte Wind pfiff über die beschneiten Felsen. Die Gedanken der Verzweiflung ließen sich selbst durch das brünstigste Gebet nicht bannen, und es war eine wirkliche Erlösung, als endlich die erschöpfte Natur ihr Anrecht geltend machte und Schläfrigkeit und Betäubung ihren bleiernen Mantel über Sinne und Glieder des armen Schiffbrüchigen warfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewässerung in Egypten.

Von

H. Wollandt.

In einem Lande, in dem sich die mechanische Kunst zu einer so hohen Stufe erheben konnte, wie zur Zeit der Pharaonen, welche die großartigsten Baudenkmale entstehen sah, sind die Araber, die Nachfolger der alten Egypter, wieder auf die ursprünglichsten Formen zurückgegangen. Der



Eine Bewässerungsmaschine in der Umgegend von Kairo.

Salieh, mittelst dessen die Palmen begossen werden, ist das einfachste Werkzeug von der Welt. An einen Palmstumpf wird eine lange starke Ruthe quer befestigt, um gewissermaßen einen Schöpfbrunnen nachzuahmen. Während an die eine Seite der Ruthe ein schwerer Stein befestigt wird, hängt an der andern an einer Liane ein Eimer, mit dem nun auf und ab geschöpft wird. Diese Ursprünglichkeit finden wir indeß nur in Oberegypten, in den Ebenen von Memphis und Theben. In der Umgegend von Kairo und Alexandrien dagegen, wo die Nähe des vizeköniglichen Hofes und die tägliche Berührung mit den Europäern den Geist wach erhält, sind die Mittel ihrer Industrie auch nicht mehr so primitiv. Sie setzen die Kraft des Thieres an die Stelle des menschlichen Armes, sie kennen die Hebelbewegung und wenden sie zur Emporschaffung des Wassers an. Die Maschinerie ist immerhin noch sehr einfach, aber sie zeugt doch von einer gewissen mechanischen Einsicht und beweist, daß diese Rasse sich auf der Höhe der andern zu halten im Stande sein wird, wenn die Civilisation einst ihre Rechte auf diese Länder geltend machen sollte, welche eine ihrer Wiegen gewesen.

Ein Alpenbewohner.

Von
L. Martin.



Der Alpensteinbock (Capra ibex).

*

Fast jedes hohe Gebirge der alten Welt, vom Himalaya und Kamtschatka bis zu den Pyrenäen, hat seinen eigenen Steinbock, welcher, wahrscheinlich von einer einzigen Rasse abstammend, in der von den Geologen angenommenen Eisperiode so ziemlich die ganze genannte Erdhälfte bewohnt haben mag. Allmälig aber, wie die Gletscher von den Ebenen und niederen Gebirgen wichen, ist anzunehmen, daß diese Thiere, immer höher steigend, endlich an jenen äußersten Zacken unserer Erdrinde anlangten, wo sie sich jetzt befinden, und sich dort denjenigen Charakter ausdrücken ließen, der sie uns als besondere Arten kennzeichnet.

Wir unterscheiden an dieser, mit den Ziegen innigst verwandten Familie jetzt folgende Arten: den Steinbock vom Himalaya, den sibirischen, kaukasischen, arabischen, abyssinischen, berberischen, bretischen, den der schweizer Alpen und den der Pyrenäen, welche sich mehr oder minder durch Größe, Färbung, Gestalt der Hörner und Fehlen oder Vorhandensein des Bartes von einander unterscheiden, während sie in der Lebensart und sonstigen Eigenschaften wenig verschieden sind. Wir wollen heute nur von dem schweizer Steinbock sprechen, der zugleich als der bekannteste für den Typus der ganzen Familie einstehen mag.

Auch er bewohnte in früheren Zeiten bedeutend niedrigere Gebirgsstöcke der schweizer und tyroler Alpen, wie die Chroniken es nachweisen, und wurde nach und nach von diesen, durch die Leidenschaften der Menschen verfolgt, theils gänzlich ausgerottet, theils nach den höchsten Gipfeln der Gebirge vertrieben, wo er gegenwärtig, nur noch am Monte Rosa lebend, sein kümmerliches Dasein in nur geringer Anzahl vor dem nahen Untergang fristet. — Der schweizer Steinbock, welcher, beiläufig gesagt, keineswegs so schön gefärbt und geformt ist, als es diejenigen des Orients sind, erreicht eine Länge von 4½ bei einer Höhe von 2½ Fuß, und haben seine eben nicht besonders schön gebogenen Hörner eine Länge von 1½ bis 2 Fuß, die auf der oberen Seite mit starken Knoten geziert sind, wovon jeder Hauptknoten einem Lebensjahre des Thieres entspricht und 16 bis 18 Jahre nachweisen kann, wonach das Lebensalter so ziemlich genau abzumessen ist. Ein alter Bock kann ausgeweidet an 200 Pfund, eine solche Ziege aber kaum mehr als 100 Pfund wiegen. Seine Färbung ist im Winter, bei dichtem seidenartigen Unterhaar, im Allgemeinen rußfarbig braun, an den Beinen entlang in Schwarzbraun übergehend, ebenso die Oberseite des Schwanzes, während dessen Unterseite, die innere Seite der Schenkel und der Bauch ein schmutzgelbes Weiß zeigen. Der grau gezeichnete Kopf trägt einen so schwachen Bart, daß er kaum zu bemerken ist, und die Fabel vom bärtigen Steinbock der Schweiz gänzlich widerlegt. Das Sommerkleid des Steinbocks ist dagegen knapp anliegend, und verwandelt sich das düstere Braun in ein lichteres Gelbbraun, welches eine dunklere Rückenlinie ziert. Ihm ganz ähnlich ist die Steinbockziege oder Gais genannt, aber mit bedeutend kleineren Hörnern geziert und gefärbt; doch sind die Farben im Allgemeinen weniger intensiv ausgesprochen. — Das anfangs mit krauser, gelbgrauer Wolle gezierte Junge verwandelt sich in einigen Monaten in schön gelbbraune Färbung, und ist in diesem Kleide eine äußerst zierliche Erscheinung. Es wird von der Gais Ende Juni auf einer sonnigen Matte geworfen, von welcher es ihr schon in wenigen Stunden mit schnell wachsenden Kräften überall hin folgt und, erst einen Tag alt, von keinem Menschen mehr eingeholt werden kann.

Die Brunstzeit, welche durch heftige Kämpfe der Böcke begleitet ist, fällt in den Januar, und kennzeichnet somit vollständig ein Thier kalter Zonen. Hier soll es vorkommen, daß nicht selten einzelne Böcke, dem schärfsten Eissturm Trotz bietend, wie Bildsäulen stundenlang auf kaum handbreiten Felszacken stehend, nach dem Gegner sich umschauend, gesehen werden. Das ganze Leben dieser Thiere ist so voll der interessantesten, romantischen Episoden, um derenwillen schon so mancher Jäger den Hals gebrochen, als daß nicht die Hauptmomente hier niederzulegen versucht werden sollte.

Stets die Nähe der Gemse meidend, ziehen sie auch ganz entgegengesetzt von diesen nach eingebrochener Dämmerung von ihren eisigen Zinnen herab in die Thäler und nahen Bergwälder auf die Aesung, welche in Mattenkräutern, Riedgräsern, Knospen von Alpenrosen, Weiden und Alpen und sonnigen, weichen Blättern besteht, und gehen vor Tagesanbruch allmälig wieder höher, wo sie, dort angekommen, an einer windstillen, überhängenden Felsenwand niedergethan, den Tag über der Verdauung und dem leichten Schlaf sich hingeben. In dieser Lage sind sie stets bereit, den noch so vorsichtig sich anschleichenden Jäger zeitig genug zu vernehmen, und ein von den Leitböcken ausgehendes und dem der Gemse ähnliches Pfeifen oder ein durch Schreck ausgestoßenes Niesen ist hinreichend, den kleinen Rudel in eiligster Flucht weithin zu treiben. Deßhalb kann die Jagd nur dann mit Erfolg gekrönt werden, wenn der Jäger auf jenen schauerlichen Höhen übernachtet und das von der Aesung heraufsteigende Wild in einem schußgerechten Hinterhalt erwartet, und der höchste Grad von Leidenschaft gehört dazu, um das eigene Leben an eine solche Kette augenscheinlicher Gefahren zu knüpfen, wo jeder Fußtritt über Leben und Tod entscheidet.

Es grenzt an's Fabelhafte, mit welcher Sicherheit der Steinbock auf die kleinsten Hervorragungen anspringen und daselbst feststehen kann. Die fast stahlharten, kantigen Hufe können aber auch breit ausgelegt werden, so daß hier ein Mechanismus obwalten muß, dessen verschiedene Modifikationen noch gar nicht gehörig erkannt worden sind. Mittelst dieser eigenthümlichen Einrichtung wird es ihnen möglich, sich ohne Anlauf eine fast senkrechte Felswand von 12 bis 15 Fuß Höhe emporzuschwingen, an welcher sie etwa drei Ansatzsprünge machen.

Junge, eben geworfene Steinböcke sind schon öfter mittelst einer Ziege als Amme aufgezogen worden, werden sehr zahm und ergötzen durch ihre possirlichen Sprünge. Alt geworden, sind sie dagegen bösartig und sogar gefährlich, wie ein Bastardbock in Bern ehedem viel von sich erzählen machte.

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

Ein Lebensbild von A. v. Winterfeld.

(Fortsetzung.)

Der Offizier, welcher mit dreißig Kürassieren hier im Quartier lag, erhält, indem er eben im Begriff ist, sich auszuziehen, die Meldung, das Hofthor sei von dänischen Jägern besetzt. Er eilt heraus, wirft sich auf sein ungesatteltes Pferd, ruft den Kürassieren zu, ihm zu folgen, weil es kein anderes Rettungsmittel gab, als sich schleunigst durchzuschlagen, und sprengt in voller Carrière gegen das Thor. Zehn Büchsenschüsse knattern ihm entgegen, aber nur eine Kugel streift leicht seine Wange, mit gewaltigem Sprunge setzt er durch die zurückweichenden Dänen, und von ihren Schüssen verfolgt, erreicht er glücklich das Dorf, wo er uns schon in voller Thätigkeit fand.

Die im Gehöfte zurückgebliebenen Kürassiere aber leisten mit Pallasch und Karabiner einen verzweifelten Widerstand, bis sie, von der Uebermacht erdrückt, größtentheils verwundet, als Gefangene mitgeschleppt werden. Sie wurden später im Triumph nach Kopenhagen geführt.

Nachdem es uns gelungen war, die Dänen aus dem Dorf zu treiben, schritten wir sofort zur Verfolgung, erhielten aber zwischen den Hecken ein so heftiges Feuer, daß uns namentlich viele Pferde verwundet wurden. Aber die Kürasse hatten sich so gut bewährt, daß nur wenige Leute Schüsse in

den Arm erhielten, welche von den harten Kürassen abgeglitten waren.

Wir sahen nun die weißen Uniformen unserer armen gefangenen Kameraden zwischen den rothen dänischen, wir sahen, wie sie, sich noch für einen Augenblick losmachend, auf die Hecke sprangen und uns winkten, wir möchten sie befreien, und dennoch mußten wir sie ruhig hinwegführen lassen, weil die Stärke der Dänen 5000 Mann betrug und wir kaum 400 waren.

Trotz dieser bedeutenden Uebermacht wagten sie es aber nicht, das Dorf noch einmal anzugreifen, wahrscheinlich weil sie durch einen Nachtmarsch in schlechten Wegen sehr ermüdet waren.

Nachdem wir ihnen, vergebens auf Hülfe wartend, zwei gute Stunden gegenüber gestanden hatten, sahen wir sie langsam abziehen und ritten dann still und verdrossen nach Hjerndrup zurück. Das war das letzte, leider traurige Ereigniß in unserer kurzen Campagne.

Acht Tage nach dem Ueberfall von Steppinge kam die Nachricht, daß Friede geschlossen sei und gleichzeitig der Befehl zum Rückmarsch. Unser Herausmarsch war ein Triumphzug gewesen, obgleich wir noch Nichts gethan hatten. Unser Rückmarsch war das Gegentheil davon, obgleich wir unsere Aufgabe gelöst hatten.

Das schöne Hadersleben, das bei unserem Herausmarsch wie ein schwarz-roth-gold beflaggtes Schiff aussah, hatte alle seine bunten Freudenfahnen eingezogen und sah jetzt aus, wie eine zusammengekauerte Schnecke. Die Straßen waren öde und leer, und nur hie und da lugte noch ein gutmüthiger, freundlicher Mädchenkopf hinter den Gardinen hervor, und warf einen sehnsüchtigen Scheideblick auf die hübschen, blanken Soldaten und galanten Offiziere, mit denen sie einst froh getanzt hatten auf improvisirten Bällen, und die ihnen so schöne Dinge gesagt hatten.

In Hadersleben sah ich auch den letzten Trupp Freischaaren, welche unfreiwillig über die Grenze transportirt werden sollten.

Die Herrenhuterstadt Christiansfeld war der einzige Ort, welchen wir unverändert wiederfanden. Es war kein Mensch auf der Straße, und in der Kirche wurde gesungen. Auch in Flensburg war es sehr still geworden, und wir passirten die lange Norderstraße, jetzt in einer Viertelstunde, wozu wir auf dem Hinwege wegen des Volksgedränges eine ganze Stunde gebraucht hatten. Dann passirten wir mit anderen Gefühlen, wie vor einem halben Jahre, Rendsburg und waren seelenvergnügt, als wir auf das Gebiet der freien Stadt Lübeck kamen.

Wir kamen unserer Garnison näher und näher. Als wir in dem letzten Nachtquartier anlangten, einem großen Dorf, ungefähr drei Meilen von unserem Städtchen, nahmen mehrere jungverheirathete Offiziere Urlaub vom Herrn Rittmeister, um ihre Frauen zu überraschen. Sie wollten die Nacht in der Garnison bleiben und am andern Morgen rechtzeitig wieder im Marschquartier sein. Ich hätte das auch thun können, wenn ich gewollt hätte, aber es war mir doch eigentlich genirlich. Ich hätte den andern Tag beim Einmarsch nicht die Augen aufschlagen können. Aber alle Leute sind freilich nicht so blöde. Als wir wirklich am nächsten Morgen einrückten, sahen die kleinen Frauchen gerade am allerlustigsten drein, die gestern ihre lieben Männer schon gesehen hatten. Sie mußten sich doch wohl sehr über die Ueberraschung gefreut haben. Lachen mußte ich über unseren Premier-Lieutenant, der ritt auch den Tag vorher herein. Als ich aber am andern Morgen dessen Frau aus dem Fenster schauen sah, kam sie mir gar nicht so vergnügt vor, wie die anderen Damen. Und ihr Mann hatte sie doch auch überrascht . . . aber wahrscheinlich nicht auf so angenehme Weise, wie die Uebrigen. Es kommt doch Vieles auf die Manier an.

Als sich die Schwadron am andern Morgen auf der großen Dorfstraße versammelte, war Alles ganz lustig und guter Dinge.

Obgleich es gar nicht einmal befohlen war, daß wir in Parade in unsere Garnison einmarschiren sollten, sah doch das ganze Regiment aus wie aus dem Ei geschält, und das hatte auch seine ganz guten Gründe. Das Freiwillige thut der Mensch ja stets lieber als das Befohlene, und wenn wir auch heute vor keinem hohen Vorgesetzten Parade zu machen hatten, so marschirten doch die Meisten von uns vor Jemand vorbei, dem sie gefallen wollten, und wer wirklich Kleinen oder Kleine hatte, der oder die seinem Herzen oder seiner Eitelkeit nahe stand, der wollte doch nicht gerne hinter den Anderen in Bezug auf Sauberkeit des Anzuges zurückstehen.

Ich kann sagen, das Regiment versammelte sich heute auch viel früher und pünktlicher, als wenn Allarm geblasen wurde, und dann steht es doch auch schon zehn Minuten, nachdem der letzte Ton aus der Trompete heraus ist.

Als wir zwei Meilen marschirt waren, bekamen wir den rothen Thurm unseres Städtchens zu sehen, und bald unterschieden wir auch deutlich den bläulichen Rauch, der aus allen Schornsteinen emporstieg. Die Verheiratheten von uns lächelten dabei stillvergnügt vor sich hin; denn welcher Gedanke lag hier wohl näher, als der an die liebe, kleine Frau, die in der Küche am Feuerherd steht und in den Töpfen rührt, aber ja nicht zu nahe herantritt, damit sie sich den Sonntagsstaat nicht beschmutzt, in welchem sie nachher dem Regiment entgegengehen will.

Im letzten Dorfe vor der Garnison trafen wir bereits einige Bürger und die Stutzer des Städtchens, welche auf ihren Kleppern auf uns zu galoppirten und uns Cigarren präsentirten; dann ritten sie neben uns her und konnten gar nicht genug fragen, wie es uns denn eigentlich im Kriege gegangen sei; aus den Zeitungen hätten sie sich immer nicht recht zurecht finden können.

Und näher und näher kam der liebe, rothe Thurm, und lustiger und lustiger dampften die Schornsteine, und bunter und bunter wurde die Chaussee von Leuten allerlei Alters und Geschlechts, die uns entgegen zogen.

Da kamen ganze Rudel von Jungen und Mädchen, die lärmend und schreiend neben den Rotten her liefen und sich den Kürassier aussuchten, der bei ihren Eltern in Quartier lag. Manche von ihnen mochten auch wohl durch eine innere Stimme hinaus gezogen worden sein; denn es befand sich gewiß so mancher unbekannte Vater unter den blanken Reitern.

Nun kamen auch schon Frauen und Mädchen, die allzu große Sehnsucht hatten; man nickte sich einander zu, man schüttelte sich die Hände von den Pferden herunter, man reichte sich verstohlen die Flasche, und die Unterhaltung wurde lauter, als es sonst in Reih' und Glied gestattet ist.

Vor dem Thore kommandirte der Obrist „Stillgesessen!“ und ließ das Gewehr aufnehmen; dann begannen die Trompeter einen lustigen Marsch zu blasen, die Gestalten der Kürassiere hoben sich stolz im Sattel empor, die Pferde gaben sich ein Ansehen, die Unterhaltung hörte auf, und hinein ging es in unsere Garnison.

Fenster und Thüren waren zum Brechen voll und die Straßen so mit Menschen angefüllt, wie ich es kaum sonst beim Viehmarkt gesehen hatte. Die Dienstmädchen plauderten mit einander und zischelten sich in's Ohr, und wenn Eine ihren Geliebten herauserkannt hatte, dann wurde sie brennend roth und schlug die Augen zu Boden . . . aber nicht lange.

Die Krämer nahmen die langen Pfeifen aus dem Munde und rückten ehrerbietig das Käppel, wenn ein Offizier vorbeikam; denn die lange Entfernung hatte ihnen doch gezeigt, daß die Garnison einen bedeutenden Nutzen für sie habe. Mein Gott, da ist ja auch Der . . . und Der . . . und Der! Mir kam es vor, als wenn mir die Gesichter alle viel lieber seien, als früher; als wenn ich beinahe mit ihnen verwandt geworden wäre, und ich nickte Manchem freundlich zu, den ich sonst kaum angesehen hatte.

Auf dem Markt war das Gedränge am dichtesten. In

den offenen Fenstern lehnten die Frauen der Herren Offiziere und drehten sich fast die Hälschen ab, um ihren Mann herauszufinden, und ihm dann mit dem Taschentuch freundlich zuzuwinken. Den Herren Offizieren war das auf der einen Seite gewiß sehr angenehm; aber auf der andern Seite schien es sie auch beinahe zu geniren. Der Mensch kam wieder in Konflikt mit dem Soldaten.

Mein Herz schlug mir auch gewaltig in der Brust, und ich hatte mir fast die Augen ausgesehen nach meinem lieben, guten Weibchen, ohne daß ich sie bis jetzt entdecken konnte. Da plötzlich sah ich einen blonden Kopf hinter einer Gardine hervorblicken und sich schnell und erröthend wieder zurückziehen, sowie sie gewahr wurde, daß ich sie bemerkt hatte.

Die gute, prächtige Frau! Sie wußte, daß mir Familienszenen im Angesicht der ganzen Schwadron ein ganz klein wenig unangenehm waren; aber sie hatte es doch nicht über's Herz bringen können, zu Hause zu bleiben, und deßhalb eine verdeckte Aufstellung genommen.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer in den Pyrenäen.

Von

Hans von Laas.

Unter den heilsamen warmen Quellen, an welchen die Pyrenäen so reich sind, nehmen die von Bagneres de Bigorre einen vorzüglichen Rang ein; sie gehören entschieden zu den besuchtesten Bädern Frankreichs, da nicht nur der Kranke hier Linderung seiner Leiden findet, sondern auch dem Gesunden ein vielseitiger Lebensgenuß und eine erhabene, in den mannigfachsten Abwechselungen stets neue Reize darbietende Natur winkt. Die herrlich bebauten, mit unzähligen kleinen, freundlichen Häusern besäeten Hügel erheben sich hier zu immer höheren Bergen, über denen majestätisch der Pic du Midi thront. Schon von dem nahen Dorfe Esponne an, wo außer dem Hirten auch der Gebirgsjäger haust, wird die Gegend wildromantisch, und der Bach, welcher weiter unten in friedlichem Laufe die einsame Mühle treibt, stürzt hier als schäumender Bergstrom über die zackigen Felshöhen herab. Bei den immer neuen Schönheiten, welche die Natur entwickelt, fehlt es selbstverständlich in diesen reizenden Thälern und wilden Bergschluchten auch nicht an zahlreichen Touristen, doch findet man diese nur während der Badesaison, vom Mai bis zum Oktober. Sobald der Sommer seine Herrschaft verloren, wird es öde in den Pyrenäenbädern, denn rasch und grimmig tritt dann der Winter auf. Dichte Nebel, abwechselnd mit Schneestürmen und Regenschauern, erinnern an das Gebirgsland, und durch die dichten Fichtenwälder schleicht der hungernde Wolf und wagt sich weit hinaus aus dem schützenden Dickicht, um den Hirten ein Schaf zu rauben, oder wohl auch in wüthender Gier einen Menschen niederzureißen. Nicht minder gefährlich als der Wolf, jedoch viel seltener, ist der Bär.

Weniger aus Gesundheitsrücksichten, als vielmehr von dem Wunsche beseelt, das lärmende Treiben der Hauptstadt eine Zeit lang mit dem stillen Frieden der Pyrenäenbäder zu vertauschen, hatte ich vier Monate in Bagneres de Bigorre zugebracht, als plötzlich die Lüfte rauher zu wehen begannen und hohe Nebelwände aus den Thälern aufstiegen, als mahnende Zeichen des scheidenden Sommers. Trotzdem aber, daß diese Erscheinungen die noch anwesenden Badegäste schleunigst nach der Heimat trieben, konnte ich mich nicht entschließen ihrem Beispiele zu folgen; denn nicht nur, daß ich begierig war, die Pyrenäen einmal im Winterkleide zu sehen, hielt mich, als einen leidenschaftlichen Waidmann, auch die Jagdlust fest. Ich hatte nämlich die Bekanntschaft eines Edelmannes gemacht, der in dem Kampanthale reiche Besitzthümer inne hatte und, obgleich er sonst die Winter in Paris oder einer deutschen Hauptstadt zuzubringen pflegte, wegen eines heiklichen Erbschaftsfalles gezwungen war, dießmal in der Heimat zu bleiben. Der Herr von Brecy, früher Kapitän der afrikanischen Chasseurs, hatte in Algerien auf Löwenjagden manches interessante Abenteuer erlebt, und besaß als Trophäen einige köstliche Felle, an denen die grimmigen Zähne und Klauen noch hinreichend bezeugten, mit welch' gefährlichen Gegnern der Sieger im Kampfe gewesen war. Auf meine Aeußerung nun, daß ich mich glücklich schätzen würde, auf der Jagd mit einem großen Raubthiere zusammenzutreffen, erhielt ich von dem Kapitän die freundliche Einladung, meinen Aufenthalt in den Pyrenäen noch um einige Wochen zu verlängern, indem er dann im Stande sein würde, mir zwar nicht Löwen und Hyänen, aber doch Wölfe und glücklichen Falles auch einen Bären entgegenstellen zu können.

Die Einladung wurde angenommen, und erstreckte sich zugleich auch auf einen jungen preußischen Gutsbesitzer aus der Nähe von Berlin, welcher in Folge eines hartnäckigen Hautübels von den Aerzten nach Bagneres de Bigorre geschickt worden war, und hier in kurzer Zeit seine Gesundheit wieder erlangt hatte. Er erzählte gern von dem trefflichen Wildstande seines Gutes und gab sich zugleich als leidenschaftlichen Fuchshetzer zu erkennen, wobei oft Jagdgeschichten zum Vorschein kamen, die den Erlebnissen des berühmten Herrn von Münchhausen unmittelbar an die Seite gestellt werden konnten. Herr von Brecy, der den Aufschneidereien des Berliners oft mit feinem Lächeln zugehört hatte, dehnte also seine Jagdeinladung auch auf diesen aus und bat uns, so bald auf seinem Schlosse einzutreffen, als die Umstände dieß erlaubten, indem bereits die Zeit eingetreten sei, wo die Bestien von den Bergen in die Thäler hinabzusteigen und sich zu orientiren pflegten.

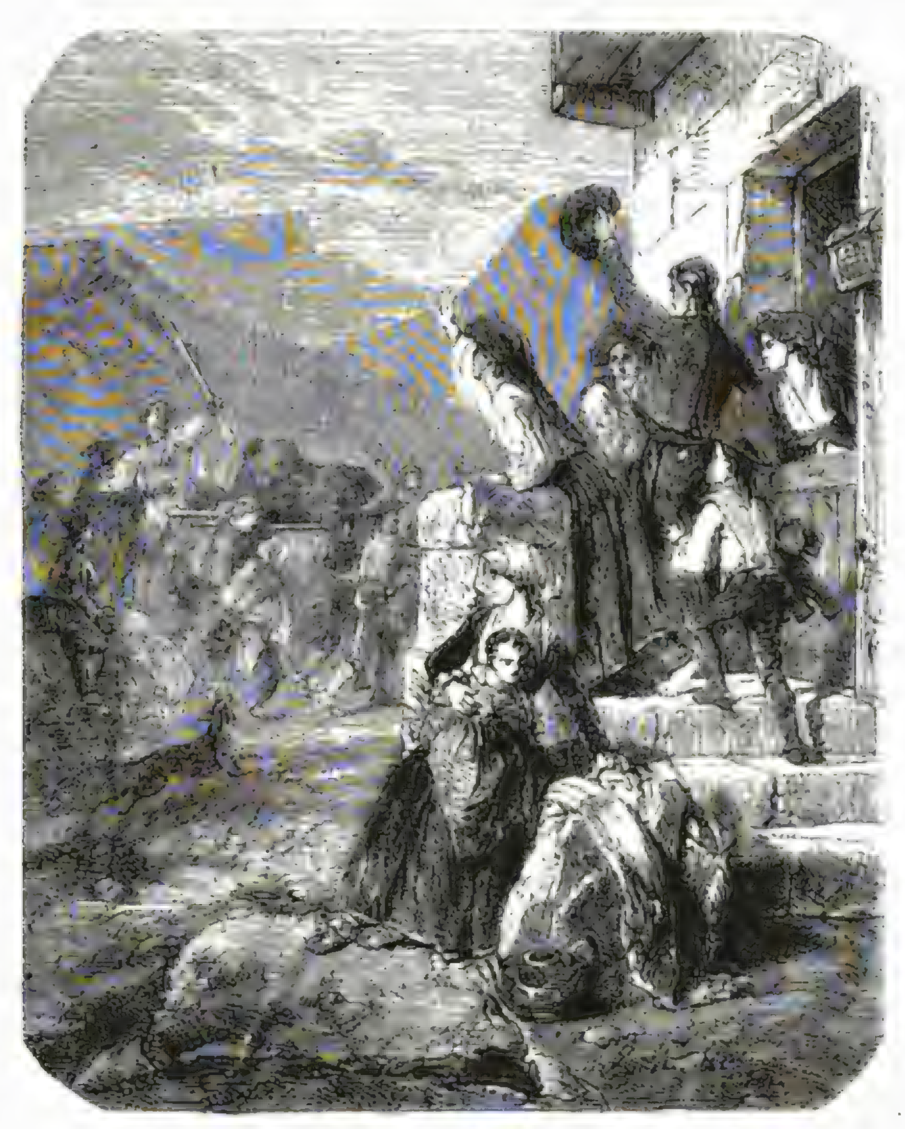
Der Pic du Midi und die ferneren hochgegipfelten Berge strahlten im hellen Scheine der Morgensonne, als der Berliner und ich, begleitet von einem jungen Basken, der von uns als Diener gemiethet worden, unsere Reise nach dem äußersten Winkel des Kampanthales antraten. Es lag jedoch nicht in unserem Plane, in gerader Richtung dorthin zu reiten, sondern wir hatten beschlossen, vorher die alte Priorei St. Paul zu besuchen und dann, die Dörfer St. Marie und Grip berührend, den Paß von Tourmalet zu erreichen, von wo dann der Niedergang in das Thal noch manche überraschende Naturschönheit bieten sollte. Und in der That fanden wir in dieser Hinsicht unsere Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. Als aber das öde Felsthal des rauschenden Bastan hinter uns lag, begann das Tageslicht zu schwinden, und während die Bergspitzen noch in das flüssige Gold der Sonne getaucht erschienen, sank bereits eine neblige Dämmerung auf die waldige Gegend herab. Da sich der Weg wegen des ihn bedeckenden gelben Sandes leicht zwischen dem dunklen Gebüsche des Unterholzes erkennen ließ, ritten wir muthig in die schwarze Waldmulde hinein, und anfänglich ging auch Alles ganz gut; bald aber wurde der Boden wieder hügelig und der Pfad so rauh, daß wir absitzen mußten, und mit den Pferden am Zügel nur langsam vorwärts kamen. Der baskische Diener summte ein Liedchen, und der Berliner verwünschte das Pyrenäengebirge in den Abgrund der Hölle, ich aber strengte Augen und Ohren an, um irgendwo eine Spur von Menschen zu entdecken. Aber Alles blieb still in der ungeheuren Einöde bis auf das Rascheln der Blätter und den Hufschlag unserer Pferde, oder den Ruf eines nächtlichen Raubvogels, der manchmal unheimlich durch den Wald ertönte. Plötzlich setzte ein starker Bach, dessen breite und ruhige Wasserfläche eine bedeutende Tiefe vermuthen ließ, dem ferneren Vordringen ein Ziel.

Während der Baske nach einer Stelle zum Uebergange spähte, kam es mir plötzlich vor, als ob thalaufwärts der Wald bisweilen durch eine flackernde Helle erleuchtet würde, und um mich zu vergewissern, daß dieß keine Täuschung sei, schoß ich ein Pistol ab. Gleich darauf erscholl wüthendes Hundegebell, und eine hochaufsteigende Feuergarbe züngelte

fast bis zu den Baumgipfeln empor. Wir begannen nunmehr zu rufen und vernahmen ein Gebrüll, wie man es bisweilen in Menagerieen hört, doch schwand jeder Zweifel, daß es von Menschen ausgestoßen wurde, als jenseits des Baches zwei wildaussehende, zerlumpte Kerle erschienen, von denen jeder in einer Hand einen lodernden Kienspahn und in der andern eine Flinte trug. Beide hatten in dem Gürtel lange breite Messer stecken und sahen verwildert aus wie die Teufel.

„Jott straf mir, des sind wohl Räuber!“ sagte der Berliner. „Ich wollte bloß, ich hätte die Kerle auf de Hasenhaide bei Berlin, denn sollten sie mir kennen lernen. Heda, ihr vom Jalgen jefallene Jegenstände, wat seid ihr denn für Landsleute?“

Natürlich verstanden die beiden Waldmänner von des Berliners preußischer Ansprache kein Wort, aber auch ich muß gestehen, daß mir bei Betrachtung dieser Gestalten nicht ganz wohl zu Muthe war. Unser Argwohn war jedoch völlig unbegründet, denn auf meinen Zuruf, wir seien Verirrte, warfen sie die halb im Anschlag gehaltenen Flinten auf die Schulter und riefen uns zu, an einer Stelle, die sie uns bezeichneten, den Bach zu passiren und mit nach ihrer Lagerstelle zu kommen. Dort fanden wir um das Feuer gelagert noch drei andere wilde Gesellen, und an Baumstämmen an-



Ein Abenteuer in den Pyrenäen: Das Heimbringen des erlegten Bären.

gekettet mehrere große zottige Wolfshunde neben einer Anzahl Waarenpäcken, die unsere rauhen Wirthe als Schmuggler bezeichneten. Die gutmüthigen Bursche theilten unaufgefordert ihre wenigen Lebensmittel, bestehend aus Brod, Zwiebeln und trockenem Stockfisch nebst etwas schlechtem Weine mit uns, fütterten und tränkten die Pferde und boten uns sogar die wollenen Decken ihrer Maulthiere zum Nachtlager. Noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, lagerten wir Alle um das glimmende Feuer, und bald begann der Schlaf seine Herrschaft auszuüben, wobei der Berliner sich durch ein wahrhaft ohrzerreißendes Schnarchen bemerkbar machte.

Die Rast der Schmuggler war von kurzer Dauer, denn bald nach Mitternacht wurden die Maulthiere beladen, und nachdem die braunen Söhne der Berge uns freundlich die Hand gedrückt und über die Richtung des Weges nach dem Kampanthale Weisung gegeben, verschwanden sie in dem Dickicht des Waldes. Der Berliner und der Baske legten ihre schlaftrunkenen Häupter alsbald wieder zur Ruhe nieder, ich aber vermochte nicht einzuschlafen, deßhalb warf ich einige Zweige auf die Kohlen, zündete eine Cigarre an und setzte mich an's Feuer, um ruhig das Grauen des Morgens abzuwarten. Im Walde herrschte die Stille des Todes, nur droben, in den Wipfeln der Bäume, rauschte bisweilen ein leichter Luftzug und wirbelte den aufsteigenden Rauch meines Feuers niederwärts, daß er in wogenden Wölkchen das Gezweig umhüllte. So mochte ich wohl bereits eine Stunde gesessen haben, als mein Auge plötzlich durch eine seltsame

Erscheinung gefesselt wurde. Etwa dreißig Schritte vor mir bemerkte ich eine Anzahl phosphorartig funkelnder Lichter, bald feststehend, bald sich bewegend, und dabei wurde ein leises Geräusch vernehmbar, als ob vorsichtige Tritte das dürre abgefallene Laub berührten. Auch unsere Pferde, die nur wenige Schritte entfernt auf dem Boden lagerten, schienen die unheimlichen Lichter zu erschrecken, denn sie sprangen auf, stampften unruhig den Boden und rissen an den Strängen, mit welchen wir sie an Bäumen befestigt hatten. Mit kräftiger Faust rüttelte ich meine schnarchenden Gefährten aus ihrem Schlummer, drückte dem Berliner sein Gewehr in die Hand und spannte die Hähne meiner Doppelflinte.

„Schwernoth, lieber Laas, ich globe des sind Jemsen!" sagte der Berliner. „Aber nur man stille, des Jebirgszeug soll mir mal kennen lernen — da müßte ich kein Berliner sein!"

Ein dumpfes, gurgelndes Geheul durchdrang jetzt den Wald, und ich erblickte die Gestalt eines ungeheuren Wolfes, der in kurzer Entfernung vom Feuer vorüberschlüpfte und sich den vor Angst schnaubenden Pferden zu nähern suchte. Im Nu lag mein Gewehr im Anschlag, der Schuß donnerte in hundertfachem Echo durch die waldigen Schluchten, und ein häßliches Kreischen verrieth, daß ich mein Ziel nicht gefehlt hatte. Der Getroffene wälzte sich im Todeskampfe, aber weder dieses Schicksal ihres Genossen, noch der Knall des Feuergewehres vermochte den Bestien Furcht einzujagen. Ihre Augen funkelten noch immer durch die Nacht, und von Zeit zu Zeit vernahm man ein dumpfes Geheul.

„Sehen Sie man dat Biest dort bei den Pferden?" sagte der Berliner. „Jeben Sie Acht, der soll an mich denken!" Und das Gewehr an die Backe werfend knallte der Schuß. Der Wolf sprang in weitem Bogen in das Dickicht zurück. Dagegen aber stürzte mit dumpfem Falle eines der Pferde zusammen, und sein Sterberöcheln verrieth, daß der Berliner, wenn auch nicht das Raubthier, so doch meinen trefflichen Braunen nur zu gut getroffen hatte.

„Ihr verdammtes Ungeschick hat mein Pferd getödtet!" brauste ich auf.

„Ach, sehen Sie man doch, lieber Laas, wat kann denn Ener dafür, wenn die Kugel ricochettirt!" erwiederte gleichmüthig der Berliner. „Jott straf mir, so ene Wolfshaut ist glatt, wie Speck, und da glitzscht des Blei leicht ab."

Noch einige Male feuerten wir auf die Bestien, deren Gier durch den Blutgeruch immer heftiger wurde, und währenddessen mußte der Baske die beiden übrigen Pferde an das Feuer führen und Alles zum Aufbruche bereit machen. Sobald über dem östlichen Bergkamme der erste Morgenstrahl dämmerte, saßen wir auf und verließen den nächtlichen Lagerplatz, unverfolgt von den hungrigen Raubthieren, welche nur unsere Entfernung abwarteten, um sich auf den Leichnam des erschossenen Pferdes zu werfen. Der Baske lief als Wegweiser voraus. Wir zögerten nicht, sobald als möglich aus diesen Waldschluchten herauszukommen, indem darauf zu rechnen war, daß nach vollbrachtem Schmause die Wölfe unsere Spur verfolgen würden, um womöglich eine neue Beute zu erhaschen. Dazu kam, daß es plötzlich zu schneien begann, das Signal für alle Wölfe, sich in die Niederungen zu begeben. Wir blieben jedoch von den Bestien unbehelligt. Als wir das Thal von Kampan beschritten, zeigte uns der Baske einen kleinen Grabhügel, der ein fürchterliches Ereigniß im Andenken erhält. Ein Landmann, welcher aus Liza nach seinem Dorfe zurückkehrte, wurde hier bei Sturm und Schneegestöber von einem Rudel streifender Wölfe angefallen. Sein Hülferuf und das Heulen der Bestien wurde in verschiedenen nachbarlichen Hütten vernommen, aber die Dunkelheit und der Schneesturm machte jeden Hülfsversuch vergeblich. Am nächsten Morgen fand man ein wie abgenagtes menschliches Skelett im Schnee. Mit Ausnahme der entschieden ungenießbaren Holzschuhe, welche von allen Seiten benagt worden, und in denen die Füße des armen Mannes noch unverletzt standen, da die Wölfe nicht an diese kommen konnten, waren alle Kleidungsstücke verschwunden. Man begrub die traurigen Reste nahe der Stelle, wo das Unglück geschah.

Ohne jeden weiteren Unfall wurde der reizende Landsitz des Herrn von Brecy glücklich erreicht und uns die liebenswürdigste Aufnahme zu Theil. Bei der Erzählung unseres Abenteuers im Walde begann der Berliner abermals in seine Gewohnheit, Münchhausiaden zu erzählen, einzulenken, wurde aber durch den Kapitän mit der Versicherung unterbrochen, daß nun eine Jagd auf das edelste Wild der Pyrenäen, einen ungeheuren Bären, bevorstehe. Es gibt bisweilen einen alten, grauhaarigen, verschmitzten Wolf, der viele Jahre lang allen Nachstellungen des Jägers entgeht, bevor ihn die tödtliche Kugel erreicht, und so ist es auch mit einzelnen Bären, erzählte Herr von Brecy. Ein alter großer Bär hat schon seit langer Zeit sein Hauptquartier auf einem Höhenzuge aufgeschlagen, dessen eine Seite schroff nach dem Thale abfällt, und wo das Thier verschiedene fast unzugängliche Schlupfwinkel findet. Dieser Bär ist ein verschmitztes Ungeheuer, welches bisher alle Geschicklichkeit und List der Verfolger zu vereiteln wußte, jetzt aber seine Räubereien mit solcher Unverschämtheit treibt, daß er sogar hier im Dorfe Vieh aus den Ställen geholt und auf der Rückkehr nach den Bergen eine Frau angefallen hat, die nur mit Mühe dem Unholde durch die Flucht in ein Haus entkommen konnte. Sie sehen also, meine Herren, daß Ihnen hier die schönste Gelegenheit winkt, ein grimmiges und starkes Raubthier zu erlegen und als Siegestrophäe die kostbarste Bärenhaut zu erobern.

Schon am nächsten Tage wurde der Jagdzug angetreten. Wohlbewaffnet mit Büchse und haarscharf geschliffenem Waidmesser stiegen wir in Begleitung des Kapitäns bergan, nach dem Gewirr von zerrissenen Schluchten, in deren Tiefen hier und dort ein wildes Gewässer brauste. Eine Anzahl Bauern mit rostigen Flinten auf den Schultern folgten uns in einiger Entfernung, offenbar nicht aus Jagdlust, sondern in Folge ihrer Lehensverpflichtungen gegen den Gutsherrn. Das Glück schien aber unserem Beginnen zu lächeln, denn an einem Felssturze, um welchen sich ein schmaler Weg hinzog, lag ein zerfleischtes, halbgefressenes Schaf, auf dessen Wolle ein schwarzes Zeichen verrieth, daß es aus der Heerde des Kapitäns geraubt war. Die breiten Spuren der Tatzen ließen als Mörder den Bären erkennen, und der noch ganz frische Leichnam des Schafes bezeugte, daß das Raubthier nicht weit entfernt sein konnte. Es wurden also nochmals vorsichtig die Schlösser der Gewehre untersucht, die Waidmesser gelockert, und in geringer Entfernung von einander schritten wir vorwärts, nach den Spuren der Bärentatzen spähend, die immer tiefer nach der schroffsten Seite des Höhenzuges hinführten.

„Jott straf mich, dort jeht er!" brüllte plötzlich der Berliner, und in der That, er hatte recht gesehen, denn etwa hundert Schritte vor uns kletterte die unbehülfliche Masse eines ungeheuren Bären von einem Felsen herab, offenbar in der Absicht, zu flüchten. Aber mit bewundernswerther Geschwindigkeit, wobei er einige Mal auf die Nase fiel, eilte der Berliner voraus, rutschte den steilen Fels bis zu einem Absatze hinab und stand nun vor dem Bären, welcher, links die Felswand, rechts den fürchterlichen Abgrund und vor und hinter sich seine Angreifer, jeden Weg zur Flucht abgeschnitten sah. Aber auch unsere Situation war eine unangenehme, denn da auf dem schmalen Wege der Bär, der Berliner und ich nebst dem Kapitän in gerader Linie standen, so ließ sich ohne die größte Gefahr für uns nicht nach der Bestie schießen. Der Bär schien dieß auch zu bemerken, denn er blieb ruhig stehen und riß gähnend seinen fürchterlichen Rachen auf.

„Wir müssen ihm von der Seite beizukommen suchen," sagte der Kapitän, nach der Höhe des überragenden Felsens zeigend. „Steigen wir dort hinauf, und sollte unser Freund da drüben den Bären fehlen, so wird dieser ein sicheres Ziel

unserer Kugeln. Aber schnell, Herr von Laas, damit unser Berliner nicht ohne Sukkurs bleibt."

Herr von Brecy und ich begannen die steile Anhöhe, welche etwa zwanzig bis dreißig Ellen über den Absatz emporragen mochte, zu erklimmen, eine nicht ganz leichte Arbeit, da der Fuß auf dem weichen Schieferfelsen nur mit Mühe Halt gewinnen konnte. Der Weg wurde jedoch in wenigen Minuten zurückgelegt. Da donnerte plötzlich unter uns ein Schuß. Richtig, der Berliner hatte in einer Entfernung von kaum zwanzig Ellen den Bären gefehlt, und kroch bebend die Höhe nach uns herauf, nachdem er die abgefeuerte Büchse von sich geworfen. Diesen glücklichen Moment wollte das Raubthier benützen, um zu flüchten, als plötzlich der Berliner strauchelte, das Gleichgewicht verlor, den Abhang hinab kollerte, und mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf den Bären stürzte. Der Bär war mindestens ebenso sehr erschrocken, als der unglückliche Berliner; denn nachdem er seine Last abgeschüttelt, standen Beide einander einige Augenblicke bewegungslos gegenüber. Das Raubthier faßte sich jedoch zuerst und erhob sich mit wildem Brüllen auf die Hinterbeine. Herr von Brecy und ich legten die Büchsen an den Backen, als plötzlich der Bär auf den zurückweichenden Berliner eindrang, und Beide hinter einem mächtigen Felsblocke verschwanden. So schnell, wie wir heraufgestiegen, wurde nunmehr mit ängstlicher Hast der Rückweg nach dem Absatze angetreten, wo sich uns ein schreckliches Bild darstellte. Der Bär und der Berliner wälzten sich in furchtbarer Umarmung neben dem Abgrunde, dem Leibe des Raubthiers aber entquoll ein dicker Blutstrom, denn sein Gegner hatte ihm das scharfe Waidmesser bis zum Griffe in den Körper gerannt. Rasch waren auch unsere Fänger aus der Scheide, um dem wuthknirschenden Thiere den Garaus zu machen, da gab dieses sich plötzlich einen heftigen Ruck, und in enger Umstrickung stürzten Bär und Mensch über den Rand hinab in die gräßliche Tiefe.

Ein Ruf des Entsetzens entwand sich meiner Brust, der seinen Widerhall aus dem Munde der Bauern fand, die oben auf der Höhe angekommen und Zeugen der schrecklichen Katastrophe gewesen waren. Unter Herrn von Brecy's Leitung brach nunmehr der ganze Zug nach der Tiefe des Abgrunds auf, wozu ein Umweg von mehr als einer halben Stunde erforderlich war. Es galt die Leiche des Unglücklichen zu holen, und schmerzlich bewegt betraten wir die wilde Schlucht, über deren schwindelnd hohe Wand das Raubthier und der Berliner herabgestürzt waren. Und nicht lange währte es, da erblickten wir am Fuße des Felsens die regungslose Masse des Ungeheuers, vernahmen aber mit maßlosem Erstaunen zugleich auch eine menschliche Stimme:

„Hurrah, des Fell von des Bist ist jewonnen; Jott straf mich, des Jeschöpf ist todt. Helft mir auf, ich habe mir des Bein ein Bischen verstaucht! Hurrah! Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Bei allen Göttern, es war der Berliner, welcher, bis auf einige unbedeutende Quetschungen und einen verstauchten Knöchel, gesund wie ein Fisch neben dem erlegten Bären im Grase lag. Mit lautem Hurrah schossen wir dem tapfern Helden zu Ehren unsere Gewehre ab, und Herr von Brecy ordnete alsdann den Heimzug an. Auf einer aus abgehauenen jungen Bäumen gefertigten Tragbahre lag das blutende Ungeheuer, in dessen Brust noch des Berliners Hirschfänger steckte; voraus aber, auf den Schultern zweier Männer, saß der glückliche Sieger. Und als der Zug das Dorf erreichte, brach ein stürmischer Jubel los. Aus allen Häusern tönten dem Berliner Worte des Dankes und der Bewunderung entgegen, der aber saß mit verklärtem Antlitz auf den kräftigen Schultern seiner Träger, selig lächelnd wie ein Feldherr, welcher an der Spitze seiner Truppen aus einer entscheidenden Schlacht heimkehrt.

Im Schlosse angelangt, erfuhren wir über den furchtbaren Sturz von der Felswand das Nähere. Der Berliner hatte sich während desselben krampfhaft an das Raubthier festgekrallt und der Zufall es gefügt, daß bei der Berührung des Bodens der Bär unten lag, wodurch sein weicher Körper den ganzen Stoß des Falles auszuhalten hatte, während der Berliner, wie auf einer Stahlfedermatratze liegend, mit einem tüchtigen Rucke und einigen Kontusionen weggekommen war. Die Bestie hatte den Hals gebrochen, dieß entdeckte man, als das Fell abgezogen wurde, welches Herr von Brecy seinem muthigen Gaste wohlgegerbt und geschmückt als Geschenk überreichte. Ueberglücklich kehrte derselbe noch einigen Wochen in die Heimat zurück, und seine letzten Worte waren: „Das soll mich mal Einer in die Mark nachmachen!" —

Die Sängerin.

Von

Dr. R. E. Hahn.

Graf Heinrich Reuß XXXVIII., dem in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts die schönen Güter Stohnsdorf in Schlesien und Burkersdorf und Schlegel in Sachsen gehörten, war ein frommer, mildthätiger Herr. Er liebte die Künste, vor allen die Tonkunst, und sorgte dafür, daß auf seinen Dörfern stets Männer, welche tüchtig musikalisch waren, zu Schullehrern gewählt wurden.

Eines Tages, als er durch eines seiner Dörfer ging, hörte er einen einfachen Gesang von frischen Kinderstimmen und trat leise in die Schulstube, die Schüler und Schülerinnen, welche ihn so angenehm überrascht hatten, auch zu sehen. Besonders fiel dem Grafen die reine, süße Stimme eines Mädchens auf, das mit eigenthümlichem Ernste in ihr Notenblatt blickte, und offenbar große Freude an der Ausübung ihres Talentes hatte. Der gütige Grundherr lobte die Kinder, versprach jedem ein Fest auf der Wiese, sobald die Ernte vorbei sei, und erkundigte sich, nachdem die Kinder entlassen waren, nach der kleinen Sängerin. Herr Rietscher, der Lehrer, konnte nur Gutes von dem Kinde sagen, dessen Eltern jedoch zu arm am Gelde und zu reich an Kindern wären, um für die zwölfjährige Marie etwas mehr thun zu können, als sie regelmäßig in die Schule zu schicken. Der Graf trug dem Lehrer auf, sie in der Musik auszubilden und setzte dazu ein Jahrgeld aus. Das Kind machte große Fortschritte, aber die Eltern wünschten, daß Marie, als sie herangewachsen war, sich im Hause nützlich machen sollte. Graf Heinrich lebte jetzt fast immer in Berlin, und der Lehrer konnte nicht gegen die Eltern auftreten, folglich erschien Marie nur noch an Sonn- und Festtagen, um mit ihm zu musiziren.

Da ereignete es sich, daß der bisherige Pfarrer des Dorfes, wo Marie lebte, in die Stadt versetzt wurde, und die Frau Pfarrerin nahm das Mädchen mit als Stubenmädchen. Hier sah Marie zum ersten Male das Schauspiel, hörte den Freischütz, und kam ganz außer sich vor Entzücken nach Hause. Wo sie ging und stand hörte sie Agathens Gesang, und endlich konnte sie ihre Neigung nicht länger unterdrücken, sie faßte ein Herz und ging zu dem Theaterdirektor, um ihn zu fragen, ob er sie wolle singen hören. Der Direktor und dessen Gattin waren wohlwollende, verständige Menschen, mit Freude entdeckten sie Mariens schönes Talent, und sie wurde von dem Glücke so begünstigt, daß sie sich nicht wie manche andere mit Thränen, Demüthigungen und Mühen den Weg bahnen mußte. Unter dem Schutze der würdigen Frau bildete sie sich weiter aus, und einige Jahre später war Marie die Zierde einer großen deutschen Bühne, der geachtete Liebling des Publikums, eine würdige Künstlerin. Sobald Mariens Einnahmen es erlaubten, unterstützte sie ihre Eltern und nahm die jüngste Schwester ganz zu sich.

Eines Tages, als Herr Rietscher eben die Schulstube verlassen und bei hereinbrechender Dämmerung sich in seinen

Sorgenstuhl gesetzt hatte, trat sein jüngstes Söhnchen in das Gemach, sprechend: „Vater, in der Schulstube, wo ich eben ein vergessenes Schulbuch holen wollte, sitzt eine Frau und weint, sie sieht aber nicht arm aus, denn sie hat ein Kleid von Seide und „einen Schleierhut." Der Schulmeister wollte aufstehen, da öffnete sich die Thüre, und in der eintretenden Dame erkannte der Lehrer nach dem ersten Worte seine ehemalige Schülerin Marie. Frau Rietscher und alle Kinder kamen jetzt herbei, Licht wurde angezündet und Marie blieb da, aß zum Abendbrod Kartoffeln in der Schale und frische Butter, einige Flaschen guten Wein hatte sie selbst mitgebracht. Ehe sie ging, sang sie dem Lehrer die Arie Agathens vor, und als sie schied, bat sie ihn mit Thränen anzunehmen, was sie ihm mitgebracht habe, versicherte ihn auch, falls er sein Dorf verlassen wolle, möge er es nur sagen, denn welch' ein Musiker er sei, was für ein tüchtiger Gesanglehrer, könne sie erst jetzt beurtheilen, nachdem sie so Viele kennen gelernt habe, welche wohl über Gesangeskunst schrieben, ohne mehr als das Oberflächlichste davon zu verstehen.

Als sie fort war, öffnete Frau Rietscher den Korb, den Marie auf dem Tische zurückgelassen hatte; unter grünen Blättern bargen sich reife, köstliche Weintrauben, in dem schlesischen Dorfe eine Seltenheit, auf dem Boden des Körbchens lagen zwei Röllchen voll blanker Louisd'ors. Wer die Einkünfte eines Landschullehrers kennt, weiß, daß schon einige hundert Thaler für ihn viel sind. Auf Mariens Gabe

Die Sängerin: In der Dorfschule.

ruhte Segen. Der würdige Lehrer ruht von seinen Mühen, Marie, seit Jahren die Gattin eines angesehenen Mannes, lebt noch, geachtet von Jedem, der das Glück hat, sie näher zu kennen.

Das Mädchen mit den Tauben.

Nach einer wahren Begebenheit.

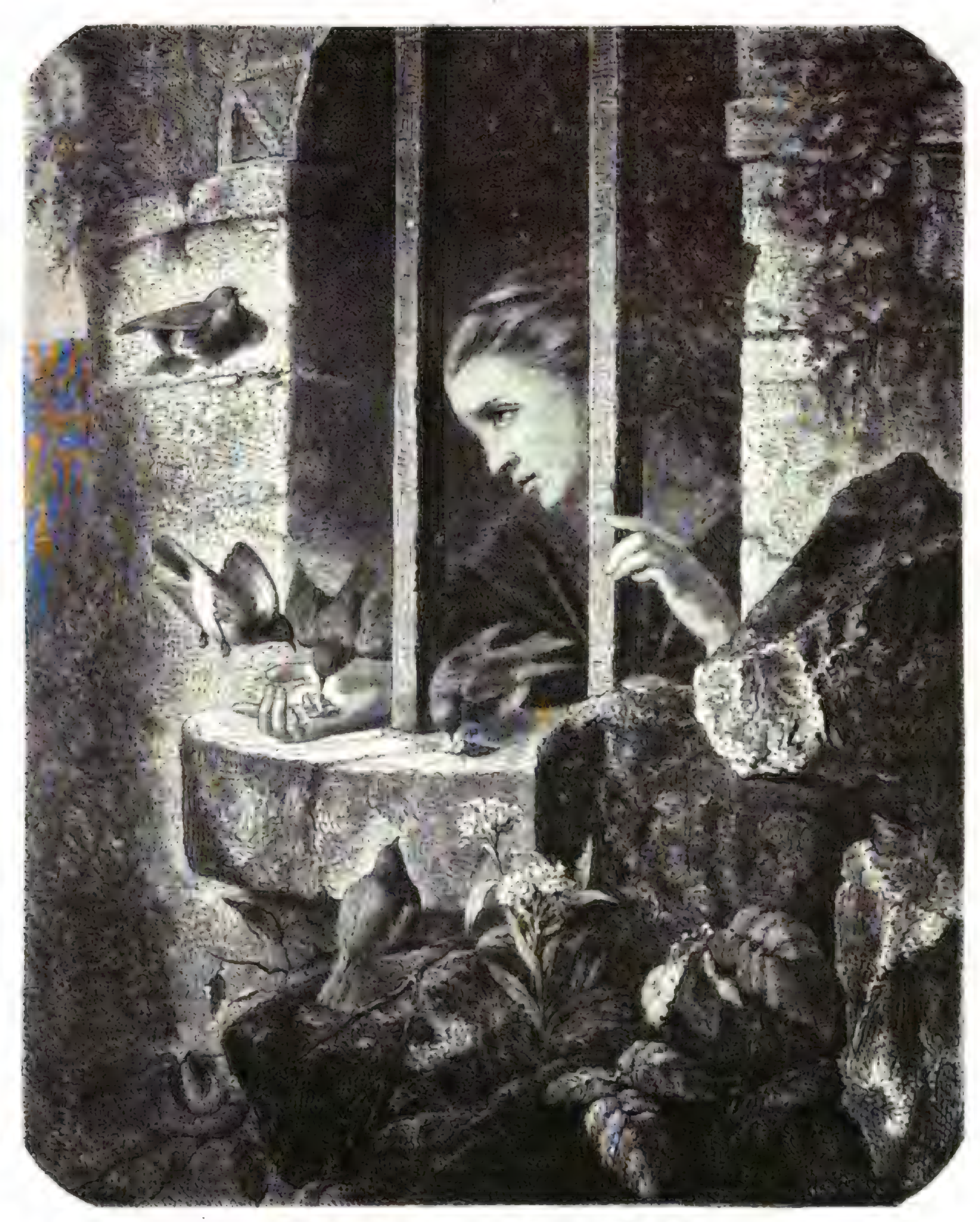
Von

Edmund Gall.

In Niederschlesien wohnten Jahrhunderte hindurch auf ansehnlichen Gütern die Herren von —tz. Den wahren Namen wollen wir, da die Familie noch blüht, nicht nennen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hauste auf dem Stammschloß Herr Hans Heinrich Wilhelm von —tz, gewöhnlich nur der wilde —tz genannt; denn im Jagen, Reiten, Schießen, Trinken und Fluchen kam ihm Keiner gleich, und hätten die Brüder Grimm schon damals sich mit Zusammenstellung ihres Wörterbuches befaßt und Herrn von —tz aufgesucht, so hätte er ihnen gewiß mehrere Seiten gratis geliefert, vollgeschrieben mit allen erdenklichen Fluch- und Schimpfworten unserer schönen Muttersprache. Seine Gattin, eines pommer'schen Edelmannes Tochter, war zum Glück sehr kaltblütig; wenn ihr Gemahl toll und wild war, schwieg sie still, und wenn er am ärgsten tobte, ging sie ruhig fort in ihr Gemach oder in den Garten, und that in den meisten Fällen doch, was sie wollte. Dennoch hatte Herr Hans auch seine



guten Seiten, er war freigebig, tapfer, sah gern einen Gast und war selten müßig, auch verrauchte sein Zorn bald, und sein heftiges Wesen war frei von jeder Falschheit. Sein Sohn Heinrich, in der ganzen Gegend Junker Heinrich genannt, war eben so schön und heftig wie sein Vater, und seine Erziehung machte ihn nicht milder. Er hörte von der Mutter niemals ein Wort des Tadels, dagegen bestrafte ihn der Vater in der ersten Hitze fast immer übermäßig hart,



Das Mädchen mit den Tauben: Henriette am Burgfenster.

und weil ihn das später reute, so beschenkte und verzärtelte der Vater den Sohn, nachdem er ihn gezüchtigt hatte, um so mehr.

Junker Heinrich hatte alle guten Eigenschaften des Herrn von —tz, aber dessen Wildheit in noch höherem Grade. Ein Pferd todtreiten, einen Hund, welcher nicht gleich parirte, niederschießen, war ihm weiter nichts, obgleich er hinterher die rasche That bereute. Fast alle Fenster im Schlosse hatte er der Reihe nach zerschlagen; denn wenn ihn etwas ärgerte, warf er mit Steinen um sich, von Geduld hatte er nicht die blasse Idee. Weil es ihm einst zu unbequem war, sich Kirschen einzeln abzupflücken, hieb er rasch einen großen Ast ab, und schämte sich später dieser kindischen That.

Endlich ging Junker Heinrich auf Reisen; da er aber zum

Gefährten einen schwachen Hofmeister und einen einfältigen Diener erhielt, außerdem Geld im Ueberflusse, so kam er wohl kenntnißreicher aber keineswegs sanfter zurück. „Vielleicht wird Heinrich in der Ehe sanfter," sagten die Eltern, aber von den jungen Damen, welche die Eltern ihm vorschlugen, gefiel ihm keine. Manche mochte wohl auch wenig Neigung verrathen, die Frau des wilden Junkers zu werden. Eines Morgens hatten, wie es nicht selten geschah, Vater und Sohn einen heftigen Wortwechsel gehabt. Heinrich nahm Jagdtasche und Büchse und ging in den Wald. Endlich, nachdem er wohl zwei Stunden von seinem Stammschlosse entfernt war, kam er immer tiefer in das Gebirge, in eine Gegend, welche er wenig kannte, denn er wußte, daß sich mitten im Walde zwischen Felsen die alte, unbewohnte, in Trümmern liegende Burg —stein befand, welche jetzt, sowie das große schöne Haus, einem reichen Kaufmann gehörte, den der Herr von —tz haßte. Herr von —tz hatte die alte Burg und einige Morgen Land, welche noch dazu gehörten, kaufen wollen, als der letzte Besitzer, ein Herr von Wolfskehl, sehr verschuldet gestorben war; der reiche Kaufmann hatte dem Edelmann dieses Grundstück weggekauft. Junker Heinrich ging aber weiter und weiter, obgleich es immer unwegsamer und wilder wurde. Jetzt schaute der alte Steinhausen mit dem ziemlich wohlerhaltenen Thurme aus dem Tannen- und Eichengrün hervor. Wilde Tauben umflatterten das vergitterte Fenster des Thurmes, eine weiße, feine Hand ward sichtbar, Täubchen flogen herbei, Futter aus der wohlthätigen Hand pickend. Heinrich trat einen Schritt vorwärts, und erblickte jetzt ein liebliches, von hellbraunem Haare umwalltes Mädchenköpfchen, dessen Augen sanft und träumerisch auf seine geflügelten Schützlinge blickten. Wie lange Junker Heinrich auf derselben Stelle stand, wußte er wohl später selbst nicht zu sagen, aber das ist gewiß, er ging erst fort, als das Mädchen verschwunden war.

Als Heinrich nach Hause kam, war die Mittagszeit schon vorüber, das sah er an der großen Thurmuhr des Schlosses; ungewöhnlich sanft bat er seine Mutter um Entschuldigung wegen seines Ausbleibens, und zu seinem Vater sagte er: „Ich war diesen Morgen hitzig, verzeihe mir Papa!" Der Vater gab ihm einen kleinen Klapps auf die Wange.

Es war im Mai und die Bäume blühten, als Junker Heinrich zum ersten Male dem Mädchen zugesehen hatte, wie sie die Tauben fütterte, und als die Kirschen dunkelroth waren, stand Junker Heinrich ebenfalls auf seinem Posten, und wie der Novemberwind durch die Eichen sauste, fand er sich ebenfalls bewogen, nach der alten Ruine zu gehen, das sanfte Engelskind zu sehen. Heinrich hatte wohl zuweilen große Neigung gehabt, das Mädchen anzureden, aber eine unbeschreibliche, ihm neue Schüchternheit hielt ihn ab, und diese war so groß, daß er es nicht einmal über die Lippen brachte, nach des Mädchens Namen zu fragen.

Als Junker Heinrich vierundzwanzig Jahre alt wurde, sagte sein Vater: „Heinrich, ich weiß nicht, was ich Dir schenken soll, aber Du hast Deiner Mutter und mir so viel Freude durch Dein verändertes Benehmen gemacht, wodurch ich selbst sanfter geworden bin, daß ich Dir heute jeden Wunsch erfüllen will, darauf mein Ehrenwort." Heinrich erröthete bis zur Stirn und sagte: „Schön, lieber Papa, ich will Dich beim Worte nehmen!" Hierauf ging er aus dem Zimmer, schwang sich auf sein schnellstes Roß und band es im Walde an einen Baum.

Zu Mittag hatte Frau von —tz für den einzigen Sohn eine köstliche Tafel bestellt, und Eltern und Verwandte, auch der ehrwürdige Pfarrer, harrten des Junkers. Schon wollten die geängstigten Eltern Boten ausschicken, da trat der Erwartete ein, an der Hand führte er das einfach gekleidete Mädchen aus dem Thurme, auf dessen Achsel ein zahmes Täubchen saß. Hinter dem Paare stand ein alter Mann. Heinrich sprach: „Liebe Eltern, hier bringe ich die nachgelassene Waise des Herrn von Wolfskehl. Ihre Verwandten in der Residenz haben sich nicht um sie gekümmert, bei dem alten treuen Diener und ihrer Amme, dessen Gattin, hat sie in dem Thurme gelebt, den der reiche Kaufmann der Waise zum Obdach lieh. Ich bitte, Papa, nimm sie als Tochter an, und Du, liebe Mama, vollende ihre Erziehung."

Die Eltern sagten Ja dazu, auch das treue Dienerpaar erhielt einen Platz in dem großen Schlosse, und die seinem Alter entsprechende Beschäftigung und Pflege. Ein Jahr später wurde Henriette die Gemahlin des Junker Heinrich, und die Ehe des Paares war die glücklichste.

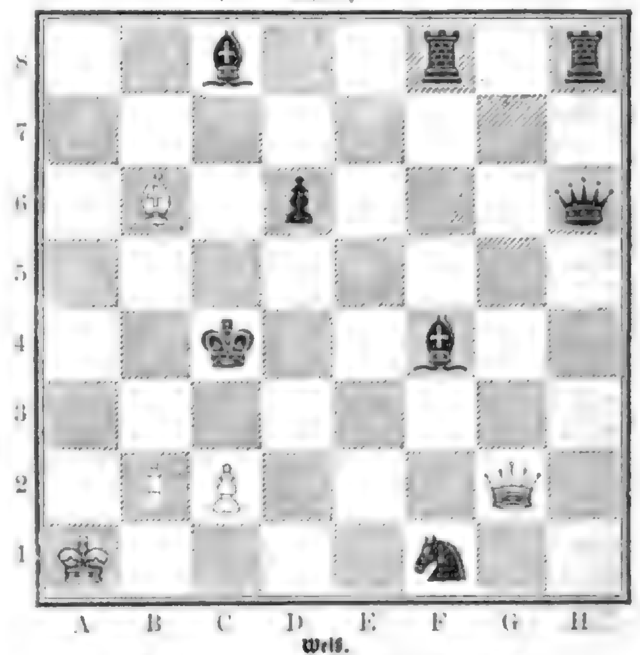
Als ich vor einigen Jahren Schloß — in Niederschlesien und den ehrwürdigen Herrn von —tz und seine noch in vorgerücktem Alter liebenswerthe Gemahlin sah, äußerte ich meine Verwunderung über die vielen Tauben, welche das Kupferdach des Schlosses umflatterten, da erzählte mir bei einem Glase Wein der Herr von —tz diese Geschichte seiner Liebe und Heirat. „Gott sei Dank, lieber Herr, ich bin ein glücklicher Mann, ich liebe meine Frau noch eben so warm, wie ehemals," schloß er seine Rede, „aber viel wollte ich darum geben, könnte ich noch einmal ein junger glückseliger Schwärmer an einem schönen Maimorgen im Walde stehen, und wie damals das sanfte Mädchen bei ihren Tauben sehen."

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 20.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 19.

Schwarz.	Weiß.
1) L. D 8 — H 4	1) F 4 — F 3.
2) L. H 4 — F 2.	2) F 3 nimmt E 2.
3) T. E 4 nimmt D 4 Schach und Matt.	

Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters.

(Schluß.)

Ich konnte kaum die Zeit erwarten, bis das Regiment aufmarschirt und dann in den Schwadronen der Dienst abgemacht war, und der Rittmeister mochte mir das wohl anmerken, denn er sah mich lächelnd von der Seite an, kniff mit dem einen Auge, und sagte dann in seiner kurzen Art:

„Die Schwadron hat heute und morgen Ruhe. Sie brauchen nicht mehr zu kommen, Wachtmeister."

Ich fühlte, daß ich roth wurde; denn das war mir eigentlich nicht so ganz angenehm, und ich machte mir deßhalb noch mehr vor der Schwadron zu schaffen, als nothwendig war.

Der Herr Rittmeister sah mir lächelnd eine Weile zu; als es ihm aber doch zu lange dauerte, kniff er wieder mit dem einen Auge und ritt nach Hause.

Nun hielt es mich auch nicht länger; ich ließ die Schwadron auseinander gehen und schlug dann selbst den nächsten Weg nach meinem kleinen Häuschen ein, wobei ich mich gewaltig zusammennehmen mußte, daß ich meinen Braunen nicht in Trab fallen ließ.

Als ich um die Ecke bog, sah ich meine Frau vor der Thüre stehen aber sofort verschwinden, wie sie meiner ansichtig wurde. Eine Minute darauf lag ich in ihren Armen ... lange ... lange ... bis wir ein Wort der Mittheilung fanden. Auch wenn die Liebe keine Zeugen hat, ist sie stumm; aber die Herzen, die sprechen in einem einzigen Augenblick so viel, so viel, daß ein Mund gar nicht im Stande wäre es wiederzugeben.

Ich ging an dem Tage gar nicht mehr aus, sondern machte es mir bequem, und setzte mich auf unser kleines Sopha neben meine kleine Frau und erzählte ihr von meinen Erlebnissen, und wenn ich fertig war, dann mußte ich immer wieder von vorn anfangen; in solchem Maße interessirte sie das Alles.

Die Häuser waren bereits zugeschlossen und die Nachtwächter hatten schon eine ganze Weile die zehnte Stunde abgetutet, und ich saß noch immer und erzählte und erzählte, ohne darauf Acht zu geben, daß unser Licht schon ziemlich weit heruntergebrannt war.

Da wurde meine Frau plötzlich ganz blaß und schaute nach dem Fenster, vor dem wir vergessen hatten, das Rouleau herunterzulassen.

Ich sah meine Frau an, und dann sah ich nach dem Fenster, um zu untersuchen, was meine Frau denn da eigentlich zu schauen habe.

Merkwürdig! — Ein todtenbleicher Kopf drückte sich dicht an die Scheiben, und als er sah, daß wir ihn bemerkt hatten, schnitt er ganz absonderliche Grimassen und winkte mir ungeduldig mit der Hand.

Ich stand auf, öffnete das Fenster und erkannte, zu meinem nicht geringen Erstaunen, den kleinen Doktor, der mir sogleich mit athemloser Stimme zurief: „Machen Sie auf, Wachtmeister, machen Sie auf!" — Ich ging hinaus und schloß die Hausthüre auf, und kaum war der Schlüssel zum zweiten Mal herum, als der Doktor so schnell hereinpreßte, daß er mich beinahe umgelaufen hätte, wie ein Sturmwind an mir vorbei in die Stube eilte, dort auf einen Stuhl sank und nach Luft schnappte. — „Um Gotteswillen, Doktor, was ist Ihnen?" fragte ich mit besorgter Stimme. „Sind Sie krank, oder ist Ihnen ein Unglück begegnet?" — „Nein!" keuchte der kleine Mann. „Ein Glas Wasser! ich verdurste!" Meine Frau holte ein Glas Wasser, das er mit Einem Zuge hinunterstürzte, dann knöpfte er sich den Rock auf, und sagte mit einem ganz merkwürdigen Lächeln: „Wachtmeister, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden!" — „Das sieht man Ihnen nicht an," entgegnete ich, indem ich kopfschüttelnd meine Frau anblickte. „Worüber sind Sie denn so glücklich?" — „Hören Sie," fuhr der Doktor fort, indem er immer noch nach Luft schnappte und in unzusammenhängenden Sätzen sprach. „Hören Sie, Wachtmeister! Sie wissen doch ... der dicke Schlächter ... der die hübsche Tochter hat ... an der Ecke von der kleinen Kirchstraße ... der ich schon so lange die Kur gemacht habe ... aber der hübsche Schlächter sagte immer, einen Pflasterschmierer könnte er für seine dicke Tochter nicht brauchen ... Sie wissen doch ... er schwärmt für Heldenthaten und liest immerwährend den siebenjährigen Krieg ... und ich hatte schon die Hoffnung ganz aufgegeben ... da ... ich hatte nämlich heute Mittag bei den Herren Offizieren gespeist und ein Bischen viel Wein getrunken ... da ging ich also ... weil mich der Wein in eine muthige Stimmung versetzt hatte ... heute Abend wieder nach der kleinen Kirchstraße zum kleinen Schlächter ... er war heute besser aufgelegt als sonst ... und ... als ich mein Abenteuer erzählte ... Sie wissen doch, Wachtmeister ... in der Schlacht von Schleswig ... wie ich die Dänen attakirte, die hinter der Hecke lagen ... da fiel mir mit einem Male der kleine Schlächter um den Hals ... und fing an zu weinen und sagte ... ach, Wachtmeister, wenn Sie das mit angesehen hätten ... und sagte: ‚Doktor! wenn Sie mein dicke Tochter noch haben wollen ... dann seid glücklich mit einander' ... das war die schönste Stunde meines Lebens ... und nun komme ich eben aus der kleinen Kirchstraße ... ich mußte meine Freude doch Jemand mittheilen ... das Herz war mir so voll ... ach, lieber, guter Wachtmeister" ...

Und damit sank er wie ohnmächtig auf seinen Stuhl zurück, und es war mir ganz unmöglich, ihn wieder munter zu bekommen.

Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihm ein Lager auf unserem kleinen Sopha zurecht zu machen und ihn die Nacht über dort liegen zu lassen; denn nach Hause transportiren konnte und mochte ich ihn in dem Zustande gar nicht, in dem er sich befand.

Meine Frau hatte sonst gewiß ein gutes Herz, und hat es bei vielen Fällen bethätigt, aber dießmal schien es ihr eigentlich gar nicht so recht angenehm zu sein, daß ich den kleinen Doktor auf dem Sopha einquartiert hatte; denn, als wir endlich zu Bette gingen, da sah sie sich fortwährend so ängstlich um, ob der Doktor auch die Augen zu hatte, und dann schloß sie auch unsere Schlafstubenthüre doppelt herum, was sie sonst noch nie gethan hatte, und schob auch noch den Riegel vor, und löschte das Licht viel zeitiger aus, als gewöhnlich.

Ich mußte im Stillen über meine gute Frau lachen ... aber der kleine Doktor schlief die ganze Nacht wie ein Murmelthier, und am nächsten Morgen erzählte er uns die Geschichte von dem dicken Schlächter und seiner hübschen Tochter noch einmal.

Zehntes Kapitel.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft in unsere Garnison ging das Leben wieder in dem alten Geleise fort, wie früher, und es ward uns bald zu Muthe, als wenn wir gar nicht fortgewesen wären.

Was den kleinen Doktor anbetrifft, so hielt er sich nicht lange bei der Vorrede auf, sondern machte mit vollen Segeln, daß er in den Ehestand hineinkam. Der dicke Schlächter war jetzt gewaltig stolz auf seinen Schwiegersohn und hatte eine große Hochzeit hergerichtet, zu der meine Frau und ich auch eingeladen wurden.

Der große Saal im Schützenhause war gemiethet worden, und die lange Tafel bog sich ordentlich unter der Menge der aufgetischten Gerichte. In der Mitte saß der kleine Doktor in seiner Staatsuniform und machte ein so vergnügtes Gesicht, als wenn er sich im siebenten Himmel befände, und neben ihm strahlte die glückliche, junge Frau, ein kugelrundes, dickes Persönchen, mit so gesunden, rothen Backen, als wenn ihr jeden Augenblick das helle Blut herausspritzen wollte.

Gegenüber saß der Schlächter mit seiner Ehehälfte, im schwarzen Frack und weißer Kravatte, und hatte nur Augen und Ohren für seinen Schwiegersohn. Sprechen that er nur sehr wenig bei Tische, nur wenn zufällig jemand Anders auch seinen Schwiegersohn anblickte, dann nickte er Dem wohlgefällig zu und sagte mit überströmender Glückseligkeit: „Nicht wahr, mein Schwiegersohn ist ein tüchtiger Kerl? Habe ich Ihnen schon die Geschichte erzählt, wie er bei Schleswig die dänische Batterie erobert hat?"

Und wenn der betreffende Herr dann, verlegen lächelnd,

die Bemerkung machte, daß er die Geschichte schon kenne, dann erwiederte der glückliche Schlächter mit ganz verklärtem Angesicht: „Na, schön; dann werde ich sie Ihnen erzählen!" Und dann legte er auch richtig los, und haspelte die ganze Begebenheit von Anfang bis zu Ende noch einmal ab.

Der kleine Doktor strahlte dann förmlich vor Vergnügen; wenn jedoch während der Erzählung seine Blicke auf mich fielen, dann wurde er stets etwas verlegen und steckte seine rothe Nase schnell in's Glas, dem er überhaupt ziemlich eifrig zusprach.

Mein Vorgänger, der alte Wachtmeister, war auch zu der Hochzeit gebeten; aber er spielte eigentlich eine traurige Rolle. Seitdem er in Civilkleidern steckte, sah er noch bedeutend knackschäliger und zusammengefallener aus, als früher; aber er wollte doch immer noch etwas vorstellen, und machte sich, sowohl bei Tische als des Abends im Ballsaal, ziemlich breit und wichtig. Das sah aber ganz lächerlich aus; denn der alte Mann war eigentlich ganz im Unklaren mit sich selbst darüber, ob er sich so geberden sollte, wie der alte Rittmeister oder wie der neue.

Das war denn wirklich possirlich anzusehen, wenn er bald mit vorübergebeugtem Körper und hängenden Schultern durch den Saal prustete und knurrte wie ein alter Kater, und bald den Kopf keck zurückwarf, und die steifen, stolprigen Beine leicht und jugendlich aus den Hüften herauszuwerfen versuchte.

Der alte Mann war zum Kinderspott geworden, und es gab doch eine Zeit, wo ich vor ihm gezittert hatte. Ja, ja, mir sieht es heute auch Keiner mehr an, was ich einst war. Die Zeit fordert ihr Recht, und drückt und drückt so lange auf den Menschen herunter, bis sie auch den stolzesten Nacken beugt über die letzte Ruhestätte.

Der kleine Doktor wurde übrigens sehr glücklich in seiner Ehe. Bemerkenswerthes ist nicht weiter von ihm mitzutheilen. Er wurde immer dicker und runder, und seine Frau bekam alle Jahre ein Kind. Das machte ihm stets ungeheuer Freude, und der dicke Schlächter gab zu jeder Taufe ein großes Mittagessen im Saale des Schützenhauses und freute sich wie ein Zaunkönig darüber, was sein Schwiegersohn doch für ein höllischer Kerl sei.

Wie gesagt, wir lebten nun wieder ganz friedlich und zufrieden weiter in unserer kleinen Garnison, und ein Tag verstrich wie der andere.

So ein Leben ist eigentlich das allerangenehmste und zuträglichste für den Menschen; denn die bösen Leidenschaften bleiben ihm ferne, und Herz und Seele erhalten sich gesunder und frischer.

Aber das Unglück darf allerdings in solch' stilles, bescheidenes Leben nicht hineingreifen mit seiner dunklen, naßkalten Hand. Dann ist es, als wenn an einem schönen, sonnigen Tage mit einem milden Sprühregen plötzlich giftiger Mehlthau herabgefallen wäre auf die freundlichen Beete des ehelichen Glückes. Wenn der Gärtner noch den Abend zuvor mit lächelnder Zufriedenheit durch seine Steige geschritten ist und seinen duftigen Schutzbefohlenen freundlich gute Nacht gesagt hat, dann findet er sie schon am nächsten Morgen krank und vergiftet. Die lieblichen Blumengesichter sind schlaff und welk geworden, und die Kelche mit den absterbenden Blättern hängen traurig zur Erde hernieder, die sie bald ganz wieder aufnehmen wird in ihren ewigen Schooß.

Seit einiger Zeit hatte meine gute Frau angefangen zu hüsteln und zu kränkeln; sie wurde immer blässer und elender, bis sie sich zu Bett legte, um nicht wieder aufzustehen. Eines Nachts, als ich an ihrem Bett gewacht hatte, hauchte sie den letzten Seufzer aus, und ich drückte ihr sanft die lieben Augen zu, die mir so oft Glück und Seligkeit in die Seele gelächelt hatten.

Mein Schmerz war Anfangs mild und stumm, und ich wunderte mich selbst darüber, daß ich es doch so gut tragen könnte. Das war, so lange sie noch über der Erde war. Als sie aber den Sarg in den entsetzlichen schwarzen Wagen schoben, bei dessen bloßem Anblick es mich schon früher immer durchschauert hatte; als sie sie hinausfuhren auf den stillen Kirchhof vor dem Thore, wo die vielen kleinen Kreuze stehen, als sie hinabgesenkt wurde in die frische Grube, und die Erdschollen dann dumpf auf den Sarg hinabpolterten, da fühlte ich, wie mir das Herz brach. Aeußerlich blieb ich ganz ruhig, aber in mir war etwas mitgestorben, das nie wieder zum frischen Leben erwacht ist.

Der Herr Rittmeister und sämmtliche Offiziere der Escadron hatten sie begleitet auf ihrem letzten Wege, und der gute, kleine Doktor auch. Gott segne sie dafür! Noch heute, wenn ich an den Tag zurückdenke, werden mir meine alten Augen naß, und wenn mich dann mein Nachbar, der gewöhnlich neben mir auf der Bank sitzt in dem Garten vom Invalidenhause, wenn der mich fragt, was mir eigentlich fehlt, so wische ich lächelnd die Thränen aus dem Auge und sage, das käme von dem starken Tabak, den er rauchte.

Und dann rückt der alte, ehrliche Kerl immer ein Stückchen weiter hin, um meine alten Augen nicht zu belästigen.

Seit meine Frau todt war, hörte eigentlich mein Leben auf; der Körper existirte allerdings noch weiter, aber die Seele war gelähmt und das Herz war kalt.

Ich that meinen Dienst noch, nach wie vor; aber ich that ihn nicht mit der alten Lust und Freudigkeit, und wenn ich zu Hause in meine einsame, kleine Wohnung trat, dann kam es mir jedesmal vor, als wenn meine Frau von Neuem gestorben wäre. Das war ja auch ganz natürlich. Sonst hatte ich mich jedesmal gefreut, wenn sie mir lächelnd entgegentrat, und jetzt mußte es mich daher auch jedesmal schmerzen, daß sie nicht mehr da war.

Ich wurde sehr schnell alt; denn die Lampe meines Lebens war erloschen.

Ein Jahr nach dem Tode meiner Frau hatte ich schneeweißes Haar, und jetzt habe ich auch beinahe dieses nicht mehr.

So vergingen langsame und traurige Jahre. Das Leben, das mir früher mit vollen Segeln dahinschoß, schien sich jetzt wie eine schwere Last an meine Füße gehangen zu haben, und ließ sich nun von mir mühsam dahinschleppen.

Ich war nicht mehr der Alte im Dienst. Wenn ich auch Alles gut und richtig abmachte; wenn auch die Uhr aufgezogen wurde wie sonst, so ging das ganze Getriebe doch nur noch von mir aus, wie von einer Maschine, aber der freudige Lebensstrom fehlte.

Ich genügte mir selbst nicht mehr, und deßhalb bildete ich mir natürlich ein, daß ich meinem Herrn Rittmeister, den Offizieren und der Escadron auch nicht mehr genügte.

Ich nenne hier absichtlich die Escadron mit; denn obgleich diese nur aus meinen Untergebenen bestand, so muß der Vorgesetzte auch diesen zu genügen verstehen, wenn er ein rechter Vorgesetzter sein will; denn die Untergebenen sind nicht bloß des Vorgesetzten wegen da, sondern der Vorgesetzte weit mehr der Untergebenen wegen.

Ich genügte mir selbst nicht mehr, und deßhalb trug ich mich fortwährend mit dem Gedanken, den königlichen Dienst zu verlassen und aus dem Regiment auszuscheiden.

Das Einzige, was mich nur noch von der Ausführung dieses Planes abhielt, war der Gedanke, daß ich doch noch nicht invalide sei und deßhalb noch nicht berechtigt, das Gnadenbrod Seiner Majestät zu essen.

Dieser innere Zwiespalt zermarterte oft meine Seele, bis ich wirklich augenscheinlich schwächer und hinfälliger wurde, und ich es nun vor meinem Gewissen verantworten zu können glaubte, wenn ich die Entlassung aus dem königlichen Dienst nachsuchte.

Der Gedanke wurde immer reifer und reifer in mir, bis ich den festen und unabänderlichen Entschluß faßte, am nächsten Tage zum Herrn Rittmeister zu gehen, und ihm mein Anliegen mitzutheilen. Ich dachte, ich würde ihm gewiß einen Gefallen damit thun; denn er behielt mich doch wohl nur noch aus Gnade, und weil er zu gutmüthig war, mir meine Entlassung zu geben.

Als ich am Morgen des nächsten Tages erwachte, fuhr ich mit einem Satz aus dem Bett empor. Was ist denn das? Das kann doch unmöglich der Trompeter sein, der die Reveille bläst! — I Gott bewahre! Das ist ja eine ganze Musik. Aha! wahrscheinlich ein Ständchen in der Nachbarschaft.

Ich stand auf, warf den Schlafrock über, machte die Läden auseinander und schaute aus dem Fenster. Da stand unser ganzes Trompeterkorps dicht vor meiner Hausthüre und blies, und neben ihnen, in einer Reihe, hatten sich die Unteroffiziere und Gefreiten der Escadron aufgestellt.

Als sie mich erblickten, trat der älteste Sergeant sofort aus der Linie hervor und sagte mir, sie hätten sich erlaubt, mir eine kleine Morgenmusik zu bringen; es sei heute gerade vierzig Jahre her, daß ich in das Regiment gekommen wäre.

Daran hatte ich selbst nicht gedacht; denn ich beschäftigte mich ja jetzt überhaupt so wenig mit der Zeit. Aber die Liebe und Anhänglichkeit der Schwadron hatte mir doch sehr wohl gethan, und ich dankte den guten Leuten von ganzem Herzen.

Ich war eben mit Ankleiden fertig geworden, als ich Tritte auf dem Flur hörte, und gleich darauf stand der Herr



Aus den Erzählungen eines alten Wachtmeisters: Die beiden Invaliden. (S. 415.)

Regiments-Adjutant in meiner Stube. Er kam sofort auf mich zu, reichte mir lächelnd die Hand und sagte, der Herr Oberst ließe mich grüßen und mich bitten, heute Mittag beim Offizierskorps zu speisen; ich diente heute gerade vierzig Jahre, und da wollten Sie mir doch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen.

Ich wußte gar nicht, was ich dem Herrn Regiments-Adjutanten antworten sollte, so verlegen war ich, und der mußte das auch wohl merken, denn er gab mir gleich darauf noch einmal die Hand und verließ dann das Zimmer.

Nun konnte ich natürlich nicht zum Herrn Rittmeister gehen und ihn um meine Entlassung aus dem Dienst bitten. Das Begebniß dieses Morgens kam mir beinahe wie ein höherer Befehl vor, daß ich noch fortdienen sollte; aber auf der andern Seite fiel es mir auch auf, daß die Herren Offiziere mein vierzigjähriges Jubiläum feierten, während dieß doch sonst nur mit dem fünfzigjährigen zu geschehen pflegt. Sollten die guten Herren es mir angesehen haben, daß ich das fünfzigjährige nicht mehr erreichen würde, und mir deßhalb doch haben die Ehre und die Freude bereiten wollen? Schon möglich. Der Gedanke setzte sich sofort wieder fest in meiner Seele und goß mir einige Wermuths-

tropfen in den Kelch der Freude, wenn man bei mir überhaupt noch von wahrer Freude sprechen konnte. Ich wurde also geschont, das heißt: besser behandelt, als ich es verdiente, und das kränkte meinen Stolz und meine Gewissenhaftigkeit.

Ach Gott, ich machte mir lauter falsche Skrupel, das habe ich später deutlich genug eingesehen; die Herren meinten es so gut mit mir und waren Alle so zufrieden mit meinen Diensten, daß sie gar nicht daran dachten, mich vom Regiment wegzuscheren, wie es wohl öfters geschieht. Sie konnten nur nicht die Zeit erwarten, um mir eine Freude zu bereiten, und deßhalb hatten sie das Jubiläum zehn Jahre zu früh angesetzt. Wenn ich noch zehn Jahre länger gedient hätte, würde ich ganz bestimmt auch noch mein fünfzigjähriges Jubiläum bekommen haben.

Als es Mittag wurde, kleidete ich mich in meine besten Sachen und trat dann langsam den Weg nach dem Lokale an, in welchem die Herren Offiziere speisten. Mir war ganz beklommen um's Herz, und je näher ich dem Hause kam, desto stärker klopfte es mir. Hatte mich das Alter schon kindisch gemacht, oder war mein Herz nur jung und empfänglich für alle Regungen geblieben? Die Frage kann man sich selbst eigentlich gar nicht beantworten; eben so wenig, wie der nach und nach schlecht gewordene Mensch sich eine klare Vorstellung von seinem inneren Zustande zu machen im Stande ist.

Als ich in die Hausthüre trat, blickten die Mädchen aus der Küche mich neugierig an; das brachte mich beinahe wieder aus meiner mühsam errungenen Fassung, und ich mußte langsam die Treppe emporsteigen, um sie einigermaßen wieder zu gewinnen.

Als ich die Thüre zum Speisesaal öffnete, waren die Herren Offiziere schon sämmtlich versammelt, und sowie ich eintrat, kam auch der Oberst auf mich zu, gab mir die Hand, sprach mir seinen Glückwunsch aus und führte mich dann auf den Ehrenplatz, zwischen sich selber und dem etatsmäßigen Herrn Stabsoffizier. Mir gegenüber saßen die beiden ältesten Herren Rittmeister, und nach den Enden der Tafel zu wurden sie dem Range und dem Alter nach immer jünger.

Im Anfang war Alles ziemlich schweigsam, und mir war so ängstlich zu Muthe zwischen den beiden hohen Herren mit den großen Epauletten, daß ich kaum meinen Teller Suppe herunterbekommen konnte. Die Kehle war mir rein wie zugeschnürt. Ich glaube aber, die beiden Stabsoffiziere ängstigten sich beinahe ebenso sehr wie ich; denn sie wußten gar nicht recht, wo sie hinsehen sollten und machten fortwährend kleine Brodkügelchen. Das schickte sich doch aber nicht für mich, und deßhalb war ich im bedeutenden Nachtheil gegen sie. Die fremden Elemente passen einmal nicht zu einander, und wenn von beiden Seiten der Wille auch noch so gut ist.

Nachdem die Suppe aber glücklich abgetragen war, und die Bedienten die Teller wegnahmen, griffen die Herren Offiziere, als wenn es kommandirt worden wäre, nach den Weinflaschen, und der Oberst mit einer rothen Flasche und der Major mit einer weißen Flasche fragten mich zu gleicher Zeit, was ich befehle.

Das war wieder eine schwierige Geschichte, und ich ließ die beiden Herren erst eine ganze Weile die Flaschen halten, bis ich mich endlich entschloß, dem Herrn Regimentskommandeur doch den Vorzug zu geben und ganz unterthänigst um Roth zu bitten.

Von jetzt ab ging die Sache aber nur bedeutend besser. Die Herren Offiziere tranken einen recht anständigen Zug weg, der Herr Oberst schenkte mir auch recht fleißig ein, und die Unterhaltung machte sich schon bedeutend leichter und ungenirter.

So ging es fort bis zum Braten. Da wurde Champagner eingeschenkt, und als die Gläser sämmtlich gefüllt waren, stand der Herr Oberst auf und hielt eine lange Rede, in der er meine Verdienste über die Gebühr hervorhob und zuletzt meine Gesundheit ausbrachte, in welche die ganze Versammlung mit einem dreimaligen Hoch einstimmte, und dann kamen alle die Herren Offiziere noch zu mir und stießen mit mir an, und Jeder sagte mir einige freundliche Worte.

Das schöne, saftige Stück Rehbraten auf meinem Teller blieb unangerührt vor mir liegen; denn ich zerarbeitete mir fortwährend den Kopf damit, was ich eigentlich sagen wollte.

Endlich hatte ich mir eine kurze Rede zusammengestoppelt und ich faßte mir ein Herz und klopfte schüchtern an mein Glas. Sofort schwieg die Unterhaltung, und als ich nun aufstand und mein Glas ergriff, sah mich Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an.

Ich begann mit leiser Stimme zu sprechen, ich sprach von Dank, von Nachsicht, und es ging Alles ganz gut; als meine Blicke aber zufällig auf meinen Herrn Rittmeister fielen, der mir gegenüber saß, und als ich sah, daß er eine Thräne im Auge hatte, da versagte mir plötzlich die Stimme; auch mir traten Thränen in die Augen, und ich mußte mich niedersetzen, ohne das Hoch ausgebracht zu haben.

Der Herr Oberst klopfte mir aber freundlich und gütig auf die Schulter und sagte, die Thräne spräche lauter als das donnerndste Hoch, und er dankte mir im Namen des Offizierskorps für die Liebe und Anhänglichkeit, die ich für sie Alle im Herzen trage.

Das war ein recht schöner und glücklicher Tag ... ein einziger solcher Punkt am Ende des Lebens belohnt uns reichlich für alle Mühen und Sorgen desselben; es ist die Ehrenkrone, die uns auf's Haupt gesetzt wird, nicht schwer, wie ein drückendes Fürstendiadem, sondern leicht und erleichternd wie ein gutes Gewissen.

Der Tag hatte eine lange und wohlthuende Nachwirkung für mich. Ich hielt es jetzt wieder für meine Pflicht, das Vertrauen zu rechtfertigen, das meine Vorgesetzten zu mir hatten, und that meinen Dienst mit erneuerter Energie, beinahe mit Lust und Liebe.

Aber das wieder angezündete Feuer in meinem alten Herzen war doch kein nachhaltiges; die natürliche Wärme wollte sich niemals durch eine künstliche mehr ersetzen lassen, und die Glut erstarb aus Mangel an Nahrung. Die alten, bösen Zweifel an mir selbst schlichen sich wieder in meine Seele, mein Körper wurde in der That auch wirklich matter und matter, und die Idee, um meine Entlassung zu bitten, beschäftigte mich wieder mehr denn jemals.

Aber dennoch konnte ich mich zu dem Gange noch nicht recht entschließen; der Schritt kam mir noch immer vor wie Undankbarkeit, und wenn ich ihn mir auch hundertmal vorgenommen hatte, so kam ich jedesmal wieder von meinem Entschlusse zurück. Aber ich litt schwer unter diesem Kampfe in meiner Seele.

Da kam mir das Schicksal zu Hülfe und befreite mich aus der peinlichen Lage, in der ich mich befand.

Ich ritt eines Tages Remonte in derselben verdeckten Bahn, in der ich einst durch das Besteigen des wilden Pferdes meine soldatische Reputation gegründet hatte. Das Thier war ebenfalls sehr widerspenstig, meine alten Knochen hatten nicht mehr die frühere Kraft, und so kam es, daß ich durch einen plötzlichen, unvorhergesehenen Sprung abgeworfen wurde, und zwar so unglücklich, daß ich den rechten Arm brach.

Nachdem ich sechs Wochen im Lazareth gelegen, konnte ich wieder ausgehen, aber der Arm war steif geblieben, und ich war nun gezwungen, um meine Entlassung zu bitten, die ich auch erhielt.

Von meinem Abschied von meinen Vorgesetzten und von der Schwadron will ich nicht sprechen. Weßhalb alte Wunden wieder aufreißen! ... aber es war ein schmerzlicher Abschied, an dem meine Seele zum zweitenmal blutete in meinem Leben.

Es wurde mir freigestellt, ob ich meine fünfzehn Thaler Pension in unserer Garnison verzehren, oder ob ich in's Invalidenhaus nach Berlin übersiedeln wolle.

Ich wählte ohne Bedenken das Letztere. In dem Orte,

wo ich so lange als Wachtmeister gelebt hatte, wäre es mir schrecklich gewesen, nun im bürgerlichen Rock einherzugehen. Ich mußte unwillkürlich an meinen Vorgänger denken, und wenn ich wohl auch nicht eine so lächerliche Rolle gespielt hätte wie Jener, so wäre meine Erscheinung doch immer eine trübe und wehmüthige gewesen, und dieß peinliche Gefühl wollte ich mir und Anderen sparen. Ich sehnte mich nach Einsamkeit; mein Leben war abgeschlossen, und den Rest wollte ich nur noch der Erinnerung und der Hoffnung weihen.

Eines Morgens fuhr ich mit der Personenpost nach meinem neuen Bestimmungsorte ab. Als die dicke, gelbe Kutsche um die Ecke vom Markte bog, fiel mir der alte Herr Rittmeister ein, den ich auch einmal hatte denselben Weg machen sehen.

Die Küraßiere, die mich erkannten, machten mir auch Alle die Honneurs.

Als ich beim Kirchhof vorbeifuhr, fühlte ich beinahe einen Vorwurf im Herzen. Ich ließ sie allein . . . keine liebreiche Hand wird nun ferner das schwarze Kreuz mit einem bunten Blumenkranz behängen an ihrem Geburts- und Sterbetage, und kein Mensch wird mehr zu ihr hinausgehen, und sich auf die kleine Bank neben ihr Grab setzen und stille Thränen vor sich hin weinen.

Aber sie soll nicht durch meine Abwesenheit verlieren, meine gute, unvergeßliche Frau. Wenn ich nun auch fern von ihr bin, meine Gedanken werden doch stets bei ihr sein, und ich werde öfter an ihrem Grabe sitzen denn zuvor.

So lange ich den rothen Thurm des Städtchens noch sehen konnte, bog ich den Kopf aus dem Wagenfenster hinaus; als er jedoch endlich hinter der Anhöhe verschwand, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen, lehnte ich mich in meine Ecke zurück und überließ mich meinen Gedanken.

Das war die dritte Ortsveränderung in meinem Leben, und wird auch wohl meine letzte sein.

Ich dachte an den Tag zurück, wo ich von meinem stillen Heimatsdorf Abschied nahm, und wo ich auf dem Eckstein unter dem Wegweiser saß, und noch einmal zurückblickte auf den alten Kirchthurm und die bescheidenen Lehmhäuser, die sich um ihn zusammendrängen.

Damals nahm ich Abschied von meiner Kindheit; jetzt sagte ich dem Mannesalter Lebewohl. Ich glaube, der zweite Abschied ist doch nicht so schwer wie der erste, und der dritte wird der leichteste sein. — —

Jetzt sitze ich schon mehrere Jahre im Invalidenhause und schleiche mit den andern alten Veteranen im Park und auf dem Kirchhof umher, wenn die Sonne recht freundlich vom Himmel herablächelt.

Namentlich auf den Kirchhof gehe ich gerne; da ist es so still, so sauber und so friedlich, daß Einem der Gedanke recht wohl thut, da auch bald zu liegen unter dem kühlen, schattigen Blätterdach.

Ich stehe allein; meine Frau habe ich verloren und Kinder habe ich nie gehabt; da wird es Einem leicht zu scheiden. Ich denke mir immer, daß der herbste Schmerz im Todeskampfe der Gedanke sein muß, seine Lieben in banger Trauer zurückzulassen. Gott sei Dank! Um mich wird Niemand klagen und jammern, und vielleicht nur mein alter Nachbar auf der Bank wird es bedauern, daß er sich nun neben einen Andern setzen muß.

Eines Tages saß ich auch auf einer Bank im Invalidenpark. Die Sonne schien so recht schön vom Himmel herab und erwärmte angenehm den alten, erkaltenden Leib; die Invaliden schlichen in ihren langen, grauen Mänteln umher, und erzählten sich mit dem wichtigsten Gesicht von der Welt bereits zum hundertsten Mal dieselben Geschichten, die Kinder spielten fröhlich in den schattigen Gängen, und das Leben der großen Stadt tönte nur wie ein fernes, gewaltiges Summen zu uns herüber.

Ich hatte wie gewöhnlich den Kopf in beide Hände gestützt, blickte vor mich nieder in den Sand, und dachte an die alte Zeit zurück. Das ist die Lieblingsbeschäftigung vieler Greise.

Die versteht er und die versteht ihn; aber mit der neuen Zeit kann er sich gar nicht mehr zurechtfinden.

So war ich auch gerade dabei, wieder an meine Vergangenheit zurückzudenken.

Ich befand mich in unserer Garnison und hatte eben den tollen Ritt auf dem wilden Pferde gemacht, als ich noch als Schneider auf der Kommission arbeitete.

Alle Wetter, war das eine Jagd! Ich begreife noch heutigen Tages nicht klar, wo ich damals die Courage dazu herbekommen hatte. Es war eine Teufelsbestie! Wie sie mit mir herumraste in der verdeckten Bahn, daß der Sand immer den Bereitern in die Augen flog. Aber ich hatte sie tüchtig zwischen den Schenkeln . . . ja, ja, ich war damals ein kräftiger Bursche, und wenn ich auch noch nicht viel von der kunstgemäßen Reiterei verstand . . . so saß ich doch fest wie eine Klammer, und sie bekam mich nicht herunter. — Aha; nun steigst Du in die Höhe . . . ja, warte nur . . . das hilft Dir Alles nichts, ich bleibe doch noch sitzen . . . Da springt sie über die Bahnthür weg . . . war das ein Ruck . . . die Sinne vergingen mir . . . aber ich hörte doch noch ganz deutlich, wie der Herr Rittmeister sagten: „Es ist aber ein braver Kerl!“ — Die Worte klingen mir noch heute wohlthuend und herzstärkend in die Ohren, und . . .

„Guten Tag, alter Künzel!“ hörte ich da plötzlich dicht neben mir eine Stimme.

Ich blickte erschrocken auf. Da stand ein Herr vor mir in Civilkleidern; aber man sah ihm gleich an, daß er sie eigentlich nicht gewohnt war zu tragen, und daß er lange Soldat gewesen sein mußte.

„Kennen Sie mich denn nicht, Papa Künzel?“ fuhr der Herr fort, indem er mir lächelnd in's Gesicht schaute und dabei immer mit dem einen Auge kniff und zwinkerte. Es fuhr mir wie ein Blitzstrahl durch den Kopf. „Der Herr Rittmeister!“ rief ich, indem ich schnell von der Bank aufsprang und grüßend an die Mütze faßte.

Aber der Herr Rittmeister drückte mich freundlich wieder hinunter, setzte sich neben mich auf die Bank und erzählte mir, daß er auch invalide geworden sei, den Abschied genommen habe und jetzt in Berlin wohne. Gestern sei er erst angekommen, und sein erster Besuch sei bei mir gewesen.

Wie mich das freute! Der Herr Rittmeister kommen jede Woche zweimal zu mir, und nachdem er die Uniform ausgezogen, lernte ich erst so recht den Menschen kennen.

So lange ich lebe, wird der Herr Rittmeister wohl noch kommen, und wenn sie mich hinaustragen unter die kühlen, schattigen Bäume, dann wird er vielleicht hinter meinem Sarge schreiten.

Er wird mich auch betrauern . . . das fühle ich . . . dann habe ich ja aber doch einen Seelenschmerz im letzten Kampf . . . ah! der Herr Rittmeister ist kein Egoist, und wird mir die Ruhe gönnen . . . und oben . . . oben . . . ah, das Wiedersehen besänftigt jeden Abschiedsschmerz.

Eine Station des Welthandels.

Von

Eugen Salwig.

I.

Wer, von unsern Leserinnen namentlich, kennt ihn nicht, den Namen der Insel, welche den Schauplatz von Pauls und Virginiens kurzem Liebesglück bildet, den Namen Isle de France, oder Mauritius! Aber nicht als dem Schauplatz des bekannten Romans, sondern als einem der wichtigsten Punkte für den Welthandel, als einer der blühendsten englischen Kolonieen widmen wir in diesen Spalten der fernen Insel eine eingehendere Schilderung.

Ihre Lage, nordöstlich vom Kap der guten Hoffnung, 110 deutsche Meilen von Madagaskar, macht sie zu einer willkommenen Station für die Schiffe, welche auf dem Wege nach Ostindien, oder von dort nach Europa die Südspitze Afrikas umschiffen, und hier, an dem wichtigsten Waarendepot für den Verkehr zwischen dem atlantischen und stillen Ozean, treffen sich die verschiedensten Stationen in stets regem Wechselverkehr. Zwar sollte man glauben, daß die ganze Insel umgebende Korallenriff mache dieselbe für größere Schiffe schwer zugänglich. Dem ist aber nicht so; denn die elf Durchlässe des Riffs sind so tief und breit, daß selbst große Schiffe hier einen ruhigen und sichern Ankerplatz finden. Den Namen Mauritius erhielt die Insel von den Holländern, welche dieselbe 1598 besetzten zur Ehre des Prinzen Moritz von Nassau, des damaligen Statthalters der Vereinigten Staaten. 1710 verließen aber die Holländer die kaum in Besitz genommene Insel wieder, die fünf Jahre darauf von den Franzosen besetzt wurde und den Namen Isle de France erhielt. Aber nach nicht ganz hundert Jahren, 1810, mußte sie abermals den Herrn wechseln; die Engländer eroberten sie damals und haben sich seitdem in ihrem Besitze behauptet. Die Eroberung durch die Engländer war ein Glück für die Insel, die Franzosen haben kein Geschick für die Kolonisation, und erst die Engländer wußten den ergiebigen Boden des Eilands, die treffliche Lage desselben auszubeuten. Der Flächeninhalt beträgt $55^1/_2$ Quadratmeilen, und die ganze Insel ist in zehn Distrikte eingetheilt, von welchen der des „großen Hafens“, im Südosten gelegen, der fruchtbarste, aber auch den furchtbaren Orkanen am meisten ausgesetzte ist. Die Mitte der Insel bildet eine 400



Eine Station des Welthandels: Landschaft auf der Insel Mauritius.

Fuß hohe Hochebene mit einem steilen, 3000 Fuß hohen Berggipfel, Pieterbot genannt. Auch außer diesem finden sich aber noch mehrere Berge und Felsengipfel, welche, an den Seiten von dichtem Walde umgeben, einen malerischen Anblick gewähren, wie denn die ganze Insel reich ist an reizenden Landschaften. Die Produkte sind: Bauholz, Baumwolle, Indigo, Zucker, Kaffee, und die Wälder sind reich an Wild. Aber auch an der Kehrseite der tropischen Zone fehlt es nicht: in die Wohnungen schleichen sich ekelhafte Skorpionen und giftige Tausendfüße, im üppigen Grase lauert die entsetzliche Brillenschlange, und die zahlreichen sumpfigen Quellen erzeugen ganze Wolken von Moskitos. Die Hauptstadt und zugleich der beste Hafen der Insel ist Port Louis, von den Franzosen gegründet und im Nordwesten der Insel gelegen. Die Lage der Stadt ist eine sehr geschützte zwischen Bäumen und hohen Basaltkegeln; geräumige Docks für die auszubessernden Schiffe liegen am Hafen, und gerade, breite, makadamisirte Straßen durchschneiden die ganze Stadt, deren zu beiden Seiten der Straßen gelegene Waarenmagazine mit den großartigsten der Welt wetteifern können. Was aber der Stadt ihr eigenthümliches Gepräge gibt, das ist neben den schattigen Baumgängen, welche sie nach allen Richtungen hin durchziehen, namentlich die bunte Abwechslung des Baustyls, welche wir in europäischen Städten durchaus nicht gewohnt sind. Am meisten fallen dem Reisenden unter den steinernen Prachtbauten europäischen Styls und den hölzernen Häusern der ärmeren Bewohner die orientalischen Gebäude auf, unter denen sich mehrere Moscheen auszeichnen.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Ottrid Mylius.

(Fortsetzung.)

8.

Der Tag war längst angebrochen, als Hermann wieder erwachte, aber der Himmel war trübe und grau, und ein dichter Nebel hing über Meer und Land, verschleierte die weite See und trennte den Verschlagenen von dem rettenden Fahrzeug, selbst wenn dieses in der Nähe lag. Hermann's Blicke fielen auf die schußfertigen Waffen, die im Schlafe seiner Hand entfallen waren und nun vor ihm lagen — eine grausenhafte Einladung der Verzweiflung, seinem Leben ein Ende zu machen und alle Qualen zu enden, die ihm die Zukunft noch darbot. Das Leben in dieser Region war ja nur ein steter Kampf, nur ein langsam erlöschendes Vegetiren. Der rasche Tod war Erlösung; für Hermann hatte er ohnedieß nichts so Furchtbares, wenn er an das dachte,



Unter hohen Breiten: Das Geheimniß des Steinhügels. (S. 419.)

was ihm hier bevorstand, falls ihn seine Gefährten zurückließen. Da griff er instinktmäßig in die Brusttasche nach seiner Uhr, einem schönen, kostbaren Chronometer, welchen ihm seine Mutter noch zum Abschiede verehrt hatte. Er wollte nur sehen, wie viele Stunden vergangen seien, seit er die Rettung verheißenden Schüsse der Drehbasse gehört hatte. Aber an der Uhrkette hing ein kleines goldenes Kruzifix, welches ihm Base Aennchen zum Andenken gegeben. Der Anblick dieses Sinnbildes der Erlösung und des Geschenks der Mutter erinnerten ihn an die Lieben daheim, und er raffte allen Muth zusammen, die Versuchung zur Selbstzerstörung aufzugeben; er hatte ja noch etwas zu hoffen, er hatte zu dulden und in Ergebung zu tragen, denn er schuldete den Lieben daheim den Versuch einer Erhaltung seines Lebens. Ermuthigt sprang er auf. „Gottes Wille geschehe," flüsterte er; „komme was da möge, ich will wenigstens meine Schuldigkeit thun und mich des Lebens erwehren bis zum letzten Athemzuge". Hiemit war der erste und letzte verzweifelnde Gedanke an Selbstmord überwunden. „Mit Gott den Anfang!" flüsterte er, kehrte zu dem Körper des Bären

zurück, entfernte einige der Steine und Eisblöcke und hieb mit dem Beile ein großes Stück von dem festgefrornen Fleische ab, worauf er wieder die Steine und Eisschollen darüber wälzte. Ein französisches Sprüchwort war ihm eingefallen, welches sagt: „Unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte." Es wies ihn auf seine eigenen Hülfsquellen hin, und er suchte sich deßhalb zu fassen. Er schürte die Glut wieder auf, legte so viel Treibholz darüber, als er noch in der Nähe fand, und stellte in die Mitte der Glut einen rauhen Feldstein, auf welchen er das Stück Bärenfleisch in seinem Fette legte, um es zu braten, während er mit sich selber zu Rathe ging, was nun zu thun sei.

Das erste Erforderniß in einem solch' rauhen Klima, wie diese öde Insel, war eine Behausung, und die Wahl einer solchen in jeder Hinsicht ein Ding der ernstesten Erwägung. Deßhalb wollte er erst die ganze Insel genau untersuchen. Während er daher auf das Garwerden seines Bratens wartete, packte er den Schlitten vollends ab, stellte dessen sämmtlichen Inhalt bis auf eine Büchse mit Zwieback in einen Haufen zusammen und überdeckte Alles mit den rohen Feldsteinen, die er am Strande fand. Zugleich las er alles Treibholz zusammen, dessen er habhaft werden konnte, legte es auf den Schlitten und zog es nach der Stelle, wo er sein Nachtlager gehalten hatte. Dann hielt er eine tüchtige Mahlzeit von Zwieback und gebratenem Bärenfleisch, packte den Ueberrest von beidem in seine Jagdtasche, nahm sein Gewehr und trat nun seine Wanderung um die Insel an.

Der Ort, wo er übernachtet hatte, war eine Art Schlucht im Schooße einer kleinen Bucht oder eines Schlupfhafens, der an seiner Mündung nach der See hin nicht über fünfzig Fuß breit sein mochte, und an der breitesten Stelle nicht über hundert Fuß hatte. Dieser Schlupfhafen war ganz mit Sandbänken angefüllt und erschien bei der Ebbe so seicht, daß man ihn beinahe durchwaten konnte. Dieß versprach eine gute Aussicht auf lohnenden Fischfang, wenn es Hermann nur gelang, sich Netze und Angelleinen zu verschaffen, und war um so willkommener, da ihm nur ein wenig Schießbedarf geblieben. Der erste flüchtige Umblick in der kleinen Bucht war daher nicht so unbefriedigend; sie öffnete sich gegen Süden und war dadurch warm und vor den Winden geschützt; der Schnee thaute schon reichlich an den Wänden der Felsen und auf den Leisten, und wenn auch die Aussicht, hier leben zu müssen unter einem rauhen Himmel mit beinahe zehnmonatlichem Winter, während dessen selbst die Thierwelt diese Insel zu meiden schien, keineswegs ermuthigend war, so dachte er in diesem Augenblicke doch nicht gleich an das Schlimmste. Er schritt also um die Bucht herum, in der Absicht, dem Strand entlang die ganze Insel zu umwandern. Auf diesem Gange fand er, daß der Boden nicht ganz unfruchtbar war, wie er sich ihn vorgestellt hatte. Der rasch hereingebrochene Sommer verkündigte sich bereits in dem regen Triebe, der sich der dürftigen Pflanzenwelt bemächtigt hatte; das Gras war schon einige Zoll hoch, eine Blütenähre vom breitblättrigen Steinbrech ragte rosig aus dem schmelzenden Schnee, der Sauerampfer trieb kleine Blättchen und trat hier Rasen bildend auf, der Hahnenfuß grünte an feuchten Stellen und gab Aussicht auf etwas Pflanzenkost. Weiterhin erschienen Strandpflanzen, Rettige, stellenweise die große Rennthierflechte ebenfalls in rasenbildender Menge. Der Anblick dieser Gewächse erhob das Gemüth zu Muth und Hoffnung, denn die Natur erscheint nur da öde, wo die Pflanzenwelt fehlt, die unerläßliche Vorbedingung alles thierischen Lebens.

Ein schmaler Streifen sandigen Strandes, fast zum größten Theil noch mit Eis besäumt, zog sich rings beinahe um den ganzen Fuß der Küstenklippen und begünstigte das Umwandern der Insel. Allein Hermann war noch nicht volle tausend Schritte weit westwärts von der Mündung der kleinen Bucht gekommen, so gebot ihm ein kleiner, klarer Bach Halt, welcher aus einer größern Thalöffnung hervorkam, und mit seinen flachen, grünenden Ufern einen wahrhaft lieblichen Anblick darbot. Hier war der Schnee schon ganz gewichen; das Thauwetter hatte den Bach weit über sein Bett hinaus angeschwellt, und dieses Austreten zwang Hermann, über einen mit Moos und Flechten durchwobenen Rasen kurzen Grases an dem Bach aufwärts zu gehen nach den Hügeln hin, welche dort hinten in zwei höheren Kuppen anstiegen. Das Wasser war kalt, tief und reißend, und daher hier nicht zu überschreiten, und je weiter Hermann bachaufwärts ging, desto mehr verengte sich das ansteigende Thal, desto wilder und rascher ward der Fall des Wassers, desto schmäler und tiefer das Bachbett, desto steiler fielen die Felsenwände ab, die es begrenzten. Die Schwierigkeiten des Uebersetzens mehrten sich zwar, aber Hermann setzte seine Wanderung fort, bis er an den Eingang einer engen Schlucht zwischen zwei Hügeln kam. Hier bot sich ihm ein wunderhübscher Anblick. Die nun in das enge Gerinne eingezwängten Gewässer des Baches hatten das dichte, anstehende Gestein durchbrochen und sich eine Oeffnung gewühlt, durch die sie sich, wie unter einem natürlichen Brückenbogen hindurch, etwa zwanzig Fuß tief in einen Kessel stürzten, wo sie tosend aufschäumten und dann über Kies und Geröll und Steine abliefen, bis sie etwa hundert Schritte weiter thalwärts sich in dem Bett vereinigten, das wir beschrieben haben. Die Felsenwand zwischen den beiden Anhöhen, aus welcher der Bachsturz hervorbrach, war sehr steil, aber nicht sehr hoch; gleichwohl beschloß Hermann sie zu erklimmen, und als er sie mit vieler Mühe erstiegen und auf die Höhe gekommen war, blickte er voll Ueberraschung in ein wunderliebliches, kleines, rundes Thal hinab, das einen Durchmesser von etwa zweihundert Schritten haben mochte und in seiner Mitte einen klaren, hübschen Teich enthielt, dessen Ueberlauf den obgenannten Bach bildete, welcher Hermann hieher geleitet hatte. Einige verkrüppelte Büsche von Weiden und ein kurzer Rasen von Gras, Laubmoosen und Flechten faßte den kleinen See in einen grünen Rahmen, und Hermann's Herz pochte vor Entzücken beinahe hörbar, als er an dem gegenüberliegenden Hügelhang einige Stücke Rothwild das kurze, vom Schnee befreite Gras abäsen sah. Er war dem Wilde nahe genug, um ein Stück davon sicher zu erlegen; aber er enthielt sich dieser Waidmannslust, weil er augenblicklich dieses Wildes nicht bedurfte und sich der Nähe dieser Thiere erfreute. — „Hier wäre ein Wohnplatz für mich!" sprach er zu sich selbst, und dachte schon daran, sich eine Höhle oder Hütte zu errichten, allein bei reiflicherem Nachdenken hielt er doch als Sommeraufenthalt den Strand für geeigneter, weil er sich der Hoffnung hingab, diese Insel möchte den Wallfischfahrern bekannt sein, die hieher kämen, um frisches Wasser einzunehmen, und deren Aufmerksamkeit er durch sein Feuer auf sich ziehen könnte. Mit diesen Gedanken durchschritt er das Thal und überlegte sich im Stillen, wie er einstweilen am Strande eine Sommerhütte errichten und dann, wenn ihn sein Schicksal zur Ueberwinterung auf der Insel nöthigen würde, später jedenfalls seinen Wohnort für den Winter in dieses Thal verlegen wolle.

Allmälig hatte er vom Thale aus die beträchtlichste Anhöhe der Insel erstiegen und nun einen Punkt erreicht, von wo aus er das ganze Eiland überschauen konnte. Der Boden derselben bildete, abgesehen von einigen Anhöhen und mehr oder weniger tief eingeschnittenen Thälern, eine Art Hochebene, die theils ein dürftiges Pflanzenkleid von Gras und niedrigen Gewächsen, theils einige Sümpfe oder Torfmoore zeigte, welche wahrscheinlich binnen Kurzem von dem wilden Wassergeflügel dieser Region besucht werden würden. Hermann hatte bereits unterwegs mehrere Flüge von Alken aufgegangen, an welche er jedoch sein Pulver nicht verschwenden wollte, weil er sich in Gedanken mit anderen Mitteln, ihrer habhaft zu werden, befaßte.

Der Umblick von dieser Hügelkuppe aus hatte Hermann von der Unmöglichkeit überzeugt, noch vor Abend die ganze Insel zu umwandern, und der Stand der Sonne forderte ihn daher zur Rückkehr nach seinem Lager auf. Er schlug

den Rückweg über die Hochebene hin nach dem kleinen Vorlande ein, das er am vorigen Abende erstiegen hatte, und der Marsch bergab ging weit schneller von statten, als der Herweg bergan. In etwa anderthalb Stunden hatte er den Rand der Klippen erreicht, die sich nach dem kleinen Schlupfhafen absenkten, und erkannte deutlich das über die aufrechte Steinplatte gehängte Fell des weißen Bären. Sein Plan war nun der, sich aus den Feldsteinen, Geröllblöcken und Geschieben, die am Strande der Bucht umher lagen, eine kleine, niedrige Hütte von wenigen Fuß Durchmesser zu errichten, die ihm wenigstens ein Obdach vor Wind und Wetter gäbe. Wie er nun hier oben am Rande der Klippen stand und die kleine Bucht überschaute, gewahrte er mit Freuden im innersten Schooße derselben einen Haufen von Steinen an geschützter Stelle so aufgeschichtet, wie dieser beinahe nur von Menschenhänden hatte errichtet werden können. Was hatte dieser Steinhaufen zu bedeuten, welcher ganz den Cairns glich, von denen er schon in Reisebeschreibungen gelesen hatte, den Steinhaufen nämlich, welche die Bewohner der Färöer und der Shetlands-Inseln zuweilen am Strande oder auf Felsen errichten, um als Landmarken zu dienen. War dieser Steinhaufe eine ähnliche, von Wallfischfängern oder Robbenschlägern errichtete Landmarke, oder war es ein Steinhügel, über dem einsamen Grabe irgend eines Seemannes aufgeschichtet, der hier unter diesem öden Himmelsstriche den Tod gefunden? Diese Gedanken schossen unserem jungen Freunde durch den Sinn und erfüllten ihn mit einem gierigen Verlangen, das Geheimniß jenes Steinhügels zu ermitteln. Behend und mit Herzpochen stieg er an den Felsen hinunter und war bald bei der seltsamen Steinpyramide. Allein kaum stand er vor derselben und untersuchte sie genauer, so erkannte er, daß es sich hier um keine zufällige Aufschichtung handle, sondern daß die Fugen zwischen den Steinen durch ein Gemeng von Moos und Lehm ausgefüllt, und daß in dem ganzen Aufbau ein, wenn auch roher Plan wahrzunehmen sei. Einige größere Steinplatten waren von der Landseite her so angefügt, daß sie mit den andern nur in loser Verbindung standen, als sollten sie etwa nur eine Oeffnung verdecken. Hermann rüttelte an einer derselben; diese gab nach, und er blickte in eine dunkle, gähnende Oeffnung wie die einer Höhle. Ungeduldig riß er noch einen zweiten, einen dritten Stein herab, und siehe da! vor ihm war ein Loch wie eine niedrige Thüre, und dahinter eine schwarze Höhlung, deren Tiefe er nicht ermessen konnte. Er bebte zusammen vor Ueberraschung, denn diese Entdeckung kam ihm unerwartet, obwohl er schon dunkel ahnte, um was es sich handle. Er horchte in die Höhle hinein — Alles war still. Er hielt sein Gewehr hinein und feuerte ab — der flüchtige Blitz enthüllte ihm die niedrigen Räume einer jener unterirdischen Hütten, wie sie die Völker des hohen Nordens sich in den Boden wühlen. Ein Freudenschrei entrang sich seiner Brust, und ohne sein Gewehr erst wieder zu laden, eilte Hermann seiner Feuerstätte zu, welche nicht sehr weit entfernt war, fachte die schwache Glut zur hellen Flamme an, warf frisches Holz darauf und spaltete einige Aeste harzigen Treibholzes, um daraus eine rohe Fackel zu bereiten, die er am Feuer anzündete und mit welcher er nach der Hütte zurücklief.

Jetzt hatte er die Mittel zur genauern Untersuchung, denn die herabsinkende Dämmerung und die schmale niedrige Oeffnung der Hütte hatten zuvor kaum ein dämmerndes Halbdunkel dorthinein fallen lassen. Mit einem wahren Herzensjubel kroch er hinein, sprang dann die rohen Stufen hinab und rief aus tiefster Seele: „Gott sei gelobt, hier ist eine Wohnstätte!“ denn der rothe Glast des knisternden Kienholzes zeigte ihm ein Gemach, das etwa mannshoch und acht Fuß breit, bei sechs Fuß lang war. Der Boden war festgestampft wie ein Estrich, die Wände von rohen Feldsteinen, deren Ritzen mit einem Mörtel aus Blut und Lehm und Moos verstrichen waren, die Decke aus Wallroßknochen und Wallfischrippen hübsch und nicht ohne Kunstfertigkeit aufgebaut, und durch darüber geschichtete Steinplatten, Erde und Gerölle ganz wetter- und wasserdicht gemacht. Auf einer Leiste von breiteren Steinen lagen einige Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs umher, welche auf die Nationalität des Erbauers dieser Hütte deuteten: ein irdener Napf oder Topf, unten am Boden schmal, an den Rändern breit und ausgebuchtet, eine Speerspitze und einige Pfeilspitzen und Angelhaken von Knochen, ein kleiner Bogen, zwei Pfeile, ein Messer aus einem Stück Wallroßzahn — all' dieß verkündete zur Genüge, daß diese Erd- und Steinhütte die Behausung eines Eskimo, eines Individuums von einem jener Stämme der im äußersten Norden Amerikas wohnenden Indianer sei.

Es lag eine unbeschreibliche Beruhigung für Hermann in jenem Funde, denn er konnte daraus entnehmen, daß diese Insel nicht allzuweit vom Festlande entfernt liege und gelegentlich von indianischen Jägern und Fischern besucht werde, deren einer sich hier eine Wohnung erbaut habe. Mit der innigsten Dankbarkeit gegen Gott erkannte Hermann in diesem Fund ein Rettungsmittel: das Obdach wie sein Inhalt waren ihm hoch willkommen, und er beschloß, da sogleich seinen Aufenthalt zu nehmen und all' seine Habseligkeiten unterzubringen. Während der mildern Jahreszeit war ihm diese Behausung genügend, und ersparte ihm eine Menge Arbeit und Zeit, die er zweckmäßiger zur Vorbereitung auf den Winter und zur Errichtung einer Wohnung für die strengere Jahreszeit verwenden konnte. Der Erbauer der Hütte hatte am hintern Ende derselben von Steinen eine Art Bank aufgemauert, die ungefähr zwei Fuß hoch und drei Fuß breit war und vielleicht dem doppelten Zwecke einer Bank und eines Bettes entsprach. Hermann bediente sich ihrer zum gleichen Gebrauch, und richtete sich sogleich häuslich ein. In der einen Ecke neben dem Eingang brachte er einen kleinen Herd an, dessen Feuer mehr zur Erleuchtung als zur Erwärmung diente. Auf der Steinleiste hatten die leeren und die gefüllten Blechbüchsen mit Pökelfleisch und Zwieback ihre Stelle, sowie das wenige Kochgeschirr, das er auf dem Schlitten gefunden, und als das kleine Feuer auf dem neuen Herd lustig brannte und die niedrige Hütte mit röthlichem, zitterndem Scheine erfüllte, war ihm um ein Namhaftes leichter zu Muthe als am Morgen, und er gewann es nun erst über sich, seine Abendmahlzeit zu halten und sich seinen Gedanken zu überlassen. Diese Gedanken waren allerdings noch nicht die tröstlichsten. Die nächstliegende Erwägung betraf die Mittel zu seinem Unterhalte, und diese waren anscheinend nicht die reichlichsten. Die Insel schien an Wild nur wenig darzubieten: außer dem gesehenen Rothwild — wahrscheinlich waren es Caribous, amerikanische Rennthiere, oder der kleine Rothhirsch der Polarwelt — wohl nur noch Hasen oder Kaninchen, dann Schneehühner und verschiedenes Wassergeflügel; dafür aber an Raubwild ohne Zweifel neben den furchtbaren Eisbären und den räuberischen Füchsen auch noch Wölfe. Das Meer dagegen lieferte Hermann Robben und Fische in Menge, wenn er sie nur erst fangen konnte. An Schießpulver fand sich noch eine Blechflasche vor, die etwa ein Pfund enthalten mochte, nebst einem Säckchen voll Kugeln und Hagel und einer Schachtel Zündhütchen. Auch einige Angelhaken fand Hermann in einem der Fächer seiner Jagdtasche, wo sie noch von einer frühern Expedition her vergessen gesteckt haben mochten. Die Axt war von unschätzbarem Werthe für den armen Verschlagenen, ebenso die eiserne Pfanne und der Kessel. An künstlichen Hülfsmitteln war er daher nicht gerade arm, allein über die natürlichen Hülfsquellen der Insel mußte er sich erst durch eine genaue Untersuchung derselben belehren. Jedoch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß er durch Umsicht und Ausdauer sein Leben durchschlagen werde. Was Hermann mehr fürchtete als den Hunger, das war die Einsamkeit, die Langeweile. Wenn er nur ein Buch gehabt hätte, nur Eines, um die Oede der langen Nächte, der mehrmonatlichen Winternacht, hinwegzutäuschen, vor welcher ihm graute! Nur eine Bibel zu Trost und Lehre, nur einige jener so begierig gelesenen Reisebeschreibungen,

mit denen der Schrank in seiner Kajüte angefüllt war. Für einen gebildeten jungen Menschen gibt es keine fürchterlichere Aussicht, als in der trostlosesten Einsamkeit ohne geistige Anregung zu versauern und zu verkommen und zu einer rein thierischen Existenz herunterzusinken. Aber diese Sehnsucht nach Büchern war für immer vergeblich und unausfüllbar, und wie Hermann so dalag und an diesen Mangel dachte, kam er auf andere Pläne, sich geistig anzuregen und zu unterhalten. Er ermaß jetzt erst den Segen einer guten Erziehung, einer frühen und gediegenen Belesenheit. Er nahm sich vor, sich nach und nach methodisch alles wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, was er je gelesen und studirt hatte, und auf diese innerliche Repetition all' seine Geisteskräfte zu konzentriren. Er wollte zuerst die ganze Weltgeschichte, von der mosaischen Schöpfungsgeschichte an bis zur Gegenwart herauf, im Geiste durchnehmen und vor seiner Erinnerung vorübergehen lassen; dann in ähnlicher Weise die Naturgeschichte und alle anderen Wissenschaften. Er wollte in Gedanken Kolumbus auf seiner Entdeckungsreise folgen, oder Cook auf seinen verschiedenen Reisen begleiten und sich all' seine Abenteuer wieder in's Gedächtniß rufen, und so jede einzelne Reiseschilderung, die er je gelesen hatte, und aus jeder wollte er diejenigen Erfahrungen sich merken, welche ihm in seiner jetzigen Lage nützen könnten. Mit solchen Ideen und Entschlüssen trug sich Hermann in dieser Nacht auf seinem Lager, während er in sein kleines Feuer stierte. Von Zeit zu Zeit aber ging er hinaus an sein großes Feuer, schürte es auf und legte frische Klötze zu, in der Hoffnung, es werde als Leuchtfeuer etwas nützen können. Die Nacht war wunderschön, klar und ziemlich windstill; eine weiche Dämmerung, der Vorbote des langen Sommertags, lag auf Meer und Eiland, auf den fernen Fluen von anstehendem und treibendem Eis. Die Gestirne des polaren Himmels glänzten hell vom Firmament hernieder. Die Wogen rauschten draußen minder heftig wie sonst, und verloren sich rieselnd auf dem sandigen Boden der Bucht, und nur einmal drang ein wildes, dröhnendes Schnauben und Pusten von dem Fuße der Klippen draußen an der Mündung der Bucht herein und verkündete die Nähe einer Schaar Wallrosse, die sich draußen tummelten, und deren Besuch kein unwillkommener war, wenn es nur Hermann gelang, einige davon zu erlegen.

Die folgenden Tage vergingen Hermann in einer ungewöhnlichen Aufregung; er konnte sich nicht verhehlen, daß er in seiner Lage auf dieser unbewohnten und nahezu unfruchtbaren Insel für seinen Lebensunterhalt nur auf Geduld und umsichtige Rührigkeit angewiesen sei. Er rief sich nun Alles, was er in seiner Jugend gelernt und studirt hatte, in's Gedächtniß zurück, um daraus auf dem ihm angewiesenen kargen Raum möglichst viele Hülfsquellen zu ziehen. Seine Mittel waren nur beschränkt; er sah sich für seine Nahrung größtentheils auf Fische und Wildpret und Robben angewiesen, und er mußte sich vor Allem ein Winterquartier verschaffen, mußte ein Vorrathshaus anlegen und dieses mit Lebensmittelvorräthen füllen. Von der Steinhütte der Eskimos durfte er sich für den Winter kein behagliches Obdach versprechen, denn alsdann war diese im tiefen Schnee vergraben und verschüttet.

Die nächste Sorge ging nun dahin, das Fleisch und Fett des Eisbären zu versorgen, denn die Eisschollen, womit er das erlegte Wild bedeckt hatte, schmolzen rasch und drohten den Bären bloßzulegen, welcher sodann ein Raub der Füchse und Wölfe geworden wäre. Hermann hatte darüber schon seinen bestimmten Plan. Er wußte aus Reisebeschreibungen, daß die Indianer des polaren Nordamerikas im Sommer das Fleisch der Hirsche und Moschusochsen, die sie erlegen, theils in dünne Streifen geschnitten an der Luft trocknen, theils über dem Feuer räuchern. Das beabsichtigte er nun ebenfalls, allein zu beiden Zwecken waren ihm Gerüste nothwendig, die er errichten und zu denen er erst das passende Treibholz zusammenlesen mußte. Dieß war nun seine erste Aufgabe. Er hatte schon alles Holz zusammengelesen, welches die Wogen in die kleine Bucht hereingespült hatten, aber auch bemerkt, daß derjenige Theil des Strandes, welcher sich westlich von der Mündung des kleinen Schlupfhafens hinzog, ziemlich viel angeschwemmtes Holz enthielt. Daher spannte er sich sogleich vor seinen Schlitten, fuhr auf dem Eise, das noch immer um den Strand lag, dorthin und las hier auf, was er nur immer bekommen konnte. Gegen Mittag hatte er schon eine schwere Ladung davon zu seiner Steinhütte zurückgeschafft. Darunter war ein schlanker und ziemlich gerader, junger Fichtenstamm, den Stürme und Wogenschlag von irgend einer fernen Küste hieher getragen hatten, und mit diesem hatte er eine besondere Absicht vor. Er grub nämlich mit seiner großen Axt ein Loch in den noch halb gefrornen Boden, spießte den Kopf des Eisbären auf das zugespitzte dünnere Ende des entästeten Stammes, und befestigte diesen aufrecht durch Einkeilen mit Steinen und Holzpflöcken ganz nahe am Wasserrande der Bucht in den Boden. Es leitete ihn dabei der Gedanke, durch einen solchen Signalpfosten die Aufmerksamkeit der Bemannung irgend eines Wallfischfängerbootes, das hier anlegen würde, auf sich zu lenken, denn die sehnsüchtige Hoffnung auf Rettung war bei ihm zur Alles beherrschenden Idee geworden.

Nachdem er mit Eifer und Thatkraft dieser Aufgabe genügt hatte, machte er sich ebenso emsig an die andere, einige Gerüste zu verfertigen, an denen er das in Streifen geschnittene Bärenfleisch trocknen konnte. Dieses an der Luft getrocknete fette Fleisch hält sich ziemlich lange, und ist gerade keine leckere, aber immerhin eine nahrhafte Kost, wie alle diejenigen Alpenwanderer wissen, welche in unsern zentraleuropäischen Hochgebirgen (namentlich in Graubünden) schon das in ähnlicher Weise getrocknete Schaf- und Rindfleisch (sogenanntes Diegen-, d. i. gediegenes Fleisch) gekostet haben. Ferner machte er sein Feuer jetzt in einer Vertiefung am Fuße einer ziemlich steilen Felswand an, umgab diesen improvisirten Herd mit Gerüsten und suchte darauf die größeren Stücke des Bärenfleisches zu räuchern, während über dem Feuer der Kessel hing, in welchem Hermann einstweilen einen Theil des Bärenfetts ausschmolz, soweit er dasselbe in den Blechbüchsen, worin das Pökelfleisch und der Zwieback enthalten gewesen waren, unterbringen konnte. Den Rest des Fetts und die größeren Stücke des Fleisches barg er einstweilen in der Steinhütte, deren Oeffnung er mittelst der Steine verschließen konnte. Das übrige Fleisch mußte er den Füchsen und Wölfen preisgeben. Es war allerdings eine mühsame und zeitraubende Arbeit um dieses Trocknen und Räuchern der langen dünnen Fleischriemen und ein großer Schade für Hermann, daß er es nicht schneller versorgen konnte; denn bei der warmen und feuchten Witterung unter Tags ging der noch nicht zu verwendende Theil des Fleisches rasch in Verwesung über und lockte bei Nacht die Füchse herbei, die sich heulend und knurrend um die Beute stritten. Der Mangel an Gefäßen und an Salz erschwerte Hermann die Aufbewahrung. Er besann sich daher auf geeignete Hülfsmittel, um sich in ähnlichen Fällen von Jagdbeute besser helfen zu können. Das Salz war leicht herbeizuschaffen, und zwar auf folgende Weise: Hermann grub mit seiner Axt im Kies und Schlamm auf der Sonnenseite der Bucht lange, schmale und seichte Kanäle aus, die sich bei der Flut mit Wasser füllten, und deren Mündung er dann vor Eintritt der Ebbe abdämmte, so daß die Wärme der langen Sommertage allmälig das Wasser verdampfte und die salzigen Bestandtheile des Meerwassers zum Krystallisiren brachte, welch' Letzteres er noch dadurch zu befördern suchte, daß er dürre Reiser und Büsche von Heidel- und Moosbeeren in die sich bildende Salzlauge legte. Auf diese Weise durfte er hoffen, binnen Kurzem so viel sogenanntes Boisalz zu bekommen, als er zum Einsalzen von Fleisch bedurfte. Weit schwieriger war dem Mangel an Gefäßen abzuhelfen, worin er sich hätte Fleisch pökeln können. Allein auch hiefür fand er ein Ersatz-, wenn auch kein Auskunftsmittel.

Hermann saß nämlich eines Abends vor seinem Feuer

und schnitzte sich aus einem ziemlich geraden Stücke harten Holzes, das er unter dem Treibholz entdeckte, einen Schaft zu der knöchernen Speerspitze, die er in der Eskimohütte gefunden hatte, um damit eine Schutz- und Trutzwaffe zu bilden, mittelst deren er seinen Schießbedarf sparen konnte. Da hörte er unweit von sich am Strande der Bucht ein eigenthümliches Bellen, das von keinem Fuchs herrührte. Er blickte gespannt nach der Stelle, von wannen der Laut kam, und sah in der lichten Dämmerung des langen Sommerabends einige Robben sich in der Bucht tummeln, wo sie wahrscheinlich fischten. Eine davon war sogar an's Land gekrochen und hatte sich zum Schlafen niedergethan, während die anderen noch im tiefen Wasser plätscherten. Da fiel Hermann bei, daß er irgendwo in einer Reisebeschreibung gelesen habe, die Eskimos und andere Indianerstämme des hohen Nordens machten sich aus den Fellen junger Robben Säcke, in denen sie Bärenfett und andere Lebensmittel fast luftdicht verschlößen. „Das ist ein Wink von oben!“ murmelte er und sprang in freudiger Aufregung empor; „wenn ich erst Säcke habe, welche die Luft und Feuchtigkeit abschließen, so kann ich mir aus Fleisch und Fett ja Pemmican machen, eines der dauerhaftesten und konzentrirtesten Nahrungsmittel!“ Und von diesem Gedanken ganz erfüllt, lud er rasch seine Doppelflinte mit Wolfsposten und kroch vorsichtig auf dem Bauche im Schatten der Klippen dem Strande zu, um die Robben zu beobachten. Es waren einige Junge dabei, aber sie spielten so harmlos um ihre Mutter her, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, jetzt auf's Gerathewohl unter sie hineinzuschießen und sie eher zu verscheuchen, als zu erlegen. Wenn man nämlich eine Robbe nicht am Lande erlegt, sondern im Wasser auf sie feuert, so muß man sie gut auf den Kopf treffen, um ihrer habhaft zu werden; denn wenn sie nur verwundet sind, tauchen sie unter und entgehen gewöhnlich dem Jäger. Er kroch daher, ohne die Seehunde zu stören, wieder langsam zu seinem Feuer zurück und verschob diese Jagd auf passendere Gelegenheit. Für jetzt beschäftigte er sich zunächst mit dem Verfahren der Pemmican-Bereitung. Pemmican heißt nämlich ein Gemeng von ganz hartgedörrtem und dann grob zerstoßenem Fleisch von Büffeln, Hirschen oder anderen Vierfüßlern mit ihrem ausgeschmolzenen Bauchfett, welches während des flüssigen Zustandes mit jenem Fleischpulver vermischt und in Leder-



Unter hohen Breiten: Die Aufpflanzung des Signals. (S. 420.)

säcke gegossen wird, die man dann zunäht. In solchem Zustand erhält sich dieses Gemeng jahrelang, gibt mit etwas Mehl und Wasser aufgekocht treffliche Kraftsuppen, und ist im ganzen britischen Nordamerika und im Gebiet der Hudsonsbay-Kompagnie der beinahe ausschließliche Reiseproviant der Pelzhändler, Pelzjäger und der sogenannten Voyageurs oder Reisediener, welche den Verkehr der einzelnen Stationen des Pelzhandels unter sich und mit den in weiter Ferne unwirthlicher Wälder und haidenartiger Wildnisse und Einöden gelegenen Forts der großen Hudsonsbay-Kompagnie vermitteln. Hatte nun Hermann auch kein Mehl, um sich Suppen zu kochen, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, selbst in der dürftigen Pflanzenwelt dieses öden Eilands noch einige stärkmehlhaltige vegetabilische Nahrungsmittel zu finden, die er mit dem Pemmican zusammen kochen könnte. Er vergegenwärtigte sich daher lebhaft, welche Vortheile ihm einige Säcke solchen Pemmicans aus dem getrockneten Fleisch und ausgeschmolzenen Fett des Bären oder einiger Rennthiere gewähren würden, und diese Berechnung lenkte seine trüben Gedanken wieder in eine andere, zu seiner Zerstreuung wesentlich beitragende Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Schlosses.

Erzählung

von

L. Dubois.

Der Sturm heulte traurig durch die halb entlaubten und verkrüppelten Eichen des armen Distriktes La Sologne in der Bretagne, kräuselte die trübe Oberfläche der Wasserlachen, welche sich in der Thonerde des Bodens ein Bett gegraben hatten, und trieb in heftigen Stößen den Platzregen über die von tiefen Geleisen durchschnittenen, überschwemmten Wege, deren Begrenzung kaum erkennbar war, und die sich beliebig ausbreiteten, da die Besitzer der anstoßenden Grundstücke wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens es nicht der Mühe werth hielten, Einsprache dagegen zu thun. Diese schlechte Straße verfolgte ein einsamer Wanderer, mühsam und fast bei jedem Schritte stolpernd, indem sein Fuß bald gegen eine Baumwurzel stieß, bald bis an den Knöchel in Schlamm versank. Die anbrechende Dämmerung, welche den grauen Himmel noch dunkler werden ließ, gestattete nicht, auf zwanzig Schritte weit zu sehen, und der Regen, der sein Gesicht peitschte und die durchnäßten Kleider immer schwerer machte, hinderte seine Schritte mit jeder Minute mehr und mehr.

„Nein!“ murmelte ich, denn ich selbst war der Wanderer, „nichts soll mich wieder verleiten, einen Freund in solcher Gegend aufzusuchen, wo man von den halbwilden, unhöflichen Einwohnern nur mit Mühe die geringste Auskunft erlangt. Seit zwei Stunden tappe ich nun in diesem entsetzlichen Kothe umher, ohne weiter zu kommen. Diese großen Landstraßen sind wie Einöden, die keinen Anfang und kein Ende haben; und nun wird auch noch die Nacht immer dunkler, während ich mich hier zwischen einem Dutzend Wegen befinde, die bunt durcheinander laufen. Welcher führt nach dem Schlosse Malemort? Ein Name von hübscher Vorbedeutung! Ich glaube, er hat den kleinen, zerlumpten Bauerbuben in die Flucht gejagt, der sich von meinen Bitten und meinen Sous hatte bewegen lassen, mir als Führer zu dienen; denn kaum war der Name von mir ausgesprochen worden, als der kleine Schuft davon lief. Der phlegmatische Arthur hat mir mit seiner Einladung einen bösen Streich gespielt. Aber wie waren doch seine Weisungen in Bezug auf den Weg? — ‚Wenn Du die Lichtung erreicht hast,‘ sagte er, ‚mußt Du Dich rechts wenden und immer geradeaus gehen.‘ — Ja, das habe ich schon seit anderthalb Stunden gethan! — ‚Dann,‘ fügte er hinzu, ‚wirst Du an einen Kreuzweg kommen und mußt Dich wieder links wenden.‘ — Links, wovon? Natürlich von dem bisher verfolgten Wege. — ‚Dann wirst Du ein Gebäude sehen, welches die Form eines länglichen Quadrats mit zwei Seitenthürmen hat. Bist Du einmal dort, so kannst Du nicht mehr fehlen.‘ — Ja, nicht mehr fehlen, bei solchem Wetter und ohne Sonnenlicht, das in diesem glücklichen Lande überhaupt selten zu leuchten scheint! Wahrlich, ich würde mir La Sologne nicht zum ländlichen Aufenthalte wählen! Aber, Gott sei Dank! dort sehe ich ein Licht durch den Nebel schimmern. Nun, mag es ein Schloß oder eine Hütte sein, ich will dort bleiben und dort schlafen, wenn ich selbst unter eine Räuberbande fallen sollte.“

Je näher ich kam, desto deutlicher wurde das Licht, welches aus einem halb gothischen, halb modernen Thurme hervorleuchtete, der an der Ecke eines langen, schwarzen Gebäudes stand. „Endlich,“ sagte ich zu mir selbst, freudig die Hände reibend, „endlich erreiche ich mein Ziel; denn nach der reizenden Beschreibung, welche mir Arthur gegeben hat, muß dieß Malemort sein. Endlich werde ich wieder freundliche Gesichter vor mir sehen! Ein herzlicher Empfang, ein weiches Bett und vor allen Dingen ein gutes Nachtessen lassen alle Ermüdung leicht vergessen. Ich höre schon das heitere Lachen der anmuthigen, schalkhaften Emma, und sehe die sanften Augen der älteren Schwester, Isabelle, beim Berichte meiner tragikomischen Abenteuer leuchten. Wenn der Vater und der Bruder auch etwas ernster Natur sind, so sind dafür die Mädchen desto bezaubernder. Nein, ich werde das Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu sein, nicht zu theuer bezahlt haben, — sofern ich nur dahin gelange. Es scheint, als wenn zwischen mir und dem Schlosse ein Wasser schimmerte. Nichts fehlt dem alten Feudalschlosse, selbst nicht die Gräben. Hoffentlich wird mindestens die Zugbrücke herabgelassen sein.“

Am Rande des Wassergrabens entlang gehend, gelangte ich an eine schmale steinerne Brücke, welche zu einer kleinen, in der dicken äußeren Mauer befindlichen Pforte führte. Ich suchte den daran hängenden Klopfer und begann heftig an die Thüre zu schlagen. Der Schall wiederhallte laut, aber Niemand ließ sich sehen. Dazwischen floß der Regen in Strömen herab, und ich setzte deßhalb nach kurzer Pause mein Pochen fort, allein mit ebenso wenig Erfolg. Endlich, nach Ablauf einer Viertelstunde, bewegte sich das Licht im Thurme, und eine Stimme hinter der Pforte rief: „Wer klopft denn so stark? Wer kommt noch in solchem Wetter und zu so später Stunde?“ — „Oeffnet erst, dann will ich mich erklären,“ war meine Antwort. — „Ich öffne nicht ohne Weiteres einem Jeden, der Abends klopft. Gehet nur weiter bis nach dem nächsten Orte, La Fossé, und bleibet dort die Nacht; es ist kaum eine Stunde Weges.“ Auf meine energische Protestation gegen diesen wohlmeinenden Rath erschien an einem der oberen Fenster des Schlosses eine zweite Person, welche mit echt britischem Accente rief: „O ich glaube, das ist die Stimme meines Freundes Daniel! Oeffne schnell, Brigitte, und führe ihn herein.“ Allein Brigitte, von einer Widersetzlichkeit beseelt, welche häufig alten Dienstboten jugendlichen Herren gegenüber eigen ist, ging langsam und bedächtig nach der Küche, um den Schlüssel zu holen, zog einen derselben hervor und öffnete endlich mit möglichstem Zeitaufwande die Schlösser und Riegel der Pforte. Da ich vom Regen völlig durchnäßt war, so führte mich Arthur sogleich nach dem für mich bestimmten Zimmer. Es war ein großes Gemach mit dunkelgrünen Tapeten, einem Himmelbett und Vorhängen von derselben Farbe. Mehrere Lehnsessel und Stühle mit grünen Ueberzügen, von Staub und Motten zerfressen, standen zerstreut umher. Das ganze Zimmer gewährte einen so öden, traurigen Anblick, daß man fast schauderte. Arthur entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß er mich nicht mehr erwartet habe und der Meinung gewesen sei, ich hätte den Plan zu diesem Ausfluge aufgegeben, — wollte Gott, ich hätte diese glückliche Eingebung gehabt! — sowie damit, daß die von Paris erwarteten Möbel noch

nicht eingetroffen seien. Als hierauf die alte Brigitte die Weisung erhielt, Feuer im Zimmer zu machen, legte sie in ihrer wohlmeinenden Gesinnung so viel Holz auf, daß ich, von Frost bebend und zähneklappernd, die zu kurzen Sommerbeinkleider und den zu engen Rock meines Freundes anzog, welche Letzterer mir zur Verfügung gestellt hatte. Kaum war diese Toilette beendet, als aus dem noch grünen Holze ein unerträglicher Rauch aufstieg, der mir in die Kehle und Augen drang, und mich aus dem Zimmer und nach dem Salon trieb, wohin sich, wie ich glaubte, alles Leben, alle Jugend und Heiterkeit geflüchtet haben mußte, da die übrigen Theile des Schlosses gänzlich davon verlassen waren. Allein ich hörte keine Stimmen, kein fröhliches Lachen, das mir einen willkommenen Empfang hätte verkünden können. Den einen Flügel der schweren Thür aufstoßend, sah ich meinen Freund Arthur am entgegengesetzten Ende des Salons vor einem traurigen Kohlenfeuer, den Kopf in die Hand gestützt, sitzen, und wie es schien, sehr düsteren Betrachtungen nachhängen. Er hörte mich nicht eintreten, und als ich näher kam und ihn anredete, erschrak er und stand auf.

„Du wunderst Dich, mich allein zu finden?“ sagte er. „Mein Vater ist gestern mit meinen Schwestern nach der Schweiz gereist, und will von dort nach Italien gehen, wo ich mit ihnen in kurzer Zeit zusammentreffen werde. Ich bin also allein und muß den Wirth machen, so gut ich kann. Es ist übrigens ein wahres Glück für mich, daß Du gekommen bist, um mir die Einsamkeit erträglicher zu machen. Aber laß' den Thee nicht kalt werden; denn ohne Zweifel fühlst Du nach dieser feuchten Reise das Bedürfniß, etwas Wärmendes zu genießen.“ Ich hatte wüthenden Hunger und trank doch nur widerstrebend das geschmacklose chinesische Getränk, mit einigen Bissen von dem trockenen Butterbrode, welches die alte Brigitte gebracht hatte. Mein Freund nahm irriger Weise an, daß ich gut zu Mittag gegessen habe, und ich mochte ihn nicht enttäuschen. Als wir unser frugales Mahl beendet hatten, sagte ich: „Aber wie kommt es denn, daß das Haus leer ist? Es hat sich doch kein Unfall ereignet? Was hat Deinen Vater und Deine hübschen Schwestern so schnell vertreiben können?“

Arthur schwieg mehrere Sekunden, als wenn es ihm schwer würde, eine Antwort zu finden. Schon reute mich meine Frage, als er sich endlich faßte und sagte: „Die Ursache dieser plötzlichen Abreise ist von so seltsamer und peinlicher Art, daß ich gern darüber schwiege; allein da Du mich darum befragst, lieber Daniel, will ich Dir nichts verheimlichen. Vielleicht kannst Du mir behülflich sein, das Geheimnißvolle in den Begebenheiten aufzuklären, welche sich hier zugetragen haben. Als wir vor zwei Monaten hieher kamen, waren Isabelle und Emma so, wie Du sie in Paris gesehen hast, fröhlich und heiter, die Freude unseres Vaters und das Glück unserer Häuslichkeit. Nach kaum sechs Wochen jedoch war Alles verändert. Emma war finster und träumerisch geworden, und Isabelle, welche länger widerstanden hatte, war endlich in eine völlige Abspannung und Lethargie versunken. Oft fand ich sie mit Thränen in den Augen, ohne ihnen jedoch die geheime Ursache ihrer Verstimmung entlocken zu können. Mein Vater drang in sie, aber erfuhr ebenso wenig wie ich. Es drücke sie kein Kummer, versicherten sie, allein dessenungeachtet wurden sie täglich bleicher und magerten mehr und mehr ab. In einer Nacht erwachte ich von einem herzzerreißenden Geschrei und erkannte Emma's Stimme. Sogleich eilte ich nach ihrem Zimmer, das in geringer Entfernung von dem meinigen lag, und fand sie unter heftigen Zuckungen in Isabellens Armen, welche sich bemühte, sie mit Hülfe flüchtiger Salze wieder zur Besinnung zu bringen. Ihre Züge waren verzerrt, die Zähne fest geschlossen und die Augen starr. Sobald ihre Sprache wiederkehrte, deutete sie auf das geöffnete Fenster und rief: ‚Dort — dort ist er hereingekommen und wieder verschwunden!‘ — Wie Du Dir leicht denken kannst, sprang ich sogleich nach dem Fenster, aber fand nichts, weder eine Leiter, noch Seile, noch sonstige Spuren eines Eindringlings. Außerdem lag es wenigstens sechzig Fuß über dem mit Wasser gefüllten Graben, so daß fast keine Möglichkeit vorhanden war, es von unten zu erreichen. Wie hing also die Sache zusammen? Weinend gestand mir endlich Isabelle, was Emma ihr vertraut hatte. In einer Nacht, ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft, war am Fuße ihres Bettes ein Phantom erschienen, das sich ihr genähert, sie mit den Armen umfaßt und ihr seinen eisigen Athem in das Gesicht geblasen hatte, indem es ihr den Namen unserer armen, vor etwa drei Jahren an einer Brustkrankheit verstorbenen Mutter zuflüsterte. Diese Erscheinung hatte sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt, und zwar stets mit demselben Losungsworte, das meiner Schwester wie ein warnender Todtenruf erklang. Emma glaubte darin eine Verkündigung ihres nahen Endes zu erkennen. Und was mich noch mehr beunruhigte,“ fügte Arthur hinzu, sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknend, „war der Umstand, daß die sonst so ernste, besonnene Isabelle endlich diese Ueberzeugung theilte. Um die Schwester zu beruhigen, hatte sie eine Nacht in ihrem Zimmer geschlafen und gleichfalls das Phantom gesehen, seine knöcherne Umarmung und den eisig kalten Hauch seines Mundes empfunden. Von Schrecken, und in Folge dessen von einem schleichenden Fieber ergriffen, beobachteten sie Schweigen darüber, um nicht den Vater zu beunruhigen.“

„Aber es ist abgeschmackt,“ rief ich. „Kann denn nicht vielleicht irgend Jemand ein besonderes Interesse haben, euch eine solche Furcht einzujagen?“ — „Wenn dergleichen Selbsttäuschungen eine Wirkung des Fiebers sind, wie man annimmt, und wofür es viele Beispiele gibt, so mußte hier jedenfalls irgend etwas Besonderes auf die jugendliche Einbildungskraft meiner Schwestern eingewirkt und sie dafür empfänglich gemacht haben. Ich suchte deßhalb und wachte und überzeugte mich endlich, daß Niemand in oder außer dem Hause gewagt haben würde, eine so gefährliche Rolle zu spielen, die ihm das Leben hätte kosten können, da ich fest entschlossen war, auf das Phantom zu schießen, wenn es mir zu Gesicht kam. Anders verhielt es sich mit den moralischen Ursachen. Mein Vater hatte immer die Befürchtung gehegt, daß das Brustleiden, dem meine Mutter erlegen war, sich auf ihre Kinder vererben möchte. Aus diesem Grunde hatte er auch den Aufenthalt in Frankreich gewählt; und obgleich er stets vermied, in Gegenwart meiner Schwestern davon zu sprechen, konnten sie seine Besorgnisse doch ahnen und davon ergriffen werden. Endlich waren auch noch gewisse alte Familienzwiste, welche sich an das Schloß Malemort knüpften, und die daraus entspringende abergläubische Furcht wohl geeignet, auf empfindliche Gemüther einen unheilvollen Einfluß zu üben.“ — „Darf ich Dich um eine nähere Schilderung dieser Familienzwiste bitten, mein lieber Arthur? Du wirst mir glauben, daß es keine bloße Neugier ist, was mich zu dieser Frage veranlaßt.“ — „Ich bin davon überzeugt.“

Arthur rief die alte Brigitte, welche das Theegeschirr abtrug, frische Kohlen auf das Feuer warf und uns dann verließ. Kälte und Dunkelheit herrschten in dem weiten Salon, mit seiner von der Zeit geschwärzten Holzbekleidung; die Lampe und die auf dem hohen Kaminsimse brennenden Lichter nahmen sich nur wie rothe Pünktchen in einer undurchsichtigen Atmosphäre aus, und ich vermochte kaum die Gesichtszüge meines Freundes zu erkennen, der während unserer Unterhaltung immer ernster geworden war. „Du kennst die englischen Gesetze,“ fuhr er hierauf fort, „und weißt, welche Vorrechte der erstgeborne Sohn einer Familie, der Erbe aller Titel und Güter derselben, genießt. Zwischen ihm und seinen jüngeren Brüdern herrscht derselbe Unterschied, wie in der sozialen Ordnung zwischen dem Reichen und Armen. Dem Aeltesten werden alle Ehren, Besitzungen und Lebensgenüsse zu Theil, während die Anderen kämpfen und entbehren müssen, um sich einen Weg zu bahnen und eine Stellung zu erringen. Diese Ungleichheit trat in der Familie meines Urgroßvaters

durch die Vorliebe noch deutlicher hervor, welche die Eltern für ihren ältesten Sohn Robert hegten. Bei jeder Gelegenheit mußte der Jüngere, James, zurückstehen; allein von Natur heftig und reizbar, protestirte er gegen eine solche Ungerechtigkeit. Wenn er auf Befehl des Vaters sein Lieblingsspielzeug dem älteren Bruder überlassen mußte, begleitete er die erzwungene Handlung mit einem derben Faustschlage, der Robert weinend zur Mutter gehen ließ, um sich über den bösen James zu beklagen. Da sich diese Szenen fast täglich wiederholten, so beschloß der Vater endlich, den jüngern Sohn aus dem Hause zu entfernen. Er wurde nach Irland zu einer armen Tante geschickt, während Robert, mein väterlicher Großvater, allein im Schlosse blieb und dort als Despot herrschte. Schwach, eigensinnig und durch nichts beschränkt in seinen Launen, wuchs er unter der Aufsicht eines nachsichtigen Erziehers heran und gewöhnte sich, seine leisesten Wünsche als Gesetze für alle Anderen anzusehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Schleswig und Jütland.

III. Die Verbündeten vor Fridericia.

Von

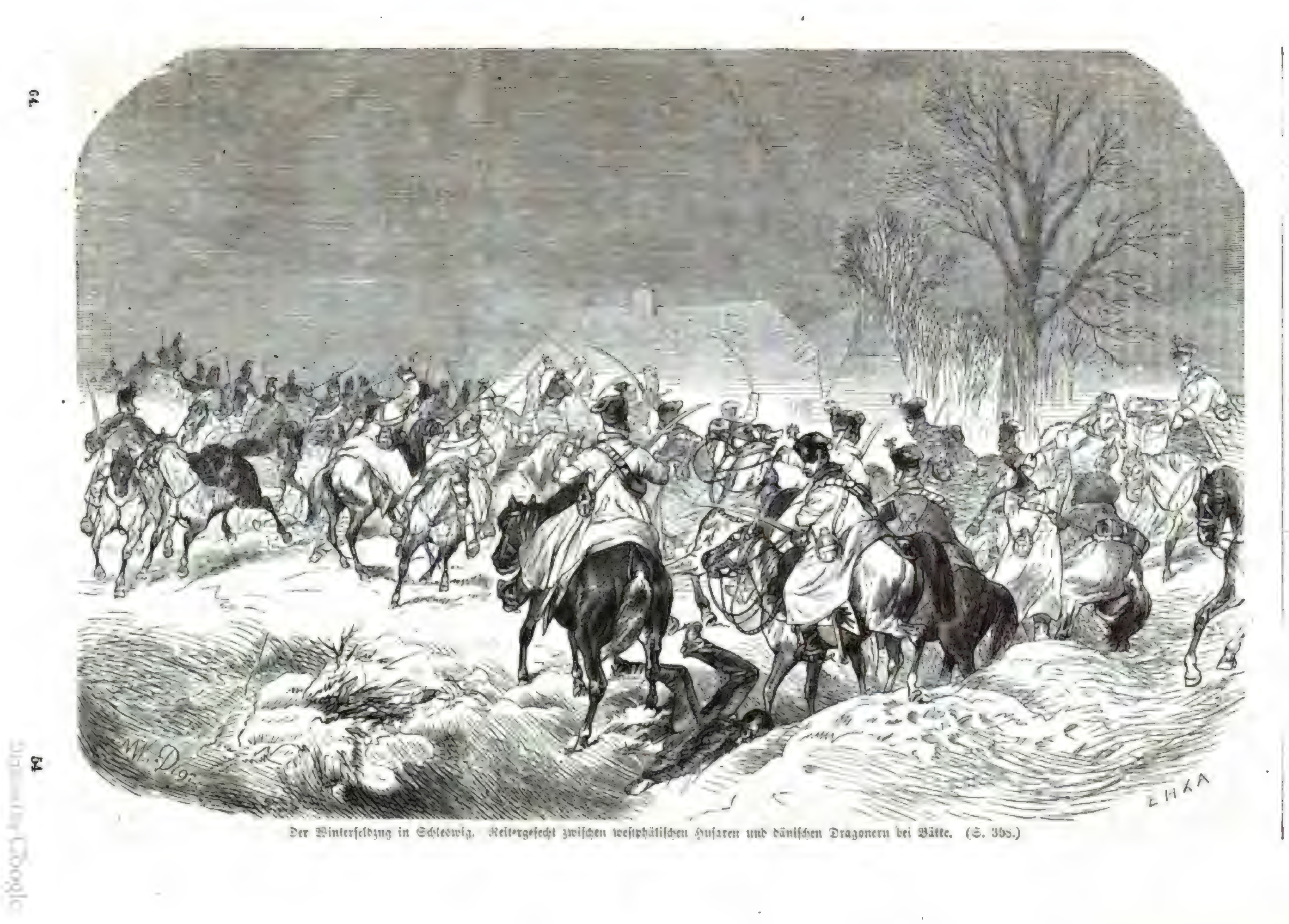
H. Bauer.

Da wir es in diesem Abschnitte hauptsächlich mit der Belagerung oder vielmehr Einschließung Fridericia's zu thun



Der Winterfeldzug in Schleswig. Das Faschinenmachen der Preußen bei Atzebüll. (S. 428.)

haben, so erachten wir es am passendsten, mit einer Beschreibung dieser wichtigen Festung zu beginnen. Fridericia, an der Ostküste Südjütlands gelegen, beherrscht die Einfahrt von Norden her in den kleinen Belt und sichert den ungestörten Verkehr zwischen dem Festlande und der Insel Fünen. Hier können sich also, wenn dem Gegner eine Flotte fehlt, immer wieder dänische Streitkräfte sammeln, Verstärkungen können herangezogen werden, und die geschlagene Armee findet hier immer einen sicheren Punkt, wo sie entweder hartnäckigen Widerstand leisten, oder sich unbehelligt nach den Inseln einschiffen kann. Die Festung ist daher in einem Kriege mit Dänemark immer von großer Wichtigkeit, und schon 1849 wurde sie von der siegreichen schleswig-holsteinischen Armee unter General Bonin belagert; die Schleswig-Holsteiner erlitten aber durch einen nächtlichen Ausfall der Dänen am 6. Juli 1849 trotz heldenmüthigen Widerstandes eine solche Niederlage, daß sie die Belagerung aufgeben mußten; denn die Uebermacht der Dänen war zu bedeutend, da sie sich heimlich von den Inseln aus verstärkt hatten. Schon dieses Beispiel beweist hinlänglich die günstige Lage der Festung, deren Werke folgendermaßen beschaffen sind. Dem Lande zu kehrt sie — nach Norden und Westen — acht Fronten, mit im Ganzen neun Bastionen, auf der Seeseite hat sie zwei Fronten, welche sich auf der äußersten Spitze der Halbinsel in der Zitadelle vereinigen. Die Wälle sind lediglich aus Erde aufgeführt, und nur drei Fronten haben Raveline (im Graben gelegene Schanze, welche das Thor und die Bastionsflanken deckt); bis in die neuere Zeit waren die Wallgänge der Kurtinen (gerade Walllinie, welche zwei Bastionen verbindet) nur für Infanterie eingerichtet, kurz, die ganze Festung



Der Winterfeldzug in Schleswig. Reitergefecht zwischen westphälischen Husaren und dänischen Dragonern bei Bätte. (S. 365.)

war nach der alten niederländischen Weise gebaut und konnte daher durchaus nicht mehr als besonders stark gelten. Allein die Dänen suchten mit gewohnter Regsamkeit den Hauptmängeln abzuhelfen, so gut es ging; sie erhöhten und verstärkten die Wälle und richteten auch die Wallgänge der Kurtinen zur Aufstellung von Geschützen ein. Außerdem suchten sie nach der in unserer Zeit zur Herrschaft gekommenen Manier den Hauptwall durch eine auf 2000 bis 5000 Schritte vorgeschobene Reihe von selbstständigen kleineren Werken zu decken; der Raum zwischen diesen Werken und dem Hauptwall wurde für ein verschanztes Lager bestimmt. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Forts wurden theils dadurch, daß sie in gegenseitiger Schußweite liegen, theils durch Eingrabungen für Infanterie gedeckt. Die Westseite kann außerdem durch eine Ueberschwemmung gesichert werden. Der Gestalt nach ist der Platz ein gleichseitiges Dreieck, das zwei Seiten dem Meere, eine dem Lande zukehrt; jede Seite des Dreiecks ist ungefähr 4000 Fuß lang. Kasematten besitzen die Bastionen und Wälle Fridericia's nicht, — ein unberechenbarer Nachtheil für die Besatzung. Die Stadt selbst ist regelmäßig und rechtwinklig gebaut, aber sehr öd, indem kaum zwei Drittel der Bodenfläche angebaut sind, was aber, da der noch freie Boden zu Feldern und Gärten verwendet ist, der Besatzung eher Vortheil als Nachtheil bringt; die Häuser sind klein und niedrig, die Straßen breit, aber schlecht gepflastert; kurz, als Stadt ist Fridericia ein trauriger Aufenthalt, als Festung aber von großem Werthe.

Man sieht aus Obigem, daß der Mangel einer Flotte den Deutschen bei der Belagerung von Fridericia hinderlich sein muß, da sie selbst mit den weittragendsten Geschützen die Verbindung mit der Halbinsel Strüb auf Fünen, an welchem Punkte der Meeresarm bloß eine halbe Stunde breit ist, erst abschneiden können, wenn sie schon bis an den Hauptwall selbst gedrungen sind, also einige Forts der Festung genommen haben.

Wenden wir uns nunmehr zu den Ereignissen.

Das von der preußischen Gardedivision eingeschlossene Fridericia war von 6000 Mann dänischer Truppen und 2000 Matrosen vertheidigt, welche zusammen unter dem Kommando des Generals Lunding standen; das Einschließungskorps bestand aus zwölf Bataillonen Gardeinfanterie und einigen Schwadronen Kavallerie. Gegen Norden zu war dieses Korps, wie schon im vorigen Abschnitt erwähnt, durch die Oesterreicher in Nordjütland, später in Veile gedeckt. Die Preußen standen bei den Dörfern Taulup und Staustrup; zu einem ernstlichen Angriff auf die Festung waren sie viel zu schwach, und wären die Dänen in der Festung, welche fast von allen Einwohnern verlassen war, nicht selbst durch schlechte Verpflegung und Strapazen aller Art in der traurigsten Verfassung gewesen, so hätten sie das Einschließungskorps erheblich belästigen können. Die Preußen begannen zwar mit der Beschießung der Werke, mußten aber bald einsehen, daß sie mit ihrem leichten Feldgeschütz wenig ausrichten könnten, und zogen sich daher, unnöthige Verluste zu vermeiden, weiter von der Festung bis Hoitrup, das sie verschanzten, zurück. Hier wollten sie auf die Ankunft des schweren Geschützes warten. Inzwischen traten am 14. und 15. März die Oesterreicher ihren Rückmarsch aus Nordjütland an, und da sie jetzt eine kleinere Strecke zu besetzen hatten, so ward es ihnen möglich, einen Theil ihrer Streitkräfte zur Verstärkung des Einschließungskorps zu verwenden. Schon am Vormittag des 14. und im Laufe des folgenden Tages rückten die österreichischen Brigaden Tomas und Nostiz in die Linie der Zernirungstruppen ein, indem sie die Einschließung der Festung von Norden her übernahmen. Jetzt konnte die Belagerung ernstlicher in Angriff genommen werden, weßhalb am 19. im Beisein des Kronprinzen von Preußen, des Prinzen Albrecht und des Fürsten von Hohenzollern eine Rekognoszirung gegen die Festung und das verschanzte Lager vorgenommen wurde, wobei die Dänen ein starkes Feuer aus den Schanzen und ihren Kanonenbooten unterhielten, ohne jedoch nennenswerthen Schaden anzurichten. Am Tage darauf begann das Bombardement gegen die Stadt und Festung aus dem inzwischen angekommenen schweren Geschütz, ein sehr wirksames Angriffsmittel gegen feste Plätze, welche in ihren Werken keine Kasematten haben, weil die Mannschaft auf den Wällen bloß von vorn, nicht auch von oben, woher die Bomben und Granaten kommen, gedeckt ist; das in Brand schießen der Häuser soll außerdem den Vertheidiger moralisch herunterstimmen, nöthigenfalls die Bevölkerung soweit treiben, daß sie selbst die Besatzung zwingt zu kapituliren; ferner soll dadurch der Besatzung das letzte Obdach gegen Wind und Wetter genommen, sollen besonders auch Proviant- und Munitions-Magazine zerstört werden. Bei einem schwachmüthigen Gegner ist dieses Mittel sehr gut angewandt, aber der bekannte Starrsinn der Dänen läßt dasselbe ihnen gegenüber ziemlich problematisch erscheinen.

Die Dänen hatten zwar durch einen nächtlichen Ausfall in der Nacht vom 19. auf den 20. die Batteriebauten der Verbündeten stören wollen, waren aber energisch zurückgeschlagen worden, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Dagegen hatten die Brandgranaten der Belagerer gute Wirkung, denn schon am 20. brannte es in Fridericia an verschiedenen Stellen, so daß selbst nach dänischen Berichten Bürger und Soldaten alle Hände voll mit Löschen zu thun hatten. Die dänische Artillerie stellte ihr Feuer bald ein, wahrscheinlich weil ihre Kanonen nicht so weit trugen wie die der Verbündeten; auch die Infanterie kam von beiden Seiten in's Gefecht, welches Nachmittags drei Uhr damit endete, daß die Dänen in ihr verschanztes Lager zurückgeworfen wurden. Auch am 21. dauerte die Beschießung mit gleicher Heftigkeit fort und war wie am 20. von gutem Erfolge begleitet, indem es in Fridericia unausgesetzt brannte. Aber schon am 24. wurde die Beschießung schwächer, und in der Nacht vom 24. zum 25. zogen sich die Verbündeten weiter von der Stadt zurück, nachdem eine schon unter dem 20. von Wrangel an den Festungskommandanten Lunding gerichtete Aufforderung zur Uebergabe von diesem mit kurzen, soldatischen Worten abgefertigt worden war. In der ganzen Art und Weise, wie man gegen Fridericia vorging, zeigte sich der Mangel einer einheitlichen Leitung bei den Operationen der Verbündeten. Man hatte Alles zu gleicher Zeit angreifen wollen, wie man eben darauf stieß, Fridericia und Düppel zu gleicher Zeit belagern wollen, statt alle Kraft gegen den einen dieser Punkte zu richten und den andern bloß zu beobachten. Die Folge davon war, daß man mehrere Tage verlor und sich nun doch entschließen mußte, die Beschießung von Fridericia aufzugeben, um mit einem Theile des Einschließungskorps die Truppen vor den düppeler Schanzen zu verstärken. Dieß geschah in der Weise, daß die Oesterreicher, welche bisher vor Fridericia bivouaquirt hatten, nunmehr nach den nächstgelegenen Dörfern zurückgingen, wo sie Cantonnements bezogen, um von hier aus die Festung zu beobachten, während die preußische Gardeinfanteriedivision am 25. aufbrach und in Eilmärschen dem Sundewitt zumarschirte. Die Dänen in Jütland, durch die Anwesenheit ihres Königs am 25. und 26. in Fridericia ohnedieß angespornt, bekamen jetzt, namentlich seit die Preußen am 27. Horsens geräumt hatten, in Jütland wieder mehr Luft und begannen alsbald ihre kleinen Teufeleien zu üben, indem sie, den Preußen auf dem Fuße folgend, am 29. dreißig preußische Husaren in Assentrup bei Fridericia überfielen, den Trompeter, der eben Lärm blasen wollte, erschossen und den Rest der Mannschaft aus den Betten holten; als Hülfe herbeieilte waren die Dänen verschwunden und hatten ihre Gefangenen wahrscheinlich auf ihre Schiffe geschleppt, welche an der Küste kreuzten; auch am 30. kam es bei Söndre Kollemorten zu einem kleinen Gefechte zwischen dänischen Dragonern und preußischen Husaren, wobei die Letzteren, die in der Minderzahl waren, einige Verluste erlitten.

Bei all' diesen Ueberfällen und kleinen Gefechten wurden die Dänen von der fanatischen Bevölkerung auf's Nachdrück-

lichste unterstützt, und die Repressalien, welche sich deßhalb die Verbündeten erlaubten, waren vollständig gerechtfertigt, da dieselben sonst Gefahr liefen, ihre vorgeschobenen Posten vereinzelt aufgerieben zu sehen; das Geschrei der Engländer und Dänen über niedergebrannte Höfe und dergl. verdient daher lediglich keine Beachtung.

Am 30. begannen sich die Oesterreicher vor Fridericia wieder etwas zu regen; ihre Patrouillen wurden in der Nähe von Sonderbygaard mit den dänischen handgemein, wobei die Letzteren einige Verluste erlitten, und am 1. April schoben sie ihre Vorpostenkette wieder um einige tausend Schritte gegen die Festung vor. Aber schon ein paar Tage darauf zogen sie sich aus dieser bis auf eine halbe Stunde gegen die feindlichen Schanzen vorgeschobenen Stellung zurück, und schlossen eine halbe Stunde weiter rückwärts einen weiten Halbkreis um die Festung, welcher durch die Dörfer Tölde, Igeskov, Veilby, Bredstrup, Erritsö bezeichnet ist und sich im Norden und Süden an's Meer anlehnte. Die Bewegungen im übrigen Jütland beschränkten sich lediglich auf Ablösung der einzelnen Brigaden durch einander; Anfangs April hatte Gablenz sein Hauptquartier in Kolding, Dormus in Veile, Tomas und Nostiz lagen vor Fridericia; späterhin wurde Veile wieder durch die Füsilierbataillone der Gardeinfanterie besetzt. Wichtiges geschah nichts, die Truppen waren lediglich mit Vorpostendienst und Eintreiben der Requisitionen beschäftigt, nur am 10. April kam es zwischen drei Bataillonen preußischer Gardeinfanterie, drei Schwadronen Husaren und einer reitenden Batterie zu einem kleinen, resultatlosen Gefecht mit den Dänen. Um nämlich die von den Verbündeten besetzte Gegend zwischen Kolding und Veile nicht allzusehr auszusaugen, sollten die genannten Abtheilungen einen Streifzug nach Horsens machen, um daselbst dreihundert Stück Rindvieh und andern Proviant, namentlich Bier, zu requiriren. Horsens war dänischerseits von einer Kompagnie Infanterie und einem Zug Dragoner besetzt, welche die in die Stadt führenden Brücken abgebrochen hatten und aus den Fenstern auf die Preußen schossen, ohne jedoch zu treffen. Die Preußen ließen sich hiedurch nicht aufhalten, setzten auf Laufplanken über die Bygholm Aa und verfolgten die fliehenden Dänen eine Strecke über die Stadt hinaus, wobei sie ihnen auf zwölfhundert Schritt Entfernung noch einen Mann tödteten. Um drei Uhr Nachmittags waren die Requisitionen eingetrieben, und die Truppen marschirten nach kurzer Rast auf Veile zurück. Vor Fridericia selbst fiel nichts mehr vor. Als aber am 18. die Preußen die düppeler Schanzen erstürmt hatten, marschirten sie von dort aus größtentheils in Eilmärschen gegen Norden, um jetzt auch die Belagerung Fridericia's ernstlich in Angriff zu nehmen. Wir werden also von dorther bald Entscheidendes hören.

IV. Die Preußen vor den düppeler Schanzen. Kriegerische Vorfälle im übrigen Schleswig.

Schon im ersten Abschnitt unserer Darstellung der Kriegsereignisse haben wir von der Wichtigkeit der düppeler Schanzen gesprochen und auch bereits erwähnt, daß dieselben seit dem 10. Februar vom preußischen Armeekorps unter Prinz Friedrich Karl von der Landseite her eingeschlossen wurden. Die etwa 30,000 Mann mit 180 Geschützen zählenden Preußen schoben sich in der Art gegen das Sundewitt vor, daß am 12. Februar die Vorposten einen weiten Halbkreis von Satrup bis Broacker bildeten, das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befand sich in Gravenstein am Nübel Noer. Während des ganzen Vordringens fanden fortwährend kleine Gefechte mit den Dänen statt, welche wie ein umkreistes Wild immer mehr unter die Kanonen ihrer Schanzen zusammengedrängt wurden; nur schade, daß ihr Schlupfwinkel eine Hinterthüre, den Uebergang nach Alsen, die Preußen aber keine Flotte bei der Hand hatten, um ihnen auch diesen Ausweg zu verstopfen. Eben deßwegen aber vermuthete man allgemein mit Recht — ein einfacher Blick auf die Karte muß dieß zeigen —, daß die Preußen, gerade weil sie die Schanzen nur von der Landseite einschließen konnten, auf den Gedanken verfallen würden, einen direkten Angriff durch einen Uebergang über den Alsensund weiter nördlich zu unterstützen. Die vier Meilen lange und höchstens zwei Meilen breite Insel Alsen wird nämlich von Sonderburg auf Alsen bis Schnabeck Hage an der Nordspitze des Sundewitts nur durch eine ganz schmale, höchstens 350—600 Schritte breite Wasserstraße vom Festlande getrennt, so daß man bei ruhigem Wetter leicht mit Kähnen übersetzen kann. Um daher den Preußen einen solchen Handstreich zu verwehren, legten die Dänen längs der ganzen Ostseite des Alsensundes Batterieen an, deren Wirkung sie durch ihre Kriegsschiffe, welche bei dem tiefen, klaren Fahrwasser des Sundes ungehindert in diesen einliefen, unterstützen konnten. Diesen Batterieen gegenüber bauten die Preußen natürlicherweise auf dem Festlande dem Alsensunde entlang entsprechende Geschützstände, welche mit den dänischen hie und da Kugeln wechselten, und wohl auch einmal ein naseweises dänisches Schiff, das sich zu nah heranwagte, beschossen. Der Angriff auf die Schanzen selbst konnte natürlich in den ersten Tagen noch keinen bestimmten Charakter zeigen; ein blindes Anrennen gegen die Werke, wie bei Missunde, war sehr gefährlich, und für eine regelmäßige Belagerung mußte man erst die Hauptangriffspunkte, das Terrain und die Schanzen genau kennen lernen. Für eine regelmäßige Belagerung aber sprach schon der Umstand, daß man dem deutsch-feindlichen Auslande nicht durch eine bei einem Sturm erlittene Niederlage Gelegenheit geben durfte, sich in den ohnedieß auf schwachen Füßen stehenden Krieg noch mehr mit diplomatischen Noten einzumengen; der andere Grund, den man sonst wohl für die regelmäßige Belagerung anführte, daß man das Leben der preußischen Soldaten, welche sich aus allen Ständen rekrutiren, habe schonen müssen, scheint uns weniger plausibel, da bei dem anstrengenden Dienst in den Laufgräben und den sonstigen Strapazen während einer regelmäßigen Belagerung mehr Soldaten in den Spitälern sterben, als selbst der furchtbarste Sturm wegraffen würde. Wie dem übrigens nun auch sein mag, das preußische Hauptquartier entschloß sich für einen regelmäßigen Angriff und traf darnach seine Maßregeln, indem man jetzt damit begann, die Dänen immer mehr vom Vorterrain der Schanzen zu verdrängen, um ungestört die erste Parallele eröffnen zu können. Das erste bedeutendere Gefecht fiel am 18. Februar vor, demselben Tage, an welchem auch — wie wir schon im ersten Abschnitte erwähnten — das dänische Panzerschiff Rolf Krake die Schiffbrücke bei Eckensund am Nübel Noer vergeblich zu zerstören suchte. Das Gefecht mit dem Panzerschiffe haben wir schon im ersten Abschnitte näher beschrieben und wenden uns daher sogleich zu dem Angriff auf die dänischen Vorposten. Diese hatten bei den Dörfern Nübel, Stenderup und auf der sogenannten Büffelkoppel noch einige Gehölze besetzt, von wo aus sie den Preußen jede nähere Rekognoszirung der Schanzen erschweren konnten. Von diesen Punkten sollten dieselben daher vertrieben und zugleich eine Rekognoszirung der Schanzen damit verbunden werden. Um 8 Uhr Morgens brachen sechs preußische Bataillone auf und griffen die Dänen auf allen genannten Punkten an. Diese empfingen zwar die Angreifer mit einem lebhaften Feuer, konnten aber dem Ungestüm derselben doch nicht Stand halten, und zogen sich mit einem Verlust von mehreren Todten und etwa sechzig Gefangenen auf ihre Schanzen zurück. Nachdem die Preußen die auf den Straßen befindlichen dänischen Barrikaden weggeräumt, kehrten auch sie wieder in ihre ursprüngliche Aufstellung zurück. Das Dorf Düppel war von den Dänen schon am Tag vorher größtentheils niedergebrannt worden, damit sich die Preußen hier nicht festsetzen könnten, ein Beweis, daß auch die Dänen nicht bloß auf einen gewaltsamen Angriff, sondern auf eine regelmäßige Belagerung gefaßt waren. Am 23. wiederholten die Preußen ihren Angriff auf die feindlichen Vorposten, warfen das ihnen gegenüberstehende dänische Regiment und besetzten Düppel, mußten

sich aber, als ein zweites dänisches Regiment zu Hülfe kam und zugleich von den Schanzen ein furchtbares Geschützfeuer auf die Ruinen des Dorfes eröffnet wurde, wieder zurückziehen, nachdem sie den Dänen an 200 Mann getödtet und verwundet. Ihr eigener Verlust war unbedeutender, was sich aus der Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs über das thouvenin'sche Dorngewehr, womit die Dänen bewaffnet sind, erklärt. Kleinere Rekognoszirungsgefechte hatten auch am 19., 20. und 21. stattgefunden, wir beschränken uns aber darauf, die bedeutenderen zu beschreiben. Die nächsten Wochen verstrichen lediglich mit Vorbereitungen zur Belagerung, ohne daß etwas von Bedeutung vorgefallen wäre; kleine Vorpostengefechte im Sundewitt und hie und da ein Kugelwechsel zwischen den Strandbatterieen und einem dänischen Schiffe waren die einzigen kriegerischen Ereignisse. Erst am 12. und 13. März kam es wieder zu bedeutenderen Gefechten, in welchen die Preußen Rübel eroberten und sich daselbst dauernd festsetzten; auch bei Lillemölle in der Nähe von Sandberg am Alsensunde, etwa 2000 Schritte nördlich von Schanze Nr. 9 und 10, kam es zu einem Gefechte, in welchem die Dänen zum Rückzug gezwungen wurden, so daß jetzt der Halbkreis um die Schanzen schon bedeutend enger gezogen war. Wichtiger als diese Gefechte aber waren die eigentlichen Batteriebauten, welche namentlich auf der Halbinsel Broacker in Angriff genommen wurden. Von hier aus sollten nämlich über den eine halbe Stunde breiten Wenningbund weg die südlichsten Schanzen 1, 2, 3 und 4 beschossen werden. Nr. 1 und 2 liegen hart an dem Nordufer des Wenningbunds, Nr. 3 und 4 auf den Anhöhen dahinter, nach der Flensburger Chaussee zu, und zwar Nr. 4 an der zu einem Munitionsmagazin eingerichteten Düppelmühle. Diesen Schanzen gerade gegenüber, am Nordufer des Wenningbunds, bei dem Dorfe Gammelmark (Altmark), erbauten die Preußen ihre ersten fünf Batterieen, welche sie mit acht gezogenen Vierundzwanzigpfündern und zwölf gezogenen Zwölfpfündern armirten. Am 13. wurden die ersten Probeschüsse auf die Schanzen abgefeuert und lieferten befriedigende Resultate, indem bald ein Blockhaus in Brand geschossen wurde. Aber erst am 14. und 15. begann die eigentliche Beschießung der genannten Schanzen, welche das Feuer zuletzt nur noch schwach erwiederten; namentlich Nr. 2 wurde, wie man deutlich sehen konnte, erheblich beschädigt. Zu gleicher Zeit wurden auch gegen das etwa eine Stunde entfernte Sonderburg auf Alsen einige Schüsse gerichtet, die, wie der aufsteigende Rauch zeigte, gut trafen. Wir werden später auf die eigentliche Beschießung Sonderburgs zurückkommen, welche das häßliche Konzert dänischen und englischen Wuthgebrülls zum Echo hatte, und fügen deßhalb hier schon einige Worte über die Bedeutung des Städtchens für die kriegerischen Operationen und über die Berechtigung der Preußen zu dem Bombardement bei. Sonderburg, eine Stadt von beiläufig 4000 Einwohnern, liegt gerade dem Brückenkopf gegenüber am Alsensunde; die Straßen sind breit und gerad angelegt, die Häuser solid gebaut, und an der Südwestecke der Stadt befindet sich das massiv gebaute sonderburger Schloß. Wie sich nicht anders erwarten ließ, hatten die Dänen hier ihre Hauptmunitions- und Proviant-Magazine eingerichtet, aber nicht genug: die Stadt, welche sich an einem steilen Hange hinaufzieht, war von ihnen in Abschnitte eingetheilt und fest verbarrikadirt worden; in drei Reihenfolgen hintereinander hatten sie daselbst Batterieen erbaut und ganze Häuserreihen niedergerissen, um die Kommunikation zu erleichtern und gerade Rückzugsstraßen zu haben; die Einwohner hatten die Stadt größtentheils verlassen. Dieß war also das friedliche Sonderburg, welches die Preußen nicht hätten bombardiren sollen, welches aber die Herren Dänen zum hartnäckigsten Widerstand hergerichtet hatten; über die Beschießung dieses Mittelpunkts des düppeler Schanzensystems wagten dieselben Engländer zu toben, welche in der Ostsee und in den ostasiatischen Gewässern ihre Flagge hundertmal durch die Einäscherung wehrloser Dörfer und dichtbevölkerter Städte beschmutzt haben, dieselben Engländer, welche nicht den Muth hatten, Kronburg anzugreifen und ihre Wuth dann an harmlosen Fischerdörfern kühlten, dieselben Engländer, welche in Indien Schlächtereien organisirten, die eines früheren Jahrhunderts würdig gewesen wären, dieselben Engländer, welche 1807 Kopenhagen bombardirt haben. Es ist eigentlich jedes Wort zu viel, das man zur Widerlegung des englischen Geschreis verschwendet, denn die Wahrheit liegt so auf der Hand, daß sich der bessere Theil der englischen Nation selbst mit Ekel von den wahnsinnigen Schreiern abgewandt hat. Kehren wir zu den Ereignissen zurück. Das Bombardement der Schanzen 1—4 dauerte am 15. und 16. mit gleicher Heftigkeit fort und richtete große Verwüstung an, wie denn z. B. ein in ein Blockhaus einschlagendes vierundzwanzigpfündiges Geschoß allein fünfzig Mann tödtete und verwundete. Am 17. wurde die Kanonade schwächer, dagegen entspann sich am Nachmittage desselben Tages ein hitziges Gefecht auf dem Sundewitt, welches durch einen Ausfall der Dänen auf das von den Preußen besetzte Rackebüll veranlaßt wurde. Die Dänen wurden geworfen und bis über Oster- und Westerdüppel, welche die Preußen von jetzt an besetzt hielten, zurückgetrieben. Der Zweck des Ausfalls war gewesen, Stenderup einzuäschern. Am 18. wurde das Bombardement wieder heftiger und währte in gleicher Stärke bis zum 20; Sonderburg gerieth dabei theilweise in Brand. Aber noch immer fehlte es an eigentlichem Belagerungsgeschütze; in Erdwerke ist schwer Bresche zu schießen, man kann allerdings die Schartenbacken einschießen, die Brustwehrkrone abkämmen und einzelne Geschütze demontiren, allein da Erdwerke ohnehin nicht sturmfrei sind, weil sie sich der Natur der Sache nach nur mit einer ziemlichen Böschung anschütten lassen, so ist mit solchen verhältnißmäßig kleinen Beschädigungen nicht viel gewonnen; gegen Erdwerke haben daher Wurfgeschosse, welche von oben herab in die Schanze einschlagen, die beste Wirkung, indem sie die bloß gegen vorn gedeckten Geschütze auf dem Wallgang demontiren, die immerhin ungenügende Decke der Blockhäuser zerstören und die Mannschaft, welche keine hinlänglich eingedeckten Räume hat, belästigen. Es ist somit leicht erklärlich, daß man im Sundewitt mit Sehnsucht den ersten Mörsern entgegen sah, von denen endlich am 20. eine Sendung ankam. Mit frischem Eifer begann jetzt die Beschießung und wurde mit gleicher Heftigkeit bis zum 23. fortgesetzt, wobei nun auch eine neuerbaute Batterie am Freudenthaler Kruge mitwirkte, welche die Fronte der Schanzen 2, 3 und 4 beschoß; die im Norden der düppeler Schanzen aufgeworfenen Batterieen waren bis jetzt bloß mit Feldgeschütz armirt und nahmen keinen Theil an der Beschießung. Die Dänen beantworteten, aufgemuntert durch die mehrtägige Anwesenheit ihres Königs auf Alsen, am 21. und den folgenden Tagen das Feuer der Belagerer Schuß für Schuß, doch ließ ihr Ungestüm bald wieder nach, und zuletzt feuerten sie nur in längeren Pausen aus wenigen Geschützen. Inzwischen vervollständigten sich die Angriffsarbeiten der Preußen immer mehr, indem auch bei Aaberg, Düppel und auf der rackebüller Höhe Batterieen entstanden, welche eine Beschießung der Schanzen auch von Westen und Nordwesten ermöglichten, so daß die Dänen voraussichtlich bald unter ein völliges Kreuzfeuer genommen werden konnten. Am 28. begannen die Operationen, welche die eigentlichen Angriffsarbeiten einleiten sollten, für die schon die ganze Zeit her auf Broacker ganze Berge von Faschinen und Sandsäcken gefertigt worden waren, wir meinen die Eingrabungen gegenüber von den Schanzen, die Eröffnung der ersten Parallele, während die bisherigen Operationen eigentlich eine bloße Zernirung genannt werden können. An dem genannten Tage früh drei Uhr drangen die Preußen auf ihrem rechten Flügel vor, und warfen trotz des heftigen Geschützfeuers aus den Schanzen den feindlichen linken Flügel in die Werke hinein. Dreihundert Schritte vor den Schanzen etwa machten die Plänkler Halt und begannen sich einzugraben. Aber die Dänen, welche wohl wußten, was das zu bedeuten habe, hatten durchaus nicht

im Sinne, es ungestört geschehen zu lassen. Mit frischen Truppen machten sie einen Ausfall und warfen sich mit dem Bajonnet auf die preußischen Vorposten, welche zugleich von den Schanzen und von dem ebenfalls herbeigeschlichenen Rolf Krake aus mit Geschossen überschüttet wurden. Es war ein kritischer Moment; siegten die Dänen, so war die Arbeit eines ganzen Tages verloren, und man war wieder eine Zeit lang auf die Beschießung angewiesen; aber die Preußen hielten sich mitten unter den Schrecken eines nächtlichen Gefechtes auf's Tapferste, obgleich ihr rechter Flügel von Rolf Krake, der sich dicht an's Ufer gelegt hatte, heftig beschossen wurde. Das achtzehnte Regiment nämlich, welches diesen Flügel bildete, stand, um sich gegen die Batterieen der Schanzen zu decken, in einer sich gegen das Meer zu öffnenden Schlucht. Diesen Umstand benützte Rolf Krake, indem er mit Kartätschen die Schlucht der Länge nach bestrich und



Der Winterfeldzug in Schleswig. Hinter den Wällen von Fridericia. Standbild des tappere Landsoldat. (S. 426.)

furchtbare Verheerungen anrichtete; mit einem Schusse z. B. streckte er einundzwanzig Mann nieder. Alles dieß aber konnte die Preußen nicht zum Aufgeben ihrer neu hergerichteten Schützengruben bewegen; sie mußten allerdings, nachdem sie im ersten Anlauf bis zwischen die Schanzen selbst vorgedrungen waren, auf die neue Schützenlinie zurückgehen; aber hier hielten sie unerschütterlich Stand. Rolf Krake dampfte mit einigen Kugeln im Leibe ab, und die Dänen mußten mit ziemlichem Verlust in ihre Schanzen zurückkehren; die Vorpostenlinie der ersten Parallele war gehalten, die eigentliche Belagerung konnte beginnen.

Das Geheimniß des Schlosses.

Erzählung von L. Dubois.

(Fortsetzung.)

„James dagegen begann in der neuen Familie und auf der Hohen Schule das Leben kennen zu lernen. Seine Heftigkeit mäßigte sich, und sein erbittertes Herz wurde weicher unter dem Einflusse einer tiefen Neigung. Er liebte eine seiner Cousinen, welche ihn schwesterlich empfangen und ihm die Bitterkeit des Exils versüßt hatte. Wenn er einst Emmy's würdig werden und Vermögen erwerben konnte, um sie reich zu machen, dann wollte er seinem Bruder verzeihen, daß er ihn aus dem väterlichen Hause verdrängt hatte, dachte er. Dieser Traum des Jünglings wurde zur fixen Idee des reifenden Mannes. Als er die Universität verlassen hatte, erbat er von seinem Vater die Erlaubniß, in den Dienst der ostindischen Kompagnie treten zu dürfen, und erhielt sie. Es war der erste Schritt, der ihn weit führen konnte. Da die jungen Leute nach Maßgabe ihrer Befähigung nicht selten zu wichtigen Stellen, selbst in der Civilverwaltung, herangezogen wurden, so hatten die Offiziere der Kompagnie glänzende Aussichten auf Ehren und Reichthümer. James war brav, bis zur Verwegenheit kühn, gebildet und verliebt, — das Glück mußte ihm also günstig sein! Nach vierjähriger Dienstleistung in Kalkutta erwartete er, sein Loos entschieden zu sehen. Voll von Hoffnungen reiste er ab, allein er stieß in der ersten Zeit auf bittere Täuschungen. Auch dort war er der arme jüngere Sohn einer Familie, der von dem Uebermuthe und dem Reichthume seiner betitelten und warm empfohlenen Kameraden in den Hintergrund gedrängt wurde. Im bengalischen Heere verschaffte er sich jedoch Genugthuung. Wenigen jener reichen und vornehmen Söhne war es darum zu thun, ihr Leben auf das Spiel zu setzen. Es fand sich ein sehr schwieriger Auftrag, dessen Ausführung mit großer Gefahr verbunden war. James erbot sich dazu, erhielt ihn und entledigte sich desselben in solcher Weise, daß die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs, Lord Clive, auf ihn gezogen wurde."

Nach einer kurzen Pause fuhr Arthur folgendermaßen fort: „Die inneren Kriege, welche fast fortwährend zwischen den verschiedenen indischen Fürsten und Häuptlingen geführt und von der Kompagnie in ihrem eigenen Interesse genährt wurden, hemmten in hohem Grade allen Verkehr. Die Nachrichten und Briefe aus Europa langten deßhalb immer erst nach langer Zeit an. Achtzehn Monate waren bereits verstrichen, als mein Großonkel James endlich den Tod seines Vaters und die nahe bevorstehende Vermählung seines älteren Bruders, jetzt Sir Robert Eglinton, erfuhr. Die Mittheilung der sich auf diese beiden Ereignisse beziehenden näheren Umstände wurde bis zu seiner Ankunft in England verschoben, welche in kurzer Zeit zu erwarten war, da er bereits um Urlaub nachgesucht hatte. Er mußte jedoch länger, als er geglaubt, auf seinen Stellvertreter warten, bis zu dessen Eintreffen mehrere Monate verstrichen. Endlich war er frei und konnte nach Irland abreisen, wo sich alle seine Wünsche und Empfindungen konzentrirten. Er langte an und eilte nach dem gastlichen Hause, in welchem er einen großen Theil seiner Knabenzeit und reiferen Jugend verlebt hatte, allein es war öde und leer. Man sagte ihm, daß seine Tante mit ihrer Tochter schon seit länger als einem Jahre nach England gegangen sei und gegenwärtig in Lancashire wohnte, der nämlichen Grafschaft, in welcher James geboren worden. Ohne Zweifel, dachte er, habe seine Mutter, nachdem sie Wittwe geworden, ihre Schwester zu sich gerufen. Er freute sich darüber, weil diese Vereinigung die Erreichung seiner Absichten begünstigte. Mit welchen Träumen von Glück er über den irischen Kanal nach England fuhr, will ich Dir nicht schildern. In Liverpool an das Land steigend, legte er die fünfzehn Meilen bis Schloß Eglinton in kaum einer Stunde zurück. Dort verbot er dem Diener, ihn anzumelden, um die im Salon versammelte Familie überraschen zu können. In der Mitte des traulichen, um den häuslichen Herd sitzenden Kreises befand sich eine junge Frau, welche ein Kind auf den Armen schaukelte, dessen Vater ihr lachend die Liebkosungen desselben streitig machte. Bei dem Geräusch des Eintretens blickten sich Beide um, und James blieb, wie vom Donner gerührt, auf der Schwelle stehen. Er begriff Alles, — er kam zu spät, denn Emmy war Sir Robert's Frau. Sobald er sich etwas gesammelt hatte, schritt er geraden Weges auf seinen Bruder zu, stemmte seine beiden kräftigen Fäuste auf dessen Schultern, und klagte ihn mit Blicken der tiefsten Verachtung vor Gott und Menschen an, ihm sein ganzes Dasein vergiftet zu haben. Nicht nur — warf er ihm vor — habe er ihm die Liebe der Eltern gestohlen, ihn aus dem Hause vertrieben, sondern jetzt auch das Herz Derjenigen geraubt, die er von allen Wesen auf Erden am meisten liebte, und dadurch sein Lebensglück vernichtet. Er nannte ihn Kain, den Brudermörder, und verfluchte ihn und das treulose Weib, sowie ihre ganze Nachkommenschaft. Ehe Sir Robert, erschreckt von dieser unerwarteten Szene, den Mund öffnen konnte, eilte James hinaus und dankte Gott im Stillen, daß er keine Waffen bei sich gehabt hatte. Die Mutter eilte ihm nach, allein er stieß sie von sich und warf ihr vor, eine Mitschuldige am Verrathe und an der Treulosigkeit ihres geliebteren Sohnes zu sein. Die Personen, welche bei dieser schrecklichen Szene gegenwärtig waren, konnten selbst nach fünfundzwanzig Jahren nur mit Schauder davon reden, und auch mein Großvater erwähnte ihrer nie, bis er endlich, vom Schmerz über den Verlust seiner Frau und mehrerer Kinder niedergebeugt und das Nahen seines Endes fühlend, meinem Vater, dem einzigen, ihm noch von vielen Kindern gebliebenen Sohne, zur Pflicht machte, alles in seinen Kräften Stehende zu thun, um den beleidigten Bruder zu versöhnen und ihn den ausgesprochenen Fluch widerrufen zu lassen.

„Letzterer war jedoch weniger schuldig, als es den Anschein hatte. Mißtrauisch und eifersüchtig von Natur, hatte James Niemanden seine Plane mitgetheilt, selbst sie, die er für die Zukunft als die Seinige ansah, hatte sie kaum ahnen können. Während einer Reise in Irland war Sir Robert mit Emmy bekannt und für sie so eingenommen worden, daß er um ihre Hand anhielt, ohne die leiseste Ahnung zu haben, wie sehr er dadurch seinem Bruder zu nahe trat, worauf die junge Dame, durch das von James beobachtete lange Schweigen verletzt und nicht im Klaren über seine wahren Absichten, den Vorstellungen der Eltern endlich nachgegeben und in eine Verbindung gewilligt hatte, welche die beiderseitigen Familienverhältnisse so sehr wünschenswerth machten. Sir Robert schrieb an seinen Bruder, um sich zu rechtfertigen; allein Letzterer schickte ihm den Brief uneröffnet zurück und reiste noch an demselben Tage ab, indem er schwor, nie wieder den Fuß auf englischen Grund und Boden zu setzen. Er hielt sein Wort. Erst nachdem er vierzig Jahre in Indien zugebracht und eine glänzende militärische Laufbahn gemacht hatte, verließ er es als Obrist James Eglinton wieder und schiffte sich in Pondichery ein. In Marseille angelangt, legte er den größeren Theil seines Vermögens auf Leibrenten an, und kaufte durch Vermittlung eines Notars das Schloß

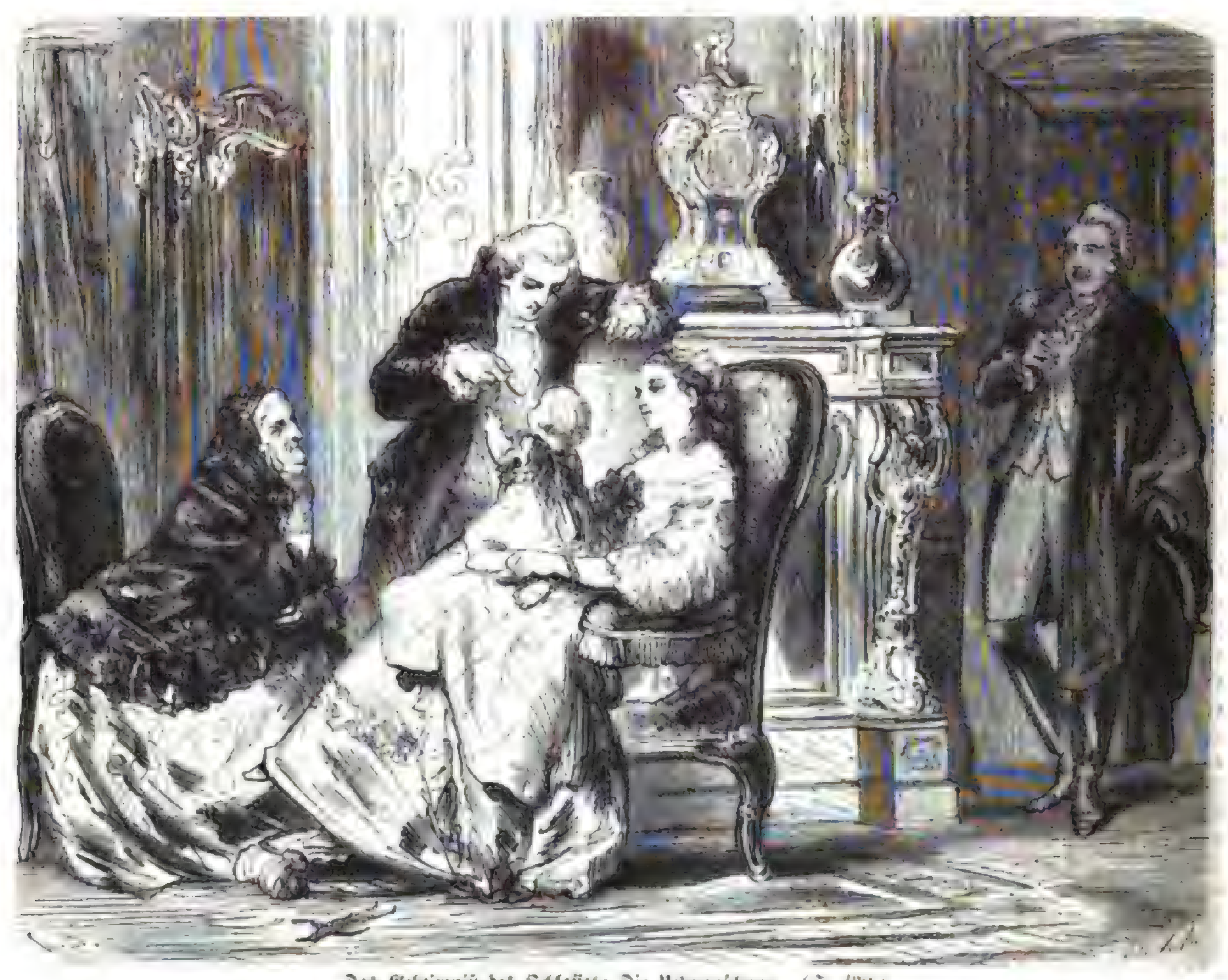
Malemort. Als mein Vater, nachdem er mehrere Briefe an seinen Oheim geschrieben hatte, ohne jemals eine Antwort zu erhalten, von dessen Ankunft in Frankreich hörte, beschloß er, einen letzten Versuch zu machen, ihn zu sprechen. Allein auch dieser schlug vor dem unbeugsamen Willen des erzürnten Greises fehl. Weder Geld noch Bitten vermochten seinen indischen Diener Toplak, die Befehle des Herrn zu übertreten; mein Vater wurde abgewiesen und kehrte unverrichteter Sache zurück. Der indische Diener, welchen der Obrist aus Bengalen mitgebracht hatte, und die alte Brigitte, die bereits unter den früheren Besitzern Haushälterin in Malemort gewesen war, bildeten das gesammte Dienstpersonal, und trugen nicht wenig zu dem übeln Rufe bei, in welchem das Schloß stand. Der Eine galt bei den Bauern für einen Zauberer und die Andere für eine Hexe. Wenn der Schloßherr, den man wegen seines von der indischen Sonne gebräunten Gesichtes nur „den schwarzen Mann" nannte, im Galopp über die Felder ritt, wobei gewöhnlich ein Läufer in seltsam bunter Tracht ihn begleitete, lief Alles sich bekreuzend davon. Ob er diese abergläubische Furcht nicht bemerkte oder absichtlich nicht beachtete, ist mir unbekannt, gewiß aber, daß er nichts that, um sie zu beseitigen. Finster und schweigsam, sprach er mit Niemand ein Wort, und machte weder Besuche, noch empfing er dergleichen. Der Notar in der nächsten Stadt, von dem mein Vater diese Einzelheiten erfuhr, durfte nur einmal jährlich zu ihm kommen, nämlich um das Certifikat über das Leben des Obristen auszustellen, dessen Letzterer zur Erhebung der gekauften Leibrenten bedurfte; und sobald dieses Geschäft beendigt war, wurde ihm der herrische Wink, sich zu entfernen, ertheilt. Sechs Monate später wurde mein Vater als der einzige Erbe des in Malemort verstorbenen Besitzers dahin berufen, und sah sich jetzt zum ersten und letzten Male diesem gefürchteten Oheim gegenüber. Die starren, verzerrten Züge des Leichnams hatten einen so entsetzlichen und gehässigen Ausdruck, daß mein Vater sich schaudernd davon abwenden mußte. Ein schrecklicher Verdacht, — der, daß ein Mord verübt worden, — stieg in ihm auf. Die gebrochenen Augen des Todten schienen den Mörder anzuklagen. Dieser Eindruck war so stark, daß mein Vater sich veranlaßt fühlte, mit dem Arzte darüber zu sprechen, allein die genaueste Untersuchung ließ nicht das geringste Zeichen äußerer Gewalt erkennen. Obrist Eglinton war in der Nacht vom Schlage getroffen worden, und hatte nicht einmal mehr seinen getreuen Indier rufen können, der stets vor seiner Thüre schlief. Weder Brigitte noch Toplak hatten etwas gehört, aber ihn am folgenden Morgen todt im Bette gefunden. Der unmäßige Gebrauch des Opiums, den der Verstorbene Morgens und Abends zu rauchen pflegte, und der schon bei Lebzeiten ein beständiges Zittern seiner Glieder verursacht hatte, erklärte genügend die Verzerrungen des Gesichtes. Da sich kein Testament vorfand, wurde mein Vater unter Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten in den Besitz des Schlosses und seiner Zubehörungen gesetzt. Er beabsichtigte, große Veränderungen vorzunehmen, und kam mit diesem Plane hieher, als die vorher geschilderten traurigen Begebenheiten ihn davon abbrachten und zu dem Entschlusse bestimmten, das Schloß unter so günstigen Bedingungen zum Verkaufe zu stellen, daß sich bald ein Käufer erwarten läßt. Jetzt, mein lieber Daniel, weißt Du Alles; sage mir nun, ob Du in diesem Labyrinthe deutlicher siehst, als ich."

„Eine Person Deines Drama," erwiederte ich, „beschäftigt mich besonders, — der Indier. Wie hat er sich nach dem Tode des Obristen benommen?" — „Ebenso harmlos wie früher. Man hat mir erzählt, daß der arme Teufel, der immer nur katzenartig zu schleichen pflegte, in dem großen, öden Hause wie ein Hund umhergekrochen sei, der seinen Herrn sucht, dessen Hand er leckt, obgleich sie ihn schlägt; denn auf Brigittens Klagen hatte der Obrist häufig Züchtigungen über ihn verhängt. Dessenungeachtet trauerte der Indier um den Verlust dieses Herrn, und schlief wie früher auf der Schwelle eines derjenigen Zimmer, in denen mein Großonkel zu schlafen gewohnt gewesen war, welcher, sonderbarer Weise, nie zwei Nächte hinter einander in demselben Zimmer geschlafen, sondern jeden Tag das Gemach gewechselt hatte." — „Was ist aus dem Menschen geworden? Warum sprichst Du von ihm im Tone der Vergangenheit?" — „Weil er vor acht Tagen in Folge eines Falles von der Thurmtreppe gestorben ist. Die übrigen Dienstboten mochten ihn nicht leiden und behaupteten, daß er ein Heide, ein Ungläubiger sei, der sie behexe und sich selbst nach Belieben in einen Wehrwolf oder eine Nachteule verwandeln könne. Manche wollten ihn sogar unter dieser Gestalt gesehen haben. Ich würde mich deßhalb nicht wundern, wenn ihm einer derselben eine Falle gestellt hätte. Er empfand große Sehnsucht nach seiner Heimat, wollte gern dahin zurückkehren und erwartete, daß ihm der Obrist zu diesem Zwecke ein Legat aussetzen würde. Auch behauptete er immer, daß ein Testament vorhanden sein müsse. Mein Vater, der wieder gut machen wollte, was vom Großoheim vergessen worden war, hatte bereits Schritte gethan, um den Indier nach Bengalen zurückzuschicken, als er plötzlich starb." — „Hatte er für Deine Schwestern Dienste zu verrichten?" — „Nie. Sie sahen ihn kaum, und ich glaube nicht, daß er jemals in ihr Zimmer gekommen ist. Ueberdieß hatte Emma einen unüberwindlichen Abscheu gegen den armen Menschen; sie behauptete immer, daß er die Physiognomie eines Jaguars und die Bewegungen eines Panthers habe. Aber ich habe Dich zu lange aufgehalten; es ist bereits Mitternacht, und Du wirst wahrscheinlich sehr ermüdet sein."

Ich war in der That zum Umsinken ermattet. Arthur führte mich durch ein Labyrinth von Korridoren, auf die sich eine Reihe von Zimmern öffnete, welche der rachsüchtige Großonkel bewohnt hatte; und nachdem er mich bis an die Thüre des mir bestimmten Gemaches begleitet hatte, sagte er gute Nacht und verließ mich. Das Feuer war inzwischen erloschen, und der außerhalb herrschende Nebel war auch in das Innere des Hauses gedrungen. Als ich eintrat, überfiel mich eine ungesunde, feuchte Luft, welche sich auch auf der Glasfläche des großen, über dem Kamine hängenden Spiegels ablagerte. Durch diesen Nebelschleier gesehen, erschien mir mein Gesicht todtbleich und so verändert, daß ich mich unwillkürlich umwandte, um zu sehen, ob es nicht das Spiegelbild einer anderen Person sei. Das große Himmelbett stand in der dunkelsten Ecke des Zimmers. Es hatte fast die Form eines Katafalks, und seine Vorhänge waren dicht zugezogen. Während ich es sinnend betrachtete, schien es mir, als wenn das verzerrte Gesicht des gehässigen Greises aus den düstern Falten hervorblickte und wieder verschwände. Ich dachte an die bleichen jungen Mädchen, die ich heiter und blühend gesehen, und welche der Tod an diesem unheimlichen Orte berührt und als seine Beute bezeichnet hatte. Allmälig bemächtigte sich meiner ein dunkles Grauen. Ich hielt es für eine Folge der Kälte und Ermüdung, entkleidete mich schnell, zog die Vorhänge des Bettes auf, verlöschte das Licht und warf mich in die Kissen.

Jetzt begann eine neue Qual für mich. Ein herber, feuchter, nicht zu beschreibender Geruch schien in den Matratzen, Decken und Ueberzügen zu stecken. Ich wagte nicht, den Mund zu öffnen, um nicht diese widerliche Luft einzuathmen, welche am meisten Aehnlichkeit mit dem Leichendufte hatte, der sich an die Wände der Sektionssäle zu hängen pflegt. Wenn ich nur wenigstens hätte schlafen können, allein es war unmöglich! Der Faden meiner Gedanken zerriß, knüpfte sich wieder an und verlor sich von Neuem, als eine Bewegung über meinem Kopfe mich aus dieser halben Betäubung riß. Der Baldachin bewegte sich, so daß selbst die Säulen, welche ihn trugen, davon erschüttert wurden. Befand ich mich unter einer Höllenmaschine, die mich erdrücken und ersticken wollte? Ich hatte früher eine Geschichte ähnlicher Art gehört und muß gestehen, daß mich bei der Erinnerung daran ein kalter Schweiß überlief. Um leise aus

dem Bett zu schlüpfen, streckte ich das Bein aus; allein mein Fuß stieß an einen kalten Gegenstand, und gleichzeitig strich ein eisiger Hauch über mein Gesicht. Erschreckt warf ich mich zurück. Die Furcht überlegt nicht. Jetzt dachte ich nicht mehr daran, ob ich mit einem Gespenst oder einem Leichnam zu thun habe, und erwartete nur mit Angst und Beklommenheit das Kommende. Von allen Seiten ließen sich seltsame Laute hören, gellende Schreie, Tritte, ein Kämpfen und Krachen, wie von zerschmetterten Knochen, — kurz: es war, als wenn eine dämonische Jagd von höllischen Teufeln gehalten würde. Unfähig, dieß länger zu ertragen, streckte ich bebend meinen Arm nach dem Feuerzeuge aus, welches vor meinem Bett stand. Zwanzig, dreißig Streichhölzer versuchte ich, aber alle versagten. Endlich blieb mir nur noch eins. Es leuchtete eine Sekunde lang, und bei seinem bläulichen Scheine gewahrte ich auf dem Fußboden des Zimmers eine dunkle, unförmliche Masse, welche sich mir näherte. Im nächsten Augenblicke herrschte wieder tiefe Finsterniß. Ich wollte schreien, rufen, aber konnte keinen Laut hervorbringen. War ich der Spielball einer Täuschung, oder drückte mich ein fürchterlicher Alp? Nein, ich wachte; denn deutlich konnte ich das Kratzen der eisernen Ringe auf den Stäben hören, als wenn sich irgend eine unsichtbare Hand an die Vorhänge klammerte. Das war zu viel für ein krankes Gehirn und einen leeren Magen. Ein Schwindel ergriff mich, und meine Glieder erstarrten unter einer allgemeinen Lähmung. Während dieses halb bewußtlosen Zustandes folgten gräßliche Visionen. Der „schwarze Mann“ erschien und machte mir Vorwürfe, daß ich unerlaubter Weise sein Bett benutze, und, mich für den Bruder haltend, den er verflucht hatte, drückte



Das Geheimniß des Schlosses: Die Ueberraschung. (S. 430.)

er mich in seine tückische Umarmung und erstickte mich, während der Indier ihm Beistand leistete und seine Jaguarkrallen in meine Kehle schlug. Endlich, mit Anbruch des Tages, trat Arthur in das Zimmer. Er wollte mich zu einer Entenjagd einladen, um, wie er sagte, unsere beiderseitige düstere Stimmung zu verscheuchen, welche von den gestrigen Mittheilungen herrührte. Ich lehnte jedoch die Aufforderung mit dem Bemerken ab, daß ein heftiges Fieber, verbunden mit einer allgemeinen Lähmung, welche wahrscheinlich eine Folge der im Regen gemachten Wanderung sei, mir kaum die Kraft lasse aufzustehen, und daß ich ihn in seiner Einsamkeit nicht mit der Pflege eines Kranken belästigen wolle. Karren oder Wagen, fügte ich hinzu, Alles würde mir recht sein, um nach Orleans zu gelangen, von wo aus ich leicht wieder Paris erreichen könne. Er machte zwar einige schwache Gegenvorstellungen, allein ich blieb bei meinem Entschluß. Ein Gefühl falscher Scham und die Ueberzeugung, daß er meine angeblichen Visionen nur dem Delirium des Fiebers zuschreiben würde, hielten mich ab, ihm etwas davon zu sagen. Ueberdieß ließ sich im Zimmer auch nicht die geringste Spur jener wilden Nachtszene sehen; es war ebenso öde, kalt und kahl, wie bei meinem ersten Eintritt. Aber der widerliche Geruch herrschte noch darin, und mit Wonne sog ich deßhalb die frische Morgenluft ein, als ich, in eine wollene Decke gehüllt, den offenen Wagen bestieg, von Arthur Abschied nahm und sein unheimliches Schloß verließ.

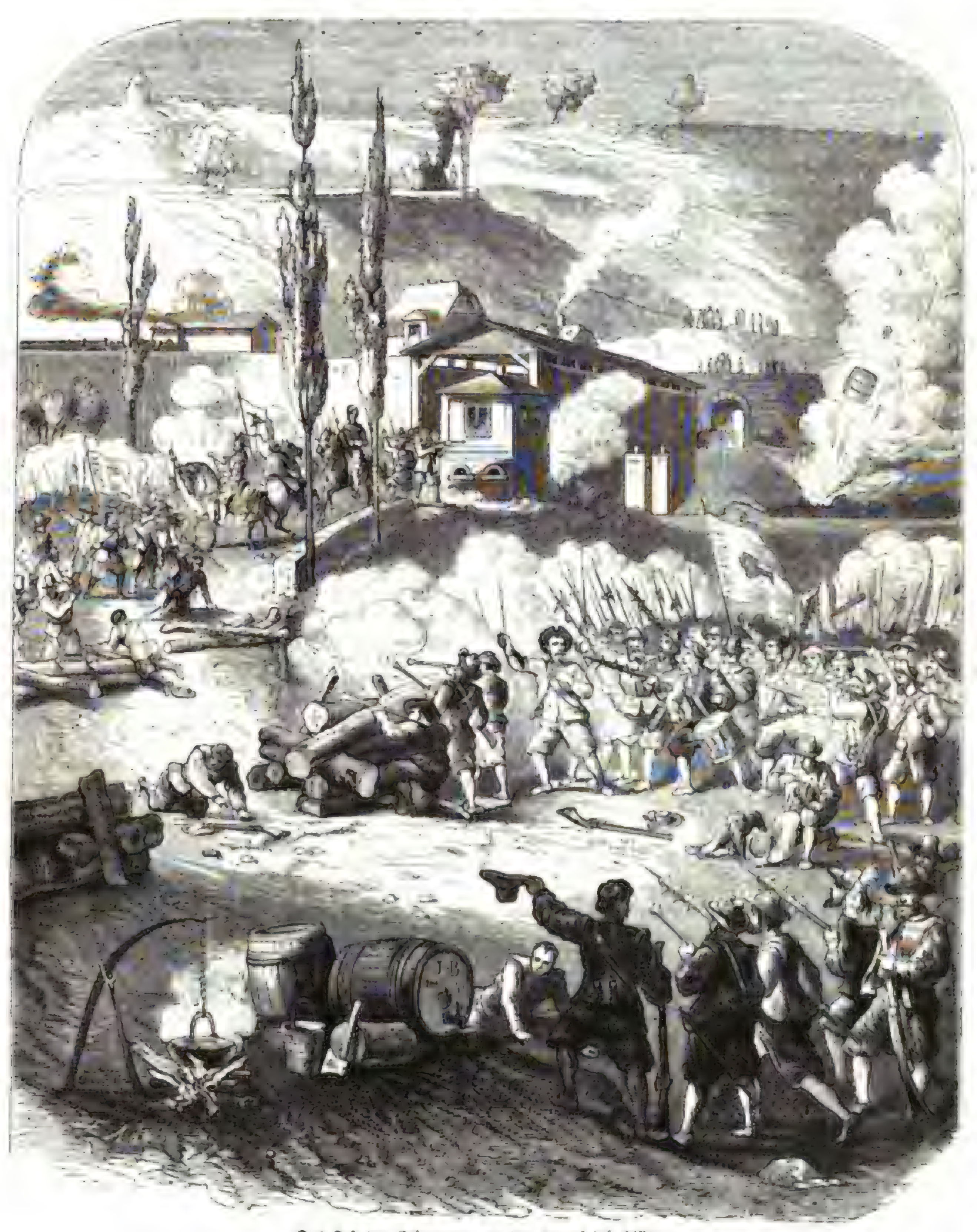
(Schluß folgt.)

Der Kampf zu Gisikon im großen Bauernkriege 1653.

Ein dramatisches Kriegsspiel.

Von

August Feierabend.



Das Fest der Erinnerung an den Kampf bei Gisikon.

Das kleine schweizerische Pfarrdorf Root liegt zwei Stunden von der Stadt Luzern entfernt am Fuße des fruchtbaren Rooterberges und eine Viertelstunde weiter führt bei Gisikon eine hübsche hölzerne Brücke über die Reuß. Hier kämpften im großen Bauernkriege 1653 zwei Tage lang die aufständischen Bauern der Luzernerämter gegen die Re-

gierungstruppen. Hier fielen im Jahre 1847 die Schicksalswürfel des mit den Jesuiten verbündeten Sonderbundes. Seither ist mit der fortschreitenden Volksbildung auch ein besserer Volksgeist erwacht und gibt sich auf eine sehr erfreuliche Weise in dramatischen Vorstellungen aus der vaterländischen Geschichte kund, deren während der kurzen Frist der dießjährigen Fastnacht neun im engen Gebiete des Kantons Luzern stattgefunden haben. Auch in Root hatte sich auf Anregung des jungen, aber sehr thatkräftigen Bezirkslehrers Grütter eine Volkstheater-Liebhabergesellschaft gegründet, welche verflossenes Jahr ihre Wirksamkeit mit der gelungenen Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell" im Freien begann. Dieses Jahr wagte sich die jugendliche Gesellschaft voll Muth an ein großartig angelegtes, vaterländisches Kampfspiel unter oben stehendem Titel, wozu auf freundliches Ansuchen der Schreiber dieser Zeilen den verbindenden Text lieferte. Der geschichtliche Boden des Dramas ist folgender.

Im Jahr 1653 ging zur Wahrung alter Rechte und Freiheiten eine Volksbewegung aus dem freiheitsstolzen Gebirgsthale des Entlebuchs aus und wurde durch die gewaltsame Vertreibung der Schuldenboten von Luzern durch drei Hauptlärmer, die sich selbst die „drei Tellen" nannten, auf eine revolutionäre Bahn gedrängt. An der Spitze der Bewegung standen der ernste Landespannermeister Hans Emmenegger, der Landessiegler Niklaus Binder und Christian Schybi, ein tapferer Haudegen aus den Zeiten des Schwedenkrieges. Diese Bewegung pflanzte sich bald auf das benachbarte Amt Willisau über, wo Xaver Amstein, der Sohn des Sternenwirths von Willisau und der Tochtermann des Hans Emmenegger ein Haupttreiber war. Bald schloß sich, obwohl ungern, auf Zureden seiner Frau, Vater Amstein der Bewegung an, die allmälig auch auf die andern Aemter des Kantons sich fortpflanzte, in welchen Kaspar Steiner, der Sigrist von Emmen und der reiche Holderenbauer Amrein für sie thätig waren. Auf der großen Landsgemeinde zu Wohlhausen den 26. Februar billigte die Landesgeistlichkeit den Bundeseid der Bauern und hob dadurch deren Muth und Zuversicht.

Eine eidgenössische Vermittlung blieb erfolglos. Der Landsturm erging, und im März zogen die Bauern vor die Stadt Luzern, kehrten aber bald heim, nachdem ein eidgenössisches Schiedsgericht mehrere ihrer Beschwerden berücksichtigt hatte. Der Frieden war aber nur ein fauler. Die Volksbewegung hatte sich auf die Kantone Bern, Basel und Solothurn fortgepflanzt und riß nun auch wieder die Luzernerbauern in ihren Strudel. Es folgten die Landgemeinden von Summiswald, Hutlwil, Langenthal, an die auch die Luzerner Abgeordnete sandten, und von welchen Niklaus Leuenberg als Obmann des großen Volksbundes bezeichnet wurde. Dieser befahl im Mai den Landsturm. Vater Amstein, Kaspar Steiner und Hans Amrein zogen mit ihren Schaaren wieder vor die Stadt Luzern, während Emmenegger mit Schybi und dem jungen Amstein mit der Hauptmacht der Entlebucher zu Leuenberg vor die Stadt Bern zog. Nachdem der Obmann mit der Regierung von Bern ein Uebereinkommen getroffen hatte, zogen die Luzernerbauern wieder heim und vor die Stadt Luzern. Mit ihnen sechshundert Berner. In Luzern hatte der ehemalige österreichische General Peregrin Zweier von Evenbach aus Uri den Oberbefehl über die eidgenössischen Truppen übernommen, die aus den beiden noch treugebliebenen Aemtern Wäggis und Habsburg, sowie den Urkantonen und dem Kanton Zug genommen waren. Während ein eidgenössisches Schiedsgericht in Stans von Neuem zu vermitteln suchte, setzte sich dagegen auf Befehl der Tagsatzung eine eidgenössische Exekutionsarmee aus dem Kanton Zürich, aus Thurgau und St. Gallen unter General Werdmüller von Zürich nach dem Freienamte in Bewegung.

Auf diese Nachricht erging auf's Neue der Landsturm und strömte Alles dem Freienamte zu. Von dem Bauernheere vor der Stadt Luzern eilten unter Schybi, Xaver Amstein und dem jungen Emmenegger bei 2600 Bauern im Eilmarsche ebenfalls dahin. Bei Wohlenschwyl kam es zum heißen Kampfe, der unentschieden blieb, nach welchem indessen der wankelmüthige Leuenberg gegen den Rath des tapfern Schybi wieder um Frieden unterhandelte. Unwillig hierüber zog Letzterer mit seiner Schaar ohne Aufenthalt hinauf nach Gisikon, wo Vater Amstein die Bauern befehligte. Unterdessen hatte dieser von gleichgesinnten Bürgern der Stadt vernommen, daß Zweier trotz geschlossenem Waffenstillstande die Bauern auf vier verschiedenen Punkten nächtlich überfallen werde, weil er sie durch den Zuzug in's Freienamt sehr geschwächt glaube. Der Ueberfall der Regierungstruppen bei Gisikon und der Verlauf des Kampfes, der zu Gunsten der Bauern endigte, ist der Gegenstand des Dramas, dessen verbindender Text in den beiden heimischen Mundarten, im Entlebucher- und Gäuerdialekt, kunstlos aber in warmer vaterländischer Begeisterung gedichtet ist.

Der Gang der Handlung, die in zwei Abtheilungen zerfiel, war nun folgender: Erste Abtheilung. Die Bauern beziehen die untere und obere Schanze. Voraus Trommler und Pfeifer, Alphornbläser, die „drei Tellen", Emmenegger, Steiner, Amstein, Amrein mit den Fahnen von Entlebuch, Willisau, Rothenburg und Münsteramt. Letztere bleibt in der untern Schanze. Die übrigen beziehen die obere. Die Kanonen werden aufgefahren und Wachtposten ausgestellt. Die Mannschaft lagert sich in malerischen Gruppen auf Stroh. Die Pannermeister Emmenegger, Steiner und Amstein bleiben in der Mitte stehen und besprechen den wahrscheinlichen Erfolg des heutigen Kampftages. — Trübe Ahnungen. — Ein Bote von Landessiegler Binder von Stans berichtet von dem Wegbleiben der Regierungsgesandten beim Schiedsgericht, was auf Hintergedanken schließen läßt. — Zwei aufgefangene wohlgesinnte Bürger aus der Stadt bringen die Nachricht, daß ein Ueberfall bevorstehe, und der Wirth von Root kommt endlich keuchend mit der Mittheilung, daß die Truppen schon durch das Dorf gezogen seien. Die Bauern in der untern Schanze werden überrascht und fliehen. Gefecht, das mit Besetzung der untern Schanze durch die Regierungstruppen endigt. Zweite Abtheilung. Probst Kneb von Luzern besichtigt mit dem Generalstabe am zweiten Tage die eroberte Schanze. Die Zimmerleute, welche die herumstehenden Bäume umhauen sollen, kommen mit den dahinter versteckten Vorposten der Bauern in's Feuer, und ein allgemeiner Kampf entbrennt. Die Bauern erobern die untere Schanze wieder und werfen den Feind über die Brücke zurück, die er verrammelt. Nun lebhafter Kampf auf beiden Ufern. Explosion von zwei Pulverfässern und Verwundung des Kommandanten Pfyffer. Verwundete und Todte. Rückzug der Bauern. Die Handlung dauerte mit einer Zwischenpause eines heitern Lagerlebens zwei volle Stunden.

Von warmer Frühlingssonne am wolkenlosen blauen Himmel begünstigt, war die zweite Aufführung eine ungemein wohlgelungene zu nennen. Obgleich Stege und Wege und die Aecker des Kriegsschauplatzes aufgethaut, und daher mit dichtem Kothe bedeckt waren, so hatte sich doch eine unzählbare Menschenmenge zusammengefunden, die bald auf großen, schöngeschmückten Wagen, bald zu Fuße von allen Himmelsgegenden sowohl aus den Nachbarkantonen, als aus der Stadt und der Landschaft Luzern herbeigekommen war und mit bis zur Begeisterung gesteigerter Theilnahme der Entwicklung des Kampfspieles folgte. Bot dasselbe bei der Großartigkeit seiner Anlage und der Betheiligung von nahezu 300 Personen in seinen verwickelten Gefechtsverhältnissen und in der Verschiedenheit der Mundarten große Schwierigkeiten, so wurden diese alle durch das richtige Verständniß der ganzen Handlung glücklich überwunden. Die Kleidung der Bauern in ihren weiten Pluderhosen, rothen Westen, weißen Zipfelmützen und gewaltigen Bärten war äußerst malerisch. Besonders nahmen sich ihre Anführer in ihren großen, aufgekrempten Federhüten und bis auf die Achseln herabwallenden Haupthaaren ganz stattlich aus. Es waren prächtige Gestalten, ehrwürdige Erscheinungen einer

längst entschwundenen Kraftzeit, bei deren Anblick den Zuschauern das Herz im Leibe lachen mußte. Es ist überhaupt eine sehr bezeichnende Erscheinung, daß die meisten Mitglieder der Gesellschaft auf Seite der Bauern gestellt werden wollten, und daß der Direktor große Noth hatte, die für die Regierungspartei benöthigten Leute aufzutreiben. Diese waren denn auch sehr einfach in graue Ueberröcke gekleidet. Um so reicher aber die Oberanführer. General Zweier, Kommandant Pfyffer von Andermatt und Probst Kneb von Luzern. Der die einzelnen Gefechte melodramatisch verbindende Text, der nach Lizenz der Fastnachtsspiele auch seine freimüthigen Anspielungen und Lehren für die Gegenwart enthielt, wurde mit Verständniß und befriedigend vorgetragen und vom Volke mit lautem Beifall aufgenommen. Die Regierung hatte den Spielenden bereitwillig vier Kanonen und andere Waffen aus dem Zeughause verabfolgen lassen. So konnte denn der Hauptkampf an der Brücke wirklich ein sehr lebhaftes Schlachtbild entfalten, in welchem der Brummbaß der Kanonen gar lustig in das Geknatter des Kleingewehrfeuers hineindonnerte, so daß man beide auch mehrere Stunden weit unterscheiden konnte. Ohne irgend einen Unfall schloß endlich das großartige Kriegsspiel mit der Explosion der Pulverfässer zu Jedermanns Zufriedenheit. Bei hereingebrochener Nacht wurden dann noch als Nachspiel bei bengalischer Beleuchtung „lebende Bilder" aus dem Bauernkriege gegeben, die eine sehr überraschende Wirkung hatten.

Bedenkt man, daß die Träger der Hauptrollen dieses Kriegsspiels einfache Handwerker, Bauern, ja selbst Taglöhner sind, so verdient der Eifer und die Hingabe dieser wackern Leute, die sich an ein in seiner Anlage so großartiges Volksschauspiel wagten und dasselbe auch zu einem guten Ziele führten, alle Anerkennung. Die Rückwirkung derartiger Darstellungen auf den wehrhaften Volksgeist ist eine nachhaltige und darum auch eine bedeutungsvolle. Sie dürfte der Beachtung Deutschlands wohl empfohlen werden. Der Patriotismus wird dadurch gestählt und gekräftigt.

Das Geheimniß des Schlosses.

Erzählung von L. Dubois.

(Schluß.)

Acht Tage später lag ich noch, von einem heftigen Fieber geschüttelt, im Bett, als ich den Besuch eines ehemaligen Universitätsfreundes, Henry M., empfing, welcher soeben die Doktorwürde erlangt hatte. Er war ein offenherziger, freimüthiger, sehr entschlossener und außerordentlich arbeitsamer junger Mann. Frühzeitig in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt, war dieß — gewiß eine seltene Erscheinung — nur ein Bestimmungsgrund mehr für ihn gewesen, sich mit allem Eifer den Studien zu widmen. Mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet behauptete er, daß keine Art von Magie, schwarzer Kunst oder sonstigen übernatürlichen Dingen vor einer chemischen Untersuchung Stand halten würde.

Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm meine Erlebnisse während des Besuches in Malemort mitzutheilen. „Du, der Du an nichts Uebernatürliches glaubst, wie willst Du die Erscheinungen, welche jene jungen Mädchen gehabt, und das, was ich selbst gesehen und erfahren habe, erklären?" fragte ich. — „Vor allen Dingen müßte ich die Lokalität und die dortigen Persönlichkeiten näher kennen lernen," erwiederte Henry; „denn in allen Gespenstergeschichten ist ein mehr oder weniger geschickter Agent verborgen." — „Unmöglich kann ich gegen den ernsten Arthur den Verdacht hegen, ein solches Spiel mit mir getrieben zu haben." — „Ich rede nicht von Dir, mein lieber Daniel, sondern von den beiden jungen Damen. Nicht den mindesten Zweifel hege ich, daß man auf ihre Einbildungskraft durch irgend eine grobe Phantasmagorie und zu irgend einem Zwecke eingewirkt hat. Vielleicht war es die Absicht, sie aus dem Orte zu vertreiben. Was aber Deine Erscheinungen betrifft, so haben sie wahrscheinlich ihren Grund darin, daß Du an jenem Abende zu stark soupirt hattest." — „Mensch, ich hatte Hunger wie ein Wolf, und eine ebensowenig aufgeregte Phantasie wie Du jetzt. Nur zu deutlich habe ich das Geschrei und das Krachen der zerschmetterten Knochen gehört." — Henry brach in ein lautes Gelächter aus. Ich suchte es ihm auszureden. — „Gleichviel," sagte er, „ich gehe nicht davon ab, daß sich Alles aus natürlichen Gründen erklären läßt. Aber da fällt mir etwas ein! Wenn Dein englischer Baronet wirklich das Gut für einen billigen Preis los werden will, so bin ich bereit es zu kaufen. Ich habe gerade jetzt Geld liegen, das untergebracht werden muß. La Sologne ist nicht sehr weit von Paris und jungfräulicher Boden, der ein herrliches Feld für chemische Untersuchungen und neue Erfahrungen in Bezug auf Ackerbau bietet. Der Ruf, in welchem der vorletzte Besitzer stand, ist noch ein besonderer Anziehungspunkt für mich; der Mann hat seine Leute nicht verdorben, und leicht wird es mir daher werden, nach einem solchen Vorgänger die Gewogenheit der Gutsunterthanen zu gewinnen. Außerdem hege ich eine besondere Vorliebe für Gespenster und möchte gern eins von Angesicht zu Angesicht schauen. Gib mir also ein paar Zeilen an Deinen Freund Arthur, und ich reise sogleich ab. Aber wenn ich das Geschäft abschließe, mußt Du mir das Versprechen geben, mein Schloß im nächsten Frühjahre zu besuchen; dann sollst Du das Resultat meiner Untersuchungen und Nachforschungen erfahren."

Der Handel wurde zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen. Mit Vollmacht von seinem Vater versehen, übertrug Arthur den Besitz des Schlosses nebst Zubehör auf Henry M. und reiste darauf nach Genf ab, wo seine Familie den Winter zubringen wollte. Der Gesundheitszustand seiner Schwestern war noch immer sehr beunruhigend.

Mein hartnäckiges Fieber wich endlich dem Chinin; ich konnte wieder meinen Berufsgeschäften folgen und die gewohnte Lebensweise fortsetzen. Vier Monate waren seit meinem unglücklichen Ausfluge nach Malemort verstrichen, und ich hatte noch kein Wort von dem neuen Besitzer gehört, als die Post mir eines Morgens einen Brief von Henry brachte.

„Komm', lieber Daniel," schrieb er, „und verliere keinen Augenblick, denn ich habe Dir sehr interessante Mittheilungen zu machen. Dein Gespenst befindet sich in meinen Händen und ist jetzt ein spiritus familiaris geworden. Auch glaube ich im Stande zu sein, die kranke Phantasie der jungen Engländerinnen durch überzeugende Beweise zu heilen. Unter solchen Umständen wirst Du hoffentlich nicht zaudern. Bringe mir Sir Eglinton's Adresse mit, denn seine Gegenwart ist hier unumgänglich nöthig. Ein bequemer Wagen wird Dich von Orleans abholen, und ich verspreche Dir, daß Du nicht im grünen Zimmer schlafen sollst."

Zwei Tage später langte ich in Malemort an.

Das Aeußere des Schlosses hatte sich gänzlich verändert. Ein lebendiger, frischer Strom floß jetzt in den Gräben, welche früher nur mit stinkendem Wasser angefüllt gewesen waren, und eine neue elegante Brücke führte zu einem hohen und breiten Portale. Die halb verfallene alte Steinbrücke und die frühere enge Pforte waren verschwunden. Die geöffneten Fenster des Gebäudes ließen die wärmenden Sonnenstrahlen ein, und die Schwalben zwitscherten munter um die alten Mauern, um ein sicheres Plätzchen für ihr Nest zu finden. Alles athmete Leben und Bewegung. Im Garten der auf solche Weise veränderten Besitzung stand Henry und ertheilte einer Gruppe von Arbeitern seine Befehle. Er empfing mich mit offenen Armen und führte mich in einen hellen, freundlichen Speisesaal, den er an der Stelle der düsteren Vorhalle hatte anlegen lassen, und wo unser ein reichliches Frühstück wartete.

„Du hast bereits Wunder gethan!“ sagte ich. — „O, was Du am meisten bewundern sollst, ist mein Scharfblick,“ erwiederte er lachend. „Aber ich will keinen nüchternen Magen als Zuhörer haben. Wenn Du gesättigt bist, werde ich Dir meine Entdeckungen mittheilen.“ — Ich empfand mehr Neugierde als Hunger und drängte ihn deßhalb mit Fragen. „Wisse, mein lieber Freund,“ sagte er, „daß Du in jener Nacht, die Du hier zugebracht hast, nahe daran warst, völlig vergiftet zu werden.“ — „Vergiftet?“ rief ich erschreckt. — „Komm' und sieh'!“ versetzte er. Eine Thüre öffnend, welche nach seinem Arbeitszimmer führte, zeigte er mir unter Retorten und Schmelztiegeln einen Brennkolben, welcher mit einem grünlichen Pulver angefüllt war. „Hier, das ist ein Theil dessen, was in Deinem Zimmer gesammelt worden ist,“ erklärte er, „und in dieser Tasse befindet sich der reine Grünspan, den ich daraus gezogen habe.“ — Es war in der That gräßlich. Zehn viel kräftigere Menschen als ich hätten damit vergiftet werden können. — „Sechs Stunden lang hast Du dieses feine Gift eingesogen, dessen Wirkung durch die nachtheiligen Ausdünstungen des nahen Schloßgrabens noch erhöht wurde. Das war allerdings genug, um Schwindel, Uebelkeit und Erbrechen zu erzeugen.“ Henry erklärte mir hierauf, wie das tückische Kupferoxid einen großen Bestandtheil mancher grünen Farbe bildet. Die alten grünen Tapeten und die grünen Ueberzüge der Möbel hatten eine bedeutende Quantität des Giftes enthalten. — „Jetzt lass' uns zum Gespenst übergehen,“ sagte ich. — „Geduld!“ erwiederte er. „Sogleich. Beinahe wäre ich übrigens selbst davon getäuscht worden. Als ich von meiner neuen Herrschaft Besitz nahm, ließ ich mich natürlich in dem am wenigsten unbequemen Theile der Wohnung nieder und wählte das im rechten Thurme belegene Zimmer Deines Freundes Arthur. In der ersten Nacht schlief ich ungestört und hörte nichts; in der zweiten jedoch wurde ich von schleichenden Tritten erweckt, welche vorsichtig die Treppe herauf kamen. ‚Wer ist da?‘ rief ich. Keine Antwort erfolgte. Ich zündete das Licht an und öffnete die Thüre, konnte aber Niemand sehen. Auch den Thurm untersuchte ich von unten bis oben ohne jeden Erfolg. Endlich glaubte ich geträumt zu haben, hielt aber in der folgenden Nacht desto aufmerksamer Wache. Um dieselbe Zeit, gegen Mitternacht, hörte ich die Tritte wieder leise herauf kommen, die sich dann nach dem Korridor wandten, auf dem das Zimmer belegen ist, in welchem Du geschlafen hast. Ich muß hier bemerken, daß ich, um mehr Licht und einen frischeren Luftzug in die seit vielen Jahren unbenutzten Gemächer des Gebäudes bringen zu lassen, bei Tage sämmtliche Fenster des Schlosses, und bei Nacht alle Thüren geöffnet hielt; denn die Luft kann ebenso gut wie das Wasser durch Mangel an Bewegung stinkend werden und jene Dünste annehmen, welche tödtliche Krankheiten erzeugen. Ich folgte dem Geräusch, ohne auch diesesmal etwas entdecken zu können, aber blieb fest entschlossen, in's Klare darüber zu kommen und Demjenigen eine böse Viertelstunde zu bereiten, der sich ein solches Spiel mit mir erlaubte. In der vierten Nacht ließ ich den Gärtner Jean in einer an das Zimmer stoßenden Kammer schlafen mit dem gemessenen Befehle, auf meinen ersten Ruf bereit zu sein. Ich lud meine Pistolen und setzte mich völlig angekleidet an das Feuer. Es schlug Mitternacht, ein Uhr, halb zwei, aber nichts unterbrach die im Hause herrschende Stille. Schon begann ich unruhig zu werden und zu befürchten, daß das Gespenst Wind von meinen Maßregeln bekommen habe, als plötzlich das leise Knarren von Fußtritten an mein Ohr schlug und mich horchen ließ. Ich blieb jedoch regungslos auf meinem Platze, denn das Phantom sollte Zeit genug haben, sich in einem Seile zu verwickeln, welches ich etwa einen Fuß hoch über dem Fußboden des Korridors ausgespannt hatte. Die Fußtritte nahmen die gewohnte Richtung nach dem Korridor, und ich erwartete nunmehr einen Fall zu hören, allein nichts erfolgte. Den Leuchter in die eine und die Pistole in die andere Hand nehmend, trat ich hinaus. Das Seil war noch gespannt. Ich bückte mich, um es näher zu untersuchen, als plötzlich ein heftiger Luftstoß, über meinen Kopf fahrend, das Licht verlöschte, und irgend ein kalter Gegenstand über mein Gesicht strich. Ich dachte an Dich und streckte den Arm aus, konnte aber nichts erfassen. Es schien mir jedoch, als wenn ein Schatten oder ein Körper vor mir fliehe. Ich verfolgte ihn bis an den Eingang Deines Zimmers, wo er mir entkam. Allein schnell die Thüre schließend rief ich Jean zu, Licht zu bringen. Wir traten ein. Das Gemach war vollkommen leer, kahl und kalt, so wie Du es verlassen hattest. Ich blickte unter das Bett, zog die Vorhänge auf, kehrte die Kissen und Matratzen um, aber nichts fand sich. Nur der Baldachin war jetzt noch zu untersuchen. Ich ließ eine Leiter holen, setzte sie an die Bettpfosten und stieg hinauf. Kaum hatte ich die Höhe erreicht, als mir zwei Augen aus der Dunkelheit entgegen leuchteten.“ — „Ach, das erinnert mich,“ bemerkte ich, „an zwei Augen, die mich, wie ich glaubte, aus dem von der feuchten Luft beschlagenen Glase des Spiegels anstarrten.“ — „Wahrscheinlich dieselben. Sie waren rund und scheu, und gehörten einem häßlichen Gesichte an. So wie ich, hast Du, mein Freund, mit einer Nachteule zu thun gehabt, die ihr Lager auf dem Baldachin gebaut hatte, welches die Ueberreste ihrer Mahlzeiten, die Knochen von Mäusen, Ratten und jungen Hasen enthielt, die den Dir so widerlichen Gestank verbreiteten. Später sagte mir die alte Brigitte, daß dieser Lieblingsvogel des Indiers Toplak dessen Zimmer häufig besucht habe und nach seinem Tode verschwunden sei; allein ich glaube im Gegentheil, daß er, seiner Gewohnheit gemäß, auch später den Thurm zum Aufenthalte erwählt und seine Flüge durch das Schloß weiter ausgedehnt hat, und dort die höllische Jagd betrieb, die Dich so sehr in Schrecken setzte.“

Ich war etwas betroffen, meine furchtbaren Erscheinungen auf so einfache Weise gelöst zu sehen, aber es konnte kein Zweifel über die Richtigkeit herrschen.

„Hoffentlich wirst Du dieser ekelhaften Bestie den Hals umgedreht haben?“ bemerkte ich ärgerlich. — „Ich habe mich wohl gehütet, das zu thun,“ versetzte mein Freund. „Sagte Dir mein letzter Brief nicht, daß ich einen spiritus familiaris daraus gemacht habe? Dieses Thier ist mir sehr nützlich, um alles Ungeziefer zu vertilgen, welches im Laufe der Zeit durch die Vernachlässigung des Schlosses darin überhand genommen hat. Ueberdieß ist die Beibehaltung der Eule eine gute Lehre für die Bauern, welche diese Nachtvögel thörichter Weise verfolgen und den Aberglauben hegen, daß einer derselben, an das Scheunenthor genagelt, genügend sei, um alles Ungeziefer zu vertilgen, welches die Ernten verzehrt.“ — „Nun das mich betreffende Kapitel beendet ist,“ versetzte ich, „sei so gut und sage mir, was für Entdeckungen Du in Bezug auf die Familie Eglinton gemacht hast.“ — „Gern; aber diese Entdeckungen sind ernsterer Art,“ erwiederte Henry. „Du hattest Recht, Verdacht gegen den Indier zu hegen; es war ein Bösewicht. Ich habe Grund zu vermuthen, daß er seinen Herrn ermordet hat, um ihn zu bestehlen und mit dem Geraubten nach Indien zu entfliehen. Auf dem Speicher, welchen er bewohnte, habe ich in der Höhlung eines Balkens eine Schlinge von Guttapercha gefunden, die mir ganz besonders geeignet schien, einen Menschen zu erdrosseln, ohne Spuren zurückzulassen. Der alte Obrist hatte zwar, wahrscheinlich aus Mißtrauen, nie Geld im Hause, und bezahlte alle seine Arbeiter und Lieferanten, selbst den Bäcker und den Metzger, mit Anweisungen auf seinen Bankier; allein der Indier glaubte augenscheinlich an das Vorhandensein eines geheimen Schatzes, und suchte ihn beharrlich, unter dem Scheine von Trauer um seinen verstorbenen Herrn, namentlich in dem südlichen Zimmer, wo er sich nach dem Tode desselben tagelang einschloß, um angeblich durch Religionsübungen die Manen desselben zu versöhnen, da er ihn nicht, wie die Sitte seines Landes vorschrieb, auf den Scheiterhaufen und in die andere

Welt hatte begleiten können. Brigitte, welche große Furcht vor ihm hegte, hütete sich wohl ihn zu stören; allein die Ankunft der Familie Eglinton, und besonders der Umstand, daß die jungen Damen gerade von dem südlichen Zimmer Besitz nahmen, störte seine Plane und drohte alle seine Hoffnungen zu vereiteln. Er mußte ein Mittel finden, um seine Nachforschungen an diesem Orte fortsetzen zu können, und kam auf den Gedanken, den abergläubischen Gemüthern der Damen Furcht einzuflößen und sie dadurch zu vertreiben. Durch eine in der Decke des Zimmers befindliche geheime Fallthüre ließ er sich von dem darüber befindlichen Speicher aus an einer seidenen Schnur in dasselbe hinab und konnte auf diesem Wege oder durch das offene Fenster nach Belieben darin erscheinen und verschwinden. Für die Indier, deren jeder mehr oder weniger Gaukler ist und eine beispiellose Gewandtheit und Behendigkeit besitzt, sind solche Kunststücke nur Spiel. Was sein Kostüm betraf, so bestand es einfach aus einem Betttuche." — „Aber Du gibst mir nichts als Vermuthungen?" — „Welche sich auf nicht zu verwerfende Beweise stützen. Komm' und sieh' selbst."

Henry führte mich durch mehrere Stuben und zeigte tiefe, mit Hülfe eines sehr feinen Bohrers gemachte Löcher, deren augenscheinlicher Zweck war, die Wände und das Täfelwerk zu untersuchen. In dem Alkov, wo die jungen Mädchen geschlafen hatten, zählten wir mehr als hundert derselben.

„Diese Spuren einer beharrlichen Arbeit waren eine wahre Offenbarung für mich," fuhr Henry fort. „Ich schloß daraus, daß der Indier seine guten Gründe zu der Annahme



Das Geheimniß des Schlosses: Die Lösung des Räthsels. (S. 436.)

hatte, einer Entdeckung nahe zu sein. Nunmehr begann ich auch zu suchen, namentlich die Mauern und den Fußboden genau zu prüfen. Hier, auf der Stelle, wo Du stehst und wo sich früher das Bett befand, bemerkte ich ein Fach, das mit besonderer Sorgfalt eingefugt war. Nicht die leiseste Spalte ließ sich entdecken, aber das Holz war alt. Da ich selbst von der Tischlerei etwas verstehe und Niemand in mein Vertrauen ziehen mochte, so nahm ich mir Zeit und schritt langsam vorwärts. Jenes Fach ließ ich natürlich unberührt, legte aber von der Seite eine Mine an, die mich bald davon überzeugte, daß unter demselben eine Kiste von indischem Holze stand, welche wahrscheinlich die Schätze enthielt, nach denen der Indier suchte, und die er in Begleitung seiner Person nach der theuern Heimat zurückbringen wollte, aus der sie muthmaßlich gekommen waren. Weiter ging natürlich meine Neugierde nicht. Jetzt bitte ich Dich, augenblicklich an Sir Eglinton zu schreiben. Erzähle ihm Alles, um wo möglich die dunklen Nebel, von denen die Gemüther seiner Töchter umhüllt sind, zu zerstreuen."

Wir berechneten, daß Sir Eglinton schon in acht Tagen eintreffen könne. Diese Zwischenzeit benützte ich, die ganze Besitzung zu durchstreifen und alle bereits gemachten Verbesserungen in Augenschein zu nehmen. Alles war verändert und aus einem ungesunden Aufenthalt ein neues Paradies gemacht.

Am neunten Tage traf Sir Eglinton ein. Er dankte Henry mit großer Wärme für den außerordentlichen Dienst, den Letzterer ihm durch das Ausspüren der schändlichen Schliche des verworfenen Indiers geleistet hatte. Seine Töchter waren bereits viel ruhiger geworden, und er erwar-

tete Alles von der Zukunft. Henry zeigte ihm die Geräthschaften, deren sich der Elende bedient hatte: die Schlinge, die in die Wände gebohrten Löcher und die Fallthüre in der Decke, mittelst deren er in das Zimmer gelangt war, wo der vermuthete Schatz verborgen lag. Wir verschlossen uns alle Drei darin. Henry hob vor unsern Augen das Fach des Fußbodens auf, und es zeigte sich uns eine kleine aber sehr schwere Kiste. Der fest verschlossene Deckel mußte gewaltsam erbrochen werden und enthüllte beim Aufspringen eine Menge kostbarer Edelsteine, die uns im eigentlichen Sinne des Wortes blendeten. Auf denselben lag ein zusammengefaltetes Papier, welches einige Zeilen enthielt. Sir Eglinton öffnete es und las die Schrift, welche folgendermaßen lautete:

„Ich verberge diese Kiste an einem nur mir bekannten geheimen Orte, um dadurch der mir fortwährend drohenden Gefahr zu entgehen, von meinem treuen Diener Toplak erdrosselt zu werden, welcher der Sekte der Thugs anzugehören verdient, wenn er ihr nicht wirklich angehört. Ich könnte mich von ihm befreien und ihn in seine Heimat zurückschicken, allein er ist in der Bereitung und Servirung des Opiums unübertrefflich. Schlaf und Vergessenheit sind die einzigen Genüsse, welche mir mein älterer Bruder gelassen hat. Sein Sohn schrieb vor längerer Zeit an mich, um meine Verzeihung und eine Zusammenkunft zu erlangen. Ich verweigerte jedoch beides, denn — er konnte seiner Mutter ähnlich sehen! Allein ich will meinen Haß nicht mit in das Grab nehmen und widerrufe deßhalb den in einer unglücklichen Stunde über meinen Bruder und seine Nachkommenschaft ausgesprochenen Fluch. Möge mein Neffe mit dem Schlosse Malemort auch diese Reichthümer erben, und in einer weisen Benützung derselben das Glück finden, das mir versagt war.

James Eglinton."

Nachschrift. „Eine geometrische Zeichnung, welche ich fortwährend bei mir trage, wird den Ort des Versteckes angeben."

Keine solche Zeichnung war jedoch auf seinem Körper gefunden worden. Wahrscheinlich hatte sie der Indier entwendet, der ihre Bedeutung nicht zu enträthseln vermochte. Sir Eglinton verlangte, daß der neue Besitzer des Schlosses seinen Theil an dem auf so sinnreiche Weise entdeckten Schatze vorweg nehme; allein Henry weigerte sich und nahm nach langen Bitten nur einen großen Diamant an. Den Armen der Gemeinde machte der Baronet eine bedeutende Schenkung und überreichte auch mir einen Edelstein als Andenken.

So ist es gekommen, daß mein Freund Henry, der von allen Menschen am wenigsten Werth auf Juwelen legt, am Vordertheil seines Hemdes von grober holländischer Leinwand eine kostbare Busennadel mit einem großen Diamant trägt, den er vielleicht eines Tages aus reiner Liebe zur Wissenschaft in Luft auflösen wird; und daß ich am Finger einen Saphir vom reinsten Wasser trage, der vor Kurzem die Neugier einer Person in solchem Grade erregt hat, daß ihre Fragen mich veranlaßt haben, diese Erzählung zu schreiben.

Natur im Hause.

Ungebetene Gäste.

Von

Karl Ruß.

Die Speisekammer der sorgsamen Hausfrau ist wohl bestellt. Reiche Vorräthe von Fleisch, Speck, Butter, Honig, Schmalz, Talg, Grütze, Mehl, Zucker u. s. w., ja sogar mehrere Blech- und Napfkuchen sind da; denn die Tage des schönsten Festes für Jung und Alt, der lieben Weihnacht, nahen. Da muß sich Alles regen in der Wirthschaft und munter tummeln, die Hausfrau mit den Mägden um die Wette, denn große, große Vorbereitungen werden für das Fest gemacht. Die Speisekammer hat lange Zeit fast leer gestanden, doch jetzt ist sie um so mannigfacher und reichlicher gefüllt, denn man hat heute mit den Vorräthen für das Weihnachtsfest auch sogleich die für den ganzen Winter eingekauft. Wohlgefällig überschaut die Dame am Abend noch einmal ihre Schätze. Jetzt erst, mit dem Schlüssel in der Tasche, begibt sie sich zur Ruhe und legt sich denselben wohl noch gar unter das Kopfkissen, denn er ist ja der Hüter ihres ganzen Reichthums.

Doch kaum wird's stille im Hause, kaum sind die von den größeren Anstrengungen ermatteten Menschen in tiefen Schlaf versunken, da — husch, husch, regt und bewegt sich's in allen Ecken. Die in dem weitläufigen Hause wohnenden Mäuschen müssen sich ihre Krümchen mühsam zusammensuchen und sind daher daran gewöhnt, die Nacht hindurch von einer Stube zur andern zu wandern. Bald aber haben ihre feinen Näschen die plötzliche Entstehung eines wahren Schlaraffenlandes ausgewittert, und ohne Besinnen wandert die ganze Schaar einmüthig — nach der Speisekammer.

Ha, dort geht's jetzt lustig her, so recht eigentlich herrlich und in Freuden. Gleich als ob den kleinen Näschern das alte lateinische variatio delectat — Veränderung erst macht das Leben zur Lust — bereits längst als hohe Lebensweisheit bekannt sei, so springen sie von einer Leckerei zur andern. Vom fetten, saftigen Speck geht's an den mürben Braten, von dem rasch durchschnittenen Grützbeutel zum Reismehl, — ach, und da das herrliche, feine Weizenmehl, ha, welche Wonne, sich darin zu tummeln! Und dann ein wenig von der goldgelben Butter, dem Talg und süßen Gänseschmalz dazu zu schlürfen! Oder gar als Dessert an dem körnigen Honig, dem dicken Zuckersyrup zu lecken, und zum Stillen des Durstes von der fetten, sahnigen Milch zu nippen! Ja, das ist ein Göttermahl, wie es unsere Mäuschen wohl noch nie in ihrem Leben gehalten haben. Was thut's da, daß einige der lüsternsten Näscher sogleich ihre Gier mit dem Tode bezahlen müssen, daß eine in den Honighafen hinabgleitet, eine im Syruptopfe versinkt, eine andere im Gänseschmalz stecken bleibt und noch eine im Milchkübel ihr Grab findet. Sie sterben ja eines schönen Todes — und die andern sind desto lustiger.

Gar früh am nächsten Morgen regt sich die Hausfrau wieder und treibt die schläfrigen Mädchen zur flinken Arbeit aus den Betten herbei. Dann eilt sie in die Speisekammer, — aber wehe, wehe, was ist das! Das feinste Mehl in den Beuteln beschmutzt und verdorben, der Braten, Käse, Kuchen, der Speck und alles Uebrige angefressen, — o die bösen, bösen Mäuse! Das empfindlichste Unheil bemerkt sie erst später, ja zu spät; denn erst nachdem sie den Honig in einen großen Trog voll Pfefferkuchenteig gegossen, bemerkt sie die scheußliche Leiche in demselben und findet nun erst, daß der Syrup, mit dem sie, als sparsame Wirthin, den Kaffe der Ihrigen versüßt, das Gänseschmalz, mit dem sie eine große Anzahl Brodschnitten bestrichen und ebenso einige Milchgefäße, die sie ebenfalls bereits in den Gebrauch genommen hat, in derselben Weise verunreinigt sind.

Natürlich wird jetzt gegen die frechen Diebe ein mörderischer Krieg begonnen; mit Fallen, vergiftetem Weizen und einigen schnell angeschafften Katzen sucht man sie zu vertilgen, und viele der kleinen Näscher fallen diesen Verfolgungen auch zum Opfer. Eine Anzahl von ihnen ist jedoch schlau genug, allen diesen Gefahren zu entgehen und nach wie vor ihr Wesen zu treiben, besonders in der Speisekammer, wohin die selbst naschenden Katzen nicht eingelassen werden dürfen. Hier befestigt man hoch an den Balken Bretter, auf welche die Nahrungsmittel gelegt werden, hängt ebenso hoch das Mehl, die Grütze u. s. w. in Beuteln auf, und schützt die Milch, den Honig und andere Flüssigkeiten durch starke hölzerne Deckel. Die Mäuschen können zwar vermittelst ihrer Schwänze vortrefflich klettern und gelangen hier und da noch

immer zu den Schätzen der Kammer; im Ganzen sind die Letzteren jedoch zur Zufriedenheit der Hausfrau geschützt.

Dieß dauert eine Zeitlang. Da, eines Morgens findet sie zu ihrem Entsetzen eine noch weit ärgere Verheerung angerichtet. Eine Schaar Hausratten hat vom Keller her, wo sie längst an dem Wurzelzeug, Gemüse und Kartoffeln ihr Unwesen getrieben, den Fußboden durchgenagt und ist in die Speisekammer eingedrungen. Für diese bösen Gäste sind die gegen die Mäuschen getroffenen Vorsichtsmaßregeln keineswegs ausreichend; sie können ganz anders klettern als jene, und sind daher an den Leisten hinauf zu den Speckseiten gelangt, in welche sie furchtbare Löcher gefressen haben. Ebenso haben sie die Bindfaden, an denen die Mehl-, Grütz- und Backobstbeutel hingen, zerbissen, und den zur Erde gefallenen Inhalt auf eine scheußliche Art zugerichtet. Und schließlich ist es ihnen ein Leichtes gewesen, die Deckel von den Milch-, Honig-, Syrup- &c. Gefäßen zu stoßen und auch in diesen ihr Unwesen zu treiben.

Alle möglichen Abwehr- und Vertilgungsmittel werden jetzt gegen diese neuen Eindringlinge in Anwendung gebracht. Bei der ersten Phosphorvergiftung sterben einige, es kommen jedoch sogleich wieder mehrere hinzu, und nun sind sie klug geworden und fressen die verderblichen Bissen keineswegs mehr. Dasselbe ist es mit den Fallen; nachdem sich einige gefangen, gehen nimmermehr andere hinein. Auch die Katzen, jetzt in die Kammer gelassen, können keine Abhülfe gewähren; denn so lange eine von ihnen drinnen ist, hüten sich die Ratten wohl hineinzukommen; kaum ist sie aber fort, da tanzen sie auf Tischen und Bänken.

Und eine noch weit bösere Heimsuchung steht der Speisekammer, ja dem ganzen Hause bevor. Aus der benachbarten Mühle ist ein Rudel bitterböser Wanderratten herangezogen. Ihr erstes Beginnen war es, daß sie die Hausratten und Mäuse überfallen und bis auf die wenigen, welche davon geflüchtet, oder von den letzteren in enge Steinlöcher geschlüpft sind, sammt und sonders todtgebissen und aufgefressen haben. Dann sind sie über Alles, was Nahrungsmittel heißt, oder überhaupt nur eßbar ist, hergestürzt und haben in wenigen Nächten die gesammten Vorräthe unserer Freundin buchstäblich vertilgt. Vor ihnen gibt es fast gar keinen Schutz. Sie klettern an den steilsten Wänden in die Höhe, springen in ungeheuern Entfernungen auf die Spinden und Verschläge, durchnagen in kürzester Frist die stärksten Bohlenwände von Kisten und Kästen, springen dreist in die Milch-, Honig- und Speiseschüsseln und wieder hinaus, stecken in ihnen sonst unzugängliche, mit Oel u. s. w. gefüllte Steinkrüge ihre langen Schwänze und belecken dieselben, zernagen die Korke von den Wein- und Bierflaschen und verüben tausend andere Teufeleien.

Doch alles dieß ist nicht genug; von der Speisekammer aus verbreiten sich diese kleinen Ungeheuer durch das ganze Haus, in alle Etagen, bis zu den Dachräumen, und dann auch durch alle Ställe, Scheunen, über das ganze Gehöft. Und was für Unheil richten sie an! Schuhe und Stiefeln, Kleider, Wäsche und Betten werden in den Wohnzimmern fast vor den Augen der Leute mit unglaublicher Frechheit zernagt. Der Speck und die Würste in der Räucherkammer, Fleisch, Obst, Bohnen und andere Sämereien, nichts ist vor ihnen sicher. Im Getreide auf dem Kornboden, in den ungedroschenen Garben in den Scheunen, im Futter des Viehs, und besonders an dem jungen Federvieh und anderen jungen Hausthieren, die der nahende Frühling bringt, werden entsetzliche Räubereien von der scheußlichen Bande angerichtet.

Wir haben in den Bildern der „Natur im Hause“ bisher nur das thierische Leben geschildert, das dem Menschen lieb und traut entgegenkommt, ihm dienstbar ist, oder von ihm des Nutzens und Vergnügens wegen gehegt und gepflegt wird. Wenn wir in einigen Abschnitten auch die uns schädlichen und unfreundlich uns nahenden Wesen den Lesern vorführen, so hoffen wir auch mit dieser Natur im Hause ihm Freude — und auch Vortheil zu bieten. Es ist ja eine allbekannte Wahrheit, daß man Dasjenige, was man lieben, wie ebenso Das, was man bekämpfen will, recht kennen lernen muß. Und für alle Diejenigen, welche diese kleinen Plagegeister der Menschheit kennen lernen wollen, um sie erfolgreich zu bekriegen, — oder auch für Diejenigen, welche Naturliebe und Muth genug haben, sich mit ihnen zu befreunden, sind diese Schilderungen bestimmt.

Die Hausmaus — Mus Musculus Linn. — ist eigentlich ein zierliches, außerordentlich reinliches, munteres und liebenswürdiges Thierchen. Sie klettert, springt und schwimmt mit gleicher Geschicklichkeit, und der Naturfreund würde wirklich große Freude an ihrem lieblichen Wesen haben, um so mehr, da sie leicht zu zähmen ist, und sich dann ebenso traulich als gelehrig zeigt — wenn sie nicht so böse Eigenschaften hätte. Doch ihre Naschhaftigkeit und ihre Nagelust, welche beide vereint oft den bedeutendsten Schaden anrichten, lassen das kleine Geschöpf als eine große Plage der Menschheit erscheinen, um so mehr, da ihre Vermehrung eine so sehr starke ist. Sie bringt dreimal, an den Orten, wo es das ganze Jahr hindurch warm ist, wohl vier- bis fünfmal je vier bis sieben Junge zur Welt. Dieselben sind neun Tage blind, Anfangs ganz nackt, und liegen in einem weichen und warmen, aus Papier, Federn, Lappen u. s. w. an einem sichern Ort zusammengetragenen Nest. Um dieß letztere zu bauen, zernagt die alte Maus oft Betten, Kleider, Bücher u. s. w., und wenn sie Junge hat, ist sie so gierig, daß sie sogar Kanarien- und andere Singvögel im Bauer des Nachts überfällt und tödtet. Ihre Lieblingsnahrung sind Nüsse, Mandeln, Hanfsamen; sonst frißt sie eigentlich Alles, was eßbar ist. In die vielerlei Fallen, welche man ihnen stellt, und deren einfachste und beste die aus einem Ziegelstein gefertigte, sogenannte Studentenmausefalle ist, lockt man sie am besten mit gebratenem Speck oder bloß mit feinem Mehl.

Einen merkwürdigen Beweis ihrer Klugheit zeigen die Mäuschen dadurch, daß in einen Raum, in den zwei hintereinander geschlüpft und nicht wieder zurückgekehrt sind, sich andere nicht leicht mehr wagen werden. Ueberhaupt vermag das Leben der Mäuse dem aufmerksamen Beobachter wirklich einen reichen Stoff zu interessanten Wahrnehmungen zu bieten.

Die Hausratte — schwarze Ratte, Mus Rattus Linn. — ist ein ungleich häßlicheres Thier. Sie war im Alterthum noch bis zum dreizehnten Jahrhundert nicht bekannt. Dann kam sie zuerst in Deutschland vor, und hatte sich bereits im fünfzehnten Jahrhundert so ausgebreitet, daß sie eine arge Plage bildete und von dem Bischof von Autun förmlich in den Bann gethan wurde. Man nimmt an, daß sie aus Asien stamme, von wo sie sich jetzt über die ganze Welt verbreitet hat. Von einem Welttheil zum andern ist sie durch die Schiffe verschleppt worden, auf denen sie besonders oft eine schreckliche Plage bildet, indem sie die Vorräthe verzehrt und das Holzwerk durchnagt. In ihrer Lebensweise wie in ihrer Vermehrung ist sie den Mäusen gleich, nur beansprucht sie für ihre einzelne Person eine weit größere, schädlichere Wichtigkeit, und dazu lebt sie noch meistens in großen Gesellschaften beisammen.

Ein noch weit scheußlicheres Geschöpf ist aber die Wanderratte — Mus decumanus Linn. — Dieselbe war bis zum Jahre 1727 in Europa völlig unbekannt, ist erst dann auf Schiffen aus Südasien mitgekommen und hat sich über die ganze bekannte Erde verbreitet. Sie leistet an Gefräßigkeit, Raub- und Mordlust, und besonders im Zerstören von allen Gegenständen, die sie, mit alleiniger Ausnahme von Stein und Metall, leicht zu durchnagen vermag, wirklich Unglaubliches. Ihre Vermehrung erstreckt sich auf zwei- bis dreimal jährlich vier bis acht Junge. Dabei bewohnt sie nicht nur die menschlichen Gebäude, sondern gräbt sich an den Ufern von Landseen und Bächen tiefe Löcher, aus denen sie alle möglichen großen und kleinen Thiere überfällt, die sie nur bezwingen kann. Junge Enten zieht sie oft an den Beinen in die Tiefe und in ihre Löcher. Sie schwimmt, klettert und springt gleich vortrefflich. Selbst gegen feige Hunde und

Katzen kämpft sie oft mit Erfolg, und um wie viel schlimmer sie als die Hausratte ist, ersieht man daran, daß sie, wie bereits erwähnt, diese sogleich tödtet oder vertreibt, sobald ihr stetes Wandern sie an einen von ihnen bewohnten Ort führt.

Man hat gegen die argen Plagen der Ratten und Mäuse vielfache Mittel angewendet. Fallen von mancherlei Art, von Draht, mit Klötzen, Tritteisen u. s. w., sind meistens von geringem Erfolg, weil wohl die Ersten von der nur zu schlauen Bande sich allenfalls übertölpeln lassen, später aber keine Anderen mehr. Nicht viel zweckmäßiger sind Vergiftungen. Man tödtet damit wohl zuweilen eine große Anzahl der übeln Gäste, doch gar zu leicht können dabei auch die Hausthiere oder Menschen in ernstliche Gefahr gerathen.*) Besonders ist dieß bei Arsenik der Fall, den man niemals anwenden sollte, weil durch das Verschleppen der Brocken von den Ratten in Getreide u. s. w. nur zu leicht großes Unheil angerichtet werden kann. Weniger gefährlich ist Phosphor. Außerdem ist es sehr zweckmäßig, alle Löcher der Mäuse und Ratten, sowie die Zwischenräume unter den Dielen u. s. w. mit feinem, trockenem Sand auszufüllen, unter welchen man Torfasche und recht viel feine Glassplitter und hartgetrocknete Wachholdernadeln, auch Schnupftabak gemischt hat. Dieß pulverige und spießige Gemenge ist den Augen und Nasen der kleinen Plagegeister sehr gefährlich, und vertreibt sie daher oft.

Am vortheilhaftesten zur Abwehr derartiger Plagen sind jedoch, wie ja überhaupt meistens bei allen Vorkommnissen des Lebens, die ganz natürlichen Mittel. Zu diesen gehören alle guten Katzen. Ferner hege und schone man alle



Mäuse in der Speisekammer.

diejenigen Thiere, welche durch ihre Nahrungsweise von vornherein die Feinde der Ratten und Mäuse sind. Hierher gehören in den Gebäuden: der Iltiß, das kleine Wiesel und besonders die Eulen. In einigen Gegenden, z. B. in Holstein, hat man an den Häusern, Ställen und Scheunen Löcher angebracht, durch welche größere und kleine Eulen aus- und einfliegen können — und wahrlich, man kann sich selbst nicht leicht einen größeren Gefallen thun, als diese alles „Ungeziefer", welcher Art es auch sei, verfolgenden und daher so sehr nützlichen Vögel anzulocken, damit sie ihre hohlen Bäume verlassen und sich in unserer Nähe ansiedeln, um hier ihr geheimnißvolles aber sehr wohlthätiges Wesen zu treiben.

Viele Mäusearten, die den Sommer hindurch auf dem Felde leben, ziehen sich bekanntlich in der kalten Jahreszeit ebenfalls in die menschlichen Wohnungen hinein, kommen mindestens in die Scheunen, Ställe u. s. w. Ihre eifrigsten Verfolger sind die Busnaare (Bussarde), Raben, Häher, Nebelkrähen und Stacheligel, welche man daher und besonders weil sie keineswegs, wie die übrigen Mäusefeinde, Füchse, Marder, Elstern u. s. w., auch noch üble Eigenschaften haben, allüberall recht hegen und beschützen wolle!

Zum Schlusse erwähnen wir noch den Rattenkönig; derselbe soll aus einer Gesellschaft von wohl zehn und mehreren Ratten bestehen, die im engen Neste so dicht gesessen haben, daß ihre Schwänze in einander verwachsen sind. Die Erscheinung ist noch nicht recht beobachtet und bedarf daher erst der Bestätigung.

*) Verfasser weiß einen Fall, in welchem durch Phosphorbrei in einer Mühle 103 Ratten, aber leider auch 22 Enten das Leben verloren.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Die beschränkte Frau.

Von

A. v. Droste-Hülshof.



Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;

Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt' es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen," sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „In Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit,
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprüchwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege,
So hat dieß Wort ihn mehr gequält,
Als And're Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „es paßte schlecht!"
Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blütenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen,
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!" rief sie, „Mann,
Du ruinirst den ganzen Hagen!"
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu',
Dem werden sie entgegen eilen,
Der Handel ist ein zart Gebäu
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh' ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft geseh'n
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Kontobuche seufzend steh'n,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt,
Und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl," sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich, ihm entgehen?"

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Dein Alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick,
Und zählte, zählte nun auf's Neue,
Dann sprach er seufzend: „mein Geschick
Ist zu verwirrt, — dieß langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt, und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„Nein," sprach der Mann, „das soll nicht sein!"
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „schier möcht' es langen."

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All' ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.

Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt auf's Kontobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es," sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst Du Dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?"
Sie sah ihn an, — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

Meine Jagden in Uruguay.

Von

Fr. Gerstäcker.

Im Monat Juli des Jahres 1861 war es, daß ich auf meiner Tour von Montevideo nach der brasilianischen Grenze ein kleines Städtchen, Cerro largo, passirte und dort die Diligence verließ, um ein paar Tage in der Nachbarschaft zu jagen.

Wir hatten eine Menge Wild, Rothwild sowohl wie Kasuare (den amerikanischen Strauß) am Wege gesehen, aber die Gelegenheit, dieselben unterwegs zu erlegen, war so gering gewesen, daß ich beschloß, den alten Marterkasten, der sich eine Diligence nannte, ruhig fahren zu lassen und die Zeit, bis die nächste Post wieder vorüberkam, zu benutzen, nach aller Bequemlichkeit umherstreifen zu können. Brasilien erreichte ich ja doch noch zeitig genug, denn es lag kaum anderthalb Tagereisen von dort entfernt.

Um Mittag etwa hatten wir Cerro largo erreicht, und ein ziemlich ansehnliches Hotel für ein so kleines Nest lieferte wenigstens wieder einmal eine anständige Mahlzeit nach den letzten Tagen, die wir genöthigt gewesen waren, in erbärmlichen Gauchohütten zu kampiren. Das Hotel besaß sogar ein Billard, und zwar genau ein solches — vollkommen neu und französische Arbeit, — wie ich sie schon an der ganzen Westküste Amerikas in Guajaquil, Panama, Callao, Lima, Chorillos, Valparaiso und Talcuhana, ja selbst auf dem Gipfel der Cordilleren in Cerro de Pasco in Peru getroffen hatte — ein Billard mit eingelegter Arbeit, theils in kriegerischen Emblemen bestehend, theils die Schlachten von der Alma und Sebastopol, ja selbst schon die neueren des italienischen Feldzugs darstellend.

Diese Billarde sind alle nach einer Schablone gemacht, und fast — vielleicht genau — nach einer Größe, aber praktisch zum Verpacken, d. h. zum Auseinandernehmen eingerichtet, denn nach Cerro de Pasco z. B. mußten sie über die 16,000 Fuß hohe Cordillere auf dem Rücken von Maulthieren hinübergeschafft werden. Und eben diese praktische Einrichtung sichert anderen Nationen jenen enormen Absatz in fernen Welttheilen, denn ebenso gut und billig könnte der Deutsche alle diese Waaren liefern, aber er weiß nur nicht sie zu verwerthen, und arbeitet viel lieber billig für den Spekulanten und quält sich und müht sich ab, nur um nicht gezwungen zu sein, eines Schrittes Breite aus seiner altgewohnten Tretmühle hinauszuweichen und irgend eine neue Einrichtung in seiner Werkstätte zu treffen. Nur die Aufhebung des Zunftzwangs kann darin möglicherweise eine Aenderung herbeiführen, denn allein die Konkurrenz ist im Stande, den alten Schlendrian zu beseitigen.

Doch ich wollte ja hier gar nicht von französischen Billarden und deutschen Handwerkern und Zünften reden, sondern von amerikanischen Kasuaren und Jagdpartieen, und die beiden Dinge liegen doch eigentlich weit genug auseinander. Ich bekümmerte mich auch in der That nicht weiter um die übrige Einrichtung des Hauses, obgleich sie insofern einen angenehmen Eindruck auf mich machte, als das Ganze

eine größere Reinlichkeit zu verrathen schien, wie man es sonst gewöhnlich in Südamerika, und besonders in solchen kleinen Städten findet. Noch während des Essens bestellte ich mir ein „gutes Pferd“, das ich drei Tage als mein Eigenthum betrachten konnte, erkundigte mich zugleich nach den besten Stellen, an denen ich hoffen durfte, das nächste Wild anzutreffen, und fand mich vier Uhr Nachmittags schon wieder im Sattel, und zwar einer etwa fünf Leguas entfernten Station entgegen reitend, in deren Nachbarschaft ich der Aussage des Wirths wie einiger Gäste nach Kasuare und Hirsche die Hülle und Fülle finden sollte.

Mein Pferd, ein etwas langbeiniger Brauner, schien vortrefflich — wie man denn überhaupt in diesen Ebenen gar nicht selten ausgezeichnete, wenn auch gewöhnlich ziemlich unansehnliche Pferde findet. Der Aussage des Wirthes nach war es auch an's Schießen gewöhnt und ein ganz brauchbares Jagdpferd.

Dieser Versicherung traute ich nun nicht so recht, denn mein sogenanntes Jagdpferd hatte mir zu bewegliche Ohren, die es besonders bald vor- und bald zurücklegte, als ich mir im Sattel die Büchse in den Gurt einhakte. Doch das konnte ja auch Jagdeifer sein, und jedenfalls war ich schon aus dem Grunde gezwungen, dieß Pferd zu nehmen, weil ich an dem Nachmittag schwerlich ein anderes gefunden hätte.

Hier mag ich am besten auch gleich ein paar Worte über das Einhaken der Büchse sagen, da es vielleicht späteren Reisenden, die eine Büchse bei sich führen und diese im Sattel oft unbequem finden würden, von Nutzen sein kann. Ich habe nämlich so ziemlich alle Arten ausprobirt, um ein schweres Gewehr (meine Doppelbüchse, ein Bock, wiegt ziemlich 12 Pfund) praktisch und zum Gebrauch stets bereit, im Sattel zu tragen. Auf dem Rücken geht das gar nicht, denn bei scharfem Trab oder Galopp muß man es fortwährend mit einer Hand halten, sonst schlägt es Pferd und Reiter wund, und der Riemen reißt auch wohl einmal; schnallt man aber noch einen Gurt um das Gewehr und die Hüften, so hat man es nie rasch bei der Hand, wenn es einmal plötzlich gebraucht werden soll.

Durch die Pampas damals, als ich von Buenos Ayres nach Valparaiso ritt, schnallte ich es mir einfach mit einem starken Riemen um die Hüfte, daß der Lauf am linken Oberschenkel hinab lag. Bei dem ewigen Galoppiren aber brach ich zuletzt den eisernen Bügel ab; also auch das war unpraktisch. Auf dem Sattelknopf kann man es bei scharfem Reiten auch nicht liegen haben — außerdem ruinirt es den Sattel, und ist dort, wo Büsche im Wege stehen, vollends unausführbar.

Da ließ ich mir denn vor der letzten Reise nach Amerika einen kurzen, breiten und starken Riemen machen, der die beiden Läufe der Büchse gerade umschloß und dicht vor den Schlössern so fest als irgend möglich umgeschnallt wurde. Dieser Riemen darf aber nicht aus zu dickem Leder bestehen, denn er bleibt um die Büchse geschnallt auch beim Schuß, und es ist deßhalb nöthig, über ihn hin Visir und Korn völlig frei zu haben. An diesem Riemen so fest als irgend möglich angenäht, befindet sich ein eiserner, breiter Haken, mit der Spitze der Büchsenmündung zugekehrt und so geschnallt, daß er an die rechte Seite der Büchse zu sitzen kommt.

Diesen Haken nun hakt man einfach in den Ledergurt, den man als Gürtel trägt, und die Büchse hängt dadurch fest am Körper, an der linken Seite, so daß man sie selbst beim Aufsteigen nicht anzurühren braucht. Einmal im Sattel aber, und selbst beim schärfsten Ritt, liegt sie auf dem linken Bein, während man sie nur leicht auszuheben braucht, um sie augenblicklich zum Gebrauch bereit zu halten. Um außerdem ganz unbehindert zu sein, hatte ich selbst meine Satteltasche zurückgelassen. Meine Munition, für drei Tage genügend, trug ich in der Kugeltasche, ein reines Hemd und ein paar Socken band ich mir um den Leib, und fort ging der Ritt in die Pampas hinein.

Allerdings hatte sich mir ein junger Bursche zum Begleiter angeboten, und zwar für den mäßigen Preis von zwei Dollars per Tag. Er versicherte auch, er sei ein ganz ausgezeichneter Jäger, habe nur kein Gewehr, und sein Pferd sei gerade lahm, ich könnte ja aber wohl ein anderes für ihn hier bekommen, und eine Flinte wolle er sich auch schon verschaffen.

Leider konnte ich von seinem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen, denn ich wußte aus Erfahrung, wie lästig einem Jäger ein solcher Bursche werden mag. Auf der Pirsche muß man überdieß allein sein, wenn man einen Genuß davon haben will, und allein trabte ich denn auch bald in das sonnige, weite Land hinaus.

Der östliche Theil von Uruguay — denn nur diesen habe ich kennen lernen — besteht durchgängig aus flachem, d. h. wellenförmigem, unbewaldetem Land. Nur in den nördlichen, also nordöstlichen Strichen zeigen sich in den kleinen Thaleinschnitten — wenn man bloße Vertiefungen so nennen darf — inselgleiche Gebüschgruppen, aus denen nicht selten hochstämmige, schlanke Palmen emporragen und den Reisenden eigentlich überraschen.

Uruguay ist nämlich nichts weniger als ein tropisches Land, denn mit seiner äußersten nordöstlichen Spitze schiebt es sich nur in den 31. Breitengrad hinein, und Cerro largo liegt etwa unter dem 35. In den Wintermonaten — und wir befanden uns gerade mitten in dieser Jahreszeit — deckt denn auch oft dichter, weißer Reif die Pampas, der die weiten Flächen wie beschneit erscheinen läßt, und kleine, oder doch stillstehende Lachen zeigen fingerdickes Eis. Dazu nehmen sich die schlanken Palmen freilich wunderlich genug aus, wenigstens für das Auge eines Europäers, der mit dem Begriff von Palmen nicht gewohnt ist, Eis und Reif in Verbindung zu bringen.

Selbst über Mittag war in dieser Zeit die Luft so kühl, daß man den Poncho beim langsamen Reiten recht gut vertragen konnte, und erst als ich in der Nähe von Cerro gar kein Wild sah und meinen Braunen ein wenig austraben ließ, nahm ich ihn ab und legte ihn vorn quer über den Sattel.

Ich passirte ein paar allerliebste Haciendas, d. h. allerliebst, soweit es ihre Lage in grünen Büschen betraf, zwischen denen die lichten Gebäude hervor schienen. Kommt man ihnen aber zu nahe, so findet man nichts weiter als leere, ungemüthliche Räume, Schmutz und Ungeziefer, und faule, lässige Bewohner, die nur allein dem lieben Gott die Sorge für ihr Leben überlassen. Die Natur thut Alles, solche Plätze mit ihren Reizen auszuschmücken — der Mensch gar nichts.

Ich hatte hier aber auch nichts zu suchen und war überhaupt nicht ausgeritten, um bequem und wohnlich eingerichtete Haciendas zu finden, sondern Wild, und da sich das hier in der Nachbarschaft noch nicht zeigte, ritt ich eben weiter. Zwei Stunden mochte ich etwa im Sattel sein, als ich die ersten Kasuare, und zwar zur Linken, aber weit draußen in den Pampas entdeckte. Ich folgte hier einem befahrenen Wege, der mich doch jedenfalls zu einer menschlichen Wohnung bringen mußte, und ließ mich deßhalb durch dieß erste Wild nicht aus meiner Richtung verlocken. Es genügte mir vor der Hand, daß ich wieder ein Jagdterrain erreicht hatte, und wo diese Thiere standen, gab es auch nachher noch mehr.

Die Sonne neigte sich schon zum Horizont, an dem ich, noch ziemlich weit von mir, einen einzelnen Rancho oder eine Gauchohütte erkennen konnte, als ich, gerade auf dem Gipfel einer jener wellenförmigen Erhöhungen angelangt, links von mir einen Trupp von elf oder zwölf Kasuaren entdeckte, und mitten zwischen ihnen, ein gar nicht so seltener Fall, äßte sich ein alt Thier mit seinem vorjährigen Sprößling. Nun wußte ich nur zu gut, wie wenig der Reisende oder Jäger in diesen einzeln gelegenen Ranchos erwarten darf, wenn er sich nicht selber seine Lebensmittel mitbringt, und die Gelegenheit war deßhalb viel zu verlockend, nicht eine

Kugel auf das prächtige Schmalthier zu verwenden, das delikates Wildpret geben mußte.

Die Kasuare hatten mich allerdings schon gesehen, hoben die langen Hälse und drehten mir die klugen Augen zu; da ich aber meinen Kurs beibehielt und nur ein klein wenig nach ihnen hinüberschritt, um in Schußnähe zu kommen, wurden sie noch nicht flüchtig und folgten nur aufmerksam jeder meiner Bewegungen. Auch das Altthier hatte den Kopf gehoben und sicherte herüber. Da diese Thiere aber hier gar nicht verfolgt, ja kaum belästigt werden, und ihre langbeinigen Gefährten auch noch keine Unruhe zeigten, so äugte die Alte eine kurze Weile nach dem Pferd herüber und äßte sich dann ruhig weiter.

Im Anreiten überlegte ich mir jetzt, was ich thun solle: vom Pferde schießen oder absteigen. Der Wirth hatte mich allerdings so fest versichert, daß ich vollkommen ruhig und unbesorgt aus dem Sattel schießen könne, denn er habe es selber oft und oft von dem Rücken des männlichen Thieres aus gethan, aber ich traute einer derartigen Wirthsversicherung nicht recht, denn was thut der Mensch nicht, um ein paar Dollars für die Miethe eines Pferdes zu bekommen? Stieg ich aber ab, und das Pferd scheute wirklich vor dem Schuß, so war Zehn gegen Eins zu wetten, daß es sich losriß und mit meinem Sattel in alle Weite ging, denn das Wild hätte mir keinesfalls Zeit gelassen, den Lasso zu lösen und zu befestigen.

Das Gescheidteste blieb also jedenfalls, den Versuch zu machen und des Wirths Versicherung einmal auf die Probe zu stellen. Wenn mein Brauner nur wenigstens stillstand, bis ich geschossen hatte, das Uebrige fand sich nachher von selber, und ich war doch jedenfalls „an Bord“. Indessen rückte ich dem Rudel Wild, das fortwährend Front gegen mich hielt, wie ich es passirte, immer ein wenig näher und mochte etwa auf 120 Schritte hinangekommen sein, als der Führer der Kasuare, ein alter, langbeiniger Gesell, Miene machte, das Weite zu suchen. Darauf durfte ich nicht warten. Ich zügelte meinen Braunen ein und hob die Büchse; er stand in der That baumfest, und nur sein linkes, dem Büchsenlauf zugedrehtes Ohr zuckte herüber und hinüber, während er das rechte scharf gegen das Wild zugespitzt hielt. Er nahm jedenfalls mehr als nöthiges Interesse an der Jagd. Aber Zeit zum Ueberlegen blieb mir auch nicht; der Vorsicht halber — denn ich wußte nicht, was nach dem Schuß geschah — hatte ich nur Ein Zündhütchen aufgesetzt, stach, zielte, und als ich das Schmalthier ordentlich auf das Korn bekam, drückte ich ab.

Getroffen hatt' ich, soviel war sicher; das schlanke Geschöpf zeichnete bei dem Schuß, aber weiter blieb mir auch keine Zeit etwas zu beobachten, denn ich konnte eben noch den Zügel auffassen, als mein Brauner auch mit allen Kräften ausgriff und wie ein Pfeil über die Pampas flog. Im ersten Moment glaubte ich, er ginge mit mir durch — und eigentlich war das auch wirklich der Fall und an Einhalten kein Gedanke — aber er hatte keineswegs vor dem Schuß gescheut, sondern setzte nur in voller Carrière hinter den jetzt flüchtig davongehenden Straußen drein, ohne sich um die beiden Stücke Wild, die sich links von den Kasuaren abschlugen, viel zu kümmern. Ich sah nur noch, daß das Schmalthier ein paar Mal stehen blieb, und dann wieder mühsam der Alten folgte, bis ich im nächsten Augenblick in eine der Mulden eintauchte, in der die langbeinigen Vögel dahinflohen.

Umsonst versuchte ich jetzt, meinen Braunen von der vollkommen nutzlosen Hetze hinter den flüchtigen Thieren her abzulenken, und ihn nach Links oder Rechts zu bringen. Gott bewahre. Er hielt das scharfe Gebiß zwischen den Zähnen und schien fest entschlossen, noch an diesem Abend mit dem Rudel Kasuare in irgend einem entlegenen Theile Uruguays zu Nacht zu speisen, so daß mir nichts Anderes übrig blieb, als ihn eben laufen zu lassen, bis er von selber müde wurde.

Höchst spaßhaft waren dabei die Kapriolen der so unfreiwillig gejagten Vögel, die mit den nutzlosen Flügeln wenigstens so viel als möglich Luft zu fangen suchten, und Beine wie Hals dabei nach allen Seiten hinausschlenkerten. Aber allen Respekt vor der Tragkraft und Gelenkigkeit dieser Beine, denn mein Thier flog wie der Wind über die Ebene, und doch war ich ihnen noch nicht näher gerückt; freilich hielt ich auch mit ihnen Schritt, und das schien meinen Braunen nur noch mehr anzufeuern. Allerdings führte ich einen Lasso am Sattel, aber seit ich mir den rechten Arm einmal in Deutschland aus der Kugel gefallen, bin ich nicht mehr im Stande ihn zu werfen, habe überhaupt nie eine große Geschicklichkeit darin besessen — wozu also die Hetze?

Endlich erreichten wir eines jener kleinen Dickichte, um welches die Kasuare herumflohen, daß sie uns wenigstens aus den Augen kamen. Jetzt lenkte ich mein Pferd auf die andere Seite desselben, und es gehorchte dießmal, weil es vielleicht glauben mochte, ich wollte den Verfolgten den Weg abschneiden. Wie ich den Braunen aber erst einmal so weit hatte, hielt ich seinen Kopf gerade auf das Dickicht zu. Das aber wäre mir beinahe übel bekommen, denn er schien große Lust zu haben, es richtig anzunehmen, und nur mit größter Mühe konnte ich ihn von der Tollheit abbringen. Ich wäre dort rettungslos in Dornranken und Gestrüpp hängen geblieben.

Zuletzt kam er zur Vernunft; er mochte auch wohl selber müde geworden sein, und ich war jetzt im Stande ihn dahin zu lenken, wohin ich ihn haben wollte. Langsam trabte ich nun den Weg zurück, den wir so geschwind hergekommen waren, und suchte vor allen Dingen die Stelle wieder zu finden, von wo aus ich das Schmalthier geschossen hatte. Noch ehe ich diese aber erreichte, sah ich rechts ein einzelnes Stück Wild auf der Höhe stehen. Wenn das das Altthier, dann hatte sich das angeschossene Stück auch jedenfalls niedergethan. Rasch ritt ich darauf zu, und fand bald, daß ich mich nicht geirrt: mein Schmalthier lag verendet im Gras, und die Alte zog sich nur langsam und widerstrebend von der Stelle zurück. Sie blieb auch fortwährend in Schußnähe, aber ich dachte natürlich nicht daran sie zu erlegen, denn ich hatte Wildpret genug.

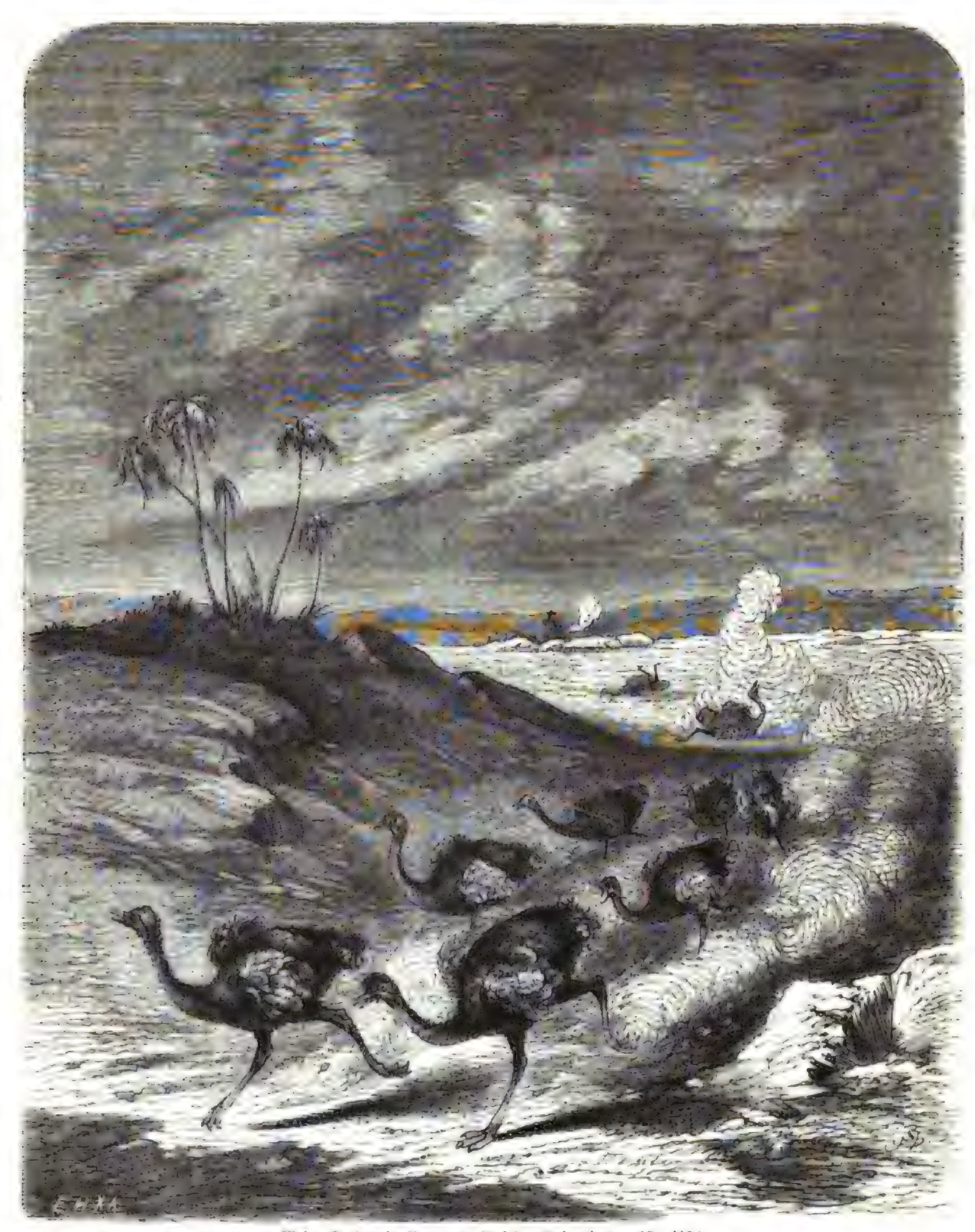
Um rasch fertig zu werden, schnitt ich dem Schmalthier nur die Keulen ab, denn ich wußte schon, daß ich das Wildpret doch allein verzehren mußte, da es die Gauchos nicht anrühren, und dann hatte ich auch an den beiden Keulen übrig genug. Freilich war es mir ein unangenehmes Gefühl, den verstümmelten Körper zurückzulassen, wo ich wußte, daß die Alte den Platz wieder aufsuchen würde, sowie ich ihn verlassen hatte; aber der Mensch ist ja nun einmal ein grausames Geschöpf, und da er sich für den Herrn der Thierwelt hält, disponirt er über Alles, was er erreichen und bewältigen kann, als ob er auch ebenso leicht im Stande wäre, das Vernichtete wieder zu erschaffen.

Von dieser Stelle aus konnte ich auch deutlich den schon vorher bemerkten Rancho erkennen und ritt jetzt langsam darauf zu, um mein Pferd wieder etwas abzukühlen. Mit Jagen durfte ich mich heute doch nicht mehr aufhalten, wenn ich nicht die Nacht im Freien zubringen wollte.

Was für ein trostloser Aufenthalt eine solche Gauchoshütte ist! Und recht deutlich kann man dort erkennen, wie viel der Mensch gewöhnlich zum Leben braucht, und wie wenig er eigentlich in Wirklichkeit braucht, mit wie wenig er auskommen kann. Ein solcher Rancho deckt denn auch mit seinem Dach nur einfach zwei Kolonieen lebender Wesen: eine kleine von Menschen und eine sehr bedeutende von Flöhen, von denen die Letzteren eigentlich weit mehr Bequemlichkeiten haben als die Ersteren. Ein paar Bettgestelle, oft nur aus Lehmbänken bestehend, oder, wenn von Holz, mit Kuhhäuten überspannt, ein paar Sessel, ein Tisch und ein paar eiserne Töpfe und Schüsseln von irdenem Geschirr, das ist der ganze Hausrath, mit dem die Frau wirthschaften mag, wenn der Mann draußen hinter seinem Vieh herreitet. Die Leute

kennen und verlangen aber auch nicht mehr, und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß sie sich nicht glücklich dabei fühlten.

Ich selber brauchte vor der Hand auch nicht mehr, da ich mir glücklicherweise meine Mahlzeit mitgebracht; denn zu essen gab es in dem Rancho, wie ich bald fand, gar nichts,



Meine Jagden in Uruguay: Auf der Kasuarjagd. (S. 447.)

etwas getrocknetes Kuhfleisch ausgenommen. Dann legte ich meinen Sattel in die eine Ecke als Kopfkissen, die Satteldecken als Matratze, den Poncho als Decke gebrauchend, und war so völlig bereit, bis zum nächsten Morgen die Flöhe zu füttern. Vorher aber unterhielt ich mich noch eine Weile mit dem Wirth, der etwas später eingetroffen war als ich, und erkundigte mich nach der Jagd in der Nachbarschaft. Nun ist sonst die gewöhnliche Antwort, wenn man Jemanden in irgend einem fremden Welttheil nach dem Wildstand frägt: „Ja hier in der Gegend ist nicht viel, wenn Sie aber

20 oder 30 Meilen weiter da oder dorthin gehen, dann treffen Sie genug zum schießen." Ich war darauf auch vollständig vorbereitet, wurde aber sehr angenehm durch das Gegentheil überrascht, denn der junge Gaucho versicherte mir, venados (Hirsche) und avesdruz (Kasuare) gäbe es hier herum gerade genug, wenn ich die etwa schießen wolle. Sonst könne ich auch noch ein paar Leguas weiter zu Don Pablos' Estancia reiten — dort wären ebensoviel wie hier, vielleicht noch etwas mehr."

Das blieb mir dann immer; vor der Hand wollte ich also erst einmal versuchen, was in der Nachbarschaft zu machen war, und beschloß deßhalb, am nächsten Morgen zu einer Frühpirsche noch vor Tag aufzubrechen.

Die Richtung, die mir der junge Gaucho bezeichnete, und in der ich das meiste Wild treffen sollte, lag einem kleinen, etwa 800 Schritte von dort befindlichen Dickicht zu, aus dem sich die Leute ihr Feuerholz holten, und noch deckte am nächsten Morgen tiefe Dämmerung das Land, als ich jenes kleine, von einzelnen Palmen überragte Gebüsch, oder besser „Wäldchen", wie einen dunklen Schatten vor mir sah. — Allerdings lag dieses, wie alle derartigen Gehölze in der Nachbarschaft, ziemlich tief; hielt ich mich aber in dem Schatten seiner Ränder, so konnte ich wenigstens, sobald es hell wurde, die es rings umschließenden Abdachungen übersehen und mir dann eine Stelle aussuchen, an der ich mit gutem Winde in die Höhe pirschen mochte. Jedenfalls war es einen Versuch werth.

Die Dämmerung ist allerdings nur sehr kurz, dennoch erreichte ich das gewünschte Versteck zur rechten Zeit, und ohne anscheinend irgend etwas gestört oder beunruhigt zu haben, drückte ich mich unter einen Busch und erwartete hier den vollen Tag mit dem Teleskop in der Hand und die Büchse schußfertig neben mir. Noch war es nicht ganz hell, als ich plötzlich über den mit ziemlich hohem und gelbem Gras bewachsenen Hang ein Stück Rothwild flüchtig und schräg daran niederspringen sah, dem, wie mir schien, ein Wildkalb folgte, ich konnte wenigstens deutlich einen ziemlich gleichfarbigen Körper, der aber kleiner zu sein schien, dahinter erkennen. Als das Altthier — für das ich es halten mußte —, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden, über die offene Blöße eines kleinen ablaufenden Hügelstreifens fuhr, folgte ihm das, was ich für ein Kalb gehalten, nicht mehr. Hatte es sich gedrückt? — Es wäre doch sonderbar gewesen, wenn die Alte ihr Junges so sorglos sollte zurückgelassen haben. Kälber gab es eigentlich gar nicht mehr, nur Schmalthiere und Spießer, dafür war es mir aber zu niedrig vorgekommen. Doch was es auch gewesen, ich wartete vergebens auf sein Wiedererscheinen, und als die Wolken schon von der nahenden Sonne erglühten, und ich an den Hängen rings umher kein lebendes Wesen mehr erkennen konnte, beschloß ich, den nächsten Hang hinauf zu pirschen, denn hier auf dem Anstand zu bleiben, kam mir doch etwas zu unsicher vor.

Vorsichtig schlich ich aufwärts, und nur erst ein kleines Stück am Hang hinauf wurde die Pirsche schon interessant, denn mit jedem Fußbreit, den ich höher stieg, bekam ich auch wieder ein neues Stück Terrain zu übersehen, auf dem überall Wild stehen konnte. Besonders der Kasuar will aber vorsichtig angepirscht sein, denn sein langer, dünner Hals mit dem Entenkopf, in dem ein paar Adleraugen sitzen, hat gewöhnlich den anschleichenden Jäger schon lange erspäht, wenn dieser seine Nähe noch nicht einmal ahnt und sich vollkommen unbemerkt glaubt. Glücklicherweise lagen oben an dem Hang zerstreut einzelne ziemlich große Felsblöcke, um welche die Winterregen das Erdreich wahrscheinlich abgewaschen hatten, und erst einmal in den Bereich dieser gelangt, konnte ich auch gedeckt den oberen Rand erreichen. Rasch pirschte ich mich an einen dieser Steine an, blieb einen Moment ruhig dahinter liegen, um erst wieder ordentlich zu Athem zu kommen, und hob dann den Kopf.

Ich erschrak ordentlich. Dicht und unmittelbar vor mir, nicht zehn Schritt, ach nicht sechs von mir entfernt, stand ein riesiger Kasuar, ein einzelnes Männchen, das sich entfernt von seinem Rudel äßte und so sicher zu sein schien, daß es auch nicht ein einziges Mal den Kopf hob. Es kam mir ordentlich wie Mord vor, den Vogel auf die Distance todtzuschießen, ich hätte ihm ja mein Messer in den Körper werfen können — und sollte ich ihn laufen lassen? Ja; wenigstens wollte ich in der Flucht schießen, denn auf die Entfernung konnte ich ihn ja doch nicht fehlen, und hatte dann auch Vergnügen von dem Schuß. Ich überlegte nicht lange, und sprang, die Büchse im Anschlag, hinter meinem Rain vor. Der Kasuar hielt noch den Kopf am Boden und pflückte sich das junge, erst kürzlich aufgeschossene Gras ab, aber zwischen seinen langen Beinen durch hatte er mich gesehen, oder doch wenigstens den dunklen Schatten eines Feindes bemerkt, und ohne den Kopf vorher in die Höhe und einen vollen Blick auf die drohende Gefahr zu werfen, schleuderte er auf einmal seine langen Beine hinten aus, und floh wie ein Rennpferd, gerade von mir fort, den Hang entlang.

Auf eine so rasche Flucht war ich allerdings nicht gefaßt gewesen, aber die Büchse fuhr, fast unwillkürlich, an den Backen; ich zielte aufmerksam und ruhig, und drückte erst ab, als ich meines Zieles vollkommen sicher war. Mit dem Schuß sah ich die Federn abstieben, die ein frischer Ostwind nach links hinüberführte, und erwartete nun jede Sekunde den flüchtigen Vogel zusammenzucken und stürzen zu sehen. Meine Kugel hatte er doch jedenfalls bekommen, und was sollte ich eine zweite daran wenden? Blei war überhaupt in den Pampas gar nicht wieder zu bekommen. Aber er fiel nicht. Schon hob ich die Büchse zu einem zweiten Schuß; jetzt warf er die kurzen, ungelenkigen Flügel in die Höhe und fuhr auf die Seite — nun endlich, ich wußte doch, daß ich ihn nicht gefehlt hatte; aber noch einmal raffte er sich in die Höhe, und jetzt — war er wie in den Boden hinein hinter einer Senkung des Hügels verschwunden.

Was ich laufen konnte, folgte ich ihm, um wenigstens den Platz zu merken, auf dem er zusammenbrechen würde — ja zusammenbrechen. Als ich den etwas höher gelegenen Punkt erreichte, erkannte ich meinen schon so sicher gehaltenen Kasuar in weiter, weiter Ferne und lange außer Schußbereich, noch immer in wilder Flucht, bis er endlich am Horizont stehen blieb, den Kopf nach links und rechts hinüberdrehte und dann — ich konnte ihn mit meinem Teleskop so deutlich erkennen, als ob er wieder vor mir stand — ruhig zu äßen anfing. Ich ging jetzt auf den Anschuß zurück und fand auch nicht einen Tropfen Schweiß. Nur die Rückenfedern hatte ich ihm ab-, also auf die kurze Distance zu hoch geschossen, und mein Kasuar war — noch einmal zu gebrauchen.

Einen besseren Beginn hätte ich mir nun schon für meine Morgenpirsche gewünscht, aber ich tröstete mich trotzdem mit dem Gedanken, daß ich den Kasuar ja vollkommen in meiner Gewalt gehabt, ich brauchte nur zuzulangen, aber es blieb doch immer nur eine unvollkommene Entschuldigung und etwa gerade dasselbe, als wenn ich einen Hasen im Lager treffe, ihn mit der Mütze hinauswerfe und nachher — fehle.

Mit der Untersuchung des Bodens beschäftigt, hatte ich, nachdem ich meinen abgeschossenen Lauf wieder geladen, wenig auf meine Umgebung oder die weiten Pampas geachtet, denn es gibt nichts Fataleres für einen Jäger, als ein Stück zu verlieren, auf das man geschossen. Erst aber einmal vollständig überzeugt, daß es verloren sei, nahm ich auch wieder mein Teleskop vor, als ich auf kaum 300 Schritte Entfernung, also schon fast in Schußnähe, ein volles Rudel Kasuare erkannte, das in scharfem Trabe über die Pampas und schnurstracks auf mich zukam. Sie mußten mich dabei gesehen haben, denn ich stand vollkommen auf der Höhe, und nun fiel mir ein, daß ich eine Weile dort gebückt umhergekrochen war, was die Aufmerksamkeit dieser neugierigsten aller Vögel jedenfalls auf sich gelenkt hatte. Jetzt aber

stand ich aufrecht, und plötzlich, auf etwa 250 Schritte, hielten sie und äugten, die Hälse alle lang erhoben, nach mir herüber. Fast unwillkürlich duckte ich mich in das Gras, aber dieß Verschwinden schien sie eher unruhiger zu machen als sicher, denn sie kamen nicht mehr näher, sondern liefen auf der Stelle, an der sie sich gerade befanden und wohin ein unbemerktes Anpirschen unmöglich gewesen wäre, auf und ab.

Jetzt fiel mir ein, was mir der alte Majordomo, der Postkutscher, mit dem ich von Montevideo abgefahren war, gesagt hatte: daß der Strauß nämlich vor einem Menschen oder Pferd regelmäßig fliehe; sobald er aber etwas bemerke, über dessen Wesen er in Zweifel bliebe, sehr leicht herangelockt werden könne. Man brauche sich z. B. nur mit dem Rücken auf die Erde zu legen und mit den Beinen zu strampeln, und sie kämen gewiß. Das mit den Beinen Strampeln schien mir nun freilich ein etwas zu gewagtes Experiment, obgleich es möglicherweise seinen Zweck auch erreicht hätte, aber ich machte etwas Anderes. Ich band mein Taschentuch oben zu einem Knopf um den Lauf meiner Büchse, so daß es eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Straußenhals und Kopf darin bekam, streckte mich dann lang auf der Erde aus und hob die Büchse mit dem vermeintlichen Kopf daran in die Höhe, daß sie langsam hin- und herschwankte. Das half. Nur wenige Minuten hatte ich das Spiel getrieben und den Lauf auch wieder einmal langsam in's Gras sinken lassen, als sich der Führer des Rudels wieder in Bewegung setzte, und jetzt zwar langsamer als vorher, aber doch wieder von all' den Uebrigen gefolgt gerade auf mich zukam. Ich hatte mich, so gut das gehen wollte, hinter ein paar Büschel hohes Gras gedrückt; kam es doch auch weniger darauf an, meine Gestalt, als nur die bestimmten Umrisse derselben zu verbergen, denn daß etwas Lebendes dort sei, wußten die Thiere ja ohnedieß. Immer näher heran rückten die neugierigen Vögel, und während die Aeltesten des Trupps noch immer sichernd und aufmerksam die Köpfe hochhielten, schienen sich die Jüngeren gar nicht mehr um das zu bekümmern, was sie eigentlich hierhergeführt, denn sie spielten mitsammen und jagten sich untereinander um die Uebrigen her. Das Rudel war mir indessen auf etwa 70 oder 80 Schritte herangekommen, und da mir nach den Erfahrungen von heute Morgen gar nichts daran lag, sie zu nahe zu bekommen, so machte ich mich jetzt schußfertig. Das Tuch streifte ich sehr leicht von meinem Lauf, indem ich denselben nur auf den Grasbüschel niederdrückte und etwas zurückzog. Schwieriger war es in dieser Lage zu schießen, denn ein so alter Jäger ich auch sein mag, und so ruhig ich gewöhnlich bin, das Herz wird einmal bei solchen Gelegenheiten klopfen, man mag dagegen thun, was man eben will. Fehlen mochte ich aber auch nicht noch einmal, und mich deßhalb so weit emporrichtend, daß ich zum Knieen kam, nahm ich den ersten und größten der Kasuare auf's Korn und drückte ab.

Dießmal brach er mit dem Krach der Büchse zusammen, und wenn auch die ganze Gesellschaft bei dem Schusse einen, ich möchte fast sagen gemeinschaftlichen Satz machte und sich zum Fliehen wandte, so fehlte ihnen doch der Führer, der in wunderlichen Kapriolen am Boden umherzuckte, und unschlüssig und erschreckt blieben sie stehen. Meine zweite Kugel traf einen anderen ebenso sicher, und die Verwirrung schien jetzt allgemein. Umschauend hatte ich aber, etwa 20 Schritte von da entfernt, einen großen Steinblock bemerkt, der etwas weiter zurücklag, und dorthin lief ich jetzt, so rasch ich laufen konnte, um hinter dem Stein wieder unbemerkt laden zu können. Die Vögel waren auch wirklich so verdutzt über den plötzlichen Angriff und meine Erscheinung, daß sie sich fortwährend mit den sonderbarsten Kapriolen nur auf der einen Stelle herumdrehten und immer die gestürzten Kameraden umkreisten. Auf mich achtete keiner von ihnen, bis ich jetzt mit einer sicheren Auflage auf dem Stein und völlig gedeckt wieder und wieder die todbringenden Kugeln versandte. Der dritte brach im Feuer zusammen, der vierte lief noch eine kurze Strecke, und mit dem floh jetzt das Rudel, dem es nun doch in der Nachbarschaft unheimlich werden mochte.

Als dieser aber krank wurde und sich ebenfalls niederthat, blieben sie wieder bei ihm stehen und gaben mir nochmals Zeit zum Laden. So schoß ich den fünften und verwundete den sechsten, und das sehr arg mitgenommene Rudel floh jetzt mit dem kranken Kameraden steppein, so rasch sie die langen Beine trugen, und hielt auch nicht wieder an, so lange ich ihnen mit den Augen folgen konnte.

Fünf hatte ich auf der Decke, und sobald ich wieder geladen, ging ich daran, ihnen die Flügel abzuschneiden, denn das ist das Einzige, was sich von diesen Thieren benützen läßt. Fleisch haben sie gar nicht, außer eine unbedeutende Kleinigkeit an den Flügelknochen, da dort nur schwache Sehnen sitzen. Das Fleisch der Schenkel dagegen ist so von Muskeln und Sehnen durchzogen, daß es, selbst bei jungen Thieren, ungenießbar bleibt, oder doch wenigstens nur im größten Nothfall gegessen wird. Auf dem Brustknochen sitzt, eine dünne Fettschicht ausgenommen, gar nichts.

Die Flügel hatte ich bald beisammen und schnürte die zehn Stücke mit einem dünnen Streifen roher Haut aneinander. Nun war mir gesagt worden, daß die Gauchos auch sehr oft die Haut des Halses abstreifen, die außerordentlich zähe, ja in der That unzerreißbare Geldtaschen geben soll, und ich beschloß mir eine mitzunehmen. Wie ich aber daran ging, diese abzustreifen, fiel mir ein, ob sich ein wirklicher Straußenhals nicht noch als bessere Maske sollte verwerthen lassen, denn mein Büchsenlauf. Jedenfalls war es einen Versuch werth, und zu diesem Zwecke mußte ich dann auch den Kopf daran lassen. Dazu brauchte ich freilich auch einen Stecken, der aber leicht in dem nicht entfernten Gebüsch zu schneiden war; und also ausgerüstet brach ich jetzt quer durch das kleine Dickicht durch, um die Höhe an der andern Seite desselben zu ersteigen. Auf dieser Seite war doch kein Wild mehr; wenigstens konnte ich nichts mehr erkennen.

Wie ich mitten in den Büschen drin stak, denn ich hatte das kleine Waldfleckchen gar nicht für so dicht gehalten, hörte ich plötzlich in dem Gestrüpp etwas rascheln und davon springen und sah auch einen röthlichen Schein, konnte aber nicht erkennen, was es gewesen sein mochte, hielt es aber jedenfalls für ein Stück Wild, das sich hier niedergethan hatte. Ich suchte aber nicht weiter darnach, denn dessen gab es auch noch draußen in der Ebene genug.

Die nächste Höhe stieg ich jetzt hinan, sah aber keine Kasuare mehr, als ein kleines Rudel in ziemlich weiter Ferne, das flüchtig nach rechts hinüber ging. Bald darauf tauchte dort ein Reiter auf, der sie jedenfalls verscheucht hatte, sich aber nicht weiter um sie kümmerte. Die wunderliche Gesellschaft schien auch eben nicht in ganz besonderer Eile, denn durch mein Teleskop konnte ich deutlich erkennen, wie sie mit einander spielten, sich herüber und hinüber jagten und die ungeschickten Flügel hin und her warfen, was ihnen ein sonderbares Aussehen gab. Daß diese ihre Flucht nicht lange fortsetzten, war sicher, und ich bog deßhalb rechts in eine kleine Vertiefung, eine Art Thal ab, um ihnen ein Stück vor und sie dann vielleicht zum Schuß zu bekommen.

Ein halbe Stunde mochte ich in diesem Thaleinschnitt — wenn man die Vertiefungen des wellenförmigen Bodens so nennen darf — fortgeschritten sein, ehe ich wieder der Höhe zuhielt, in deren Nähe ich sie vermuthete. Als ich diese aber erreichte, fand ich, daß sie noch viel weiter entfernt waren als ich gedacht, und zwar äßten sie sich dort drüben auf einer Art von Hochebene, auf der kein einziger Stein lag, kein einziger Busch stand, hinter dem man möglicherweise hätte verdeckt ankommen können.

Da bekam ich also gleich einmal Gelegenheit, mein neues Experiment mit dem Straußenhals und den Federn zu versuchen, und ging dann auch ohne Säumen daran.

Ehe ich mich den Vögeln zeigte, hing ich die Flügel der erlegten Thiere so gut es gehen wollte um meine Schultern,

daß sie mich ziemlich verdeckten und von dem Wind doch ein wenig gehoben werden konnten, was nur noch natürlicher aussah. Die Büchse nahm ich schußfertig unter den Arm, den Stock mit dem präparirten Straußenkopf in die linke Hand, daß er noch ein Stück über meinen Kopf hinausragte, und etwas gebückt erstieg ich jetzt die letzte Höhe und schritt dann, als ob ich von dem Rudel gar keine Notiz nähme, langsam und schräg an ihnen hin.

Es dauerte nur sehr kurze Zeit, so hatten sie mich erspäht. Sie hörten auf sich zu äßen, liefen unruhig hin und her, standen dann still und äugten alle nach mir herüber. Der Wind wehte von ihnen zu mir herüber und ich brauchte also nicht zu fürchten, daß der mich verrathen würde. Wenn ich aber darauf rechnete, daß die Vögel zu **mir** kommen sollten, so sah ich mich darin bald getäuscht. Sie blieben an ihrer Stelle, meine Maske mußte aber vortrefflich sein, denn Furcht schienen sie gar nicht zu haben, und nach wenigen Minuten setzten sie ihre frühere Beschäftigung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der mexikanische Kaiserthron.

Von

H. Bauer.

Die ersten Verhandlungen wegen der Annahme der mexikanischen Kaiserkrone zwischen Paris und Miramar nahmen schon vor mehr als zwei Jahren unter Vermittlung des Grafen Rechberg ihren Anfang. Wohl mag es auf den ersten Anblick räthselhaft erscheinen, wie Louis Napoleon gerade auf den habsburgischen Prinzen verfallen konnte, doch bei näherer Betrachtung finden sich Punkte genug, welche Napoleon's Wahl erklären. Einen bonapartistischen Prinzen



Maximilian I., Kaiser von Mexiko.

konnte England, einen englischen Frankreich an der Spitze der neuen Monarchie nicht dulden, und doch mußte der neue Kaiser einem großen berühmten Regentenhause entstammen, wenn er den Republikanern imponiren, wenn er sie mit dem wenigstens formellen Verluste der Freiheit aussöhnen sollte. Dazu mußte dem Monarchen der Ruf einer liberalen, politisch gewandten und befähigten Persönlichkeit, sowie der eines gut kirchlich katholischen Glaubens vorausgehen, was Wunder also, wenn Napoleon dem Bruder des Kaisers von Oesterreich, Erzherzog Ferdinand Max *), in dem alles eben Erwähnte vereinigt ist, die neugeschaffene Krone zudachte? Etwas Demüthigendes, das läßt sich nicht leugnen, liegt freilich für Oesterreich und Deutschland in dem ganzen Handel, denn daß Napoleon die Krone Mexikos bloß einem solchen Prinzen anvertraute, der fortwährend der französischen Protektion bedarf, was bei einem englischen Prinzen, dessen Heimatland die Meere beherrscht, nicht zugetroffen wäre, wird Jedermann zugeben. Daß aber das Arrangement große kommerzielle Vortheile für Oesterreich und indirekt für Deutschland bringen muß, ist ebenso einleuchtend, wie sich denn auch für den Fleiß und die Arbeitskraft deutscher Auswanderer in Mexiko unter dem neuen Kaiser ein guter Boden finden wird. Andererseits aber hatte die Kronannahme seitens des Erzherzogs im Hinblick auf die politische Lage Mexikos und die zweifelhafte Stimmung seiner Bevölkerung ihre großen Bedenklichkeiten, so daß diesem, der sich mit den verschieden-

*) Erzherzog Ferdinand Max, geb. 6. Juli 1832, ist der älteste Bruder des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, und nahm bislang die Stelle eines Vizeadmirals und Kommandanten der k. k. Kriegsmarine ein, als welcher er in dem Seeschloß Miramar, nahe bei Triest, wohnte. Seine Gemahlin Leopoldine ist die Tochter des Königs der Belgier. Beide haben große Reisen gemacht, die sie für den engern Kreis ihrer hohen Bekannten in den Druck gaben.



Kaiser Maximilian's Anfahrt vor dem päpstlichen Palaste (Vatikan) in Rom.

sten über die mexikanischen Verhältnisse unterrichteten Personen in Verkehr setzte, von Vielen derselben entschieden abgerathen wurde. Aber in dem Geiste des feurigen, ehrgeizigen Prinzen hatte der Plan schon zu tief Wurzel geschlagen, er überwand alle Bedenklichkeiten, und so kam es, daß schon im Herbste vorigen Jahres die erste mexikanische Deputation im Seeschlosse zu Miramar eintraf. Alles schien im besten Gange, als plötzlich, nachdem der Erzherzog von einem Besuche beim Kaiser Napoleon in Paris zurückgekehrt war, an der seitens des Kaisers Franz Joseph von ihm verlangten Verzichtleistung auf seine Agnatenrechte die ganze Sache zu scheitern drohte. In tiefer Verstimmung begab sich der Erzherzog von Wien nach Miramar, wo ihn bereits eine zweite mexikanische Deputation behufs der feierlichen Kronannahme erwartete. Aber nach längeren Verhandlungen zwischen Paris, Wien und Miramar lösten sich die Schwierigkeiten, und am 9. März unterzeichnete der Erzherzog die Verzichtleistungsurkunde, vermittelst welcher er sich seiner Ansprüche auf den österreichischen Thron begab. Am folgenden Tag, dem 10., fand dann die feierliche Kronannahme durch den Erzherzog statt, wobei der neue Kaiser in die Hände der mexikanischen Deputation den Eid auf die bereits ausgearbeitete Verfassung des Reiches ablegte. Vier Tage darauf, am Donnerstag den 14., Nachmittags 2 Uhr, stieg der Kaiser mit Gemahlin und Gefolge an Bord der Fregatte Novara, welche im Geleite der französischen Fregatte Themis das hohe Paar nach dem fernen Mexiko bringen sollte. Das Ufer war dicht mit Menschen besetzt, alle Häuser und Schiffe beflaggt, und unter donnerndem Zuruf der Menge verließ das kleine Geschwader den Hafen, um, nahe an dem reich dekorirten Triest hinsteuernd, das offene Meer zu gewinnen. Doch nicht sofort wollte das Kaiserpaar der europäischen Küste Lebewohl sagen: in Civitavecchia wurde noch einmal beigelegt, um in Rom den Segen des Papstes für das große Unternehmen zu holen und mehrere kirchliche Angelegenheiten des mexikanischen Reiches mit ihm zu besprechen. Der Papst nahm den Monarchen und seine Gemahlin mit Auszeichnung auf, und nach kurzem Aufenthalt wurde sodann die Reise weiter fortgesetzt. Von Gibraltar aus donnerten die englischen Kanonen dem hohen Paare den letzten Scheidegruß Europas zu.

Zwei entscheidende Tage für Deutschland.

I.

An der Katzbach

Von

Dr. W. Zimmermann.

Im ganzen nördlichen Deutschland, vom äußersten Osten bis zum Nordwesten, spannten sich 1813 alle geistigen Kräfte der deutschen Nation an. Die Frauen und Jungfrauen waren begeistert wie die Männer; und wenn der Krieg in der rechten Art gleich Anfangs geführt worden wäre, so wäre der ganze Nordwesten Deutschlands schon im April frei gewesen und hätte seine Streitkräfte und seine großen materiellen Hülfsmittel nicht länger dem fremden Despoten gegen die deutschen Brüder zur Verfügung lassen müssen, sondern er hätte Ein großes Heerlager deutscher Krieger an diesen Grenzen Frankreichs gebildet, den rechten Flügel des großen deutschen Nationalheers. Sachsen wäre im Sturm aufgerollt worden, und weiterhin Franken und Schwaben, Bayern und die oberen Rheinlande. Das Alles verdarb zunächst die Abhängigkeit des preußischen Königs und seiner Generale von der aufgedrungenen russischen Oberleitung; und dann wurde es noch mehr verdorben durch eine sich viel damit wissende und geradezu heillose Diplomatie.

Schon am 18. März war der Freischaarenführer Tettenborn in das befreite Hamburg eingezogen. Am 2. April hatte der Freischaarenführer Dörnberg ein glückliches Gefecht bei Lüneburg. Aber alle Vortheile der herrlichen Stimmung und Lage im Nordwesten Deutschlands gingen wieder verloren dadurch, daß die Diplomatie, wie der deutsche Vaterlandsfreund, General von Bülow, sich in derber Wahrheit ausdrückte, „den Franzosen Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden, diesen Charlatan, zum Unheile Deutschlands herüber rief“, ihn zum Oberfeldherrn in Norddeutschland machte, der viel zu spät erstens herüber kam, und zweitens in bedenklicher Weise unthätig blieb. Durch seine Schuld ging Nordwestdeutschland wieder an die Franzosen verloren. Weil die Russen zu langsam vorrückten, blieb der Rheinbund ungesprengt, blieb Sachsen, dessen Volk nach Befreiung von den Franzosen seufzte, mit allen seinen kostbaren Mitteln in der Gewalt der Franzosen, und Napoleon hatte Zeit zu den großartigsten Rüstungen. Er war eben so schnell, als die Russen langsam, welche auf deutschem Boden nur ungern den Krieg fortsetzten. Die russische Oberleitung war so ungenügend und schwach, als die russischen Streitkräfte; es war eine ganz andere Zahl beim Abschlusse des Bündnisses in Aussicht gestellt worden. So ging viel köstliche Zeit verloren, und nicht bloß Napoleon's Heere, sondern er selbst in Person war in Sachsen und hatte das ganze südliche Deutschland gezwungen unter seiner Fahne hinter sich her gezogen, die besten Stellen und Geldkräfte desselben abermals sich angeeignet, ehe nur die Verbündeten in Sachsen eintrafen.

Die Schlacht bei Großgörschen (Lützen) am 2. Mai ging verloren durch geradezu unfähige russische Oberleitung. Neues nachtheiliges Zögern und abermals Unfähigkeit in der russischen Oberleitung hatte am 20. und 21. Mai die Niederlage und den Rückzug der Verbündeten bei Bautzen zur Folge. Der Waffenstillstand am 4. Juni war das Ergebniß der Spannung zwischen Preußen und Russen und der bisherigen Niederlagen. Wäre Blücher, mit Scharnhorst und Gneisenau zur Seite, an der Spitze der verbündeten russisch-preußischen Heere gestanden, so wäre Alles anders gewesen, wie sich bald genug handgreiflich auswies. Jetzt suchte die Diplomatie und die Hofumgebung des Heers und des Königs von Preußen noch Oesterreichs Beitritt zum Bunde. Der österreichische Hof hatte am Kampfe bis jetzt durchaus nicht Theil genommen. „Der Befreiungskrieg sieht einem Freiheitskrieg nicht unähnlich,“ sagten Gentz und Metternich, der Kaiser Franz und seine Hofleute; „der Sturz des auf die Revolution gegründeten napoleonischen Despotismus konnte abermals zur Revolution zurückführen, anstatt zur Restauration, zu einer wirklichen Wiederherstellung der Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts.“ Anderes wollte Franz nicht. Napoleon wollte er lieber ertragen, als den Geist der Freiheit, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, von Stein und seinen Freunden genährt war und die unumschränkte Alleinherrschaft bedrohte, welche Franz von Gottes Gnaden zu haben glaubte, und in welche er über Alles verliebt war. So groß sein Widerwillen gegen den Freiwilligenkrieg, gegen diese Preußenbegeisterung in diesem Volkskampf war, weil ihm jeder Aufschwung, jede Bewegung im Volke widerwärtig war und ihn ängstete, so wurde er doch in's Bündniß der wider Napoleon vereinigten Mächte herüber gezogen, als sein Minister Metternich von Napoleon tödtlich beleidigt und dem Kaiser Franz selbst in dem Bunde die erste Stelle von den Verbündeten angetragen wurde. Das gefiel ihm. Napoleon hatte ihn in der unterthänigen Stellung eines Rheinbundsfürsten zu halten gesucht. Stürzen aber wollte Franz seinen Schwiegersohn Napoleon auch jetzt nicht, nur beschränken, und über dasjenige Deutschland, über welches bisher Napoleon Herr gewesen war, hoffte er die despotische Oberherrschaft für sich selbst zu erlangen.

Am 12. August schloß endlich Oesterreich dem Bunde gegen Napoleon offen sich an. Die Verbündeten stellten drei

Hauptheere auf: das große böhmische Heer, zusammengesetzt aus 150,000 Oesterreichern, aus den russischen Garden und dem Kern der Preußen, zusammen 237,000 Mann unter dem österreichischen Fürsten Schwarzenberg; das schlesische Heer, 96,000 Mann stark, mit 40,000 Preußen unter York, 40,000 Russen unter Langeron, 16,000 Russen unter Sacken, mit Blücher als Oberfeldherrn; das Nordheer, 150,000 Mann stark, zusammengesetzt aus Preußen, aus Russen, aus Freischaaren aller deutschen Länder und aus 10,000 Schweden unter dem Oberbefehl Bernadotte's, des Kronprinzen von Schweden, das an der Havel und Spree sich sammelte. Beim böhmischen Heer befanden sich die verbündeten Herrscher mit ihren Hofleuten, meist Dilettanten in Kriegssachen. Schwarzenberg wurde zum Oberfeldherrn aller drei verbündeten Heere erklärt, er war es nur dem Namen nach. Er war eigentlich in seinem eigenen Heere, in der böhmischen Hauptarmee, kaum wirklicher Oberfeldherr; er war und blieb abhängig von den Ansichten und Wünschen der zur Stelle befindlichen drei Herrscher und ihrer Vertrauten. Dem Kronprinzen von Schweden ließ man vermöge seines Ranges volle Selbstständigkeit. Blücher gab sich kühn und glücklich die Selbstständigkeit selber, unbekümmert um geheime Instruktionen, die seine Feinde im böhmischen Hauptquartier an seinen Unterbefehlshaber Langeron ausgewirkt hatten.

Das große Hauptheer der Verbündeten war aus alten Soldaten zusammengesetzt. Preußen waren nur in kleiner Zahl dabei. Hier sah man nicht das in Waffen geübte begeisterte Volk, nichts von Aufregung des Nationalgeistes. Weder in den Massen dieses Heeres noch im Hauptquartier selbst war die anderwärts so Großes wirkende Begeisterung vorhanden. Es war ein Heer nach altem Styl, mit welchem Napoleon immer leichtes Spiel gehabt hatte. Auch die Art Schwarzenberg's war die vorsichtige „methodische" Kriegführung des alten Styls, fern allem Genialen, wodurch Napoleon übermächtig war, auch wenn er ohne Verhältniß schwächer war an Zahl der Truppen und der Kanonen. Diesem Napoleon gegenüber war zudem im Hauptquartier der drei Herrscher Mangel an Einheit, an Entschluß und Energie, Vielköpfigkeit der Dareinredenden, oft unrichtige Beurtheilung der Sachlage von Seiten der Umgebungen der Herrscher, jener Dilettanten und Diplomaten in Generalsuniform. Darum erlitt auch dieses Hauptheer, wo es sich allein mit dem an materiellen Mitteln viel schwächeren Napoleon schlug, immer Niederlagen, so namentlich die furchtbare Niederlage bei Dresden am 26. und 27. August. Da verloren die drei verbündeten Herrscher in der Schlacht selbst und auf dem Rückzug nach Böhmen in ein paar Tagen hintereinander 15,000 an Todten und Verwundeten, einige 20,000 an Gefangenen, viele Tausend an Zersprengten und Verlaufenen, und eine Unmasse von Geschütz und Kriegsgeräth. Im Kreis der drei Herrscher sah man „Bilder des Jammers, der Niedergeschlagenheit und der Verzagtheit"; und Metternich und sein Kaiser Franz waren schon daran, mit Napoleon ihren Sonderfrieden zu machen. Das Mißlingen schrieben die Generale — dem Himmel zu, den strömenden Regengüssen, dem aufgeweichten Boden.

Aber gerade unter denselben fortströmenden Regengüssen, auf eben so, ja auf noch mehr aufgeweichtem Boden, an eben denselben zwei Tagen, an dem 26. und 27. August, schlugen Blücher, seine Freunde und sein schlesisches Heer die unsterbliche Siegesschlacht an der Katzbach.

Marschall Macdonald hatte von Napoleon den Oberbefehl über die Heerkörper von Ney, Lauriston und Macdonald, sowie über die Reiterei Sebastiani's, zusammen nach Napoleon's eigener Angabe über 100,000 Mann, empfangen, in Wirklichkeit aber waren nur etwa 60,000 Mann davon in der katzbacher Schlacht, die Andern weitab anderswo. Er hatte die Weisung, Blücher im Schach zu halten, und wenn dieser die Miene mache, angreifend zu Werke zu gehen, mit aller seiner Macht sich auf ihn zu werfen und ihm im Angriff zuvor zu kommen. Das hatte Napoleon ihm persönlich am 23. August in Löwenberg aufgetragen, ehe er Schlesien verließ, um nach Dresden zu eilen, wo er sofort das Hauptheer der Herrscher schlug. Denn Napoleon war selbst an der Spitze von 150,000 Mann, nach Andern von 160,000, nach Schlesien heran geeilt, gegen Blücher, und hatte Alles versucht, den immer schlaglustigen und seinen Generalen so aufsätzigen Alten zu einer Schlacht zu bewegen. Blücher aber war zu schlau, um den ungleichen Kampf mit einer solchen Massenübermacht Napoleon's anzunehmen. Blücher wich aus. Ging Napoleon vor, so zog er sich zurück, gingen die Franzosen zurück, so rückte Blücher vor.

Nachdem Napoleon mit einem Theil des Heeres nach Dresden zurück war, befand sich Macdonald auf dem Marsche, er wußte nicht anders, als Blücher stehe noch weit rückwärts bei Jauer und setzte über die Katzbach. Kaum war Macdonald's Heer herüber, so sah der Marschall sich angegriffen, überrascht; der alte Blücher war da. York ertrug es von Anfang an mit bitterem Verdruß, daß er unter Blücher gestellt worden war und nicht Blücher unter ihn. York war ein hochmüthiger Militär, ein Taktiker aus der alten Schule, bei großer persönlicher Tapferkeit überaus regelrecht; darum sah er auf Blücher herab, auf den „Husarengeneral", auf das „Kraftgenie", welchem neuerdings „eine excentrische Partei eine Popularität zurecht geredet habe, die weit über dessen Fähigkeiten hinausreiche." Das ging auf die deutsche Partei, welcher Blücher angehörte, und namentlich auf Gneisenau. Der war ihm ganz besonders zuwider. Gneisenau, den Mann mit der schlichten Art und dem bürgerlichen Sinne und mit den volksfreiheitlichen Bestrebungen haßte York, seinen Umgang und Verkehr nicht bloß mit einem Stein, sondern gar mit einem Schleiermacher und Fichte fand York an ihm, als einem Militär, bedenklich, verdächtig; Gneisenau's Art des Kriegsführens, welche dieser den Franzosen Carnot und Bonaparte abgelernt hatte, nannte York „Theorieen eines unpraktischen, überspannten Kopfes". York verstand meisterlich, in hergebrachter Weise an gegebenem Orte ein Treffen zu liefern. Im engen Raum, im Kleinen, da war er umsichtig und zu Hause, mitten im Feuer kalt, todverachtend; den Krieg als Ganzes aufzufassen und vornherein für das Ganze die Anlagen und Maßnahmen im Einzelnen in's Auge zu fassen, einen genialen Gegner wie Napoleon, oder nur seine Marschälle, zu errathen, das lag außer seinem Bereich, für die durch die Franzosen aufgebrachte, von Napoleon meisterhaft geübte Kriegführung im großen Styl, sowie für alles Geniale war York's Kopf zu hart.

Blücher's Art, Krieg zu führen, mißfiel York so sehr, daß er am 25. August, also gerade am Tage vor der Katzbachschlacht, Morgens zu Blücher ging, daß es zu einem bitteren Auftritt in Gegenwart russischer Offiziere kam, und daß York am Abend des 25. August an den König schrieb und seine Entlassung verlangte. Dieser Brief war voll Hohn und Verachtung gegen Blücher. „Er, York," hieß es darin, „sei zu beschränkt, um die genialen Absichten des Oberkommandos begreifen zu können: aber Uebereilungen und Inkonsequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen des Krieges, das seien die bekannten Ursachen, wodurch man Armeen zu Grunde richte."

York wußte bereits, daß Blücher am andern Tage den Feind angreifen und ihm eine Schlacht liefern wolle. Gerade das hielt York bei der Erschöpfung der Truppen durch die Nachtmärsche der letzten Tage und das Regenwetter für eine Thorheit. York's Vorgang mußte auch die russischen Generale anstecken, wofern sie's nicht zuvor schon waren. Um so fester nur blieb Blücher dabei, am andern Tag anzugreifen. Auf den russischen General Sacken konnte er ganz für sich zählen, Sacken bewunderte den greisen Oberfeldherrn. Unter dem heftigsten Regen hatte Gneisenau am Morgen des 26. den Feind rekognoszirt und sich mit eigenen Augen

überzeugt, daß die Franzosen größtentheils schon die Katzbach hinter sich hatten und sorglos vorrückten. Der Angriffsplan war zuvor auf das linke Ufer der Katzbach berechnet gewesen, jetzt mußte die Schlacht auf dem rechten Ufer der Katzbach, oder gar auf dem rechten Ufer der „wüthenden Neiße" geliefert werden. Schnell ersann Gneisenau die neuen Maßregeln. Seine Rathschläge gingen auf raschen Angriff, sie waren auf Muth und Sorglosigkeit des Feindes gebaut. Alles war ganz nach Blücher's Sinn. York hatte am Morgen, so ingrimmig er war, doch als Soldat den Befehlen des Obergenerals gehorsam, seine Truppen in die Stellungen geführt, welche Blücher ihm angewiesen. Zur Sicherheit für alle Fälle beschloß Blücher, an diesem Tage in Person an der Spitze des York'schen Heertheils zu bleiben. Um elf Uhr schickte er die ersten nöthigen Befehle an die Heerführer ab. York machte wieder heftige Einwendungen. Blücher ließ ihm sagen, er solle so viele Feinde die Höhen herauf kommen lassen, als er glaube schlagen zu können, dann solle er angreifen. Mißlaunig antwortete York dem Adjutanten: „Reiten Sie hin, mein Herr, zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine Finger nicht mehr zählen." Für York war Blücher's Narrheit, die das Heer in's Verderben stürze, jetzt eine ausgemachte Sache. Doch stellte er seine Leute in Schlachtordnung. Sacken antwortete kampffreudig dem Adjutanten mit einem Hurrah auf Blücher. York sollte mit zwei Brigaden zwischen Christianshöhe und dem Thalrande der wüthenden Neiße in Kolonnen unaufhaltsam vorrücken, eine Brigade mit dem Langeron'schen Heertheil absenden und die vierte in Reserve behalten. Sacken sollte auf Eichholz zu marschiren. Gneisenau eilte nach Christianshöhe, um den Taubenberg mit Geschütz besetzen zu lassen. Mit Freuden fand er, daß Sacken sich schon herangezogen, die Wichtigkeit dieses Postens erkannt und von selbst auf dem Taubenberg Geschütz aufgepflanzt hatte. Langeron stand links von der Neiße in einer guten Stellung. Wie Sacken den rechten Flügel und York den Mittelpunkt, so bildete Langeron den linken Flügel des Blücher'schen Heeres bei Hemersdorf.

Nach dem preußischen Militärwochenblatt hatte Langeron schon am Morgen einen offenbar üblen Willen gezeigt. Ohne sich irgend um den Obergeneral zu kümmern, hatte er auf eigene Faust seine schwere Artillerie an diesem Morgen schon größtentheils zurückgesandt, in der Richtung nach Jauer. Bei solchem Wetter zu schlagen dünkte ihm eine augenblickliche Verrücktheit Blücher's. Er hielt den Rückzug für eine Nothwendigkeit, den Blücher befehlen werde, sobald der Feind Ernst mache. In dieser seiner eigenen Wohlweisheit hatte er zum Voraus Rückzugsanstalten getroffen. Gegen Blücher's ihm zugesandte Befehle für die um zwei Uhr Nachmittags beginnende Angriffsschlacht hatte er sich auf geheime Weisungen seines Kaisers berufen und sich geweigert, Folge zu leisten. „Blücher sei ein Haudegen und weiter nichts," sagte er zu dessen Adjutanten, „und Klugheit sei bekanntlich Gneisenau's Fehler nicht." Blücher's und Gneisenau's Plan, „einen Theil des Feindes die steilen Höhen über der Katzbach und Neiße herauskommen zu lassen, ihn dann mit Macht anzugreifen und in die Defileen und Bergbäche, die er im Rücken hatte, hinabzuwerfen", belachte Langeron. Langeron war ein Franzose, ein französischer Emigrant. Seit lange in russischen Diensten — er hatte schon im Türkenkrieg eine Armee befehligt — war auch er voll Verdruß, daß er unter Blücher gestellt, „hintangesetzt" sei, und auch er war nur ein Offizier vom alten Schlag, von der „vorsichtigen", von der „methodischen" Kriegführung.

Blücher's neueste Weisung lautete, „ohne weitere Rücksicht solle jeder Truppentheil den Feind, der sich vor ihm zeigen würde, angreifen, schlagen und vernichten". Langeron ging nicht zum Angriff vor. — Währenddem durchritt Blücher die Reihen der Preußen zwischen Triebelwitz und Brechtelshof, und befeuerte sie mit seiner auf Volk und Soldaten wundersam wirkenden Beredtsamkeit. „Kinder, heute gilt's!" rief er; „zeigt, daß ihr euer Vaterland liebt. Der Sieg ist gewiß; es gilt nur, die Franzosen hinabzuwerfen. Haltet euch nicht lange mit Schießen auf mit euren nassen Gewehren. Nur gleich mit dem Bajonnet den Franzosen auf den Leib und dann mit dem umgekehrten Kolben!"

Nach dem Militärwochenblatt und nach Wagner's „Pläne der Schlachten und Treffen" war das Schlachtfeld also. Dasselbe liegt am rechten Ufer der Katzbach. Die „wüthende Neiße" durchschneidet es in fast senkrechtem Laufe von Süden nach Norden. Beide Gebirgswasser, sonst nur schwache Bäche, schwellen reißend schnell bei Regenwetter zu Strömen an. Ringsum sind steile Thalränder, besonders am rechten Ufer der wüthenden Neiße. Ueber diesem erhebt sich eine Hochebene, die gegen Liegnitz sich mälig senkt, nach der Neiße zu in Schluchten und Hohlwegen schroff abfällt.

Sorglos, nur in vereinzelten Massen, fingen die Franzosen an, auf den steilen Höhen sich zu entwickeln, ohne festen Zusammenhang, weil sie die Preußen und Russen im Rückzug wähnten, da deren Vorhut vor ihnen gewichen war. Während Blücher noch an der Front der Preußen sprach, begannen die Geschütze auf dem Taubenberg ihr Feuer. „Nun, Kinder," schloß er, „habe ich genug Franzosen herüben; nun vorwärts!" Es wird jetzt gegen drei Uhr Nachmittags. Wegen des strömenden Regens, der dunkel machte, und wegen des wellenförmigen Bodens bemerkten die Franzosen das rasch vorrückende preußische Fußvolk nicht, bis es dicht vor ihnen sich zeigte. Als die Preußen sich auf die ersten Haufen warfen, formirten diese Quarrés und standen wie Mauern. Der Regenguß hinderte das Losgehen der französischen Gewehre. Die Preußen, Soldaten und Landwehrmänner, gebrauchten das Bajonnet, dann drehten sie das Gewehr um und schlugen mit den Kolben drein. So in mörderischem Handgemenge rückten die Preußen vor, ebenso Sacken's Russen, Haufen vor sich niederschlagend, unterstützt von ihrer überall hier recht eingreifenden Artillerie und Reiterei. Ehe die Dämmerung eintrat, waren, trotzdem daß Macdonald immer neue Truppen auf das Plateau zog und selbst ein Reiterregiment in's Gewühl führte, die Franzosen über die Höhen hinabgeworfen. In wilder Auflösung stürzten vor den Kartätschen, vor den Reitern, vor den Bajonneten und den unwiderstehlichen Kolbenschlägen die von Anfang an nicht in Zusammenhang gewesenen französischen Haufen die Hohlwege hinab nach der wüthenden Neiße und der Katzbach zu. Souham's Heertheil, Reiterei und Fußvolk, traf gerade frisch auf der Höhe ein und strengte sich an, die Preußen im Siege aufzuhalten, die flüchtigen Waffenbrüder zum Stehen zu bringen. Diesen angstvoll wirren Knäuel, in welchen hinein die Kartätschen und Granaten der Preußen und Russen schmetterten, hielt nichts mehr auf. Geschütz und Munitionswagen ließen sie im Stich; auf der Höhe, in den Hohlwegen, unten am Thalrand stak und lag es voll davon. Zu furchtbar reißenden Strömen war die Neiße, war die Katzbach inzwischen angeschwollen, Brücken und Stege waren fortgerissen. Die Rothbrücke bei Niederkräge war ein schwacher Behelf für eine solche Masse Fliehender. Vergebens suchten diese nach Uebergängen. Mit ungeschwächter Kraft goß der Regen von oben, die Dämmerung ging in tiefes Dunkel über, und Tausende stürzten in die tobenden Fluten. Die Neiße besonders zeigte, daß sie nicht umsonst den Namen die wüthende hatte: mit unersättlicher Wuth verschlang sie Wagen, Pferde und Menschen. Was ihr entging, fand großentheils in der Katzbach den Tod. Oberst Kazeler, ein alter Kriegskamerad Blücher's, Sacken, Hühnerbein, Oberst Jürgaß, Major Othegraven, Oberstlieutenant Lobenthal, Oberst Müffling und Steinmetz, und wie viele andere Führer zeichneten sich glorreich aus durch rechtes Begreifen und Eingreifen, wie durch Heldenmuth. War er einmal in der Schlacht drin, zeigte auch York die gewohnte Tapferkeit und Umsicht, Entschlossenheit und Thatkraft. Blücher's Augen leuchteten an diesem Tage von Zuversicht, seine Befehle waren fortwährend kurz und klar, jeder zeugte von richtigster und doch blitzschneller Beurtheilung der Sachlage. Wo es kritisch werden



Die Schlacht an der Katzbach (26. August 1813).

wollte, griff er selbst als Mitstreiter ein. Schon in der ersten Stunde der Schlacht, in einem entscheidenden Augenblick, zog er selbst den Säbel, stellte sich an die Spitze mehrerer Reitergeschwader russischer Husaren und brandenburgischer Uhlanen, sprengte im Sturm den bedrängten Seinen zu Hülfe und warf die französische Reiterei. Ebenso that er in der vorletzten Stunde der Schlacht, als ihm gemeldet wurde, Graf Langeron sei vom Feinde zurückgedrängt. Bis halb fünf Uhr Abends hatte Langeron Blücher's Befehl, zum Angriff vorzugehen, in der Art vollzogen, daß er keinen Fuß rührte, und als die Franzosen an ihn herankamen und ihn angriffen, hatte er ohne eigentlichen Widerstand seine, wenn er sein Geschütz zur Hand behalten hätte, unverlierbar festen Stellungen geräumt. Durch seinen Rückzug hinter Hübnersdorf war das ganze Blücher'sche Heer in der Flanke und im Rücken bedroht. Auf die erste Meldung zog Blücher den Säbel, stellte sich an die Spitze der York'schen Nachhut unter Steinmetz, und diese Unterstützung, die er dem bedrängten Langeron sandte, stellte auch auf diesem Hügel die Sachen her.

Bis auf die Haut durchnäßt hatten die Truppen sich geschlagen, und nach dem Siege lagerten sie in tiefem Koth, ohne Holz, ohne Stroh, zum Theil ohne Brod im Bivouak, und zwar die Landwehren in ihrer leichten Bekleidung, ohne Mantel, bei fortwährend herabströmendem Regen. Am 31. August endete Blücher die Verfolgung des Feindes. Von der Neiße und der Katzbach hinter die wilde Deichsel, hinter den Bober, hinter den Queis hatte er die Feinde gejagt, in völliger Auflösung ihres flüchtigen Heeres. Sie hatten außer unzähligen Todten auf der Flucht und in der Schlacht 18,000 Gefangene, drei Generale, Obersten, Stabs- und andere Offiziere in größter Zahl, 152 Kanonen, 300 Wagen mit Geschützbedarf und alle ihre anderen Vorräthe in Blücher's Hand gelassen. Blücher hatte einen doppelten Sieg gewonnen: den einen über die Franzosen, den andern über die Gegner in seinem eigenen Lager. Von da an schwärmten die Massen der Russen wie der Preußen für ihn; sie folgten ihm jetzt, wohin er sie führte. Das Ergreifen des Augenblicks durch ihn, die Ausdauer seiner begeisterten Truppen und die ausgetretenen Wasser, Gott in der Menschenkunst und in der Natur hatten so Großes vollbracht.

Das gab dem Hauptquartier der drei Herrscher und den Völkern wieder Muth. Und gleich darauf traf von Bülow die Siegesbotschaft ein, daß er am 23. August als Unterbefehlshaber, gegen den Willen seines Oberfeldherrn, Bernadotte's, und von diesem absichtlich ohne alle Unterstützung gelassen, durch die improvisirte Schlacht von Großbeeren den Marschall Oudinot geschlagen und dadurch Berlin gerettet hatte. Dafür wurde der Kronprinz von Schweden als Oberfeldherr von dem Kaiser von Rußland, von Kaiser Franz und vom Könige von Preußen mit dem höchsten Orden ausgezeichnet; also für einen Sieg, an dem er nicht im Geringsten Theil hatte, ja der trotz seiner Gegenbefehle gewonnen war. Auch das zeichnet das Hauptquartier der drei Herrscher.

Fast hätte Napoleon durch Vandamme dem Hauptheere der drei Herrscher den Rückzug nach Böhmen verlegt. Die russischen Generale Ostermann und Prinz Eugen von Würtemberg, sowie der preußische General Kleist, auch wie Bülow, einer von Blücher's Freunden, retteten durch den Sieg bei Kulm und Nollendorf die drei Herrscher vor der Gefangenschaft, ihr Heer war dem Untergang am 29. und 30. August nahe. Nochmals bedrohte Napoleon durch Ney Berlin; doch diese Hauptstadt wurde abermals gerettet durch den Sieg Tauenzien's und Bülow's bei Dennewitz am 6. September. Der ganze Krieg aber bekam erst seine entscheidende Wendung dadurch, daß Blücher kühn vordrang über die Elbe, Bernadotte zum Trotz, der auf das Zweideutigste sich benahm, während Napoleon geheime Friedensanträge an Oesterreich machte. Am 3. Oktober erzwang York auf Blücher's Befehl bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe und drängte die Franzosen zurück; und gleichzeitig verabredete sich insgeheim Blücher mit Bülow und den andern preußischen Generalen, sowie mit den russischen Generalen Winzingerode und Woronzow, die unter Bernadotte standen, daß sie mit allen ihren Truppen dem Heere Blücher's nachfolgten nach der Ebene von Leipzig. Da schlug Blücher am 16. Oktober im Angesicht der Mauern Leipzigs die für Napoleon so schrecklich gewordene Schlacht bei Möckern, blutig für die Preußen; aber Blücher siegte, und dieser Sieg, sagt Gneisenau, war die Bedingung des großen Sieges vom 18. Oktober. Am 16. bei Wachau hatte Napoleon unter Leipzigs Mauern das Riesenheer der drei Herrscher geschlagen. Des Himmels Einfall hätte er eher erwartet, als Blücher mit seinem Heer und dem größten Theil des Nordheeres, und vollends siegreich an selbem Tage unter Leipzigs Mauern.

Kloster und Bad Pfäfers

im St. Gallischen Oberlande.

Von

Heinrich Szadrowsky.

Ein eben so in der Gegenwart berühmter, wie in der Vergangenheit weit hinauf reichender, geschichtlich merkwürdiger Ort ist Pfäfers, das alte Kloster und das vielbesuchte Bad.

Die Zeiten ändern sich. Die Mönche, die ein Jahrtausend lang in diesen Räumen eine Heilanstalt für das Jenseits erblickten, zogen aus, und der Kanton St. Gallen schuf daraus eine Heilanstalt für das Diesseits, — die Irren zogen ein. Ueber diese Metamorphose sagt ein geistreicher Mann (Professor Theobald in seinen Naturbildern aus Rhätien): „Das Schicksal ist manchmal witzig.“ Aus diesem Witz des Schicksals aber erblühte ein Segen für den Kanton.

Wir stehen auf einem geschichtlich sehr alten Fleck Erde. Mehr als ein Jahrtausend zog über diese Höhen, seit die ersten Menschen sich hier ansiedelten und in ihrer Weise sich das Leben angenehm und unangenehm machten. Die frommen Hirten waren nicht immer fromme Hirten, und die gläubigen Schafe wurden bisweilen stößige Böcke, die die Scheere nicht leiden mochten. Blut ist geflossen in rauhen Zeiten und um eine Idee, die wir heutzutage mitleidig belächeln. Wohl Mancher glaubte hier den Lebensborn zu finden und mochte arg getäuscht in der nicht immer stillen und friedlichen Zelle das Ende seiner Tage erwarten. Die gottumflossene Innerlichkeit der Stifter dieses Ortes zerriß die mönchische Gier und Herrschsucht, und die frommen Hirten wurden gegen ihre Heerden selbst die blutdürstigsten Wölfe. Das ewig glühende Zeichen des Friedens mußte dem Wahne voran leuchten, und unter seinem Lichte suchten sich die Menschen in Grausamkeit zu zerfleischen.

Finstere Zeit! — Professor Theobald behält Recht.

Die ältesten urkundlichen Spuren führen die Gründung des Klosters zurück in das Jahr 713 und nennen als Stifter den heiligen Pirmin, den Freund des Bonifazius, des Apostels der Deutschen. Die Urgeschichte dieser Gegend deckt Dunkel; erst mit der Entstehung des Klosters erhalten diese Höhen geschichtlichen Werth.

Ueber die Gründung des Klosters selbst lebt eine schöne Legende: Pirmin soll den Bau eines Klosters unten im Thale begonnen haben, am linken Ufer des wilden Landquart, dort wo jetzt Marschlins steht. Da habe sich ein Zimmermann beim Holzfällen verwundet. Sogleich sei eine weiße Taube gekommen, habe einen der blutigen Holzspäne erfaßt und sei damit über den Rhein und in die Höhe des jenseitigen Waldes geflogen. Dieß habe Pirmin als eine höhere Deutung angesehen und habe an dem Orte, wo die Taube den blutigen Span vom Gipfel eines Lerchenbaumes fallen ließ, den Bau eines Klosters angeordnet, sprechend: „Hier will Gott seine Wohnung haben.“ So sei das Kloster Pfäfers entstanden.

Ueber die Abstammung des Ortsnamens sind die Etymologen verschiedener Ansicht. Die Einen suchen die Ableitung von dem Worte Favares (Fabaria, Faber liquarius, Zimmermann); in den Urkunden kommt der Name verschiedentlich geschrieben vor, als: Favares, Favaria, Faviera, Fabaria, Papharia, Pheuers, Pfaevers und Pfäfers. Letzteres ist die heutgebräuchliche Schreibweise.

Als der erste Wohlthäter des Stifts wird der königliche Majordomus Karl Martell genannt; es habe auch das junge Stift erfreulich zugenommen und sei zugleich durch Gastfreundschaft so berühmt geworden, daß ihm diese Berühmtheit einige Male fast völlige Erschöpfung der Mittel gebracht habe. Könige, Kaiser und Päpste schütteten, jeder nach seiner Weise, durch Schenkungen, Privilegien, Bullen u. s. w., ihre Gaben dem aufblühenden Kloster in den Schooß. So ging es ein Jahrhundert in stiller Wirksamkeit fort, und sein Besitz mehrte sich nebst den Schenkungen noch durch die Urbarmachung der Umgebungen.

Der „große Magen" anderer Klöster aber gefüllt mit Macht und Ansehen, unterstützt durch ihre gekrönten Protektoren, hungerte nach den gesammelten Schätzen, wie nicht minder die umliegenden kleineren und größeren Machthaber das Wachsen des Besitzstandes des Klosters und einer daraus immer mehr erstarkenden geistlichen Macht ungerne sahen. Es beginnt für das Kloster eine lange und schwere Reihe von Bedrückungen, wie sie in jener rohen Zeit der Vielregiererei und des Faustrechtes so häufig sich Jahrhunderte lang hinzogen. Auch Pfäfers mußte sich dieser äußeren Anfälle erwehren gegen geistliche und weltliche Hände und that es nach der Uebung und Anschauung damaliger Zeit, — es übte Grausamkeit gegen Grausamkeit. Trotz aller Ueberfälle, Beraubungen und selbst mehrmaligen Klosterbrandes, hob sich das Kloster immer mehr, so daß es um's Jahr 998 nebst der Oberhoheit über die nächste Umgebung auch noch über Besitzungen in Schwaben, Thurgau, Zürich, Vierwaldstättersee u. s. w. und über eine große Zahl von Dörfern zu gebieten hatte.

Der blutige Span der weißen Taube (Wappenschild) ist zu einem großen Klostergebäude, zu ausgedehnten Wäldern und vielen Besitzungen angewachsen.

Um's Jahr 1038 fällt die Entdeckung der warmen Quelle, und zwar der Sage nach durch einen Jäger, welcher, als er junge Raben ausnehmen wollte, des aufsteigenden Dampfes aus der Felsenspalte gewahr wurde, darauf sich an Stricken hinabgelassen und das warme Wasser aus Felsenritzen hervorquellen gesehen habe. Der Gebrauch der Quelle als Bad soll jedoch erst um 1240 gebräuchlich geworden sein. Den alten Schilderungen nach gehörte aber eine Todesverachtung dazu, um das Leben durch den Gebrauch des Bades zu fristen. Die Quelle entspringt nämlich in einer Schlucht der Tamina. Um nun in der damaligen Zeit zu der Quelle gelangen zu können, mußte man von oben herab in die Schlucht niedergelassen werden. Den Heilsuchenden wurden für einige Tage Lebensmittel mitgegeben, dann kamen sie wieder an's Tageslicht, und wieder hinunter, welche trostlose Abwechslung so lange währte, bis man die Kur zu Ende wähnte. Später wurde die Sache etwas besser, aber immerhin noch schauerlich genug war diese Art Kur zu machen. Dr. J. A. Kaiser theilt in seinem werthvollen Buche „Die Heilquelle zu Pfäfers", dem wir auch einen Theil der historischen Data entnehmen, die damalige Kurweise mit: „Hat je eine menschliche Wohnung über einem so schrecklichen Abgrund geschwebt? Mitten zwischen zwei zerrissenen Felsenwänden, über hundert Fuß hoch, am weitesten nicht fünfzig Schritte von einander getrennt, unter den Füßen ein wüthender Strom (die Tamina), über dem Haupte drohende Felsenblöcke und herüberhängende Waldbäume, nach Süden und Norden die gräulichen Wände noch geschlossener, so daß kaum eine Spanne des Himmels sichtbar, und die Sonne nur des hohen Mittags kärglich wenige Strahlen sendet; in Mitte über diesem furchtbaren Abgrund hingen die alten Badehäuser auf hölzernen Tragbalken, an beiden Seiten in die Felsen eingesenkt und befestigt, wo der Heilquell östlich dem lebenden Felsen entspringt. Der Zugang allein schon war abschreckend genug, da man theils an hängenden Leitern, theils an Stricken, und der mit Schwindel Behaftete mit verbundenen Augen an einem Sessel befestigt sich hinab lassen mußte. Ungeachtet aller dieser Hindernisse kam das Bad in der Nähe und Ferne in immer größeren Ruf."

Kehren wir zum Kloster zurück, dessen weitere Geschichte auch zugleich die des nachmals so berühmt gewordenen Bades ist. Das Kloster, auf dessen Gebiet das Bad gelegen, übte auch Hoheitsrechte über dasselbe und bewies sie dadurch, daß zunächst im Verlaufe der Zeiten bessere Einrichtungen getroffen, am Anfange der Schlucht Gebäude erstellt, und die Zugänge zur Quelle bequemer und weniger gefährlich hergestellt wurden. Auch suchte man sich die Heilquelle nutzbar zu machen, indem man sie verpachtete, und zwar, wie Dr Kaiser mittheilt, hatten die Brüder Joh. und Walter von Camaurizzi in Valens von 1362 an auf zehn Jahre den halben Theil des Bades um jährlich sechs Gulden gepachtet, mit dem Beding, daß sie bei der Quelle noch einige Gebäulichkeiten aufzuführen hätten. Längere Zeit hindurch wurde das Bad „lehenweise" vergeben, wobei es auch an Bequemlichkeit der Zugänge, wie an Gebäuden und Einrichtungen gewann, bis endlich im Jahre 1497 diese Lehen wieder ausgelöst wurden, und das Bad unter die spezielle Administration des Klosters kam.

Dieses selbst aber fand keine Ruhe gegen äußere und innere Feinde. Nach Außen hatten die Klosterbewohner die Gewalt Anderer abzuwehren, lebten sie durch weitere Jahrhunderte hin fast in stetem Kampfe, um Errungenes zu schützen oder Neues zu erringen, nach Innen aber öffnete ein noch viel gefährlicherer Feind seinen Schlund, — der Zerfall der klösterlichen Zucht und Ordnung, der Mangel an Sinn für Wissenschaft, das allgemeine Sittenverderbniß in Haupt und Gliedern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts überhaupt, große Gelage, ein verschwenderischer Haushalt, verbunden mit sehr unklösterlichen Zugaben, brachten das Kloster Pfäfers dem Untergang nahe, bis es endlich gegen Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Schuldenlast von über 40,000 Gulden aufzuweisen hatte. Zu dieser mißlichen ökonomischen Lage kam noch ein anderes nicht minder großes Unglück: in der Nacht des 19. Oktobers 1665 ging das ganze Kloster in Flammen auf und war in wenig Stunden schon ein Trümmerhaufen, so daß nur wenig gerettet werden konnte.

Das Bad gedieh bis zu dieser Katastrophe vortrefflich. Unter den Aebten des Klosters war hauptsächlich Jodokus Höslin von Glarus auf die Hebung der kostbaren Quelle bedacht. Wissenschaftlicherseits knüpft sich an dieselbe der Name Paracelsus. Die bisherigen Unruhen in und außer dem Kloster übten keinen fühlbaren Einfluß auf den Besuch und die Entwickelung dieses kostbaren Schatzes. Aber nach dem Brande des Klosters begann auch die Misere für das Bad; — es kam wieder in die Hände von Lehensleuten und gerieth ungeachtet eines zahlreichen Besuches in Verfall. Erst mit dem Ausbau und der zweiten Restauration des Klosters erfreute sich auch die Quelle wieder einer besonderen Beachtung, bis auch auf dieses Schmerzenskind der klösterlichen Verhältnisse im vollen Sinne des Wortes der Stein des Schreckens fallen sollte. Als sich nämlich am 11. März 1680 nach anhaltendem Thauwetter die Schnee- und Eismassen durch die Berggewässer abgelöst hatten, stürzten diese mit längst drohenden Felsstücken unter fürchterlicher Gewalt über die Quelle und begruben dieselbe, daß auch nicht die Spur des Thermalwassers mehr zu finden war, und man kaum die Lage der Quelle und wo einst die alten Badehäuser waren erkennen konnte. Abt und Konvent berathschlagten wirklich, ob man die Quelle wieder hervorsuchen oder sie auf immer unter dem ungeheuren Schutt begraben lassen wolle. Die Sache ward zum Besten der leidenden Menschheit ent-

schieden. So wurden denn die großen Felsblöcke gesprengt, der Schutt hinweggeräumt, und die Quelle wurde zum zweiten Male gewonnen. Der immer mehr gesteigerte Besuch ließ die alten Gebäulichkeiten schon längst nicht mehr ausreichen, und so wurde 1704 der Grund zu den noch jetzt bestehenden Badehäusern, am Eingang der Schlucht, gelegt, später der Gang zur Quelle erweitert und die Leitung von dieser in die Badehäuser mehr gesichert.

Inzwischen gewann auch das Kloster einige Ruhe nach fast tausendjährigen Kämpfen und widrigen Geschicken. Jedoch die französische Revolution brachte auch dem Kloster neue Leiden, die Franzosen rückten ein, und endlich stürzten wiederholte lange Einquartierungen, Geldlieferungen u. s. w., schließlich noch Plünderungen, das Kloster neuerdings in eine Schuldenlast.

Durch die Mediationsakte verlor der Fürstabt seine weltliche Herrschaft und reichsfürstliche Würde (er war Fürstabt seit 1196), und das Kloster kam an den neuen Kanton St. Gallen. Es suchte sich unter diesen neuen und ganz veränderten Verhältnissen auch einen andern Wirkungskreis, indem es eine Erziehungsanstalt gründete und durch seine Konventualen die Pfarreien besorgen ließ, bis endlich der Kanton St. Gallen 1838 das Kloster aufhob und die Räumlichkeiten 1847 in eine Irrenanstalt umwandelte, welche, dem Stifter des Klosters zu Ehren, St. Pirminsberg genannt wurde.



Das Kloster Pfäfers.

An die Stelle des monotonen Mönchsgesanges trat der Klagelaut der Unglücklichsten aller Unglücklichen.

Mit dem Uebergang des Klosters in die Hände des Staates trat auch die Quelle in eine neue Aera. Eine Leitung von 12,500 Fuß Holzröhren nach dem fünfzig Minuten entfernten Ragaz wurde erstellt und die dortige Domäne (der Hof Ragaz) zum Kurhaus umgeschaffen, welches seit 1840 bis zum europäischen Ruf emporstieg. Der Hof Ragaz ist der eigentliche Kurort der vornehmen Welt, während das Bad Pfäfers mehr von wirklich Kranken und Leidenden und von weniger Bemittelten besucht wird. Die Räume sind etwas klosterhaft düster, was bei Unkundigen zu der irrigen Ansicht geführt hat, hier sei das Kloster gewesen, und dasselbe sei zum Badehaus umgestaltet worden. Die Witterungsverhältnisse, auch die eingeengte Lage, bedingten einen schweren und dauerhaften Bau. Trotz dieser klosterhaften Düsterheit fühlt man sich sehr heimisch, und nicht selten ist von Kuristen zu hören, daß sie nur ungern den Ort verließen.

Im Gebäude befinden sich 140 Zimmer, in denen 300 Kuristen Unterkunft finden können; ferner eine große hohe Trinkhalle, und in 28 Lokalen die Bäder, von denen vier für gemeinschaftliche Bäder eingerichtet sind. Die berühmten Thermen zeigen folgende Wärmegrade: Die Hauptquelle 29,7 Grad R., die untere 30,5 und die neu gefaßte ebenfalls 30,5 Grad R. Von diesen Quellen fließt das Wasser durch eine 1505 Fuß lange hölzerne Röhrenleitung bei 18 Fuß Gefäll und 6¾ Minuten Zeit in den Trinksaal des Bades und zeigt hier 29,3 Grad R. In den Hof Ragaz führt eine Leitung längs der neuen Straße von 12,506 Fuß Länge bei 544 Fuß Gefäll, in welcher Leitung das Wasser bei 43 Minuten Zeit noch mit einem Wärmegrad von nahezu 28 Grad R. ankommt, mithin nur sehr wenig

Wärme verliert; Alles bei 13 Grad R. athmosphärischer Wärme angenommen. Nach den Beobachtungen und Aufzeichnungen schwankt übrigens die Temperatur in den verschiedenen Jahreszeiten nur sehr wenig. Das Wasser ist ganz klar, leicht, ohne Geruch und Geschmack, ohne bedeutende analysirbare, fremdartige Bestandtheile, also fast chemisch rein. Es enthält auf 10,000 Gramme nur 2,913 feste Bestandtheile.

Die Thermen wirken reizend, verdünnend, und wurden bis jetzt mit vielem Erfolg gegen Leiden der Nerven, Verdauungsorgane und Rheumatismen ꝛc. gebraucht. Ueber die Wirksamkeit u. s. w. verweisen wir auf das schon zitirte Werk von Dr. Kaiser. Der Gebrauch ist sowohl Trink- als Badekur.

Ueber den Ursprung des Wassers hat der geniale Geologe Professor Theobald umfassende Studien und Untersuchungen gemacht und seine höchst interessanten Resultate in einem ungemein anziehenden Buche: „Naturbilder aus den rhätischen Alpen. Ein Führer durch Graubünden.“ (Chur 1862, L. Hitz), niedergelegt, auf welches wir sowohl die Besucher von Pfäfers und Ragaz, wie überhaupt die Touristen, die sich Graubünden als Wanderziel gewählt haben, ganz besonders aufmerksam machen. Speziell Pfäfers und die Quelle betreffend läßt sich aus Theobald's Untersuchungen kein Auszug geben; wir verweisen darauf. Sie sind ein vortrefflicher Führer durch das herrliche Graubünden, und ein geistreicher Mann, wohl auch der Vertrauteste mit Land und Leuten, und ein ungemein fleißiger Wanderer hat sie geschrieben.



Hof Ragaz bei Pfäfers.

Das Bad Pfäfers und Hof Ragaz sollen nach Beschluß des großen Rathes verkauft werden, jedoch bleibt die Quelle Eigenthum des Staates und geht nur vertragsweise an den Käufer über, und auch die Armenanstalt des Bades wird gewährt. So dürfte, sobald genügende und große Lokalitäten vorhanden sind, bei dem großen Rufe der Thermen und einer ihres Gleichen suchenden großartigen Hochgebirgsumgebung, verbunden mit einem durchaus günstigen Klima, sich Ragaz und Pfäfers unter den Händen guter Unternehmer

in jeder Beziehung als Kurort ersten Rangs emporheben, und der blutige Span der weißen Taube leicht zu einem goldenen Span werden.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

9.

Der nächste Plan Hermann's war nun die Jagd auf junge Robben. Kaum graute daher der Morgen, so verließ er seine Steinhütte, nahm seine Doppelflinte und seinen neu-verfertigten Speer mit sich und erstieg die Klippen, welche die kleine Bucht bei der Hütte umschlossen, um von hier nach den Seehunden auszulugen. Aber das kleine Rudel, welches er in der vergangenen Nacht gesehen, war nirgends mehr; Hermann ging daher der Stirne der Klippen entlang, mit einem steten Ausblick auf das Meer, welches er mit seiner Taschenfernröhre beobachtete, um einige weibliche Exemplare von der grönländischen Robbe mit ihren Jungen zu erspähen. Allein er hatte schon nahezu eine deutsche Meile in östlicher Richtung zurückgelegt, ohne auch nur Eine Robbe zu erblicken, und wollte ärgerlich umkehren und bereuen, daß er in der vergangenen Nacht nicht wenigstens einen Versuch gemacht hatte, die Mutter zu erlegen, in welchem Falle die Jungen vielleicht in der Nähe geblieben wären. Da sah er vor sich die Ausmündung einer andern etwas breitern Bucht, die er zuvor noch nicht bemerkt hatte, und schritt quer über das Vorgebirge hin, welches von Südost her den Eingang der Bai verdeckte, und hatte bald eine Stelle auf den felsigen Höhen erreicht, welche ihm den ungeschmälerten Ueberblick über einen ziemlich geräumigen Schlupfhafen erlaubte. Voll Ueberraschung blieb er stehen und überschaute diese Bucht, die sich zwischen zwei steilen Lehnen eiförmig in die Insel herein erstreckte und nach hinten in eine Schlucht verengerte, die sich allmälig und in vielfachen Windungen bis auf die Höhe der Felsen hinaufzog. Die ganze Tiefe der Bai bis an den Fuß der Schlucht mochte ungefähr tausend Schritte betragen, ihre größte Breite etwa siebenhundert. Dem ganzen Fuß der Höhen entlang verlief ein kiesiger Strand mit einzelnen Büscheln und Böschen von saurem Gras, Binsen und Seggen bewachsen, oder von Gruppen rasenbildender niedriger Pflanzen, wie Löffelkraut, Hahnenfuß, Steinbrech u. s. w., bedeckt. Der Strand ward desto breiter und niedriger, je mehr er sich der Mündung der Bai näherte, gleich als ob die Sturmfluten des wilden Polarmeeres und der Einfluß der Atmosphärilien hier die starren Klippen mächtig unterwaschen und zur Zertrümmerung und Verwitterung gebracht hätten. Große Felsenblöcke und Geröllhalden lagen noch um den Fuß der Klippen, untermischt mit Stämmen Treibholzes und Rundhölzern und Planken zertrümmerter Schiffe. Namentlich bemerkte Hermann eine Stenge, woran noch Takelwerk zu hängen schien, dessen Anblick ihm eine unbeschreibliche Freude verursachte, denn ein Stück Tau war für ihn ein wahrer Schatz. Draußen vor der Mündung der Bucht lagen einzelne Felseneilande und Klippen, natürliche Wogenbrecher, welche ganz von dem weißen Gischt und Schaum der Brandung umgeben waren, und auf deren verwaschenen, flechtenbedeckten Stirnen viele Robben in der Sonne lagen, während andere sich in dem noch wallenden Gewässer am Eingang der Bucht herumtummelten.

Der Fund dieser Bucht erweckte in Hermann die mannigfachsten Gedanken. War sie am Ende nicht geeigneter zum Aufenthalt, als die kleinere bei der Steinhütte? Verhieß sie nicht jedenfalls eine größere Ausbeute von Fischen und Meeresthieren? war sie nicht den Schiffern von der See aus sichtbarer und darum vielleicht besuchter als die kleinere? konnte sie nicht unter Umständen sogar ein Winterquartier abgeben? Alle diese Fragen mit ihren Folgen zogen ihm durch den Kopf, während er so an dem verwitterten Rande der Klippen dalag und auf die Bai zu seinen Füßen hinunterblickte. Da hörte er mit einem Male ein fernes Schnauben und dröhnendes Pusten, und jene eigenthümlichen Laute, welche, ein Gemeng von Blöken und Wimmern, von den Robben ausgestoßen werden, wenn ihnen eine Gefahr droht, und als er seewärts hinausblickte, sah Hermann plötzlich sämmtliche Robben, die sich zuvor auf den Klippen gesonnt hatten, in die Brandung stürzen und sich zerstreuen, und bemerkte zu seinem lebhaften Vergnügen, daß der größte Theil derselben die Bai heraufschwamm und sich hier zertheilte. Bei dem lebhaften Interesse, welches Hermann für die Jungen hatte, sah er sich zunächst nach diesen um, bemerkte aber unter dem ganzen Haufen nur fünf oder sechs kleinere, die um ihre Mütter herschwammen, und sah sogar die beiden Mütter mit ihren Jungen an's Land steigen und sich unbehülflich und mühsam nach Felsenlöchern hinschleppen, in welche sie mit ihren Jungen krochen. Diese Felsenlöcher waren beide tief im Schooße der Bucht, an Stellen, wo das Wasser schon ziemlich seicht und der Strand schmal war, und schienen eigens zu dem Zwecke ausgewählt, hier Schutz vor größeren Meeresthieren finden zu lassen, welche der Untiefe wegen sich nicht so tief in die Bucht herein wagen konnten. Hermann erinnerte sich jetzt aus der Naturgeschichte, daß die Robben ihre Jungen gewöhnlich in solchen, vom Hochwasser nicht mehr erreichten Felsenlöchern werfen und sechs bis sieben Wochen lang säugen, bis sie groß und stark genug sind, um ihre Mutter in's Wasser zu begleiten.

Dieß war eine lichtvolle Entdeckung für unsern Verschlagenen, und nachdem er sich noch durch einen raschen Umblick von der Lage der beiden Felsenlöcher überzeugt, in die er die Robbenweibchen mit ihren Jungen hatte flüchten sehen, eilte er dem ersten besten Abhang zu, wo die Schutthalden und Trümmerhaufen das Losbrechen größerer Gesteinsmassen bezeichneten, kletterte an jenen Schroffen hinunter und über die Schutthalden hinab und war bald bei der ersten Höhle angelangt, in welche er das alte Robbenweibchen mit seinen Jungen hatte flüchten sehen. Richtig! da lag es, den stumpfen Kopf mit dem scharfen Gebiß der Mündung zugekehrt, um von jedem nahenden Feinde sogleich Witterung zu bekommen! Die hellen Augen blickten ängstlich und mißtrauisch die fremde Erscheinung an, die gefletschten Zähne, die zischenden Laute drohten Widerstand; die Jungen verkrochen sich wimmernd unter die Flanken der Mutter.

Unter allen anderen Umständen würde Hermann es nicht über sich gewonnen haben, diese harmlosen Thiere zu tödten, zumal so unter den Brüsten der Mutter. Aber ihn zwangen sowohl die Noth als die Erinnerung, daß die Robben eigentlich Wanderthiere sind, welche ihren Aufenthalt beständig wechseln und häufig in großen Zügen von einem Festlande zum andern wandern. Daher entäußerte er sich mit raschem Entschluß jeder weichern Regung, lockerte das Handbeil in seinem Gürtel, erfaßte den Speer mit beiden Händen und fing damit die Robbe auf, die sich aus ihrem Felsenloche heraus ihm hatte entgegen werfen wollen, um ihre Jungen zu schützen. Ein Schlag auf den Kopf mit der flachen Seite des Beils nahm der Mutter das Leben und fertigte auch die drei Jungen ab; dann wandte sich Hermann schnell zu der andern Felsenhöhle, tödtete in ähnlicher Weise auch das zweite Robbenweibchen und ihren Wurf, und fand bald ein drittes Loch, das ebenfalls eine Mutter mit zwei Jungen enthielt, so daß er rasch sieben Junge und drei Alte hatte, die er aus ihren Löchern herauszog, um sie abzustreifen. Die alten Robben waren ungefähr sechs Fuß lang und erwiesen sich als ziemlich fett. Das Abbalgen kostete ungemein wenig Mühe, denn ein gewandter Schnitt vom Hals bis auf den Beginn des Brustbeins war genügend, um die Haut so weit zu öffnen, daß sie ohne große Anstrengung über den ganzen Körper zurückgestreift werden konnte, und in un-

glaublich kurzer Zeit lagen die zehn Felle vor Hermann in der Sonne und bildeten eine ziemlich schwere Last für einen Mann.

An eine Verwerthung des Fetts von sämmtlichen Robben war nicht zu denken, weil Hermann keine Gefäße hiezu hatte. Er begnügte sich daher damit, die Körper der sieben Jungen in ein Felsenloch zu schleppen und dessen Eingang mit Steinen zu verbauen; dann brach er die zum Transport zu schweren Körper der Alten auf, nahm die Lebern heraus, die mit Recht für einen Leckerbissen gelten, obschon auch sie den thranigen Geschmack aller Meeresthiere nicht ganz verleugnen, schlug sie in eine Haut von einer jungen Robbe ein, belastete seine Schulter mit dem ganzen Pack der Häute und trat den Rückweg nach seiner Steinhütte an.

Mittag war längst vorüber, als er nach Hause gelangte, und der Rest des Tages verging unter der Zubereitung der Seehundsfelle, auf welche er sich noch gar nicht verstand. Doch wußte er aus Büchern, daß die Eskimos sich damit begnügen, die Felle an der Innenseite durch Schaben von allen Fleischtheilen zu befreien, sie dann tüchtig mit Fett einzureiben, zusammenzufalten und auf einem Gerüste dem Rauch und der Hitze eines Feuers auszusetzen. Zum Glück war das Gerüste in der Felsspalte noch vorhanden, wo Hermann das Fleisch des Eisbären getrocknet hatte, und erleichterte ihm die Zubereitung der Felle sehr. Und als er nach einigen Stunden die ersten Häute der jungen Robben von dem Räuchergerüste herunter nahm, überzeugte er sich, daß es Säcke waren, wie er sie sich zur Aufbewahrung seines Pemmican nicht besser wünschen konnte. Sie waren etwa 2½ Fuß lang und kegelförmig gestaltet; die beiden Arme dienten, fest zusammengeschnürt, als Handhaben; der Schnitt am Hals konnte vernäht werden, wenn der Pemmican eingegossen war, und die vollständige Widerstandsfähigkeit der Seehundsfelle gegen Wasser und Luft vermochte ihren Inhalt wirksam vor dem Verderben zu sichern. Die drei gebratenen Lebern der alten Robben hatten Hermann eine leckere Kost gegeben, welche ihm für zwei volle Tage genügte. Als er sich daher an diesem Abend zwar müde aber gesättigt auf seine Bärenhaut streckte, die er in ähnlicher Weise durch Fett und Rauch zubereitet und zu seinem Bette verwendet hatte, war er mit seinem Tagewerk ganz zufrieden, und ihn beschäftigte nur der eine Gedanke: woher ein Gefäß nehmen, worin er den Thran der jungen Robben aufbewahren könne. Er wußte aus Reisebeschreibungen, daß die Robben in dieser Jahreszeit am fettesten sind, daß eine junge Robbe vier bis fünf Gallonen Thran gibt, und daß dieser, wenn man ihn über dem Feuer ausschmelzt, ehe das Fett noch zu faulen begonnen hat, vollkommen geruchlos, ganz durchsichtig und von keinem unangenehmen Geschmack ist, so daß er von den Eskimos mit Begierde genossen wird. Außerdem ist ja das Fleisch der Robben eßbar, und das Fett dient noch zur Nahrung der Lampen in den langen Winternächten, während die Eingeweide zu Saiten zusammengedreht werden, welche die Stelle von Bindfaden und Schnüren vertreten. Es war also wesentlich, daß Hermann das Fett und Fleisch der Jungen nicht zu Grunde gehen ließ.

Ueber vergeblichem Besinnen und Hinbrüten über ein Hülfsmittel, welches ihm die Gefäße ersetze, war Hermann eingeschlafen. Er erwachte an einem äußerst lebhaften Traum, wobei er einen Eskimo in seinem Kayak oder Boote aus Robbenfellen in die große Bucht, die er fortan die Robbenbai nennen wollte, hereinfahren und Fische harpuniren sah. Beim Erwachen sah er sich freilich in seiner Steinhütte und erkannte den trügerischen Traum. Aber derselbe hatte seinen Gedanken doch eine neue Richtung gegeben. Ich will mir ebenfalls ein Kayak zu erbauen suchen und damit auf den Fischfang und Robbenschlag fahren, dachte er; — und, wenn man aus Robbenfellen wasserdichte Boote verfertigen kann, warum nicht auch Schläuche? war sein zweiter Gedanke. Zwar wird der Thran leichter durch die Poren schwitzen als das Wasser, sagte er sich weiter; aber ich kann ja irgend ein Gefäß unter den Schlauch stellen, welches die durchgeschwitzte Flüssigkeit auffängt, die sich immer noch in einer Lampe zum Brennen verwenden läßt. Und am Ende werden die Poren sich auch verstopfen und mein Schlauch wird dicht werden. — Von diesem Gedanken erfüllt, sprang er auf und schritt in den grauenden Morgen hinaus, musterte seine Felle von den drei großen Robben und wählte das derbste und dichteste davon sogleich zum Schlauche aus. Es gilt den Versuch, sagte er sich, holte die Sehnen von dem Eisbären herbei, die er neulich beim Zerstücken desselben aufbewahrt hatte, und machte sich sogleich daran, an dem noch ganz weichen und biegsamen Fell die verschiedenen Oeffnungen fest zu unterbinden und zusammen zu schnüren; dann eilte er an den Strand hinunter und schöpfte damit Wasser, und siehe da! das Fell bewahrte die Flüssigkeit und zeigte nicht den mindesten Leck! Unverweilt nahm nun Hermann eines der kleinen Felle und verwandelte es in gleicher Weise in einen Schlauch, der den Vortheil hatte, daß er tragbar war und allen Anforderungen an einen solchen noch unendlich besser entsprach, als der große. Mit einem Gefühle unbeschreiblich inbrünstigen Dankes blickte er zum Himmel empor, verrichtete sein Morgengebet und traf dann die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Tagewerk. Nachdem er seine Art, den Kessel und den kleinen Schlauch aus Robbenfell zusammen gepackt, verwahrte er die anderen Felle in seiner Steinhütte, verbaute deren Oeffnung mit Steinen, nahm sein Gewehr auf die Schulter, den Pack auf den Rücken, den Speer in die Hand und wanderte der Robbenbai zu. Dießmal schlug er einen nähern Weg in der Diagonale über die Hochebene ein und gelangte in ungefähr drei Viertelstunden an die Schlucht, welche im Schooß der Bai zum Strande hinunterführte. Er hatte unterwegs ganze Strecken von wildem Sauerampfer wahrgenommen und seine Jagdtasche damit gefüllt, und fand die nackte, von den Gewässern des thauenden Schnees vieler Winter ausgewaschene Schlucht ziemlich gangbar. Bald hatte er die verbaute Felsenhöhle erreicht, worin die abgestreiften sieben jungen Robben lagen. Hier legte er zunächst seinen Pack nieder und ging dem Strand entlang, um Treibholz zu seinem Feuer zu sammeln. Das Treibholz, welches hier lag, mochte seit Jahren unbemerkt geblieben sein, denn ein Theil davon war schon in den Sand und Kies eingebettet, ein anderer, neuerer Theil noch auf der Grenze des Hochwassers. Unter dem letzteren befand sich das Rundholz mit dem daran befestigten Tauwerk, welches Hermann gestern von der Anhöhe herab entdeckt hatte, und auf welches er nun voll Freuden zueilte. Es ergab sich jedoch, daß es keine Stenge war, wie er gewähnt hatte, sondern der ganze Mast eines Bootes, wahrscheinlich einer Schaluppe, der sich beim Scheitern des Fahrzeugs aus seinem Schuh gelöst hatte und mit einem Theil seines Takelwerks hieher getrieben worden war. Der Anblick dieses Trümmerstücks eines Schiffs erweckte wehmuthsvolle Gedanken und Empfindungen in unserem jungen Freunde. „Wie glücklich wäre ich, wenn das ganze Boot hier angetrieben worden wäre, zu dem dieser Mast gehörte!" sprach er vor sich; „ein solches Boot, mit etwas Lebensmitteln und Wasser befrachtet und einer der südwestlich verlaufenden Strömungen anvertraut, brächte mich hinüber nach der Ostküste des Festlandes, zu Stämmen, welche mit den Europäern im Verkehr stehen, und so könnte ich von Stamm zu Stamm zu irgend einem Fort oder Handelsposten der Hudsonsbai-Kompagnie und von dort mit erster Gelegenheit nach Kanada, nach England, nach meiner lieben deutschen Heimat gelangen!" Und unwillkürlich fielen ihm die Worte Schiller's ein: „Dieß elende Fahrzeug könnte mich retten, brächte mich bald zu befreundeten Städten." Eine unerträgliche verzweiflungsvolle Wehmuth erfüllte Hermann's Gemüth, als er der theuren Eltern und Aennchens gedachte und alle Behaglichkeiten und Segnungen des Vaterhauses, welche er in seinem jugendlichen Thatendrang und Ehrgeiz so gering geachtet hatte, mit seinem Aufenthalt auf dieser öden, kahlen Insel verglich. „Aber kann ich nicht dennoch

mein Heil mit einem Floß versuchen?" sprach dann die Stimme der Hoffnung in ihm, als er all' die Balken und Planken und Rundhölzer und rohen Stämme von Treibholz musterte, welche hier herum zerstreut lagen; „sind nicht schon Tausende von Schiffbrüchigen auf solchen Flößen über weite Meeresstrecken gefahren und zu Schiffen oder bewohnten Küsten gelangt? Wohlan, ich will meine Rettung ebenfalls in gleicher Weise versuchen, und Gott, der mir den Gedanken eingegeben, wird mir auch bei der Ausführung dieses Planes beistehen. Hilf dir selbst, so wird dir auch der Himmel helfen!"

Von diesem Augenblicke ab beherrschte ihn der Gedanke an Flucht von diesem Eilande, an die Erbauung eines festen Floßes Tag und Nacht, jedoch nicht so ausschließlich, daß er darob das Dringendere vergessen hätte, nämlich die Sorge für die Beschaffung seiner Wintervorräthe. Er errichtete sich aus den Balken und Planken, die er am Strande der Robbenbai gefunden hatte, eine einstweilige Hütte, indem er dieselben schräge an den Fuß einer beinahe senkrechten, glatten Felswand lehnte und mit schweren Steinen so belastete, daß der Wind sie nicht verrücken konnte. Hier verweilte er so lange, als das Ausschmelzen und das Trocknen des in Striemen geschnittenen Fleisches der jungen Robben währte. Hier verstaute er in einer Felsenspalte die Säcke von Pemmican, die er daraus bereitet hatte, und von hier aus trug er jeden Schlauch voll Thran, den er gewonnen, nach seiner Steinhütte hinüber und goß ihn in den großen Schlauch in jener Hütte. Aber sobald das Geschäft des Ausschmelzens des Fettes und des Trocknens des Fleisches und der Därme der Robben vorüber war (wobei er allerdings sehr oft die Kadaver der Robben gegen die Füchse vertheidigen mußte, die sich daran äßen wollten, und bei welcher Gelegenheit er manchen Fuchs erlegte), kehrte er zu der Erbauung eines Floßes zurück, das ihn über das Meer gen Westen tragen könne. Mehrere Versuche dieser Art mißlangen, einfach nur, weil es ihm sowohl an passenden Werkzeugen, wie an eisernen Nägeln gebrach, um einem solchen Gefüge von parallelen Balken die nöthige Festigkeit zu geben, und das beste Floß, das er zu Stande brachte, war nur ein kleines Ding von etwa zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite, auf welchem er in der geschützten Robbenbai herumfahren und Fische nach Eskimoweise harpuniren konnte, die er dann an der Luft trocknete.

Allein diese Versuche, so entmuthigend sie auch waren, hatten doch auch ihre günstigen Folgen. Sie hatten Hermann belehrt, daß das Harpuniren von Fischen ein sehr langsames und unsicheres Verfahren sei, und daß es bei dem Reichthum von Fischen, welchen die Bai darbot, rathsamer sein würde, dieselben mit einem Schleppnetze zu fangen. Das Material dazu lieferten ihm ja die zusammengedrehten Därme der Robben und Füchse, die er sorgfältig gesammelt, gewaschen, geschabt, getrocknet und gedreht, und Netzestricken war eine Kunst, die er schon als Knabe mit Jost Lüning oft geübt hatte. Der lange Sommertag, wo der Sonnenuntergang nur durch wenige Stunden falber Dämmerung von dem Sonnenaufgang getrennt war, ließ diese Arbeit rasch fördern, und es dauerte nicht lange, so konnte Hermann sein Schleppnetz, das etwa zwölf Klafter lang und ein Klafter hoch war, versuchsweise auswerfen, indem er das eine Ende desselben, welches er wie ein Häringsnetz am untern Rande mit Steinen beschwert und oben mit Schwimmern von Holz und mit den Blasen von Robben und Füchsen versehen hatte, am Strande an einen Pfahl befestigte und dann von seinem kleinen Floß aus ablaufen ließ, während er mit demselben zugleich einen Kreis beschrieb. Als er seinen ersten Zug that, erstaunte er nicht wenig über die Menge von Fischen aller Art, Häringen, Dorschen, Makrelen und vieler andern unbekannten Arten, die sich tief in den Maschen desselben verfangen hatten, und mit deren Ausnehmen und Trocknen er mehrere Tage verbrachte. Allein bald ward er inne, daß der Fischzug hier in der Robbenbai der großen Breite und bedeutenden Tiefe wegen weitaus weniger ergiebig sei, als er in der kleinen, engen Bai bei der Steinhütte sein würde. Eines Tages nahm er daher, nachdem er schon einige Zentner Fische in der Robbenbai gefangen, sein Netz zusammengerollt auf die Schultern und trug es mit furchtbarer Anstrengung hinüber nach seiner Steinhütte, um dort damit zu fischen. Seine Fische ließ er in der höheren Hütte an den geborgenen Tauen aufgehängt zurück, nachdem er Sorge getragen, die Hütte an den Seiten so zu verbauen, daß sie vor der Beraubung durch die Füchse und die frechen Kolkraben gesichert war.

Die Fischerei in der kleinen Bucht war allerdings ergiebiger. Die Bai war bei der Ebbe theilweise nur so breit, daß Hermann das ganze tiefere Wasser mit seinem Netze überbreiten konnte, wenn er an den Seiten Wehren von Holz einrammte. Er spannte dann während der Flut sein Netz aus, nachdem er zu diesem Behufe Pfähle und Stangen eingerammt und dieselben durch Taue verbunden hatte, welche den oberen Rand des Netzes halten halfen, ging dann vom Schooß der Bucht aus in's Wasser und trieb mit der stärkeren Ebbe die Fische aus dem seichten Wasser mittelst einer langen Stange seewärts, wodurch er dann vor der tiefsten Ebbe gewöhnlich eine reiche Beute von Fischen aus dem Netze lesen konnte, nachdem er es an das Land gezogen hatte. Beinahe jede neue Flut brachte wieder einen neuen Fang.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es denn auch einmal, daß Hermann an einer Stelle, wo das Wasser ihm kaum an den Hals reichte, mit dem Bein an einen harten, rundlichen Gegenstand stieß, der im Kies und Schlick der Bai steckte; er strauchelte darüber, fiel kopfüber in's Wasser und krabbelte mit den Händen am Boden, um sich zu vergewissern, von welcher Art dieses Hemmniß sei. Mit einem Jubelschrei tauchte er aber aus dem Wasser empor, denn er wollte sich überreden, seine Hand habe den Rand einer kleinen Tonne erfaßt. Sobald er wieder genugsam Athem geschöpft, tauchte er nochmals unter und fand seine Wahrnehmung bestätigt. Es war eine Tonne, die hier im Kies halb eingebettet lag, eine längliche kleine Tonne, etwa wie jene, welche auf Kauffahrern und Wallfischfängern zum Wasserfassen am Lande dienen. Hermann machte riesige Anstrengungen, um die Tonne flott zu machen, aber es gelang ihm erst, als die Ebbe so weit abgelaufen war, daß er festen Fuß fassen und seine Stange als Hebel gebrauchen konnte, und mit übermenschlicher Mühe wälzte er die Tonne an den Strand, nachdem er an den seichteren Stellen sie halb entleert hatte.

Die Tonne erwies sich bei näherer Untersuchung als ganz unversehrt und als Wasserfaß von einem britischen Schiffe, „die blonde Fanny", dessen Name noch auf den Bodenstücken außen eingebrannt war. Sie mußte jedoch lange im Wasser gelegen haben, denn das Eichenholz war ganz schwer und mit Wasser durchzogen; allein so wie so war sie für Hermann von unschätzbarem Werthe, zumal für eine Seereise. Er rollte sie in den Schatten der Felsenwände und umgab sie mit Steinen, damit sie nicht fortrollen konnte, und beschloß, sie später in dem Bache auszuspülen, um sie zur Aufbewahrung seines Robbenthrans zu benützen, der sich durch die gelegentliche Erlegung weiterer junger Robben immer noch vermehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Schleswig und Jütland.

V. Die Preußen vor den düppeler Schanzen

Von

H. Bauer.

Nachdem das nächtliche Gefecht am 28., wenn auch unter starken Verlusten preußischerseits, damit geendet hatte, daß die vorgeschobene Postenlinie behauptet wurde, schritt man

unverzüglich unter dem Schutze derselben zur Eröffnung der auf 1200 Schritte Entfernung von den Schanzen anzulegenden ersten Parallele; die gedeckten Annäherungswege zu derselben, welche etwa 2000 Schritte weiter rückwärts begannen, waren schon früher gebaut worden. In der Nacht vom 29. auf den 30. gelang es ohne Störung von Seiten der Dänen den Schanzen 1—6 gegenüber die erste Parallele auszuheben, welche vom Wenningbund bis zur sonderburger Chaussee reichte. 2500 Mann arbeiteten die ganze Nacht unausgesetzt daran, und am Morgen des 30. sahen die Dänen zu ihrer Ueberraschung die fertige Parallele vor sich, die sie alsbald mit einigen wirkungslosen Kugeln begrüßten. Die Armirung der Parallele, welche zunächst in acht Batterieen bestand, ging rasch vor sich, so daß die Geschütze derselben schon am 2. April sich an der Beschießung der Schanzen betheiligen konnten, denen man jetzt überhaupt wenig Ruhe mehr ließ; auch Sonderburg wurde unausgesetzt beschossen. Inzwischen waren aber auch die Dänen nicht müßig gewesen und hatten hinter ihrer ersten Linie eine zweite Reihe von Schanzen gebaut, welche die Zwischenräume zwischen den anderen Werken bestrichen; doch kann diese Maßregel als eine ziemlich verfehlte bezeichnet werden, da die Dänen für den Fall eines Sturmes ihre Mannschaft zusammenhalten mußten und nicht in noch weitere Werke zerstreuen durften, wodurch jede Offensivbewegung, an welchen es die Dänen überhaupt unbegreiflicherweise fehlen ließen, noch mehr erschwert wurde. Diese neuen Werke hatten also auf das jetzt beginnende allgemeine Bombardement der Schanzen von der Front und Flanke aus keinen Einfluß. Damit aber unsere Leser von den Belagerungsarbeiten überhaupt eine richtige



Der Krieg in Schleswig und Jütland. Spital in Altona.

Anschauung bekommen und die hiebei vorkommenden Ausdrücke nicht mißverstehen, fügen wir hier, beim Beginn der eigentlichen Belagerung, einige allgemeine Bemerkungen in dieser Richtung ein.

Den Belagerten gegenüber sucht sich der Belagerer natürlich auch Deckungen für seine Geschütze und die im Dienste befindliche Mannschaft zu verschaffen. Dieß geschieht, schon der Zeitersparniß wegen, dadurch, daß man sich eingräbt und die hiedurch gewonnene Erde gegen die belagerte Schanze zu aufwirft, so einen kleinen Wall bildend, der zu der Eingrabung hinzugerechnet eine Deckung von sieben Fuß Höhe gewährt. Um der aufgeworfenen Erde mehr Festigkeit und gegen rückwärts eine steilere Böschung — damit die Mannschaft dicht an die Brustwehr tretend feuern kann — geben zu können, wird die Erde zuerst in Schanzkörbe, kleine, zwei Fuß hohe, aus Weiden geflochtene Zylinder, deren jeder Arbeiter einen vor sich hinstellt, gefüllt. Es versteht sich von selbst, daß diese Deckung nicht sturmfrei ist, d. h. daß sie vom Feinde leicht erstiegen werden kann, allein sie soll auch nur vor dem feindlichen Feuer schützen, nichts weiter, da der Belagerte, wie man annehmen muß, immer der Schwächere ist, so daß ihm auf jedem Punkte, wo er die Trancheen etwa stürmen will, eine Uebermacht entgegen geworfen werden kann. Uebrigens werden an einzelnen Punkten auch förmliche kleine Schanzen, Tranchee-Cavaliere genannt, angelegt, um bei plötzlichen Ausfällen der Belagerten Anhaltspunkte für hartnäckigen Widerstand und Zufluchtsorte für die Mannschaft in den Laufgräben zu bieten. Die Ausgrabungen selbst zerfallen ihrer Anlage und ihrem Zwecke nach wieder in zwei Klassen, in Parallelen und Annäherungswege oder Laufgräben.

Unter Laufgräben versteht man die im Allgemeinen senkrecht auf die belagerte Schanze zuführenden Eingrabungen, welche die einzelnen Parallelen mit einander verbinden und außerhalb der Schußweite der Belagerten hinter der ersten Parallele beginnen, um schon in diese Mannschaft und Munition sicher gedeckt bringen zu können, da die erste Parallele natürlich schon in Schußweite von den belagerten Werken liegt. Da aber, wenn die Laufgräben ganz gerade von einer Parallele zur andern führen, der Belagerte sie gerade der Länge nach bestreichen und somit ganz ungangbar machen könnte, so werden dieselben derart im Zickzack geführt, daß sie der Schanze zu immer die Flanke, nie die Spitze, und somit einen kleinen Wall bieten, welcher die Kommunikation deckt. Je näher man der Schanze rückt, desto spitzer werden die Winkel, unter welchen die Zickzack geführt sind, um dem jetzt schon mit größerer Sicherheit schießenden Feinde eine mit seinem Wall möglichst parallel laufende Deckung entgegen zu stellen. In den Winkeln der Zickzack werden die Laufgräben etwas breiter, um hier Gelegenheit zum Ausweichen, sowie Sammelpunkte für die Mannschaft zu geben. Die Laufgräben sind somit bloß gedeckte Straßen, welche von dem vordersten Munitionsdepot ausgehen und die einzelnen Parallelen unter einander verbinden.

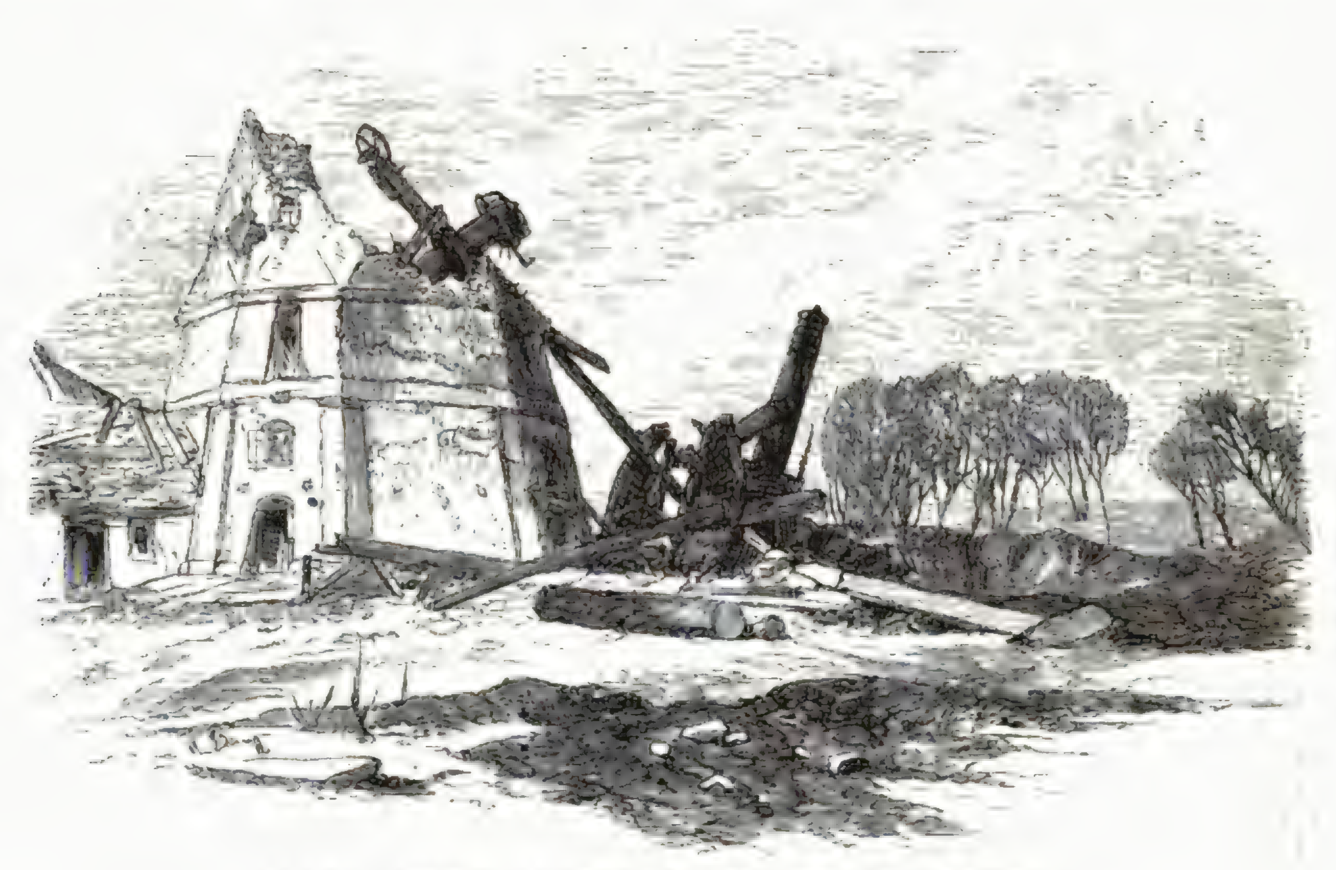
Die Parallelen dagegen haben einen vollständig offensiven Charakter, denn in ihnen sollen die Geschütze ihren Platz finden, aus welchen die belagerte Schanze beschossen wird. Dieselben ziehen sich daher in einem weiten flachen Bogen um die zu erobernden Werke und laufen im Allgemeinen parallel mit diesen, während die Laufgräben im Ganzen senkrecht darauf zugehen, die erste Parallele hat die größte Länge, die zweite eine geringere und so fort, bis zur letzten, welche die geringste Ausdehnung hat, da sie nur noch speziell gegen den Punkt gerichtet ist, wo Bresche geschossen wird und gestürmt werden soll. Die Batterieen, mit welchen eine Parallele armirt ist, haben je ihrem Zwecke nach verschiedene Namen. Man unterscheidet in der ersten Parallele Rikochet-, Enfilir- und Flankenbatterieen; die Rikochetbatterieen haben die Aufgabe, eine einzelne Walllinie eines bestimmten Werkes derart der Länge nach zu beschießen, daß die Kugel hinter dem Wall auf dem Wallgange aufschlägt und dann ihren Weg in Sprüngen auf dem Wallgang fortsetzt, wobei sie gelegentlich Menschen und Geschütze beschädigt oder vernichtet, denn auf einzelne Punkte kann man, da der Gegner gedeckt ist, nicht zielen. Die Enfilirbatterieen haben im Ganzen dieselbe Aufgabe, nur sind sie nicht auf eine einzelne Walllinie beschränkt, sondern nehmen sich eine ganze Schanzenfronte zum Ziel, welcher ihre Kugeln den größtmöglichen Schaden zufügen sollen, ohne daß dabei, wenigstens prinzipiell, auf einen bestimmten Punkt gehalten würde. Die Flankenbatterieen sind die auf den äußersten Flügeln befindlichen, welche auch nebengelegene Werke bestreichen sollen. Man sieht, die Batterieen der ersten Parallele haben bloß den Zweck, den Belagerten im Allgemeinen möglichst vielen Schaden an Geschütz und Mannschaft zuzufügen. Die Geschütze der zweiten Parallele haben schon einen andern Zweck, denn hier werden die Breschbatterieen placirt, welche an dem Punkte, wo man stürmen will, Bresche schießen sollen: bei Erdwerken allerdings eine ziemlich unfruchtbare Arbeit, doch können die Brustwerkkronen abgekämmt und Schießscharten zusammengeschossen werden. In der dritten Parallele sodann, welche am Fuße des Glacis liegt, finden die Bresch- und Contrebatterieen ihren Platz. Die Ersteren haben wir schon kennen gelernt, der einzige Unterschied ist, daß sie jetzt aus größerer Nähe auf die Schanzen feuern; die Contrebatterieen haben die Aufgabe, die feindlichen Geschütze, welche die Breschbatterieen belästigen und den Punkt bestreichen, an dem gestürmt werden soll — den die Breschbatterieen ihrerseits bearbeiten — auf's Korn zu nehmen.

Das am 2. beginnende allgemeine Bombardement der Schanzen und Sonderburgs, das jetzt beinahe ganz in Brand gerieth, dauerte mit ungeschwächter Heftigkeit bis zum 5.; die dänischen Schanzen, namentlich Nr. 6, die stärkste von ihnen, antworteten in größeren Pausen und schwiegen zuletzt beinahe gänzlich. Inzwischen beschränkten sich aber die Preußen keineswegs auf eine Beschießung, sondern sie versuchten in der Nacht vom 2. auf den 3. auch einen Uebergang über den Alsensund bei Sandberg, der aber durch stürmisches Wetter und durch Verrath von Seiten dänisch gesinnter Einwohner Sandbergs vereitelt wurde. 15,000 Mann waren zu diesem Handstreich bestimmt, und österreichische wie preußische Pontonniere waren beigezogen; um die Pontons, welche man durch das Abbrechen der einen der bei Eckensund befindlichen Brücken erhalten hatte, unter dem heftigen Feuer der beiderseitigen Strandbatterieen, in's Wasser zu lassen, aber es kamen mehrere dänische Kriegsschiffe in Sicht, und die Dänen auf dem jenseitigen Ufer zeigten sich sehr wachsam, so daß man das Unternehmen, um Menschenleben zu schonen, aufgeben mußte. Denn daß die Schanzen fallen mußten, war gewiß; der Uebergang hätte daher bloß die Dänen ohne weiteres Blutvergießen zur Uebergabe zwingen sollen und war jetzt, wo er große Opfer forderte, nicht mehr zweckentsprechend. Nach dem Mißlingen dieses Unternehmens wandten sich die Preußen mit erneutem Eifer ihren regelmäßigen Belagerungsarbeiten zu, die sie auch trotz der enormen Schwierigkeiten des Bodens so munter förderten, daß am 8. in einer Entfernung von beiläufig 600 Schritten von den Schanzen die zweite Parallele eröffnet wurde. Die Dänen belästigten die Arbeiter bloß durch Flintenfeuer und unterließen, was ihnen überhaupt während des ganzen Feldzugs zum Vorwurfe gereicht, jeden energischen Offensivstoß, obgleich die Uebermacht der Preußen, welche acht Bataillone Gardemusketiere, zwei Bataillone Jäger und zwanzig Bataillone Infanterie beisammen hatten, wenn man bedenkt, daß sie die Belagerer waren, durchaus nicht besonders bedeutend war; allerdings konnten sie ihre Verluste leicht ersetzen, während dieß für die Dänen Schwierigkeiten hatte, vielleicht daß hiedurch ihr absolut defensives Verhalten zu erklären ist.

Zur Deckung der Arbeiten am 8. waren schon in der Nacht vom 4. zum 5. Abtheilungen vorgeschoben worden, welche die dänischen Vorposten zurückdrängten und sich etwa 250 Schritte von den Schanzen in Schützengruben einlogirten. Die gegenseitigen Vorposten standen sich jetzt so nahe, daß sie, um nutzloses Blutvergießen und Allarmiren zu vermeiden, nach stillschweigender Uebereinkunft einander gegenseitig unbehelligt ließen. Schon am folgenden Sonntag, den 10., konnte sich die neue Parallele an der allgemeinen Beschießung betheiligen; die Dänen versuchten keine energische Störung, während sie armirt wurde. Erst als in der Nacht vom 10. auf den 11. mit Eröffnung der dritten Parallele begonnen wurde, ward es ihnen doch zu arg, und sie wagten einen Ausfall auf die Arbeiten, der aber kein Resultat hatte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo zu befürchten stand, die Dänen möchten den Hokuspokus vom Dannewerk wiederholen und plötzlich verschwinden. Damit wäre aber den Preußen, welche auch eine Frucht ihrer Anstrengungen wollten, gar nicht gedient gewesen, sie hielten daher immer die Augen offen und beobachteten die Schanzen unausgesetzt. In der Früh des 11., um zwei Uhr, rückten die preußischen Plänkler abermals vor und gruben sich trotz des wüthenden Widerstandes der Dänen auf dem Glacis der Schanzen ein, um die Eröffnung der dritten Parallele zu decken; ruhig und unerbittlich, wie das Verhängniß, zog sich die tödtliche Umarmung immer enger um die Schanzen. In derselben Nacht noch wurde die dritte Parallele vollendet und besetzt. Am gleichen Tage begann auch von den Batterieen im Sundewitt aus die Beschießung der Schanzen aus Mörsern, welche hinter der zweiten Parallele aufgestellt im Laufe des Nachmittags das feindliche Feuer ganz zum Schweigen brachten und die düppeler Windmühle, ein dänisches Munitionsmagazin, theilweise zerstörten, auch Sonderburg wurde unausgesetzt beschossen, namentlich um durch den Brand den Munitionstransport nach den Schanzen zu hemmen.

In der Nacht vom 13. auf den 14. griffen die Preußen, vier Kompagnieen stark, abermals die feindlichen Vorposten an, warfen sie in die Schanzen und gruben sich vor einigen derselben auf etwa 100 Schritte Entfernung ein, obgleich die Schanzen ein heftiges Geschützfeuer, in dieser Nähe hauptsächlich Kartätschen, auf die Arbeiter richteten. In der Nacht vom 14. auf den 15. wurden diese Schützengräben zu einer vierten Parallele verbunden. Das allgemeine Bombardement wurde dabei keinen Augenblick unterbrochen. Der verhängnißvolle Augenblick des Sturmes rückte jetzt immer näher heran, und es konnte sich nur noch um Stunden und Tage handeln, welche die Preußen, methodisch langsam aber richtig vorgehend, in ihrer Weise ganz passend benützten, indem sie Exerzitien für den Sturm machten und die Truppen im Ueberwinden von Hindernissen, Besteigen von Pallisaden und Böschungen, im Ueberspringen von Gräben und Ausfüllen von Wolfsgruben übten. Mancher hochweise Feind des Militärwesens mag dieß vielleicht komisch finden und über die preußischen Paradesoldaten lachen, welche selbst noch Angesichts des ernsten Entscheidungskampfes exerziren, — auf uns hat die Sache einen ganz andern Eindruck gemacht; es kennzeichnet das Solide des preußischen Militärwesens, das fern ist von zuavenhafter Phantasterei, die manche Köpfe verrückt hat, und steigerte entschieden das Selbstvertrauen der Soldaten für den Sturm, der auf den 18. beschlossen wurde. Aber eine ernste Stimmung bemächtigte sich Aller, besonders als die zum Sturm kommandirten Abtheilungen das heilige Abendmahl nahmen. Am 16. wurden die Schanzen wie bisher beschossen, am 17. dagegen ließ das Feuer nach, um sich von elf Uhr Abends an bis zu nie dagewesener Heftigkeit zu steigern. Unter dem Alles betäubenden Donner dieses Geschützfeuers rückten vor Tagesanbruch die zum Sturme bestimmten Truppen — von jedem Regimente zwei durch's Loos bestimmte Kompagnieen — in die Laufgräben und Parallelen ab, die Reserven wurden weiter rückwärts verdeckt aufgestellt. Mit Tagesanbruch befand sich Jeder auf seinem Posten, des Zeichens zum Sturme harrend. Wrangel und der Kronprinz, sowie Prinz Friedrich Karl hatten sich eingefunden und hielten auf der Höhe bei Gammelmark. Es waren Stunden banger und doch freudiger Erwartung, bis endlich gegen zehn Uhr Vormittags der Befehl von Mund zu Mund lief, „mit dem letzten Schuß der Batterieen wird aus den Parallelen vorgebrochen.“ Bis jetzt hatte das Krachen der Geschütze ungeschwächt fortgedauert; da mit dem Schlag zehn Uhr rollte noch eine Salve über das Sundewitt hin, die Musik in den Laufgräben stimmte kriegerische Weisen an, und unter lautem Hurrah brachen die tapfern preußischen Bataillone in sechs Kolonnen aus der vordersten Parallele vor. Eine Plänklerkette stürmte voran; ihnen folgten Pionniere mit Wollmatratzen und Sandsäckchen zur Ueberdeckung von Brettern mit Schwertnägeln und zur Ausfüllung von Wolfsgruben, mit Aexten zum Einhauen von Pallisaden und Drahtzäunen, mit Brettern und Leitern zum Ueberbrücken der Gräben. Die Reserven folgten theils den Stürmenden, theils wandten sie sich gegen die Kehlen (der hintere offene, nur mit Pallisaden geschlossene Theil) der Werke, um der Besatzung den Rückzug abzuschneiden. Binnen zwanzig Minuten waren die Schanzen 1—6 erobert; die Dänen hatten nur noch mit Musketen gefeuert, die Geschütze waren größtentheils demontirt, nur da und dort noch peitschte ein Kartätschenregen unter die Stürmenden, welche unaufhaltsam über alle Hindernisse wegsetzten und ohne einen Schuß zu thun die Böschungen der Wälle hinanklommen. Oben erwarteten sie die Dänen, grimmig und verzweifelnd, und ein kurzes aber furchtbares Handgemenge tobte einige Augenblicke auf der Brustwehrkrone und im Innern der Schanzen. Um elf Uhr Vormittags waren auch 7—9 zugleich mit der zweiten Schanzenreihe erstürmt; Nr. 10 kapitulirte. Am tapfersten hatte sich Nr. 2 unter Lieutenant Ancker gehalten, der, nachdem er selbst seine noch nicht demontirten Geschütze vernagelt, sich mit Thränen im Auge gefangen gab; Ehre diesem Tapfern, wenn er auch für den Danebrog gestritten. Rolf Krake, wo die Mannschaft eben mit Wäschetrocknen beschäftigt war, betheiligte sich erst an dem Gefechte, als die sechs ersten Schanzen schon erstürmt waren, und wurde von diesen aus eroberten dänischen Geschützen so nachdrücklich beschossen, daß er es vorzog, sich in etwas ehrerbietigerer Entfernung zu halten. Von Sonderburg und dem Brückenkopfe aus dagegen unterhielten die Dänen ein heftiges Feuer auf die Schanzen; aber auch hier fand sie das Bajonnet der tapfern Preußen, der Brückenkopf wurde erstürmt und die Dänen hinausgeworfen. Mit ihnen nach Alsen hinüber zu dringen, gelang leider nicht; die eine Brücke war von den Preußen selbst zusammengeschossen worden, die andere gelang es den Dänen abzuführen, ein Sturm auf dieselbe würde, da sie ganz unter den Geschützen Sonderburgs und der nächsten Strandbatterieen lag, schwere Opfer erfordert haben; dieß hemmte den Siegesschritt der Preußen, schmälerte aber doch auch ihrer Waffenthat den höchsten Glanz der Vollendung. 70 Offiziere und 700 Mann etwa hatten die Preußen verloren, 43 Offiziere, 1060 Unteroffiziere und Soldaten ließen die Dänen todt und verwundet zurück, 44 Offiziere, 3145 Unteroffiziere und Soldaten wurden gefangen. Diese Zahlen entsprechen ganz den Umständen, welche einen derartigen Sturm begleiten. Der Angreifer erleidet seine meisten Verluste während er den Weg über das Glacis zurücklegt; ist er einmal im Graben, so ist er vor dem verheerendsten Feuer schon gesichert, droben auf der Brustwehrkrone steht dann die Wage gleich; aber ist einmal der heftigste Widerstand der Vertheidiger gebrochen, so beginnen bei ihnen die Verluste zu überwiegen, besonders wenn die Stürmenden in der ersten Wuth nichts vom Pardongeben wissen wollen. Dazu kommt noch, daß der Vertheidiger, sowie er sich nicht rechtzeitig zurückziehen kann, meistentheils umzingelt wird und so viele Gefangene verliert, ein Verlust, der bei den Stürmenden, wenige seltene Fälle ausgenommen, eigentlich gar nicht in Betracht kommen kann. Die Dänen hatten aber ihre Verluste noch durch ihre ungeschickten Anordnungen erhöht. Statt ihre Reserven zu konzentriren und einen gewaltigen Offensivstoß auszuführen, hatten sie dieselben in Abtheilungen von je 5000 Mann in größeren Zwischenräumen hinter einander aufgestellt, so daß die etwa 15,000 Mann starken Sturmkolonnen einen dieser Haufen nach dem andern trotz des hartnäckigen Widerstandes, der geleistet wurde, gemächlich bewältigen konnten. Das Getümmel und Gemetzel war furchtbar, noch Tage lang nachher stand das Blut handhoch in den Gräben, und Hunderte von Todten lagen wild durch einander geworfen auf den Böschungen und in den Werken. Daß der Sturm eine glänzende Waffenthat war, wird Niemand leugnen, aber daß die preußischen Siegesberichte zu hoch griffen, wenn sie ihn die „glänzendste der glänzenden Waffenthaten“ nannten, ist eben so sicher. Die Belagerung war mit methodischer Langsamkeit vorwärts gegangen und der Sturm erst unternommen worden, als man reglementmäßig mit den Approchen beinahe bis an die Glaciskrete gekommen war. Vielleicht hätte ein früherer Sturm mehr Opfer gekostet, aber es ist sehr die Frage, ob man durch den anstrengenden Dienst in den Laufgräben nicht eben so viel durch Krankheit verloren hat, und vielleicht hätte man bei einem früher unternommenen Sturm die Dänen eher von Alsen abschneiden können, so lange sie noch mehr zu einem absoluten Widerstand aufgelegt waren. Am 18. lag die Sache anders; der dänische General hätte die Schanzen schon früher aufgegeben, wenn er auf seine Anfrage nicht von Kopenhagen die bestimmteste Weisung erhalten hätte, die Stellung unter allen Umständen zu halten; das that er denn auch, suchte aber, da er von der Unhaltbarkeit der Schanzen überzeugt war, jedenfalls unter diesen Umständen seinen Rückzug möglichst zu sichern. Mag dem übrigens sein wie ihm will, so sind die größten Fehler auf Seiten der Dänen zu suchen, welche, wie im ganzen übrigen Feldzuge, sich nie zu einem kräftigen Offensivstoße

ermannen konnten, während sie doch die Belagerungsarbeiten durch beständig wiederholte Ausfälle mit etlichen 1000 Mann hätten stören können und sollen. Eine rein passive Vertheidigung ist nie von Erfolg gekrönt, und an eine solche hielten sie sich auf's Strengste, denn der schwache vergebliche Landungsversuch bei Gammelmark, den sie machten, kann für keine Angriffsbewegung gelten. Dagegen kann man ihnen, wo es die bloße Vertheidigung galt, Zähigkeit und hartnäckigen Muth nicht absprechen. Das Erste, was nach Erstürmung der Schanzen geschah, war, daß man sogleich daran ging, dieselben umzukehren, d. h. so umzubauen, daß sie jetzt Front gegen Alsen machten. Allein vergeblich wartete man in Deutschland jetzt auf Nachricht über einen Angriff gegen diese Insel, dagegen erfuhr man, daß der größte Theil der preußischen Truppen nach Norden, gegen Fridericia aufgebrochen sei, wo sie die Oesterreicher, namentlich mit ihrer Artillerie, unterstützen sollten. Doch nicht genug, die überraschenden Nachrichten jagten sich in diesen Tagen; noch ehe die Belagerungsarbeiten Fridericia ganz auf den Leib gerückt waren, verließen die Dänen am Nachmittage des 30. April diese wichtige Festung und zogen sich nach Fünen zurück: dieselbe wurde sofort von den Oesterreichern besetzt. Das ganze Festland der cimbrischen Halbinsel war somit in den Händen der Verbündeten, aber die Krone des ganzen Sieges, den für Deutschlands Zukunft so bedeutungsvollen Theil Schleswigs, die Inseln, hatten sie nicht erobert. Doch hatten sie an Jütland ein hinreichendes Pfand in Händen, um auf der in London Mitte April zusammengetretenen Konferenz solche Forderungen stellen zu können, welche ihrer und deutscher Ehre Nichts vergeben; doch wir wollen dem Gang der Ereignisse nicht vorgreifen und das Ende der Konferenz abwarten, ehe wir über sie berichten. Dagegen wollen wir die



Der Krieg in Schleswig und Jütland. Die düppeler Mühle nach der Beschießung.

andern kriegerischen Ereignisse, die auf dem Kriegsschauplatz vorfielen, verfolgen. Dieselben beschränken sich auf wenige Handstreiche zu Land und ein paar Zusammenstöße zur See. Ende Februar besetzten die Dänen die schleswig'sche Insel Fehmarn, etwa 100 Mann stark, und machten von hier aus kleine Streifzüge nach der holsteinischen Küste, wo sie gegen Bezahlung Lebensmittel requirirten. So gefahrlos diese Landungen auch aussahen, so gefährlich konnten sie noch werden, wenn die Dänen die Insel stärker besetzten. Das preußische Oberkommando beschloß daher, die Insel durch einen Handstreich zu nehmen; der Plan gelang vollständig; am 15. März bei stürmischem Wetter setzte eine stärkere Abtheilung unvermuthet nach Fehmarn über und überfiel die gerade mit Tanzen beschäftigte dänische Besatzung, von der kein Mann entkam, sogar der Kapitän eines Kanonenboots, das gerade an der Küste lag, war unter den Gefangenen. Die Dänen ihrerseits machten noch da und dort einen Landungsversuch an der schleswig'schen und holstein'schen Küste, zogen sich aber immer wieder nach kurzem Aufenthalte zurück. Auch zur See rührten sich dieselben verhältnißmäßig nur wenig: zwar nahmen sie hie und da ein deutsches Handelsschiff weg, obgleich sie mit Deutschland gar nicht im Kriege befindlich waren; zwar verfügten sie mit rührender Unverschämtheit über sämmtliche Nord- und Ostseehäfen die Blokade, obgleich ihre Schiffe gar nicht ausreichten, dieselbe in Kraft zu setzen, aber sonst war von ihrer Flotte nicht viel zu hören, von der preußischen war vollends gar nichts zu sehen. Um so freudiger war die Ueberraschung, als sich am 17. März zwei preußische Kriegsschiffe mit großer Bravour gegen fünf dänische schlugen, denn wenn auch das Gefecht an sich ohne Resultat war, so hatte doch die preußische Marine jetzt die Feuertaufe erhalten und sich der dänischen vollkommen ebenbürtig gezeigt. Am 15. April



Der Krieg in Schleswig und Jütland. Erstürmung der Schanze Nr. 2.

fand in der Nähe von Stralsund abermals ein Seetreffen zwischen zwei dänischen Kriegsschiffen und preußischen Kanonenbooten statt, wobei sich namentlich das Kanonenboot „die Grille" hervorthat. Die Dänen suchten nach kurzem Kampfe das Weite, ohne den preußischen gezogenen Geschützen länger Stand zu halten. Sogar mit deutschen Bundestruppen wurden am 12. April einige Schüsse gewechselt. Es kam nämlich am genannten Tage ein dänisches Kanonenboot in den Bereich der sächsischen Strandbatterieen in der Nähe des Neustädter Hafens. Es wurde sofort ein Warnungsschuß abgefeuert, den das Kanonenboot alsbald mit sieben scharfen Schüssen beantwortete, worauf die aus Zwölfpfündern bestehende Batterie ebenfalls viermal feuerte. Aber der Däne schien keine Lust zu einem ernstlichen Kampfe zu haben und zog sich alsbald wieder zurück. Der deutsche Bund sah in diesem Gefechte keinen Kriegsfall, man darf sich nicht gleich durch Alles aufbringen lassen, und die Dänen hatten ja mit den Oesterreichern und Preußen genug zu thun, warum sie also noch mehr behelligen? Am 25. April nahm ohnedem die Konferenz zu London ihren Anfang, man konnte daher auf baldige Beilegung der Feindseligkeiten hoffen, sah sich aber in dieser Hoffnung sehr getäuscht, indem die dänische Waffenstillstandsbedingung kurzweg verlangte, daß Jütland geräumt werde, die Blokade der Häfen aber fortdauere. Die Westmächte unterstützten diesen unverschämten Vorschlag, allein Oesterreich und Preußen gingen nicht darauf ein — eigentlich hätten sie auf dieß hin sofort jede weitere Verhandlung abbrechen sollen — und die Konferenz zerbrach sich nun die Köpfe, wie sie das selbstgeschaffene Chaos des deutsch-dänischen Konfliktes in Ordnung bringen könnte. Wie und ob ihr dieß gelang, werden wir in einem spätern Abschnitt hören.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

10.

Seither hatte Hermann, von den Bemühungen um Herstellung eines Floßes und Beischaffung von Wintervorräthen beinahe ausschließlich in Anspruch genommen, die beiden Buchten nur selten verlassen. Nun aber begann der Fischfang unergiebiger zu werden, die nächtliche Dämmerung ward wieder länger und dunkler und belehrte ihn mit unverkennbarer Gewißheit, daß der kurze arktische Sommer schon zur Hälfte verstrichen sei, ohne daß er eine passende Winterwohnung gefunden habe. Die Aussicht auf Entkommen war unserem armen Verschlagenen in unbestimmte Ferne, die Nothwendigkeit einer Ueberwinterung auf der Insel aber dicht vor Augen gerückt worden, und so dünkte es ihn denn die höchste Zeit, eine größere Exkursion durch die Insel zu machen und sich sowohl über deren natürliche Hülfsquellen, wie über deren Ausdehnung und Gestaltung genauer zu belehren. Außer einer geeigneten Wohnung war es Hermann namentlich auch darum zu thun, daß er noch einige Nahrungspflanzen auffinde außer dem Sauerampfer, den er häufig roh oder als Gemüse gekocht genoß.

Eines Morgens verschloß er sein Netz und seine werthvollsten Habseligkeiten in der Steinhütte, bewaffnete sich mit seiner Doppelflinte, seinen Pistolen, Handbeil und Speer, füllte seine Jagdtasche mit gedörrtem Fleisch und getrockneten Fischen und seiner Pfanne, und trat seine Wanderung an. Seine Absicht war, erst die Runde um die Insel zwischen der Schlucht, die zum Rennthierthale emporführte, und der Robbenbai zu machen, und an geeigneten zugänglichen Stellen die Hochebene der Insel zu ersteigen und einen Ausblick auf die See zu halten. Eine Art Umwurf oder Teppich aus Fuchsfellen, die er mühsam mit Schnüren aus Därmen zusammengenäht hatte, diente ihm zur Decke für den Fall, daß er nicht vor Einbruch der Nacht wieder zur Robbenbai oder zur Steinhütte zurückgelangen sollte.

Hermann war dem Strande und dem Fuß der Klippen entlang gewandert bis zu dem Bache, der aus der Schlucht unter dem Rennthierthale herabkam. Der Bach war nur klein, aber seine Ufer mit einer üppigen Decke der Pflanzen dieser hohen Zone bedeckt, unter denen Hermann namentlich Rettige und Löffelkraut bemerkte. Er begnügte sich jedoch nur mit einer oberflächlichen Betrachtung, durchwatete den Bach und stieg die jenseitigen Anhöhen hinan, die ihn bald wieder auf die Höhe der Klippen führten. Hier durchschritt er eine Halde, welche mit jener Flechtenart, die man isländisches Moos (Cetraria islandica) nennt, wie mit einem dichten Rasen bedeckt war, in welchen der Fuß bis zu den Knöcheln einsank. Dieser Anblick war eine höchst freudige Ueberraschung für unsern armen Einsiedler, und mit einem stürmischen Jubel beugte er sich nieder, um eine Handvoll davon auszuraufen und zu verkosten, und siehe da! der eigenthümlich bittere Geschmack der blätterigen Flechte ließ ihm keinen Zweifel mehr übrig, daß es die echte isländische Flechte war, die hier mit anderen Flechten vermischt vorkam, wie er sie auch schon auf anderen Theilen der Insel gefunden hatte. Dieses massenhafte Vorkommen der isländischen Flechte war für unsern jungen Freund von besonderer Bedeutung; denn jene Pflanze bildet für Mensch und Thier im hohen Norden ein wichtiges Nahrungsmittel, wie wir später sehen werden. In der Hoffnung, davon noch mehr zu finden, schritt daher Hermann rüstig fürbaß, bis das Terrain sich nach dem Innern der Insel hin etwas absenkte und er in ein weites, flaches Thal kam, welches mit einem Moore bedeckt erschien. Es blieb auch Hermann bald kein Zweifel übrig, daß er hier eines jener Torfmoore vor sich hatte, die im hohen Norden nicht selten sind; denn das Vorkommen gewisser Laubmoose aus der Familie der Sphagneen und das Schwanken des Bodens überzeugte ihn hievon zweifellos. Auch diese Entdeckung war nicht unwichtig und werthlos; daher umging Hermann die ganze Sonnenseite des Thales, wo der schwankende Boden etwas fester war, und gelangte nach kurzer Wanderung über einen kahlen, felsigen Rücken in ein steil abfallendes Thal, das sich in verschiedenen Terrassen von dem Strande gegen die höchste und wahrscheinlich vulkanische Hügelkuppe der Insel hinaufzog.

Als Hermann dieses Thal kreuzte, bemerkte er einen starken schwefeligen Geruch, wie von faulen Eiern, in der Luft, der immer stärker ward, je mehr er sich der Sohle des Thales näherte. Dieser entlang rieselte in schwärzlichem Bette ein Bächlein hin, das seicht aber ziemlich breit war, so daß Hermann es durchwaten mußte; aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so zog er ihn erschrocken zurück, denn das Wasser war hier fühlbar warm und roch ganz deutlich nach Schwefelwasserstoffgas. „Was ist das?" rief Hermann und bog sich hinab, eine Handvoll von dem Wasser zu schöpfen, das er verkostete: es hatte den unangenehmen bitterlichen Geschmack und Geruch des Schwefelwassers. „Eine heiße Quelle?" rief er verwundert und blickte das Thal hinan. Ja, dort kam der eine Bach herunter und mengte seine Gewässer mit denjenigen eines andern Baches, der aus einer Seitenschlucht zu kommen schien. Rasch entschlossen stieg Hermann das Thal hinan und hatte bald die Stelle erreicht, wo die beiden Bäche, aus verschiedenen Richtungen kommend, sich vereinigten. Der eine, von dem höheren Theile des Geländes herkommende, hatte ebenfalls warmes Wasser, jedoch ohne allen Geruch oder Geschmack, war also der Ablauf einer natürlichen Therme; der andere kleinere Bach kam aus einer steil ansteigenden, tief in das Gestein eingewühlten Seitenschlucht des Thales und plätscherte dampfend über ein enges, rauhes Rinnsal herab. „Ein Naturwunder!" sagte sich Hermann, und war soeben im Begriff in die Schlucht einzubiegen, als er ein lautes Bellen hörte, das von einem Fuchse herzukommen schien. Er sah sich rasch um und hatte

nun ein Schauspiel, wie es dem Waidmann nicht selten vorkommt. Zu beiden Seiten des warmen Baches wuchs ein üppiger Pflanzenteppich, und in demselben hatte sich ein Polarhase geäst, den ein paar Füchse beschlichen haben mochten; Lampe war jedoch seiner Feinde noch rechtzeitig inne geworden, ehe diese ihn ereilten, und lief nun, von zwei oder drei Füchsen gejagt, unter ängstlichem Geschrei hin und her, während die Füchse eine wahre Hetze auf ihn veranstalteten. So wacker der Hase auch lief und den Gegnern durch Hakenschlagen zu entkommen suchte, so geriethen ihm diese doch immer näher, und schon schien kein Entkommen mehr möglich, als noch einige Kämpfer auf dem Wahlplatz erschienen, und zwar einige der großen, nordischen Kolkraben, welche mit lautem Geschrei und Flügelschlag sich an der Jagd betheiligten und den Füchsen die sichere Beute streitig zu machen schienen. Allein diese rechtfertigten vollkommen den Ruf der Schlauheit, den ihnen der Mensch zuerkennt; denn sie änderten augenblicklich ihre Taktik. Während nämlich der dem Hasen nächste Fuchs seine Hetze nur desto energischer fortsetzte, vereinigten sich die beiden anderen Füchse, um gegen die Raben Front zu machen und sich gegen diese zu stellen, und die Raben schienen in der That sich auf keinen Kampf an der Erde einlassen zu wollen, denn sie kreisten nur krächzend in Mannshöhe über den beiden Füchsen. Kaum aber verkündigte ein Angstschrei des Hasen, daß dieser von seinem Verfolger ereilt worden sei, so stürzten sich die Raben auf den Fuchs, stießen mit den Schnäbeln auf ihn ein und hätten ihn trotz seiner Gegenwehr geworfen, wenn nicht in diesem Augenblick Hermann seine Doppelflinte angeschlagen, und durch einen Schrotschuß den Fuchs und den kühnsten seiner Angreifer, der sich ihm bereits auf den Nacken gestürzt und seine Fänge in dessen Schultern eingeschlagen hatte, zusammen niedergeschmettert hätte. Als der Rauch des Schusses verzogen war, stoben die beiden andern Füchse nach verschiedenen Seiten auseinander, die Raben aber waren in die Höhe gestiegen, kreisten eine Minute unter wüthendem Geschrei und flogen dann eiligst davon, als sie Hermann aus der Schlucht hervortreten und seine Jagdbeute holen sahen.

„Eine seltsame Kette der Zerstörung!" murmelte Hermann, als er den Raben vollends abfederte und dessen Fänge aus den Schultern des Fuchses auslöste; „aber der arme Hase liefert mir wenigstens für heute einen willkommenen Braten!" und mit diesen Worten nahm er das Thier bei den Ohren und trug es fort, der Schlucht zu, welche er näher zu untersuchen begann.

Die schmale Felsspalte der Schlucht, aus welcher das warme Schwefelwasser herunter kam, war etwa zwanzig Schritte lang und verengerte sich nach ihrem Ende hin immer mehr. Das warme Wasser rann zwischen ausgewaschenen Steinblöcken an der Sohle der engen Schlucht hin, welche es beinahe ganz erfüllte, und bildete darin mehrere kleine Becken oder Tümpel, an deren Rande sich schwarzgraue Krusten vom Niederschlag der heißen Quelle gebildet hatten, die wie Schwefelleber aussahen und rochen. Die Sohle der Schlucht stieg von ihrer Mündung bis an ihren Ursprung etwa acht bis zehn Fuß hoch an, und als Hermann bis hieher gestiegen war, erblickte er vor sich in der Bergwand eine Art Spalte, wie ein schmales, niedriges Pförtchen, das offenbar von dem Ablauf der heißen Quelle ausgewaschen worden war. Ueber einige Steinblöcke, welche die Basis der Spalte versperrten, rauschte das Wasser herunter, und über denselben drang ein starker Dunst von Schwefelwasserstoffgas aus der Spalte. Als Hermann diese ungewöhnliche Naturerscheinung genauer betrachtet, und seine Lunge und Augen sich an den Dunst gewöhnt hatten, bemerkte er, daß diese Spalte nur den Zugang zu einer inneren Höhle bildete, in welche durch ein Loch in der Decke eine ziemliche Helle einfiel. Der Boden der Höhle stand unter Wasser, allein nur etwa einen Fuß tief, wie Hermann mittelst seines Speeres schnell ermittelte. Im höchsten Grade neugierig, die Beschaffenheit dieser Höhle näher kennen zu lernen, räumte Hermann die Steine am Boden der Spalte hinweg, die eine Art Damm für das warme Wasser bildeten, wobei er sich seines Speerschafts als Hebel bediente; das aufgestaute Wasser lief nun schnell ab, und als Hermann die Sohle der Spalte noch tiefer gelegt hatte, lag der Boden der Höhle bald ziemlich trocken, und die rasch eindringende atmosphärische Luft verdrängte schnell die Gase der Schwefelquelle, so daß Hermann in die Höhle hineingehen konnte, um sie genauer zu untersuchen.

Die Höhle war beinahe eirund und hatte ungefähr zehn Ellen im Durchmesser; eine beinahe halbkugelförmige Decke von zehn bis zwölf Fuß Höhe mit eigenthümlichen Gebilden wie Stalaktiten wölbte sich darüber und zeigte eine Spalte von einigen Ellen in's Gevierte, welche dem Lichte Zutritt verschaffte. Die Spalte, welche den Eingang bildete, war beinahe fünf Fuß tief und gerade so breit, daß ein Mann bequem aus- und eingehen konnte. Im hintern Theile der ovalen Höhle sprudelte die warme Quelle in einem trichterförmigen Becken aus der Erde empor, und hatte theilweise die Schichtung des Gesteins gestört und große Platten desselben emporgehoben. Eine angenehme Wärme von etwa 16 Grad Reaumur erfüllte die Höhle und machte im Verein mit den Wasserdämpfen den Raum sogar dunstig. Nach der inneren Seite hin lag ein Haufe losen Gerölls an der Wand und versperrte einen Theil des Bodens. Es rührte vielleicht von einem theilweisen Einsturz der Decke her. Sonst aber schienen Wände, Boden und Decke der Höhle ganz aus dem festen anstehenden Gestein zu bestehen.

Als Hermann sich diese Grotte genau angesehen, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn mit wilder Freude erfüllte. Diese Höhle kann mir ein Winterquartier abgeben, dachte er, und sah sich überlegend um. Der heißen Quelle grabe ich einen schmalen, tiefen, gewundenen Abzugskanal, überdecke ihn mit den dünnen, schieferartigen Steinplatten, und verstopfe die Ritzen mit Moos und Schlamm; dann habe ich Bodenwärme und Heizung wie in einem altrömischen Bade, und die Luftströmung zwischen den beiden Spalten, das Feuer meines Herdes und die Lichter einiger Thranlampen werden die schwefeligen Dünste schon vermindern. Der Ablauf der heißen Quelle aber erhält mir die Schlucht immer offen, frei von Eis und Schnee, und bringe ich noch am Eingange der Schlucht eine starke Verpfählung an, so bin ich selbst gegen die Anfälle von wilden Thieren hier gesichert, und kann den Schrecken des Polarwinters . . . „Halt, was ist das?" rief er, sich rasch umwendend, und griff nach seiner Doppelflinte. Draußen am Eingange der Schlucht ließ sich ein zorniges, wildes Geheul und ein dumpfes Knurren und Bellen vernehmen, und als Hermann durch die Spalte hinausblickte, sah er einige weiße Wölfe sich um die Körper des Hasen, Fuchses und Raben zanken, deren Witterung sie offenbar herbeigelockt hatte.

Eine solche Nachbarschaft war nichts weniger als angenehm, denn diese Wölfe sind häßliche, tückische Thiere; daher erlauerte er den Moment, wo die Wölfe wieder über die Kadaver hergefallen waren, und gab ihnen dann zwei wohlgezielte Schüsse auf die Köpfe, welche bei der kurzen Entfernung ihre Wirkung nicht verfehlten. Zwei davon wanden sich verendend am Boden, ein dritter war durch das Kreuz geschossen und schleppte sich heulend davon, und ein vierter wankte unter schmerzlichem Wimmern hin und her. Hermann lud schnell seine Flinte wieder, setzte dann den beiden angeschossenen Wölfen nach, und erlegte den einen durch einen weiteren Schuß, den andern mit dem Speere. Diese vier Wolfsfelle liefern mir eine Bettdecke oder einen Winterrock, dachte Hermann, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er solcher wärmeren Kleider für den furchtbaren polaren Winter um so mehr bedurfte, als seine bisherige Kleidung trotz aller Schonung und trotz des geringen Gebrauches während des warmen arktischen Sommers stark auf die Neige ging. Er streifte daher die vier Wölfe ab, trug ihre Felle in die Schwe-

felhöhle, überließ ihre Kadaver den gefräßigen Kolkraben, welche, von der Witterung angelockt, bald in großer Menge sich über denselben versammelt hatten.

Mit seiner Entdeckung höchst zufrieden, hatte Hermann seine Wanderung fortgesetzt und den höchsten Hügel der Insel erstiegen, welchen er wegen seiner Kegelform immer für einen Vulkan gehalten hatte, und an dessen Nordostseite er nun auch einen Krater entdeckte, dessen Umgebungen noch mit Schlacken, Schwefel, Bimsstein und alten Laven bedeckt waren, während aus dem Schooße des Kraters ab und zu noch einzelne Stöße dicken, schwarzgrauen Rauches aufwirbelten und die Luft mit einem durchdringenden Schwefeldampfe schwängerten. Die Auffindung des alten Kraters war jedoch für Hermann nicht so wesentlich, als die ausgedehnte Fernsicht, deren er von diesem Höhenpunkte aus genoß, und der Umblick auf seine ganze Insel. Gegen Nordost hin lag in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen eine kleine Gruppe niedriger Felseneilande; sonst war am ganzen Horizonte keine Spur von Land zu entdecken. Allein auch nach Schiffen durchspähte Hermann mit seinem Taschenfernrohr vergebens den ganzen Horizont — nirgends eine Spur von einem rettenden Segel, wie von einer größeren, möglicherweise bewohnten Küste. Er sah sich auf diese Insel angewiesen, und mußte sich nun gezwungen mit dem Gedanken vertraut machen, Alles zu einem längeren Aufenthalte auf derselben vorzubereiten, bis ihm etwa Hülfe von außen zukam. Daher wandte er seine Aufmerksamkeit nunmehr der Bildung der Insel selber zu und erkannte, daß von seiner hohen Warte aus drei oder vier felsige Kämme oder Höhenzüge sich nach den Klippen hinausstreckten und zwischen sich verschiedene, meist etwas stark geneigte Hochthäler einschlossen, wovon das größte das sogenannte Rennthierthal, ein anderes, gegen Südost abfallendes, das Torfmoorthal, ein nach Norden gelegenes, mit großen Felsentrümmern bedecktes, das Steinthal, und ein gegen Südwest gelegenes eben dasjenige Thal war, auf dessen unterer Terrasse Hermann soeben die Höhle mit der Schwefelquelle entdeckt hatte.

Mit dem Ergebniß seiner Forschungen zufrieden, stieg Hermann nun nach dem Rennthierthale hinab, und gelangte bald wieder über die Hochebene ob den Klippen nach seiner Steinhütte zurück, wo er sich den verschiedensten Gedanken und Plänen hingab.

11.

Die nächsten Wochen waren höchst mühevolle für Hermann; es galt ja, die Schwefelgrotte zur Winterbehausung herzurichten, und er hatte bei dieser Gelegenheit, als er die Kanäle angefertigt, die Quelle in zwei Bogenlinien nach der Spalte geleitet, den Trümmerschutt zur Ebnung des Bodens verwendet, hinter diesem Schutthaufen eine zweite Spalte entdeckt, die in eine kleine, niedrige aber längere Höhle führte, die ebenfalls mittelst einer Spalte von oben beleuchtet war. Diese innere Höhle machte Hermann zugänglicher und richtete sie sich zum Vorrathshause ein, nach welchem er allmälig seine Pemmicansäcke, seine getrockneten Fische, das gedörrte Fleisch, die getrockneten Kräuter und einen großen Haufen jener nährenden isländischen Flechten hinaufschleppte. Auch von Treibholz hatte er sich einen Vorrath aufgeschichtet, den er jedoch erst mit Wintersanfang auf dem Schlitten hinaufzubringen gedachte. Da jedoch dieser Vorrath für die lange Dauer des Winters nicht genügt haben würde, so verfertigte Hermann sich einige Spaten aus Planken von Eichenholz, die er am Strande gefunden, und legte in dem Torfmoorthale einen Torfstich an, in welchem er viele Tausende von Torfziegeln ausstach und in der Weise zum Trocknen aufschichtete, wie er dieß früher in seiner Heimat und in Ostfriesland so häufig gesehen hatte. Auch diese Vorräthe von Brennmaterial mußten bis zum Winter an Ort und Stelle liegen, um mit dem Schlitten geholt zu werden, ebenso die Tonne und die großen Schläuche mit dem Robbenthran.

Die häusliche Einrichtung der Winterhöhle erforderte nicht viele Mühe: ein roher Herd, aus Steinen aufgeschichtet, zum Kochen und zur Heizung; einige Rahmen und Gestelle von Holz für die wenigen Geräthe; eine hölzerne Pritsche von etwa drei Fuß Höhe, überbreitet mit einer dicken Matratze aus gegerbten Robbenfellen, welche Hermann mit dem Flaum der in Schlingen gefangenen oder in den Nestern ausgenommenen Meeresvögel gefüllt, mit den Decken von Wolfsfellen, Fuchspelz und der gegerbten Haut des Eisbären; ein roher Tisch auf Freipfosten, zwei eben so rohe Schemel und ein halbes Dutzend Lampen aus den Schädeln von Robben, die Hermann mit der Kopfhaut getrocknet und an Riemen aufgehangen hatte, um die lange Winternacht zu erleuchten und die Feuchtigkeit aus den beiden Höhlen zu vertreiben, — das war Alles.

Als diese Vorbereitungen getroffen waren, neigte sich der Sommer schon stark zu Ende, und nun blieb unserem Einsiedler noch eine andere Sorge übrig: die Erlegung der Rennthiere nämlich, die er den ganzen Sommer hindurch geschont und deren Gedeihen er durch die Vertilgung der Wölfe gesichert hatte. Er hatte vergebens Schlingen gelegt, um einige davon zu fangen und namentlich eine Hinde zu bekommen, die er zähmen und melken wollte. Das erste Schmalthier, das sich in der Schlinge gefangen hatte, war von Wölfen oder Füchsen geworfen und zerrissen worden; die alten Thiere aber waren so scheu und vorsichtig, daß sie nicht in die Schlingen gingen, und Hermann fand bei reiferer Erwägung, daß er doch nicht im Stande gewesen wäre, die gefangenen Thiere zu überwintern, denn das Caribou oder nordamerikanische Rennthier ist ein Wanderthier, das bei Annäherung des Winters, wenn die See überfroren ist, von den nördlichen Inseln südwärts nach dem Festlande hinüberzieht und bis in die Nähe der großen Fichtenhaiden an den Binnenseen Nordamerikas herunterwandert, um erst gegen Winters Ende von jenen Waidegründen wieder nordwärts zu reisen und sich im Sommer auf den grünen Matten der Inseln zu äsen. Wenn daher Hermann das Fleisch, die Häute und den Talg dieser trefflich genährten Thiere bekommen wollte, um damit seine Wintervorräthe zu vermehren, so mußte er sich beeilen, ehe die Eisdecke diesem flüchtigen Wilde den Wegzug erleichterte. Das ganze Rudel, welches er noch auf der Insel bemerkte, belief sich auf zehn, höchstens zwölf Stücke, deren Wechsel er bald ermittelt hatte. Es war ihm auch leicht, drei oder vier der stärksten Böcke und Hinden auf dem Anstand zu erlegen; dann aber ward das Wild ungemein scheu und ließ sich nicht mehr beschleichen, noch den Schützen auf weniger als 3—400 Schritte herankommen. Hermann mußte daher auf ein anderes Mittel sinnen, und hatte bald ein zweckentsprechendes erfunden. Er hatte wahrgenommen, daß der Hauptwechsel dieser Caribous eine Scharte in dem Felsenkamme auf der nordwestlichen Seite des Rennthierthales war, eine Art Engpaß, welcher dieses Thal mit dem sogenannten Steinthale verband. Diese Scharte war kaum zehn bis zwölf Fuß breit und der Boden derselben mit Geröll bedeckt. Daher kletterte er eines Tages mit einem Theil seines Fischnetzes aus Darmsaiten und einigen soliden Pfählen auf dem Rücken dort hinauf, spannte das Netz doppelt in zwei Feldern in der Scharte auf, und stieg nun auf einem Umwege wieder hinunter in den Anfang des Rennthierthales, wo er sich niederlegte, bis er die Thiere sich zur Abendruhe in der Scharte hinter den Felsblöcken niederthun sah. Dann erwartete er den Anbruch der kurzen Sommernacht, und als es hinreichend dunkel und der Mond noch nicht aufgegangen war, beschlich er das kleine Rudel gegen den Wind, und trieb es durch einen Pistolenschuß und lautes Geschrei auf. Das erschrockene Wild ward augenblicklich flüchtig und stürmte gegen die Scharte hinan, und als Hermann hinaufkam, fand er, daß sich fünf Stücke Wild mit Geweih oder Läufen in den Netzen so verwickelt hatten, daß er sie theils mit dem Speer, theils mit dem Handbeil und Messer abfangen konnte. Hierauf legte er sich zu den erlegten Thieren nieder, um sie gegen die Füchse zu vertheidigen, machte ein Feuerchen an,

und erwartete den Tagesanbruch, um sie zu zerwirken, und durch das Aufstecken ihrer aufgeblasenen und mit kleinen Steinchen gefüllten Blasen an Stäben gegen das Anschneiden der Füchse und Wölfe zu sichern. Er holte sie dann einzeln auf Schleifen in die Winterhöhle hinunter, wo er sie zerstückte und das Fleisch in der Sonne trocknete, da er nun eine ziemliche Menge Boisalz besaß (die Tonne allein hatte mehrere Pfunde solchen Salzes gegeben, das auf den Dauben derselben an der Luft förmlich ausgeblüht war). Das Dörren des Fleisches und die Aufbereitung des Fettes und Talges aber, sowie das Einsalzen der Därme und Sehnen von all' diesem Wilde beschäftigte Hermann beinahe zwei Wochen, und die ersten Reifen der kalten Nächte verkündeten schon die Nähe des Winters, als er damit zu Ende war.

Es war ein herrlicher Morgen zu Anfang Septembers, als sich Hermann aufmachte, nach den zersprengten paar Stücken Rennwild zu pürschen, welche dem Gemetzel in der Scharte entgangen waren. Die Luft war kühl, der Wind frisch, feine Nebelschleier zogen von Norden daher und schwebten geisterhaft um den Kegel des Vulkanhügels, ehe sie vor



Unter hohen Breiten: Hermann lauerte in der Höhle der Schwefelquelle auf die Wölfe. (S. 467.)

der Sonnenwärme zerrannen, welche die Klippen ausstrahlten. Hermann war auf eine der felsigen Höhen hinan geklettert, welche das Rennthier- von dem Steinthale schieden. Auf einem der höchstragenden Kämme legte er sich platt auf den Felsen nieder und durchspähte mit seiner kleinen Fernröhre die beiden Thäler, ohne jedoch in beiden eine Spur von dem Wilde entdecken zu können, dem er schon seit mehreren Wochen volle Ruhe gegönnt hatte. Verwundert wollte er eben wieder aufstehen und über die Höhen hin nach dem Torfmoorthale gehen, als er auf einer schmalen Matte zwischen Felsen, ganz an den äußersten Klippen der Westseite, einige Thiere sich bewegen zu sehen wähnte. Er faßte sie durch sein Glas in's Auge, und erkannte ein Schmalthier und ein erwachsenes Caribou, die sich dort ruhig aber mit aller Vorsicht ästen. Hinter den Felsenkamm gedrückt, damit er von den beiden Thieren weder gesehen noch gewittert werden konnte, schlich er sich an, bis er in Schußweite war. Er hatte günstigen Wind, und das Schmalthier schien nichts von seiner Nähe zu ahnen; das erwachsene Caribou, eine Hinde, war dagegen ausnehmend behutsam, erhob alle Minuten den Kopf, spitzte die Losen (Ohren) und schnupperte in die Luft, um jeder Gefahr zu begegnen. Als Hermann nahe

genug war, um einen Schrotschuß mit Wirkung abgeben zu können, feuerte er mit der Kugel auf das Altthier, das im Feuer zusammenstürzte, und erreichte dann mit seinem Schrotschuß noch das Schmalthier, das ebenfalls zusammenbrach, sich aber nach einer Minute wieder aufrichtete und flüchten wollte, aber dann von Neuem zusammenbrach, da ihm unverkennbar einer der Hinterläufe zerschmettert worden war, weßhalb es kreisend im Grase zappelte und sich vergebens noch einmal aufzuraffen bemühte. Als gewiegter Waidmann beeilte sich Hermann, beide Läufe wieder zu laden, und stieg dann voll Freude über sein Jagdglück den Felsenkamm hinab, um die beiden Thiere vollends abzufangen. Das Schmalthier verendete unter dem ersten Stoße, den ihm Hermann zwischen dem Hinterkopf und dem ersten Rückenwirbel versetzte, und das schöne, dunkle, sanfte Auge des Thieres blickte noch im Brechen beinahe vorwurfsvoll seinen Schützen an, daß dieser sich schnell abwandte, um sich seiner Rührung zu erwehren, obschon ja dieser Krieg gegen die friedlichen Caribous nur ein Nothwerk war. Hermann ging jetzt auf das Altthier los, das kaum zwanzig Schritte weiter entfernt lag; allein als er sich ihm bis auf etliche Armslängen mit dem gezückten Messer genähert hatte, sprang das Thier mühsam auf, suchte sich wieder „einzurichten", wie der Waidmann zu sagen pflegt, und schlug dann mit den starken Schaufeln seines Geweihs nach Hermann. Dieser wich den ersten Schlägen gewandt aus, und suchte nun beim Zurseitespringen eine der „Stangen" des Geweihs zu erhaschen, um daran das Thier an den Boden zu reißen; allein als dieß nicht gelang, eilte er zu dem Schmalthier zurück, bei welchem er seinen Speer und seine Flinte hatte liegen lassen, und raffte den erstern auf, da er seine Munition schonen wollte. Mit der eingelegten Lanze rückte er sofort dem Altthier zu Leibe, das ihn noch immer mit gesenktem Kopfe erwartete, zum Schlag mit seinem Geweih bereit; sich plötzlich vorlehnend, führte Hermann einen Stoß nach der Brust des Thieres; dieses stieß einen kläglichen Laut aus, bäumte sich hoch auf, machte wirbelnd einige Fluchten und stürzte über den Rand der schmalen, grasbewachsenen Leiste in die Tiefe, wo es mit einem lauten Prall und Krachen auffiel, ehe Hermann noch Zeit gehabt, sich von seiner Ueberraschung zu erholen.

„O weh, nun ist das Thier zerschmettert und verloren!" rief er unwillkürlich, und trat an den Rand des Abhangs vor, um hinunterzublicken. Aber das tiefe Bedauern, womit er auf die ausgeschütteten Geweide des geborstenen Bauches blickte, verwandelte sich in einen aus tiefster Brust mächtig emporjauchzenden Jubelschrei. „Ist's möglich? Ein Boot! ein Boot! O Himmel, welche Gnade!"

Ja, drunten in einer Tiefe von vielleicht achtzig Fuß unter seinen Füßen, dort wo das Altthier halbzerschmettert lag, dehnte sich ein niedriger kiesiger Strand von etwa zwei preußischen Morgen Fläche in Gestalt einer halbmondförmigen Landzunge hin, an deren innerer konkaver Seite ein kleines Boot halb umgestürzt im Sand und Kiese lag, ein kurzes, leichtes Fahrzeug, das die Strömung und der Wogenschlag dort angetrieben hatte, ein Boot, das zu irgend einer Häringsbüse oder einem kleinen Küstenfahrzeug als Lichterschiffchen gehört haben mochte. Einen unbeschreiblichen Jubel in der Seele, holte Hermann sein Gewehr, suchte an der mindest steilen Seite der Klippe hinunter zu klettern und war im Nu unten, ohne selbst zu wissen wie, eilte auf das Boot zu und untersuchte es mit stürmischer Hast. Es leckte etwas, war aber sonst noch seetüchtig. Ruder und Segel fehlten, aber ein langes Tau war daran angebracht, an dessen anderem Ende ein großes Rundholz wie eine Spiere hing; das Boot war kaum zwölf Fuß lang mit hohem Bug und weitgeschweiftem niedrigem Bord und konnte noch nicht lange hier liegen, denn es trug noch einige Schaltbiere und Muscheln der hohen See, die nicht lange außer dem Wasser leben können. Das kleine, schwache Ding war freilich ärmlich und roh genug gearbeitet, aber dennoch erschien es dem armen Verschlagenen wie vom Himmel gesandt, und mit dem inbrünstigsten Danke und einem Herzen voll vager, wirrer Hoffnungen sank er neben dem Boote in die Kniee nieder und pries Gott für dieses Geschenk. Dann prüfte er die Dauerhaftigkeit des Taus, welche nichts zu wünschen übrig ließ, schaffte das Boot auf die höchste Stelle der Landzunge, und band es mittelst des Taus an einen großen, über der Flutmarke liegenden Felsenblock an. Jetzt erst gönnte er sich Zeit, die Stelle des Strandes näher zu betrachten, wo er das längst ersehnte Ziel seiner Wünsche: ein Boot, so unerwartet gefunden. Er hatte sie nie zuvor gesehen oder bemerkt, denn er war noch nicht nach dieser Seite der Insel gekommen, und die Höhe der Klippen hatte ihm nicht verstattet, sie von oben herab zu erblicken. Südwärts lag eine Reihe Klippen vor der Landzunge, woran die Wogen sich brandend brachen; welche Gottesschickung also, daß das kleine Boot mit seinem Schwimmer von Rundholz unversehrt über diese Klippen gelangt war! Die ganze Landzunge war mit Strandgut bedeckt: mit Treibholz, Planken, Trümmern von Tonnen, woran noch zuweilen die rostigen Reife, welche Hermann begierig auflas, da jedes Stückchen Eisen, jeder Nagel ihm werthvoll war. Auch das Treibholz barg er sorgsam am Fuße der Klippen über der Flutmarke. Mit einem Male, als er eine Planke aufhob, die halb im Sand und Geröll steckte, gewahrte er unter derselben einen rundlichen Gegenstand wie einen großen Seeigel; allein wie sollte ein solcher hieher gelangen in den hohen Norden? Hastig bückte er sich darnach und grub das Ding aus dem Sande: es war eine Kokosnuß, noch halb von ihrem Baste umgeben. Mit unbeschreiblicher Rührung betrachtete Hermann diese große Frucht einer fernen heißen Zone, welche der räthselhafte Wogenschlag der See so ferne von ihrer Heimat hinweggespült hatte. „Du armes, kleines Ding, mit welcher frohen, tröstlichen Friedensbotschaft erfüllst du meine Seele!" flüsterte er mit Thränen im Auge und betrachtete die Frucht in seiner Hand: „durch Wogengebrause und tosende Brandung hat dich, das kleine Geschöpf, die gewaltige Lenkerin der Natur wohlbehalten hieher getragen, als Gruß aus ferner Zone für den armen Schiffbrüchigen. Und ich sollte zagen und die Hoffnung aufgeben wollen, daß der Himmel mich nicht ebenso sicher wieder in meine Heimat führen könne? Du kleine Wanderin durch die Meere, welche tröstliche erhabene Lehre hast du mir gegeben! Ich werde eine Lampe aus dir machen, damit ich dich in dem langen trostlosen Winter beständig vor Augen habe und du mir ein Abbild der Sonne, der Lebensspenderin, der Königin der Natur, seiest! O, gütiger Gott, wie danke ich dir für diesen Tag! . . ."

Bisher hatte Hermann nicht mehr an seine Caribous gedacht, allein als seine beglückende Aufregung einer ruhigen, ergebungsvollen, dankbar heitern Stimmung wich, da kehrte auch der auf das Nächstliegende und Nothwendige gerichtete praktische Sinn wieder zurück, und Hermann beeilte sich, das Altthier zu streifen und zu zerwirken, um wenigstens diejenigen Theile des Fleisches zu retten, welche noch zu gebrauchen waren. Diese schlug er in die zerfetzte Haut des Thieres ein, legte sie unter das umgestürzte Boot, kletterte dann die Klippen wieder hinan, zerwirkte das Schmalthier, mit dessen Haut und Fleisch er sich belastete, und schritt in der vergnügtesten Stimmung nach Hause. Hier suchte er sich unter seinem Vorrathe von Treibholz sogleich die härtesten, geradesten und gesundesten Stücke aus, und fertigte sich von denselben zwei Schaufelruder und einen kleinen Mast an. Die gegerbte Haut einer sehr großen Bartrobbe (Phoca barbata), welche er kurz zuvor erlegt hatte, sollte dem Boot zum Segel dienen, wenn es Hermann erst gelungen sein würde, auch ein Steuerruder anzufertigen, welches an dem Boote fehlte. Am andern Morgen mit dem Frühesten versah Hermann sich mit kurzen Streifen von weichem gegerbtem Fell von jungen Robben, die er im Thran gequellt hatte, und mit den beiden Rudern, und schlug den Weg über die Höhen nach der halbmondförmigen Landzunge ein, wo er mit den Streifen von Robbenfell die lecken Fugen des Bootes kalfaterte, die trockenen Planken

desselben von außen mit dem Thrane tränkte, und nun in der kleinen Bucht den ersten Versuch machte, wie sich das Boot rudern ließ. Es schwamm trefflich und folgte dem leisesten Druck der Ruder; daher belastete Hermann es mit einigem Ballast von Kies und Sand, befrachtete es mit Fleisch und Haut des alten Caribou und pagaite sich unter den Klippen hin nach der kleinen Bai bei der Steinhütte zurück, wo er vorerst das Boot am sichersten glaubte.

Die Verfertigung eines Steuerruders, wozu Hermann sich die Haken zum Glück von einem andern größern Steuer nehmen konnte, welches er unter dem Treibholz gefunden hatte, nahm wieder einige Tage in Anspruch; hier mußte er sich die Taue zu Mast und Segel aus Riemen von Rennthierhaut flechten und sein Boot auftakeln, und so verging eine volle Woche, ehe er dasselbe flott machen und auf die See hinaus bringen konnte. Das Boot manövrirte leicht, lief jedoch bei dem niedrigen Mast und schmalen Segel nur schwer vor'm Winde. Dennoch wagte Hermann nach den ersten gelungenen Versuchsfahrten eine Rundreise um die Insel, die er glücklich in Einem Tage vollführte, und welche ihn belehrte, daß er keine günstigere Niederlassung hätte wählen können, als die in der Bai an der Steinhütte und die Winterwohnung an der warmen Quelle; denn die anderen Buchten der Insel waren meist nur schluchtenartige Schlupfhäfen ohne Strand, wo die Klippen beinahe senkrecht aus dem Meere stiegen. Etwa acht Tage nach der Rundfahrt sah Hermann Morgens, als er aus der Steinhütte trat, den Boden des Strandes mit fausthohem Schnee, die Ränder des Wassers mit zolldickem Eis bedeckt. Der Winter war also vor der Thüre, denn die meisten Vögel zogen südwärts. Er beeilte sich, seine Tonne und seinen Schlitten einzuschiffen und im Boote nach demjenigen Punkte der Küste zu bringen, welcher der Winterwohnung am nächsten war, und von hier aus schaffte er dann nach mehreren Fahrten zur See und mittelst des Schlittens auch seine übrigen Vorräthe und Habseligkeiten in die Winterwohnung und richtete sich in derselben vollends ein. Die Herbst Tagundnachtgleiche brachte heftige Stürme, denen tiefer Schneefall und Frost folgten. Die kleine geschützte Bai beschlug sich schon mit einer dünnen Eisdecke, und draußen am Strande bildeten sich ganze Fluen von Eis. Daher stieg Hermann eines Tages hinunter zur Bai, nahm sein Boot aus dem Wasser, wälzte es auf Rollen nach dem höchsten Punkte des Strandes, beschwerte es mit einigen großen Felssteinen, umbaute es mit einem Kranz von Steinen und bedeckte es dann mit Planken von Treibholz, auf die er noch andere Steine legte; Segel, Taue, Raaen und Mast wurden in der Steinhütte geborgen und diese wieder vermauert. Und nun begann für den armen Einsiedler die furchtbare entsetzliche Zeit des beinahe achtmonatlichen Winters, wo das Herdfeuer und die Lampen in seiner Höhle nie ausgingen, und seine einzige Beschäftigung im Einfahren von Torf oder Brennholz, im Verfertigen von warmen Kleidern aus dem Felle der Rennthiere, Füchse, Robben &c. oder von Geräthen bestand, und wo das ganze Thierleben um ihn her verstummt und erstorben schien bis auf einige Kolkraben, die auf dem Felsenkamme über dem Torfmoorthale nisteten, und die er zuweilen mit dürrem Fleische fütterte, bis sie mit ihm vertraut wurden. Die Meeresvögel waren davon gezogen auf den Rand der Eisfelder oder nach den offenen Küsten südlicherer Länder. Den Polarhasen, Füchsen und Wölfen hatte der Frost eine Brücke nach dem Festlande gebaut, und der Winter lag wie ein Bahrtuch in erstarrendem eisigem Schweigen über der unabsehbaren Fläche. Hermann war allein mit sich und seinen Gedanken, ohne Bücher, ohne geistige Anregung; aber Ein Mittel war ihm geblieben, Eine Kunst, welche die gütige Mutter Natur in seiner Seele geweckt hatte: die Dichtkunst. Er hatte sich, ohne zu wissen wie, darauf ertappt, daß in dieser Einsamkeit und Grabesruhe seine Gedanken und Empfindungen sich in Verse verwandelten, die er in sich ausbildete, die er mit der Spitze seines Messers auf flache Plättchen des schieferigen Gesteins kritzelte und dann auswendig lernte, bis er Gedichte über sich und seine eigene Lage, über die Eindrücke, welche er von dieser kargen, schaurigen und doch so erhabenen Natur hingenommen, über Gott und Unsterblichkeit, über seine Sehnsucht nach der Heimat und seine dankbaren süßen und schmerzlichen Erinnerungen an dieselbe, zu Hunderten in seinem Gedächtniß aufgespeichert hatte. Diese heimliche traute Kunst gab seinem Geiste Anregung und beschäftigte ihn durch diesen eintönigen langen Winter: die Dichtkunst allein, die all' seinen Gefühlen und Stimmungen ein Gewand der Schönheit lieh, daß er sich des Leides und Schmerzes darin entäußern konnte, rettete ihn in der Winternacht dieses halb vegetativen Lebens einzig wirksam vor den Gefahren der innern Zerfallenheit und Verzweiflung, wie vor dem geistigen Stumpfsinn, und hielt in seiner Seele die leuchtenden Funken des geistigen Daseins wach.

12.

Der erste fürchterliche Winter war vorüber, die Frühlingssonne hatte den Schnee und das Eis hinweggeschmolzen, und neu belebt von Hoffnung verließ Hermann sein Winterquartier. Sein erster Gang, als die Thäler wieder wegsam waren, galt dem Boote in der Bucht. Da lag es noch zwischen seinem Kranz von Steinen, ganz so, wie Hermann es vor der Einwinterung verlassen hatte. Er kalfaterte es von Neuem mit Streifen von den Fellen junger Robben, die er zu diesem Behufe erlegte, und am zweiten Tage schwamm es wieder lustig auf dem ruhigen Spiegel der kleinen Bucht, nachdem Hermann, in Ermangelung von Theer, die Planken von außen mit heißem Robbenthran getränkt hatte, um das Holz wasserdicht zu machen. Die erste Fahrt nach der Robbenbai und nach der Bucht, wo der Bach ausmündete, ging glücklich von statten, und gewährte unserem Einsiedler einen wohlthätigen Zeitvertreib. Er umfuhr damit in zwei Tagen nochmals die ganze Insel und entdeckte noch mehr andere kleine Schlupfhäfen, in deren einem, an der westlichsten Spitze der Insel, er noch einige Steinhütten von Eskimos entdeckte, die aber schon seit längerer Zeit unbewohnt erschienen, denn ein Theil derselben war schon zerfallen. Gleichwohl belebte der Anblick dieser Spuren einer frühern Besiedelung Hermann's Hoffnungen auf wunderbare Weise, denn er wußte, daß beinahe sämmtliche Stämme von Eskimos nomadisch sind und auf einem großen Verbreitungsbezirke umherziehen, so daß sie an einen Ort, wo sie schon einmal geweilt, nach einiger Zeit immer zurückkehren. Es galt also nur entweder abzuwarten, bis diese Gäste wiederkehrten, oder das Mittel ausfindig zu machen, wie sie auf diese Insel herüber kamen, namentlich zu erfahren, ob dieß im Sommer auf Booten geschehe (was kaum wahrscheinlich erschien), oder im Winter auf dem Eis mit ihren Hundeschlitten, was Hermann für weit ausführbarer hielt.

Das Gelingen der ersten Rundfahrt um die Insel ermuthigte Hermann jedoch zu größeren Ausflügen, insbesondere nach den beiden westwärts draußen in der See vorliegenden Felseneilanden, die er von der Höhe des vulkanischen Kegels aus gesehen hatte. Aber seine Vorräthe waren erschöpft, und es galt zunächst diese zu erneuern, weßhalb er sich emsig auf Jagd und Fischfang legte und fleißig Eier sammelte. So waren ihm mehrere Wochen des Sommers vergangen, als ihn das anhaltend günstige Wetter eines Morgens veranlaßte, die Fahrt nach den niedrigen Eilanden zu wagen. Er nahm daher eine der Blechbüchsen voll frischen Wassers, seine Pfanne, eine Schnur getrockneter Fische und etwas Pemmican mit, nebst Waffen, Schießbedarf und seiner großen Axt außer dem Handbeil, und machte sein Boot flott. Das Wetter war köstlich, die Luft so klar, die See so ruhig, Alles versprach eine günstige Fahrt. Der frische leichte Wind schwellte das Segel aus dem Fell der Bartrobbe, und keine widrige Strömung störte den Kurs des kleinen Bootes, das zwar langsam aber sicher segelte. Wenige Stunden reichten

hin, um das erste Eiland zu erreichen, das jedoch wenig Merkwürdiges bot, denn es war nur von Robben und Meeresvögeln bewohnt, die hier in ungeheurer Menge vorhanden waren und eine reiche Ausbeute an Eiern lieferten. Der Boden des Eilands war ziemlich eben, aber peinlich schattenlos; deßhalb beschloß Hermann, über den etwa eine Seemeile breiten Kanal zu setzen, welcher das zweite höhere und rauhere Eiland von diesem ersten trennte. Hier machte er Mittag im Schatten einiger Felsenblöcke, kochte sich Vogeleier, briet sich einen Fisch und setzte sich dann ruhig nieder, um etwas auszuruhen, bevor er die Heimfahrt antrat. Die Sonnenwärme und die Ermüdung lullten ihn jedoch bald in Schlaf, und als er nach einigen Stunden erwachte, bemerkte er zu seinem Entsetzen eine große Veränderung im Aussehen der ganzen Natur. Der ganze Horizont gegen Südosten war mit niedrigen dunkeln Wolken verhangen, und über das unruhige Meer rollte dumpfer ferner Donner daher. Bald darauf hatten diese Wolken den ganzen Himmel überzogen, und ein furchtbarer Regen ergoß sich prasselnd auf das öde Eiland. Zum Glück war Hermann mit einigen gegerbten Robbenfellen



Unter hohen Breiten: Hermann entdeckt das Schiff in See. (S. 472.)

versehen, um seinen Proviant, seine Gewehre und sich bedecken zu können. Aber es war dennoch eine peinliche Lage, so auf einem Felsen zu sitzen, und die ganze Wuth der Elemente in einem der seltenen arktischen Gewitter um sich herum toben zu hören. Stundenlang strömte der Regen hernieder, und die Mitternacht mit ihrer leichten Dämmerung war schon da, als er endlich aufhörte. Jetzt ging Hermann zum Strande hinunter, um sein Boot auszuschöpfen, allein kaum hatte er es wieder flott gemacht, so fiel sein Auge auf einen Feuerschein weit draußen in der See. Was ist das? rief er und hörte sein Herz laut pochen; ein Schiff in See und brennend! Doch nein, es brannte nicht das Schiff selbst, es waren nur die Oefen, welche man auf dem Verdeck von Wallfischfahrern errichtet, um den Thran auszuschmelzen. Er erkannte deutlich die gerefften Segel an den Raaen, er sah mit seiner Taschenfernröhre, daß es ein größeres zweimastiges Fahrzeug und kaum acht bis zehn Seemeilen entfernt war! Ein Sturm von Empfindungen, Gedanken, Entschlüssen tobte und gährte in ihm und lähmte für den Augenblick seine Thatkraft. Thränen der Freude stürzten ihm aus den Augen und be-

thauten seine gerungenen Hände. Das ist Rettung! tönte es in seiner Seele; so nahe, so nahe! fort, fort von hier!

In wilder Hast schleppte er seine Waffen, seine Vorräthe herbei und schiffte sie ein; dann sprang er in's Boot, setzte sein Segel aus und griff mit zitternder Hand in die Ruder, um nach jenem Schiffe hinzurudern, das ihm mit seinem Feuer so willkommen und tröstlich erschien, wie ein Leuchtthurm der heimatlichen Küste dem heimwehkranken Seemann nach langer Fahrt. Er ruderte aus Leibeskräften, immer unverwandt auf den Feuerschein des Schiffes haltend. Er dankte in seinem Herzen der Vorsehung, daß er sich in einem Theile des Polarmeeres befand, der jetzt ganz frei von Eis war; er hoffte vor Morgen in solche Nähe des Schiffes zu kommen, daß er von demselben bemerkt werden konnte. Es mußte ein französisches Schiff sein, denn auf diesen herrscht vorzugsweise der Brauch, den Thran von frischgefangenen Walen gleich an Ort und Stelle auszuschmelzen. Er arbeitete mit der Kraft der Verzweiflung, bis ihn seine Stirne schmerzte und unter einem Druck von innen zu bersten drohte! Hermann war seinem Ziele schon um einige Seemeilen näher



Unter hohen Breiten: Hermann findet sich erschöpft an einem fremden Strande angetrieben. (S. 474.)

gekommen, als er mit einem Male bemerkte, daß er von seinem Kurse westlich abtrieb. Der Wind hatte umgeschlagen, und er war in eine jener Strömungen gerathen, welche das Polarmeer in allen Richtungen durchziehen. Eine entsetzliche Wahrnehmung für den einsamen Ruderer, dessen einzelne Kraft nicht hinreicht, diese Naturkraft zu bewältigen! Aber unverdrossen ruderte er weiter, lavirte hin und her, um die Strömung nutzbar zu machen und dem Feuerschein näher zu kommen. Jedoch vergebens. Der Morgen rückte immer weiter in den Tag herein, die Sonne stieg immer höher, und er erkannte schon kein Feuer mehr, sondern nur die einzelne dunkle Rauchsäule, die von dem Schiffe in den reinen weißgrauen Polarhimmel emporstieg. Der Druck des Windes auf das Segel war unbedeutend gegenüber der starken Strömung! Er entfernte sich mit seinem Boote mehr und mehr von dem Schiffe!... Es war Mittag, die Sonne stand im Zenith und brannte mit sengender Glut herab; ein verzehrender fieberischer Durst gesellte sich zu der Erschlaffung und dem Zittern, welche Hermann's Glieder jetzt beschlichen hatten. Sein Wasservorrath in der Blechbüchse war zu Ende. Jetzt

sah er, wie die Segel auf dem Wallfischfahrer von den Raaen herabfielen, sich unter der frischen Brise blähten, und das stattliche, gutgeführte Schiff einen nordwestlichen Kurs nahm. Offenbar hatten seine Boote einen zweiten Wal harpunirt, ehe noch der erste abgespeckt war, und das Schiff fuhr der neuen Beute entgegen, um sie an seiner Langseite zu befestigen. Das gab Hermann wieder frische Hoffnung, denn es gewährleistete ihm das längere Verweilen des Wallfischfahrers in diesen Seen. Von Neuem seine Kraft zusammenraffend, griff er wieder zu den Rudern und folgte dem Kurs des Schiffes, aber kaum war er eine Seemeile weiter gekommen, so sah er den Rumpf des Schiffes tiefer in die See tauchen und die Strecke vergrößern, welche ihn von demselben trennte. Und bald darauf ward das kleine Boot wiederum von einer andern Strömung erfaßt, die es widerstandslos gen Südwesten trieb!

Wo sollen wir Worte finden, um die Seelenangst und Verzweiflung zu schildern, welche Hermann erfaßte, als er die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen inne geworden war und sich scheu umblickte in der öden Wasserwüste, gleich als ob ihm bange wäre vor dem, was er nun entdeckte! Und in der That, das Herz drohte ihm auch zu brechen, als er nun keine Spur mehr von seiner Insel, keinen Top mehr von dem Schiffe erblickte, das ihn wie eine Fatamorgana geneckt hatte! Er trieb auf hoher See, schwach, zum Tode matt, ohne Wasser, mit nur wenig Proviant, seine einzige Aussicht gewisser Tod. Er bedurfte aller Seelenstärke, alles Gottvertrauens, um die Gedanken an Selbstmord abzuweisen, welche ihm aberwitzige Verzweiflung eingab. Angesichts dieses Geschickes war sein Aufenthalt auf der Insel noch ein erträgliches Loos gewesen. Mehr in einer Anwandlung von stumpfsinnigem Wahnwitz, als mit klarer bewußter Resignation sank er auf seine Robbenfelle nieder und überließ sich dumpfem Hinbrüten. Das leise Schaukeln des Schiffes, der dumpfe Schmerz in seiner Stirne, das fiebrische Klopfen seiner Pulse, das waren die einzigen Empfindungen, deren er sich noch bewußt war, dann ward es Nacht vor seinem Geiste und Alles schien vorüber.

Stunden auf Stunden vergingen und Hermann lag bewußtlos im Boote, das als ein Spiel der Wogen dahintrieb. Ein Glück für ihn, daß die See wieder ruhiger war, sonst wäre das leichte Boot umgeschlagen und hätte ihn ungeahnt im Schooß des Ozeans begraben. So aber erwachte er zu einer halben Besinnung an dem regelmäßigen Schaukeln seines Bootes; es war jene starke, regelmäßig wiederkehrende Bewegung, welche das Auslaufen kurzer Wellen an einem niedrigen sandigen Strande verursacht. Mit Aufgebot aller Willenskraft raffte sich Hermann auf und öffnete die schweren, matten Augenlider, da sah er sich an einem fremden Strande angetrieben. Es war eine niedrige Landspitze, mit jener wuchernden Vegetation niederer Pflanzen bedeckt, welche der arktische Sommer wie durch Zauberschlag dem Boden entlockt. Hinter Hermann's Boot, etwa hundert Faden seewärts, toste eine wilde Brandung, welcher das leichte Boot wie durch ein Wunder entgangen war, offenbar während der stärksten Flut, die den zerbrechlichen Kahn hier auf den kiesigen Strand gespült. Vor Hermann lag eine breite Bucht, in deren Schooß ein Flüßchen seine Gewässer dem Meere vermählte, und landeinwärts erschienen in der Ferne sanft abfallende, gerundete Hügel und mäßig hohe Klippen, hinter denen sich eine Hochebene hinzudehnen schien. Die Färbung des Wassers und der Schlick oder Schlamm auf dem Kiese deuteten auf eine brackische Beschaffenheit der See. Ein unbeschreibliches Dankgefühl schwellte Hermann's Brust, als er mit Mühe dem Boot entstieg und dieses auf's Trockene zog, um sich genauer umzusehen. Auf solch' glückliche und merkwürdige Weise der größten Gefahr entronnen, fühlte sich Hermann unter dem Einfluß erneuerter Hoffnung und froher Ueberraschung von einer augenblicklichen Aufregung und frischen Kraft belebt, und schleppte sich mit schweren Gliedern etwas landein. Es war ein niedriger Strand, dessen sandiger Boden mit verkrüppelten Weiden und hohem binsenartigem Gras bewachsen war. Zahlreiche Vögel nisteten zwischen dem Grase, und nach einer Viertelstunde hatte Hermann schon eine Mütze voll Eier gesammelt, die er gierig verzehrte, nachdem er seinen brennenden Durst aus einigen Tümpeln stehengebliebenen Regenwassers gelöscht hatte. Dann stellte sich wieder Erschlaffung und Schwäche bei ihm ein, und halb ohnmächtig wankte er zu dem Boote zurück und streckte sich in demselben zur Ruhe nieder. Aber Hunger und Durst hatten in ihm ein Fieber erzeugt, das ihm den Schlaf verscheuchte, so daß er zwischen Traum und Wachen hinbrütend unwillkürlich Vergleichungen zwischen der Insel anstellte, die er so leichtsinnig und tollkühn verlassen hatte, und seiner jetzigen Lage. Dort hatte er zwei Behausungen, einige Bequemlichkeiten und Geräthe, einige Vorräthe von Brennholz und Lebensmitteln gehabt; hier hatte er nichts, als sein Boot, seine Waffen, Kleider, Felle, seine Axt; ein großes Glück, daß er erst vor wenigen Tagen sein Pulverhorn neu gefüllt und seine Jagdtasche mit Kugeln, Hagel und Zündhütchen frisch versehen hatte. Aber was sollte nun aus ihm werden, so ohne Kompaß und Karten auf den weiten Spiegel des Polarmeeres hinausgetrieben?

Hermann erkannte übrigens ein Glück darin, daß er das Boot im vorigen Jahre nicht früher gefunden hatte; denn von jener unaussprechlichen Scheu vor der Einsamkeit und Verlassenheit getrieben, durch eine solche Erfahrung nicht gewitzigt, würde er ohne Zweifel damals sogleich die Seefahrt nach Südwesten angetreten und sich in gewisse Todesgefahr begeben haben. Nun war er gewarnt; — zurück nach seiner Insel konnte er nicht, da er durchaus nicht wußte, in welcher Richtung sie lag. Er sah sich daher darauf angewiesen, erst diese neue fremde Küste zu untersuchen und zu befahren und dann sich eine neue Heimat zu gründen. Er rastete deßhalb hier mehrere Tage, theils von Eiern und Beeren, theils von jungen Vögeln lebend, die er aus den Nestern holte und sich briet. Als seine Kraft allmälig wiederkehrte, machte er sein Boot flott und fuhr dem Vorlande entlang in die Bucht und von da in den kleinen Fluß ein, welcher sich in dieselbe ergoß. Hier hielt er sich mehrere Tage auf, badete und fischte, sammelte Eier und junge Vögel, deren Fleisch er an den Raaen trocknete, und durchstreifte die niedrige Insel in mehreren Richtungen, fand jedoch außer einigen zwerghaften, am Boden hinkriechenden, knorrigen und verkrüppelten Weiden keinen Baum oder Strauch auf derselben, und ebenso wenig eine Spur von einem Säugethier; dagegen ungeheure Schwärme von Eiderenten, Fettgänsen, Sägern, Steißfüßen, Lummen, Alken, Möven und anderen Meeresvögeln, deren Erlegung Hermann ohne Gewehr leicht ward, da dieselben ganz vertraut und gar nicht scheu waren und mit einem Knittel erschlagen werden konnten.

Am vierten Tage fühlte sich Hermann wieder leiblich hergestellt; er hatte einige getrocknete Fische und Vögel an Bord, den Rest seines Pemmican und eine Blechbüchse voll frischen Wassers, und er beschloß daher mit seinem Boote wieder auszulaufen und auf's Neue in See zu gehen, um wenigstens die Insel zu umfahren, da er bemerkt hatte, daß ein Meeresarm mit einiger Strömung sich zwischen der niedrigen Insel und einer andern hindehnte, von welcher jene fernen bläulich duftigen Klippen emporragten, die er am Tage seiner Landung hier gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pfuscher im Handwerk.

Kriminal-Anekdote

von

Ernst Thal.

Das leichteste und dabei doch das rentabelste Geschäft ist unstreitig das Couponschneiden. Es ist keine Kunst, auch

kein Gewerbe, es braucht nicht erlernt zu werden, auch der Ungeschickteste kann dasselbe ausüben, als Meister das Geschäft für eigene Rechnung treiben, wenn er zufällig über viel Material zu verfügen im Stande ist. Nur der Besitz gibt das Meisterrecht und zugleich die Konzession zum selbstständigen Gewerbebetriebe.

Ungefähr acht Tage vor Weihnachten wollte ein so vom Glück Bevorzugter — er nannte sich Rentier — das Abschneiden der Coupons vornehmen. Er hatte bereits die Scheere in der Hand, einen Stoß Papiere, deren Werth manche Sorge, manchen Kummer, manche Thränen stillen, viele Noth hätte mildern können, vor sich hingelegt, und war eben im Begriff den ersten Schnitt zu thun, als er bemerkte, daß — nichts abzuschneiden war, daß der zunächst fällige Coupon fehlte.

Er dachte — wie er später selbst sagte — zunächst an einen — Druckfehler; als er aber an dem zweiten, dritten, vierten und folgenden Papiere dieselbe Bemerkung machte, und mit großer Mühe die bereits abgeschnittenen und die noch vorhandenen Coupons zusammengezählt hatte, da erst kam er zu der Ueberzeugung, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen sei, die Arbeit ihm abgenommen habe.

Der dadurch ihm zugefügte Verlust war nicht gering; er betrug einige Hundert Thaler, und war daher auch einem Rentier empfindlich genug. Der Mann quälte sich daher einige Tage ab, zu ergründen, wem und wie es möglich gewesen sein könne, das Behältniß zu öffnen, welches die Papiere enthielt. Das Schloß war unverletzt, der Schlüssel nicht aus der Tasche des Besitzers gekommen; nichts hatte sich in Unordnung gefunden; nichts war vermißt worden; es fehlte jede Spur, jeder Anknüpfungspunkt für etwaige Ermittlungen. Und doch waren es gerade diese Umstände, welche einen Sicherheitsbeamten veranlaßten, dem Bestohlenen die Zusicherung zu geben, den Dieb innerhalb 48 Stunden zu ermitteln.

Einen Tag später war das Versprechen erfüllt, der Dieb überführt.

Kurz vor der Entdeckung des Diebstahls hatte das Dienstmädchen des Rentiers den Dienst verlassen, um sich zu verheirathen. Das junge Paar hatte sich ganz hübsch eingerichtet, die Möbel namentlich aus einem renommirten Magazin entnommen und zum größten Theil mit Coupons bezahlt, welche zufällig noch vorhanden waren und, wie die Vergleichung ergab, genau zu den im Gewahrsam des früheren Dienstherrn befindlichen Papieren paßten.

Als ihr dieß vorgehalten wurde, mußte die junge Frau dann auch zugestehen, in Abwesenheit ihres Herrn ihrem damaligen Bräutigam Gelegenheit gegeben zu haben, den Dokumentenschrank des Rentiers mittelst eines Nachschlüssels zu öffnen und aus demselben die Coupons zu entwenden. Das Abschneiden war dem Diebe leicht geworden, denn er war ein zünftig gelernter Schneider, nur in dem Verbringen des gestohlenen Gutes hatte er sich als Pfuscher gezeigt.

Mann und Frau wurden, und zwar ein Jedes, zu dritthalb Jahren Gefängniß verurtheilt.

Bilder aus dem Zuchthause.

Von

F. F. Engelberg.

III.

Ein Meineidiger.

Ich entschließe mich nur mit einem gewissen Widerstreben, die Mittheilungen aus dem Munde dieses Verbrechers wiederzugeben. Gründe will ich dafür nicht anführen, wenigstens nicht hier, sie werden sich ohnedieß aus der Erzählung von selbst ergeben.

Der Meineid ist in neuerer Zeit leider ein gewöhnliches, oder doch kein seltenes Verbrechen geworden; denn selten wird eine Schwurgerichtssitzung geschlossen, ohne mehrere solche Verbrechen abgeurtheilt zu haben. Es ist dieß eine Wahrnehmung, welche zu ernsten Bedenken Veranlassung gibt und Jedermann mit tiefer Betrübniß erfüllen muß. Ich will nicht davon reden, daß der Meineidige öffentlich und feierlich auf seine ewige Seligkeit Verzicht leistet, und daß diese feierliche Verzichtleistung über die Lebensdauer hinaus, auch noch nach dem Tode Gültigkeit hat; ich will nur auf die Folgen hinweisen, welche der Meineid für die bürgerlichen Verhältnisse, für Gut und Blut des Nächsten nothwendig herbeiführen muß. Diese Folgen treten durch die Untersuchung nicht immer zu Tage, weil sich der Untersuchungsrichter nur mit Feststellung der Thatsache, daß der Eid falsch geleistet ist, zu beschäftigen hat. Um sie kennen zu lernen in ihrer ganzen Abscheulichkeit, muß man sich entschließen, den Verbrecher ein Stück auf seinem Lebenswege zu begleiten.

Der Meineid, wenn dieser nicht in einer Strafsache geleistet ist, und nicht die Verurtheilung zur Todesstrafe, Zuchthausstrafe oder zu einer fünfjährigen Einschließung verschuldet hat, wird mit Zuchthaus von zwei bis zu zehn Jahren bestraft. In der Regel gehen die Gerichte nicht über das niedrigste Maß dieser Strafe hinaus. Der Verbrecher, dessen Mittheilungen ich hier wiedergeben will, war zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt; das Verbrechen mußte also unter ganz außerordentlichen Umständen verübt sein. Dieß und die Persönlichkeit des Sträflings hatten mein Interesse erregt. Der Mann konnte nicht über fünfunddreißig Jahre alt sein; es war eine kurze, gedrungene Figur, der mit röthlichem Haar bedeckte Kopf im Verhältniß zum Körper etwas groß, die Stirne flach und gefurcht, die Nase klein, die Lippen stark, etwas schwülstig, und das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt. Das Auftreten dieses Mannes ließ auf eine gute Erziehung und seine Bewegungen auf Sicherheit und Gewandtheit schließen; auch die besondere Reinlichkeit seiner Kleidung und seines Körpers, hauptsächlich seiner Hände, war auffällig und ließ mich annehmen, daß er in guten Verhältnissen gelebt haben müsse.

Beim ersten Anblick wurde dadurch der unangenehme Eindruck, den die Persönlichkeit des Sträflings machte, erheblich gemildert, aber auch nur bei dem ersten Anblick; denn bei dem nähern Ansehen gewahrte man in der Tiefe der unsteten, grauen Augen eine Fülle von Bosheit und Tücke, die ganz unwillkürlich Furcht und Scheu einflößte, und den Mann geradezu widerlich machte. Außerdem sprach derselbe mit einer ganz ungewöhnlichen Frechheit von seinen früheren schlechten Handlungen, er rühmte sich dieser sogar, zeigte durchaus keine Gewissensskrupel und beklagte sich nie über die entehrende Strafe, als ob das so ganz natürlich gewesen wäre. Doch, ich will den Mann selbst reden lassen:

Mit meinem vierundzwanzigsten Jahre — so erzählte er mir — übernahm ich ein umfangreiches, kaufmännisches Geschäft, welches mir meine früh verstorbenen Eltern hinterlassen hatten, aus den Händen meines Vormundes zur selbstständigen Verwaltung. Meine Erziehung in dem Hause meines Vormundes, eines durch und durch gebildeten Kaufmanns, war streng, eigentlich ganz und gar abgeschlossen. Mein Vormund summirte alle Lebensklugheit und alle Geschäftstüchtigkeit in zwei Sätze von je zwei Worten. Der eine lautete: „Lerne erwerben!“ und der andere: „Lerne erhalten!“ Diese Sätze betete er mir vor beim Frühstücke, beim Mittag- und beim Abendbrod. Er begleitete dieselben abwechselnd mit einem Kommentar und mit Beispielen, das Letztere namentlich dann, wenn ein Geschäftsfreund durch irgend einen Zufall zu Vermögen gekommen oder durch Verschuldung, vielleicht eine verfehlte Spekulation, zu Grunde gegangen war. Diese in den meisten Fällen rein unberechenbaren Resultate der kaufmännischen Geschäftstüchtigkeit brachte er, wie es ihm gerade gefiel, mit dem „Erwerben“ oder dem „Erhalten“ in Zusammenhang. Hiernach wurde ich erzogen. Natürlich war dabei als erstes Erforderniß, so zu sagen als Fundament, eine tüchtige Schulbildung auf der einen, und

auf der andern Seite die Beschränkung der persönlichen Bedürfnisse auf das allergeringste Maß des Nothwendigen aufgestellt. Damit in Uebereinstimmung wurde mir aller Verkehr nach Außen abgeschnitten, und der Umgang mit Schulkameraden und später mit Standesgenossen nach Möglichkeit unterdrückt, so daß ich also lediglich auf das Haus meines Vormundes angewiesen war. Es kann daher auch gar kein Wunder nehmen, wenn ich eine Jugend ohne jegliche Freude durchlebt habe, wenn kein wärmeres Gefühl, keine Liebe zum Nächsten in meine Brust eingezogen ist, wenn ich kalt und theilnahmlos die Noth und das Elend Anderer mit ansehen, und ohne Mitleid, ohne überhaupt nur etwas dabei zu empfinden, Noth und Elend selbst hervorrufen konnte, mit Einem Worte, wenn mein Inneres durch Geiz und Habsucht verknöchert worden ist. Man wollte es ja nicht anders, ich selbst hatte ja keinen Willen, und wenn ich auch diesen gehabt hätte, so doch keine Einsicht, kein Verständniß.

Gleich von Anfang meines selbstständigen Auftretens erkannte ich, daß das „Erwerben" viel schwieriger war, als das „Erhalten". Das Letztere war von mir allein abhängig, kein Dritter hatte dabei mitzureden, kein Dritter brauchte dabei thätig zu sein; mir allein ganz ausschließlich lag ob, zu bestimmen, was ausgegeben werden sollte, oder nicht. Und das machte mir in Wirklichkeit kaum Schwierigkeiten, ich hatte ja eine gute Schule durchgemacht, einen guten Lehrmeister gehabt. Ganz anders war es dagegen mit dem „Erwerben". Hier mußte mir irgend ein Gegenstand, den ich des Besitzes für werth hielt und der Besitzer desselben gegenüberstehen. Und das nicht allein, der Besitzer mußte von mir auch bestimmt werden können, sein Besitzrecht zu meinen Gunsten aufzugeben, mir dasselbe abzutreten und zu überlassen. Das war nicht in jedem Falle leicht. Mir kam indeß zu statten, daß ich bei Anwendung der Mittel nicht besonders wählerisch war. Meine Begriffe waren äußerst dehnbar; sie paßten überall hin, namentlich auch da, wo vielleicht jeder Andere Bedenken gefunden haben würde. In solchen Fällen sagte ich einfach: Es gibt kein anderes Mittel, um zum Ziele zu kommen! und das genügte mir vollkommen.

Gestohlen habe ich nicht; mein Vormund hat mir oft gesagt, daß dieß gemein sei; aber ich habe, wie es gewöhnlich heißt, tausendfach betrogen; ich habe das gethan, wie und wo sich nur eine Gelegenheit geboten hat. Bei dem letzten Falle, dem ich mein Hiersein zu danken habe, bin ich dumm, ganz abscheulich dumm verfahren, sonst würde ich nicht hier sein. Ich will nur von diesem Falle reden, von dem, was ich vorher gethan, will ich schweigen.

Ich war vielfach in Prozesse verwickelt, häufig wegen Lappalien. In solchen Sachen bediente ich mich, der Ersparniß wegen, des Rathes und der Hülfe eines Beamten, der kein Rechtsanwalt und, wie die große Mehrzahl dieser Leute, arm war. Er hatte einen kärglichen Gehalt, der eben nur hinreichend war das Leben nothdürftig zu fristen, eine zahlreiche Familie, welche bei Fixirung seiner Stelle gar nicht berücksichtigt war, für die daher auch von der Stelle eigentlich gar nichts abfallen konnte, und außerdem hatte die Familie häufig mit Krankheiten zu kämpfen. Die Lage dieses Mannes, der dabei noch eine Menge Kenntnisse in sich aufgenommen hatte und sich musterhaft aufführte, war gewiß bedauernswerth. Ich empfand Mitleid und unterstützte ihn, allerdings nach meiner Art. Für die Arbeiten, welche er für mich verrichtete, zahlte ich ihm etwa halb so viel, als ich würde haben zahlen müssen, wenn ich einen Rechtsanwalt damit beauftragt hätte, vielleicht auch das nicht einmal; wir waren indeß Beide einverstanden und gegenseitig zufrieden; denn ich ersparte eine Mehrausgabe, während er Gelegenheit hatte, in seinen Freistunden für seine hülfsbedürftige Familie noch etwas zu erwerben.

Das Verhältniß hatte fünf oder sechs Jahre bestanden, da wurde der Mann plötzlich krank. Es war jene Krankheit, die gleich schrecklich ist für den Patienten, wie für seine Angehörigen; es war das sichere, nicht zu besiegende Hinsterben, das im gewöhnlichen Leben „galoppirende Schwindsucht" genannt wird. Natürlich hörten mit dem Tage, an welchem die Arbeiten eingestellt worden waren, auch meine Unterstützungen auf, ich würde ja meinen Grundsätzen untreu geworden sein, hätte ich ohne jeden Gewinn Geld fortgegeben. Die Familie kam dadurch in furchtbare Noth. Die Frau klagte mir dieß. Sie sagte mir, daß sie nicht wisse, wie sie die Kinder satt machen solle, sie müsse doch zunächst für den Mann sorgen, für diesen nach der Verordnung des Arztes Wein, Fleischbrühe und andere stärkende Nahrungsmittel herbeischaffen, für sie und die armen Kinder bleibe nichts übrig, sie müßten hungern, sich oft hungrig zu Bette legen. Dennoch bat sie um nichts. Sie kam aber einige Tage darauf wieder mit eingefallenen Wangen, hohläugig, mit einem Gesicht, auf dem der leere Magen sich abspiegelte. Dießmal sagte sie nichts von ihrer Noth, von ihren Kümmernissen, — sie weinte, und mit den thränenfeuchten Augen blickte sie mich an, so bittend, so flehend, so schmerzvoll verlangend, so — wie soll ich gleich sagen — zuversichtlich erwartend, daß es gar keines Wortes bedurfte. Und nur, als ich das Alles nicht verstand, nicht verstehen wollte, preßte sie mit ungeheurer Anstrengung heraus: „Ach, helfen Sie uns, geben Sie meinem Manne einen Vorschuß, er wird ihn sicher zurückerstatten." Dieser Antrag kam mir nicht unerwartet. Sofort, anscheinend ohne jedes Bedenken, erklärte ich mich bereit und zahlte auch einen kleinen Betrag. Ich wußte ja, daß ich nicht gefährdet war, und daß die Frau wieder kommen werde, wenn das Geld ausgegeben sein würde. Darin hatte ich mich aber getäuscht, die Frau kam nicht wieder, sie schickte ihre Tochter, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, bleich und elend wie die Mutter, und doch mit einem Gesicht, das zur Bewunderung hinriß, voller Sanftmuth, Duldung und Ergebung, mit einem Gesicht, auf dem keine Rosen blühten, keine Freude ausgedrückt war, aus dem nur herbes Leid und bitterer Schmerz sprach, und auf welchem doch keine Klage, kein Murren, nicht einmal ein Vorwurf zu lesen war. Dieß Mädchen bat für den kranken Vater, für die Mutter, welche durch Arbeit am Fortgehen gehindert sein sollte; für die armen Geschwister, welche Brod verlangten, über Hunger klagten, für sich — erbat sie nichts. Auch sie erhielt eine Kleinigkeit.

Nicht wahr, ich hätte viel geben sollen, das Mädchen mit dem Engelsgesicht reich beschenken müssen, schon weil sie für sich nichts erbeten hatte, weil sie hinreißend schön war, weil ihre Armuth, ihr und das Unglück ihrer Eltern zum tiefsten Mitgefühl, zur innigsten Theilnahme, zur thätigsten Unterstützung, zur umfassendsten Hülfsleistung auffordern und hinführen mußte. Was hätte mir das aber genützt? Ich wollte, nein, ich mußte auch hier erwerben, ich durfte nichts fühlen, weder Neigung, noch Theilnahme, noch Erbarmen; in meiner Brust durfte nichts sich regen, das Blut nicht wärmer werden, das Herz nicht rascher pochen und schlagen, es mußte kalt bleiben und eisenhart, wie es bis dahin gewesen war. Ich sage, es mußte so bleiben; denn man hatte mich nicht gelehrt anders zu sein; man hatte mich nicht gelernt, wohlzuthun und mitzutheilen, die Brust für fremdes Leid offen und empfänglich, die Hand zum Geben bereit zu halten. Von alldem wußte ich nichts, mein Lehrmeister hatte mich nicht darin unterrichtet.

Bald darauf kam das Mädchen wieder. Sie hatte große Eile; denn der Vater war kränker geworden, und die Mutter vor Gram, Sorge, Kummer und Herzeleid zum Liegen gekommen, also ebenfalls krank. Sie und eine jüngere Schwester, so sagte das Mädchen in großer Betrübniß, müßten Vater und Mutter pflegen und warten, und nebenbei die jüngern Geschwister beaufsichtigen. Zur Arbeit bliebe gar keine Zeit, sie könnten nichts verdienen, nichts, gar nichts erwerben; sie habe alles Geld ausgegeben, besitze augenblicklich nicht das Geringste, und noch hätten Vater und Mutter und Geschwister seit gestern nichts gegessen. — „Und Du?" frug ich, „warum sagst Du nichts von Dir?" — „Weil,"

entgegnete sie mit unsicherer, zitternder Stimme und in tiefer Bewegung, „Vater und Mutter und Geschwister viel unglücklicher sind als ich; sie haben mehr Bedürfnisse, mehr Anforderungen, mehr Ansprüche, müssen daher auch viel mehr missen, noch viel mehr entbehren, auf viel mehr Verzicht leisten, und finden natürlich auch weit weniger Trost, weit geringere Beruhigung als ich." Das Mädchen wollte mich offenbar belügen, es war ja rein unmöglich, daß sie nicht wie ich es machte: zunächst für sich, und dann erst für ihre Familie gesorgt haben sollte, und daß sie es für die Zukunft nicht ebenso machen werde. Ich sagte das offen, ohne Rückhalt; erhielt aber keine Antwort, das Mädchen blickte mich nur so ganz eigenthümlich an und weinte. Dieser düstere, von Thränen verschleierte Blick hatte wirklich eine wunderbare Wirkung auf mich hervorgebracht; ich konnte ihn nicht ertragen, ich schlug die Augen nieder, ich fühlte so etwas, nicht gerade wie Reue, aber doch wie Scham darüber, daß ich das Mädchen nicht begriffen und daß ich es gewagt hatte, ihr das zu sagen. Ich gab dießmal mehr als vorher, nur um das Mädchen los zu werden.

Vielleicht acht Tage später war der Mann gestorben. Die älteste Tochter zeigte mir das schriftlich an und bat mich zugleich, zu ihr zu kommen, weil sie und die Mutter wegen Einziehung eines Kapitals mit mir sprechen wollten. Der erste Theil dieser Nachricht hatte mich für die Sicherheit meiner Forderung fürchten lassen, der zweite Theil dagegen mich wieder vollständig beruhigt. Ich ging hin, in meinen Gedanken die Vortheile abwägend, welche der Auftrag mir gewähren und verschaffen werde.

In dem Hause wurde viel geweint, viel geklagt, viel



Ein Meineidiger: Die Forderung der Lebensversicherung. (S. 478.)

gejammert. Die Frau lag noch im Bett, sie war ermattet, niedergedrückt, fast ganz aufgelöst vor Schmerz und vermochte kaum zu sprechen. Die Kinder umstanden das Bett und weinten. Und wie die Mutter das sah, versuchte sie ruhig zu werden, den Thränen Einhalt zu thun, das Schluchzen zu unterdrücken, nur um die Kinder ruhig zu machen, sie nicht auch noch weinen zu sehen. Aber es gelang ihr nicht, sie war zu schwach; die Mutter beweinte den Gatten, die Kinder den Vater, sie thaten das gemeinschaftlich und vergaßen dabei, daß der Verstorbene sie nicht hatte schützen, Sorge und Noth von ihnen nicht hatte abwenden, sie nicht einmal hatte sättigen können. Sie weinten doch. Das konnte ich mir nicht erklären. Ebenso wenig verstand ich zu trösten, zu beruhigen, was mir doch so leicht hätte werden müssen, da mir die Mittel so nahe lagen. Ich blieb kalt, empfand keine Rührung und wartete nur, daß der in Aussicht gestellte Auftrag mir würde ertheilt werden. Als das nicht geschah, forderte ich Erklärung, und darauf sagte die Frau, daß der verstorbene Mann sein Leben versichert habe, und daß ich die Einziehung der Versicherungssumme übernehmen, bis zum Eingang derselben aber ihr noch einen Vorschuß geben möchte, damit sie den Vater anständig unter die Erde bringen könnten. Die Frau gab mir auch die Papiere, in welchen sie allein zur Empfangnahme ermächtigt wurde, nahm dagegen das Geld, das ich zu diesem Zwecke zu mir gesteckt hatte, und ließ mich gehen. Die älteste Tochter hatte ich nicht gesehen, die Mutter sagte, sie sei ausgegangen, und doch hätte ich wetten mögen, sie im Nebenzimmer sprechen gehört zu haben; ich konnte mich indessen auch getäuscht haben, denn wie sollte die Frau dazu kommen, mir eine Unwahrheit zu sagen?

Das Geld war angekommen. Um dasselbe in Empfang nehmen zu können, bedurfte ich einer Quittung. Ich ließ mich anmelden und fand die Frau allein in ihrem Zimmer, nicht einmal ein kleines Kind war bei ihr. Die Kinder — so sagte sie, als ich meine Verwunderung darüber ausgesprochen hatte — brauchen von dem Gelde nichts zu wissen; sie könnten mich später leicht zu Ausgaben überreden wollen. Außerdem bin ich auch noch so sehr matt, daß es mir eine kleine Erholung ist, wenn ich einmal allein sein kann. Wir waren allein, ganz allein, während sie die Quittung unterschrieb; wir waren auch allein, als sie dieselbe mir einhändigte; keines Menschen Auge hatte gesehen, daß sie mir das unterschriebene Papier eingehändigt hatte. Mein Plan war fertig; ich hatte mich längst mit der Ausführung vertraut gemacht; wie ich aber die Hand ausstreckte, um das Papier in Empfang zu nehmen, da fühlte ich dennoch ein Erzittern derselben, oder vielmehr eine Erschütterung, ein Erbeben des ganzen Körpers, als ob das Blut in allen Theilen am Weiterrollen gehindert, als ob es am Weiterfließen gewaltsam aufgehalten worden wäre. Und wie ich das Papier in der Hand hatte, da fühlte ich eine Centnerlast in derselben, da war ich kaum im Stande es festzuhalten. Das Alles war jedoch im Augenblick wieder vorüber; ich wurde mir dessen nicht einmal recht klar, so plötzlich war es eingetreten und wieder verschwunden. Wenn es wirklich Ahnungen gibt, wie mir später vielseitig gesagt worden ist, so muß dieß eine solche gewesen sein; ich habe damals nichts davon gewußt, und deßhalb auch keinen Werth darauf gelegt.

Die Quittung war in meinen Händen. Ein junger Mensch, der erst wenige Tage in meinem Geschäft und im Orte ganz fremd war, mußte dieselbe gegen Zahlung umsetzen. Das geschah noch an demselben Tage. Meine Freude bei dem Anblicke des so leicht erworbenen Geldes war grenzenlos; in meinem Kassenzimmer zählte ich Stück für Stück gewiß zehnmal, ehe ich es hineinlegte in den Kasten und dessen Deckel schloß.

Die Frau brauchte vor der Hand kein Geld; sie hatte den letzten Gehalt ihres Mannes erhalten, und war außerdem noch mit einer außerordentlichen Unterstützung bedacht worden; sie und die Kinder waren für einige Zeit vor Nahrungssorgen geschützt. Nach etwa vierzehn Tagen fertigte ich einen Auszug über die gemachten Vorschüsse, die sich auf etwas über vierzig Thaler beliefen, und verlangte Zahlung, da ich erhebliche Ausgaben zu leisten hätte. Was da kommen würde, das wußte ich im Voraus, ich hatte mich auf Vorwürfe, Schimpfreden, Klagen und Weinen gefaßt gemacht und vorbereitet, das mußte ja kommen, das konnte gar nicht ausbleiben.

Am dritten Tage nach der Absendung dieses Auszugs kam die älteste Tochter der Wittwe zu mir. Sie war ruhig wie das erste Mal, als sie bei mir war, und forderte nur Aufklärung; die Mutter, bemerkte sie dabei, habe sich geängstigt und sei wieder recht schlimm krank geworden. Diese Ruhe, diese Sorglosigkeit, dieses Vertrauen machte mich verlegen, aber ich überwand dieß bald und erklärte einfach und kurz, daß ich die geleisteten Vorschüsse zurück zu erhalten wünsche, weil ich augenblicklich in Verlegenheit sei. — „Nehmen Sie doch," entgegnete mir das Mädchen, „diese Vorschüsse von dem Kapital, das Sie für meine Mutter erhoben haben. Sie brauchen ja dazu gar keiner Genehmigung, das versteht sich doch von selbst." — „Von welchem Kapital reden Sie denn?" frug ich, als ob ich sie nicht verstehe. — „Nun, von der Lebensversicherung. Sie haben doch das Geld erhalten?" — „Ich verstehe Sie noch immer nicht. Wollen Sie sagen, daß ich dieses Kapital, oder, wie Sie dasselbe nennen, diese Lebensversicherung für Ihre Mutter in Empfang genommen haben soll?" — „Ja wohl, mein Herr, das wollte ich sagen." — „Dann bedaure ich, Ihnen erklären zu müssen, daß ich davon kein Wort verstehe; daß Sie und Ihre Mutter sich irren müssen und ich nicht begreifen kann, wie das gekommen sein mag. Sagen Sie der Mutter, daß ich kein Geld für sie in Empfang genommen, und folglich auch keines in Verwahrung habe." Das sagte ich wie in großer Entrüstung, wie im größten Aerger; ich wollte damit das Mädchen einschüchtern, erreichte aber meine Absicht nicht; denn mit der größten Ruhe, als ob auch sie auf so etwas schon vorbereitet gewesen sei, erwiederte sie: „Wissen Sie, mein Herr, daß ich gefürchtet habe, daß es so kommen werde, daß ich so Abscheuliches von Ihnen erwartet habe. Sagen Sie mir noch einmal bestimmt, ob Sie den Besitz des Geldes wirklich abläugnen wollen?" — Ich konnte natürlich nicht anders, ich mußte dieß nochmals erklären. — „Dann will ich Ihnen, mein Herr, nur noch sagen, daß Ihnen das Bubenstück nicht gelingen, daß es Ihnen keine Früchte tragen wird. Denken Sie an diese Worte, wenn es Ihnen einmal schlecht, recht schlecht gehen wird."

Das Mädchen hat wirklich Recht gehabt: ich habe bei diesem Geschäft nichts erworben, mir ist kein Nutzen daraus erwachsen, und was mir am merkwürdigsten bei der ganzen Geschichte ist: ich muß, wenn ich auch nicht will, täglich an das Mädchen denken, mir ihre letzten Worte vorbeten. — Als die gestellte Frist verlaufen und Zahlung nicht geleistet war, reichte ich Klage beim Gericht ein. Ueber jede einzelne Zahlung hatte ich eine Quittung, die nicht abgeläugnet werden konnte. Der Prozeß war also schon zum Voraus gewonnen.

Nun klagte aber auch die Wittwe auf Herausgabe des Geldes. Sie hatte keine Quittung, keinen Zeugen, nur den Eid. Der Eid ist aber ein schwaches, ein mißliches, ein gefährliches Beweismittel; ich habe mich nie darauf verlassen, vielleicht gerade deßhalb, weil ich den Werth desselben erkannt hatte und zu schätzen wußte. Die Wittwe hätte sich auch nicht darauf verlassen sollen, namentlich nicht, wenn sie einen Gegner hatte, der wie ich erzogen worden war. Es verstand sich von selbst, daß ich den Eid leistete, daß ich dadurch den Prozeß gewonnen habe, daß die Klägerin abgewiesen wurde und außerdem auch noch die Kosten zahlen mußte.

Den Verlust des Geldes, das ihr Nothpfennig sein sollte, hat die Wittwe nicht ertragen können, sie ist wenige Tage nach der Eidesleistung verstorben. Man hat mir oft gesagt, daß ich diesen Tod verschuldet und auf meinem Gewissen habe. Das ist aber eine Lüge; die Frau war schon vorher „todsterbenskrank". Mein Gewissen, wenn ich überhaupt so etwas in mir habe, ich weiß davon nichts, hat keine Last zu tragen, sonst würde diese Last doch schon einmal gedrückt und ich würde irgend eine Empfindung gehabt haben. Bis jetzt ist das noch nicht der Fall gewesen.

Nach dem Tode der Frau trat der Vormund der Kinder gegen mich auf und behauptete, daß ich falsch geschworen habe. Der Mann hatte recht, das wußte Niemand besser als ich, aber er durfte nicht recht haben, und konnte, so glaubte ich wenigstens, sein Recht auch nicht nachweisen. Es traten indeß drei Personen gegen mich auf. Die eine war die älteste Tochter der verstorbenen Wittwe, und die andere eine Jugendfreundin derselben, welche Beide in dem Nebenzimmer die Unterredungen zwischen mir und der Wittwe gehört haben wollten, und die dritte war der junge Mann, der das Geld geholt und mir übergeben hatte, und der von dem Vormunde ermittelt und ausgekundschaftet worden war. Im Termine vor den Geschworenen war ich schwach genug, mich in Aufregung hineinzureden, die Zeugen zu schimpfen, sie des Komplotts zu beschuldigen und ihre Aussagen als erlogen, als boshaft und rachsüchtig darzustellen. Das hat mir viel geschadet, wenn auch nicht bei der Beurtheilung der Schuldfrage, so doch bei Abmessung der Strafe.

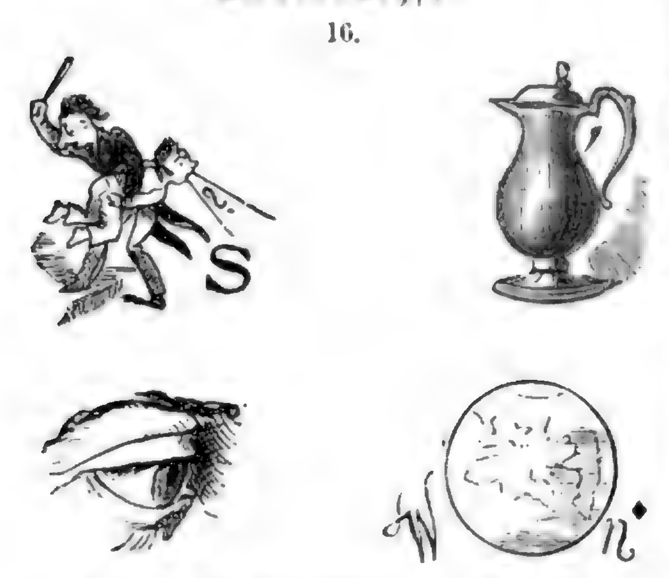
Nun, ich bin einmal in dieser ganzen Geschichte von Anfang an dumm, abscheulich dumm gewesen, sonst wäre ich nicht hier. Die Zeit wird vergehen, und ich werde dann schon sehen, wie ich meinem Schaden wieder beikomme.

Das war ein böser Mensch. Er hat seine Strafe überstanden, er ist aus der Anstalt ungebessert entlassen worden,

wird aber seinem Schicksal sicherlich nicht entgehen; seine Stunde wird schlagen und er wird überzeugt sein, daß er in sich ein folterndes, ein peinigendes Gewissen hat. Nur sehe man sich vor, daß man bis dahin nicht mit ihm zusammentrifft, mit ihm nicht in Verkehr tritt, denn davor habe ich durch die Mittheilung seiner Erzählung warnen wollen.

Bilderräthsel.

16.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 394:

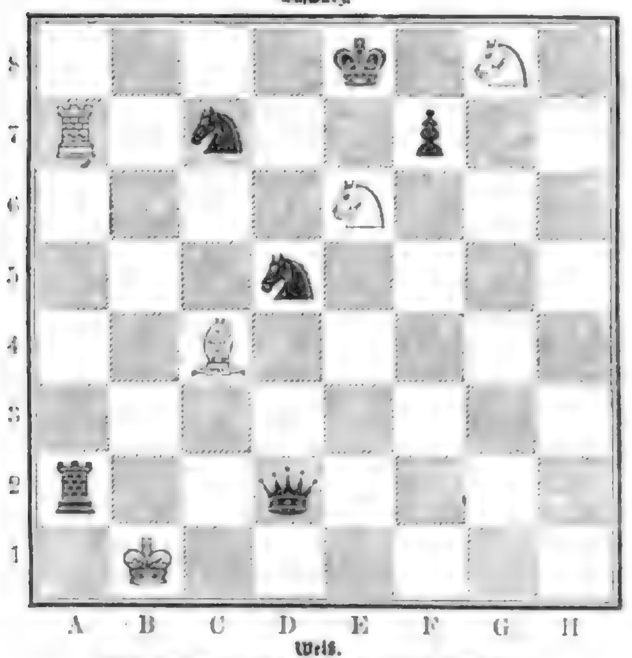
Achtzehnhundert vierundsechzig.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 21.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 20.

Schwarz.	Weiß.
1) D. G 2 — C 6 †. . . .	1) K. C 4 — B 4.
2) L. B 6 — A 5 †. . . .	2) K. B 4 nimmt A 5.
3) C 2 — C 3	3) Beliebig.
4) B 2 — B 4 Schach und Matt.	

Ein Erntefest in Sandomir.

Von

Aur. Rosenberg.

Ein erst in unsern Tagen richtig gewürdigter und zum Rang einer Wissenschaft erhobener Zweig der Geschichtsforschung ist die Untersuchung der Gebräuche, der Feste und des Aberglaubens bei den verschiedensten Volksstämmen und deren Vergleichung unter einander, und trotz ihres kurzen Bestehens hat diese Wissenschaft schon die überraschendsten Aufklärungen über den Urzustand der Völker, über ihre Ausbreitung und ihre Wohnsitze geliefert, aus einer Zeit, in die weder schriftliche Aufzeichnungen noch Denkmäler zurückreichen. Es hat sich nämlich bis zu unwiderleglicher Sicherheit ergeben, daß mit kaum nennenswerthen Ausnahmen alle unsere Volksgebräuche, Feste und unser Aberglauben ihre Wurzel im alten Heidenthum grauer Urzeit haben; so fallen z. B. die meisten ländlichen Feste gerade in die Zeit, wo früher die großen heidnischen Feste der Sonnenwende u. s. w. gefeiert wurden. Bei vielen Gebräuchen, bei einem großen Theile des Aberglaubens ist allerdings für das Volk der Sinn, die heidnische Bedeutung verloren gegangen, und nur die Form hat sich gehalten; bei vielen Festgebräuchen haben sich allerdings für heidnische Namen christliche, für eine heidnische Göttin die Jungfrau Maria u. s. w. untergeschoben, aber der Forscher sieht unbeirrt hiedurch in diesen Gebräuchen nur die Reste uralten Volkslebens, die sich, wenn auch vielfach alterirt, durch alle Jahrtausende hindurch erhalten haben. Ein merkwürdiger Brauch bleibt mir noch in der Erinnerung von meinen Wanderungen in Polen.

In der Umgegend von Sandomir begeben sich nach vollendeter Ernte an Mariä Himmelfahrt die sämmtlichen jungen Leute der Dörfer in feierlichem Zuge in ihre Dorfkirche; an der Spitze geht die Festkönigin, ein durch Schönheit und guten Ruf ausgezeichnetes Mädchen, welches auf dem Kopfe eine ungeheure, aus Stroh geflochtene und mit Kornähren, vergoldeten Nüssen, Blumen, wilden Beeren und verschiedenfarbigen Bändern gezierte Krone trägt. In der Kirche angekommen, legt sie diese Krone auf den Hauptaltar nieder, wo dieselbe von dem Priester nach der Messe eingesegnet wird. Nach beendigtem Gottesdienste begibt sich der Zug unter Gesang, mit Musik an der Spitze, vor das Haus des Schultheißen, der mit einer Schnur oben auf der Krone einen lebendigen jungen Hahn befestigt. Kräht der Hahn und pickt er die in die Krone geflochtenen Aehren auf, so ist das ein gutes Zeichen für die nächste Ernte und erregt großen Jubel; schweigt er still und verschmäht er das lockende Futter, so werden die Hoffnungen auf das nächste Jahr bedeutend heruntergestimmt. Vom Hause des Schultheißen bewegt sich der Zug vor das Schloß des Gutsherrn, der mit Gemahlin und Kindern in einem überschwänglichen Liede gepriesen und um eine Festmahlzeit gebeten wird. Ein Redner schließt sich dem Chor an, und in dem Augenblick, wo der Schloßherr mit seiner Familie unter der Pforte erscheint, ertönt die Musik. Der Gutsherr und seine Gemahlin vertheilen sodann an die fleißigsten Schnitter und Schnitterinnen Geschenke, und die Festkönigin übergibt der „Gnädigen" ihre Krone sammt Hahn, welche von dieser auf einen weißgedeckten Tisch gelegt wird. Als Gegengeschenk erhält die Festkönigin von der Schloßfrau einige Kleinigkeiten und etwas Geld. Sind diese Förmlichkeiten abgemacht, so beginnt erst die wahre Festfreude: große Fässer mit Bier und Schnaps werden von der Dienerschaft in den Schloßhof gerollt und Gesottenes und Gebratenes aufgetischt, so daß der Hunger der Bauern bei diesem Anblick einen unglaublichen Grad erreicht. Ist Alles bis auf den letzten Bissen vertilgt, so beginnt der Tanz, welchen der Schloßherr mit der Festkönigin, die Schloßfrau mit dem oben erwähnten Redner eröffnen; die Kinder des Gutsbesitzers wählen sich beliebige Tänzer

und Tänzerinnen. Zwischenhinein wird dem Branntwein fleißig zugesprochen, dem auch die Gutsherrnfamilie nicht abgeneigt ist, und so tritt nach einigen Stunden ein Zustand süßer Gleichheit ein, der erst im Laufe des nächsten Tages unter verschiedenen körperlichen Beschwerden sein Ende erreicht.

Als mythologische Figur muß entschieden der Hahn be-



Erntefest im sandomir'schen Kreise (Polen).

trachtet werden, der in der alten heidnischen Götterlehre beinahe aller Völker eine Rolle spielt und hier weissagend auftritt. Daß das Fest auf Mariä Himmelfahrt fällt, darf nicht beirren, da die christliche Geistlichkeit häufig alte heidnische Feste auf nahe christliche Feiertage, oder umgekehrt christliche Feiertage auf heidnische Festtage verlegt hat, um diesen ihr Gefährliches zu nehmen und neubekehrte Völker schneller, und ohne zu tief in ihre Gebräuche einzugreifen, das alte Heidenthum vergessen zu lassen.

Zwei entscheidende Tage für Deutschland.

II.

Die Schlacht bei Laon.

Von

Wilhelm Müller.



Die Schlacht bei Laon: Die Verfolgung im Engpaß. (S. 520.)

Nie gab es wohl einen wechselvolleren Feldzug, als den von 1814. Man nahm mit demselben den Faden, den man nach der Schlacht bei Leipzig aus den Händen hatte gleiten lassen, wieder auf, und wollte die letzten Konsequenzen aus diesem großen Siege ziehen. Freilich merkte man bald, daß es ein großer Unterschied sei, ob man frisch vom Schlacht-

feld weg den erschöpften und entmuthigten Feind bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolge, oder ob man ihm ein volles Vierteljahr Zeit zur Besinnung und Sammlung lasse. Ja nicht bloß dieß gewährte man ihm, sondern schickte auch einen französischen Unterhändler an Napoleon, und ließ ihm einen Frieden unter der Bedingung anbieten, daß Frankreich auf seine „natürlichen Grenzen", Rhein, Pyrenäen, Alpen, sich beschränke. Diese unzeitige Großmuth, welche von der damals erschienenen Schrift Arndt's: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" nicht die geringste Notiz nahm, wurde glücklicherweise durch Napoleons maßlose Ansprüche vereitelt. Auch der Kurzsichtigste mußte endlich einsehen, daß mit Napoleon kein ehrenvoller Friede zu schließen sei. Das Heer der Diplomaten und ihre Bundesgenossen, hauptsächlich österreichische und russische Generale, waren überstimmt, zum Theil bekehrt; die Kriegspartei, welche an Kaiser Alexander von Rußland eine mächtige Stütze hatte, bekam die Oberhand. Blücher und Gneisenau, der Freiherr von Stein und der von korsischem Rachegefühl getriebene Pozzo di Borgo setzten ihre Plane durch. Das Manifest vom ersten Dezember erklärte die Fortsetzung des Krieges für eine Nothwendigkeit und versicherte, daß dieser neue Feldzug nicht Frankreich, sondern Napoleon gelte. Diesen Kunstgriff, den Obersten von seinen Untergebenen zu trennen, hatten die Verbündeten ihrem so lange angestaunten Meister glücklich abgesehen.

So war man denn wenigstens so weit, daß man sich entschlossen hatte den Rubikon zu überschreiten. Der frankfurter Fürstenkongreß ging auseinander, das Friedenskonzert hatte die hohen Herren nicht sonderlich angesprochen, und die gestrengen Männer der „kanonischen Fakultät" erhielten den Auftrag, von Neuem die Entscheidung der Sache in die Hand zu nehmen. In der Neujahrsnacht ging Blücher mit der schlesischen Armee über den Rhein, während Schwarzenberg und die verbündeten Monarchen mit der böhmischen, der Hauptarmee, rheinaufwärts zogen, über Basel in Burgund eindrangen und auf dem Plateau von Langres sich aufstellten. Diese Hochebene sollte das äußerste Ziel sein, bis zu welchem man vordringen wolle, meinten Kriegstheoretiker, wie der preußische General Knesebeck und die Oesterreicher Duca und Langenau. Wenn man von dieser festen Stellung, wie von einer Kanzel aus, Napoleon eine energische Friedenspredigt halte, so werde ihm dieß so imponiren, daß er sicher zum Kreuze krieche und ein Bußlied anstimme. Statt dessen griff Napoleon, der sein Lebtag kein Freund von Predigten war, wenn er nicht selbst den Text dazu liefern durfte, am 25. Januar Blücher, der sich der Hauptarmee vorgeschoben hatte, bei Brienne an der Aube an, und zwang ihn zum Rückzug. Drei Tage darauf lieferte ihm Blücher, von drei Schwarzenberg'schen Korps unterstützt, die Schlacht bei La Rothière und schlug ihn in die Flucht. Wenn die Sieger unaufhaltsam nachdrängten, dem erschöpften und entmuthigten Feind keine Ruhe ließen, so konnte innerhalb vierzehn Tagen der Feldzug entschieden, die feindlichen Truppen zersprengt, das geängstigte und friedensdurstige Paris erobert sein. Aber zu solchen Wagnissen waren die Führer der Hauptarmee noch nicht entschlossen, und unter dem Vorwande, daß die große Masse von Truppen eine geordnete Verpflegung unmöglich mache, wurde eine Trennung des Heers vorgeschlagen. Man wollte die ungestümern Feuergeister der schlesischen Armee sich vom Leibe bringen, und als Herr seiner eigenen Entschlüsse aus diesem improvisirten Feldzug in einen „methodischen" Krieg einlenken. Schwarzenberg sollte an der Seine, Blücher an der Marne operiren.

Dadurch gab man Napoleon Gelegenheit, seine alte Virtuosität, rechts und links Schläge auszutheilen, sich auf die getrennten Heere zu werfen, und dadurch, trotz seiner geringeren Macht, doch überall als der Ueberlegene aufzutreten, auf's Neue zu zeigen. Kaum hörte er, daß Blücher auf dem Marsch auch Paris sei, so zog er mit dem größeren Theil seiner Truppen ihm nach, überraschte die einzelnen Heerestheile, die etwas zu sorglos auseinander gezogen waren, in ihrer Vereinzelung, und schlug sie vom 10. bis 14. Februar in den vier Schlachttagen von Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry und Etoges. Er hielt sie für total vernichtet, wandte sich wieder an die Seine, wo Schwarzenberg's Truppen bis Montereau vorgerückt waren und sogar Fontainebleau besetzt hatten, schlug bei ersterem Orte mit dreifacher Uebermacht die Württemberger zurück und brachte die, schon durch die Blücher'schen Unfälle in die äußerste Besorgniß versetzte Armee Schwarzenberg's in eine durch nichts gerechtfertigte, aber um so hastigere Rückzugsbewegung. Die Stellung an der Seine wurde verlassen, Troyes geräumt und erst in der Nähe von Langres Halt gemacht. Hatte Schwarzenberg gegen die Verabredung Blücher nicht unterstützt, als dieser den Stößen Napoleon's allein ausgesetzt war, so rief er nun seinen Waffenbruder herbei, um, wie er schrieb, gemeinschaftlich mit ihm bei Troyes eine Schlacht zu liefern. Blücher, der sich nach kurzer Rast wieder erholt, bei Chalons seine zerstreuten Truppen gesammelt und Verstärkungen an sich gezogen hatte, brach sogleich auf, und stand am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen schlachtbereit bei Mery an der Seine. Gneisenau wurde in's Hauptquartier geschickt, um wegen der versprochenen Schlacht Verabredungen zu treffen. Voll Unwillen kehrte dieser zurück und meldete, daß man dort nur von Rückzug und Waffenstillstand spreche. Darüber gerieth Alles in die höchste Aufregung. Auf jeden Fall war man entschlossen, von einer so unentschlossenen und unglückseligen Politik sich nicht in's Schlepptau nehmen zu lassen. Blücher erklärte, daß er mit seinen Kräften allein die Schlacht wagen wolle, wenn die Hauptarmee ihm als Rückhalt diene. Aber dieß wurde nicht nur nicht angenommen, sondern Blücher erhielt die ausdrückliche Einladung, mit seiner Armee gleichfalls aufwärts an der Aube zu rücken. Das Schicksal des Feldzugs hing an einem Faden.

Oberst Grolmann, welcher dem General Kleist als Stabschef beigegeben war, äußerte zuerst den Gedanken, diesem vollständigen Schiffbruch des ganzen Krieges könne nur dadurch vorgebeugt werden, daß die schlesische Armee sich wieder von der böhmischen trenne, noch einmal an die Marne ziehe und in raschen Märschen auf Paris losgehe. Nur müsse sie, um gegen die neuen Schläge Napoleon's gesichert zu sein, um ein Bedeutendes verstärkt werden und die Erlaubniß erhalten, das preußische Korps unter Bülow, der indessen Holland befreit hatte und von Norden her in Frankreich eingedrungen war, und das russische unter Wintzingerode an sich zu ziehen. Dadurch werde sie 100,000 Mann stark und habe Napoleon, wenn er wieder seine Seitensprünge mache, nicht zu fürchten. Dieser Plan erhielt den Beifall aller Entschlossenen, Blücher und Gneisenau machten ihn zu dem ihrigen und schickten Grolmann nach Troyes, um auch den König von Preußen und Kaiser Alexander dafür zu gewinnen. Beide waren von der Kriegsführung der letzten Tage nicht sehr erbaut und gaben gerne ihre Einwilligung zu einem Unternehmen, das, selbst wenn es mißlang, die Sache kaum schlimmer machte, als sie eben jetzt war, aber bei glücklichem Erfolge den ganzen Feldzug rasch einem siegreichen Ende zuführen mußte.

Rückfälle fürchtend, hatte sich Blücher, der indessen das Gelüste Napoleon's, bei Mery über die Seine zu gehen, durch einen kräftigen Stoß vereitelt und dadurch seinem überraschten Gegner wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, gleich nach der Rückkehr Grolmann's zum Abmarsch bereit gemacht und in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar auf drei Pontonbrücken die Aube überschritten. Einige Dragoner unterhielten die Biwuakfeuer, und der Feind wurde so vollständig getäuscht, daß er, den Abmarsch nicht im Geringsten ahnend, bald darauf in entgegengesetzter Richtung nach Troyes abzog. Zunächst ging Blücher auf Marschall Marmont los, der mit etwa 8000 Mann bei Sezanne stand. An den preußischen Grenadieren vorüberreitend, rief

der alte Marschall Vorwärts ihnen zu: „Frisch, Grenadiere! nun geht's nach Paris.“ Alles war in lebendiger, begeisterter Stimmung. Man hoffte, Marmont im ersten Anlauf aufzurollen. Aber wachsam, wie er war, zog er sich noch bei Zeiten gegen die Marne und vereinigte sich bei La Ferté sous Jouarre mit dem Korps von Mortier. Beide hatten zusammen nur gegen 16,000 Mann, konnten also an keinen Widerstand denken. Nach Zerstörung der Brücke bei La Ferté setzten sie ihren Rückzug bis Meaux fort, zerstörten die Marnebrücke vor Meaux und stellten sich hinter dem Flüßchen Ourcq auf. Blücher ließ Schiffbrücken schlagen, ging über die Marne und lieferte den Marschällen täglich kleinere Gefechte. Am Abend des 28. Februar kam die Nachricht, daß Napoleon in Eilmärschen heranrücke. Dieser war am 27. von Troyes aufgebrochen und mit 27,000 Mann Blücher nachgezogen. So angenehm diese Meldung auch war (denn eben dieß, ihn von Schwarzenberg abziehen, wollte man ja), so war man doch zugleich auch genöthigt, seine eigene Marschrichtung etwas zu ändern. Den ursprünglichen Plan, gerade auf Paris loszugehen, konnte man im Augenblick nicht weiter verfolgen; vielmehr lag jetzt Alles daran, sich so rasch als möglich mit Bülow und Wintzingerode zu vereinigen und dann eine entscheidende Schlacht zu liefern. Um jeden Preis mußte verhütet werden, daß man mit Napoleon handgemein wurde, ehe diese Vereinigung stattfand. Blücher beeilte sich daher, nach Soissons, dem Hauptübergang über die Aisne, zu gelangen, dort zu den Truppen der ehemaligen Nordarmee zu stoßen und hinter jenem Flusse, in der Gegend von Laon, die Schlacht anzunehmen. Soissons, von Bülow und Wintzingerode umstellt, kapitulirte am 2. März, Blücher's Heer ging am 3. und 4. dort über die Aisne, und die Vereinigung war damit vollendet.

Der Feldmarschall hatte jetzt sechs Korps unter sich, mehr, als er je befehligt hatte, die drei preußischen von Horn, Kleist und Bülow und die drei russischen von Sacken, Langeron und Wintzingerode, welche mit den neu hinzugekommenen Ersatzmannschaften eine Gesammtmacht von 109,078 Mann ausmachten, worunter 29,182 Reiter. Mehr aber als die Zahl fiel die Qualität der Truppen und der Anführer in's Gewicht. Denn diese waren es ja gerade, welche im vorigen Jahre durch ihre Energie und Ausdauer den ganzen Feldzug entschieden hatten, welche nicht eher ruhten, bis ihre Kanonen vor den Mauern Leipzigs standen: York mit seinem preußischen Soldatenstolz und seiner unvergleichlichen Zähigkeit, der Held von Wartenburg, der Sieger von Möckern; Bülow, auf dessen Brust die Namen Großbeeren und Dennewitz in unvergänglichem Glanze strahlten, und durch seine rasche Eroberung Hollands mit neuen Lorbeeren geschmückt; Kleist, bei Kulm und bei Leipzig durch seine Ausdauer, Sacken an der Katzbach durch sein kräftiges Hurrah, Langeron am 18. Oktober bei der Erstürmung Schönfelds hervorleuchtend. Nur Wintzingerode, von Natur träge und schwerfällig, durch seinen Eigenwillen zu Ungehorsam und Nichtbeachtung der erhaltenen Befehle geneigt, hatte indessen noch keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung aufgesucht, und sich indessen mit dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, der ihn im vorigen Feldzug gewöhnlich zum Nichtsthun kommandirte, am besten gestanden. Alles zusammen als Ganzes betrachtet, hatte man es hier mit einem Heere zu thun, das, von dem thatkräftigen Hauptquartier Blücher's und Gneisenau's befehligt und geleitet, Kraft und Muth genug hatte, die ganze Last des Krieges auf sich zu nehmen und mit einigen kräftigen Schlägen sein Ende herbeizuführen.

Andererseits war aber dieser Zuwachs nicht von der Art, daß er die Führung des Oberkommandos erleichterte. Bülow hatte keine Lust, seinen Soldaten so ungeheure Anstrengungen zuzumuthen, wie sie die schlesische Armee besonders in den letzten Tagen ausgestanden hatte. Diese unablässigen Märsche, darunter nacheinander mehrere Nachtmärsche, bei schlechtem Wetter, auf bodenlosen Wegen, mußten auch den Unverdrossensten in eine nicht sehr humoristische Stimmung versetzen. Die lithauischen Dragoner hatten seit dem 22. Februar nicht abgesattelt. Seit dem 19. Februar, wo das Heer von Chalons nach der Seine zog, war von einer ordentlichen Verpflegung keine Rede. Die Folge davon war eine bedeutende Lockerung der Disziplin. Die Russen, welche schon längst darauf eingeübt waren, raubten und plünderten nach Herzenslust; wollten die Preußen nicht durch Hunger und Frost zu Grunde gehen, so durften sie hinter Jenen nicht zurückbleiben. Das Vieh wurde fortgetrieben, die Häuser abgedeckt und ganz eingerissen, um von den Brettern und Sparren die Feuer im Biwuak unterhalten zu können. Die Rohheit und Zerstörungswuth kannte keine Grenzen, alle Befehle der Führer halfen nichts mehr. Niemand war dieß ein größerer Gräuel als Horn, der auf soldatische Ehre, auf straffe Disziplin, auf humanes Betragen auch in Feindesland ungemein viel hielt.

Diese Strapazen gaben den Soldaten der schlesischen Armee ein sehr merkwürdiges Aussehen. In Soissons ließ sie der Feldmarschall an sich vorbeimarschiren, und Bülow hielt an seiner Seite. „Die Leute sahen sehr heruntergekommen aus. Von Biwuakrauch geschwärzte, magere Gesichter, dem Luxus des Rasirmessers seit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hosen, unangestrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Kavallerie auf mageren, ungeputzten aber wiehernden Pferden, Alles in echt kriegerischer Haltung.“

Als Bülow mit seinen alten Waffengefährten, Horn und Kleist, hier wieder zusammentraf, rief er ihnen zu: „Was seid ihr für Kerls, daß ihr euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem verbrannten Hirn Gneisenau, von dem unausstehlichen Gesicht Müffling, von dem Grolmann und wie sie Alle heißen, befehlen und verbrauchen laßt!“ Er mißbilligte die ganze Art der bisherigen Kriegsführung und sagte, es sei, als ob ein Wettrennen nach Paris abgehalten werden solle, wobei ein Jeder zugelassen werde. Mit solchen Aeußerungen war Horn, der schon längst voll beißenden Spottes über die genialen und enthusiastischen Strategen des Hauptquartiers war, vollkommen einverstanden. Er machte durchaus kein Hehl daraus, daß Gneisenau's Unbesonnenheit, wie schon oft, so auch hier, die Armee an den Rand des Abgrunds geführt und nur das blinde Glück sie gerettet habe. Langeron, der ohnedieß gern Alles auf eine wenig überzeugende Weise tadelte, war vollends nichts recht zu machen, und so bildete sich hier eine starke Fronte gegen das Hauptquartier des Feldherrn. Nicht gegen diesen, sondern gegen Gneisenau und Müffling waren die Pfeile gerichtet, welche von den Unterfeldherren abgeschossen wurden. Daß diese „Kraftgenies“ den alten Feldmarschall ganz umgarnt hatten und ihre eigenen „sublimen Ideen“ als seine Befehle ausgaben, galt für eine ausgemachte Sache und war eben der Stein des Anstoßes.

Die sechs kommandirenden Generale fühlten sich dadurch verletzt, daß sie, die dem Dienstrang nach über Gneisenau standen, in allen Anordnungen von ihm abhängig sein, wie Horn sagte, „nach seiner Pfeife tanzen sollten“. So lange Blücher frisch und gesund war, ging es noch an; war er ja doch ganz der Mann, um mit freundlichem Wesen alle Gegensätze auszugleichen. Wenn er aber krank wurde, und zwar bloß so krank, daß er den Oberbefehl nicht nach allen seinen Theilen führen, nicht so, daß er ihn niederlegen mußte, wie war es dann? Wenn auch Gneisenau das Oberkommando auf's Beste zu führen verstand, so sträubte sich doch die militärische Hierarchie entschieden gegen ein solches Verhältniß. Die Folgen davon sollten bei Laon deutlich genug an den Tag kommen. Napoleon kam nicht schlecht dabei weg.

Daß unter dieser genialen Strategie die Preußen unsterblichen Ruhm geerntet haben, ließ sich nicht läugnen, eben so wenig aber, daß mit dem kostbarsten Stoffe derselben, mit den eigenen Truppen, nicht sehr sparsam umgegangen wurde, daß, wenn es galt, irgend einen großen Zweck zu erreichen, man

die Grenze des Möglichen und Erreichbaren fast noch überschreiten zu wollen schien, und den Soldaten mit Märschen und elender Verpflegung Strapazen zumuthete, wie sie vielleicht nie höher getrieben worden sind. Dieses rasche Verbrauchen der eigenen Wehrkraft hatte noch besondere politische Bedenken, auf welche Boyen, Stabschef bei Bülow, ein Freund Gneisenau's, aufmerksam machte. Es wurde hervorgehoben, ob man gut daran thue, die Preußen von Anfang bis zu Ende als die Vorkämpfer in diesem Feldzuge hinzustellen, wodurch ihr militärischer Ruhm zwar unendlich sich vermehre, die Zahl ihrer Streiter aber in demselben Maße sich vermindere. Der Ausgang des Krieges sei nicht mehr zweifelhaft, das Ende sei bereits nahe; beim Friedensschluß werde diejenige Macht das größte Wort führen, welcher die stärkste Truppenzahl zur Seite stehe. Preußen habe hinsichtlich der Provinzen, welche es beanspruche, gar keine bindende Zusagen, und dürfe weder von Oesterreichs gutem Willen, noch von Rußlands Zuverlässigkeit im Worthalten zu viel erwarten. Es werde sich auf die Durchführung seiner Plane dann am meisten verlassen können, wenn es sich vorzugsweise auf sich selbst verlasse, und dieß könne es bloß in dem Fall, wenn es bei den Friedensverhandlungen über eine achtunggebietende Truppenmacht verfügen könne. Dann brauche es vor keinem Brennusschwert sich zu fürchten. Dazu aber sei nöthig, daß es nun den Rest seiner Streitkräfte sorgsam zusammenhalte, und es seinen Verbündeten überlasse ähnliche Opfer zu bringen, zumal Oesterreich, das noch lange nicht seine volle Kraft eingesetzt habe.

Diese Bedenken waren nicht ungegründet und verfehlten ihren Eindruck auf Gneisenau nicht. Dazu kam noch ein weiterer Umstand. Bülow und seine Offiziere, welche im vorigen Feldzuge Gelegenheit gehabt hatten, den Kronprinzen von Schweden von einer so schlimmen Seite kennen zu lernen, wiesen mit finsterem Mißtrauen auf dessen verdächtige Stellung hin. Was ihn in die Reihen der Alliirten trieb, war bekanntlich nichts Anderes als der Wunsch, für das verlorene Finnland das Königreich Norwegen, das damals mit Dänemark vereinigt war, zu bekommen. Nach der Schlacht bei Leipzig, an der er einen so geringen Antheil genommen, zog er nach Hannover, und während der ihm zugetheilte Bülow links nach Holland abmarschirte, rückte er im Dezember in Holstein und Schleswig ein und zwang die überraschten Dänen, ihm im Frieden zu Kiel Norwegen zu überlassen. Hierauf zog er an den Rhein und stand in jenen Tagen unthätig bei Lüttich. Er hatte zwar von dem großen Hauptquartier die Aufforderung erhalten, den Herzog von Weimar, der mit sächsischen und anderen Truppen in Belgien stand, abzulösen und sich dieses Landes zu versichern, um der schlesischen Armee im Fall eines Rückzugs zur Aufnahme zu dienen und ihre Basis zu schützen. Nach alter Manier hatte er jedoch tausend Ausreden, um von dieser Weisung gar keine Notiz zu nehmen. Aber er that noch mehr. Sah er den Stern Napoleon's erbleichen, so legte er sich die Frage vor, wer wohl nach dessen Sturz sein würdigster Nachfolger sei. Wegen der Antwort war er keinen Augenblick im Zweifel. Denn das schlechte Verhältniß, in dem er schon als französischer Marschall zu seinem Kaiser stand, beruhte hauptsächlich darauf, daß Napoleon bei seiner Erhebung zum ersten Konsul und zum Kaiser Bernadotte's ehrgeizigen Plänen den Rang abgelaufen hatte. Welch' bessere Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, als eben jetzt! Seine 24,000 Schweden zu schonen, um sie als letzten Trumpf in die Wagschale werfen zu können, den französischen Truppen durchaus nichts zu leid zu thun, um sich ihnen nicht als abtrünniger Sohn Frankreichs, sondern als treuer, vorsichtiger Landsmann hinzustellen, einzelne Truppentheile der Verbündeten, wie eben die in Belgien stehenden, von der Hauptaktion abzuziehen, um sich den Dank der französischen Nation noch weiter zu verdienen. Dieß waren die Grundzüge seiner Politik, die er schon im Jahre 1812 zum großen Nachtheil der preußischen Armee befolgt hatte, und die er nun mit dem ganzen Heißhunger eines Kron-Prätendenten wieder aufnahm. Nicht König von Schweden, sondern französischer Kaiser zu werden schien ihm das seiner Talente und seines Ehrgeizes würdige Ziel zu sein. Und manche seiner Handlungen waren von der Art, daß man deutlich sah, wie er Frankreich jetzt schon als sein eigenes Reich betrachtete.

Bernadotte ließ eine Anzahl gefangener französischer Offiziere frei nach Frankreich zurückkehren und zeigte sich sehr ungehalten, als er hörte, daß der Herzog von Weimar sich erlaubt habe, diese kriegslustigen Herren anzuhalten und ihrem unbezwinglichen Heimweh und dessen Folgen ein noch unbezwinglicheres Hinderniß entgegenzustellen. Noch verdächtiger waren die lebhaften Unterhandlungen, welche Bernadotte mit dem Befehlshaber der französischen Truppen in Belgien, dem General Maison, führte. Dieser, ein ehemaliger Adjutant Bernadotte's, schickte mehreremal Offiziere nach Lüttich, welche stundenlange Gespräche bei verschlossenen Thüren mit dem Kronprinzen hatten. Wenn die in dem schwedischen Hauptquartier befindlichen deutschen Offiziere einiges Mißtrauen gegen solche Zusammenkünfte äußerten, so wurde ihnen als Antwort das Märchen aufgebürdet, daß es sich darum handle, den General Maison zum Uebertritt auf die Seite der Verbündeten zu bewegen. Glaubhafter aber erschien diesen Offizieren ein anderer Plan, wornach Maison, welcher in Belgien der Sache Napoleon's sehr wenig, in Frankreich sehr viel nützen konnte, mit seinen 20,000 Mann seinen Posten verlassen und zu Napoleon stoßen sollte, während Bernadotte, statt in Gemeinschaft mit den deutschen Truppen jenen auf den Fersen zu folgen, sämmtliche in Belgien stehende Truppen in Unthätigkeit erhalte, und so die Franzosen entschlüpfen lasse. Ja man traute es ihm zu, daß er, um gegen bestimmte Zusicherungen seinem früheren Kaiser zu helfen, oder auch um sich selbst Bahn zum Kaiserthron zu brechen, seine Waffen gegen die Verbündeten wenden und diesen selbst einen Schlag beibringen wolle.

Napoleon's Marsch war indessen dadurch etwas verzögert worden, daß er überall zerstörte Brücken antraf, und aus Mangel an Pontons mit ihrer Wiederherstellung viel kostbare Zeit verlor. Er gefiel sich in der falschen Voraussetzung, daß das schlesische Heer aus Schrecken über seine Annäherung in voller Flucht begriffen sei und über Laon nach Belgien entkommen wolle, um bei Bülow, den er noch am Fuße der Ardennen wähnte, Schutz zu suchen. Ihrer Vereinigung wollte er zuvorkommen, und wie in den Februartagen an der Marne, einen Theil nach dem andern schlagen. An die Uebergabe Soissons, wie überhaupt an solche schlimme Möglichkeiten dachte er nicht, glaubte sich somit noch im Besitz der beiden Straßen, welche, westlich von Paris, östlich von Rheims aus, über die Aisne nach Laon führen. Während Blücher auf den grundlosen Nebenwegen dieses Plateaus durch Schluchten und Engpässe sich nach Laon hindurchzuwinden suche, wollte er auf der östlichen Straße über Very au Bac, Marmont und Mortier auf der westlichen über Soissons dorthin marschiren, hoffte, vor seinem Gegner dort einzutreffen und dann dessen erschöpftes und entmuthigtes Heer zu vernichten. Dieser schöne Plan, dessen Ausführung ganz auf der Haltung des französischen Kommandanten zu Soissons beruhte, war mit dessen Kapitulation vereitelt, worüber Napoleon so wüthend wurde, daß er diesen General zu erschießen befahl. So stand Blücher die westliche Straße offen, und Napoleon mußte sich mit der östlichen begnügen. Um sich den Rücken frei zu halten, ließ er das südlich gelegene Rheims durch Ueberrumplung nehmen, drang sofort nördlich vor, vertrieb die Russen, welche die Brücke bei Very au Bac bewachten, überschritt dort die Aisne und schob seine Heerestheile bis Corbeny vor. Immer noch glaubte er, von hier aus ungehindert auf Laon marschiren und der schlesischen Armee auf ihrem fluchtähnlichen Rückzug den Weg nach Belgien verlegen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Ottfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

13.

Hermann hatte sich durch das Umfahren der niedrigen Inseln überzeugt, daß ihr flacher, schattenloser Strand kein geeigneter Sommeraufenthalt für ihn wäre, selbst wenn sie mehr Ausbeute für Jagd und Fischfang geliefert hätten. Die starke Hitze der langen, polaren Sommertage wirkt ja selbst im Gebirge und zwischen Felsen erschlaffend, wo Schluchten und Klippen noch Schatten spenden. Auch war hier außer einigen niedrigen, verkrüppelten Weiden keinerlei Busch noch Baum, um nur eine nothdürftige Hütte daraus zu flechten, und nirgends Baumholz. Sobald daher seine wiederkehrende Kraft ihm eine größere Fahrt erlaubte und er sich einen Vorrath von getrockneten Fischen, von Eiern und Meeresvögeln eingethan hatte, stach er in See und hielt seinen



Unter hohen Breiten: Hermann und Jost Lüning begegnen sich unerwartet. (S. 487.)

Kurs über den schon erwähnten Meeresarm hinüber, der hier drei bis vier Seemeilen breit sein mochte. Kaum aber war das leichte Boot mehr in die Mitte des Meeresarmes gerathen, so ward es von einer heftigen Strömung erfaßt, die es mit einer Geschwindigkeit von mindestens zehn Knoten per Stunde südwärts trug und längs einer lange hingedehnten Küste hinführte, die bald ziemlich niedrig wurde und nur in einiger Ferne leichte Züge schroffer Anhöhen zeigte. Nach einer Fahrt von sieben bis acht Stunden nahm dann die Strömung eine südwestliche Richtung, und schien von der hohen See ab und in eine Art breiter Bucht einzubiegen, von welcher das Land je länger desto mehr zurücktrat. Eine unbestimmte Angst, nun in jene nordwestliche Durchfahrt getrieben zu werden, welche er eigentlich hatte suchen wollen, bemächtigte sich unsers jungen Seefahrers, und als der späte Abend hereinbrach und ein frischer Nordost sich erhob, zog Hermann sein Segel auf, das ihm seither unnütz gewesen war, und griff zu den Rudern, um unter dem gemeinsamen Drucke beider die südlich gelegene Küste der Bucht zu erreichen, an welcher er dann auch endlich gegen Morgen anlief, recht herzlich froh, wieder festen Boden gefunden zu haben; denn jede wenn auch noch so unwirthliche Küste war ja doch

am Ende besser als die Gefahr, in solchem schwankem Boot auf die hohe See hinaus verschlagen zu werden.

Hermann war von der erlittenen innern Unruhe und der gehabten Anstrengung, die Gewalt der Strömung zu besiegen, so sehr ermüdet worden, daß er sich damit begnügte, sein Boot hoch auf das kiesige Ufer hinaufzuschieben und an einem großen Felsenblocke anzubinden; dann hatte er sich auf seine Felle am Boden des Boots niedergestreckt und war in tiefen Schlaf versunken. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch, und er sah sich auf schmalem Strande am Fuß thurmhoher Klippen, um welche viele Meeresvögel flatterten. Eine lange Reihe von solchen Klippen mit einzelnen Vorlanden und Inseln zog sich nach Südost und nach Westen hin. Nach Norden war nur Himmel und Wasser zu sehen. Hier war also seines Bleibens nicht, denn hier fand sich nicht einmal süßes Wasser. Nach einem tüchtigen Frühstück bestieg daher Hermann das flottgemachte Boot und steuerte mittelst der Ebbe und Strömung westwärts unter den Klippen hin; das Aussehen der Küste war lange Zeit ganz gleichartig und eintönig; nach einer Fahrt von einigen Meilen aber öffnete sich nach Südwesten hin eine klippenumstarrte kleine Bucht, in deren Schooße die Felsen in sanfteren Abhängen zurücktraten und den Ausblick in ein Thal gewährten, aus welchem sich ein Fluß in das Meer zu ergießen schien. Dorthin steuerte Hermann, zunächst in der Absicht, seine Blechbüchse und seine Schläuche aus den Blasen von Rennthieren und Robben wieder mit Wasser zu füllen. Allein kaum war er in den kleinen, sanft strömenden Fluß eingelaufen, als ihm hier mancherlei Dinge entgegentraten, die ihm das Verlangen eingaben, diesen Punkt näher zu untersuchen. Etwa eine Viertelmeile oberhalb seiner Mündung bildete nämlich der Fluß eine Reihe von Stromschnellen, und kam durch mehrere übereinander ansteigende Terrassen und Thalmulden herab. An den Hängen der beiden Thalwände zeigten sich grüne Matten, mit einer jungen, dürftigen Vegetation von Gräsern und niedrigen Gewächsen bekleidet, und auf einer dieser Terrassen glaubte Hermann sich einige Thiere bewegen zu sehen, die er für Caribous hielt. Rasch griff er nach seiner Taschenfernröhre, und siehe da! er hatte sich nicht getäuscht; auf jener grünen Leiste oberhalb einiger steilen Abhänge äste sich ruhig waidend ein Rudel Rennthiere. Ha, hier will ich bleiben! tönte es in ihm, und auf's Neue griff er zu den Rudern und lenkte in einen der stillern Nebenarme des Flüßchens am Fuße jener Stromschnellen, um sich einen sichern Ankerplatz zu suchen. Sobald er diesen gefunden, schob er sein Boot an's Land, versteckte es zwischen einigen großen Findlingsblöcken, takelte den Mast ab, damit es weniger in die Augen falle, und bereitete sich ein Lager von Fellen unter dem Schutze eines dieser Blöcke. Hierauf warf er sein Gewehr über die Schulter und ging am Ufer des Flusses entlang, um Treibholz zu einem Feuer zu suchen. Allein dieß war vergebens, nirgends eine Spur davon zu finden. Eine schlimme Schattenseite dieses Aufenthalts. Er mußte sich begnügen, dürres Gestrüpp zusammenzulesen und nach seinem Lagerplatze zu tragen, wo er sich aus einem Kreise von Feldsteinen eine Feuerstelle errichtete und einen Theil des gesammelten Brennstoffs aufhäufte, um sich damit ein Feuer zu machen und einen seiner getrockneten Vögel zu braten.

Hermann hatte soeben sein Feuerzeug hervorgeholt, um mit Stahl und Stein einen dürren Pilz zu entzünden, der ihm längst die Stelle von Zunder vertrat, als er mit einem Mal lebhaft erschrak. Drüben auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, am Fuße einer Felswand, unweit der Mündung desselben, sah er nämlich deutlich eine bläuliche Rauchsäule emporsteigen. Schreck und Freude kämpften augenblicklich in seiner Brust. „Dort sind Menschen!“ sprach er in großer Aufregung; „das ist der Rauch eines Lagerfeuers. Aber wer sind sie? Sind es Eskimos? sind es Indianer? sind es Weiße von irgend einem Wallfischfahrer? sind es Robbenschläger? Droht mir von ihnen Gefahr oder Rettung?“

Diese Gedanken gährten in ihm und ließen ihn lange zu keinem Entschluß kommen, ob er sich ein Feuer anmachen solle oder nicht. Er war allein; Jene dort drüben konnten ihrer Viele sein und ihn überwältigen. Der Rauch seines Feuers konnte ihn Jenen verrathen. Es konnten eben so gut feindliche Eskimos wie europäische Seeleute sein. Die Ungewißheit hierüber war peinlicher als die wirkliche Gefahr, und Hermann hätte viel darum gegeben, wenn er Gewißheit gehabt hätte. Er horchte gespannt in die stille, dämmerige Nacht hinaus und suchte irgend einen Ton zu vernehmen, der ihm Gewißheit gegeben hätte; allein das ferne Rauschen der Stromschnellen übertönte jeden andern Laut, und so begnügte er sich endlich, als Abendbrod eine handvoll Pemmican zu kauen, und schlief darüber ein.

Am Morgen beim Erwachen stieg nur noch ein winziges, dünnes, blaues Rauchsäulchen in die Luft und verrieth Hermann genauer die Oertlichkeit jenes Lagers. Die Spärlichkeit des Rauchs deutete entweder auf den Mangel an Brennmaterial oder auf die Behutsamkeit derer, welche das Feuerchen unterhielten und vielleicht ebenfalls die Nähe von Feinden fürchteten. Die kühle Nacht und der Mangel an Schutz hatten Hermann trotz aller Decken beinahe starr gemacht, und der Gedanke, dort drüben vielleicht weiße Brüder finden zu können, — der Drang, Gewißheit über den Charakter derer zu erlangen, die er sich so nahe wußte, überwog am Ende alle anderen Gedanken. Hermann sprang daher rasch auf, setzte frische Zündhütchen auf seine Pistolen und Doppelflinte, steckte sein Handbeil in den Gürtel und erkletterte eine benachbarte Felsenhöhe, um sich von dort aus umzusehen. Allein wie emsig er auch nach jener Seite spähte, so vermochte er doch nichts zu entdecken; ein felsiger Vorsprung, wie ein Vorland, verdeckte ihm jenen Theil der Bucht, aus deren Schooß das bläulichte Rauchwölkchen aufwirbelte. Da knallte mit Einem Male drüben ein Schuß, den die Echos des Thales weithin forttrugen. „Es sind Europäer — oder Indianer!“ sagte Hermann, und seine ursprüngliche Freude wich. Aber dennoch trieb es ihn hinüber, die Gelegenheit genauer zu erkunden; eiligst kletterte er die felsige Höhe wieder herab, schob sein Boot in's Wasser, griff zu den Rudern und stieß vom Lande, um über den Fluß zu setzen, dessen jenseitige hohe Böschung das kleine Fahrzeug gut verbarg. Als er eine vorspringende Kiesbank mit großen Blöcken und Rollsteinen erreichte, zurrte er sein Boot mit dem Seil an demselben an, stieg die Böschung hinauf und war bald auf der kahlen, steinigen Fläche jenes kleinen Vorlandes, welches ihn von der kleineren Nebenbucht trennte. Mit Einem Male bemerkte er zu seiner großen Ueberraschung die Eindrücke eines Menschenfußes, eines einzigen plumpen Matrosenschuhes im Kies und Sande, und so eigenthümlich ausgedrückt, als ob der Eigenthümer dieses Fußes nur auf Einem Beine fortgehüpft wäre. Aber gleichviel, was auch der Grund dieser sonderbaren Erscheinung sein mochte, es war ja sicher ein Weißer, ein zivilisirter Mensch, von dem diese Fährte herrührte, und mit hochklopfendem Busen folgte Hermann derselben. Sie umging die großen Steinblöcke und lenkte etwas thalwärts in den Schooß einer kleinen Nebenbucht ein, und unversehens sah Hermann in geringer Entfernung vor sich ein kleines Feuer zwischen hohen Steinblöcken, und an demselben hantierte eine kleine Menschengestalt, welche eine seltsame, zuckerhutförmige Pelzmütze und eine ähnliche Jacke aus Wolfsfell trug und offenbar hier mit Kochen beschäftigt war.

Betroffen, überrascht, vor Freude und Erwartung schwindelnd, duckte sich Hermann hinter einen Felsblock, das Treiben jenes Menschen zu beobachten, der ihm den Rücken zuwandte; da flog plötzlich eine Krähe, die an jenem Stein irgend eine Beute verzehrt hatte, krächzend und schreiend auf. Der Mann in der Pelzjacke griff rasch zu seinem Gewehr und kehrte sich um, bemerkte den Fremden und rief in rauhem Englisch: „Hollah, wer da? was für ein Landsmann? wer bist Du, Junge, und wo kommst Du her?“

Hermann hatte sein Gewehr niedergelegt und seine beiden unbewaffneten Hände emporgehoben, um den Fremden von seinen friedfertigen Absichten zu überzeugen. Aber das Blut drang ihm zum Herzen, als er diese Stimme, diese Züge, das hölzerne Bein erkannte, und vor übermächtiger Bewegung in die Kniee sinkend, rief er mit tiefbewegter Stimme: „Jost, Jost Lüning! . . . Alter, bist Du es wirklich? Ist es denn möglich?“ . . . — Der Mann in der Pelzjacke stieß einen Freudenschrei aus und humpelte auf Hermann zu, der mit einer Ohnmacht kämpfte. „Herr, mein junger Herr!“ rief er in seinem ehrlichen Plattdeutsch: „so seid Ihr es denn wirklich, und ich habe Euch doch gefunden? Na, was in aller Welt fällt Euch denn ein, in Euren Jahren hier noch in solch' hohen Breiten den Robinson des Polarmeeres spielen zu wollen?“ setzte er lächelnd hinzu, um seine tiefe Bewegung hinwegzuscherzen, und schloß Hermann in seine Arme.

Wir wollen nicht versuchen, die Eindrücke eines solchen Wiedersehens zu beschreiben; solche Momente lassen sich eher ahnen, als wiedergeben. Es währte lange, bis Beide nur reden, nur an die Wirklichkeit eines solchen Wiederfindens glauben konnten, geschweige denn, daß sie zu reden vermochten. Dann sagte Jost: „Na, kommt nun, junger Herr, das Frühstück ist fertig, und ich wollte es schon mit dem Tornister auf dem Rücken verzehren! Lassen wir den Braten nicht kalt werden; 's ist ein junger Schwan. Thee und Zwieback sind auch hier, und wenn man tüchtig gespeist hat, geht das Mundwerk leichter.“ — „O wer dächte jetzt an's Essen, Jost!“ rief Hermann in einer unsäglich freudigen Aufregung; „sprich nur! rede was Du willst, erzähle mir von den Lieben daheim, denn Du hast keine Ahnung davon, welch' eine Wonne es ist, nach vierzehn Monaten der Einsamkeit zum ersten Male wieder eine Menschenstimme und die theuren Laute der Muttersprache zu hören!“ — „Glaub's, junger Herr, glaub's Euch!“ erwiederte Jost; „bei mir ist's erst sechs Wochen her, seit ich allein bin, und doch hätt' ich bald das Reden verlernt, wenn ich mir nicht manchmal ein altes Schifferliedchen gesungen hätte! Aber nun setzt Euch und greift tüchtig beim Essen zu, während ich hier noch Thee kochen und Euch erzählen will!“ Der alte Stelzfuß war ein schweigsamer Bursche von wenigen Worten, und erzählte daher in bündiger Kürze Alles, was sich mit ihm zugetragen. Seit Hermann mit dem Wallfischfahrer in See gegangen war, ohne Jost Lüning mitzunehmen, hatte der alte Matrose ein unbezwingliches Heimweh nach der See. Er hatte einige hundert Thaler in Herrn Frenzel's Dienste erspart, und diese kündigte er nun, trug sie in blankem Gold in einem Gürtel auf dem bloßen Leibe, um eines Tages ohne Abschied auf und davon zu gehen und wieder eine Seereise zu machen, wär's auch nur als Kochsmaat. Allein Aennchens Bitten gelang es doch ihn zurückzuhalten; sie war so liebreich und theilnehmend gegen den Alten, als wollte sie ihn den Kummer vergessen machen, den Hermann dem Alten bereitet, als er ihn nicht auf die lange Fahrt mitgenommen. Jost mußte ihr von seinen Fahrten im Eismeer erzählen, von Robbenschlag und Wallfischfang u. dgl., und sie bewog ihn zum Bleiben. So war mehr als ein Jahr vergangen, da kam ein Brief vom Kapitän Steffens durch einen heimkehrenden französischen Wallfischfahrer, daß Hermann verunglückt und nicht wieder gefunden worden sei; die erfrornen Körper von Jens Petersen und Hölk und zwei Anderen hatte man auf dem Eisfeld wieder aufgefunden, aber der Schlitten und die drei anderen Leute waren verschwunden — sie mußten also beim Bersten des Eises verunglückt sein. Steffens hatte wochenlang an der Küste gekreuzt, so gut es der Eisgang erlaubte, und mehrere Expeditionen auf das noch anstehende Eis machen lassen, aber jede Nachforschung hatte sich als vergeblich erwiesen, und so war ihm nichts übrig geblieben, als die erschütternde Kunde nach Hamburg zu berichten, daß Hermann an der Küste des nordamerikanischen Festlandes oder einer der Inseln an der Davisstreet zwischen 70 und 75 Grad nördlicher Breite umgekommen sei. Dieß war ein harter Schlag für die Eltern und die junge Verlobte; aber diese gaben noch nicht alle Hoffnung auf, daß der Verschollene noch leben könne. Herr Frenzel ließ in allen Häfen von Nordeuropa, wo Wallfischfänger ausgerüstet wurden, die Nachricht durch Anschlag in den von Schiffskapitänen und Seeleuten besuchten Kaffeehäusern und Tavernen und durch Einrückung in die gelesensten Handels- und Schifffahrtszeitungen verbreiten, daß Derjenige, welcher über das Verbleiben eines im Mai 183- an der Westküste der Davisstreet unter etwa 70 — 75 Grad verloren gegangenen jungen Mannes, Namens Hermann Frenzel, an dessen Vater in Hamburg sichere Kunde zu geben vermöge, eine Belohnung von zweihundert Pfund Sterling bekommen solle. Der alte Herr hoffte noch immer und hielt auch in dem Mutterherzen seiner Gattin die Hoffnung wach. Sogar Aennchen konnte sich nicht aller Hoffnung entschlagen, wenn sie Jost sagen hörte: „Bah, unser junger Herr ist kein Kind mehr! potz Kambüse und kein Ende, ich sag' der schlägt sich durch wie 'ne Ratte! Der lebt noch, und ich hole ihn! Geh' ich darob zu Grunde, ist an dem alten Krüppel nicht viel verloren; aber ich denke, ich bringe ihn wieder. Ich suche die ganze Küste nach ihm ab, wie es kein Anderer thut; dazu werden meine alten Knochen doch beim Wetter noch hinreichen!“ Und auf diesem Vorsatz beharrte er so fest, daß selbst Herrn Frenzel's Zureden ihn nicht davon abbringen konnte, und dieser es am Ende für das Gerathenste hielt, lieber das Vorhaben des Greises aus allen Kräften zu unterstützen, als denselben blindlings in sein Verderben rennen zu lassen. So ward denn, weil es jenen Sommer doch zu spät war zur Reise nach der Davisstreet, Alles in den Stand gesetzt, um Jost Lüning im nächsten Frühling bei guter Zeit mit einem englischen Schiffe aus Liverpool abfahren zu lassen, das ihn an der Küste der Davisstreet aussetzen sollte. Hermann's Eltern und Aennchen hatten den Alten ausgerüstet, wie sie es seinen Bedürfnissen und dem Klima für angemessen erachteten, ihn reichlich versehen mit Kleidern und Leibwäsche, hatten selbst seine Kiste gepackt und für jedes erdenkliche Bedürfniß Fürsorge getragen, und so war er im Februar unter den innigsten Segenswünschen der Familie abgereist und glücklich nach der Davisstreet gekommen, wo die „flinke Beß“, der britische Wallfischfahrer, ihn am Eingange jener Bucht abgesetzt hatte, in welchen Hermann von der Strömung hineingerissen worden war. Einige Kisten Lebensmittel, ein Zelt und ein kleines, schmuckes Lootsenboot mit Korkholz-Schandecken und einem hübschen Mast und Segel wurden ihm mitgegeben, und der Kapitän der „flinken Beß“ machte sich anheischig, im nächsten Sommer oder Frühjahr wieder nach dem Greise zu sehen, den die Mannschaft für regelrecht verrückt hielt.

„Und so bin ich nun hier,“ sagte der alte Jost treuherzig; „und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Seit mehr als sechs Wochen hab' ich mit meinem schmucken, kleinen Boot die Küste gegen Süd- und Nordwest befahren und alle Buchten und Schlupfhäfen besucht, um nach Euch zu sehen; aber wenn ich auch keine Spur von Euch entdeckte, so war ich dennoch voll Vertrauen, daß Ihr noch immer am Leben und vielleicht bei irgend einem Stamme der Eskimos seiet. Und so bin ich denn jüngst westwärts gefahren, tief in jene Bucht hinein, um nach Euch zu fahnden, bis mir die Fahrt zu beschwerlich und das Wetter zu rauh ward und ich umkehren mußte. Da lief ich denn hier an, mich ein Bischen zu erholen, und da kamen wir unversehens zusammen, als hätten die Möven uns zusammengetragen. Aber nun bin ich zu Ende, und es ist an Euch, junger Herr, mir Eure Abenteuer zu erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

An der Küste von Kuba.

Von

Julius Haupt.

Von jener schroffen Küste, welche eine volkreiche Stadt verbirgt, entfaltete Ferdinand Cortez seine Segel zur ersten Expedition nach Mexiko am 18. November 1518. Im Anblick dieses Felsen richtete der kühne Eroberer, der sich zuerst nach Trinidad begab, sein ironisches Lebewohl an den Gouverneur der Insel, den Gründer der erblühenden Stadt. Den Namen Cortez kennt die ganze Welt, der von Diego Velasquez ist beinahe verschollen. Es war indeß ein Mann von ungewöhnlicher Kapazität, dieser Gouverneur von Kuba, und eine der bedeutendsten Handlungen seiner Verwaltung war ohne Zweifel die Gründung von Santjago 1511. Die Wahl des Punktes macht dem praktischen Sinne des Gouverneurs alle Ehre, denn die Stadt liegt an einem trefflichen Hafen der Südküste, ungefähr 250 Stunden von Habana, und in Folge dieser günstigen Situation schwang sie sich so rasch empor, daß schon 1522 der Sitz des Erzbischofs und der Name Hauptstadt von Asuncion, der bisherigen Hauptstadt, auf Santjago übertragen wurde. Das Terrain selbst, auf welchem die Stadt liegt, ist allerdings ein etwas unbequemes, indem ein großer Theil derselben, die obere Stadt, an dem hier steil abfallenden Südabhang des Gebirges hängt, während der andere Theil, die sogenannte Marina, wo sich die vornehmeren und größeren Gebäude befinden, auf dem an das Gebirge stoßenden flachen Uferrande liegt. Daß sich die Stadt trotz dieser durch das Terrain gebotenen Hindernisse so rasch vergrößert hat, ist namentlich den in der Nähe befindlichen Kupferminen zuzuschreiben, welche gerade zur Zeit der Gründung reichliche Ausbeute gewährten. Die Stadt, deren Häuser wegen der häufigen



Küste von Kuba bei Santjago.

Erdbeben sehr niedrig gebaut sind, besitzt nur wenige größere Gebäude, darunter eine prächtige Kathedrale, ein Kollegium und ein hübsches Theater. Die Straßen sind, wie es bei der Bodenbeschaffenheit nicht wohl anders sein konnte, steil und uneben, aber auch eng, winkelig und unregelmäßig, nur in der unteren Stadt befindet sich eine herrliche Promenade, die sogenannte Alameda. Die Art, wie die leichten Fuhrwerke, besetzt mit schäckernden Mädchen und lachenden Männern, die steilen Straßen der obern Stadt nach der Promenade herabfahren, erregt einem Fremden eine Art Gänsehaut, aber dennoch ereignet sich selten ein Unfall. Was aber dem Fremden am meisten auffällt, das ist die beinahe durchgängige Verbreitung der französischen Sprache in der Stadt; die Sache erklärt sich dadurch, daß nach der entsetzlichen Katastrophe auf St. Domingo viele französische Kreolen nach der nahe gelegenen Stadt flüchteten und sich hier niederließen.

Das Klima Santjagos ist entsetzlich heiß, und ein nahegelegener sumpfiger See vermehrt noch zu gewissen Jahreszeiten die giftigen Dünste, von welchen die Luft geschwängert ist; kein Wunder daher, wenn hier unverhältnißmäßig häufiger, als in allen andern Städten der Insel, das gelbe Fieber wüthet. Zum Glück sind die kahlen Schluchten der Sierra Maestra nur wenig über vier Stunden von der Stadt entfernt, und tragen durch die kühlen Lüfte, welche sie herabsenden, Vieles zur Linderung der Hitze bei. Unter dem gemäßigten Klima jenes Gebirges gedeihen auch die mannigfachsten europäischen Früchte und Gemüse, und namentlich kommen Erdbeeren, Quitten, Artischocken u. dgl. von dort aus nach Santjago; auch die so hübschen Nelkensträußchen, welche in der Stadt allenthalben verkauft werden, entstammen den glücklichen Thälern der Sierra Maestra, welche die Vorzüge der tropischen und gemäßigten Zone vereint genießen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Frühlingslied.

Von

Wilh. Wackernagel.

Der Frühling kommt in's Land herein,
Er fliegt auf Schwalbenschwingen,
Und vor ihm her und hinterdrein
Die Vögel alle singen,
Und schweigend wohl, doch froh genug,
Umflattert ihn mit leisem Flug
    Und Zug auf Zug
Ein Heer von Schmetterlingen.

Da wird's dem Wald so jugendlich,
Er faßt ein neu Gemüthe;
Die ält'sten Berge stecken sich
Nun Reiser auf die Hüte;
Ja wo nur auch ein schmaler Spalt
Gesprengt den Felsen grau und kalt,
    Da alsobald
Hängt eine frische Blüte.

Die schaut mit heit'rem Angesicht
Weit über alle Thale
Entgegen da dem Morgenlicht
Und nach dem Abendstrahle;
Und wenn's mit kühlem Thaue graut,
Und wenn die Nacht hernieder thaut,
    So treu vertraut
Und füllt auch sie die Schale.

Und Erd' und Himmel blickt verschönt
Aus ihrem Kelche wieder
Derweil im Walde drunten tönt
Ein maienfroh Gefieder.
Und lächelnd schwebt in blauer Luft
Der Frühling hoch ob Berg und Schluft
    Und träufelt Duft
Aus vollen Locken nieder.

Die Jungfer vom See.

Novelle
von
W. Passauer.

1.

Welch' köstlich stille Juninacht am Seegestade des Löwentin! Die Luft ist schimmernd klar und voll warmen Blütenduftes. Am wolkenlosen Himmel steht hoch der Vollmond, und wirft über die leise bewegte dunkle Wasserfläche einen blitzenden Strahl bis auf das flache Ufer, an das die Wellen lässig und schläfrig wie im Traume Schaum und blinkende Kiesel hinauf rollen. Von dem höhern Uferrande schauen uralte Tannen in den Wellenspiegel hinab, voll Sehnsucht, ihre Riesenglieder, deren harzduftende Poren die Sonne des Tags aufgeschlossen, in der wohligen Flut zu baden.

Wo das Gestade steiler in den See abfällt, hat hie und da ein uralter Stamm seine wunderlich zackigen und gedrehten Wurzeln bis in das Wasser hineingestreckt und freut sich der Kühlung. Aber er büßt seine vorwitzige Lust, denn die Flut wäscht Sand und Steingeröll mächtig unter seinen Wurzeln fort, und der hohe Stamm neigt sich bereits aus der Säulenreihe der Genossen hervor, weit über das Wasser gebeugt. Seine Stunden sind gezählt. Der Sturm hat sich ihn wohlgemerkt, und wenn er zur Nachtgleiche aus Westen über den See dahinfährt, packt er ihn hart um den Leib und wirft ihn aus den zähen Wurzelklammern in die Wellen, die dann höhnend aufschäumen und muthwillig um den rettungslos Versinkenden tanzend ihr loses Spiel treiben. O, schlimme Gesellen sind die Wogen des Sees! Ewig beweglich und tückisch jeder Schwäche gegenüber, ohnmächtig und feige, wo ihnen fester Wille entgegentritt. An die uralte Steinmauer von Granitblöcken, die aus dem See heraus das Ufer solide hütet, wagen sie sich nur zaghaft und mit kurzen Schritten heran. Ja, die Klugen haben sich gar gut mit der Mauer zu stellen gewußt und aus der Noth eine Tugend gemacht. Mit grünen Moosen, Brombeer und wildem Hopfen, mit Schlinggewächsen und Algen haben sie die alte Wehr graziös dekorirt und weich gepolstert, damit sie sich am zackigen scharfen Stein nicht die muthwilligen Köpfe einstoßen. Sich selber bedecken sie noch dazu mit breiten Mummelblättern, Schilf, mit Röhricht und Kalmus. Das wächst denn und kriecht und schlingt sich durch einander und klammert sich Eins um das Andere, und reicht sich aus dem Wasser heraus und von oben herab aus der rissigen Steinmauer die grünen rankigen Arme entgegen, als hätt' es sich Wunder wie lieb, bis Wasser und Stein in Eins zusammen gewachsen scheinen und du nicht weißt, wo das Eine beginnt, das Andere aufhört.

Ueber der Steinmauer steigen allmälig die belaubten Terrassen und mit Kies sauber gefüllten Gänge zwischen Blumenbeeten und grasigen Rondeaus, über denen jetzt allwärts die Mondesschatten liegen, das Ufer in die Höh' bis oben, wo aus dunklen Baumkronen ein altersgrauer Steinbau, das Herrenhaus derer von Varadulin, jetzt Besitz des Rittmeisters a. D. Günther, nordwärts über den See und seine bewaldeten Ufer, südlich hin aber über die Wirthschaftsgebäude, über wohlangebaute Aecker und Wiesen bis in die fernen blauen Höhenzüge, die Ausläufer des Waldai, hinausschaut.

Wie liebe ich diese steinernen hochgegiebelten Wohnhäuser aus dem siebzehnten Jahrhundert, wie wir sie hie und da noch in Lithauen und Masuren begegnen. Es haften an ihren Mauern weder die eiserne Rohheit, noch die wüsten Missethaten der mittelalterlichen Ritterburgen, die über das südliche und westliche Deutschland den Zauber einer nur zu oft krankhaften Romantik breiten, und die wir, Dank der Geschichte unserer Provinz, nicht kennen. Und doch geben diese unsere ehrwürdigen Baudenkmale Zeugniß von einer ehrenfesten Vergangenheit, und ihr Studium verheißt dem Historiker manch schätzbares Material zur Beurtheilung der letzten Jahrhunderte.

Der steinerne Unterbau des Herrenhauses, über das sich zur Stunde verklärendes Mondlicht ergießt, ist mit Epheu und wildem Weine bezogen. Das darüber befindliche Geschoß ersetzt die Unbequemlichkeit der kleinen Fenster und dicken Mauern, die an den längst überwundenen Zweck der Vertheidigung erinnern, durch erfrischende Kühle im Sommer und behaglichste Wärme im Winter. Der First des Daches hat sich unter dem Einflusse der Jahre Abweichungen von der geraden Linie erlaubt, die doch wieder zu sehr an den gekrümmten Rücken eines Greises erinnern, als daß wir darüber spotten dürften. Die gebrannten, platten Dachsteine des hohen spitzen Daches haben die ursprüngliche hellrothe Farbe, als ihrem Alter nicht mehr geziemend, längst abgethan. Sonne und Mond, Sturm und Regen und die wechselnde Temperatur hat sie mit hieroglyphischen Zeichen wunderlicher Art und Form, mit mystischen Figurationen und Kreisen, bald wie feinste Perlenstickerei, bald in erhabener Arbeit, gleich Basreliefs, in abgeschwächten grünlichen, röthlichen und grauen Tinten bemalt, in denen die ganze Chronik des Hauses von Alpha bis Omega geschrieben ist, ohne daß die unter dem Dache Hausenden es je geahnt, daß keiner ihrer Gedanken, keine ihrer Bestrebungen und Pläne, keine ihrer Thaten dem Auge dessen, der diese Palimpseste zu lesen weiß, verborgen sind. Und wunderbar ist sie, diese zweihundertjährige Hauschronik! Ueberall, auf dem kleinsten Raume und im abgelegensten Winkel der Erde, wo immer Menschenherzen schlagen, begibt sich Trauriges zum Todtweinen und Lustiges zum Todtlachen genug, der Aufzeichnung nicht unwerth.

Wir aber gehören mit zu den Wissenden, welche diese Naturschrift auszulegen verstehen. Und da der Mond in dieser stillen Juninacht eine neue Reihe von Hieroglyphen auf den Dachsteinen zu schreiben beginnt, und emsig schreibt, als wolle sich was ganz Besonderes unter dem Dache vorbereiten, folgen wir mit Aufmerksamkeit seinem schimmernden Griffel. Lesen wir mit Bedacht! Langweilig ist die Zeit im Juni des Jahres 1863. Die Geister, die in den Wolken sitzen, spotten unsrer, und uns kommt häufiger, als geziemend, ein unabweisbares Gähnen an. Versuchen wir es daher, uns für das alte Haus und seine Insaßen zu interessiren!

2.

In der dem Herrenhause angebauten modernen Veranda, die sich vorlängs der Gartenfronte des Hauses hinzieht, sitzen zwei Männer vor einem mit allerlei guten Dingen, die zu etwas mehr als der nackten Nothdurft des Daseins dienen, besetzten Tischen. Die Beleuchtung der Szenerie ist effektvoll. Während der Vollmond mit den Schatten der entfernteren Pyramidenpappeln und der die Veranda bekleidenden Reben allerlei Figuren auf dem saubern Fußboden und der gegenüberstehenden Wand skizzirt, und im leichten Nachtwinde zitternd und hin und her schlüpfend weder die Stelle finden

zu können scheint, an die er sich hafte, noch ein Schattenbild, bei dem er etwa wohlgefällig verweile, hält die bronzene Photogenlampe auf dem Tische die wilden Mondesstrahlen von ihrem Rayon in angemessener Entfernung, und beherrscht die Reste des reichlichen Abendessens und eine halbleere Glasbowle, die des Tisches Mitte einnimmt, mit ruhiger Entschiedenheit. Reflexe der Lampe, durch die purpurgefärbte Bowle gebrochen, spielen über das krystallene und silberne Tafelservis, über die mattgelbe Tischdecke, und malen über den Tisch hinweg und über den Fußboden rothglühende Lichtströme. Wie der alte Herr in der modernen Tracht eines Gutsbesitzers auf der einen Seite des Tisches sich zu einer neuen Cigarre verhilft, beleuchtet der röthliche Reflex der Bowle sein Gesicht. Fürwahr, das Gesicht ist der Beleuchtung nicht unwerth. Eine hohe Stirne, von spärlichen weißen Kopfhaaren umsäumt, mit ein Paar von buschigen Brauen umschatteten Augen, die dunkel und klug in die Welt sehen; eine kräftig geschwungene Nase und ein gewaltiger grauer Schnauzbart à la Blücher, der den Mund voll weißer Zähne und beinahe das Kinn vollständig bedeckt. Es ist der Besitzer des Gutes Varadulin, — welch' angenehmer Tonfall in dem Namen! — Rittmeister a. D. Günther. Der Trinkgenosse an der anderen Seite des Tisches, ein wohlbeleibter Herr in den Vierzigern, von mittlerer Figur, der Patronats-Pfarrer des Ritterguts, Fabian Schwürig, hält just das volle Punschglas liebäugelnd gegen den Mond, der sein glattes Frauengesicht mit der blauen Brille pflichtschuldigst mit dem gelben Lichte des Getränkes anstrahlt, wodurch das pfarramtliche Antlitz im Kolorit nicht besonders gewinnt.

„Ha, ha! ehrenwerther Seelensorger," lacht der Rittmeister, die Cigarre anbrennend, mit vollem Tone, „wahrhaftig, Dein Gesicht, mein alter Treuer, ist mit einem Male gelb wie der leibhaftige Neid. Möchte wissen, ob Du den Mond beneidest, weil er in Dein Glas hinein schielt, oder die Mücken, weil sie um die Lampe tanzen, oder ... nun, was wollte ich sagen, oder sonst wen ... oder was denkt Er sonst, nun, was ... wie? Nun, denk' Er lieber gar nichts, trink Er lieber, denn seht' mal, Pfarrer, hab' mein Lebtage wahrhaftig nicht viel gedacht; taugt nichts, viel denken ... was wollte ich sagen? und bin doch Ritter mehrerer Orden und Besitzer und so weiter, und so weiter. Sieht Er wohl, diesem Stumpfe meines Armes verdank ich das Alles. Ha, ha, ha, was wollt' ich sagen?" Der Pfarrer hatte der Nöthigung Genüge gethan, sein Glas langsam mit halbgeschlossenen Augen ausgeschlürft und stellte es bedächtig vor sich auf den Tisch. „Sie belieben zu scherzen, hochgeehrter Herr Patron, ja wohl, solche von der Fürsehung ganz besonders begünstigte Geister wie Sie, hochgeehrter Herr Patron, bedürfen des Denkens nicht. Der allmächtige Gott denkt gleichsam selbander für Sie und erspart Ihnen die Anstrengungen des Gehirns, unter denen wir arme, niedrig geborene Kreaturen seufzen Tag und Nacht, die des Denkens um des täglichen Brosamens willen bedürfen. Wie aber war es damit, wenn ich mir die Frage erlauben dürfte," fuhr der Pfarrer fort, sich ein neues Glas mit dem vergoldeten Punschlöffel vollgießend, „Ihrem Armstumpfe verdanken Sie Ihr liebes, werthes Glück? ich entsinne mich nicht." — „Er entsinnt sich nicht? Hab' ich's Sie noch nie erzählt? Sollen's hören! aber im Vertrauen. Seh' Er, Alter, nun trink Er zuerst, angestoßen! So! Nun, was wollte ich also sagen? Also ... Sie wissen, daß meine Gnädige dort," er wies mit der Cigarre nach den Zimmern der andern Seite des Hauses, „eine geborene von Varadulin ist, klingt hübsch der Name, wie? und die von Varadulin in ihrem Wappen eine blutende Hand führen, sintemal einem ihrer Vorfahren vor Schock Millionen Jahren im Kriege gegen Saul oder David, na, kurz beim Sturm auf Jerusalem oder Bethlehem oder Sichem mit dem Kaiser So und So, der Teufel mag's behalten! von den verfluchten Mameluken oder Baschkiren eine Faust reine vom Leibe weggehauen wurde, wofür ihm der Kaiser ein Paar ..."

Die Erzählung ward unterbrochen: eine Frau ganz in Schwarz, bleich, jedoch mit jugendlichen, üppigen Formen, hatte sich leisen Schrittes genähert, und dicht vor dem Rittmeister stehen bleibend und ihn aus dunklen Augen ernst anblickend, lispelte sie mit demüthiger Neigung des Kopfes: „Gnädige Frau lassen gnädigen Herren bitten, nicht gar so laut zu sprechen; gnädiger Frau Nerven leiden wieder ganz entsetzlich, und wenn der Herre Gott ..." — „Weiß schon, Martha, weiß schon, wenn der Herre Gott nicht hilft, dann stirbt gnädige Frau noch in dieser Nacht! Die alte Leier! Kenne das seit fünfzehn Jahren! Marsch, kehrt!" schrie der Rittmeister erbost. Die Sendbotin der Gnädigen drehte sich auf der Stelle, wo sie stand, ohne eine Miene zu verziehen, langsam um und schlurfte leise, wie sie gekommen, die Veranda entlang durch die Flügelthüre hinaus, während der Herr Pfarrer dieses Intermezzo benutzt hatte ein volles Glas zu sich zu nehmen. „Also," fuhr der Rittmeister unbeirrt in dem früheren Tone fort, „wo waren wir, ganz recht, der Kaiser schenkte dem einhändigen von Varadulin ein Paar Graf- oder Dorfschaften, wenn's wahr ist, und er sie sich nicht vielmehr gestohlen hat, mit allem Krims und Krams und Zubehör und Impertinenzien, wie sie das nennen, und mit der Erlaubniß, eine blutende Hand im Wappen zu führen. Das war nun von dem Kaiser So und So merkwürdig gescheidt, und ich dank' ihm das noch heutigen Tags. Angestoßen, der Kaiser soll leben, vive l'empereur! Seitdem ist die ganze Sippschaft derer von Varadulin auf blutige Hände wie versessen. Nu, seh' Er, wie mich der lange polnische Ulan hinter dem Fürsten Poniatowsky her an der Elster just vor fünfzig Jahren diese Faust vom Leibe reine weg haute, daß mich mein eignes heißes Blut um die Ohren spritzte und ich aus der Ohnmacht zwischen den Todten auf dem wüsten Plan erwachte, na, da kann ich Ihm sagen, da dachte ich nun und nimmermehr, daß die Faust, die bei Leipzig fault, mein Glück machen sollte. Kurz und gut, meine Alte, jung war sie eigentlich auch damals nicht mehr, so in den letzten Elementen von zwanzig, hörte kaum ein paar Jahre darauf, daß in Königsberg ein abgetakelter, blutjunger Rittmeister mit Einer Hand hausire, arm wie ein Schulmeister, aber lustig wie dessen Pfarrer, und sonst eine noble Fratze, war sie hinter mir her, wie mein Blücher hinter die Franzosen. Da war die Sache denn bald richtig und ich ein gemachter Kerl! Na, und zu was hat Ihm all' sein Denken verholfen, altes Haus? Hat, glaub' ich, schon im Mutterleibe gedacht, gedacht zwölf Jahre in den Schulen, auf Universitäten ein Dutzend Jahre gedacht, und wenn ich mich seiner nicht erbarmt und mir an die Streiche erinnert, Er alter Sünder, die Er mit meinem ältesten Jungen, Gott hab' ihn selig! in Königsberg tutirt und mir hinter die Hochwürdigen gesteckt, na, dann säße er noch als Präzeptor in einem masurischen Neste, das denke ich, na, also angestoßen und getrunken, ohne Mucken und Murren!" — „Immer zu Ihren Befehlen, hochgeehrter Herr Patron, lassen Sie uns denn anstoßen auf das Wohl der blutigen Hände und derer, die ihnen anverwandt und zugethan sind und es noch werden wollen. Ich erkläre mir nun," fuhr der Pastor boshaft fort, nachdem sie die Gläser geleert und wieder gefüllt, „die herzinnige Vertraulichkeit, die zwischen meiner gnädigen Frau Patronin und dem Eigenkäthner Varadulin in Grünwiese besteht, und welche, wie die Leute sagen ..." — „Herr Pfarrer, welcher Satan reitet Sie?" schrie der Rittmeister, „mich mit diese verdammte Sippschaft wieder vorzurücken." Er wurde wieder unterbrochen. Martha's ernste dunkle Gestalt stand schon wieder neben ihm und lispelte mit demüthigem Neigen: „Gnädige Frau lassen gnädigen Herrn nochmals bitten, nicht so überlaut zu sprechen; gnädiger Frau Nerven ..." — „Leiden wieder ganz entsetzlich," fiel der Rittmeister, ihre Sprechweise nachahmend, in's Wort, „und wenn der Herrgott nicht hilft, so stirbt sie diese Nacht noch! Weiß Alles, fromme Schwester der Barmherzigkeit! und werd' dieses Mal Ordre pariren. Ist Zeit, Schlafenszeit! Gute

Nacht, Pfarrer! habt mich fortgeärgert mit Eurem Gewäsch! Trinkt den Rest und schert Euch heim, wenn Ihr vom Stuhle könnt! Addio!" Der Alte brauste fort. So lange seine Schritte vernehmbar, blieb Martha unbeweglich wie ein steinern Bild in ihrer augenblicklichen Stellung. Nach einer Minute jedoch schlug sie die dunklen Augen rasch auf und ließ sich mit einem tiefen Seufzer, wie entbunden von schwerer Arbeit, auf den perlengestickten Schaukelstuhl gleiten, den der Alte eben verlassen. Dann ergriff sie mit der einen Hand, und ihre Hände waren merkwürdig weich und weiß, das wiedergefüllte Glas, mit der andern eine Cigarre, brannte diese an, prüfte mit weiten Nasenflügeln und halbgeschlossenen Auges den Duft und wiegte sich behaglich in dem Stuhle, die Füße auf einem danebenstehenden in Sammet gestickten Fußschemel kreuzend. Ohne von der Gegenwart des Herrn Pfarrer scheinbar Notiz zu nehmen, schlürfte sie das Glas aus und blies abwechselnd aus der feinen Havanna äußerst gelungene Nullen in den Mondschein, Beweises genug, daß sie in der Kunst des Rauchens nicht ganz verächtlich fortgeschritten. Herr Fabian Schwürig hatte sie eine Zeitlang von der Seite lächelnd beobachtet. Dann rückte er mit seinem Sessel, das volle Glas in der Hand, schweigend und leise um den Tisch herum an Martha heran, trank ein Schlückchen und beugte sich zu ihr. „Nun, meine geliebte Schwester in Christo, haben Sie mir kein Wörtchen von der Gnädigen zu vermelden?" Schwester Martha hauchte zwei und drei perfekte Ringe in den Mond, und folgte deren allmäligem Verschwinden schweigend mit den Augen. Dann wandte sie sich langsam gegen den Pfarrer: „Seit wann haben der Herr Pfarrer denn vergessen, zunächst nach dem zu fragen, was ich zu sagen habe, und daß wir unter unsern vier Augen weder Geschwister noch in Christo sind? Etwa seit ich Ihm mitgetheilt, daß die Alte Seinen Absichten auf Fräulein Anna nicht mehr ganz so abhold ist als früher? Hoho, mein Herr, haben Sie es so eilig, die Partie abzubrechen, die wir bisher mitsammen gespielt? Sachte, Männchen, sachte! Aber ernsthaft gesprochen, Fabi," sie reichte ihm mit zärtlichem Blicke die weiße Hand, die er, über den Eingang ihrer Worte etwas verblüfft, galant an seine heißen Lippen drückte, „Du weißt's, ich mag einmal nicht heiraten, weder Dich noch sonst wen. Warum mir aber mein stilles Lieben zu Dir, das mich, und Du hast's mir ja in schönen Stunden oft geschworen, auch Dich beglückt, unnöthig verkümmern! Sieh', Fabi," sie hatte die Cigarre weggeworfen, „so lange ich von der Oberin hieher zur Pflege der Gnädigen verbannt bin, wollen wir unser Paktum festhalten, mit einander Liebe, Lust und Leben genießen und gleichzeitig Deine Absichten um die Hand der reichen Erbin fördern. Bin ich einst fort von hier, oder ist Dein Plan geglückt, geb' ich Dich frei und wir kennen uns nicht mehr. Wehe Dir aber, Fabian," fuhr sie mit scharfer Stimme und gerunzelten Brauen fort, „wenn Du, wie es eben den Anschein hatte, Dich vorher von mir abzuwenden auch nur eine Miene machen wolltest. Du weißt um meine intimen Verhältnisse zu ihm, der eure Geschicke alle in Händen hat." — „Lieb' Kindchen, lieb' Marthachen," nahm der Pfarrer süß und schmeichelnd und weinglühend das Wort, „mißverstehe mich doch nicht, wir sind ja einig und wollen's halten bei einander, wie wir es gelobt, Täubchen, in süßen Stunden, reich' mir Dein Schnäbelchen." Da erscholl der schrille Klang einer Glocke, und „Gott, die Gnädige ist erwacht," rief Martha, sprang auf und spülte eiligst mit einem Glase Wasser den Weinduft und Cigarrengeruch von den Lippen hinweg. „Auf Wiedersehen, Fabi, mein Schatz!" und ihm ein Kußhändchen zuwerfend, war sie mit zwei raschen Sätzen aus der Veranda. Der Pfarrer schmatzte ihr mit den Lippen nach, drehte dann die Lampe aus und ging, nachdem er sich bedächtig den Rest der Bowle eingeschenkt und vor sich hinlächelnd eine handvoll Cigarren beigesteckt, mit leisen schwankenden Tritten die Treppe nach dem Garten hinunter, und vor sich her abgebrochene Worte murmelnd durch die mondbeleuchteten Gänge dem Hofe zu, woselbst sein Fuhrwerk bereits zwei Stunden auf den etwas unsicher einsteigenden, würdigen Herrn wartete und mit ihm eilig davon rollte.

Der Mann Gottes war auf dem unebenen Fahrwege heftigen Erschütterungen preisgegeben, und hatte, wie aus seinen lauten, schmerzlichen Ach's und O's zu entnehmen, währenddessen schwerlich Zeit noch Lust, seiner angenehmen Schwester in Christo und des hochgeehrten Patrons zu gedenken. Als aber der Wagen im tiefen Sande langsam und weich fortschlich, entfuhren seinem Munde sehr laute Worte, wie: „Alter Narr, schon zum hundertsten Male — die Geschichte — Glückspilz — Marthachen, liebes, kleines — süßes Geschöpfchen — allerliebstes!" Das klang fast wie eine Rekapitulation der Erlebnisse des Abends, und der Kutscher auf dem Bocke lächelte schlau vor sich hin, wie er es an hundert gleichen Abenden gethan. Der Mond aber hörte und sah's auch und lächelte nicht. Er fuhr fort, emsig seine Figuren auf dem hohen Dache des Herrenhauses zu malen, und malte, bis die aufgehende Sonne ihm allgemach den Griffel aus der bleichen, überwachten Hand nahm und weiter, weiter schrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Schleswig und Jütland.

VI. Ende der militärischen Operationen. Der Seekampf. Beginn der Waffenruhe.

Von

H. Bauer.

Wollte die Konferenz überhaupt zu einem Ziele gelangen, so mußte zunächst eine Einstellung der Feindseligkeiten erzielt werden, indem sonst die Erbitterung der Parteien stets gewachsen wäre. Da die Deutschen als Pfand für die Inseln Jütland in Händen hatten, so konnten sie allerdings auf einen Waffenstillstandsvorschlag eingehen, der für sie als die Sieger keine nachtheiligen Bedingungen enthielt, und zwei derartige Vorschläge wurden auch wirklich gemacht: Waffenruhe mit Aufhebung der Blokade und Räumung Alsens durch die Dänen, wogegen die Verbündeten Jütland zu räumen haben; oder Waffenruhe mit Aufhebung der Blokade und gegenseitiger Behauptung des eben besetzten Terrains. Dänemark wählte das Letztere, womit die deutschen Großmächte wohl einverstanden sein konnten, da sie dann in Jütland gemächlich vollends die ausgeschriebenen Kontributionen eintreiben konnten, während ihnen Alsen und die andern Inseln für den Fall eines Friedensschlusses immer gewiß blieben.

So wurde denn am 10. Mai eine Waffenruhe auf die Dauer eines Monats beschlossen, die am 12. Mai begann. Wenn während dieser Zeit keine Einigung erzielt würde, sollten am 12. Juni die Feindseligkeiten wieder beginnen. Noch ehe aber die Waffenruhe zu Stande gekommen war, hatte ein Theil des österreichisch-preußischen Nordseegeschwaders unter dem Contreadmiral v. Tegethoff Gelegenheit, sich mit den Dänen zu messen. Auf die Nachricht nämlich, daß dänische Kriegsschiffe vor der Elbemündung liegen, war der genannte Kommandant von Kuxhafen ausgelaufen, um dieselben anzugreifen. Am 9. stieß die Flottenabtheilung auf zwei dänische Fregatten und eine Korvette, welche gegen Helgoland steuerten, aber als sie des deutschen Geschwaders ansichtig wurden, sich alsbald in Schlachtordnung näherten. Gegen halb zwei Uhr Nachmittags begann der Kampf; das deutsche Geschwader, bestehend aus zwei österreichischen Fregatten und drei preußischen Kanonenbooten, hatte weniger Geschütze als die Dänen, griff aber nichtsdestoweniger muthig an. Schon war nach längerem Feuergefecht die Fregatte Schwarzenberg im Begriff, die eine der dänischen Fregatten zu entern, als durch eine dänische Granate ihr Fockmast



Der Krieg in Schleswig und Jütland: Am 20. April bei Düppel. (S. 494.)

Feuer fing. Hiedurch wurde das deutsche Geschwader genöthigt, das Gefecht abzubrechen und gegen Helgoland Kurs zu nehmen. Die dänischen Schiffe aber hatten ebenfalls solche Beschädigungen erlitten, daß auch sie keine Lust mehr zur Fortsetzung des Gefechts hatten und sich ebenfalls zurückzogen. Das Gefecht kann also ein resultatloses genannt werden, aber das Vertrauen der deutschen Seetruppen auf ihre Tüchtigkeit dürfte dadurch sehr gestiegen sein, und so wäre das Resultat des Kampfes doch in moralischer Beziehung ein bedeutendes.

In der Nacht vom 9. auf den 10. steuerte das deutsche Geschwader wieder nach Kurhafen zurück, wo es um vier Uhr Morgens anlangte. Der Schwarzenberg war arg beschädigt, der Fockmast hatte gekappt werden müssen; leider waren auch zahlreiche Todte und Verwundete zu beklagen; gefallen waren 2 Offiziere, 34 Mann, verwundet 5 Offiziere, 88 Mann, ein Beweis, wie nahe sich die Deutschen an den Feind wagten. Die Preußen hatten gar keinen Verlust, die hohen dänischen Fregatten hatten den niedern Kanonenbooten nichts anhaben können. Es war dieß der letzte feindliche Zusammenstoß der beiden Parteien vor der Waffenruhe. Ein Punkt, welcher immer noch der Aufklärung bedarf, ist die Räumung Fridericias durch die Dänen. Doch läßt sich dieselbe einigermaßen erklären, wenn man bedenkt, daß die dänischen Truppen vollständig demoralisirt waren, daß die Oesterreicher mit einem Sturm auf das verschanzte Lager drohten, und daß, wenn dieses genommen war, die preußischen gezogenen Geschütze, welche nach dem Norden unterwegs waren, leicht den Rückzug nach Fünen hätten abschneiden können. Des Künstlers Bild stellt eine Szene aus den düppeler Schanzen zwei Tage nach dem Sturme dar; wo vor Kurzem noch der Kampf gewüthet, war es damals ziemlich öde und verlassen. Doch waren noch Spuren von dem gräßlichen Handgemenge genug vorhanden, und die schwere, finstere Rauchschichte über den Schanzen hatte sich noch nicht ganz verzogen. Jetzt ist von der ganzen Zwingburg Nichts mehr vorhanden.

Zwei entscheidende Tage für Deutschland.

II. Die Schlacht bei Laon, von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Sobald Blücher sah, daß Napoleon seinen linken Flügel umgehen wolle, beschloß er, ihm zuvorzukommen und ihn am 6. März mit überlegener Macht anzugreifen. Marmont und Mortier standen noch um einen Marsch zurück; dieß wollte er benützen, von der festungsähnlichen Stellung bei Craonne einen Ausfall machen, in die Ebene herabsteigen, und mit der weit überlegenen Reiterei den Feind von allen Seiten bei Berry überfallen. Aber zur Ausführung dieses Planes war es zu spät, da zwei französische Divisionen den Rand der Hochfläche bei Craonne bereits erstiegen und den dortigen russischen Posten zurückgeworfen hatten. Gneisenau entwarf sofort einen andern Plan, der ein noch glänzenderes Resultat zu geben versprach. Er wollte Napoleon in einem hartnäckigen Kampf auf dem Plateau vor Craonne festhalten, und zugleich seinen rechten Flügel durch eine gewaltige Reitermasse umgehen, den Feind in Flanke und Rücken fassen lassen. Gelang dieß, so war die Schlacht bei Craonne, die sich am 7. März entspann, die folgenreichste des ganzen Feldzugs.

Das Fußvolk des Korps von Wintzingerode stand unter General Worontzow auf dem steilen, zur Vertheidigung sehr geschickten Plateau, das sich westlich vor der Stadt Craonne erhebt. Hinter ihm stand Sacken als Reserve, und weiter rückwärts Langeron, zusammen gegen 50,000 Mann, eine hinlängliche Macht, um die anstürmenden Franzosen mit vernichtender Wucht zurückzuwerfen. Während man hier eine lebhafte Defensive beobachtete, sollte die Reiterei die Offensive ergreifen und so der Feind zwischen zwei Feuer gebracht werden. Wintzingerode erhielt den Befehl, am Abend des 6. März mit 10,000 Reitern und 60 Stücken reitender Artillerie, die aus seinem Korps und denen Horn's und Langeron's genommen waren, über die Lette zu gehen, durch einen Nachtmarsch auf dem kürzesten Wege die Straße, die von Berry nach Laon führt, bei Fetieux zu gewinnen, und sich von dort am folgenden Morgen, wenn Napoleon die Russen angreife, mit voller Gewalt in den Rücken des umgangenen Feindes zu werfen. Die Korps von Horn und Kleist sollten diese Umgehung wirksam unterstützen, in der Frühe nach Fetieux marschiren und den Feind gleichfalls im Rücken angreifen. Bülow erhielt den Befehl, nach Laon zu rücken und sich für alle Fälle dieses wichtigen Punktes zu versichern.

Bald nach Tagesanbruch wurde von den russischen Vorposten gemeldet, daß der Feind bei Craonne sich zum Angriff rüste. Napoleon, der Mortier verstärkte, führte gegen 35,000 Mann heran und ließ die Stellung der Russen von drei Seiten angreifen. Nun befahl Blücher, der sein Hauptquartier dicht hinter Worontzow hatte, daß Horn und Kleist unverzüglich abmarschiren sollen, und schickte noch an Bülow den Befehl, ihnen zur Unterstützung nachzurücken, wodurch dem Feinde eine Masse von 50,000 Mann in den Rücken geworfen werden sollte.

Eben wollte sich Blücher Vormittags 9 Uhr zu Worontzow's Truppen begeben, um den Befehl selbst zu übernehmen, als er die Meldung erhielt, daß Wintzingerode mit seinen 10,000 Reitern, statt bei Fetieux, noch im Thale der Lette bei Filain, ganz in der Nähe des Hauptquartiers sich befinde. Mit dieser Nachricht war das Schicksal des Tages entschieden; an einen großen Erfolg war jetzt gar nicht mehr zu denken. Doch war Blücher nicht der Mann, der sogleich Alles verloren gab. Er übertrug dem General Sacken das Kommando auf dem Plateau und eilte nach dem Thal der Lette, um zu sehen, was noch zu thun sei, ob er nicht selbst sich an die Spitze der Reiter stellen und durch außerordentliche Raschheit das Verlorne wieder gut machen könne. Aber er fand Alles noch schlimmer, als er geglaubt hatte. Um 11 Uhr fand er noch die letzten Regimenter an der Lette, um 2 Uhr erreichte er endlich Wintzingerode selbst zwischen Laon und Fetieux. In den heftigsten Ausdrücken machte er ihm Vorwürfe darüber, daß durch seine Schuld die fast sichere Niederlage des Feindes unmöglich gemacht sei. Denn um diese Mittagsstunde mußte von dem ganzen Reiterangriff abgestanden werden. Der ganze Plan war vereitelt, und Blücher sandte an Sacken den Befehl, von Stellung zu Stellung weichend, sich langsam auf die Straße von Soissons nach Laon zurückzuziehen.

Worontzow hatte indessen mit 16,000 Mann Fußvolk und 60 Stücken Geschütz der Uebermacht Napoleon's einen unerschütterlichen Widerstand entgegengesetzt; vergebens suchte Marschall Ney seine linke Flanke zu umgehen, die Gardereiterei unter Nansouty seine rechte; er behauptete in fünfstündigem Kampfe mit bewundernswürdiger Tapferkeit seine Stellung bis Nachmittags 3 Uhr, wo Blücher's Rückzugsbefehl eintraf. Auch jetzt noch wollte er nicht weichen, da er überzeugt war, daß er, wenn man die andern zwei russischen Korps noch heranziehe, vor Eintritt der Dämmerung mit weniger Gefahr seine Stellung behaupte, als den Rückzug antrete. Als aber der Feind, welcher Verstärkungen erhielt, von Neuem von drei Seiten aus auf ihn eindrang, zog er es gegen 4 Uhr doch vor, dem Befehle zu gehorchen, und vollführte, jeden Angriff durch entschlossenes Frontmachen abweisend, seinen Rückzug in aller Ordnung nach Chavignon, von wo er Nachts nach Laon abzog. Die ganze Hülfe, welche er dabei von Sacken in Anspruch nahm, waren ein paar Batterieen und 4000 Reiter unter Wassiltschikow, welcher entschlossene General die überlegene feindliche Reiterei trotz ihrer ungestümen Stöße in Schranken hielt und den Rückzug deckte. Wie groß wäre bei Worontzow's trefflicher Haltung

der Erfolg gewesen, wenn dessen Landsmann Wintzingerode seine Schuldigkeit gethan hätte und auch die preußischen Korps in den Kampf hätten eingreifen können! So hatten die Russen den vollen Stoß des Feindes allein aushalten müssen, und wenn sie sich auch des Tages von Craonne, wo russische Zähigkeit mit französischem Ungestüm um die Palme rang, mit Recht als eines glorreichen rühmen konnten, so waren sie doch sehr aufgebracht über das Oberkommando, und ihre Generale beschwerten sich laut, daß die preußischen Truppen aus dem Gefecht gehalten würden, während die Russen gut genug wären, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Doch hatte Napoleon nur einen scheinbaren Erfolg; während die Russen an Todten und Verwundeten gegen 4800 Mann zählten, hatten die Franzosen deren 8000, was bei ihren geringeren Streitkräften ein sehr empfindlicher Verlust war. Napoleon mochte an das bekannte Wort des Königs Pyrrhus denken, und doch blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich zu einer neuen Schlacht anzuschicken. In der ersten hatte er weder Gefangene gemacht, noch Kanonen und Fahnen erbeutet.

Blücher hatte am 8. März sein ganzes Heer in und um Laon versammelt. Auf dem flachen Gipfel einer Anhöhe, welche sich ganz isolirt 350 Fuß hoch über die Ebene erhebt und nach allen Seiten hin steil abfällt, liegt die Stadt Laon mit ihren alten Mauern und Thürmen. Rund herum dehnen sich weite Ebenen aus, die von mehreren Dörfern, kleinen Wäldern, sumpfigen Wiesen und Bächen durchschnitten sind. Für einen auf den beiden Straßen von Soissons und Rheims anrückenden Feind ergab sich der große Nachtheil, daß er wegen der dazwischen liegenden, durchaus unzugänglichen Sümpfe an eine Verbindung beider Heerestheile nicht denken konnte. Bülow hielt die Stadt und den Felsen von Laon besetzt. An den Fuß der Höhe lehnte sich auf der einen Seite, als rechter Flügel, Wintzingerode, der seine Truppen bis gegen Molinchart ausdehnte; den linken Flügel bildeten Kleist und York, welche quer über die Straße nach Berry bis an den sumpfigen Bach von Athis aufgestellt waren; hinter Laon standen als Reserven Sacken und Langeron. Gegen diese feste Stellung, die von mehr als 100,000 Mann unter den tüchtigsten Generalen vertheidigt war, mit etwa 36,000 Mann einen Angriff zu unternehmen, war auch für das Genie Napoleon's eine Vermessenheit. Und dennoch unternahm er ihn, von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß die schlesische Armee in eiligem Rückzug nach Belgien begriffen, und daß Laon nur durch einen schwachen Nachtrab der Verbündeten besetzt sei, der bei dem ersten hitzigen Angriff Reißaus nehmen werde. Daher beschloß er, die russische Reiterei, die die vorliegenden Dörfer besetzt hielt, in der Nacht vom 8. zum 9. März zu umgehen und zu überrumpeln und Laon selbst, den Schlüssel der feindlichen Stellung, in raschem Anfall wegzunehmen. Wenn die überfallenen Reiter in die Flucht geschlagen seien, so sollte die französische Reiterei zugleich mit den Fliehenden in Laon eindringen. Der Ueberfall, welcher von Marschall Ney ausgeführt wurde, gelang zwar insofern, als die Russen aus den Dörfern Chivy und Etauvelles vertrieben wurden, und die Franzosen, welche ihnen auf dem Fuße folgten, in die Vorstadt Semilly eindrangen und von Ardon aus die halbe Höhe des Felsens von Laon erstiegen. Aber nun brachen die Truppen Bülow's von allen Seiten unter fürchterlichem Hurrah hervor, warfen die Franzosen hinab, und brachten durch ein heftiges Artilleriefeuer Tod und Verwirrung in ihre Reihen. Erst als gegen 11 Uhr der Nebel sich verzog und Napoleon die Stellung des Gegners besser übersehen und seine eigene Bahn richtiger beurtheilen konnte, ließen seine Angriffe etwas nach. Er mußte sich sagen, daß er nichts Ernstliches unternehmen könne, so lange nicht Marmont, der mit 16,000 Mann von Berry her auf der rheimser Straße gegen Laon anrückte, auf gleicher Höhe mit ihm angekommen sei. Offiziere wurden an ihn abgeschickt, um ihn zu raschem Vorrücken zu veranlassen und den gleichzeitigen Angriff auszumachen. Doch sorgten die umherschwärmenden Kosacken dafür, daß von diesen Offizieren keiner durchkam, und Marmont ohne alle Nachricht von dem fast eine Meile von ihm entfernten Kaiser blieb.

Blücher und Gneisenau saßen an diesem Tage einige Zeit auf Stühlen bei einer Windmühle auf dem Rand des Berges, von wo aus man das Schlachtfeld überblicken konnte. Auch Bülow und Boyen waren bei ihnen und andere Generale. Ein deutscher Sekretär Napoleon's, Namens Palm, der den Kosacken in die Hände gefallen war, wurde verhört und sagte unter Anderem aus, daß Napoleon etwa 70,000 Mann gegen die schlesische Armee heranführe. Da man nun das, was man an Truppen vor Laon sah, auf höchstens 30,000 Mann schätzte, so hielt man das, was wirklich die Hauptmacht war, für eine untergeordnete Abtheilung, deren Bestimmung sei, die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Angriffspunkt, dem linken Flügel, abzulenken. Auf dieß hin beschloß man, zur Offensive überzugehen und den linken Flügel des Feindes zu umgehen, um aus der Art seines Widerstandes seine weiteren Plane zu enträthseln. Bülow und Wintzingerode sollten den Feind in der Front angreifen, der tapfere Wassiltschikow mit der Reiterei von Sacken sich in seinen Rücken werfen. Das westlich liegende Dorf Clacy wurde genommen, ein weiteres Vordringen aber vom Feinde abgehalten, der seinerseits von Ardon aus wieder bis an den Fuß des Felsens und bis zur Vorstadt Semilly vordrang, jedoch von hier ebenso zurückgeschlagen wurde, wie bei seinem Angriff in der Frühe dieses Tages. Auch Ardon mußte er räumen und an diesem Punkte sich bis Leully zurückziehen. Erst Abends 4 Uhr, als die Aufmerksamkeit des schlesischen Hauptquartiers sich nach dem von Berry heranrückenden Marmont wandte, gelang es Napoleon, der nach so vielen Meldungen vergebens auf eine Antwort von Marmont wartete, das nur schwach besetzte Clacy auf seinem linken Flügel wieder zu nehmen. Der eigentliche Kampf hatte hier um 5 Uhr ein Ende, und Napoleon verschob, da er von Marmont nichts erfuhr, das Weitere auf den folgenden Tag.

Es ist freilich auffallend, daß die Männer der schlesischen Armee, welche sonst eine so energische Kriegsführung gezeigt und durch rasche, rücksichtslose Schläge so große Erfolge errungen hatten, an diesem Tage trotz ihrer Uebermacht gegen Napoleon nur wenig ausrichteten, ja auch nur wenig unternahmen. Bülow's Generalquartiermeister, General Reiche, bemerkt hierüber in seinen Denkwürdigkeiten: „Niemand wollte recht anbeißen. Es entging mir bei dieser Gelegenheit nicht, daß, Napoleon sich persönlich gegenüber zu wissen, einen merkwürdigen Eindruck auf die Männer an unserer Spitze machte.“ Daß Wintzingerode sich dadurch sehr genirt fühlte, ist begreiflich; daß aber Blücher, der es ja bei Brienne und bei La Rothière mit Napoleon zu thun hatte, und in letzterer Schlacht ihm eine glänzende Niederlage beibrachte, auch von diesem Medusenhaupt so gelähmt worden sein soll, ist zu bezweifeln. Vielmehr äußerten die oben besprochenen Umstände ihre Wirkung, und die Erkrankung Blücher's gab vollends den Ausschlag. In Folge der Strapazen der letzten Tage und des Aergers, den er früher wegen Schwarzenberg, später bei Craonne wegen Wintzingerode durchzumachen hatte, war der zweiundsiebenzigjährige Greis nicht unbedeutend erkrankt. Er litt an einer Augenentzündung und an heftigem Fieber und war so übel daran, daß er nicht bloß in jenen Tagen, sondern noch drei Wochen, bis zur Einnahme von Paris, nicht zu Pferde steigen konnte, sondern fahren mußte. Wenn auch sein Zustand nicht so schlimm war, daß er, wie Einige sagen, das Bewußtsein sogar zuweilen verlor, so war er doch schlimm genug, um die kräftige Heldengestalt zu beugen, seinen hellen Geist zu trüben, seinen kühnen Flug zu lähmen. Unter den Offizieren und Soldaten, welche gewohnt waren, den Feldmarschall überall zu sehen, erregte seine Erkrankung die abenteuerlichsten Gerüchte, und man sprach schon von seinem Stellvertreter. Dieses Amt hätte Graf Langeron, welcher unter den Generalen im Rang der älteste war, übernehmen müssen, was weder er selbst, noch die ruhmgekrönten preußischen Generale wünschten. So stand man davon ab

und ließ es bei dem sich von selbst ergebenden Verhältniß, daß Blücher dem Namen, Gneisenau der Wirklichkeit nach den Oberbefehl führte. Aber eben, weil die anderen Generale dieß wußten, so mußte Gneisenau in seinen Anordnungen auf diese einige Rücksicht nehmen, und sie selbst glaubten, seinen Befehlen nicht den Gehorsam leisten zu müssen, den sie Blücher nicht zu versagen wagten. Daher entstand jenes schwankende, vorsichtige Benehmen am 9. und 10. März, dem Napoleon es zu verdanken hatte, daß er nicht am zweiten Schlachttage völlig vernichtet wurde. Gneisenau selbst, berichtet Karl von Raumer, äußerte sich hierüber einige Jahre später: „Blücher's körperliche Krankheit war es nicht allein, was uns drückte. Eines Abends brachte ich in Laon dem kranken Feldmarschall eine Ordre an General York zur Unterschrift. Er lag im Bett. Als er unterschrieben, sende ich die Ordre fort, ohne sie noch einmal anzusehen. York findet, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hat. Daraufhin geht er zu Kleist. ‚Da sieht man's,‘ sagt er zu ihm, ‚der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern. So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt; das müssen wir nicht leiden.‘ Sie dachten nun darauf, den Prinzen Wilhelm an Blücher's Stelle zu verlangen, vergaßen aber, daß hiebei das Alter des Patents entschied und beim Abtreten Blücher's ein russischer General an dessen Stelle gekommen wäre. Ich schrieb, sobald ich die Sache erfuhr, an die Monarchen und erbot mich, zurückzutreten, erhielt aber zur Antwort, ich solle bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Messe in der Campagna.

Von

Eugen Rost.

Die Campagna von Rom, die während des Sommers eine Einöde, ist sozusagen nur während des Winters, wenn sie sich mit Grün bedeckt, und während der Ernte bewohnt. Dann sieht man nicht nur von den benachbarten Bergen, sondern selbst von den Abruzzen oder Frosinone, Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel, Schnitter in diese Ebenen herabsteigen. Sobald die Ernte eingeheimst ist oder das Gras ihren Heerden mangelt, ziehen sie wieder in die Berge, vor der Malaria flüchtend. Die neapolitanischen Landleute, welche wegen ihrer Strenggläubigkeit bekannt sind, wollen auch hier ihre Messe nicht entbehren, und die ambulante Kapelle, welche auf zwei Rädern, von Ochsen gezogen, sich durch die Felder bewegt, sieht alsbald, wo sie erscheint, die Schnitter um sich versammelt auf den Knieen. Die Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte nöthigten die Bekenner des neuen Glaubens gar häufig, die Messe auf freiem Felde zu lesen, und der Geistliche mußte Kelch und Altar, da er nicht immer eine solche ambulante Kapelle hatte, gewissermaßen bei sich tragen. Die Kultusgeräthe wurden auf so kleine Proportionen reduzirt, daß man sie in der Tasche führen konnte. Ein Priester Theodorus zelebrirte die Messe sogar auf den Händen seiner Diakonen. So führt uns dieser poetische Gebrauch in der Campagna wieder in die ersten Zeiten des Christenthums zurück.



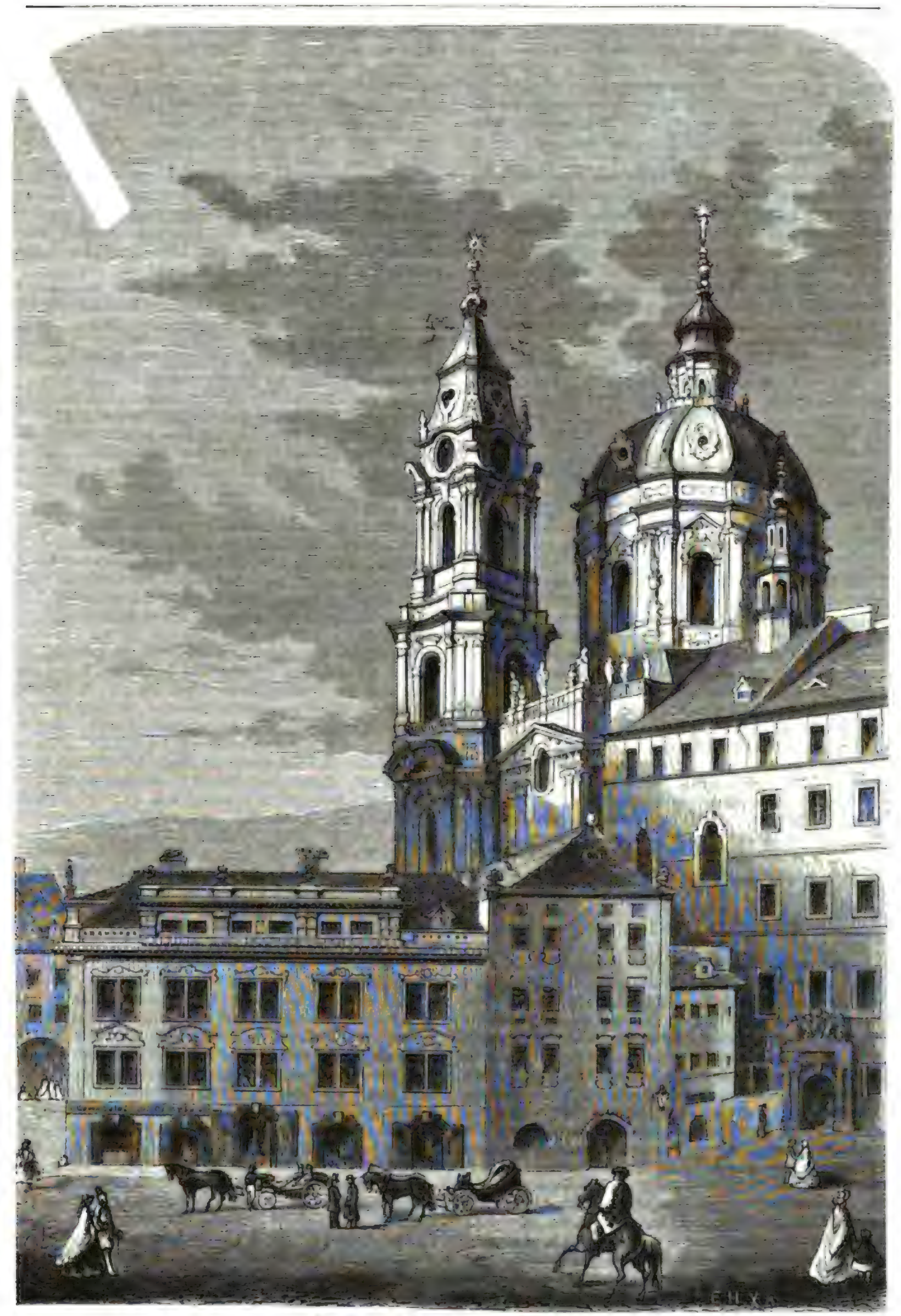
Das Hochamt in der römischen Campagna.

Eine Jesuitenkirche in Prag.

Von

Eberhard Wächter.

Der Zopf- oder Barokstyl, dem man häufig auch den Namen Jesuitenstyl gegeben, ist die Epoche der Verwilderung, die der sogenannten Renaissance gefolgt war. Michel Angelo, dessen gewaltiger Geist selbst sich seine Gesetze gab, ist der Vater dieses Barokstyls, welcher die Fesseln des Hergebrachten brach, und an die Stelle streng gesetzlicher Ord-



Eine Jesuitenkirche in Prag: St. Nikolaus.

nung die Berechtigung der Willkür setzte, und dadurch einen übertriebenen, schwülstigen Charakter, jenes willkürliche Ueberwiegen der Dekoration über die Konstruktion, jene Ueberladung hervorrief, welche den Kirchen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts so häufig den Charakter der Geschmacklosigkeit verleiht, während der Entfaltung des Reichthums die breiteste Unterlage gegeben war. Ein charakteristisches Bild dieses Styls ist die St. Nikolauskirche auf der Kleinseite Prags. Sie ist unvollendet, nur ein Thurm und die Kuppel ist fertig, aber die Verhältnisse sind so großartig, daß sie auch in dem kirchenreichen Prag imponirt. Im Innern tritt uns die ganze Ueberladung des Barokstyls in Marmor und Vergoldung, Statuen und Bildwerk entgegen. Aber gerade diese Ueberladung entzieht die Kirche auch der Beschreibung. Die Kapellen sind mit Gemälden von Screta und Raab geschmückt: von Ersterem ist unter Anderem das Kruzifix in der Todtenkapelle, von Letzterem das Christkind, Katharina den Verlobungsring an den Finger steckend. Außerdem sind die Bilder von Solimena, Alamonte und Palak bemerkenswerth; doch ist der Kunstwerth all' dieser Werke sehr unbedeutend.

Die Jungfer vom See.

Novelle von W. Passauer.

(Fortsetzung.)

3.

O Morgensonne, freundlich leuchtende Morgensonne, mit welch' reizendem Bilde hast du deine Aufzeichnungen begonnen! Mit einem Bilde keusch und klar, wie dein Licht, das jetzt über die blitzenden Wellen des Löwentin spielt, und bis hinein in den untersten Grund der krystallnen Flut Lust und Leben strahlt, jetzt in den hohen im Windhauch flüsternden Baumkronen jedes Blättchen küßt, ohne eines, auch das kleinste und kranke, zu vergessen, und wieder jetzt tief unten am Boden Blümchen und Halme anlacht, um von ihren schlaftrunkenen Aeuglein die Thränen der Nacht wegzuhauchen!

Hinein durch die geschlossenen purpurnen Fenstergardinen der Giebelstube nach Osten schimmert dein Licht und erfüllt das Gemach mit einem rosigen Dämmerschein, der die silbergraue feingemusterte Tapezierung, die breiten Goldleisten und die mattgelbe Politur der zierlichen Möbel zauberisch umschwebt. In der Mitte der seitlichen Wand steht ein mit weißen Gazevorhängen drapirtes Bett, umgeben mit all' dem zierlichen Comfort, den die Toilette eines siebzehnjährigen Mädchens erheischt.

Die Vorhänge bewegen sich leise. Ein jugendlich voller Arm schlägt dieselben zurück. Ein schönes Köpfchen mit dunklen Flechten, von einer zierlichen Haube mit Mühe zurückgehalten, mit dunkelblauen Augen, im reizenden Angesicht wie auf dem vollen Halse den Schmelz der Jugend, überhaucht vom rosigen Morgenschein, sieht neugierig nach der silbernen Pendule, die auf dem eleganten Schreibtische in der Fensternische steht. Halb aufgerichtet im Bette greift die Schläferin unter das Kopfkissen und zieht ein Briefchen hervor, und liest und lächelt und wird roth, und liest und lächelt wieder. Und „morgen kommt Cäsar", lispelt sie, „Cäsar kommt!" und hebt beide Arme in die Luft, um wieder beide Händchen vor die Augen zu drücken, während das Briefchen in der heftigen Bewegung vom Bette auf den Fußteppich flattert. „Cäsar kommt," flüstert sie noch einmal lächelnd vor sich hin, „am Heidenstein am See wird er mich erwarten, wo wir so oft gesessen und über das Wasser geschaut, und er geplaudert von den stillen Jungfern im See! Cäsar kommt, mein Cäsar kommt! Klopfte es nicht an der Thüre?" Erschreckt schlüpft Anna unter die Bettdecke, und leisen Schrittes mit gesenkten Augen tritt auf ihr „Herein" Martha mit zwei Gesangbüchern unter dem Arm in die Stube, und ohne aufzublicken, wie in tiefe Gedanken versunken, bis vor das Bett.

„Gnädige Frau Mutter," beginnt sie mit demüthigem Neigen des Hauptes, „haben mich gesendet, heute mit Ihnen, gnädiges Fräulein, die Morgenandacht zu theilen, da gnädiger Frau Mutter Nerven zu angegriffen sind, um mit uns gemeinschaftlich den Herren Jesum zu preisen und zu danken für den Schutz in der Nacht, und des Lämmleins Gnade zu erflehen auch für diesen Tag!" Anna nickte ihr, sich im Bette wieder aufrichtend, bejahend und stumm zu und langte nach dem Gesangbuche, das ihr Schwester Martha darbot, indem sie sagte: „Erheben wir denn gemeinschaftlich unsere Stimmen und Herzen in dem Liede Nr. 783, Gott! unter deiner Vaterhut." Anna hatte sich mit geschlossenen Augen, das aufgeschlagene Buch in der Hand, stumm in die Kissen zurückgelegt, als füge sie sich einem Unabänderlichen, während Martha allein mit wohlklingender Stimme, und scheinbar innig bewegt, das Lied sang. Nebenbei war sie freilich noch ein wenig anders beschäftigt. Beim Eintritte in das Zimmer hatte sie, der selten etwas, was um sie her geschah, entging, das zierliche Briefchen bemerkt, das vor Anna's Bette lag. Während des Singens nun war sie verstohlen bemüht, das Blatt mit dem Fuße so zu wenden, daß dasselbe lesegerecht vor ihren Augen zu liegen käme. Allein die Schriftzüge waren zu fein, und sie vermochte dieselben aus dieser Entfernung nicht zu entziffern. Dem Uebelstande war indeß abzuhelfen. Als sie das Lied beendigt, warf sie sich in frommer Ekstase auf beide Kniee, und das Haupt tief zu Boden gebeugt, im Staube gedemüthigt vor Gott dem Allwissenden, sprach sie das Vaterunser vernehmlich und laut, während ihre Augen gierig den Inhalt des Briefchens verschlangen. Das Amen, Amen! rief sie mit triumphirender Stimme, die Augen emporschlagend, daß es schier klang, als ob dieses Amen mehr der gelungenen List als der frommen Bitte gelte, die eben über ihre sündigen Lippen geflossen.

Als sich Schwester Martha nach beendigtem Gebet erhoben und mit demüthigem Verneigen entfernt, lag Anna noch eine Weile mit geschlossenen Augen. In ihrem kindlich frommen Gemüthe erhoben sich qualvolle Zweifel, ob die Weise, wie ihre Mutter, Martha und der Pfarrer die heiligen Namen Gottes und Christi im Munde führten, und doch vielleicht noch häufiger, als Andere thaten, was sie mit den Lehren der Schrift nicht in Einklang zu bringen wußte, Gott wohlgefällig sei. Wollte doch ihrem unbefangenen Gemüthe scheinen, als ob dieses Schönthun mit den heiligen Namen ohne die Werke, die dieser Namen würdig sind, todt blieben, ja, daß es die sträflichste Verhöhnung des Heiligsten sei, was im Menschen lebt, wenn dasselbe, wie hier, zum alltäglichen Zeitvertreibe, zur Ausfüllung müßiger Stunden eines unthätigen, sonst nur auf materielle Genüsse bedachten Lebens gemißbraucht werde! Und doch war es wieder die Mutter, gegen welche sich diese Anklage in ihrem Herzen erhob, die Mutter, welche sie geliebt hatte, o, mit welcher Liebe! von Kindheit an! Sie wußte sich nicht Rechnung zu geben, wie diese Zweifel an der Gesinnung der Mutter in ihr Herz gekommen, doch dünkte es sie, daß, als sie vor einem halben Jahre von einem mehrjährigen Aufenthalte bei Verwandten ihres Vaters in Königsberg zurückgekehrt, Martha im elterlichen Hause als Pflegerin der kränklichen Mutter gefunden, deren Anwesenheit seitdem wie ein kalter Schatten zwischen die Liebe der Mutter und ihres einzigen Kindes getreten sei, der jede warme Annäherung verhindere, jede, auch die natürlichste Aeußerung der gegenseitigen Empfindungen unterdrücke, und solchergestalt das innigste Band, das lieblichste, das die Erde kennt, das die Herzen von Mutter und Tochter verbindet, allgemach bis zum Zerreißen gelockert habe. Um die Stirne und die Lippen der Schläferin zuckte es schmerzlich, und unter den langen Wimpern hervor drängte sich Thräne um Thräne; plötzlich überflog ihr Gesicht ein Lächeln, ein Erröthen, und mit den Worten: „Cäsar kommt, o, mein Cäsar kommt! wie bin ich thöricht! er wird sagen, was ich

thun und was ich denken soll!" war der Gram und aller Schmerz verschwunden. O leichter Sinn, köstliches Erbe der Jugend! wie trägst du das Menschenherz mit schimmernden Fittigen über Leid und Kummer hinweg in die offenen Pforten der glückseligsten Träume! wie sänftigest du mit linderndem Oele, was die Brust stürmisch bewegt! Selig wer auch im Silberhaare deines Segens sich freut, schuldloser Zwillingsbruder des Leichtsinns. Anna hatte halbbekleidet einen der Fenstervorhänge zurückgeschlagen und das Fenster geöffnet. Die Morgensonne beleuchtete voll ihre schlanke jugendliche Gestalt, ihre makellos schönen Züge. Wie das Morgenlicht auch ein strenger Prüfstein der Frauenschönheit sein mag, dieses blühende Antlitz hielt der Prüfung Stand. Leise singend flocht sie die langen dunklen Haare um die Stirne, um den Nacken, und eilte dann in den Garten hinab, mit einer vollen, thauschweren Rose ihre Scheitel zu schmücken.

4.

Als Schwester Martha Anna's Zimmer verlassen, war sie, bedächtig und überlegend, wie sie die eben gemachte Entdeckung von der Letztern Herzensgeheimniß, das sie zwar geahnt, von dem sie aber bis dahin keinen Beweis gehabt, am besten verwerthen könne, die Treppe zu ihrem Zimmer, das nur durch eine kleine Stube von dem der Gnädigen getrennt lag, hinabgestiegen. Das Zimmer war dürftig möblirt; ein Schlafsopha, schwarz bezogen, vor demselben ein runder, altmodischer Theetisch, zwei einfache Rohrstühle und ein großer eichener Schrank, dessen Inhalt wir bald naher kennen lernen werden, eine einfache, gewürfelte Gardine vor dem einzigen kleinen Fenster bildeten das Meublement, kein Bild, kein Schmuck, nicht einmal ein Spiegel war sichtbar; über dem Sopha hing die einzige Wandzier, ein Kruzifix von Bronze. Martha ließ sich nachdenklich auf das Sopha nieder und gab ihren Plänen Audienz. Aber bald horchte sie auf. Im Zimmer der Gnädigen vernahm sie den kurzen militärischen, festen Schritt und die barsche Stimme des Rittmeisters. Sie erhob sich leise von dem Sopha, schlich an die Thüre, welche nach dem Zwischenzimmer führte, schob leise, um sich vor Ueberraschung zu sichern, den Riegel vor und lauschte gespannt. Die Worte des Rittmeisters vernahm sie deutlich; die der Gnädigen waren anfangs nach deren Art kaum hörbar, im Laufe des Gespräches aber deutlicher und zuletzt von überraschender Festigkeit und sicherem Klange. „Mich gegenüber solltest Du endlich Deine Krankthuereien ablegen, Kind, ich kenne Deine Nerven! Ich weiß, daß sie noch immer stramm genug sind und gesunde Dienste thun. Uebrigens wirst Du sie sammt und sonders zu dem, was ich Dir zu rapportiren habe, brauchen. Nachher hänge sie meinetwegen hinter der Thüre zu dem Uebrigen, oder thue, was Dir sonst damit gut dünkt. Also kurz und bündig. Der Postbote brachte eben diesen Brief, portopflichtig, der Esel! von Deinem lieben Vetter Fritz. Der noble Filz schreibt, na, was meinst Du, daß das Gardesubjekt außer Dienst schreibt? er schreibt da mit dicken Worten hin, er wolle den letzten Wechsel über 8000 Thaler nicht weiter prolongiren; er wolle die 30,000 Thaler, die längst schon fällig, endlich zurückhaben, der Schuft; kurz und gut, er will unser Nest subhastiren lassen, der Satan!" Die Erwiederung der Gnädigen war für Martha unverständlich. Dem Rittmeister wohl nicht.

„Nun und nimmer," schrie er erbost, „freilich kommt er wieder mit seinem Antrage um Anna's Hand, der ausgemergelte Kerl!" — „Und doch, mein lieber Gemahl, werden Sie sich an den Gedanken dieser Verbindung gewöhnen müssen," erhob sich die Stimme der Gnädigen spitz und scharf, „wenn Sie sich die Folgen vergegenwärtigen, die eine nochmalige Abweisung unabänderlich nach sich ziehen müßte! Von der Person des Vetters abstrahire ich, ach, wir sind ja alle Kinder der Finsterniß und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen, ich bedenke jedoch mit Stolz, wie rein adelig sein Blut bis in die siebzehnte Linie hinauf ist, und daß auch mein sehr lieber Vetter die geliebte blutige Hand derer von Varadulin in seinem Wappenschilde führt." — „Nu, da wünschte ich denn, Adel und Wappen und Hand und das ganze hochadelige Blut läge neben meiner Faust zwölf Klafter tief unterm leipziger Rasen, und bedenke nichts, Gnädigste, will nichts bedenken! Aber wenn er herkommt und er will heute kommen, ich sag's Ihr, Allergnädigste, es wird nichts d'raus, mag's werden wie es will, lieber betteln geh'n mit dem Vetter aus Grünwiese, als dieser Krähe mein Kind, mein schönes, liebes Kind vorwerfen!" Der Rittmeister brauste damit zur Thüre hinaus, und jetzt hielt es Martha für gerathen, sich in das elegante Boudoir der Gnädigen hineinzubegeben.

Und, siehe da! Die Gnädige, die sonst oft mehr als vier Arme bedurfte, nur um sich aus dem Bette auf den Lehnstuhl oder von da in die Chaise longue hineinzubegeben, schritt ganz rüstig und wackern Trittes im Zimmer auf den prächtigen Teppichen auf und ab, nicht unähnlich einer Tigerin in der Menagerie, der man ihr Tägliches verweigert hat. Als sie aber Martha's ansichtig ward, die leise und mit demüthigem Neigen des Kopfes eingetreten war, besann sie sich schleunigst ihrer Gebrechlichkeit, streckte ihr mit einem dreimal durch Kopf und Hals gestrichenen Ach! die Arme entgegen und wäre wahrscheinlich zusammengesunken, hätte Martha sie nicht umfaßt und wie ein Neugeborenes sanft auf den nächsten Lehnstuhl niedergelassen.

Die Gnädige war ein sehr hageres kleines Dämchen mit zierlichsten Händchen und Füßchen. Bei Bildung des Gesichtes war es der Natur offenbar mißlungen, das, was sie eigentlich bezweckt, dem Vorwurfe getreu auszuführen. Augen und Stirne waren selbst noch im Winter ihres kleinen Daseins von klassischer Form, letztere weiß und mit bläulich durchschimmernden Adern, die ersteren dunkel, von feinen Brauen und langen schwärmerischen Wimpern eingeschlossen. Beim Formen der Nase schien Mutter Natur jedenfalls schon an einiger Zerstreutheit gelitten zu haben, es mußte ihr da offenbar etwas wie ein dem Trunke mehr als instruktionsmäßig ergebener Dragoner vorgeschwebt haben. Beim Munde aber war die bildnerische Hand entweder durch ein Unvorhergesehenes überrascht gänzlich gedankenlos verfahren, oder, wenn wirklich, hatte sie dabei eine Absicht gehabt, für deren Erklärung uns jedes Verständniß mangelt. Der Mund war wirklich größer, als irgend Jemand glauben möchte, daher wir auch nicht sagen mögen, wie groß er war. Zwei etwas sinnlich aufgebogene Lippen dienten seinen Zwecken mit unglaublichen Erfolgen in jeder Beziehung. Die Kleidung der Gnädigen war durchaus von schwarzen Seidenstoffen; auffällig dabei für eine immer und so heftig Leidende etwa nur ihre Thompson-Krinoline, so weit wie ein schlechtes Gewissen. „Martha, Martha," begann sie in dem schmelzenden Tonfall der ersten Takte von Meyerbeer's Gnadenarie, „meine Liebe, o! die Rohheit dieses Mannes tödtet mich! Meine Nerven ertragen es nicht länger! O! mein Flacon! Nicht Nr. 2, das andere!" und als auch dieses nicht das gewünschte Eau enthielt, schrie sie mit kreischender Stimme: „Nr. 4, du Ganter! O, Martha," seufzte sie, das stärkende Eau einathmend, „auch Du, Alle, Alle nagt ihr an meinen Nerven, wie die Mäuse! O, meine Nerven." Martha that mit ungestörtem Gleichmuthe Alles, was ihr befohlen ward, und ließ das Gebahren ebenso an sich vorüber.

Martha verließ schweigend das Zimmer. Sie sah ein, daß die Gnädige nicht in der Stimmung, ihre Mittheilungen in gewünschter Weise aufzunehmen. Die Gnädige lag in tiefes Nachsinnen versenkt, den Kopf lässig auf den Arm gestützt, hingegossen in den bauschigen, großblumigen Kissen der Chaise longue. Stellungen wie diese gehörten sonst wohl zu den wirksamsten, deren sich Damen seit den Tagen, als Ariadne auf Naxos trauerte, bis heute in allerlei mißlichen Lagen des ehelichen Lebens mit gutem Erfolge zu bedienen pflegen. Die Gnädige durchwühlte die mit allerlei Nippesgedanken angefüllten Schieblade ihres Gehirnchens sehr emsig

nach einer Entschließung über das Kostüm, in welchem sie Vetter Fritz, der ihr vor etwa dreißig Jahren noch im Fähnbrichsjäckchen sehr eifrig den Hof gemacht, empfangen solle. Daß er und kein Anderer der Würdigste sei, Anna's Hand mit der seinigen zu verbinden, stand bei ihr unabänderlich fest, und des Pfarrers Stern, der ja von vorne herein noch im fernen Nebel geschwommen, war seit Fritzens wiederholter Bewerbung sternschnuppengleich verlöscht. Was Gnädige über ihre Toilette beschlossen, werden die schönen Leserinnen in Bälde erfahren.

Die Sonne aber schrieb schier erbost ihre Figuren mit glühenden Strahlen auf die Dachsteine, daß es über denselben glitzerte und flimmerte wie in Glühofenhitze. Wenn nicht hie und da ein leichtes Gewölke über die Sonne langsam hinweggesegelt und über das Dach auf kurze Momente Schatten und Kühlung gehaucht, wer weiß, ob das steinerne Schreibmaterial nicht hie und da auseinander geborsten wäre, was wir, und hoffentlich der freundliche Leser und Verleger mit uns, im Interesse der Vollständigkeit unserer Aufzeichnungen lebhaft bedauert haben würden.

5.

Die Wolken, die mitleidigen Wolken, denen wir für die dem Steindache bewiesene Gunst hiemit öffentlich unsern besondern Dank auszusprechen gern Gelegenheit nehmen, die Wolken kamen indeß vor einem strammen Südwest immer dichter daher, bis schließlich der ganze weite Himmel damit grau in grau bedeckt war. Schwere Tropfen fielen Anfangs ruhig und gelassen, während des hohen Falles und nach demselben Segen verbreitend, folgsam und ergeben in das unabänderliche Gesetz, das sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, aus den Wolkenthronen auf die niedrige Erde hinabfallen läßt: ein lehrreiches Beispiel für Viele! Bald folgten rasch und schneller mehrere und kleinere Tropfen nach, und allgemach fiel ein feiner erfrischender Regen. Der hat denn an unseren Aufzeichnungen, von denen die Sonne sich verstimmt und mißmuthig abgewandt, emsiglich weiter geschrieben und gemalt.

Zwei abgetriebene Postgäule, ein dito Postillon, der auf dem Kutschbock wie eine aus Rand und Band gerathene Fontaine an allen Enden und Ecken von Wasser troff, ein hermetisch geschlossener eleganter Halbwagen bogen in den Hofraum ein und fuhren, während aus dem Wagen eine scharfe, näselnde Stimme wiederholt: „Blasen, Schwager, blasen!" rief, und der Schwager seine trockenen Lungen und das regentriefende Horn erfolglos um das Extrapostsignal bemühte, an der Thüre des Herrenhauses vor. Der alte Diener des Rittmeisters in etwas verstoßener Livree öffnete die Hausthüre, und das Gefährt gab ein langes, trotz der Juniwärme in eine dreifache Schicht von Tuch und regendichten Stoffen gekleidetes, mit Respirator und Filzgaloschen versehenes Etwas mühsam von sich, aus dem sich im geräumigen Vorhause zum Schlusse der Gardehauptmann a. D. Fritz von Baradulin entpuppte. Nachdem derselbe im Fremdenzimmer seinen eleganten Civilanzug gesäubert, die Haartour zurecht gerückt, der Färbung des Bärtchens auf der Oberlippe etwas nachgeholfen und mit in Wasser verdünnter Eau de Cologne über das abgelebte Gesicht gestrichen, um die etwas defekte Frische der Haut zu beleben, führte ihn Johann in den Gartensaal, woselbst ihn der Rittmeister bereits erwartete. Die Begrüßung war von beiden Seiten höflich kalt. „Bedaure, lieber Herr Vetter, unendlich, daß so übles Wetter zur Reise getroffen!" — „Ja, es ist schade, sehr schade! Der Morgen war bei meiner Abfahrt so schön; habe später aus den nassen, trüben Scheiben nur wenig von der reizenden Umgebung Ihres Schlosses sehen können! Tannen, Wald, See! schwärme für Tannen, Wald, See! aus gewisser Entfernung gesehen, ist indeß Natur im Allgemeinen überall sehr schön! Gnä'ge Frau, ma chère cousine, und Fräulein Anna befinden sich wohl? n'est ce pas? Hoffe doch wohl?" — „Nun soso, lala, wissen ja, daß chère cousine immer etwas kränklich, nervös! Nun werden ja selbst sehen! Segelt da justement an die Thüre vor und im besten Riemenzeug! Na, man immer zu, immer rein, Frau, der Herr Cousin erkundigen sich eben nach Deinem werthen Befinden!" Die halbangelegte Thüre wurde von Martha vollends geöffnet, und wie angemeldet, die Gnädige segelte über die Schwelle daher in größter Toilette. Sie hatte sich in eine hellgrüne Robe gekleidet mit einer Garnitur kostbarer schwarzer Spitzen, unten in bauschigen Falten um ein weißes, blaugestreiftes Unterkleid aufgesteckt. Und wie sich der wunderliche Widerspruch in den Gesichtszügen der Gnädigen in all' ihrem Denken und Thun wiedergab, so auch in ihrer Toilette. Nichts kleidete sie so wenig gut, als die großen hellgelben Rosen in der Coiffure, — aber sie erinnerte sich gerne, daß der cher cousin sie einst in gelben Rosen unwiderstehlich gefunden hatte. Sie liebte seitdem gelbe Rosen über Alles und hoffte auch heute in diesem Zeichen zu siegen. Cher cousin hatte das Monocle aus dem mattblauen Auge fallen gelassen, und begrüßte die Gnädige mit einem respektvollen Kusse auf die kleine glacébekleidete Hand. „O, wie lieb, wie schön noch immer, gnä'ge Frau, wie entzückt que je suis, Sie nach vielen Jahren unverändert wieder zu sehen! Wie dankbar meinem lieben Cousin für die Gelegenheit, Ihnen meine unveränderliche Hochachtung und Liebe . . ." — „Nur keine Schmeicheleien, cher Fritz, noch immer der Alte! Sie vergessen, was Alles," mit einem Blick auf den etwas steif und finster daneben stehenden Gemahl, „zwischen dem damals, o, welch' schöne Zeit! und dem Jetzt liegt, doch bitte, wir vergessen ganz, nehmen Sie Platz, cher cousin. Wie haben Sie Beerlin verlassen? Nicht wahr, wieder das gottvolle Beerlin, nachdem die Volksaufwiegler heimgeschickt, o, ich kann mir denken, welche idyllische Ruhe jetzt wieder in dem gottvollen Beerlin . . ." — „Ah, gnä'ge Frau, lassen wir das, s'il vous plait, auf spätere Stunden unseres hoffentlich recht langen Beisammenseins, da wir drei jetzt," er griff rechts und links nach den Händen des Ehepaars, in dessen Mitte er Platz genommen, „so ungestört wie vielleicht später nicht zusammen sind, so darf ich wohl von vorne herein um eine entschiedene Antwort auf mein Schreiben bitten, nicht wahr! mein Herz pocht ungestüm der Entscheidung entgegen, die ich von Ihren schönen Lippen ablesen möchte; gnä'ge Frau, werde ich Sie Mama, Papa nennen dürfen?" Dem Papa in spe schien es heiß zu werden; die Mama kam seiner Aeußerung schleunigst zuvor: „So ehrenvoll Ihr Antrag, cher cousin, uns auch ist, Sie werden zugeben, daß eine derartige Entschließung nicht übereilt sein will. Dessen glaube ich Sie indeß schon jetzt mit Zustimmung meines Mannes versichern zu können, daß unser beider Wille Ihrem Wunsche entgegen kommt, und wenn Anna's Neigung . . ." — „O, dafür bürge ich, gnä'ge Frau, bin von der Garde!" — „Ich aber bürge für gar nichts, Herr Cousin, muß Ihnen aufrichtig sagen, was wollte ich sagen? . . . daß die Partie nicht mein Geschmack ist, und hoffe, daß auch Anna nicht damit einverstanden, da kenne ich mein Kind, also, Herr Hauptmann, darnach Front gemacht, im Uebrigen seien Sie mir ein lieber Gast, so lange es Sie in meinen Wänden behagt!" Und rasch schritt der Rittmeister hinaus.

Der Hauptmann hatte sein Monocle eingeklemmt und sah verwundert im Zimmer umher, als müßte entweder die Decke einstürzen, oder sonst sich irgend etwas Schreckliches ereignen. Als indessen nichts dergleichen geschah, fiel sein Blick auf die Gnädige, die in das Sopha mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig zurückgesunken war. „Jetzt müßte wohl anspannen lassen, gnä'ge Frau?" fragte er leise. — „Nur das nicht, cher cousin," hauchte die Gnädige und lehnte ihre gelben Rosen erschöpft an seine Schulter, „hören Sie nicht auf den rohen Mann, o, meine Nerven! er wird und muß nachgeben, Anna auch, das bin ich versichert!" — „Hoffe auch, chère cousine, hoffe fest darauf, auf Ehre! es würde schlimm werden, wenn er es nicht thäte. Sie

wissen ja, gnä'ge Frau, bin der letzte Manneserbe unsres edlen Stammes, der die blutige Hand im Wappen führt, werde denselben doch nicht aussterben lassen, ja, nicht aussterben. Habe Anna erkoren, mir dabei behülflich zu sein; ist sie auch gleich nicht reinen Blutes. Sollte Herr Papa wider Erwarten meinen Wunsch nicht berücksichtigen, würde, wiewohl ungerne, zu dem in meinem Schreiben angedeuteten Mittel greifen, Sie wissen, die Wechsel und Kapitalien, um wenigstens diesen ehrenwerthen Besitz derer von Baradulin an mich zu bringen. Würde bedauern, unendlich bedauern, damit auch Ihre Ruhe stören, Ihre Nerven aufregen zu müssen. Aber geht nicht anders; auf Ehre! immer nobel, aber fest, ist meine Devise. Erwarte baldige Erklärung. Gestatten indeß, gnä'ge Frau, daß mich auf mein Zimmer zurückziehe!" — Er hauchte einen Kuß auf die Glacés der Gnädigen und entfernte sich mit geräuschlosen Schritten. Die Gnädige aber sprang auf und schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab, zog heftig den Klingelzug mehrere Male und lehnte sich dann wie todtesmatt in das Sopha. Martha erschien auf der Schwelle. „Er soll kommen," seufzte sie, „gleich zu mir kommen, meine armen Nerven, ehe denn ich sterbe!" — „Der Herr Hauptmann, gnädige Frau?" fragte Martha entgegen. — „Mein Mann, Du Ganter!" schrie auffahrend die Gnädige mit kreischender Stimme. Martha verschwand.



Die Jungfer vom See: Cäsar und Anna am Heidenstein. (S. 502.)

6.

Ein paar Stunden später und die Regenwolken haben sich vertheilt. Der Wind, der sie auseinander gejagt, wie er sie vordem versammelte, hat sich zur Ruhe gelegt und Feierabend gemacht. Die Sonne glänzt wieder am blauen Himmel, wie blankgescheuert von den lieben Gottesengelein, und spiegelt sich klar in der blitzenden Flut. Schon neigt sie sich prächtig dem Untergange zu. Die Luft ist vom Regen köstlich erfrischt und rein.

Wo eine achtel Meile westlich vom Herrenhause das Ufer des Löwentin steil und thurmhoch aus dem See steigt, ist oben der Hochwald gelichtet. Weiche Erikenfelder mit seinen rosigen Blüten und das Farrenkraut, womit sich der Jäger den Hut schmückt, bedecken die runden sandigen Dünenhügel.

In der Mitte der breiten Arena einer dieser weit hinein in Land und See schimmernden gelben Fischermarken liegt ein gewaltiger Felsblock, ein altersgrauer mit Moos und Flechten bekleideter Granit. Das ist der Heidenstein. So nennt ihn das Volk seit unvordenklicher Zeit, unbekümmert warum, und erzählt sich von ihm Geschichten „truerig unde unendiglich“, wie es im alten Liede heißt; denn das Volk drumher fristet auf dem heißen Sande zwischen den Hügeln ein mühsam langweiliges Dasein, und ihm fehlt für was Lustiges das rechte Herz. Die andern Geschichten sind wohl erfunden; aber jedesmal in der Neujahrsnacht, alle hundert Jahre, dreht sich der Stein herum. Das sagen alle Leute, d'rum muß es wohl wahr sein. Wer kann auch hundert Jahre immer auf einer Seite liegen!

Nun aber liegt der Heidenstein still und fest. Die Anna sitzt auf ihm und neben ihr ein schlanker, blühender Mann mit dunklen Haaren und Augen. Das ist der Doktor Cäsar Baradulin, ihr Vetter im neunzehnten Gliede, wie die Gnädige ganz bestimmt weiß. Cäsar hat einen Arm fest um Anna gelegt, damit sie vom Stein nicht herabgleite, ja nicht herabgleite. So blicken sie in den See hinaus, wenn sie sich gerade nicht in die Augen sehen. „Sei mir nicht traurig, Anna, und gib zu, ich kann nicht anders, ohne mich mit mir selber zu entzweien. Von meiner Kindheit an, seit ich auf des Großvaters Knieen den Geschichten von des polnischen Reiches Macht und Herrlichkeit gelauscht, ist mein Herz und Blut dem Volke, aus dem unser Geschlecht entsprossen, auf's Innigste verbunden, dem Volke, das mehr durch die Politik der angrenzenden Mächte, als durch eigene Schuld in den Banden der Abhängigkeit liegt und seiner Vernichtung in der Zahl der Völker entgegengeht, wenn es nicht Blut und Leben daran setzt, sich selber sein Reich wieder aufzurichten. O, über die Thoren, die dem polnischen Volke die Fähigkeit der staatlichen Existenz abzusprechen einfältig genug sind, ohne zu bedenken, daß diese Unfähigkeit eben erst die Folge der fremden Einmischung ist, die die autonomische Entwickelung grundsätzlich zu Boden hielt! O, über die dünkelhafte Staatsphilosophie, welche die Gleichberechtigung, die sie für die einzelnen Menschen beansprucht, einer hochbegabten, edlen Nation absprechen möchte! O, diese Befangenheit und selbstsüchtige Verblendung des deutschen Volkes selber, das trotz der eigenen Mühe, die losgelösten Glieder seines Körpers sich wieder zu vereinigen, sich anmaßt, die gleichen Bestrebungen unseres Volkes zu ersticken! Schon heute sitzt das Gewissen der Weltgeschichte zu Gericht über die Sünden, welche vor noch nicht hundert Jahren an unserem Volke begangen sind!“ — „Ich bin ein einfältiges Kind, Cäsar, und kann mit Dir nicht rechten! Meine Ueberzeugung gebe ich Dir hin, aber mein Herz zittert, daß Du Dein Leben fruchtlos einsetzen willst in dem Kampfe gegen die Uebermacht. Das Recht wird auch hier unterliegen, wie es so oft unterlegen ist, wo es den Waffengang mit der Macht gewagt hat, und Du wirst mit ihm untergehen!“ — „Und wenn ich sie überzeugt, wird meine Anna wollen, daß ich feige und müßig zusehe, wie das Herzblut meiner Brüder im Kampfe für ihr Recht vergossen wird? Wirst Du mich nicht verachten, Anna, daß ich dem, was ich für Recht erkannt, meinen Beistand entziehe in einem Kampfe, in dem jede Kraft, auch die geringste, die Siegeshoffnung mehrt? Müßtest Du nicht zweifeln an der Gewalt meiner Liebe zu Dir, wenn meine Liebe zum Vaterlande so todt und ohne Werke bleibt? Haben meine Vorfahren, vordem eines Namens und einer Familie mit der Deinen, sich ihres Adels und Wappenschildes begeben, weil unselige Erbbestimmungen ihren Besitz immer von Neuem zertheilt und verkleinert, bis meinem Vater kaum eine Scholle armer Erde übrig geblieben, wo er ein kümmerliches Leben fristet, so sei es an mir, zu beweisen, daß ich unseres Namens würdig bin! Und hat Deine Mutter, mehr aus Achtung für unsern alten Namen als aus persönlicher Zuneigung, mir die Mittel gewährt, wenigstens in geistiger Bildung meinen Namensgenossen gleichzustehen, so will ich ihr den Dank damit abtragen, daß ich das Errungene zum Wohle unseres gemeinschaftlichen Heimatlandes verwende. Nicht mit dem Schwerte in der Hand, in meinem Lebensberufe als Arzt den Verwundeten beizustehen und ihren Schmerzen Linderung zu verschaffen, gehe ich in den nächsten Tagen über die Grenze, um meinen Theil an der Erhebung des Volkes zu nehmen, die, mag man über Zweck und Ausgang denken wie man will, an Heldenmuth und Aufopferung ohne Gleichen ist. Außer meinem Vater und Dir weiß Niemand um mein Vorhaben; einmal noch will ich zu Deinen Eltern, um mich von ihnen, denen ich so viel schulde, zu verabschieden. Waffen und was ich sonst bedarf liegt für mich in L. bereit. Ein polnischer Bote wird mich geleiten. Die Verhältnisse im hiesigen Lande lassen mich ruhig scheiden. Nur der Abschied von Dir bekümmert mich. O, mein süßes Herz,“ er richtete ihr Köpfchen auf, das an seine Brust geneigt, küßte die treuen Augen, aus denen Thräne auf Thräne quoll, „wüßte ich Dich ruhig und gefaßt, würde ich gerne scheiden!“ — „So scheide denn,“ lispelte Anna bebend und ihre Arme um ihn schlingend, „ich weiß, Du kannst nichts Böses wollen, ich vertraue Dir ja von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Nimm meine Liebe mit, es ist der beste Theil in mir, sie wird Dich schützen in Gefahr und Noth, Mann meiner Liebe und meines Schmerzes! Gib mir Nachricht wie bisher durch Deinen Vater; Cäsar, müssen wir uns trennen? O, mir ist so bange, daß wir uns nie wiedersehen!“ rief sie laut weinend und sank gebrochen an seine Brust. „Anna, laß uns ruhig scheiden!“ nahm er nach langer, stiller Pause das Wort, und seine bebenden Lippen widersprachen seiner Mahnung, „vertrau' den Sternen, die uns glücklich geleitet bis auf diesen Tag, sie werden uns vereinen, wenn meine Botschaft erfüllt ist. Sieh', die Sonne ist schon unter, und es ist Zeit, daß Du heimgehst! Noch einen letzten Kuß, Anna, lebe wohl, lebe wohl!“ Und sie schieden.

Als Cäsar, immer wieder sich umwendend und stehen bleibend und grüßend, den Hügel hinab zwischen den Tannen verschwunden war, beugte Anna ihr Haupt auf den Stein und weinte lange und bitterlich. Eine Möve, die pfeifend über sie hinweg schoß, und deren Flügel sie beinahe streiften, weckte sie aus bösen Träumen. Wie sie die rothgeweinten Augen erhob, war die Sonne unter. Hie und da blitzte schon ein Stern am Himmel. Der Mond leuchtete mit trübem rothem Scheine durch die Nebel, die seewärts her aufstiegen und gespenstisch vorüberzogen. Am Gestade des Sees, an dem ihr Weg hart vorbeiführt, rauschen die Wellen heran und wieder fort, und singen ihr Nachtlied, die ewig wachen und ewig lebendigen. Die hellen Sterne aber, die über ihrem Haupte zogen, schrieben gar trübe Zeichen auf den Dachsteinen. Der Mond wollte es nicht. Sein Angesicht war trübe und verschleiert noch lange Zeit.

7.

Aus Nacht und Morgen ward der folgende Tag. In den Frühstunden hatte Martha, die keinen Schritt und keine Bewegung im Hause unbeachtet ließ, im Zimmer der Gnädigen einen heftigen Disput vernommen, der richtig wieder damit endete, daß es dem Rittmeister, wie weiland dem Ritter Karl von Horst, zu enge im Schlosse ward, und er wie wild hinaus rannte, sein Dänenroß satteln ließ, und, um sich Ruhe zu erreiten, hinunter von dem Hofe sprengte, daß es Funken stob.

Dieses Mal war aber, weiß Gott aus welcher Vorsicht, das Vorzimmer zum Boudoir der Gnädigen gut verriegelt und Martha um die Gelegenheit gebracht, sich über das, was in dem letztern von den zu Rath Sitzenden verhandelt wurde, des Genauern zu unterrichten. Aber ihr ergebenes Gemüth war um den Trost in diesem Leide keineswegs rathlos. Sie öffnete den dreifach verschlossenen Schrank ihres Kämmerleins behutsam und mit einer gewissen Andacht, wie

wir sie von den Eingeweihten vor dem heiligen Graal voraussetzen mögen, und sie, die vor den Augen der Welt von irdischer Speise nur das möglichst Wenigste zu sich nahm, und nur vom Brode und der Milch der frommen Denkungsart zu leben schien, ließ sich hier zur Stärkung ihres sterblichen Leibes ein trefflich gebratenes kaltes Hühnchen, einige Schnittchen pikanten Briolers auf Butterschnitten und ein bis drei nicht kleine Gläser fürtrefflichen Portweins, dessen Duft mit dem gleichen Gewächse im Keller des Hauses frappante Aehnlichkeit hatte, zum Morgenimbiß lebhaft munden.

Nachdem sie sich solchergestalt einigermaßen befähigt, den Anfechtungen der bösen Welt etzlichen Widerstand entgegenzusetzen, ließ sie sich so bequem als thunlich in eine Ecke ihres Sophas gleiten, legte eines ihrer kostbar gebundenen Gesangbücher auf die von einem Fußbänkchen in bequemster Situation getragenen Kniee, und neigte das Haupt ruhig und ergeben gegen die Polster, gewärtig, wie die Dinge der sündigen Welt umher auf sie einwirken würden. Das sehr angenehme Gefühl vollkommenen leiblichen Befriedigtseins kam allgemach über sie. Ihre Augen schlossen sich, und bald kennzeichneten tiefe regelmäßige Athemzüge, daß sie dem gesunden Schlummer eines herzlich frommen Gewissens obliege.

Es dürfte nun an dieser Stelle nicht unangenehm sein, Einiges über den Schlaf im Allgemeinen beizubringen und zu erörtern, welche erhebliche Vorgänge der Schlaf der sogenannten Erweckten, wie Martha, vor denen, die noch nicht erweckt in den Banden des Teufels liegen, und zu denen leider auch der Autor dieser wahrhaftigen Geschichte zu gehören bekennen muß, gewährt. Allein wir haben dazu nicht Zeit, denn der Schlaf Martha's wurde bald unterbrochen, und überdieß sind nach Vischer's Aesthetik dergleichen Stillstände in Novellen unstatthaft.

Die Thüre öffnete sich nach kurzem vertraulichem Anpochen langsam und geräuschlos, und herein schob sich allmälig das wie immer stark geröthete Antlitz des Pfarrers und seine robuste, fleischige Figur. Se. Hochwürden ließen die mit blauer Brille bewaffneten Aeuglein im Zimmer um und um gehen, näherten sich dann, süß lächelnd, und flüsterten: „Täubchen, Goldfischchen! Schläfst, Liebchen, oder wach'st Du?“ Martha, schon beim Ausdrücken der Thüre erwacht, hielt es indessen für gut, zu thun als ob sie fest schliefe. Der Pfarrer aber drehte den Kopf abseiten, zog die Luft tief ein und rief dann mit lüsternem Lippenspitzen: „Mehercle, mich dünkt, ich spüre hier irgendwo herum etwas wie den Duft eines guten Portweinchens!“

Martha fuhr plötzlich auflachend dem Erschreckten um den Hals und drückte einen schmatzenden Kuß auf seine feiste Backe: „Nun, was Du für eine feine Nase hast! Wenn Du hübsch artig bist, bekommst Du auch ein Gläschen davon zu kosten! Zunächst aber setze Dich artig neben mich! So! Nimm das Buch,“ sie reichte ihm ein Gesangbuch, „schlage auf Nr. 224. Andächtig gesessen wie in der Kirche, damit uns Niemand müßig nebeneinander überrascht, und nun fang' an zu katechisiren, dazu bist Du doch wieder hereingeschlichen. Beliebt es mir, werde ich antworten!“ — „Nun ja doch, wenn Du es so willst, Schelmchen, kleines! Also meinst Du nicht, daß ich's bei der Gnädigen endlich wagen dürfte, um Anna's Händchen zu bitten? Was wird der Alte dazu sagen? und beiläufig, was bedeutet die fremde Chaise, die auf dem Hofe steht?“ Martha kamen diese Fragen nicht unerwartet, und ihre Antwort war wohl präparirt. Ihr Plan ging dahin, die Hoffnungen Fabian's auf Anna's Hand bis zur unzweifelhaften Sicherheit zu steigern, damit, wenn dieselbe endlich und plötzlich in Nichts zertrümmert vor den Füßen des Geistlichen lägen, derselbe sich in dem Momente der ersten Ueberraschung und Rathlosigkeit und dem Trotze des schwergekränkten Selbstgefühls ihr ganz in die Arme würfe, und von ihr als Gunst und Gnade erbäte, worauf ihr ganzes Sinnen und Trachten seit lange gerichtet war. Sie rechnete mit Recht darauf, daß die Menschen niemals so schnell zur Hand sind, etwas recht Thörichtes zu thun, als wenn ihnen eben ein recht kluger Plan mißglückt ist. Der Augenblick aber, wo der letzte Trumpf der Ueberraschung ausgespielt werden durfte, war noch nicht gekommen, die Steigerung des Sicherheitsgefühls hatte noch nicht den Superlativ erreicht.

Martha antwortete daher auf die Fragen Fabian's nach kurzem Besinnen: „Noch ist's nicht Zeit, Fabian, gedulde Deine Sehnsucht noch wenige Tage, bis wir von der Reise nach L. zurück sein werden. Während der langweiligen Tour unterwegs werde ich, mit der Gnädigen allein, Gelegenheit haben, sie für Deinen Plan ganz zu gewinnen. Daß es Dir gelingt, daran zweifle nicht. Der Zweifel daran wäre Deine erste Sünde wider den heiligen Geist. Ueber Dein frommes, gottergebenes Gemüth,“ fuhr sie mit zum Himmel erhobenen Augen fort, „über Dein strenges Leben, Dein sittliches Streben, Deinen wissenschaftlichen Ernst und Deine feurige Beredsamkeit hat sich Gnädige so oft geäußert, so oft die Gattin glücklich gepriesen, die einst mit Dir verbunden den Anfechtungen dieser verderbten Welt gegenüber stehen wird, daß sie für Anna's Zukunft nicht besser als durch eine Verbindung mit Dir wird sorgen wollen.“ Fabian war aufgesprungen und maß das Gemach mit langen Schritten, erfolglos bemüht, mit einem stupiden Lächeln und hochgezogenen Brauen den innerlichen Triumph zu verdecken. Martha fuhr fort, ihn von der Seite mit höhnischem, listigem Lächeln beobachtend: „Der Rittmeister, wenn er auch tobt und rast, beugt sich schließlich stets dem Willen der Gnädigen, und Anna ist ein zu gut erzogenes und willenloses Kind, als daß sie ihr zu trotzen wagen sollte. Und ich, o Fabi, Du weißt ja, wie sehr mein Herz Dir zugethan ist, und wie herzlich ich mich freuen werde, Dich im vollen Genusse des erwünschten Glückes zu sehen. Ich, die verlassene, demüthige Dienerin unseres Glaubens, werde nur Gebete für Dein Wohl haben und den Wunsch, daß Du im Glücke die wenigen schönen Stunden, in denen wir Beide uns Alles waren, nicht ganz vergessen möchtest!“ Fabian beugte sich zu der mit niedergeschlagenen Augen Dasitzenden herab und streichelte und küßte ihre weichen Haare: „Marthachen, mach' mich nicht traurig, Fischchen, was zwingt uns denn, uns auch nach meiner Verheiratung nicht fürder zu bleiben, was wir uns bisher gewesen? Also weine nicht, Schatz, weine nicht, was auch kommen mag, wir bleiben uns, was wir einander bisher gewesen.“ Er hatte sich neben ihr niedergelassen, sie umfangen, und ihre Lippen begegneten sich, als Martha ihn jählings von sich stieß, heftig auf die Thüre und das Gesangbuch deutend mit lauter Stimme den Vers zu singen begann: „Nur, treuer Heiland! du wirst nimmer mich verlassen!“ Der Pfarrer, zwar überrascht, that deßgleichen. Die Thüre öffnete sich, und die Gnädige erschien auf der Schwelle. „O mein lieber, lieber Herr Pfarrer, dachte ich mir es doch, wie immer in der Ausübung Ihres schönen göttlichen Berufes! Entschuldigen Sie indessen die Unterbrechung! Ich hörte, daß Sie erschienen, hörte hier Ihre andächtigen Stimmen und wollte mir die Freude machen, Sie selbst meinem künft ... einem lieben Verwandten vorzustellen. Bitte um Ihren Arm, bin wieder so angegriffen, so angegriffen, meine Nerven haben mich wieder so entsetzlich gequält. So, o diese Leiden, diese Leiden, Jesus Christ aber ist mein Trost nun und ewiglich, doch, die Tafel ist gedeckt, gehen wir daher nach dem Gartensaal. Martha wird noch gerne ein Stündchen allein der Andacht pflegen.“ Martha blieb zurück. Als die Stimme der Fortgehenden, Fortschwatzenden nicht mehr vernehmbar, klappte sie das Gesangbuch zu und warf es auf das Sopha. Dann die Stimme der Gnädigen nachäffend, knixte sie gegen die Thüre und sprach höhnisch lachend: „Mein lieber, lieber Herr Pfarrer, ihr Narren Alle, wenn ich erst die liebe Frau Pfarrer bin, will ich Euch lehren, mir Honneurs zu machen, ihr Narren!“

(Fortsetzung folgt.)

Rembrandt van Rijn.

Von
Hugo Berk.

Der große Maler des Helldunkels, dessen Leben so lange gleichfalls in einem Helldunkel schwebte, bis es in jüngster Zeit ernster Forschung gelang das Dunkel aufzuhellen, ist am 10. Juni 1608 auf einer Malzmühle bei Leyden geboren und genoß dort den Unterricht Swanenburg's, da die Eltern dem Talente, das sich früh entwickelte, Gerechtigkeit widerfahren ließen. Und so rasch stand er auf der Stufe des Meisters, daß er sich im 22. Jahre als solcher in Amsterdam niederlassen konnte, wo er sich 1634 vermählte. In jene zehn Jahre seiner Ehe fällt die glücklichste Zeit seines Lebens. Er war gesucht von den ersten Männern, von den größten Kunstliebhabern seiner Stadt, in der neben ihm mehrere andere große Künstler, wie van der Helst, um die Palme der niederländischen Kunst rangen. Sein Kunstsinn rief eine Art von Verschwendung hervor, die ihn eine der bedeutendsten Kunstsammlungen seiner Zeit ansammeln ließ, andrerseits aber auch 1653 seinen Bankerott herbeiführte, obgleich er von jedem seiner zahlreichen Schüler ein Jahrgeld von hundert Gulden bezog. Diese Kunstsammlung umfaßte die verschiedenartigsten Schätze und zeigt, daß Rembrandt für jede Seite und Richtung der Kunst einen offenen, unparteiischen Sinn besaß; aber eben darin, daß er doch kein Eklektiker war, sondern seine eigene, ja eigensinnige Richtung verfolgte, liegt eine Größe des Charakters und Talentes, die uns zur Bewunderung hinreißt. Die „realistische“ Richtung der niederländischen Kunst, welche das Leben, wie es sich täglich auf der Straße und im Hause fand, in die Kunst einführte und einbürgerte, und dem Unbedeutendsten seine Berechtigung durch die treue Wiedergabe verlieh, die aber auch das Unschöne nicht verschmähte, sondern sich sogar darin gefiel, was wir uns nur durch die meisterhafte Behandlung gefallen lassen, diese sogenannte realistische Richtung hat in Rembrandt ihre eigenthümlichste Erscheinung. Der Niederländer, der durch sein Klima auf die Häuslichkeit angewiesen ist, und dem das Halbdunkel seiner stillen, fast abgeschlossenen Wohnung so unendlich behaglich ist, er findet in dem Halb- oder Helldunkel Rembrandt's so recht seine Heimat wieder, und aus der Zaubernacht dieses Halbdunkels entwickelt sich ein Sinn für das Phantastische, der die andere Seite in Rembrandt's Wesen bildet. Während in den



Porträt Rembrandt's.

Werken von 1635 noch das helle Tageslicht vorherrscht, verdunkelt sich die Fläche seiner Bilder von da ab mehr und mehr, und seine Gestalten treten nur langsam für den Beschauer aus diesem Helldunkel heraus, freilich um dann einen



Rembrandt van Rijn: Simson droht seinem Schwiegervater. Buch der Richter 15. Kapitel, 2. und 3. Vers.

um so größeren Eindruck zu machen. In die frühere Zeit fällt seine im Haag befindliche Vorlesung des Professors Tulp an dem Leichnam eines Mannes, ein Bild voll Wahrheit und Charakteristik in den Köpfen und dem Akte, so

abstoßend im ersten Augenblick der Vorwurf ist. In der zweiten Periode darf unbedingt seine „Nachtwache" im amsterdamer Museum als das Bedeutendste bezeichnet werden, — ein Bild, vor dem man lange Zeit steht, ehe diese zum Scheibenschießen ausziehende Schützengilde aus der Tiefe der Nacht heraustritt und uns die prächtigen Gestalten in ihrer vollen Rundung vor dem Auge stehen. Auch in den fünf Verwaltern des Staalhofs hat er uns ein Stück Amsterdam und ein großes Zeugniß seines Porträt-Talentes hinterlassen. Die Vorliebe Rembrandt's für biblische Stoffe hat eine Reihe ganz eigenthümlicher Bilder geschaffen, in denen er seine Modelle dem Judenviertel, in dem er wohnte, entnahm; die Schlichtheit, Wahrheit und Innigkeit des Gefühls hat seine neuesten Biographen den biblischen Geist der evangelischen Kirche in diesen Bildern nachweisen lassen. Die biblische Geschichte ist uns menschlich näher gerückt, während die Italiener sie idealisirt hatten. Als Porträtmaler haben wir ihn bereits kennen gelernt, aber auch in der Landschaft hat er ein mächtiges Naturgefühl und die sinnigste Beobachtungsgabe an den Tag gelegt. Und wie mit dem Pinsel, war er ein Meister mit der Radirnadel (s. Bettler, Illustrirte Welt 1856, S. 209). Die Märchen, welche uns Houbraken auftischt, sind nachgewiesen erdichtet. Ein Geizhals, als welcher er dort dargestellt wird, dem seine Schüler Goldstücke auf den Boden malten, daß er sich darnach bücke, legt keine solch' kostbare Kunstsammlung an. Sein Bild steht jetzt gereinigt von allen Unglimpfen da, ein Beweis, welchen Werth gründliche Forschung für Erhellung der Geschichte und Biographie hat. Ohne Zweifel 1656 zum zweiten Male zur Ehe geschritten, starb Rembrandt 1668 in den ersten Tagen des Oktobers.

Meine Jagden in Uruguay.

Von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Jetzt blieb mir nichts weiter übrig, als zu ihnen zu gehen, aber ich durfte nicht gerade auf sie zu halten, denn das läßt sich kein Wild gefallen, und mußte, so gut das anging, gegen sie auflaviren. Ich suchte dabei die Bewegungen der Kasuare soviel als möglich nachzuahmen, bog, aber immer nur gegen sie gewandt, den falschen Kopf wie zum Aeßen nieder, denn im Profil wäre der Hals etwas zu steif gewesen, hielt manchmal ein paar Minuten auf einer Stelle, und setzte dann in aller Ruhe meinen Weg fort. Es ging dieß allerdings sehr langsam, aber ich kam doch allmälig ein Stück näher, ohne daß die Vögel bis jetzt die geringste Furcht zeigten. Sie hielten mich jedenfalls für Einen ihres Geschlechts, der sich hier einzeln in den Pampas herumtrieb, und daß er dabei ein wenig näher kam, konnte sie nicht gut beunruhigen.

Sehr zu meinen Gunsten war es, daß zufällig in dieser Zeit der Reiter, den ich vorher bemerkt und der wahrscheinlich in den Pampas Pferde oder Rinder suchte, an der anderen Seite des Rudels wieder zum Vorschein kam. Was kümmerten den die Strauße. Diese aber, wenn er auch weit entfernt blieb, behielten ihn doch im Auge, und drehten immer einmal wieder die Köpfe nach ihm.

So mochte ich auf etwa 200 Schritte hinangekommen sein, als ihnen meine eigentlich unstraußenmäßige Gestalt doch wohl auffiel. Jedenfalls hielten sie mich für einen fremden Besuch — für ein Exemplar vielleicht eines verwandten Geschlechts mit ausnahmsweise dicken Beinen und breitem, hohem Rücken. Sie liefen zusammen, blieben auf dem einen Trupp und reckten jetzt Alle, da der Reiter von ihnen fortritt und mehr und mehr am Horizonte verschwand, die Hälse nach mir herüber. Mir blieb indeß nichts weiter übrig, als meine Rolle fortzuspielen so lange es eben gehen mochte; jedenfalls hatte ich schon jetzt einen prachtvollen Schuß auf das zusammengedrängte Rudel, wäre aber dann wohl nicht mehr mit dem zweiten Lauf angekommen. Ungerupft ließ ich sie ab r keinenfalls mehr fort.

Soviel wußte ich übrigens, daß mir keine lange Zeit mehr blieb, denn einmal erst wirklich Verdacht geschöpft, und wie der Wind wären sie über die Steppe geflohen. Deßhalb ihnen ein klein wenig näher haltend, oder, wie die Seeleute sagen würden, ein paar Striche auflufend, that ich immer noch, als ob ich an ihnen vorüberschneiden wollt, und hielt erst etwa 100 Schritt von ihnen. Verstellung war jetzt nicht mehr nöthig, und da ich drei von ihnen in einer Linie hatte, zielte ich rasch und feuerte. Hei! wie das zwischen sie hineinfuhr!

Einer stürzte unmittelbar, aber den zweiten dahinter hatte ich, wie sich später auswies, zu hoch bekommen, und in seinen Fährten herumfliegend gab er Fersengeld. Natürlich folgte ihm, wie sie es jedesmal machen, das ganze Rudel, und ich schoß jetzt, ein wenig zu hitzig dahinterher, auf einen einzelnen. Sonderbarerweise schnitt diesem aber die Kugel den rechten Flügel so ab, daß er nur noch an einigen Fasern hing und natürlich nicht mehr gebraucht werden konnte. Diese Vögel verwenden aber ihre Flügel, wenn sie sich auch nicht wirklich mit ihnen vom Boden heben können, doch sehr bedeutend, um im Lauf theils ihr Gleichgewicht zu halten, theils auch wie mit Rudern die Luft mit ihnen zurückzuschlagen. Der Verwundete konnte das aber nicht mehr auf der rechten Seite, und während er sich seines Verlustes noch nicht klar bewußt schien und mit unverminderter Kraft auf der linken Seite arbeitete, warf es ihn jedesmal nach rechts herum, daß er über seine eigenen Beine stolperte und bald weit hinter seinen übrigen Gefährten zurückblieb.

Hätte ich ein gutes Pferd gehabt, ich würde ihn mit leichter Mühe eingeholt haben, so aber konnte ich nichts weiter thun, als hinter ihm drein schauen und über seine wunderlichen Kapriolen lachen. Etwa 400 Schritt vom Anschuß brach der mit der ersten Kugel noch verwundete Vogel zusammen, und die Uebrigen hielten ebenfalls und kehrten zu ihm zurück. Aber die Pampas war hier zu offen; ich konnte nirgends gedeckt ankommen, und wenn ich auch die Federn und den Straußenhals wieder aufnahm, ließen sie sich das doch nicht zweimal gefallen. Eine Weile starrten sie mich allerdings wieder an, aber auf etwa 300 Schritte gefiel ihnen meine Nähe nicht mehr, und fort ging die Hetze bis in die blaue Ferne hinaus.

Die Sonne war indessen zu hoch gerückt, um mit sieben Paar Flügeln zu rivalisiren, hielt ich es für besser, nach dem Rancho zurückzukehren und dort meine Siesta zu halten. Aber die Leute erstaunten nicht wenig, als ich mit einer solchen Ladung Federn ankam, — hatten sie doch, wie sie mir gestanden, gar nicht geglaubt, daß ich auch nur einen einzigen treffen würde.

Den Mittag verbrachte ich bei einem guten Stück Wildpret und einer Flasche delikatem Lisboa-Wein, wegen dessen ich einen Gauchoburschen ganz besonders nach der Stadt geschickt hatte, und beschloß, an diesem Abend meinen Pirschgang nach einer anderen Seite hin zu wiederholen.

Beute machte ich an diesem Abend allerdings nicht, denn den Pirschgang verdarb mir einer der kleinen Pampashirsche, aber doch hatte ich fast mehr Vergnügen dabei wie an dem Morgen, wo ich die sieben Kasuare erlegte.

Diese Hirsche sind nämlich ungenießbar, da sie das ganze Jahr über, Gott weiß aus welchem Grunde, einen höchst fatalen und scharfen Brunstgeruch haben, der schon auf einige Schritte Entfernung deutlich bemerkbar ist und in unmittelbarer Nähe ganz unerträglich wird. Das ist auch die Ursache, weßhalb es so viel Rothwild in den Pampas gibt, denn die Bewohner derselben ekeln sich vor dem überdieß dunkler als das Rindfleisch aussehenden Wildpret. Und doch sind die weiblichen und jungen Thiere ganz ausgezeichnet von Geschmack. An diesen Hirsch nun pirschte ich mich,

durch einen Felsblock gedeckt, an; aber was half es mir, ihn zu erlegen? denn benutzen hätte ich ihn doch nicht können, und ich bin nie ein Freund von einfachem Todtschießen gewesen. Ich begnügte mich deßhalb damit ihn zu beobachten, und fand die Zeit, die ich darauf verwandte, wahrlich reichlich belohnt.

Es gibt nichts Graziöseres in der Welt, wie ein Stück Wild in der Freiheit und sich vollkommen sicher fühlend. Jede Stellung ist ein Bild, jede Bewegung entzückend, und ich konnte mich nicht satt sehen an dem prächtigen Thier. Als ich ihn zuerst entdeckte, saß er auf seinem Bett zwischen ein paar Grasbüscheln und leckte sich den einen Hinterlauf, den Kopf dabei von mir abgedreht. Die Bewegung des auf- und niedergehenden übrigens sehr geringen Geweihes hatte mich zuerst aufmerksam auf ihn gemacht. Alle diese Geweihe sind Sechsender, aber niedrig und dünn im Gestänge, auch nur wenig geperlt. Der Hirsch selber ist aber in seiner Gestalt schlank und zierlich, wenn auch nicht so zierlich gebaut wie sein entfernter Verwandter in Nordamerika, der virginische Hirsch, der, wie bekannt, das Geweih nach vorn gebogen, sonst aber auch gewöhnlich nur sechs Enden trägt.

Nicht zehn Minuten hatte ich aber meinen Blick auf ihn geheftet gehalten, als er den Kopf hob und sicherte. Er konnte mich weder gehört noch gesehen haben, denn ich lauerte, vollständig gedeckt, mit vortrefflichem Wind etwa 80 Schritte von ihm entfernt, hinter dem ausgezackten grauen Stein; war es der fremde Blick, unter dem er sich unbehaglich fühlte? Wir haben ja ganz ähnliche Beispiele bei den Menschen, weßhalb sollte das Thier der Wildniß mit seinen viel schärferen Sinnen weniger empfänglich für einen solchen noch unerklärten Einfluß sein?

Der Hirsch hörte auf sich sauber zu machen — es kam ihm nicht Alles so vor, wie es sein sollte. Aufstehend äugte er scharf umher, und sein Blick haftete besonders lang an dem Stein, der mich verbarg; aber ich rührte und regte mich nicht und schloß nun die Augen, daß mich nicht vielleicht der Glanz derselben verriethe, eigentlich auch mit der nicht recht bestimmten Idee, dadurch, daß ich meinen Blick von dem Wild nahm, das Gefühl der Unsicherheit von ihm zu nehmen. Es schien das auch wirklich zu helfen, wenigstens beruhigte sich der Hirsch wieder vollkommen. Der Luftzug hatte ihm nichts Verdächtiges zugetragen, zu sehen war ebenfalls nichts, und er fing an sich auf den Pampas zu äßen.

Aber es schmeckte ihm noch nicht recht — stand auch eigentlich sehr wenig Gras auf der dürren, trockenen Steppe — er dehnte und reckte sich, und streckte erst den rechten, dann den linken Hinterlauf lang aus, und bog den schönen Kopf ein paar Mal auf und nieder, wie um die Gelenke zu probiren und geschmeidig zu halten. Jetzt endlich fing er an seiner Nahrung nachzugehen — aber nicht lange, wieder überkam ihn das Bewußtsein einer Gefahr, deren Existenz er auch an der ganz richtigen Stelle ahnte. Gegen den Wind hin brauchte er nichts zu fürchten, davon hatte er sich lange überzeugt; denn einen Feind, der von dort an ihn anschleichen wollte, würde er rasch gewittert und gemieden haben; das aber, worüber er sich nicht sicher fühlte, lag mit dem Wind, und wenn er auch gerade nichts entdecken konnte, was ihn zu augenblicklicher Flucht trieb, drängte es ihn doch davon fort, und er begann langsam und noch immer vertraut gegen den Wind aufzuziehen.

Ich ließ ihn ruhig gewähren, und erst, als er sich auf etwa 300 Schritte entfernt hatte, und nun, durch nichts mehr gestört, wieder zu äßen anfing, zog ich mein Teleskop aus, legte es auf den Felsen und beobachtete das schöne, zierliche Wild auch in dieser Entfernung, als ob ich es dicht und unmittelbar vor mir hätte.

So mochte ich wohl eine gute halbe Stunde gestanden haben, als der Hirsch, der bis jetzt nicht das geringste Zeichen von Unruhe gegeben, plötzlich den Kopf in die Höhe warf, gerade nach mir hinüber sicherte, und als er so ein paar Sekunden gestanden, mit dem rechten Vorderlauf wie ungeduldig und zornig den Boden schlug. Im ersten Augenblicke konnte ich mir nicht denken, was den Hirsch jetzt gestört haben mochte; denn der Wind hatte nicht umgeschlagen und ich selber mich so wenig gerührt, wie der Stein, gegen den ich lehnte. Kam vielleicht hinter mir etwas heran, was jener bemerkt haben konnte?

Ich duckte mich hinter den Stein und sah zurück, aber nichts Lebendes ließ sich erkennen, so weit das Auge reichte, ein Paar große, braune Geier ausgenommen, die sogenannten „brasilianischen Adler“, die langsam über den Pampas ihre Kreise zogen. Wieder hob ich mich jetzt, und noch viel vorsichtiger als vorher, über den Stein, und wieder schreckte der Hirsch, stampfte wieder den Boden und schien merkwürdig aufgeregt. Jetzt erst fiel mir ein, daß das Sonnenlicht auf mein Glas fiel, und das Wild wahrscheinlich den blitzenden Strahl desselben bemerkt haben mußte. Versuchsweise ließ ich das Glas ein wenig in der Sonne herüber und hinüber spielen, und bald zeigte es sich, daß ich mich nicht geirrt. Wieder und wieder hob mein alter Freund da drüben den Kopf rasch und scheu in die Höhe, drehte sich bald nach rechts, bald nach links, stampfte wieder und schien auf das Aeußerste ungehalten; aber er wurde nicht flüchtig, wie ich Anfangs erwartet hatte; ja, als ich mein Spiel mit dem blitzenden Glas fortsetzte, kam er plötzlich ganz entschieden und direkt auf mich zu. Er war neugierig geworden und wollte sich jetzt selber überzeugen, was dort drüben stecke.

Anfangs glaubte ich, er würde nur ein paar Schritte thun und dann flüchtig werden; aber bewahre! Langsam aber stet kam er heran, den Kopf hoch und sichernd gehoben, die Vorderläufe bei jedem Schritt wie prüfend weit ausgestreckt, bis er sich mir auf etwa 20 Gänge genähert hatte. Dort hielt er zum ersten Mal. Noch versuchte ich immer das Glas, denn ich hoffte jetzt, ich würde ihn noch näher bringen, aber er traute nicht mehr; und als ich endlich bemerkte, daß er sich halb abwandte, gedachte ich ihn wenigstens auf den Trab zu bringen und für das nächste Mal vorsichtiger zu machen. Ich sprang also rasch und den Hut schwenkend hinter meinem Stein vor und auf ihn los, und einen prachtvollen Satz machte er, wie er mich so plötzlich und dicht vor sich erblickte, auf die Seite, und flog dann, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil, über die Pampas gerade von mir fort, aber auch nicht sehr weit. Er mochte kaum 400 Schritte gelaufen sein, als er wieder hielt, zurückäugte, und keine Gefahr weiter bemerkend, langsam und ruhig weiter zog.

Diese Thiere wissen ordentlich, daß ihnen Niemand nachstellt, und sie machen es gerade so wie jener Lüdrian in Wien, dem man sein wüstes Leben vorhielt und ihm bemerkte, er würde nicht einmal so viel hinterlassen, um sein Begräbniß zu bezahlen — „sie verlassen sich auf's Stinken“.

An dem Abend bekam ich weiter nichts zum Schuß. Allerdings sah ich noch zweimal ein paar kleine Rudel Strauße, aber sie waren zu weit entfernt und zogen auch noch außerdem von mir fort, daß das jedenfalls ein langer, mühseliger, und außerdem vollkommen nutzloser Marsch gewesen wäre.

Am nächsten Tage erlegte ich fünf Kasuare und fehlte drei, hatte dafür aber auch die Freude, unter den fünfen eine Doublette in voller Flucht zu machen. Abends mußte ich aber auch wieder daran denken ein Stück Wild zu schießen, denn mein alter Gaucho, bei dem ich kampirte, hatte Besuch bekommen: zwei Brasilianer von Yaguaran, die herübergekommen waren, um Vieh zu kaufen. Diese brachten aber das Vorurtheil gegen gutes Wildpret nicht mit und ließen sich mein Schmalthier so vortrefflich schmecken, daß ich neuen Vorrath einlegen mußte, wenn ich mich nicht dazu verstehen wollte getrocknetes Kuhfleisch zu verzehren, was nie meine Leidenschaft gewesen ist. Wild gab es übrigens genug, und ich brauchte wahrlich nicht lange darnach zu suchen. Um

drei Uhr Nachmittags etwa traf ich ein kleines Rudel von fünf Stück mit einem jungen Gablerhirsch dazwischen, es war jedenfalls eine Familie, und durch das Terrain begünstigt gelang es mir, mich bis in Schußnähe anzupirschen. Ich schoß wieder ein Schmalthier, das aber noch nach dem Schusse flüchtig wurde und direkt jenem kleinen Dickicht zufloh, von dem aus ich am ersten Morgen meine Kasuarjagd begonnen. Glücklicherweise wurde es noch krank, ehe es die Büsche erreichen konnte, und da ich die Stelle von Weitem ziemlich genau sehen konnte, wo es sich niederthat, folgte ich ihm jetzt gar nicht, sondern ging direkt nach dem Rancho zurück, um dort mein Pferd zu holen und die Beute damit zum Haus zu schaffen. Das Rothwild ist ziemlich gering in den Pampas, ich hatte aber doch keine Lust, das erlegte Stück auf den Schultern bis zum Haus zu tragen.

Am Rancho angekommen, dauerte es immer einige Zeit, bis ich mein Pferd mit Hülfe der Gauchos einfangen konnte. Es war draußen in den Pampas bei den anderen Thieren und schien nicht die geringste Lust zu haben, sich heute noch zu irgend einer Arbeit verwenden zu lassen. Endlich bekamen wir es, aber es ging schon gegen Abend, und ich behielt kaum noch Zeit, wieder hinauszureiten und das erlegte Stück zum Haus zu holen. Um nicht beim Reiten behindert zu sein, ließ ich auch meine ziemlich schwere Doppelbüchse zurück, denn jagen wollte ich ja doch heute Abend nicht mehr. Nur ein paar Streifen roher Haut nahm ich mit und die Bolas, die ich noch mit aus den chilenischen Cordilleren gebracht und eher werfen konnte wie einen Lasso; der Arm braucht bei dem Wurf derselben nicht so gedreht zu werden. Mein altes, treues Bowiemesser, das ich nun schon seit dem Jahre 1841 führe, trug ich natürlich wie immer an der Seite.

Das Stück Wild hatte sich an der anderen Seite des kleinen Dickichts, vom Hause ab gerechnet, niedergethan, und nach dem, wie es sich auf der Flucht benommen, glaubte ich es sicher verendet zu finden. Der Platz selber war auch nicht gut zu verfehlen; denn bei dem offenen Terrain konnte man, besonders vom Sattel aus, eine weite Strecke übersehen, wo dann das dunkle Wild in dem gelben Gras auffällig genug bleiben mußte.

Von Haus ab ließ ich mein Thier tüchtig austraben, sobald ich aber das Dickicht selber erreichte, zügelte ich ein und ritt langsam. Es war ja doch möglich, daß mein angeschossenes Stück noch einmal aufstand, und da wollte ich vorher jedenfalls rekognosziren, um es nicht unnöthigerweise scheu und flüchtig zu machen. Der Jäger weiß, daß es sonst noch manchmal eine lange Hetze gibt. Wie ich das Dickicht aber langsam umritt, sah ich den dunklen Körper drüben am anderen Hang schon auf dem lichten Untergrunde liegen, lenkte also, um so wenig Zeit als möglich zu verlieren, nach den Büschen hinunter, umritt diese, und trabte dann schräge am anderen Hang hinauf.

Von unten konnte ich das verendete Stück jetzt allerdings noch nicht erkennen, aber die Entfernung bis zu der Stelle, wo es lag, von da aus, wo ich mich jetzt befand, betrug sicher kaum noch 60 Schritte, als ich plötzlich einen dunklen Körper sich aus dem Gras heben und davoneilen sah. — War das mein angeschossenes Stück? — aber es floh nicht in Sätzen, wie es das Rothwild stets thut, und was konnte es denn sein?

Fast unwillkürlich gab ich meinem Thiere die Hacken, denn ich mußte jedenfalls sehen, was aus dem flüchtigen Stück wurde und wo es blieb, und das konnte ich nur von der Höhe. Mein Brauner griff tüchtig aus, und bald hatte ich den oberen Kamm erreicht. Dort aber lag ausgestreckt und von irgend einem wilden Thiere angerissen mein waidwund geschossenes Stück, und vor mir, durch das gelbe Gras der Pampas floh — ich bohrte meinem Thiere die Hacken in die Seite, daß es hinten ausfeuerte — ein Puma, den ich von seinem Schlupfwinkel, dem Dickicht, abgeschnitten hatte.

Und fort ging die Hetze. Was kümmerte mich jetzt das erlegte Stück; ich dachte nicht einmal daran, daß ich gar keine Büchse bei mir führte, und mein wackerer Brauner ging förmlich mit mir durch. Wohl hatte ich schon früher davon gehört, daß Pumas (der sogenannte amerikanische Löwe und eine starke Pantherart) dann und wann in den Pampas vorkommen, aber voraussichtlich nicht darauf gerechnet, einem von ihnen zu begegnen; denn man kann monatelang solche Stellen, auf denen sich wilde Thiere befinden, absuchen, ohne sie in Sicht zu bekommen. Wenn man sie nicht mit einer zahlreichen Meute von Hunden aufstöbert, ist es immer nur ein Zufall, der sie dem Jäger in den Weg führt; denn mit den schärfsten Sinnen begabt, wissen sie ihm stets auszuweichen, ehe er ihnen nahen kann.

Mein Pferd, das die beiden letzten Tage ordentlich ausgeruht, war wacker auf den Füßen und nahm, wie es schien, selber Interesse an der Hetze. Wir flogen nur so über die Pampas, und immer näher kamen wir, wie es mir schien, der braunen, geschmeidigen Gestalt des Raubthiers, das jetzt in langen aber niederen Sätzen über den Boden dahin schnellte — und keine Büchse, mit der ich doch vielleicht, selbst im Galopp, das Thier hätte verwunden können, wenn ich im Stande war an seine Seite zu kommen!

Das Einzige blieben die Bolas. Wenn ich auch keine große Uebung im Gebrauch derselben hatte, war es doch wenigstens etwas, und ein glücklicher Wurf konnte vielleicht die Bestie in meine Gewalt bringen, daß ich im Stande war ihr mit dem Messer beizukommen. Wer denkt denn in einem solchen Augenblick an die Gefahr?

Fast mechanisch löste ich die Bolas vom Gürtel, denn mein Pferd brauchte ich gar nicht zu lenken, es folgte jeder Bewegung des kaum noch 80 Schritte vor mir dahinspringenden Raubthiers, ja, schnitt ihm sogar aus freien Stücken den Weg ab, wo es einen Bogen machen wollte, um wahrscheinlich zu seinem alten Versteck, dem Dickicht, zurückzubrechen. Endlich gab es aber diesen Versuch auf und schnitt gerade wie ein Pfeil durch die Pampas, die sich hier zu einer weiten, grenzenlosen Ebene auszudehnen schien — aber der Puma kannte das Terrain besser als ich.

(Schluß folgt.)

Eine Station des Welthandels.

Von

Eugen Salwig.

II.

Ganz dem bunten Wechsel der Bauart von Port Louis entsprechend ist die Bevölkerung: neben dem Europäer, der vornehm durch die Straßen schreitet, keucht der indische Kulie unter der Last, welche er um geringen Lohn zum Hafen trägt; dem stolzen Araber mit dem edel geformten Gesichte begegnet der rabenschwarze Vollblutneger mit dem Affenschädel, und neben trägen Kreolen schleichen die verkommenen Ueberreste der früheren Sklavenbevölkerung einher. Am auffallendsten unter all' den fremdartigen Gestalten sind aber für den Fremden entschieden die Chinesen mit ihren breiten, gelben Gesichtern und langen Zöpfen, welche hier beinahe ausschließlich den Handwerkerstand bilden, so daß man zu Dienstboten, wenn irgend etwas zu repariren ist, bloß sagt: „Gehe zum Chinesen!“ Außerdem aber finden sich noch Singhalesen, Armenier, Madagassen und die verschiedensten europäischen Stämme, Alle — braun, schwarz oder weiß — ohne Unterschied vom Streben nach Reichthum angelockt, ein reges, nie ruhendes Gewimmel. Die Zeit, da Frankreich die Insel beherrschte, steht bei den Einwohnern, welche sehr bigott sind, noch in gutem Andenken, und wenn England einmal mit Frankreich in Krieg geräth, wird dieses letztere sicher von der nahe gelegenen französischen Insel

Bourbon aus einen Versuch machen, sein altes Eigenthum wieder zu annektiren.

Noch viele Ortschaften haben französische Namen, welche sich durch offizielle englische nicht verdrängen lassen, und diese Renitenz beweist hinlänglich, daß die Engländer auf der Insel noch nicht viel Anklang gefunden haben. Bisher war Port Louis fast die einzige Stadt, neuerdings fängt aber der Hafenplatz Mahebourg an ihr Konkurrenz zu machen, und es wird vielleicht nicht lange anstehen, bis er der Hauptstadt völlig gleich steht. Der Hafen daselbst ist stets mit Schiffen aller Nationen gefüllt und neuerdings noch zum Kriegshafen der südafrikanischen Flotte hergerichtet worden. Die Lage des Orts ist eine reizende, und namentlich der Hafen gewährt einen wunderschönen Anblick. Hohe Bäume, welche ihre hängenden Zweige theilweise in die Wogen tauchen, stehen am Uferrande und geben dem Hafen das Ansehen eines in heimlichem Waldesdunkel liegenden Landsees. Die Straße aus dem Innern der Insel nach dem Hafenort führt eine große Strecke weit durch unabsehbare Zuckerpflanzungen, und rechts und links erheben sich unzählige Zuckersiedereien. Ehe man den eigentlichen Hafenort betritt, kommt man durch das Dorf Magnien, welches eigentlich die Vorstadt von Mahebourg ist. Von der hier über den Fluß Chaux führenden hölzernen Brücke aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf den Hafen. Auf der Rhede zwischen Mahebourg und dem großen Hafen fand 1510 ein großes Seetreffen zwischen den Franzosen und Engländern statt; die letzteren mußten endlich die Flagge streichen. Aber dieser Sieg half den Franzosen nichts, weil zu gleicher Zeit ihre Landtruppen auf der Insel geschlagen wurden, so daß sie am 3. Dezember kapituliren mußten. Auch die Dörfer bieten einen lieblichen Anblick. Alleen von hohen Mangobäumen durchschneiden dieselben, vor den Thüren der Hütten spenden Tamarindenbäume ihren gastlichen Schatten, und mitten aus dem Blättermeere erhebt sich da und dort der höhere Giebel eines geschmackvollen Landhauses. Auch die Landstraßen haben theilweise guten Schatten, indem sie zu beiden Seiten dicht mit Bambusgebüsch bewachsen sind, dessen lange Blätter von rechts und links über die ganze Straße reichen und so ein dichtes Schattendach bilden, unter dem sich's ganz behaglich gehen läßt. An schönen, lieblichen Landschaften ist die Insel überaus reich, und für den Pinsel



Eine Station des Welthandels: Straße und Moschee in Port Louis.

eines Malers fände sich hier die reichste Ausbeute, nur schade, daß der Weg ein so weiter ist.

Die Jungfer vom See.

Novelle von W. Passauer.

(Fortsetzung.)

8.

Der Himmel hatte sich wieder mit grauen Wolken bedeckt, die westwärts her eine hinter der andern in kurzen Zwischenräumen über den See und das Haus daher flogen, über einander rollten und tollten und allerlei Muthwillen trieben, anstatt an der Chronik, wie es ihre Schuldigkeit, fleißig und ernsthaft fortzuschreiben. Daß sie dafür von der Sonne, die zwischenhin dann und wann schnell und hell über das Dach hinblitzte, gebührendermaßen heruntergemacht wurden, fruchtete um so weniger, als die Sonne, lieb und gütig wie sie einmal ist, dann immer das Versäumte selbst nachholte. Die jüngsten und muthwilligsten von den faulen Mägden der Luft klatschten und skandalisirten im Vorüberfliegen und wollten sich vor Lachen schier ausschütteln über die Menschen, die drolligen Menschen, die da unten im Gartensaale versammelt, anstatt all' das Gute, womit die Tafel reich besetzt war, in Eintracht und Liebe zu genießen und sich der Gottesgaben zu erfreuen, jeder für sich verbissen und übellaunig, besorgt und neidisch, argwöhnisch und selbstsüchtig, voll Angst und Traurigkeit, jeder mit seinem Geheimniß von Liebe und wieder von Haß beladen, nebeneinander saßen und keines Bissens recht froh wurden, während sie sich zugleich vergebens abmühten, so aufrichtig, so liebenswürdig, so fröhlich, so zuvorkommend als irgend möglich gegen einander zu erscheinen. Neben der Gnädigen saßen links Fritz von Baradulin und rechts der Pfarrer; dann der Doktor, der alte Rittmeister, Anna, neben ihr war Martha's noch leerer Stuhl.

Die Unterhaltung ging, wie unter solchen Umständen nicht anders möglich, stockend, abgebrochen, langweilig vor sich. Dem Rittmeister und Pfarrer gaben die Pausen hinreichende Veranlassung, zum Oeftern die Qualität des Portweins und der die Gänge des Essens begleitenden Sorten der französischen und Rheinweine nachhaltig zu prüfen. Die Blume des Portweins erinnerte den Pfarrer trotz Anna's Gegenwart lebhaft an Martha. Er ließ geschlossenen Auges ein volles Glas ganz sachte, sachte über die Zunge gleiten, und vorübergehend dämmerte in ihm ein unklarer Gedanke über etwas wie eine Aehnlichkeit der Charaktere des Portweins und Martha's auf. „In Kranz gewesen, gnä'ge Frau? Erste Saison wohl zu Ende? Viel von uns besucht?" unterbrach Fritz von Baradulin wieder einmal die eingetretene peinliche Stille. — „Nicht wie sonst! Die Besetzung der Grenzen durch unsere braven Truppen, die wahnsinnige Revolte der polnischen Malcontenten ließ leider viele Lücken, und nur zu viel Raum für leichtere Waaren und bürgerliche Namen aus der Provinz."

„Zahlen aber ebenso gut und besser, als mancher vom hohen Adel," warf der Rittmeister, den diese Betise verdroß, hinein, „und der Ostsee ist es ziemlich gleich, ob sie über bürgerliche oder adelige Leiber Wellen schlägt. Geht mich auch so, wie die Ostsee." — „Wohl nicht ganz! Wissen, Herr Vetter," erwiederte schlau lächelnd der Hauptmann, „daß das Seewasser auf adeliges Blut ganz besonders günstig wirkt? Oder etwa nicht? Das macht adeliges Blut rein adelig, ist doch anders zusammengesetzt, kryptogamisch, glaube ich, nennt man das, wie bürgerliches. Unterschied zeigt sich ja auch mehr publice in Knochenbau, Geäder, wie bei Rassepferden und denen plebejer Abstammung!" — „Na, wenn Sie sich in Blut und Knochen partout reinarbeiten, da haben wir ja einen Mann von Fach unter uns. Lieber Doktor, was sagen Sie dazu, was schreiben darüber Ihre Kompendien?" — „Das Blut besteht wohl bei allen Menschen in normalem Zustande aus relativ gleichen Bestandtheilen, aber einen Unterschied des Blutes gibt es allerdings," der Herr Hauptmann klemmte sein Monocle ein und neigte sich zustimmend gegen Cäsar, „nämlich einen Unterschied zwischen gesundem Blut und verdorbenem, und in sofern hat eine gesunde Dienstmagd besseres Blut, als eine kränkliche Gräfin!" Dem Hauptmann entfiel das Monocle. „Impossible, Herr Doktor, aber ganz die Lehren, die heutzutage gäng und gebe sind bei den Herren Demokraten, nun, die Wissenschaft wird Sie umkehren lehren, die Wissenschaft, die Ihnen mit dem Degen statt der Feder und mit Blut anstatt der Tinte, wenn's nöthig wird ..." — „Nun, wenn's nöthig ist, wird die Wissenschaft auch auf solche Dictados zu antworten wissen," erwiederte Cäsar ruhig, „die Wissenschaft ist ein Ewiges, wie der Menschengeist. Ihr Ziel ist die Wahrheit. Sie kann wohl irren und Irrthümer fallen lassen, aber zu anerkannten Irrthümern zurückgeleitet werden kann die Wissenschaft nicht, obschon gewisse Leute das von ihren feilen Dienern verlangen und sich damit den Stempel der geistigen Ohnmacht auf die eigene Stirne drücken." — „Und doch," warf der Pfarrer, sein Gehirn abquälend, um doch etwas Geistreiches zu sagen, mit einem zärtlichen Lächeln nach Anna ein, „doch sagt unser Schiller: Denn der Irrthum ist das Leben und das Wissen ist der Tod!" — „Ja wohl," erwiederte Cäsar, dem es in der Gesellschaft allgemach warm zu werden begann, „der Irrthum ist Leben für Alle, deren schwachen Augen das helle Licht des Wissens widerstrebt, die sich in der Dämmerung eines kindischen Traumlebens selig und beruhigt fühlen, und nicht die Seelenkraft besitzen die Wahrheit zu ertragen. Das sind die weichen Schwärmer in Religion und Politik, die den Faltern gleich im Abendlicht des süßen Glaubens, des Ahnenstolzes umhertaumeln und sich vor jedem Sonnenstrahl in ihre Schlupfwinkel verkriechen; die von da aus Alles beschmutzen und verdammen, was seit Jahrhunderten die Menschheit ihrer Bestimmung entgegengetragen hat; ja, dieselben ewig Blinden sind es, die auch in unserem Lande Unruhe und Zwist gesäet, weil das Wissen von dem, was ihre morsche Macht aufrecht hält, zugleich ihr Tod ist." — „Ach, gnä'ge Frau, immer dieselben banalen Phrasen," lispelte der Hauptmann zur Seite, „mit denen jetzt jedes Winkelblatt prunkt und den armen Leuten, der misera constituens plebs, wie ein Heide irgendwo gesagt, die letzten Groschen aus der Tasche lockt, die sie weit besser zur Bezahlung der Steuern verwenden könnten. Bedaure sehr, dergleichen Sentiments," wandte er sich laut zum Rittmeister, „in Ihrem werthen Hause hören zu müssen, lasse mich auf Widerlegung von dergleichen natürlich nicht ein, nie, nein, Kartätschen sind darauf die beste Antwort." — „Oder ein brünstiges Gebet um Erleuchtung der ungläubigen Seelen," fiel der Pfarrer mit himmelndem Blicke ein, „die ganz versunken in den Mammons- und Astarothsdienst ihr ewiges Heil vergessen und nach dem trachten, was Leib und Seele gleich verdirbt!"

Während Martha inzwischen am Tische Platz genommen, und die Gnädige die Hände faltend den Blick zu Boden gesenkt, wie im Gebete um das Seelenheil der verirrten Schafe des Herren Pfarrers, und Anna Cäsar bittend zuwinkte, war Johann mit verstörtem bleichem Angesicht hinter den Stuhl des Rittmeisters getreten und hatte ihm in's Ohr geflüstert. Der alte Herr, schon etwas weinselig, sah Johann mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an und wandte sich lachend gegen die Tafel. „Närrischer alter Kerl das, erzählt eben, die Jungfer vom See habe gerufen! Alter Hans, er, was wollte ich sagen, laß Dich nichts weiß machen! Dummes Zeug das! Hier, da, haben manchmal im Feld den Fusel aus einer Flasche getrunken, sauf' mal hier den Aßmannshäuser! wird Dir die Angst aus dem Leibe treiben!" — „Die Jungfer vom See? was will die Jungfer vom See? wen ruft sie?" fragte der Hauptmann, und sah,

das Monocle eingeklemmt, verwundert nach der Thüre, als erwarte er eben, die Jungfer vom See müßte da hereintreten und zunächst ihm sich vorstellen lassen. „Die Jungfer vom See," nahm die Gnädige, offenbar etwas alterirt, das Wort, „läßt, so erzählt man sich in unserem Hause, jedesmal einen klagenden Ruf aus dem See hören, wenn einem derer von Baradulin der Tod droht. Ich glaub' nicht daran, Herr Pfarrer, es wäre gottlos, daran zu glauben, aber sonderbar ist's, zweimal, weiß ich, hat's doch eingetroffen, einmal als mein Vater im Eise des Sees einbrach und Pferde und Knechte ertranken, war noch Kind damals, und dann vor dem Tode meines Bruders, der bei Laon blieb." — „Ja, ja, erinnere mich, auch davon gehört zu haben. Mag wohl vor Zeiten Mode gewesen sein. Wir sind aber zu aufgeklärt dazu, ungeheuer aufgeklärt, nicht wahr, Herr Pfarrer, sind wir, uns ficht dergleichen nicht an." — „Nun allons," schrie der Rittmeister, „Hans öffne die Flügelthüren, wünsche wohl gespeist zu haben, allerseits. Hat die Jungfer einmal gerufen, wird sie uns wohl noch einmal den Gefallen thun, oder der Henker soll ihr holen, möcht' es auch wohl einmal hören, und wenn Einer aus diesem hochedlen Hause daran muß, käme mir eben recht, bin justement in der Stimmung!" Wünsche es ihm gleichfalls! dachte der Hauptmann bei sich, sagte es aber nicht. Die Flügelthüren wurden weit geöffnet, und die Gesellschaft, die Gnädige mit dem Hauptmann am Arme, war allmälig auf die Veranda hinausgetreten, von wo man die unendliche Wasserfläche bis weit in die fernen Uferberge übersah. Die Sonne war hinter den Wolken und neigte sich dem Untergange zu. Ihre gedämpften Strahlen gaben der Luft und Landschaft ein mattgelbes Licht. Der Wind blies seewärts her nicht scharf, aber stetig. Die Wellen gingen hohl. Man hörte ihr Rauschen deutlich von unten herauf. „Hier, meine Herrschaften," schrie der Rittmeister, „nehmen Sie an diesem Tische Platz, Herr Pfarrer, Hans, die Gläser und Flaschen, woll'n heut' mal dem Aßmannshäuser gehörig zu Leibe, Doktor Baradulin oder von Baradulin, ist mir ganz toutement egal!" Der alte Hans war mit dem mächtigen Präsentirteller voll Gläsern und Flaschen in den Händen aus dem Saal und an den Tisch getreten, da wandte er plötzlich das Gesicht erschrocken und bleich nach dem See und setzte den Präsentirteller hastig auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser aneinander klirrten. Alle horchten auf.

Es kam durch das Rauschen der Wellen vernehmbar ein unisoner klagender Ton, mächtig vom leisen Piano anschwellend bis zu einer lauten Tonwelle, dann ein wenig nachlassend und wieder kräftiger anwachsend in derselben Höhe bis zum lauten Forte, in diesem eine Minute anhaltend und dann allmälig und wie in einem zitternden Hauche wieder verhallend. Wie der Klang der aus grünem Waldkraute geschnittenen Hirtenpfeife war der Ton weich und voll, aber in seiner Dauer zugleich die Nerven anspannend und schneidend bis in's tiefe Herz hinein. Weder aus der Luft und den Wolken schien er zu kommen, noch aus der Tiefe des Sees oder dem Wasser her, doch er klang jedem Ohre gleich nah und gleich ferne. Der Wind schwieg einen Augenblick ganz, als lausche er dem Klange, und die Blätter der Bäume hingen unbewegt und still, bis er verhallt war. Unter der Veranda war es still, ganz still geworden. Cäsar und Anna standen zufällig zu hinterst allein. Ihre Augen begegneten sich. Wie erschrak er vor dem unendlich traurigen Ausdruck ihres Gesichts, als sie die Hände wie flehend, die schönen Augen voll Thränen zu ihm emporhob, als hätte sie ihm ein begangenes Leid abzubitten, oder einen bittern, bittern Schmerz zu gestehen! Der Rittmeister kam mit der Sprache zuerst heraus. „Himmel und Katzbach, was ist nu los! Stehen Alle, als ob die Sonne vom Himmel und ihnen auf die Nase gefallen wäre, und lassen sich von einem Bengel, der irgendwo in den Weiden auf der Pfeife bläst, in's Bockshorn jagen! Hans, alter Narr, was glotzt Er mir an, so dumm, wie Seine Mutter, als sie Ihn in die Welt setzte! lauf' in den Park und such' mir den Jungen auf, der geblasen, soll noch einmal blasen, hier." Die Gnädige war mittlerweile auf einen Stuhl gesunken: „O, meine Nerven! cher cousin, was sagen Sie dazu?" — „Ich? sage gar nichts dazu," lächelte der, „denke dabei auch gar nichts! Herr Pfarrer, Sie werden uns das erklären, wie das zugeht, daß . . ."

Der Pfarrer fuhr zusammen. Er hatte augenscheinlich schon wieder etwas mehr, als ihm dienlich, von dem Aßmannshäuser zu sich genommen, und seine Logik war etwas eingeschlummert. Da er Anna's Augen nicht auf sich zu lenken vermocht hatte, liebäugelte er durch die blauen Brillengläser mit Martha hinter des Hauptmanns Rücken, als dieser sich an ihn wandte. „Ich? nun ich! . . die heilige Mar . . . die heilige Schrift wollte ich sagen, gibt uns darüber keine Anweisung, doch hab' ich gehört, daß dergleichen Stimmen an verschiedenen Orten der Mar . . . der Erde, wollte sagen, gehört werden, wie auf der Insel, wie heißt sie doch, da unten dicht bei Hinterindien, ja, ja, ja! richtig auf Ceylon, auch am kurischen Haff, Teufelsstimmen nennt man sie. Und wenn ein Gebet, ein brünstiges Gebet, dazu thun kann," Martha und die Gnädige falteten gleichzeitig mit ihm die Hände, „die Listen und bösen Anschläge des Teufels zu vereiteln, der uns damit locken will, abzufallen von Gott, — o, so vereinigen wir uns zu dem gemeinschaftlich." — „Mann Gottes," fiel ihm der Rittmeister in's Wort, „seid Ihr bei Troste? Bleibt mich hier mit Eurem Gebete weg! Hör's von Euch nicht einmal gerne auf der Kanzel, viel weniger hier! Da, trinkt lieber, angestoßen, die Jungfer vom See soll leben! So! Möchte die kleine Katz wohl mal sehen, wie sie da in den Wellen rumpaddelt, nicht wahr, Doktor? Ihr seid ja aber auch ganz stumm? Hat's Euch die Jungfer angethan? Was sagt Ihr denn zu dem tollen Zeuge?" — „Nun, ich meine," erwiederte Cäsar, „diese Töne, deren wir eben einen gehört, werden sich schwerlich besonders an die Todesstunden derer von Baradulin binden, obwohl es schon möglich ist, daß sie hie und da zufällig gehört sind zu einer Zeit, in der das Geschick eines aus unserer Familie sich erfüllte. Im Uebrigen hat der Herr Pfarrer in soferne Recht, als es in der That verschiedene Orte gibt, an denen dergleichen Naturlaute gehört werden, die offenbar durch eine besondere Richtung des Windes über Wasser zusammen mit einer gewissen Oertlichkeit, deren Bedingungen wir freilich nicht kennen, entstehen." — „Da höre man wieder diese gelehrten Herren," sprach der Hauptmann dazwischen, „wie kalt und gefühllos sie wegraisonniren, was nur immer in den Herzen der Völker als frommer Glaube Jahrhunderte gelebt und das heilige Band zwischen Himmel und Erde befestiget."

„Nun, mein Herr," erwiederte Cäsar, „wird der Eindruck des Phänomens dadurch abgeschwächt, wenn wir über den Ursprung desselben nachdenken? Wirkt es dadurch weniger tief auf unser Gemüth und Empfinden, wenn wir erkannt haben, daß diese Erscheinung eine Wirkung der einfachsten Naturkräfte ist, als wenn wir annehmen, die Jungfer vom See oder, wie der Herr Pfarrer will, der Teufel selbst habe höchst eigenmündig dieß oder das damit kund geben wollen? Ich vernehme darin denselben Ton, mit dem die Mutter Natur das wunderbare Wesen, das sie aus sich selbst erzeugt, den menschlichen Geist in seinem Urzustande umwehte; der Ton, der unterthänig diesem Geiste gemacht und in seinem Banne zur Musik geworden, in schönen Weihestunden Tausende von Herzen über das menschenerbliche Weh und Leid der Erde hinweghebt und wieder an die warme Brust, an die Allen gemeinsame und Allen ohne Unterschied gleiche Liebe unserer heiligen Mutter zurückruft! Welch' erhebenderen Gedanken gibt es als den, zu denken, daß die halben Töne schon den ersten Erschaffenen unseres Geschlechts die vielgestaltigen Geheimnisse ihrer Schöpferin ahnen ließen, und auch uns heute noch umschweben, und wehmüthig, weil eben immer und immer vergebens daran mahnen, zu dem ursprünglichen keuschen, einfachen Dasein zurückzukehren, das

einstens unser war!“ Als Cäsar geendigt, war es wieder still in der Veranda. Niemand erwiederte. Anna hatte sich nach seinen letzten Worten leise entfernt. Der Rittmeister schaute nachdenklich in die untergehende Sonne. Die Gnädige hatte sich geschlossenen Auges an eine Säule der Veranda gelehnt und hing ihren Träumen nach.

Cäsar empfahl sich bald mit tiefer Bewegung seinen Wohlthätern, eine längere Studienreise vorgebend. Auch die Gnädige und der Hauptmann, denen der Abend zu kühl wurde, entfernten sich, von Martha begleitet. Den Rittmeister und den Pfarrer hielt der gute Wein noch einige Zeit bei einander. Dann schieden auch sie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Palmknoopen.

Eine holländische Sitte aus der guten alten Zeit.

Von

Eugen Hugo.

Das arbeitsame und sparsame Volk der Holländer wurde und wird verschwenderisch, wenn es sich um die Feier einer Hochzeit handelt. Noch heutzutage erlauben sich selbst Arme einen gewissen Luxus und vergnügen sich bei langen Mahlzeiten, bei Musik und Tanz; der Bürger verpraßt das Einkommen eines ganzen Jahres; die Reichen entfalten einen kolossalen Luxus, und unter allen Bedingungen speist man lang und üppig. Vor Zeiten verband sich mit der Hochzeit eine hübsche Sitte: das Palmknoopen, das Palmenbinden,



Das Palmenbinden in Holland am Vorabend der Hochzeit.

wie wir es deutsch nennen würden. Am Abend vor der Hochzeit versammelten die Brautleute ihre Freunde um sich, um die Blumen und Zweige für Braut und Bräutigam zu binden. Die Eingeladenen setzen sich um einen Tisch, der mit Kerzen beleuchtet ist; die zwei älteren präsidiren dieser lustigen Gesellschaft, der das Glück der Verlobten den Kopf verdreht zu haben scheint. In einem Weidenkorb liegen die Zweige, im Winter künstliche, im Sommer natürliche, aufgehäuft, und ein junges Mädchen legt sie bündelweise auf den Tisch; je nachdem sie die Eingeladenen in Palmen, Kronen, Schlangengewinde gebunden, werden sie in einen zweiten Korb gelegt. Geschickte Scheeren machen Blumen aus Goldpapier, die man an die grünen Zweige befestigt, und wenn dieß Geschäft gethan, verwandelt sich das holländische Phlegma in die lustigste Ausgelassenheit. Unter Gesang und Lachen zerschneidet man den Hochzeitskuchen und schmückt die Leuchter, die Lustres, ja die Brautleute mit Blumen und Kränzen. Die Alten erinnern sich mit Vergnügen der Feier aus ihrer Jugend und wünschen den jungen Brautleuten so glückliche Tage, als sie selbst erlebt. In dieser Vorbereitung der Palmen und Blumen, welche am Morgen der Hochzeit das Gespann des Hochzeitswagens und die Kleider der Brautleute schmücken, lag noch etwas von der sogenannten guten alten Zeit, das heißt von der Traulichkeit des häuslichen Herdes, von dem patriarchalischen Wesen des Familienlebens; nur der Polterabend in Norddeutschland hat ein wenig von jener Festfreude erhalten.

Die Großmutter.

Von

Alexis Horn.

Die deutschen Nachkommen der holländischen Sittenbildmaler haben noch mehr als jene das Volk zu ihrem

Studium gemacht, und zwar des Volkes gute Sitte: im Volk haben sie noch ganz die ungebrochene Frische, die Natur, das lebendige Pulsiren der Gesundheit gefunden, die in den höheren Ständen durch das Raffiniren auf Genuß und Comfort verloren gegangen. Zu den trefflichsten Schilderern des Volks, die ihm die Ursprünglichkeit erhalten haben und ihm nicht, wie so manche Dorfgeschichtenschreiber, eine fremde Sentimentalität eingeimpft, zählt der „Meyer von Bremen", der eine kräftige und malerische Bauernrasse, welche in Oberhessen ihre Heimat hat, und auch dem bekannten Becker Stoff zu so vielen Bildern gab, durchstudirte. Meyer kennt jene Leute durch und durch: die allgemeine Gesichtsbildung der Männer und Frauen, der Körperbau, die Tracht verrathen durchaus den provinziellen Typus; alle Formen sind bestimmt, unverwischt. Die Männer stämmig und gesund, die Frauen derbwüchsig und ländlich sittlich, die Kinder rund, munter und liebenswürdig. Wie lacht einem das Herz, sieht man die Alte, wie sie das Kind mit dem Wasser spielen läßt, ehe es damit Ernst wird und eine tüchtige Reinigung des kleinen Rundkopfs beginnt. Wie einfach die Handlung, und doch lauschen wir ordentlich der Unterhaltung zwischen Großmutter und Enkel. J. G. Meyer, 1813 zu Bremen geboren, widmete sich der Malerei, trat 1839 in die düsseldorfer Akademie, wo er 1841 sein eigenes Atelier eröffnete. Anfangs der biblischen Historie zugewandt, hat er später das Familienleben und die Kinderwelt ganz zu



Die Großmutter. Nach einem Gemälde von Meyer.

seinem Studium gemacht, und auch unsere Blätter brachten schon eine Reihe seiner vielgesuchten und in alle Kreise gedrungenen Bilder.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Ottfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Hermann erzählte nun seinerseits, ganz wundersam gestärkt von dem lange entbehrten Genuß von Zwieback, Thee und Rum, die ihm wie Arzneimittel vorkamen. Er schilderte Jost seine Insel mit dem Winter- und Sommerquartier, der heißen Quelle, dem Vulkan, den Thälern und all' den Einrichtungen, die er dort getroffen; er recitirte dem Alten einen Theil der Gedichte, die er dort gemacht hatte, und zeigte ihm das Boot, das er sich wieder hergestellt, und Jost's Bewunderung fand kein Ende. „Na," sagte er, „könnten wir denn nicht nach dieser Insel der Einsamkeit hinfahren, junger Herr? Mit unseren Vorräthen ließe sich dort gar leicht ein angenehmer Winter verbringen, und nun wir unser Zweie, sollt' uns die Zeit nicht lange werden." — Hermann schüttelte bedenklich den Kopf. „Es geht nicht, Alter! selbst mit Deinem Kompaß und Sextanten ging es nicht, da ich keine Länge und Breite von meinem Eiland weiß und wir mit Strömungen und widrigen Winden zu kämpfen hätten. Es wäre ein ebenso wahnsinniges Unternehmen, als wenn wir in meinem offenen Boot von hier aus über den Ozean nach Grönland schiffen wollten. Wir müssen hier bleiben und ein passendes Winterquartier suchen." — „Auch gut," sagte Jost; „dann ist es schon gefunden. Habe da gestern eine kleine Insel umfahren, ein gar schmuckes, kleines Stück Land mit einer herrlichen Quelle, einem hübschen Strand, schroffen Klippen und kleinen Buchten, wo sich leicht ein Winterquartier finden läßt. Die lange, hohe, kahle Küste da draußen ist, dünkt mich, doch zu rauh für ein Winterquartier. Drum schlage ich Euch vor, junger Herr, wir fahren 'mal morgen dorthin." — „Einverstanden," sagte Hermann; „doch möcht' ich eher rathen, zuerst nach dem Punkte zu fahren, wo Du gelandet hast; Du hast ja doch wohl Deine Vorräthe noch dort, Jost?" — „Ne, junger Herr, nicht alle; ein Theil davon liegt noch an jener Landspitze unter Steinen verstaut und mit einem Theertuche bedeckt; aber außerdem hab' ich da und dort in diesen Buchten eine Blechbüchse voll Zwieback und Rauchfleisch, eine Flasche Rum u. dgl. versteckt, damit mir weder Thier noch Mensch die ganze Speisekammer ausleeren kann. Na, so kommt denn; wenn wir draußen in See eine Mütze voll frischen Wind bekommen, sind wir noch vor Abend in meinem kleinen Hafen!" Damit versteckte Jost einen Theil von seinem Geräthe unter Steinen und lud Hermann ein, ihm zum Strande hinunter zu folgen, wo das kleine Boot umgestürzt hinter Findlingsblöcken am Lande lag. Es war ein vortrefflich gebautes, zierliches Ding, leicht zu regieren, behend unter Segeln und Ruderdruck, etwas ganz Anderes, als das schwere Boot Hermann's mit seinem kurzen, plumpen Mast und schweren Segel. In's Wasser geschoben, schaukelte es sich wie eine Nußschale auf den ruhigen Wogen der Bucht. Jost bot Hermann seine Feldflasche mit der Einladung, einen Trunk auf glückliche Fahrt zu thun, und zündete sich seine Pfeife an, da er, wie die meisten alten Seeleute, ein leidenschaftlicher Raucher war; dann stiegen Beide ein und griffen zu den Rudern, und bald zog es wie ein Delphin sein hellleuchtendes Kielwasser durch die stillen Gewässer der Bucht. Draußen kreuzte Jost das östliche Vorland der Bai, setzte dann sein Segel aus, und bald trieb das behende Boot in langen Tacks vor dem frischen Winde. Einige Stunden später lief es unter einem weit vorspringenden Kap in einen kleinen Schlupfhafen ein, der vor der Deining und Brandung ziemlich geschützt war, und in dessen Hintergrunde ein kleines Zelt stand.

„So, nun wären wir daheim!" rief Jost Lüning lachend, zog die ‚Möve', wie er sein Boot getauft hatte, auf den Strand und humpelte Hermann voran nach dem kleinen Zelte, unter welchem eine gute, eisenbeschlagene Matrosenkiste stand, welche Jost sogleich mit dem Schlüssel öffnete. „Nun werft 'mal zunächst die alten Lumpen hier ab, junger Herr, und takelt Euch hübsch neu auf. Ihr findet mächtig viel wollene Hemden und Jacken und Wams von dickem, blauem Tuch. Es ist nichts vergessen, weder Scheermesser noch Spiegel, obschon ich keines von beiden brauche. Die guten Frauensleute haben für Alles gesorgt, als wär' ich eine junge Dirne, die mit ihrem Herzliebsten vor dem Altare zusammengesplißt werden sollte." Hermann ließ sich dieß nicht zweimal sagen, denn seine Kleider waren in einem kläglichen Zustande. Er nahm ein Bad in der frischen, kühlen Flut, kleidete sich dann von Kopf bis zu Fuße neu, und plauderte noch bis in die tiefe Nacht hinein mit seinem wackern, treuen Jost, und als er sich schlafen legte, stieg aus übervollem Herzen Hermann's innigster Dank zum Himmel empor für diesen Tag, einen der schönsten und glücklichsten seines ganzen Lebens.

In der Kiste Jost's hatte Hermann auch Schreibpapier und Bleistift gefunden, obwohl der alte Stelzfuß mit der Schreibekunst auf sehr gespanntem Fuße stand. Hermann schrieb auf einen Zettel in englischer Sprache die Nachricht, daß er den alten Jost Lüning gefunden und sich mit demselben nach einer etwa sechzig Seemeilen tiefer in der Bucht gelegenen Insel begeben habe, um dort zu überwintern, und setzte das Datum, das er von Jost erfahren, mit der Bitte an den Finder bei, diesen Zettel an seinen Vater, Johannes Frenzel in Hamburg, zu befördern. Hierauf ward der Zettel in eine leere Flasche gesteckt, diese zugestöpselt und mit einem Stück Blase verbunden und mittelst Thiersehnen an einer Stange an der Anlände recht augenfällig aufgehangen. Dann brachen Jost und Hermann das Zelt ab, brachten es sammt der Kiste, den Lebensmitteln und Geräthen in's Boot, und steuerten wieder westwärts in den Sund hinein. Unterwegs liefen sie noch an verschiedenen kleinen Buchten an, um die dort versteckten Lebensmittel einzunehmen, und erreichten nach einer glücklichen, von der Flut begünstigten raschen Fahrt am zweiten Abend die Insel, welche Jost zum Winterquartier ausersehen hatte.

Hermann war mit der Wahl dieses Orts ganz wohl zufrieden. Die Insel, ungefähr eine Quadratmeile groß, war vom Festlande nur durch einen Kanal von etwa hundert Faden Breite getrennt, und erhob sich in ihren höchsten Kuppen etwa hundert Ellen über den Meeresspiegel. Den größten Theil ihres Flächenraums nahm eine wellenförmige Hochebene ein, von welcher verschiedene Schluchten und Engthäler zum Strande herunter führten. Meeresvögel nisteten in großen Mengen auf den Stirnen und in den Ritzen der Klippen, und die Gewässer am Fuße derselben wimmelten von Fischen. Treibholz lag in Menge am Strande, und auf der Hochebene grünten Matten, welche vielleicht Rennthieren Waideland boten.

Der Ort, wo Jost gelandet hatte, war die Mündung eines Süßwasserbächleins in eine enge Schlucht. Der Bach hatte ein breites, tiefes Rinnsal in das harte Schiefergestein gewaschen, und so einen wegsamen Pfad auf die erste Terrasse hinauf gebildet, welchen die beiden Männer nun hinanstiegen. Als sie aus dem Hohlwege heraustraten, lag vor ihnen eine schöne grüne Matte, leicht gegen Westen geneigt, die nach Norden von einer steilen Felsenkuppe überragt ward, nach West und Südwest aber die Aussicht auf das weite Meer und die gegenüberliegende Küste beherrschte. Am Fuße jener Felswand entsprang der Bach in einer klaren Quelle, und unweit davon hatte sich durch Auswitterung oder irgend eine andere natürliche Ursache eine Art Grotte von einigen Ellen Tiefe und Breite gebildet. „Seht her,

junger Herr, das gäbe ein hübsches Winterquartier," meinte Jost; „mit wenig Mühe wäre die Höhle tiefer zu machen und davor eine Mauer aufzuführen, und für ein Dach wollen wir auch bald gesorgt haben." — „Hm, nehmen wir sie einstweilen zum Sommerhause," versetzte Hermann; „vielleicht findet sich noch etwas Passenderes. Vorerst gilt es, die Insel näher zu untersuchen."

Sie übernachteten hier unter ihrem Zelte, das sie aufgeschlagen hatten. Es war Hermanns Absicht, wenn er sich für einen Ort zur Winterniederlassung entschieden haben würde, gelegentlich nach der Bucht zurückzufahren, sein eigenes Boot und seine Felle und andere Habseligkeiten zu holen, und dann durch Jagd und Fischfang zunächst für genügende Wintervorräthe zu sorgen. Am andern Tage umfuhren sie die Insel, und Hermann, welcher in diesen Stücken mehr praktische Erfahrung und einen sicherern Scharfblick hatte als Jost, machte bald eine Stelle ausfindig, welche zur Niederlassung entschieden günstiger war als die sogenannte hohe Warte, wie jene Hochmatte mit der Höhle fortan bei den beiden Inselbewohnern hieß. Die von Hermann ausgewählte Oertlichkeit war eine ausgedehnte, sanft ansteigende Niederung an der südwestlichen Küste der Insel, mit einer halbkreisrunden Bai, in welcher sich die Fische munter tummelten, gegen Nord von steilen Anhöhen gedeckt und mit einer kleinen Quelle, die am Fuße der Höhen entsprang. Ein felsiger Grat zog sich mitten über die sanfte Lehne der Niederung hinab, und endete in einer einsamen Klippe, die steil und jäh aus dem Meere aufstieg. Von hier aus streifte der Blick auf eine spiegelglatte, breite See hinaus, jenseit deren das Festland in Terrassen emporstieg, auf welchen grasige, sommerliche Matten sich hinzogen. Gegen das Innere der Insel hin überschaute eine Felsenterrasse von etwa zwölf Ellen Höhe das Schutt- und Trümmerfeld am Fuße der Höhen und zeigte auf derselben einige Klüfte, deren eine durch Menschenfleiß leicht zu einer geräumigen Grotte zu erweitern war. Die niedrigste und breiteste dieser Spalten oder Klüfte wählte Hermann zum Winterquartier, und machte sich gleich daran, in den heißen Mittagsstunden des arktischen Sommers, wo der Hitze wegen an Jagd oder Fischfang nicht zu denken war, die Sohle der Kluft tiefer zu legen und zu ebnen, die Seitenwände nach unten mehr zu erweitern und die Trümmer herauszuschaffen, und nach einer Sprengung mit etwas Schießpulver war die Kluft zu einer Grotte erweitert, die vorne etwa vierzehn bis fünfzehn Fuß ins Gevierte, und neun bis zehn Fuß in der Höhe, hinten aber eine Art Nebenkammer von ungefähr zwölf Fuß Länge auf acht Fuß Breite hatte und zur Vorrathskammer verwendet werden sollte. Eine schmale Spalte im Gestein diente als Schlot. Die Sohle der Grotte lag etwa sechs Fuß unter dem Niveau der äußeren Terrasse, so daß man innen und außen nur durch hölzerne Treppen hinaus- und hereingelangen konnte. Die ganze Oeffnung der Halle ward dann mit rohen Feldsteinen verbaut, bis auf eine Art niedriger Thüre von vier Fuß Höhe, und die Ritzen der Mauer mit Moos und Erde verstopft.

Jost wunderte sich nicht wenig, als die Winterhöhle fertig war. Zwei hölzerne Pritschen dienten, mit Fellen bedeckt, statt der Betten; einige Querbalken, in's Gestein eingelassen, bildeten ein Bord, um Geräthe darauf zu stellen und die Lampen daran zu hängen, die aus den Hirnschalen der noch zu erlegenden Robben gemacht werden sollten. Diese waren nicht unschwer zu erlangen; denn auf einigen niedrigen Felsenklippen nördlich von der Insel lagen häufig Robben von den gewöhnlichen grönländischen und von einigen anderen Arten in der Sonne oder tummelten sich fischend im Wasser, daß sie Morgens und Abends leicht auf dem Anstande geschossen werden konnten.

Das Hauptbestreben der beiden Inselbewohner war nun auf Anlegung von Wintervorräthen gerichtet. Treibholz ward geborgen und in kleinen Flößen mittelst des Boots hieher bugsirt. Die Robbenfelle wurden zu Schläuchen &c. zubereitet, das Robbenfleisch gedörrt und geräuchert, der Thran ausgelassen und in alle leeren Blechgefäße und Schläuche verfüllt, die man dann in der Vorrathskammer aufhing. Hermann durchstreifte die Insel nach verschiedenen Richtungen, um nach Torf zu suchen, wie nach Rennthieren, von denen er auch endlich ein schönes Rudel bemerkte; Torf war dagegen nicht zu finden. Die Hauptsache aber war der sehr ergiebige Fischfang mit langen Grundangeln, von denen sich eine große Anzahl unter den Vorräthen in Jost's Kiste gefunden hatte. Jeden Tag wurden die langen Angelleinen mit je zwölf bis zwanzig Haken mehrmals gezogen, und lieferten stets reiche Beute. Die Fische wurden gespalten und zum Trocknen aufgehängt, welche Arbeit meist dem minder mobilen Jost zufiel, während Hermann jetzt, wo der Sommer sich zu seinem Ende neigte, erst größere Ausflüge auf das nahe Festland unternahm und nicht selten mit einiger Jagdbeute an Polarhasen und jungen Caribous zurückkehrte, von welch' letzteren dann sogleich Pemmican bereitet wurde.

14.

Der Herbst machte sein Herannahen schon durch die längeren Nächte kund, als Hermann und Jost nach der Bucht fuhren, wo sie das Boot und die Geräthe des letztern zurückgelassen hatten, um diese zu holen. Bedurften sie auch des Bootes nicht, so waren die Robbenfelle, die Pfanne, das Segel, die Taue, ja sogar die Planken des alten Bootes den beiden Inselbewohnern höchst willkommen, und obendrein leitete unsern Freund Hermann die vage Hoffnung, vielleicht einige der Caribous dort auf den grasigen Hängen über den Stromschnellen erlegen zu können. Das Wetter war schön und die Fahrt glücklich, und wohlbehalten landete die kleine Möve in der Bucht, und Hermann und Jost fuhren das Flüßchen hinauf und in den Nebenarm ein bis zu der Stelle, wo sie das Boot versteckt hatten. Da lag es noch ganz unversehrt, umgeben von Steinen und beschwert mit solchen, ein unzweideutiges Zeichen, daß seither kein menschlicher Fuß in seine Nähe gekommen war, denn die Robbenfelle, die Pfanne, die Axt, Alles war zur Stelle. Aber es fand sich, daß das Boot gewaltig leck war; der heiße arktische Sommer mit seinen langen Tagen hatte die Planken des Bootes ausgetrocknet, und so waren die Säume zwischen denselben so weit geworden, daß die Kalfaterung von weichen Fellen der jungen Robben herausgefallen war und das Boot, kaum in's Wasser gesetzt, sich rasch füllte.

„Es hilft nichts, junger Herr, wir müssen das Ding da in's Wasser versenken und einige Tage verschwellen lassen, ehe wir es wieder kalfatern können," sagte Jost, nachdem er sich das Boot genau betrachtet. — „Das hat gar nichts zu bedeuten, Alter; denn zu Hause versäumen wir ja nichts," entgegnete Hermann; „die Zeit soll uns auch hier nicht ungenützt vorüber gehen. Während Du hier unten in der fischreichen Bucht angelst, will ich ein paar Streifzüge über die Höhen machen und versuchen, ob ich mich nicht an ein paar Caribous anpürschen kann." Jost war damit einverstanden, und nach einigen Stunden Rast kletterte Hermann schon früh vor Tag längs der Stromschnellen und des Flüßchens die Thalschlucht hinan und hatte bald die Höhe erreicht, wo die Hochebene begann und sich in wellenförmigem Gelände unabsehbar gegen Süden und Westen hinzog. Die Umschau nach den Rennthieren erwies sich lange vergeblich. Wie emsig auch der junge Jäger mit seiner Taschenfernröhre die Höhen durchmusterte, so war auf diesen baumleeren, öden Haiden doch nirgends ein lebender Vierfüßler zu erblicken. Endlich schritt Hermann der nächsten besten Hügelwelle zu, um von dort aus Umschau zu halten. Aber was er für einen Hügel gehalten hatte, das war beim Näherkommen nur eine lange, steile, felsige Lehne, die oben in einem scharfen Grat endete und viele Geröllhalden und Schroffen zeigte. Dennoch erstieg sie Hermann und blickte in ein weites, kesselförmiges Thal hinab, das ganz rasenartig mit der braungrünen Rennthierflechte (Bladonia rangiferina) bedeckt war,

und an dessen fernstem Ende ein starkes Rudel Caribous sich ruhig äßte. Die Entfernung bis dorthin mochte wohl eine Wegstunde betragen, und Hermann hatte den Wind gegen sich. Trotzdem beschloß er, das Wild zu beschleichen, denn das Gelüste nach dem süßen frischen Fleische dieser Thiere war übermächtig in ihm, der schon lange beinahe nichts mehr gegessen hatte, als das gesalzene Pökelfleisch von Jost's Vorräthen, oder Fische, oder das thranig schmeckende Fleisch von Robben und Seevögeln. Er hatte aber ungünstigen Wind und wußte aus Erfahrung, wie scheu und behutsam diese wilden Rennthiere sind, denen Vielfraß (Wolvereen), Fuchs, Wolf und Bär so geflissentlich nachstellen. Daher duckte er sich wieder hinter den felsigen Grat und umschlich längs der felsigen Lehne den ganzen Thalkessel, immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem Grat hinansteigend und durch die Scharten des aufgerichteten Schiefergesteins nach den Rennthieren schauend, die arglos weiter äßten.

Eine Stunde war schon vergangen und Hermann noch lange nicht an der Stelle, wo er das Rudel gegen den Wind beschleichen konnte; da hörte er mit einem Male ein Getrappel drüben im Thale, als ob das Rudel sich in Bewegung gesetzt hätte. Schnell kletterte er zur nächsten Lücke oder Scharte hinan und sah wirklich das ganze Rudel in voller Flucht gegen sich heransprengen. Die Rennthiere richteten ihren Lauf nach einer größern Scharte, die einige Dutzend Klafter zu seiner Rechten lag, und an welcher er kurz zuvor vorüber gekommen war. Aber sie waren schon so nahe, daß ihm keine Zeit mehr blieb, nach jenem Passe durch die zerklüfteten Felsen zu eilen, sondern daß er sich tummeln mußte, wenn er noch auf die vorübereilenden Thiere zu Schusse kommen wollte. Er riß daher schnell sein Doppelgewehr an die Wange, ersah sich die erste feisteste Hinde im Rudel, schoß diese hinter das Blatt und sandte den andern Schuß einem der Schmalthiere zu, die den Zug beschlossen. Beide Schüsse hatten ihre Schuldigkeit gethan; das Schmalthier lag verendend am Boden, die Hindin in den letzten Zuckungen; das Rudel stob mit beschleunigter Eile dem Felsenthor zu und war bald aus seinem Gesichtskreis verschwunden. Nach Waidmannsart hatte Hermann sich erst mit einem zufriedenen Blick von dem Erfolg seiner Schüsse vergewissert und dann schnell sein Gewehr wieder geladen. Als er jetzt davon aufblickte, sein Jagdmesser in der Scheide lockerte und über die abschüssigen glatten Schieferfelsen hinunter klettern wollte, um sein Wild abzufangen, sah er auf das Schmalthier ein braunschwarzes Geschöpf zulaufen, das etwa die Größe eines zottigen starken Pudels hatte, aber sich durch die Gangart als einen jungen Bären zu erkennen gab. Petz drehte mit seiner Schnauze das Wild hin und her, beschnoberte es, leckte begierig den warmen Schweiß und wollte sich eben anschicken, es am Bauche anzuschneiden, als Hermann, welcher sich schon auf eine Pelzjacke von dem weichen Cariboufelle freute, es für höchste Zeit hielt, sich das Verderben dieser Decke recht energisch zu verbitten. Im Nu hatte er daher sein Gewehr angeschlagen, der Schuß krachte, und der junge Bär wälzte sich mit zerschmettertem Kopfe über seiner Beute. Aber im nächsten Augenblick bereute auch Hermann schon den unbedachten Schuß, denn ein grimmiges Brummen lenkte seine Aufmerksamkeit in die Ferne, und er sah mit behenderen Schritten, als man seinem plumpen Körper zugetraut hätte, einen ausgewachsenen Bären über das Thal herüber trollen und auf sich zukommen. Es war offenbar die Mutter des Jungen, und nun erklärte sich die eilige Flucht des Rudels mit einemmale. Dort drüben am Fuß eines großen Felsblocks lag ein zerrissenes Caribou, an dem noch ein junger Bär gierig fraß; offenbar hatte die Bärin von jenem Felsen herab das Rennthier beschlichen und geworfen. Aber jetzt war keine Zeit zu Grübeleien hierüber, denn die Bärin hatte mittlerweile ihr Junges erreicht, beschnüffelt, hin und her gedreht und ein klägliches Geheul ausgestoßen, das sich bald beim Anblick des Schützen in ein wüthendes Gebrüll verwandelte. Hermann sah, daß hier Flucht vergebens sei; er sprang daher nur schnell in die Scharte zurück, schlug sein Gewehr an und nahm sich zusammen, den Feind mit Festigkeit zu empfangen; er hatte nicht einmal mehr Zeit, seinen zweiten Lauf zu laden, denn die Bärin war ihm schon bis auf etwa 25 Schritte nahe gekommen, hatte sich auf die Hinterbeine aufgerichtet, schaukelte unter grimmigem Brummen den Kopf und die Schulter hin und her und schritt ihm mit plumpen Schritten entgegen. Hermann zielte fest auf die Brust und drückte ab. Als der Rauch verzogen war, sah er die Bärin wieder auf alle Viere niedergesunken sich im Kreise drehen, dann aber unter Wuthgeheul sich wieder aufrichten und auf die Scharte zuschreiten. Hermann hatte sein Gewehr fallen lassen, sein Handbeil und eine Pistole gezogen und letztere schußfertig gemacht. Festen Fußes und Auges erwartete er den Gegner und schoß ihm auf eine Strecke von drei Schritten die Pistolenkugel in's Auge, daß er zusammenbrach. Dann benützte er die momentane Betäubung des Bären, erschlug ihn, mit einigen wuchtigen Beilhieben auf den Hinterkopf und Nacken, und sank dann selber in tiefer Aufregung zu Boden nieder, um sich von Herzen Glück zu wünschen, daß dieses Abenteuer so günstig für ihn abgelaufen sei.

Es war ein ausgewachsenes Weibchen des schwarzen Bären (Ursus americanus), wie er an dem braunen Kopfe und schwarzen schlichten Haare erkannte: mindestens fünf Fuß lang und zwei Centner schwer, und sehr feist, wie diese Thiere gewöhnlich gegen den Herbst hin sind. Es war eine werthvolle Beute, sowohl an Fellen wie an Fleisch und Fett. Hermann lud jetzt wieder seine Gewehre und schlich sich nach dem andern jungen Bären hinan, den er mit einem Schuß durch den Rücken lähmte und mit dem Handbeil vollends abfertigte. Dann raffte er die noch brauchbaren Reste von dem Rennthier, einer jungen feisten Hinde, welche der Bär geworfen hatte, zusammen, warf sie über den Rücken, schnürte die Hinterläufe des jungen Bären mit einer langen Saite aus Thiersehnen fest an einander, und schleppte das erlegte Thier zu der übrigen Jagdbeute hin.

Das war ein heißes Tagewerk, aber ein lohnendes. Das Aufbrechen der Thiere, um die Blasen herauszunehmen, sie als Wolfsscheuchen aufzublasen, und mit einigen Hagelkörnern gefüllt an Gerten von Weiden neben den Thieren in den Boden zu stecken, und das theilweise Bedecken derselben mit Steinen nahm beinahe den ganzen Rest des Tages in Anspruch, und die Dämmerung war schon herabgesunken, als Hermann zu den Booten zurückkehrte und den alten Jost mit seiner Nachricht erfreute. „Das Bärenfleisch ist kein großer Leckerbissen,“ sagte er; „aber die drei Thiere geben uns für einen Monat Nahrung und viel Fett. Den Kopf der Alten stecken wir als Trophäe und Wegweiser daheim an unserer Anlände auf, wie ich es mit dem Eisbären auf meiner frühern Insel gethan habe, und von dem Fett wollen wir manche Lampe füllen. Aber wie bringen wir nun die Thiere von der Höhe herunter?“ — „Hm, auf eine einfache Art, junger Herr,“ sagte Jost, „aus den beiden plumpen Rudern von Eurem Boot mach' ich morgen früh eine Schleife. Wir haben ja Nägel und die Säge dort an meinem langen Klappmesser. Da könnt Ihr nöthigenfalls noch mehr darauf heimbringen, als den Gevatter Petz oder die beiden Hinden. Und ich begleite Euch morgen, damit wir das Ding zweispännig heimziehen.“

Und so geschah es denn. Das Einbringen der fünf Thiere erforderte allerdings zwei Tage, das Zerlegen sogar noch einen dritten; dann aber arbeiteten Beide zusammen am Kalfatern des alten Bootes, das, mit den Fleischstücken, Fellen und Treibholz belastet, der Möve in's Schlepptau gegeben und von Hermann gesteuert ward, und am Abend des achten Tages landeten unsere Insulaner wieder wohlbehalten mit beiden Booten an der Selbander-Insel, wie sie ihre neue Heimat getauft hatten. Die nächsten Wochen waren voll Mühe und Beschwerden; während Hermann jeden Tag auf die Jagd ging, um bald drüben auf dem Festlande,

bald auf der Insel ein Caribou zu schießen, welches der alte Jost daheim zerlegen, trocknen und zu Pemmican verarbeiten mußte, lag diesem überhaupt die Besorgung der häuslichen Geschäfte und das Einsammeln und Trocknen von Sauerampfer, isländischer Flechte und anderen eßbaren Gewächsen ob. Das war gerade nicht sehr unterhaltend für Jost, der lieber ebenfalls auf die Caribous angestanden wäre, aber der gute Alte ergab sich gerne darein. „Hm, war allerdings all' mein Tage kein großer Jäger," sagte er, „ausgenommen wenn Ihr Robbenschlag auch für 'ne Jagd gelten lassen wollt, denn da hab' ich manches Schock Seehunde über die Nase geschlagen, daß sie nimmer wieder aufstanden; aber einmal möcht' ich doch auch so'n schmuckes, quickes Thier da erlegen, wie Ihr sie schier jeden gesegneten Tag jetzt heimbringt!" — „Je nun, dazu kann ja noch Rath werden, Alter!" meinte Hermann; „das Rudel ist zersprengt, und wir müssen vollends alle erlegen, bevor die See gefriert und die Rennthiere gen Süden wandern!" — „Pah, ich denke, meine alten blöden Augen sind nicht mehr flink genug zum Zielen auf solch' ein Ding, wenn es im vollen Rennen



Unter hohen Breiten: Hermann und Jost zerwirken das von Jost erlegte Rennthier. (S. 517.)

daher kommt," sagte Jost; „so'n alter Knabe, wie ich, wird stumpf." — „Nicht doch, Jost; wenn Du dieser Tage drüben an unserer Anlände Kräuter sammelst, so gib 'mal Acht, ob nicht droben auf der ersten Lehne so ein Thier sich äßt. Ich hab' es schon zweimal dort hinüber wechseln sehen und laß es ruhig drüben stehen, da es uns dort immer sicher ist."

Jost versprach, darauf Acht zu haben, und eines Morgens erblickte er wirklich einen alten Bock, der friedlich droben waiden ging. Er schlich sich mit gutem Winde an und hatte auch wirklich die Freude, das Thier mit einem Schusse zu erlegen. Da er aber mit seinem Stelzfuße nicht die Felsen hinan klettern konnte, so mußte er warten, bis Hermann nach Hause kam, der dann mit einem tüchtigen Strick aus geflochtenen Robbenfellriemen hinauf kletterte und das Thier herunter ließ, worauf sie's bis in die Nähe ihres „Wegweisers" und Lebenszeichens schleppten und dort zur unaussprechlichen Freude des alten Matrosen zerwirkten. Zwar war es ein alter Bock, dessen zähes Fleisch nur eben zu Pemmican recht war, aber Jost meinte lachend: „He, junger Herr! wenn der Teufel hungrig ist, frißt er Mücken! Warum soll uns das Thier da nicht auch noch eine gute Suppe geben?"

Eines Tages war Hermann im alten Boote nach dem Festland hinüber gefahren, auf dessen Hochebene er häufig einzelne Rudel von Caribous beschlichen hatte. Doch war heute die Jagd weniger sein Zweck, als vielmehr das Aufsuchen von Torf oder Braunkohle, denn an Lebensmittelvorräthen litten sie nun keinen Mangel mehr, dagegen war ihr Vorrath von Treibholz nur klein, und mit großer Angst sah daher Hermann dem nahen Winter entgegen, weil er wußte, daß ohne genügendes Brennmaterial der arktische Winter kaum zu überstehen sein würde. Torf aber war hier unter Umständen am leichtesten zu finden, wenn auch allfällig einige Meilen landeinwärts. Nachdem er aber einen halben Tag gewandert war, mußte er sich unverrichteter Dinge hungrig und traurig auf den Heimweg machen. Beim Heruntersteigen in ein kleines Thal, welches ein Bächlein durchrieselte, ging er plötzlich einige Thiere auf, die schnell vor ihm flüchteten. Hermann erkannte in ihnen Exemplare von dem kleinen nordischen Bisam- oder Moschusochsen, die wahrscheinlich schon auf der Wanderung nach Süden befindlich waren. Rasch besonnen warf er sich auf den Boden nieder, um die Thiere nicht zu erschrecken, und hatte auch die Freude, sie wieder Halt machen zu sehen, und zwar in einer Entfernung von mehr als tausend Schritten. Anfangs gingen sie auf der Kimme eines kleinen Hügels hin und her, dann aber äßten sie wieder ruhig, jedoch immer mit den Köpfen gegen den Wind und mit den feinen beweglichen Ohren in die Luft hinaus horchend. Der Wunsch, ein solches Thier zu Schuß zu bekommen, regte sich bei unserm jungen Freunde mächtig; endlich besann er sich auf eine List, um sich den Thieren zu nähern. Er kroch nämlich nach dem Bache hin, an dessen tief ausgewaschenen Ufern Weiden wuchsen, und riß einige Büschel Zweige ab, mit denen er eine Art Kopfbedeckung zusammen steckte, und diese auf Kopf und Schultern tragend, ging er langsam in dem tiefen Bett vorwärts, bis er den Thieren auf einige hundert Schritte nahe war, dann stieg er behutsam aus dem Bachbette, legte sich platt auf den Boden und kroch langsam vorwärts, sein schußfertiges Gewehr immer vor sich her schiebend. Er kroch nur, wenn er die Augen der Moschusochsen nach einer andern Richtung gewendet sah, und ergab sich geduldig in das unvermeidliche Warten. Endlich trennten ihn nur noch etwa sechzig Schritte von den Thieren. Wohl wissend, daß das Fleisch des Stiers und der magern Kuh zu zähe und übelriechend ist, um sogar von den Tschippewäh-Indianern gegessen zu werden, wählte er sich eine feiste Färse aus dem Rudel zum Ziele aus und sandte ihr einen wohlgezielten Schuß auf's Blatt; das Wild stürzte im Feuer zusammen, während die anderen Thiere auseinander stoben und mit der Behendigkeit von Büffeln davon rannten. Die angeschossene Färse richtete sich aber nach einer Weile wieder ein und lief ungestüm den anderen nach, hitzig verfolgt von Hermann, der ihr erst nach einer halben Stunde so nahe kam, daß er noch einen Schuß auf sie abfeuern konnte. Sie stürzte wieder um, machte sich aber nach einer Weile auf's Neue davon; da jedoch Hermann sein Gewehr wieder laden mußte, so war das Thier mit einem Male verschwunden, als er sich nach geschehenem Laden darnach umsah. Der Schweiß des Thiers brachte ihn aber bald auf seine Fährte, und er lief aus Leibeskräften die kleine Anhöhe hinan, prallte aber dann jählings zurück, denn vor ihm gähnte ein thurmhoher Abgrund mit beinahe senkrechten Wänden, über welche das Thier hinunter gestürzt sein mußte. Entsetzt und athemlos blieb Hermann stehen und blickte mit bebendem Interesse hinunter. Es war eine breite Schlucht, in leichter Kurve verlaufend und wohl zweitausend Schritte lang, zu beiden Seiten von hohen Felsenwänden eingeschlossen, als hätte irgend eine Erdrevolution hier die Hochebene gespalten, ähnlich jenen eigenthümlichen Schluchten der südlichen Prairieen des westlichen Nordamerikas, die man Barrancas oder Cañons heißt, und von denen Hermann schon gelesen hatte. Aber drunten auf dem Geröll lag die Moschusfärse verendet. Die Schlucht verlief nach Nordwest, gegen das Meer hinaus. Nachdem Hermann ihren Rändern eine Zeit lang gefolgt war, fand er eine Halde von Schutt und Trümmern, auf welcher er hinunter steigen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.

17.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 479:

Aus Nichts kann auch Nichts werden.

Zwei entscheidende Tage für Deutschland.

II. Die Schlacht bei Laon, von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Während auf dem rechten Flügel des schlesischen Heeres der Kampf um die Dörfer Ardon und Clacy fortdauerte, ging Nachmittags 2 Uhr die Meldung ein, daß der Feind auf der Straße von Rheims heranrücke. Aus den schon angeführten Gründen glaubte man, daß dieß die Hauptmacht des Feindes sei, daß Napoleon sich dort befinde, und beschloß, den linken Flügel dadurch zu verstärken, daß man hinter Kleist und York die Korps von Sacken und Langeron als Reserve aufstellte und die Reiterei von Wassiltschikow aus der Umgebung des feindlichen linken Flügels zum Sacken'schen Korps zurückrief. Gegen diese imposante Aufstellung rückte Marmont mit seinen wenigen Tausenden heran, trieb die preußischen Vortruppen zurück und ließ das Dorf Athis in Brand stecken, um die Preußen daraus zu vertreiben. Diese zogen sich zurück, steckten den Rest der Häuser in Brand und erwiederten die französische Kanonade mit einem gleich lebhaften Feuer, das mit Einbruch der Dämmerung eingestellt wurde. Etwas nördlich von der Straße, das Dorf Athis vor sich, lagerte sich Marmont bei einem waldigen Hügel, ließ Vorposten aussetzen und einige Geschütze zur ersten Begrüßung des Feindes bereitstellen. Die übrige Mannschaft sorgte für ihr Abendessen und überließ sich der Ruhe; da und dort brannten Wachfeuer. Da Marmont die Hauptmacht des Gegners da vermuthete, wo der Kaiser gegenüberstand, so hegte er wenig Besorgniß wegen der ihm entgegengesandten Truppen und lagerte sich im Angesicht derselben. Die preußischen Generale aber merkten bald, daß sie nur ein kleineres Korps vor sich hätten, dem ihre eigenen Truppen überlegen seien, und man berieth sich, was zu thun sei, da man eine Stellung, welche Blücher's Rückzugslinie nach den

Niederlanden bedrohte, nicht in den Händen des Feindes lassen konnte.

Ein Adjutant York's, Ferdinand von Schack, meinte, es wäre am besten, die Franzosen Nachts zu überfallen. Jeder freute sich des kecken Gedankens, und Mancher ärgerte sich, ihn nicht selbst zuerst gehabt zu haben. York nahm den Vorschlag wie etwas, was sich von selbst verstehe, auf und ließ sogleich Zieten fragen, ob er mit der Reiterei einen Weg zum Angriff werde finden können, worauf er die Antwort erhielt, daß General Zieten die Mittel finden werde, um zum Angriff überzugehen. Kleist, welchem York seine Absicht mittheilte, war ganz damit einverstanden, und so schickte man den Grafen Brandenburg nach Laon, um die Einwilligung des Feldmarschalls zu holen. Jener traf auf halbem Wege Blücher's Adjutanten, Graf Goltz, welcher York ebendenselben Befehl überbringen sollte. Beide eilten zu York, der als älterer General den Ueberfall zu leiten hatte, er versammelte die kommandirenden Offiziere beider Korps und gab mit größter Klarheit die Disposition zum Angriff. Prinz Wilhelm sollte Athis angreifen, Horn rechts neben Athis vorgehen, Kleist's Korps, auf beiden Seiten der Straße vorgehend, des Feindes linke Flanke gewinnen, Zieten mit der gesammten Reiterei dem Feind in die rechte Flanke und in den Rücken fallen. „Das Vorrücken geschieht in geschlossenen Kolonnen und mit lautloser Stille, bis man an den Feind kommt. Es fällt kein Schuß; es wird nur mit dem Bajonnet angegriffen." Um auch seine letzte Reserve mitnehmen zu können, ließ York den General Sacken bitten, mit seinem Korps in seine Stellung vorzurücken und ihm als Reserve zu dienen. Seltsamerweise gab ihm dieser zur Antwort, daß er ganz andere Befehle habe. „Es wird auch wohl ohne ihn gehen," äußerte York, und ließ seine Anordnungen unverändert.

Es war 8 Uhr, völlig Nacht, sternenklarer Himmel. Die unzähligen Lichter am Felsen von Laon und das brennende Athis dienten zur Orientirung. Beim Feinde sah man die Biwakfeuer und die brennenden Lunten bei den vorgeschobenen Geschützen. In der größten Stille und in völliger Ordnung wurde abmarschirt. Der Feind ahnte nicht das Geringste. Zuerst kam Prinz Wilhelm an ihn. Er traf in der Mitte des Dorfes Athis zwei feindliche Bataillone, welche dort die Nacht zubringen wollten. Sie wurden sogleich mit dem Bajonnet angegriffen und über den Haufen geworfen. Auf der Höhe eines Fichtengehölzes sammelten sie sich wieder und begannen zu feuern. Die Höhe wurde rechts und links umgangen, in der Front rückte mit den ostpreußischen Füsilieren Prinz Wilhelm an, mitten im nahen Gewehrfeuer, wo die Kugeln hageldicht um die Ohren pfiffen. Schon waren die anderen Abtheilungen auch am Feinde. Plötzlich ertönten alle Flügelhörner, alle Feldmusiken, der Sturmmarsch aller Bataillone, das wilde, unaufhörliche, siegesbewußte Hurrah. Vor solch' nächtlichem Konzerte zerstoben die Feinde, der Prinz folgte ihnen bis an die Straße, sammelte dort seine Leute und schickte ihnen nur die Füsiliere nach.

Um diese Zeit war auch die Division des Generals Horn auf der Straße vorgegangen. Sie kam den feindlichen Batterieen ganz nahe, ohne auch nur auf einen Posten zu stoßen. „Da stehen die Kanonen," sagte Horn zu York, der neben ihm ritt. „Ich sehe sie wohl," erwiederte dieser. „Darf ich sie nehmen?" fragte Horn. „In Gottes Namen drauf!" versetzte York. Nun ging es mit fröhlichem Hurrah drauf los. Horn ließ nach seiner gewöhnlichen Entschlossenheit das feindliche Geschütz nur einmal zum Schuß kommen, ehe es in seine Hände fiel. Der Feind war gar nicht bereit zum Kampf; was nicht niedergestochen wurde, lief davon. Alles flüchtete auf die Straße, gegen den linken Flügel. Aber dort standen Kleist's Brigaden, welche die Fliehenden mit lautem Hurrah und mit dem Bajonnet empfingen.

Schon hörte man die preußischen Schwadronen herannasseln. Zwei Husarenregimenter galoppirten durch Athis. Die feindlichen Wachen und ein Regiment abgesessener Chasseurs wurden überritten. Ein Adjutant des Prinzen Wilhelm kam herangesprengt und meldete ihnen, daß französische Kürassiere ganz in der Nähe seien. „Wir rücken vor," erzählt einer der Offiziere, „attaquiren sie, sie erwarten uns stehenden Fußes, wir dringen in sie ein, werfen sie über den Haufen. Nach kurzer Verfolgung sahen wir wieder in unserer Flanke einen Trupp Kavallerie. Ich mußte bis auf wenige Schritte an die unbeweglich und lautlos Haltenden heranreiten, um zu erkennen, daß es wieder französische Kürassiere seien; dann greifen die Husaren an und werfen den Feind auf gleiche Weise. So geschah es nach jedesmaliger Konstatirung des Feindes drei- bis viermal."

Die Sache wäre für die Franzosen noch leidlich ausgefallen, wenn nicht die Umgehung durch die Zieten'sche Reiterei, welche dem Feinde in die rechte Flanke und in den Rücken fallen sollte, so vollständig gelungen wäre. Zieten war schon um 7 Uhr aufgebrochen und bis an den mit Gebüsch besetzten kleinen Bach vorgerückt, welcher ihn von der französischen Reiterei trennte. Als Erkennungsruf wurde das allgemein bekannte Wort „Heurich", das kein Franzose nachsprechen kann, ausgegeben. (Dieses Wort datirt sich von einem Chirurgen Heurich, der bei den schwarzen Husaren stand, als York 1810 die Herbstübungen an der Weichsel leitete. Er war ein lustiger Kerl, nahm es bei der Requisition von Lebensmitteln mit dem Mein und Dein nicht sehr genau, trank gern ein Bischen über Durst und fiel dann einigemal von seinem Rößlein herab. In Folge dessen wurde es bei dem zweiten ostpreußischen Regiment ein stehender Witz, den schwarzen Husaren „Heurich!" zuzurufen. Und da sich diese bei mehreren Gelegenheiten, namentlich im russischen Feldzuge in Kurland sehr auszeichneten, so wurde aus der Neckerei allmälig ein fröhlicher Gruß und Zuruf. Das Wort erhielt sich im York'schen Korps und bedeutete bald: „Helft doch!" bald: „Ihr seid die Bravsten!" bald: „Glück auf!" wie es die Umstände gerade mit sich brachten.) Sobald Zieten die Trommeln, die Hörner und das Hurrahgeschrei in der Front hörte, ging er schnell über den seichten Bach, warf die ihm entgegenstehende feindliche Reiterei über den Haufen, kam dem Fußvolk in den Rücken und brachte Alles in grenzenlose Verwirrung. Er hatte General Jürgaßt die Ehre des ersten Angriffs gegeben. Dieser drückte ihm die Hand und sagte: „Ich sehe, daß Sie mich noch lieb haben." Die Lithauer unter Oberst Below gingen voran, hinter ihnen die brandenburgischen Uhlanen unter Stutterheim.

Das Tagebuch der lithauer Dragoner erzählt über diesen Angriff in seiner lebendigen Weise Folgendes: „Ohne zu wissen wohin, wurden wir in die finstere Nacht geführt; lautlose Stille herrschte bei uns, nur das Klappern der Bügel und Säbelscheiden hörte man. Da fiel vor uns ein Schuß, und unmittelbar darauf hörten wir das Rasseln schweren Geschützes, aber auch den Ausruf des Generals Jürgaßt: ‚Nun ist es Zeit, nun drauf, alte Lithauer, Alles nieder!' Und mit dem lautesten Hurrah ging es nun im Carrière vorwärts. Wir stießen zuerst auf Kürassiere, sie wurden umgeritten und zerstreut. Dann ging es links in die große rheimser Straße hinein. Hier fanden wir einen französischen Artilleriepark, welcher in größter Eile entfliehen wollte, aber unsere Pferde waren schneller; im gestreckten Galopp ritten wir die Straße entlang, die Bedeckung der Artillerie wurde niedergehauen, die Pferde vor den Kanonen erstochen oder die Stränge abgehauen, und in einer halben Stunde waren wir an der Spitze der fliehenden Kolonne. Der Paß war ihnen nun abgeschnitten, Alles, was uns entgegenkam, war unser, oder wurde niedergestochen."

Immer neue Schwadronen folgten; Freund und Feind zu unterscheiden war unmöglich, mit dem Ruf „Heurich!" erkannte man sich. „Unaufhaltsam im Vordringen, wurden die Bataillone durch das Schlagen aller Tambours und die Signale der Hornisten stets zusammen und das Ganze in Verbindung gehalten. Jeder Versuch des Feindes, sich zu sammeln, war vergebens. Gleich aufgescheuchten Schwärmen

von Vögeln ließen sie sich auf ihrem eilfertigen Rückzuge von Zeit zu Zeit nieder, da dann der herannahende Sturmschritt und Hörnerschall sie wieder aufscheuchte." Die Verwirrung des Feindes war so groß, daß die seltsamsten Szenen daraus entstanden: ein Kürassierregiment hieb mit fürchterlicher Wuth auf ein im Wege stehendes Bataillon los und merkte zu spät, daß es ein französisches war; ein paar Chasseurszüge suchten bei einem geschlossenen Bataillon Schutz und fühlten sich höchst unheimlich, als dasselbe sich als ein preußisches zu erkennen gab.

In wilder Flucht, von den Preußen heftig verfolgt, stürzte das Korps Marmonts, zu einem bunten Knäuel zusammengeballt, auf der rheimser Straße weiter. Nur ein einziges Bataillon, das den Marschall in der Mitte hatte, zog sich, Sturmschritt schlagend, in geschlossenen Gliedern zurück. Einige preußische Bataillone folgten bis Fetieux und besetzten diesen Ort; Kosacken schweiften bis Corbeny und bemächtigten sich der Stadt Craonne. Die beiden Armeekorps biwuakirten auf dem Schlachtfeld in der Nähe von Athis, York und Kleist nahmen in einem unversehrt gebliebenen Hause ihr Hauptquartier. Groß waren die Trophäen dieses Tages oder vielmehr dieser Nacht: Marmont's Korps war in völliger Auflösung und konnte sich erst hinter der Aisne, bei Fismes, wieder sammeln. Es hatte fast seine ganze Artillerie, 45 Stück Geschütz, 131 Munitionswagen eingebüßt, 2500 Gefangene, gegen 2500 Todte und Verwundete und sehr viele Pferde verloren. Der Verlust der Preußen betrug etwa 500 Todte und Verwundete.

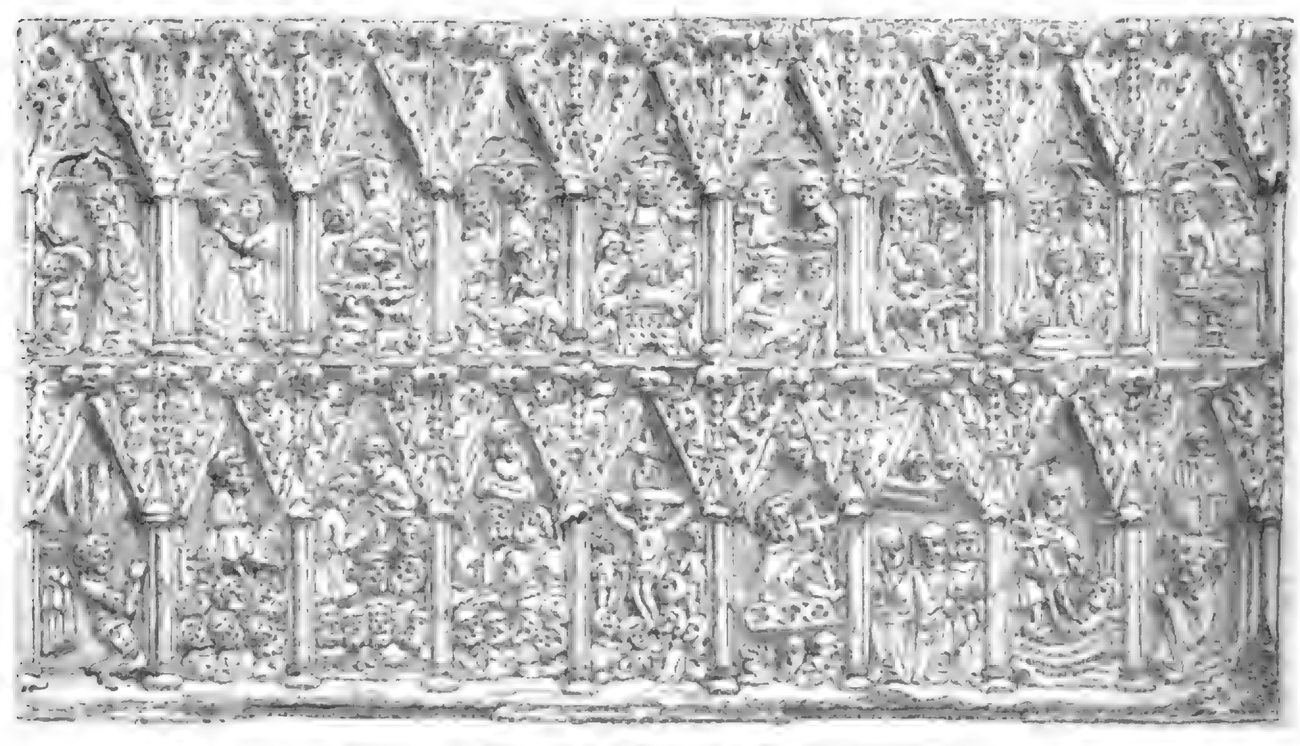
(Schluß folgt.)

Ein Werk frommer Kunst.

Von

Edmund Heyse.

Die Kirche von Aste in den Pyrenäen, welche im März 1153 wieder aufgebaut wurde, sollte über ihrem Portal ein Relief schmücken, welches das Leben und Leiden des Erlösers



Relief an der Villa Theas in Bagneres de Bigorre (Pyrenäen).

in achtzehn Bildern darstellte. Das Relief wurde vollendet, aber es kam nie an den Ort seiner Bestimmung, und wurde erst in neuester Zeit in einem Hofe von Bagneres, dem bekannten Badeort der Pyrenäen, aufgefunden, und ist nunmehr in die Mauer der Villa Theas eingefügt, wo es von vielen Badegästen bereits bewundert wurde und auch uns durch die rührende Naivetät fesselte, welche sich in diesem überaus interessanten Kunstwerk ausspricht. Eine Abbildung wird den freundlichen Lesern dieser Blätter gewiß nicht unwillkommen sein, um Anlaß zu Vergleichen mit deutscher Kunst aus gleicher Zeit zu geben. Die Bilder des drei Fuß hohen und beinahe acht Fuß breiten Reliefs in den einzelnen durch Säulen getrennten Feldern stellen in erster Reihe dar: 1) die Verkündigung, 2) die Heimsuchung, 3) den Chor der Engel, 4) die drei Könige, 5) Jesus in der Krippe, 6) die Ermordung der unschuldigen Kindlein, 7) die Flucht nach Egypten, 8) die Beschneidung, 9) Jesus in der Wiege, in der zweiten Reihe: 10) den Grafen von Aste mit dem Wappen, 11) den Einzug Jesu in Jerusalem, 12) Jesus wäscht die Füße der Apostel, 13) den Verrätherkuß, 14) die Kreuzigung, 15) die Auferstehung, 16) die drei Marien am Grabe, 17) Jesus in der Hölle, 18) die Gräfin Aste. Die Stifter solcher Kunstwerke wurden gewöhnlich den Bildern eingefügt, und während sie hier in besondern Feldern stehen, sind sie häufig zu Theilnehmern oder Zuschauern der Handlung aus der heiligen Schrift gemacht.

Die Cypresse der Unglücksnacht.

Von

Dr. Erwers.

Nahe bei der alten Aztekenstadt Mexiko steht die Cypresse von Popotlan, oder wie sie von den Spaniern genannt wird, die Cypresse der Unglücksnacht, denn unter ihr soll Fernando Cortez, der Eroberer Mexikos, in der denkwürdigen Nacht des 1. Juli 1520 auf der Flucht vor den Azteken geruht haben. Der Baum ist alt und verwittert, seiner

Krone und seiner Zweige theilweise beraubt, ein Bild vergangener Tage; unmittelbar neben dem Baum, dem Symbole des Landes, erhebt sich eine alte verfallene Kirche, das Zeichen der unbarmherzigen Eroberer, welche die Indianer



Die Cypresse der Unglücksnacht bei der Kapelle von Popotlan in Mexiko.

schlimmer als Sklaven behandelten; aber wie der Baum ist auch die Kirche morsch und baufällig, ein Zeichen, daß auch die unglückliche Periode der geistlichen Herrschaft, von den Spaniern eingeführt, ein Ende haben wird. In jener Nacht,

als Cortez verzweifelnd unter diesem Baum in's Gras sank, da ihm die ermatteten Glieder den Dienst versagten, ließ sich der habgierige Conquistador gewiß nicht träumen, daß er so bald wieder als Sieger in Mexiko einziehen werde. Herbeigeführt wurde der Aufstand der Azteken nicht durch Cortez selbst, sondern durch Pedro de Alvarado, welcher während einer kurzen Abwesenheit des Cortez in Mexiko kommandirte; diese kurze Zeit der Allmacht nämlich wollte der goldgierige Spanier in seiner Weise ausnützen, indem er das mit Gold und Kostbarkeiten aller Art bedeckte Bild des mexikanischen Kriegsgötzen, des Huitzilopochtli, rauben ließ, wobei mehrere hundert Indianer erschlagen wurden. Hierüber brach der Grimm des unterdrückten, mißhandelten Volkes aus: das war es, was ihm die Lanze, die Schleuder, das Steinschwert in die Hand drückte, was 400 Spaniern, darunter vielen Edelleuten, das Leben kostete. Um Mitternacht wurden die Spanier plötzlich in der rings von Wasser umgebenen Stadt überfallen, und konnten sich nur unter dem größten Gemetzel über die von den Einwohnern vielfach durchstochenen Dämme retten, welche die Stadt mit dem Festlande verbanden. Glücklich waren die, welche im Handgemenge fielen oder von den erbitterten Indianern in der ersten Wuth erschlagen wurden, gegenüber dem Loose derer, welche gefangen in die Stadt geschleppt und unter grausamen Martern vor dem von ihnen geschändeten Götzenbilde geopfert wurden. Cortez mußte dem greulichen Siegesfeste vom Seeufer aus zähneknirschend mit zusehen, dann setzte er seine Flucht weiter fort, von treugebliebenen Indianern geleitet. Unter dem Schatten jener Zypresse sind wohl die furchtbaren Rachegedanken entstanden, welche bald so schrecklich in Erfüllung gingen, daß von dem ganzen zahlreichen Volke der Azteken nur noch der Name übrig geblieben ist. Es ist beinahe unglaublich, wenn man erfährt, daß Cortez mit 900 Mann, 80 Pferden und 17 Kanonen das nach Millionen zählende Volk unterjocht hat, und die Sache ist nur dadurch erklärlich, daß der schlaue Eroberer die Feindschaft der einzelnen indianischen Staaten und Städte untereinander geschickt zu benützen verstand, ein Beispiel, das sich die Völker aller Zeiten zur Lehre nehmen sollten.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Hermann kletterte hinab, streifte das erlegte Thier und schlug die besten Stücke des Fleisches in die Haut ein, mit der er sich belastete. Es war kein großes Gewicht, denn die Färse hatte kaum die Größe eines zweimonatlichen Kalbes von unserem zahmen Rindvieh. Mit seiner Beute beladen schritt er die Schlucht hinab, deren Sohle sich nach dem Meere hin leicht senkte, und nach einer halbstündigen Wanderung sah er hinaus auf das weite Meer. Aber mit einem Male wurzelte sein Fuß, denn sein Blick streifte eine Stelle der Felsenwand, wo ein mächtiger Saum schwarzen Gesteins am Fuße derselben zu Tage stand; ein Trümmerhaufen lag vor derselben schwarz und glänzend wie Gagat. Hermann warf seine Last von sich und sprang darauf zu, griff das erste beste Stück vom Boden auf, beroch, betrachtete es, sank dann in die Kniee und rief voll unbeschreiblicher Inbrunst aus: „Barmherziger Gott, ich danke dir! Das ist die schönste Pechkohle*), die hier klar zu Tage steht!" Und richtig! drüben an der andern Felswand dieselbe Erscheinung, und vor sich das Thal entlang allenthalben die schwarzen Trümmer, die von Schnee und Eis und Wasser fortgetragen worden waren bis zum Meere hinunter. Schnell belud er seine Jagdtasche mit dem kostbaren Material, seine Schultern mit der Jagdbeute und stieg das Thal hinab: es mündete unweit davon auf eine Terrasse, die wiederum eine kleine Schlucht bis hinab zum Strande sandte. Und drüben, etwa eine Seemeile entfernt von diesem Punkte der Küste, den Hermann nie zuvor betreten hatte, lag die Selbander-Insel friedlich im Abendlichte. Allenthalben waren noch Kohlenstücke, groß und klein, in dem Bache, der die Sohle der Schlucht füllte. Manche Tonnen waren hier zu holen, und noch mehr lagen droben in dem Cañon, den Hermann fortan die Bisamfärsen-Schlucht nannte. Sehr ermüdet zwar, aber von unbeschreiblichem Glücke erfüllt, schleppte sich Hermann über Klippen und Strand nach der kleinen Anlände hin, wo er sein Boot gelassen hatte, und ruderte hinüber nach Selbander-Eiland, wo er in der Höhle den alten Jost unter Freudenthränen umarmte und ihm die kostbaren Kohlenstücke zeigte, die im kleinen Herdfeuer bald lustig brannten. Der ganze Rest der kurzen Herbsttage ward dazu verwendet, täglich eine Ladung Kohle auf dem alten Boote von drüben zu holen und in einer kleinen Höhle beim Signalstock zu bergen, um dann im Winter mittelst Schlitten nach der Höhle geschafft zu werden. Wenn erst der Frost die See mit einer dichten Eisdecke überlegt hatte, war ja eine natürliche Brücke dort hinüber geschlagen zu dem kostbaren Gestein, das den beiden Inselbewohnern die starre Kälte des arktischen Winters erträglich machen sollte.

15.

Bald darauf begann der Schneefall; das Meer verlor seinen Wellenschlag, die Buchten und Einläße, wo keine Brandung stattfand, bedeckten sich mit Eis, und der Winter stellte sich mit einem Male binnen wenigen Tagen mit voller Macht ein. Dießmal aber war er nicht so furchtbar durch seine Eintönigkeit, wie der vorige, denn Hermann hatte ja an dem alten Stelzbein einen Gefährten, mit dem er plaudern, den er unterhalten konnte, und Beide wußten einander genug zu erzählen von den Fahrten und Abenteuern, die sie auf ihren Seereisen bestanden hatten. Auch hatte Aennchen, nicht ahnend, daß der alte Jost weder lesen noch schreiben könne, demselben eine Bibel und einige gute Bücher in seine Kiste gepackt, sowie Schreibmaterialien, und dieß Alles kam nun Hermann ganz trefflich zu statten. Er schrieb alle die Gedichte nieder, die ihn während des vergangenen langen Winters beschäftigt und vor Schwermuth und Stumpfheit geschützt hatten, und machte noch eine Anzahl andere Dichtungen dazu, welche seinem Heimweh, seinem Schmerz über die Trennung von den Eltern und Aennchen und der Dankbarkeit über den wackern treuen Gefährten, den ihm der Himmel geschenkt, Ausdruck liehen. Hermann schrieb ferner die ganze Geschichte seiner letzten Reise, seines Verschlagenwerdens auf dem Eise, seines Winteraufenthalts auf dem öden Eiland und seines Zusammen-Treffens und -Lebens mit dem alten Jost nieder. Diese Beschäftigung vertrieb ihm manche Stunde, aber man glaube ja nicht, daß die ganze Zeit unserer beiden Insulaner der Muße geweiht war, — im Gegentheil, es fehlte ihnen nicht an Geschäften. Die Höhle bedurfte noch mancher Verbesserung, um wohnlicher und wärmer gemacht zu werden. Vor die von Jost gezimmerte Thüre mußte ein Vorhang von Fuchspelz gefertigt werden, um die Kälte abzuhalten; man mußte den Ruß des Steinkohlenfeuers durch einen langen Schlot aus Robbenfell abführen, der den Rauch ableitete; man mußte Decken und warme Winterkleider aus den gegerbten Fellen der Füchse, Rennthiere und jungen Bären, und hohe Schneestiefeln aus Robbenfell verfertigen. Dann mußte täglich gekocht werden. Pemmican und getrocknetes Fleisch bildeten allerdings die Hauptnahrung, und der kleine Vorrath von Schiffszwieback ward ängstlich zu Rathe gehalten und nur zu Suppen verwendet. Aber außerdem hatten Jost und Hermann noch eine Art Moos- oder Preißelbeeren gesammelt, und ganze Haufen isländische Flech-

---

*) Das Vorkommen eines solchen Kohlensaumes in der Bruce-Bai, nahe beim Clydeflusse, an der Küste des Landstriches North-Galloway, beinahe unter dem 70. Grade nördlicher Breite, ist faktisch, wie aus den neueren Polarreisen zu ersehen.

ten und Sauerampfer eingebracht und letztern getrocknet. Dieser gab nun, mit Wasser und Rennthierfleisch gekocht, ein treffliches Gemüse, das dem Scorbut, jener spezifischen Krankheit der unter hohen Breiten lebenden und vorzugsweise auf getrocknetes Fleisch und Seethiere angewiesenen Menschen, trefflich entgegen wirkte. Das isländische Moos dagegen ward erst mit kochendem Wasser abgebrüht, um das Flechtenbitter, einen eigenthümlichen herben Bitterstoff in demselben, zu entfernen, worauf man es mit vielem Wasser und getrocknetem Fleisch oder Pemmican zu einer steifen Gallerte kochte, die ebenso nährend als gesund war, und durch ihren würzig bitterlichen Geschmack den Magen stärkte. Wasser hatte man allerdings nicht, aber der Schnee, um solches daraus zu bereiten, lag ja in mannshohen Schichten vor der Höhle.

Hermann bedauerte oft, daß die Höhle auf Selbander-Eiland nicht so geräumig und wohnlich war, wie die auf seiner früheren öden Insel. Die heiße Quelle hatte diese ganz behaglich erwärmt, und Hermann sah ein, daß er ohne jene heiße Quelle unfehlbar der erstarrenden Winterkälte erlegen wäre; denn hier auf Selbander-Eiland vermochten er und Jost sich kaum der Kälte zu erwehren, trotzdem daß sie sich in Pelze hüllten und den ganzen Tag ein großes Steinkohlenfeuer brannten. Hermann hatte die Beschläge von Jost Lüning's Kiste abgerissen und einen Rost daraus geschmiedet, damit ihr Feuer in einem sinnreich aufgebauten Herd desto besser brenne. Allein selbst diese Vorrichtung genügte oft nicht ganz, obwohl Selbander-Eiland mindestens um fünf Breitegrade südlicher liegen mochte, als die erste Insel. Da der Verbrauch an Steinkohle ein sehr bedeutender war, so hatte Hermann schon vor Wintersanfang einen großen Schlitten gezimmert, mit dem er nun, nachdem die winterliche Schnee- und Eisbahn den Verkehr mit dem Festlande gestattete, oft schon Morgens vor Tage hinüber fuhr, um die Kohle in der Bisamfärsen-Schlucht zu laden und bis an den Strand herunter zu schaffen, wo er sie aufschichtete und jeden Abend einen Schlitten voll nach Hause schaffte. So mühsam dieß auch war, so konnte es doch nicht umgangen werden, die paar Monate vor dem Eintritt der langen Winternacht, die von Mitte November bis Mitte Februar dauerte, dazu zu verwenden, denn Mangel an Brennmaterial war sicherer Tod.

Und nun endlich kam die lange, lange Winternacht, freilich oft Tage lang erhellt durch flimmernde, zauberisch schöne oder schaurig glühende Nordlichter, die Nacht, wo alles Leben auf dieser Insel erstarrt schien und selbst die Thierwelt diese Zone mied mit einziger Ausnahme einiger großen Raben, die ihr Dasein auf unbegreifliche Weise fristeten und täglich krächzend um die Klippen flogen. Aber auch selbst in dieser dunkeln, todesstarren, ununterbrochenen Nacht war Hermann täglich einige Stunden im Freien und benützte namentlich jeden Nordlichtsschein, um Kohlen zu holen. Der arme Jost war häufig krank an Rheumatismen und konnte sein Bett nicht verlassen; aber er trug seine Schmerzen mit stoischem Gleichmuthe und verlor seine gute Laune, seine Hoffnung auf Rettung nicht. Er entbehrte die geistige Beschäftigung weniger, als Hermann; wenn er nur seine Pfeife Tabak hatte, so war er zufrieden, starrte in die Herdflamme und schlief zur Abwechslung wieder Tage lang. Leute seines Schlags können diese rein vegetative Existenz leichter ertragen, als Menschen von lebhafterem Geiste und höherer Bildung, und Jost spöttelte oft selber darüber, daß er bei diesem Leben so fett werde, wie eine Wachtel im Käfig. Freilich konnte er mit seinem Stelzfuße auch keine Exkursionen auf dem glatt überfrorenen, wie auf dem frisch gefallenen weichen Schnee machen, während Hermann sich ein Paar indianische Schneeschuhe verfertigt hatte, die er unter seine hohen Schneestiefeln oder Leggings von Robbenfell band. Doch drang Hermann entschieden darauf, daß der Alte, wenn seine rheumatischen Leiden es nur irgend erlaubten, sich jeden Tag etwas Bewegung im Freien mache, damit er von Lungenleiden, Hautkrankheiten und Scharbock befreit bleibe. — Endlich war auch die lange Winternacht und mit ihr die stärkste Kälte überstanden, das Wetter war etwas milder geworden, und die Sonne blieb täglich etwas länger an der Grenze des Horizonts. Die ersten Polarfüchse fanden sich ein und büßten die Frechheit, in der Nähe der Gerüste mit den getrockneten Fischen umherzustreifen, mit dem Leben. Hermann erstieg jetzt bisweilen die hohe Warte, um zu sehen, ob nicht irgendwo Löcher im Eise zu sehen, oder Robben oder Eisbären zu bemerken seien, denn er sehnte sich unbeschreiblich nach frischem Fleische und war doch rücksichtsvoll genug, jedes Schneehuhn, das er gelegentlich erlegte, dem kränkelnden Jost aufzubewahren. Aber wie weit er auch durch seine Fernröhre den Horizont musterte, nirgends entdeckte er das Gesuchte, und so mußte er denn sich wieder mit dem Einfahren der Kohle begnügen.

Wochen um Wochen waren vergangen, und es mochte ungefähr zu Anfang des Monats Mai sein, als Hermann eines Tages mit einer Schlittenlast Treibholz über das Eis gefahren kam von der Ostseite der Insel her, wo er das meiste Treibholz gefunden und geborgen hatte. Da sah er mit einem Male am nordwestlichen Theile der Insel eine dünne, feine, graue Rauchsäule aufsteigen, an einem Punkte, der ganz ferne von der Höhle ablag. „Was ist dieß?“ rief er unwillkürlich; „das ist der Rauch eines Feuers von nassem Holz; aber was hat dieß zu bedeuten?“ Und in einer unbeschreiblichen Aufregung und Eile zog er den Schlitten vollends nach Hause und zeigte Jost diese Erscheinung. Beide bewaffneten sich, erstiegen den langgestreckten Felsenkamm, welcher sich bis zu ihrem Signalstock herunter dehnte, und sahen nun in einer Entfernung von etwa 1000 Schritten am Strande dicht bei den Klippen ein Häuflein Menschen mit Schlitten und Hunden, die sich um ein Feuer herum tummelten. Rasch warfen sich beide auf den Boden in den Schnee, um von den Anderen nicht gesehen zu werden, denn man wußte ja nicht, ob es Freunde oder Feinde waren. Hermann beobachtete sie eine Weile genau durch seine Taschenfernröhre und war geneigt, sie für Eskimos zu halten. „Dann wollen wir auf unserer Hut sein, denn das ist eine garstige Sorte von Heiden, ein reguläres Diebsgesindel!“ sagte Jost und legte sein Gewehr dicht vor sich; „ich denke, diese stinkenden Pelztürken werden kurzen Prozeß mit uns machen, wenn sie sich in der Uebermacht sehen; kenn' die Kerle noch von alten Zeiten her!“ — „Bah, sie erscheinen mir nicht so sehr gefährlich,“ versetzte Hermann; „ich bin geneigt, zu glauben, daß sie auf der Wanderung nach Norden oder Westen sind und hier nur Halt machen, um abzukochen und ihre Hunde ruhen zu lassen. Sieh' nur, sie zerstreuen sich am Strande, um Treibholz zu suchen. Ja, sucht nur; dort haben wir längst jeden Span aufgelesen!“ — „Oho, da kommt Einer bolzgerade auf uns zu, Kapitän; der Kerl ist wirklich schmucker aufgetakelt, als die anderen verkrüppelten Knirpse dort, und thut hier wie zu Hause, denn er hat nicht einmal einen Froschspieß bei sich!“ — „Ruhig, Alter! das ist kein Eskimo, das ist fürwahr eine regelrechte Rothhaut und eine Squaw, ein Weib, dazu! Meiner Treu', sie kommt hieher auf die Spitze des Vorlands zu!“ Beide zogen sich nun in die Nähe der Signalstange zurück und duckten sich hinter einige Blöcke, von wo sie die fremdartige Erscheinung von Weitem herankommen sahen. Es war eine elastische jugendliche Gestalt, etwas unter Mittelgröße, in indianischen Leggings und einer kurzen Tunika von Pelzwerk, auf dem Kopfe eine spitze Pelzhaube, an den kleinen Händen zierliche Fausthandschuhe von Bärenfell mit Robbenfell besetzt. Sie lief leichten Schrittes und überblickte mit prüfendem Auge den Schnee über der Flutmarke, um zu sehen, ob nirgends eine Erhöhung das Vorhandensein von Treibholz verrathe. Da aber nirgends welches zu finden war, lief sie immer schneller, um die Spitze des Vorgebirges zu umbiegen. Mit einem Male prallte sie erschrocken zurück, sah sich dann aber schnell und scheu um, als wollte sie

sich vergewissern, daß sie von den Anderen nicht beobachtet werde, und eilte dann weiter, die Blicke forschend auf den Schnee geheftet. „Alle Wetter!“ flüsterte Hermann; „sie hat meine Fährten ausgemacht!“ Und so war es auch; der scharfe Blick des Mädchens hatte unter dem frischen Schnee einige Fährten gesehen, die ihr aufgefallen waren. Jetzt bog sie um den Vorsprung und stand wenige Ruthen von der Signalstange mit dem Bärenkopf still. „Uj!“ entfuhr ihr unwillkürlich; dann lockerte sie ein kleines Handbeil aus einem in Knochen gefaßten Feuerstein und näherte sich der Signalstange behutsam. Als sie weit genug von dem Vorsprung entfernt war, daß ihr Hermann den Rückzug vertreten konnte, erhob er sich hinter dem Felsblocke ohne Waffen, nahm seine Pelzmütze ab und rief halblaut: „Wah!“ Das Mädchen bebte zwar zusammen, maß ihn aber mit ihren dunklen Augen forschend und schien seine freundliche Geberde richtig zu deuten; denn es floh nicht, sondern näherte sich, wenn auch schüchtern, dem weißen Manne, der ihr die offene Hand bot. Es war, so weit Hermann seine theoretische Kenntniß der Rassen unterscheiden ließ, keine Eskimo, sondern wirklich eine Indianerin von einem der Stämme, welche die öden unfruchtbaren Landstrecken nördlich vom großen Sklavensee bewohnen und geschworene Feinde der Eskimos sind. „Ihr Bleichgesicht, wie hieher kommen?“ fragte das Mädchen in gebrochenem Englisch, „Ihr gut Freund?“ — „Ja, ich gut Freund gegen rothe Squaw,“ sagte Hermann lächelnd, „Du Tschippewäh!“ — „Ja, ich Tschippewäh, Du Englisch!“ versetzte das Mädchen vertraulich. — „Na, da kann ich ja auch mitreden, denn das klingt eher wie Englisch, als wie Heidnisch,“ sagte Jost, rappelte sich mühsam vom Boden auf und präsentirte sich vor der jungen Squaw, die über seinen hölzernen Fuß nicht wenig erstaunt war. „Du auch Englisch, alter Kopf?“ fragte sie, und als Jost bejahte, setzte sie wehmüthig hinzu: „Ich Sklavin von schweinischen Eskimos, wah!“

Diese Begegnung erschien Hermann allzu interessant und folgenreich, als daß er nicht Allem aufgeboten hätte, das indianische Mädchen für sich und seinen Gefährten einzunehmen. Nachdem er ihr mitgetheilt, daß er und Jost verschlagene Schiffer seien, die in einem großen Canoe (sprich Kännuh) über das große Wasser gefahren, um dicke Fische zu fangen, erfuhr er von Wi-na-poh, daß sie vor drei Jahren den Eskimos in die Hände gefallen sei, als diese fern im Süden eine Jagdpartie von Tschippewähs, die sich in die Nähe der Küste gewagt, um Bisamstiere und Rennthiere zu jagen, mit Uebermacht überfallen hätten; daß die Eskimos sie zwar nicht schlecht behandelt und sie einem jungen Manne zur Squaw geben wollten, daß sie aber lieber wieder zu ihrem eigenen Stamm zurückkehren möchte, wo sie einen jungen Krieger kenne, welcher sie als Squaw in sein Wigwam führen wolle. Hermann machte Wi-na-poh hierauf den Vorschlag, sie solle bei ihnen bleiben, und lud sie ein, ihn und Jost nach ihrem Wigwam zu begleiten. Das Mädchen ging mit, besah sich mit klugem, rasch beobachtendem Auge Alles, und schien immer mehr Zutrauen zu den beiden vermeintlichen Engländern zu gewinnen, denen sie nun mittheilte, daß sie als Kind zwei Winter in Fort Resolution am großen Sklavensee gewesen und bei den Missionären zur Schule gegangen sei, daß sie aber nach dem Tode ihres Vaters den Brüdern auf deren Wanderleben habe folgen müssen. Hermann's Frage: ob sie den Weg nach Fort Resolution zu finden wüßte, bejahte sie lebhaft, mit dem Zusatze jedoch, es sei weit, weit, viele Monden lang zu reisen; man müsse Hunde und Schlitten und Canoes haben, um dorthin zu kommen, aber kühne Krieger, die auf der Jagd und dem Kriegspfade erfahren seien, könnten gut dorthin gelangen. Hermann und Jost bewirtheten das Mädchen nun mit dem Besten, was sie hatten, mit getrocknetem Hirschfleisch, mit Pemmican und Zwieback, und sie verschmähte selbst einen Schluck Feuerwasser von einer der letzten Flaschen Rum aus Jost's Flaschenfutter nicht, welche man als eine Art Arznei seither aufgespart hatte. Hermann äußerte nun die Absicht, den Eskimos einen Schlitten und ein Dutzend Hunde abzukaufen und unter Wi-na-poh's Führung die Reise anzutreten, allein das Mädchen meinte, die Eskimos, die noch mehrere Tagereisen vor sich hätten, würden ihre Hunde und Schlitten nicht verkaufen wollen, da sie ihrer allzu sehr bedürften. Aber sie wollte denselben einen Schlitten und ein Dutzend Hunde stehlen, und dann sollten die beiden Krieger, junges Bleichgesicht und alter Graukopf, ihre Lebensmittel, Waffen und Decken bereit halten und mit ihr entfliehen. Zwar werde es ohne heftige Verfolgung der Eskimos nicht abgehen, allein die Feuerbogen der bleichen Gesichter unbedingt den Sieg über die Pfeile und Speere der Eskimos davontragen.

„Was meinst Du zu diesem Plan, Alter?“ fragte Hermann seinen Gefährten, hoch erfreut über diesen Plan. — „Ich bin bei Allem, Kapitän, was Ihr befehlt. Die Dirne da ist ein kluges Ding und wird uns schon recht führen, und mit den schweinischen Pelztürken will ich schon durch meine Flinte da nöthigenfalls ein ernstes Wort reden. Schnüren wir unsre Bündel, junger Herr! Hurrah in See — oder in den Schnee!“

Nun ward abgemacht, daß Wi-na-poh unter dem Vorwande, einen großen Haufen Treibholz gefunden zu haben, mit einem Schlitten zurückkehren, und daß die beiden Weißen sie reisefertig hier erwarten sollten; wenn je eine oder zwei Squaws von den Eskimos sie begleiten würden, so wären sie ja leicht unschädlich zu machen, setzte sie mit einem bezeichnenden Blicke auf die Handbeile der beiden Männer hinzu. Mit dem raschen Scharfblicke und der Verschlagenheit der Leute ihrer Rasse hatte das Mädchen die günstigen Chancen ihrer Flucht im Geleite der beiden weißen Krieger erkannt und namentlich zu Hermann großes Vertrauen gewonnen, und nachdem sie sich satt gegessen und von Hermann mit einem großen Messer beschenkt worden war, das sie sorgsam in ihrer Pelzjacke versteckt, schlang sie ihren aus dünnen Riemen roher Haut geflochtenen Strick um einen großen Block Treibholz und schleppte diesen nach dem Lager der Eskimos zurück.

In unbeschreiblicher Spannung erwarteten Hermann und der alte Jost ihre Rückkehr, und unser junger Freund mußte alle Besonnenheit aufbieten, um in Eile die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Die wärmsten Tuchkleider wurden angelegt und die Pelze darüber gezogen, die Pulverhörner frisch gefüllt und die Kugeltaschen mit Schießbedarf versehen, dann zwei Säcke Pemmican, eine Flasche Rum, ein Säckchen Zwieback, der Rest des Thees und etwas getrocknetes Fleisch zusammengepackt, die Pelze und Decken, die große Axt, die Pfanne, der kleine Kupferkessel und die Angelleinen und Haken hergerichtet; in einer Stunde war Alles beisammen, und Hermann hatte sich mit Feuerzeug, Taschenfernröhre und Taschenboussole versehen. Er tröstete sich mit dem Gedanken: das, was er den Eskimos hinterlasse, sei entschieden ein reichliches Aequivalent für den Schlitten und die Hunde, und es bleibe ihm keine andere Wahl als Gewalt, um sich die Mittel zur Flucht zu sichern. Endlich schrieb er noch den Bericht, daß er mit Jost und Wi-na-poh die Landreise nach Fort Resolution angetreten habe, auf ein Blatt Papier, verkorkte dieses fest in einer leeren Flasche und legte diese auf eine Felsenleiste in der Nähe des Strandes so nieder, daß sie mit dem schmelzenden Schnee flott werden mußte, steckte seine Manuskripte zu sich und sagte mit einem erwartungsvollen, tiefen Aufathmen: „So, nun kann die Reise losgehen!“ — „Kapitän,“ meinte Jost, „ich schätze, es könnte nichts schaden, wenn wir zuvor noch eine tüchtige Mahlzeit einnähmen, denn die nächste Station wird wohl sehr lang werden.“ Dieser Vorschlag leuchtete Hermann ein, und er zwang sich zum Essen, obschon ihn die erwartungsvolle Ungeduld beinahe verzehrte.

Mehr als zwei Stunden waren vergangen, als unsere beiden Freunde endlich den lauten Ruf hörten, womit Wi-na-poh das Gespann von zwölf Hunden antrieb. Aber,

o Schreck! außer dem jungen Indianermädchen saßen noch zwei kleine, alte Eskimoweiber auf dem Schlitten. Das fröhliche Jauchzen und Geschrei Wi-na-poh's schien jedoch schon aus der Ferne andeuten zu wollen, daß das Mädchen seines Erfolges sicher war, und Hermann und Jost hielten sich daher in der Höhle versteckt und lugten nur durch die Ritzen der Thüre hinaus. Die Indianerin fuhr bis dicht an den Fuß der Terrasse, worauf die Höhle lag, hielt an, zeigte den beiden schmierigen Weibern dann die Höhle und bedeutete sie durch Zeichen und Worte, ihr zu folgen, was diese aber vor Schreck und Erstaunen über den unerwarteten Anblick verweigerten. Da sprang Wi-na-poh allein herauf, öffnete die Thüre, winkte den beiden weißen Männern, sich ganz ruhig zu verhalten, und holte aus der Vorrathskammer einen armvoll getrockneter Fische und Fleischriemen, die sie lachend über die Terrasse hinunterwarf zwischen die Hunde und die beiden Weiber hinein, welche mit viehischer Gier um die Wette darüber herfielen; dann holte sie noch einen armvoll, warf diesen auch hinunter und bedeutete die Weiber, daß noch mehr da sei und Abbi, viel Abbi (Robben-



Unter hohen Breiten: Hermann und Jost treiben die verfolgenden Eskimos zurück. (S. 526.)

thran), und zur Bestätigung schnitt sie eine der Lampen ab, blies den Docht von Moos aus und sprang damit hinunter, den starkriechenden Trank dem ältern der Weiber zu kredenzen, das nun mit sichtlichem Behagen den Robbenschädel leerte. Dieß lockte die Eskimoweiber, und sie folgten halb gierig, halb scheu, wie Füchse, die einer beköderten Falle sich nähern, dem Indianermädchen. Aber kaum waren sie in die Höhle getreten, so schlug Wi-na-poh sogleich die Eine von ihnen nieder und hielt sie an den Boden, um sie auf gut indianische Weise abzuschlachten. Allein Hermann, der bereits die Andere an der Kehle gepackt und niedergerissen hatte, rief dem Indianermädchen zu: „Nicht todt machen, nur binden!" und Jost, der instinktmäßig Alles begriffen hatte, brachte einen Haufen zäher Riemen und Stricke von Rennthierhaut herbei, womit die beiden schmutzigen Geschöpfe an Händen und Füßen gebunden wurden, worauf man ihnen je einen Knebel von alten Tuchfetzen in den Mund zwängte und den Schlitten belud. Die bissigen Hunde wollten zwar anfangs die fremden Gestalten nicht an den Schlitten heranlassen, allein Wi-na-poh trieb sie mit ihrer Peitsche

zu Paaren und beschwichtigte sie durch weiteres Futter, und endlich war Alles auf dem Schlitten fest verstaut, die beiden Insulaner hatten darauf Platz genommen und warfen ihrer Höhle und Heimat einen dankbaren und wehmüthigen Scheideblick zu und empfahlen sich Gott. Dann sprang die Indianerin, welche mittlerweile das Gespann und Geschirr in Ordnung gebracht hatte, auch auf den Schlitten und trieb die Hunde mit derben Peitschenschlägen und dem lauten, heftigen Ruf: „Guh, mosch, squoh, tuh!“ zum vollsten Rennen an.

Die Thiere hielten sich wacker; trotz der bedeutenden Last glitt der Schlitten pfeilschnell über den geneigten Strand hinab und auf das freie Eis hinaus; das Vorland schien an den Reisenden vorüberzufliegen, und sie waren wenigstens eine englische Meile weit draußen auf dem beeisten Meer, als ein wüstes, wildes Geschrei hinter ihnen auf der Insel ihnen verkündete, daß ihre Flucht entdeckt sei. Sie sahen im trüben Licht des Wintertages die Eskimos in einem großen Knäuel durcheinander rennen, ihre Hunde zusammenholen und anspannen, und wenige Minuten später fuhren fünf oder sechs Schlitten mit Bewaffneten in vollem Hundelauf hinter ihnen her. Wi-na-poh geberdete sich ganz toll, um die Hunde vorwärtszutreiben, und diese thaten auch wirklich ihre volle Schuldigkeit. Aber die Schlitten der Verfolger waren leichter beladen, und kamen sichtlich näher. Eine, zwei Stunden vergingen; der Vorsprung der Flüchtlinge ward kleiner, man war nur wenige hundert Schritte von einander entfernt, und auch diese Entfernung verminderte sich zusehends. Schon flogen einzelne Pfeile von den Bogen der Verfolger, fielen aber harmlos hinter Wi-na-poh's Schlitten in den Schnee.

„Alle Wetter, die Sache wird ernst,“ brummte Jost und drehte sich nach den Verfolgern um; „ich will 'mal den Stinkthieren dort eine Breitseite geben.“ — „Gut, Alter, aber schieße nur auf die Hunde; wir wollen nicht unnöthig Menschenblut vergießen, und hernach lade mit grobem Hagel. Halt, Wi-na-poh!“ Das Mädchen gehorchte; im Nu standen die Hunde keuchend still. Der vorderste Schlitten der Verfolger war etwa noch sechzig Schritte entfernt, da ließ Jost beide wohlgezielte Läufe krachen und schmetterte einige Hunde in den Schnee nieder, daß das Gespann heulend zurückprallte und die Eskimos erschrocken aus dem Fuhrwerk sprangen. Hermann war vom Schlitten gestiegen, um sicher schießen zu können, und gab zwei weitere Schüsse auf das Hundegespann des zweiten Schlittens ab, daß dieser ebenfalls zum Halten kam. Dann nahm er wieder seinen Platz ein, und das Indianermädchen fuhr weiter. Die Eskimos erhoben ein Wuthgeschrei, aber zwei oder drei Schlitten setzten die Verfolgung gleichwohl fort. Allein nun hatten die beiden Flüchtigen ihre Gewehre mit grobem Hagel geladen, der besser deckte, und ließen unbekümmert um die Pfeile die Schlitten herankommen. „Feuert Ihr, Kapitän! Eure jungen Augen sind besser, als meine alten trüben Lichter!“ sagte Jost und reichte Hermann seine Doppelflinte. Piff, paff! krachten weitere zwei Schüsse, und dießmal waren, nach dem Geschrei zu urtheilen, nicht nur die Hunde getroffen, sondern auch die Herren, die aus den Schlitten sprangen und laut heulend im Schnee herumtanzten. Dann noch einmal zwei gutgezielte Schüsse auf ein anderes Gespann, und die ganze Schaar der Verfolger blieb zurück.

„Hurrah, nun sind wir flott!“ rief der alte Stelzfuß und schwang seine Mütze; „Mädel, Du steuerst so prächtig, als mein Kapitän hier feuert! Hurrah, nun werden diese Stinkthiere genug haben.“ Und weiter, immer weiter ging es, bis der große Eisspiegel der breiten Brucebai und ihre Inseln hinter den Reisenden zurückblieben und das feste Land in west-südwestlicher Richtung sich vor ihnen erhob. Die Hunde waren müde geworden, und man mußte an einen Halt denken. Unter einer Klippe, wo sich einiges Treibholz fand, das erst aus Eis und Schnee herausgehauen werden mußte, machte man Halt und kampirte im Freien. Einige Zinnbecher voll heißen Thees, einige Striemen getrocknetes Fleisch, das am Feuer geröstet worden war, bildeten das Abendbrod. Den Hunden ward ein armvoll getrockneter Fische vorgeworfen; dann hüllten sich unsere drei Reisenden in ihre Decken und Teppiche, stürzten den Schlitten um, aus welchem sie einen Windschirm errichteten, nahmen die Säcke mit Lebensmitteln als Kissen unter den Kopf, um sie gegen die Gier der räuberischen Hunde zu sichern, und schliefen so unter freiem Himmel. Gegen Morgen, lange ehe der kurze Tag graute, wurden die Hunde unruhig, und ihr Gekläff weckte Hermann und die junge Indianerin. „Ein Fuchs schleicht um das Lager,“ sagte Wi-na-poh in ihrem gebrochenen Englisch; „gib mir Deinen Feuerbogen, junges Bleichgesicht!“ Sie nahm die Flinte und schlich auf dem Bauch beiseite; bald darauf krachte ein Schuß, und das Mädchen kehrte mit einem erlegten Polarfuchs zurück, den sie den Hunden zum Zerreißen hinwarf. Der Schuß hatte auch Jost geweckt, und das Mädchen trieb zum Aufbruche. Der Weg sei weit, fünf Sonnen lang, bis man wieder an das große, überfrorne Wasser komme; dann zwei Sonnen lang über das Eis, und dann wieder viele Sonnen über lauter unfruchtbares, dürres, steiniges Land, ohne Thiere, ohne Bäume, — nur da und dort Fische unter dem Eise, das man zu diesem Behuf mit der Art aufhauen müsse; aber auch keine Eskimos, keine Menschen überhaupt. Alsdann kleine Inseln, wo Eskimos in Erdlöchern und Steinhütten wohnen, und dann wieder eine lange Reise zu Lande, bis man abermals ein großes Wasser erreiche, jenseit dessen das große Land mit den rinnenden Strömen und den süßen Seen und den Inseln darin sei. Und bis sie dahin kämen, meinte Wi-na-poh, werde der Winter vergangen, das Rennthier, der Bisamstier, das Moosethier oder Elenn und die großen Vögel wiedergekehrt sein, und die Wanderer ihre Reise im Canoe zurücklegen und auf ihrem Pfade viele Jagdbeute machen können.

Das waren Aussichten von sehr ernster Art; allein Hermann wußte, daß das Ziel auch sichere Rettung war. Hatte er nur erst einmal die nächste Station der Hudsonsbai-Kompagnie, ja nur den ersten besten Stamm befreundeter Indianer, welche mit den Pelzposten in Tauschhandel standen, erreicht, so war er seiner Rettung sicher, denn er konnte unter den Weißen jederzeit Mittel und Wege finden, seine Heimfahrt zu sichern, da der Name und die Firma seines Vaters in der ganzen zivilisirten Welt einen guten Klang hatten. Also trat er mit männlichem Muth, voller Thatkraft und unerschütterlichem Vertrauen in die göttliche Hülfe und die eigene Kraft die Reise an, welche voraussichtlich nur allein bis zum großen Sklavensee nahezu vierhundert geographische Meilen lang sein mochte, die Krümmungen &c. der Flüsse und die Seen, die umgangen werden mußten, gar nicht gerechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Jagden in Uruguay.

Von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

Augenscheinlich gewann ich an ihm, und je näher ich kam, desto größere Anstrengungen machte auch mein Brauner, um die Hetze zu gewinnen. Ich konnte kaum noch 50 Schritte von der flüchtigen Bestie entfernt sein, als sie plötzlich anhielt; schärfer bohrte ich meinem Thiere die Hacken ein — in 10 Sekunden mußte ich sie erreicht haben. Da verschwand sie wie in den Boden hinein mit einem Satz, und als ich gleich darauf denselben Punkt erreichte, fand ich, daß der Boden hier — was ich von weiter zurück nicht hatte erkennen können — schräg abfiel und eine Art Rinne bildete, in der ein kleines, mit Büschen bewachsenes Steppenwasser hinrieselte. Eben sah ich noch, wie einen dunkeln Schatten, die schmächtige Gestalt des Puma in die nächsten

niederen Büsche hineintauchen — dann war er verschwunden. — Eine weitere Verfolgung hier wäre Thorheit gewesen, mit Mühe warf ich nun mein Thier herum, daß es wenigstens mit mir den Rand der Anhöhe hielt, bis ich es einzügeln konnte, denn den ziemlich steilen Hang hinab hätte ich gar nicht wagen dürfen zu galoppiren, da alle diese südamerikanischen Sättel keine Schwanzriemen haben. In dem Gebüsche da unten wäre ich auch gar nicht im Stande gewesen, mit dem Panther Distanz zu halten, oder nur zu bestimmen, nach welcher Richtung er sich gewandt.

Für heute war er durch, das ließ sich nicht läugnen, aber morgen früh, dazu war ich fest entschlossen, wollte ich meine sämmtlichen Gauchos mit ihren Lassos und Hunden aufbieten, und dann ließ sich doch hoffen, daß wir uns den Burschen noch in etwas größerer Nähe besehen konnten. Ich hatte meinen Braunen jetzt wieder in der Gewalt, und wenn er auch noch ein paar Mal die Ohren spitzte und nach der Richtung hin den Kopf drehte, wo er seinen Feind wußte, gehorchte er doch dem Zügel. Ueberhaupt war es spät geworden und die Sonne kaum noch eine Viertelstunde über dem Horizont.

Glücklicherweise hatten wir uns dadurch, daß der Puma anfangs immer wieder zu seinem Versteck zurückzukehren suchte, nicht zu weit von dem Dickicht entfernt. Ich konnte es wenigstens gleich nach Sonnenuntergang erreichen und meine Beute mit Tageslicht aufladen. Allerdings wollte mir mein Brauner Schwierigkeiten machen, und scheute vor dem frisch erlegten und stark mit Schweiß bedeckten Stück Wild, an dem der Puma schon den Hals gerissen hatte. Das alte Mittel, das wir so oft in den nordamerikanischen Wäldern angewandt, half aber auch hier. Ich netzte meine Hand mit dem Schweiße (Blut) des erlegten Stückes und rieb es dem Pferde, während ich es mit der Linken fest im Gebiß hielt, um die Nüstern. Allerdings schreckte es davor zurück und suchte aufzubäumen, beruhigte sich aber gleich wieder, und scheute sich jetzt nicht mehr im Geringsten vor der Witterung.

Mein alter Gaucho, als ich mit Dunkelwerden noch nicht zurück war, hatte Verstand genug, ein Feuer unfern von seinem Rancho auf einer kleinen Erhöhung anzuzünden, so daß ich den Platz mit Leichtigkeit selbst in stockdunkler Nacht erreichen konnte, und als ich ihm von meiner Pumahetze erzählte, war er sowohl wie sein brasilianischer Besuch gleich Feuer und Flamme für eine Jagd am nächsten Morgen. Er meinte dabei ebenfalls, daß der Panther wieder nach dem Dickicht zurückkehren würde, besonders als ich ihm jetzt von der Gestalt erzählte, die ich gleich am ersten Morgen hinter dem Altthier gesehen, und von dem Rascheln, das ich später im Busche gehört. Das war jedenfalls derselbe Puma gewesen, der seinen festen Stand in dem Gebüsche haben mußte.

Zur Vorbereitung für die morgende Jagd tranken wir den Rest meines Lisboa-Weines aus, legten uns dann früh schlafen, und waren am nächsten Morgen lange vor Tag auf und gerüstet. Die Pferde wurden eingetrieben, gefangen und gesattelt, und mit Tagesgrauen, von den drei tüchtigen Rüden des Gaucho begleitet, hielten wir direkt auf das Dickicht zu — aber wo war unser Puma? Die Hunde suchten es hin und zurück ein paar Mal durch, wurden auch ein- oder zweimal laut, vielleicht auf der kalten Fährte, aber obgleich wir die Höhe ringsum besetzt hielten, so daß uns kein Gürtelthier hätte unbemerkt entwischen können, ließ sich nicht das Geringste blicken; der Puma war also nicht in sein altes Versteck zurückgekehrt.

Wir wandten uns jetzt der Ravine zu, in der ich ihn aus den Augen verloren, und die Hunde suchten dort lebendiger als je — aber auch umsonst. Sie folgten dem Wasserlauf wohl eine volle Legua, während wir uns, je zwei an jeder Seite auf der Höhe hielten, aber ebenfalls ohne Erfolg. Es blieb allerdings kein Zweifel, daß der Puma den nämlichen Weg genommen haben mußte, dem die Hunde jetzt folgten, aber dann — natürlich in der Nacht — schien er sich einmal rechts, dann wieder links gewendet zu haben, so daß die Hunde endlich seine Fährte verloren; und als zuletzt auch noch ein Spießer vor ihnen aufstand und flüchtig wurde, war die Sache ganz vorbei. In toller Hetze und mit lautem Gekläff folgten sie dem, und wir durften unsere Pumajagd jetzt mit gutem Gewissen aufgeben, denn nur der Zufall hätte uns denselben wieder in den Weg führen können. Die Brasilianer, doch einmal im Sattel, wünschten mich jetzt auf meiner weiteren Jagd zu begleiten, aber natürlich verdarben sie mir Alles und nützten zu gar nichts. Wo wir ein Rudel Strauße trafen, gaben sie ihren Pferden die Sporen, lösten ihre Lassos vom Sattel und schwangen sie wie toll um die Köpfe, aber die Strauße blieben leider immer im Vortheil, auf die Decke brachten sie keinen.

Gegen Mittag kehrten wir nach dem Rancho zurück, und Abends machte ich noch allein und zu Fuß wieder einen Pirschgang, auf dem ich noch drei Kasuare erlegte. Damit hatte ich aber auch meine Jagd hier beendet, denn ich wollte nach Cerro largo zurückkehren.

Allerdings redete mir der alte Gaucho noch sehr zu, meinen Besuch um einige Tage zu verlängern; der Puma würde gewiß wieder zurückkehren, wenn wir ihm kurze Zeit Ruhe ließen, und er könnte uns dann gar nicht entgehen. Außerdem sollte sein Junge gern noch einmal nach Cerro largo hinüber reiten, um einen frischen Weinvorrath für mich zu holen, wenn ich es etwa wünsche; aber ich ließ mich nicht darauf ein. Die Sache mit dem Puma war viel zu ungewiß, um drei oder vier Tage daran zu wagen; drängte es mich doch auch, meine Reise fortzusetzen, und ich beschloß, unter jeder Bedingung am andern Morgen nach dem Städtchen zurückzukehren, wo ich dann Nachmittags gerade zur rechten Zeit anlangen konnte, die zweite dort von Montevideo durchpassirende Postkutsche anzutreffen.

Bezahlung wollten die Leute aber für die kurze Zeit, die ich bei ihnen verlebt, unter keiner Bedingung nehmen, ich hätte ja mein „Fleisch“, wie sie meinten, selber geliefert, und die Frau war sehr entzückt, als ich ihr dann zur Entschädigung die für mich doch vollkommen nutzlosen Straußenfedern*) überließ.

Am nächsten Morgen um neun Uhr brach ich auf, und Nachmittags um vier Uhr saß ich schon wieder in jenem mörderischen Räderwerk einer Uruguay-Diligence, um mich der brasilianischen Grenze entgegenschütteln zu lassen.

Die Wittwe des Organisten.

Von

Ernst Robert.

Glücklich der Mensch, welcher noch nie die Oede, noch nie das unaussprechliche Gefühl der Verlassenheit kennen lernte, das uns in Räumen überfällt, wo geliebte, kürzlich verstorbene Personen zu weilen pflegten. Noch liegt und steht Alles, wie es der Verstorbene gelassen, noch liegt das Buch aufgeschlagen, in welchem er gelesen, ehe der rasche Tod ihm nahte, noch liegt dort auf dem Arbeitstische die unvollendete Arbeit, welche die für die Ihrigen besorgte Hand eben erst weggelegt zu haben scheint; Alles macht den Eindruck, als müsse die sonst hier weilende Person jeden Augenblick eintreten, als habe sie sich nur auf kurze Zeit entfernt, als sei Alles, was wir in jüngster Zeit Trauriges erlebt, ein wüster Traum, der plötzlich in leeres Nichts zerfließen müsse; aber wir warten umsonst, der einst hier weilte, kommt nicht zurück, das Grab gibt seine Beute nicht wieder heraus, und je mehr dieser Gedanke in seiner erkältenden Wahrheit an

*) Die Federn des amerikanischen Strauß oder Kasuar sind keineswegs so werthvoll wie die des afrikanischen, und werden nur eigentlich zu Wedeln benützt. Die ganzen abgebalgten Häute dieser Vögel habe ich auch oft in den Hütten der Gauchos als Fußdecken oder als Unterbetten zum Daraufschlafen gefunden.

uns tritt, desto tiefer gerathen wir in den Bann einer finstern Schwermuth. Glücklich dann Derjenige, dem noch liebende, mitfühlende Wesen geblieben sind, die auf seinen Schmerz eingehend ihn mit leiser Hand auf das Gebiet milder Trauer und sanft wehmüthiger Erinnerung hinüberzuführen wissen, bis das Bewußtsein einer stetigen innern Gemeinschaft mit dem Geschiedenen eine freudige Hoffnung entstehen läßt, welche die letzten Thränen trocknet.

Der Vater, ein Organist, ist gestorben, und in der ersten Zeit hat die Wittwe mit dem eifersüchtigen Auge des tödtlichen Schmerzes darüber gewacht, daß in dem Zimmer, wo der geschiedene Gatte zu weilen und seine hehre Kunst zu üben pflegte, Alles blieb, wie es der Verstorbene zuletzt gelassen, ehe er im kräftigsten Alter, nach kurzer Krankheit den Seinen entrissen wurde. Die Orgel, welcher er so sanfte und wieder so gewaltige Klänge zu entlocken gewußt, blieb geöffnet, wie sie der Vater am Tage, da er sich krank legte, gelassen, das Notenbuch aufgeschlagen, immer noch die Stelle zeigend, welcher er an jenem verhängnißvollen Tage seine letzten Phantasieen entnommen. Und hier, unter diesen immer wieder den Schmerz erneuenden Erinnerungen war die Wittwe Tage lang gesessen, todt für die Außenwelt, nur dem Verstorbenen lebend. Ihre Kinder, selbst von Trauer um den Vater gebeugt, haben sie vergeblich zu trösten versucht. Endlich haben sie, besorgt um die Mutter, einen Entschluß gefaßt. Still sind sie an einem freundlichen Abend in das dem Andenken des Todten geweihte Heiligthum getreten und haben sich um die Mutter niedergelassen. Die älteste Tochter aber, der Liebling des Vaters, hat sich an die Orgel gesetzt und spielt leise zuerst, dann immer voller das von dem Verstorbenen zuletzt komponirte herrliche Ave Maria. Ein Strahl der Abendsonne bricht durch's Fenster,



Die Wittwe des Organisten.

das blonde Haupt der schönen Orgelspielerin vergoldend, wie eine Antwort des Geschiedenen auf die bekannten Töne. Neben die Mutter hat sich der älteste Sohn gesetzt, halb tröstend, halb vorwurfsvoll ihre Hand fassend, um sie zu erinnern, daß er jetzt ihre Stütze sei, auf die sie sich verlassen könne fest und treulich. Sein jüngerer Bruder hat sich zu ihm gesellt, doch ist derselbe seines Schmerzes noch weniger Herr geworden und wagt sich darum noch nicht in den Vordergrund. Das kleine Mädchen zu den Füßen der Mutter lauscht unschuldig den Tönen der ergreifenden Musik, es ahnt in seiner glücklichen Unwissenheit noch nicht die Größe des Verlustes, der es betroffen. Wer mögen wohl die zwei andern Personen dort sein? Die alte Frau ist wohl die Mutter des Verstorbenen, selbst dem Grabe nah, ein Gedanke, der ihren Schmerz lindert; die Katze hat sich zur offenen Thüre herein geschlichen und ihren gewohnten Platz auf dem Schooße der alten Frau eingenommen, welche, ganz den heiligen Tönen hingegeben, sie, ohne es zu wissen, gewohntermaßen in den Armen hält. Der junge Mann am Fenster, der sich etwas abseits hält, gehört wohl nicht unmittelbar zur Familie; er ist ein Freund des Verstorbenen, oder gar der Bräutigam des blonden Mädchens, und herbeigeeilt, um der Familie beizustehen in der Tröstung der Mutter; diese selbst ruht, die Augen sanft schwärmerisch zur Decke erhoben, im Lehnsessel; die Macht der bekannten Töne hat den herben Schmerz gebrochen und in eine sanfte Trauer verwandelt, der Geist der Schwermuth ist gewichen, und das Andenken an den Verstorbenen wird fortan linder fließende Thränen finden.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Edward.

Aus dem Schottischen übertragen

durch

J. G. von Herder.



Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und geh'st so traurig her? — O!
„O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!“

Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
„O ich hab geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und 's war so stolz und treu — O!“

Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein and'rer Schmerz — O!
„O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!“

Und was für Buße willt Du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt Du nun thun?
Mein Sohn bekenn' mir mehr — O!
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruh'n,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruh'n,
Will geh'n fern über's Meer — O!“

Und was soll werden Dein Hof und Hall'?
Edward, Edward!
Und was soll werden Dein Hof und Hall'?
So herrlich sonst und schön — O!
„Ich lass' es steh'n, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es steh'n, bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder seh'n — O!“

Und was soll werden Dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden Dein Weib und Kind,
Wann Du gehst über Meer? — O!
„Die Welt ist groß, lass' sie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drin,
Ich seh' sie nimmermehr — O!“

Und was willt Du lassen Deiner Mutter theu'r!
Edward, Edward!
Und was willt Du lassen Deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir — O!“

Die Jungfer vom See.

Novelle von W. Passauer.

(Fortsetzung.)

9.

Und nun haste dich, Mond, ewiger Wanderer der Nacht, aus den Wolken hervor! Sterne, thut die schläfrigen Augen auf, gebt wohl Acht, was geschieht, denn die Jungfer vom See hat gerufen! Aus den krystallenen Wellen taucht die Schlanke empor, da, wo ihr den See von ferne hell leuchten seht, und die Flut sich zum schimmernden Spiegel glättet. Vom weißen Nacken, von den schwellenden Brüsten fließen die blitzenden Tropfen ab und aus den Augen, von der Stirne streicht sie die langen Haare. Das Haupt wendet sie und schwebt über die Flut dem Gestade zu. Ein böses, böses Lächeln spielt um den wunderschönen Mund.

Vom Ufer her klingt rascher Hufschlag durch die Nacht und durch das dumpfe Rauschen der Wellen. Zwei Reiter reiten im scharfen Trabe den Weg herab, der vorlängs des Sees nach Baradulin führt. Unter den weiten grauen Mänteln klirren Waffen. Wie greifen die Pferde gut aus und schnauben durch die frische feuchte Nachtluft. Kaum können ihnen die dunklen riesigen Schatten folgen. Aber Verzweiflung, Trübsal und Zorn sitzen dicht hinter dem Reiter und treiben ihn vorwärts. Nach Süden geht's; bald hart über den festen Thon, bald über Steingerölle und Kiesel, aus denen die scharfen Hufe Funken schlagen, bald über fliegenden Sand, der hinter den Reitern her hoch aufstäubt.

Es ist Cäsar Baradulin und ein Bote vom polnischen Insurgentenheere, der sich über die Grenze gewagt, jenen nach seinem Bestimmungsorte zu geleiten. Als Anna sich Abends aus der Veranda entfernt, hatte sie ein Brieschen, ein Brieschen voll Thränen und Verzweiflung geschrieben. Sie hatte Cäsar mitgetheilt, daß der Hauptmann um ihre Hand geworben, mit der Drohung, daß, falls ihm dieselbe verweigert werde, er die auf das Gut ausstehenden bedeutenden Forderungen und Hypothekenschulden kündigen, die noch beträchtlicheren Wechselbeträge einziehen und so die Eltern finanziell ruiniren werde. Ihre Hand sei der Preis für weitere Nachsicht. Sie habe den Bitten und Drohungen der Mutter nicht widerstehen können, und bereit, sich dem Wohle der Eltern zu opfern, bäte sie ihn, sie zu vergessen und jeden Versuch aufzugeben, ihren Entschluß zu ändern. Diesen Brief hatte sie ihm bei ihrer Entfernung zuzustecken gewußt.

Im väterlichen Hause hatte Cäsar den Boten gefunden, der ihn zur Eile trieb, um die Insurgententruppe, die am nächsten Tage an der Grenze streifen sollte, nicht zu verfehlen.

Es war keine Zeit zu verlieren, und doch trieb Cäsar sein von den Qualen des tiefsten Seelenschmerzes zerrissenes Herz, noch einmal sich Anna zu nähern, um, wenn er auch nicht vermochte, sie ihrem Entschlusse abwendig zu machen, kaum hoffte er das, ihr wenigstens noch einmal und auf immer Lebewohl zu sagen. So hatte er den Boten vermocht, ihn auf dem Umwege über Baradulin zu begleiten. Desto größere Eile war nöthig. Jede Meile galt doppelt.

Wo der See den Park bespült, steigen die Reiter ab. Die Pferde werden im Weidengestrüpp angebunden, und Beide übersteigen leicht die verfallene Steinmauer. Ueber die wohlbekannten Kieswege und Rasenplätze, die in den dunklen Schatten der Baumgruppen und wieder im hellen Mondenscheine liegen, schreiten die Beiden nach dem Hause hinauf.

Dicht vor dem Nußbaumgange unter der letzten Terrasse hören sie leises Plaudern und Lachen. Sie treten in die Schatten zurück. Es ist die Stimme des Hauptmanns und Martha's, die kosend und schäkernd ihnen entgegen kommen und stille stehen und wieder weiter gehen. Er hat den Arm um sie geschlungen und ihre Hand umfaßt. „Welch' Glück, Dich in diesem langweiligen Neste zu treffen! Wer hätte uns das voraussagen sollen auf dem Maskenballe bei Kroll, daß wir uns nach fünf Jahren hier zusammenfinden würden! O, war er nicht köstlich, der Contretanz im rothen Zimmer mit Josepha und der kleinen Venus vom Schafgraben, wie wir sie nannten, die tolle Betty? O, herrliche, süße Erinnerung! Nun, wollen uns hier nicht vergeblich wiedergefunden haben, Lina oder Martha, oder wie Du dich hier sonst nennst!“ — „Fritz, bitte, artig sein! Denke, daß Du dich hier verheiraten und in Ehren und Züchten werben sollst um die blonde Zierpuppe dort oben, die Studentenbraut, als ehrbarer Gatte und Vater vielleicht, ha, ha, es ist zum Todtlachen, der Fritz von der Garde Kinder wiegen! Eia, Popeia! zum Todtlachen . . .“ — „Nun, Lina, n'importe! Anna mag meine gnädige Frau und Zierpuppe

bleiben, aber Du," er umfaßte sie herzhaft, „Du bleibst meine Partnerin, mein vis-à-vis aus dem Contre? nicht wahr, doch beichte mir, was war's mit der Studentenbraut?" — „Nun, warum auch nicht? Hast's nicht bemerkt, wie Anna mit dem naseweisen Doktor liebäugelt? nicht gehört, wie sie vor der Gnädigen sich die Kniee wund gelegen, die Händchen wund gerungen, um von Dir los zu kommen? Auch nicht gewußt, daß sie sich am Heidenstein vorgestern ein zärtliches Rendezvous gegeben? Armer Fritz, wachsen Dir die Hörner schon vor der Trauung?" — „Also das war's! Sieh' mal, das kleine Ding kann also auch heucheln. Dem bleichen Louis wollen wir auf die plumpen Finger klopfen, die er in meine Schonungen zu strecken wagt." — „Nur heran, die Finger sind hier, Herr Hauptmann," rief da Cäsar, aus dem Schatten vortretend, „hieher, Herr, bin gerade in der Laune, sie klopfen zu lassen." Cäsar hatte den Hauptmann am Kragen gefaßt und schleuderte ihn vor sich her, während Martha erschrocken davonsprang. „Und Sie wagen es," fuhr Cäsar mit zorniger Stimme fort, „in Ihrer Erbärmlichkeit um das reine keusche Herz eines Mädchens zu werben, vor dem Sie auf den Knieen anzubeten unwürdig sind, jämmerlicher Narr!" — „Herr, welches Unterfangen, bin von der Garde, hätt' ich meinen Degen, wollt' ich Sie züchtigen, wie es dem Schulknaben gebührt." Cäsar's Hand fiel nach diesem Worte klatschend auf seine Wange. Dann sprang er zurück und warf dem Hauptmann den Degen seines Begleiters hin, während er den Mantel herunterriß und mit entblößter Klinge vor jenen trat.

Der Hauptmann stand wie betäubt. Aber die Entrüstung über die ihm zugefügte Schmach, das Vertrauen auf seine Fechterkünste, die Verachtung seines Gegners machten ihn muthig. Er hob den Degen auf und trat Cäsar gegenüber.

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, kreuzten sie die Klingen. Nach den ersten Stößen fühlte Cäsar das Blut aus einer Stirnwunde sein rechtes Auge verdunkeln. Er fiel mit einem gewaltigen Stoße nach der Brust des Gegners aus, der den mit der ganzen Wucht jugendlicher Kraft geführten Stoß vergebens zu pariren trachtete.

Der Hauptmann hob den Arm mit dem Degen jählings hoch in die Luft und fiel mit einem Schrei nach hinten über den Rasen. Ein Blutstrom schoß ihm aus dem Munde über das todesbleiche Gesicht. Dann versuchte er noch einmal sich auf den Ellbogen krampfhaft aufzurichten und sank mit einem leisen Stöhnen todt zurück.

Cäsar beugte sich über ihn, neben ihm sein Gefährte; sie richteten den Kopf des Liegenden auf und faßten nach dem Pulse, nach dem Herzen, oberhalb dessen der Stoß durch die Brust gegangen war. Dann ließen sie ihn sanft zu Boden gleiten. Cäsar drückte das Gesicht stumm in beide Hände. „Wir haben nicht Zeit, länger zu verweilen," nahm Cäsar's Begleiter das Wort; „hier ist für uns nichts zu thun; der Mann gehört dem Todtengräber; es ist aus mit ihm, also fort." — „Noch nicht, o, jetzt noch nicht!" rief Cäsar aufspringend, „eile zu den Pferden; ich bin in fünf Minuten bei Dir; ich muß Anna noch einmal, das letzte Mal im Leben vielleicht, sprechen, fort, zu den Pferden, fort!"

Ohne Weiteres zu hören, flog Cäsar durch die Gänge dem Hause zu, durch die offen stehende Thüre des Saals, durch den Korridor, die Treppe hinauf, wo er Anna's Schlafzimmer wußte. Aber vor der Thüre stand er still, stand, die Hand um den Drücker gepreßt, die andere gegen die Mauer gestemmt, schwer athmend. Es wirbelte durch sein Gehirn, vor den Augen blitzte und funkelte das aufgeregte, kochende Blut! Was wollte er, der Mörder mit blutigen Händen, mit blutigem Antlitz zur Nachtzeit in dem Schlafgemach des unschuldigen, selber gramzerrissenen Kindes, was wollte er Anna sagen, warum sie aus dem Schlafe zu neuem Entsetzen, neuer Qual erwecken? Er stand wenige Minuten, dann sank er auf die Kniee, küßte die Schwelle, über die ihr leichter Fuß vor wenigen Stunden geschritten, und wankte den Gang zurück, die Treppe hinab durch den Korridor, den Saal in den Garten.

Draußen in der freien, stillen Gottesluft packte ihn das Bewußtsein des Unseligen, das geschehen, das Entsetzen über die begangene That. Er vermochte es nicht mehr, sich der Stelle zu nähern, wo Fritz von Baradulin schmal und langgestreckt, das stille Antlitz den funkelnden Sternen zugekehrt, auf dem Rasen lag! Er fühlte sein Haar sich sträuben, seine Stirne sich mit kaltem Schweiß bedecken.

Seitab sprang er durch die Gänge, über die Mauer, schwang sich in den Bügel, und im rasenden Lauf ging's den Garten, das Haus entlang zwischen den alten Weiden, die Sporen in den Weichen des Pferdes, vorn übergebeugt, die Augen zugedrückt, rastlos, ohne Aufenthalt nach Süden! Der Hufschlag der Pferde war verklungen. Garten und Haus lag wieder athemlos im stillen Mondenlichte. Da theilt sich das Gebüsch leise; leise werden die Zweige auseinander gebogen, und eine dunkle, weibliche Gestalt nähert sich dem Leichnam. Es ist Martha, die Schwester der Barmherzigkeit. Sie hat unweit des Platzes dem Geschehenen beigewohnt. Sie kommt, ihren Antheil an der That zu nehmen. Sie bückt sich der Leiche zu Häupten und sieht dem Todten fest in das bleiche, blutübergossene Angesicht. Dann zieht sie ohne Zagen die kostbare Brillantnadel aus dem blutigen Hemde, den Rubinring von seiner Hand, die schwer in's feuchte Gras niederfällt, zieht leise die goldschwere Börse aus der Tasche.

Sie bückt sich, um zu sehen, ob in dem Kies des Ganges etwa Spuren ihres Fußes zurückgeblieben sind, und verstreicht dieselben mit der Hand. Dann schleicht sie befriedigt und sachte, sachte mit Katzenschritten vorsichtig in das Haus, in ihre Kammer zurück und verbirgt in einem geheimen Fache des Schrankes die geraubten Kostbarkeiten. Nachdem sie noch einen flüchtigen Blick in den die innere Seite der Thüre bildenden Spiegel geworfen, entkleidet sich die barmherige Schwester, löscht das Licht und legt das Haupt zum ruhigen Schlaf auf die Kissen, die Schwester der Barmherzigkeit!

10.

Als der Gärtner Morgens frühe seinen Geschäften im Garten nachging, fand er des Hauptmanns Leiche in dem thaunassen Grase. Er trug die böse Neuigkeit entsetzt in's Haus. Bald umstanden Knechte und Mägde scheu den Platz. Erst nachdem sie ihre Meinungen über dieß und das und beiläufig auch über die möglichen Ursachen des Todes abgegeben und sich satt geredet, ward auch der Rittmeister geweckt, die Gnädige, sowie Martha und Anna von dem Ereignisse in Kenntniß gesetzt.

Das gab nun von allen Seiten Verwirrung, Nervenzufälle, Jammer, Thränen. Als endlich die Rathlosigkeit der Ueberlegung zu weichen begann, ward die Leiche in das Haus geschafft. Der Rittmeister, nicht ahnend, was ihm selbst das traurige Ereigniß zunächst eintragen sollte, setzte sich auf und fuhr nach dem Städtchen L., den Staatsanwalt von dem verübten Verbrechen zu benachrichtigen und ihn zur Ermittelung des Thatbestandes herauszuholen. Unterwegs hatte der Rittmeister Ruhe und Zeit zur Ueberlegung. Wie sehr er auch den Mord, der augenscheinlich hier vorlag, verdammte, sich selber einräumen mußte er, daß ihm derselbe über schwere Verlegenheiten hinweg helfe.

Zunächst, und was ihm am meisten am Herzen lag, sah er Anna von der verabscheuten und ihm widrigen Verbindung mit dem Hauptmanne befreit; er war ferner nicht nur augenblicklich der peinlichsten finanziellen Bedrängniß enthoben, sondern hatte sogar die Aussicht, die bedeutende Erbschaft des Verblichenen anzutreten, da seine Frau die einzige lebende Verwandte war, und falls der Hauptmann über seinen Nachlaß nicht besonders testirt hatte, derselbe unbedingt an die Gnädige fallen mußte.

Ueber die Ursache des Mordes und dessen Urheberschaft hatte der Rittmeister gar keine Vermuthung, konnte sie füg-

lich nicht haben, weil er weder von der heimlichen Liebe Cäsars zu Anna, noch von der Abreise des Erstern nach Polen Kenntniß hatte.

Die Gedanken der Gnädigen, die währenddessen in ihrem Zimmer unruhig auf- und abgehend, das Ereigniß und was darum und daran hing erwog, stimmten mit denen ihres Mannes hinsichtlich der günstigen Wendung ihrer finanziellen Angelegenheiten überein. Ein leiser Verdacht beschlich sie, ob ihr Mann, dessen Gesinnung gegen den Hauptmann, gegen die projektirte Heirat, dessen finanzielle Verlegenheit und heftigen, oft gewaltsamen Charakter sie nur zu gut kannte, nicht etwa bei dem Tode des Hauptmanns irgendwie seine Hand im Spiele gehabt, wenn gleich die Unbefangenheit desselben jeden Argwohn wieder erdrückte. Als Martha, ruhig und demüthig wie immer, mit dem Gesangbuche zur gewöhnlichen Morgenandacht im Zimmer der Gnädigen erschien, fand sie dieselbe gefaßt und geneigt, wie lange zuvor nicht, den Trost der Religion nicht von sich zu weisen.

Anna's Gemüth litt am meisten unter dem Eindrucke des blutigen Ereignisses. Was kümmerte sie der Gedanke an die Folgen, welche der Tod des Hauptmanns auf die Vermögensverhältnisse der Eltern haben konnte. Ihr Herz, befreit von der Qual, sich dem widerwärtigen Manne verbinden zu müssen, hätte aufgejubelt, wenn nicht der Gedanke, mit welchem Preise diese Befreiung erkauft worden, und die Vermuthung, daß sie Cäsar diese Befreiung mittelbar oder unmittelbar zu verdanken habe, die Freude unterdrückt und ihr Herz in eine unergründliche Tiefe von Schmerzen und Zweifeln über die Folgen dieser That für ihn versenkt hätte. Ihr blieben als letzter Trost ihres verzagten Herzens die Thränen, in die sich ihr Schmerz ergoß und die Zuversicht, daß Cäsar einer verächtlichen That unfähig sei und das Geschick, das über dem geheimen Bund ihrer Herzen walte, Alles zum Besten lenken werde.

Der Rittmeister war indeß mit dem Staatsanwalte und einem Arzte in den Hof gefahren, und es hatten sofort die Ermittelungen über den Thatbestand begonnen. Der Gärtner, der die Leiche aufgefunden, und die Dienstboten wurden vernommen. Die ärztliche Untersuchung der Leiche ergab, daß der Tod in Folge eines Stoßes mit einem Degen erfolgt sei, der durch den obern Theil des Herzens und der Lunge gedrungen. Der Rasen und Kiesgang zeigten die wenn auch undeutlichen Abdrücke von eleganten Männerstiefeln, die neben und einander gegenüber gestanden hatten.

Blutspuren leiteten nach dem Hause, führten nach der Veranda, von hier auf dem Getäfel und den Dielen durch den Saal, die Hausflur, die Treppe hinauf bis vor Anna's Thüre. Neben derselben und auf der Schwelle waren die Blutspuren, bald ausgetreten und verwischt, bald häufiger und deutlicher, es fand sich an der Wand, die jetzt hell von der Sonne beschienen war, der Abdruck einer blutigen Hand in zwar unvollständigen aber unverkennbaren Umrissen der Handfläche, des Daumens und der obersten Gelenke der Finger. Diese Indizien schienen zu ergeben, daß der Urheber des Mordes nach vollbrachter That in das Haus gegangen; daß er dasselbe wieder verlassen, war aus den Spuren nicht ersichtlich. Die Dienstboten und Hausbewohner, Martha, Anna und die Gnädige mit eingeschlossen, sagten aus, daß, nachdem Cäsar und zuletzt der Pfarrer das Haus verlassen, nur der Hauptmann und der Rittmeister in demselben zurückgeblieben seien, und der Letztere die Saalthüre abzuschließen und allein im Besitze des Schlüssels zu derselben zu sein pflegte; es konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß zwischen dem Hauptmann und Rittmeister ein sehr gespanntes Verhältniß bestanden, daß Letzterer durch jenen in seiner finanziellen Existenz bedroht, seiner Entrüstung über das Benehmen des Verstorbenen seiner Gewohnheit nach in derben Ausdrücken unverholen und wiederholt Luft gemacht habe, die auf Arges zu schließen gestatteten; daß er endlich am selben Abende der Flasche über Gebühr zugesprochen und nach des Pfarrers Entfernung im Garten gesehen worden sei, während seine Aussagen über das, was er daselbst bis zum Schlafengehen gethan, dunkel und verworren waren und sich theilweise erheblich widersprachen. Martha's Vernehmung blieb ohne Resultat, eben so die Anna's, welche von dem, was sich vor ihrer Thüre begeben, keine Ahnung hatte.

Obgleich nun noch Manches in den Indizien aufzuklären blieb, so beschloß der Staatsanwalt dennoch die Verhaftung des Rittmeisters und stellte ihn unter die Anklage der Tödtung des Hauptmanns Fritz von Baradulin.

Die ersten Tage nach der Inhaftirung des Rittmeisters vergingen Anna und der Gnädigen in der Sorge um die Bestattung des Hauptmanns. Erst als es nach wenigen Tagen in dem Hause ruhiger geworden, fiel die Sorge um den Ausgang der Untersuchung mit voller Wucht auf die Seelen Beider, um so heftiger, als sie einander entfremdet und entwöhnt waren, Leid und Freude zu theilen.

Und Martha allein, welche im Stande gewesen, Licht in die unselige Verdunkelung der Thatsachen zu bringen, behielt ihr Geheimniß in sich verwahrt, weislich den Augenblick erwartend, wo ihr die Verausgabung dieses Kapitals die besten Zinsen bringen würde.

Also vergingen die nächstfolgenden Tage in ängstlicher, peinvoller Besorgniß. Die Wangen Anna's wurden bleich; um ihre Augen legte sich der trübe Schleier, der Zeugniß gibt von den Qualen der Seele, die an's innerste Leben greifen, die aber der Mund gefaßt und entschlossen verschweigt.

(Schluß folgt.)

Ein Künstlerhaus.

Von

Erwin Stein.

Immer liegt ein eigenthümlicher Zauber darin, die Stätten zu besuchen, wo berühmte Menschen einst geweilt, gewohnt haben; welcher Ort aber könnte reicher an solchen Stätten und Wohnungen sein als Rom, die alte Welthauptstadt. Zwar ist der Angabe der Fremdenführer nicht immer zu trauen, doch macht das eigentlich nichts zur Sache. Eines der historischen Häuser in Rom nun, dessen Aechtheit freilich noch nicht ganz sicher gestellt ist, ist das Haus Michel Angelo's. Dasselbe liegt rechts von der durch eben diesen berühmten Künstler gebauten Treppe des Kapitols, gegenüber der Ara Cöli. War das Gebäude wirklich die Wohnung des großen Bildhauers, Baumeisters und Malers, so hat sich derselbe einen großen Theil seines Lebens dort aufgehalten, da er oft und lange in Rom weilte; bei seinem ersten Aufenthalt daselbst, währenddessen er einen marmornen Bacchus — noch jetzt in der Galerie von Florenz aufbewahrt — und die Gruppe der Barmherzigkeit für die alte St. Peterskirche fertigte, wohnte er übrigens in dem gastlichen Hause des Kardinals De Saint Georges; der Künstler war damals 24 bis 25 Jahre alt. Zum zweiten Mal kam er nach Rom, als er von Papst Julius II. unmittelbar nach dessen Thronbesteigung von Florenz, wo er damals die Kolossalstatue für das Thor des alten Schlosses vollendete, dahin berufen wurde. Julius II. hatte bekanntlich großartige Baupläne, und beauftragte den Künstler namentlich mit der Ausführung seines Grabmals und der Peterskirche. Aber schon nach einiger Zeit bekam dieser Streit mit dem Papst und verließ Nachts sein Haus und Rom, nachdem er vorher einem Kämmerer den Auftrag gegeben, dem Papst, wenn er nach ihm frage, zu sagen, er sei anderswo hingegangen. Seine Diener mußten alle Mobilien an Juden verkaufen und ihm dann mit dem gelösten Gelde nachfolgen. Der Papst suchte den Trotzkopf zuerst durch Bitten zur Rückkehr zu bewegen und ging, da dieß nichts fruchtete, sogar zu Drohungen über,



Das Innere von Michel Angelo's Haus in Rom.

allein auch das half nichts, obgleich sich der Papst an den Senat von Florenz wandte und seine Auslieferung verlangte. Erst im November 1506, da der Papst als Sieger in Bologna einzog und man in Florenz fürchtete, er möchte seine Drohungen wirklich ausführen, stellte sich der eigensinnige Künstler dem ebenso eigensinnigen Papste, der ihn finster anblickend mit den Worten empfing: „Statt Uns aufzusuchen, habt Ihr gewartet, bis Wir kommen, um Euch zu holen!“ Doch ließ er sich bald besänftigen und trug dem Bildhauer auf, die eherne Kolossalstatue des Papstes in Bologna auszuführen: die Statue wurde später in den Bedrängnissen des Krieges merkwürdigerweise in eine Kanone umgegossen. 1508 kehrte Michel Angelo nach Rom zurück und übernahm die Malereien an der Decke und den Wänden der sixtinischen Kapelle, eine Arbeit, die 1512 wieder durch eine kurze Flucht Michel Angelo's unterbrochen wurde, da derselbe aus Zorn darüber, daß der Papst einmal unvermuthet in die Kapelle trat, um nach den Arbeiten zu sehen, nach diesem ein Brett vom Gerüste herab warf. Vom nächsten Jahre an, dem Todesjahre Julius II. arbeitete er abwechselnd in Florenz und Rom, während der ganzen Regierungszeit Leo's X. und Hadrian's VI.; erst von Clemens VII. wurde er wieder definitiv nach Rom zurückberufen und mit der Vollendung von Julius II. Grabmal und der Malereien in der sixtinischen Kapelle beauftragt, die wir früher gebracht (Illustrirte Welt 1859, S. 25). Michel Angelo war damals 59 Jahre alt. In seinem 72. Jahre wurde er endlich von Papst Paul III. zum Baumeister der St. Peterskirche ernannt, und von diesem Augenblick an betrachtete er sich als gebunden, so, daß er nicht mehr nach Florenz zurückkehrte. Er nahm sich der großen Aufgabe mit hingebendem Eifer an und wünschte den Bau wenigstens so weit zu fördern, daß ein Anderer an den Umrissen nicht mehr viel ändern konnte. Doch sollte er das Werk nicht ganz vollenden; denn als er eben das hölzerne Modell der Kuppel beendigt, ereilte ihn am 17. Februar 1564 in seinem 90. Jahre der Tod. Seine Nachfolger aber hielten sich auf's Gewissenhafteste an die von ihm entworfenen Zeichnungen, und so ist doch er eigentlich der einzige Baumeister des größten Domes der Christenheit. Das Haus in Rom, in welchem der große Künstler einen bedeutenden Theil seines wechsel- und bedeutungsvollen Lebens hingebracht haben soll, ist für kunstliebende Reisende gewiß von hohem Interesse, und Niemand, der seine Werke kennt, wird ohne tiefe Bewegung durch die Räume schreiten, in welchen einst der große Maler, Bildhauer und Baumeister geweilt. Auch in Florenz ist noch ein prächtiges Haus von ihm vorhanden, das von seinen Nachkommen bewohnt wird.

Skanderberg,

Georgios Kastriota, Fürst von Albanien.

Ein historisches Bild

von

Arnold Schloenbach.

Anfangs dieses Jahres ging durch alle Zeitungen die eigenthümliche Nachricht, daß in Albanien — der grausamsten türkischen Provinz des alten Griechenlands — ein Fürst Skanderberg an die Spitze der Albanesen treten und im Verein mit Griechen und Italienern sich gegen die Pforte erheben wolle. Vielleicht ist diese Nachricht nur ein Märchen, vielleicht auch ein Kassandrawort aus dem Seherblick eines Denkers für spätere Zeit. Jedenfalls ist sie geeignet, die Blicke wieder hinzulenken auf einen der großartigsten Kämpfe und auf einen der gewaltigsten Helden der Geschichte: auf den vierundzwanzigjährigen Kampf der Albanesen gegen die Türken, von 1443—67, unter Georgios Kastriote, genannt Skanderberg.

Murad II. war der erste Osmane, der die Herrschaft der versinkenden byzantinischen Kaiser über Albanien antrat, und zwar in einem Siege, den er 1413 über die verbundenen albanesischen Fürsten erfocht. Unter diesen war im Norden das alte Geschlecht der Kastrioten, im Süden das der Arianiten am angesehensten und mächtigsten. Das Letztere repräsentirte Topia Arianitas, das Erstere Johann Kastriota. Beide aber mußten sich nach jener verlornen Schlacht der Gewalt der Osmanen fügen und als Vasallen in Murad's Gefolge erscheinen. Arianitas gelang es zu entfliehen und bald ganz Südalbanien zum Kampfe gegen die Pforte zu entflammen; aber nachdem er die erste Schlacht gewonnen hatte, unterlag sein Land auf's Neue der osmanischen Oberherrschaft. Johann Kastriota erhielt seine Freiheit und sein Land zurück, doch mußte er als Pfand seiner Vasallentreue dem Sultan vier Söhne zusenden. Der jüngste von diesen war Georg, der Held unseres Bildes, einer der größten Helden der Geschichte, der Befreier seiner Nation, dessen Name noch jetzt wie mit Zauberklang durch die wilden Thäler und Berge seiner Heimat, ja durch die Herzen aller nach Freiheit strebenden Griechen rauscht.

Sein Leben und Wirken ist von hundertfachen Märchen und phantastischen Abenteuern umsponnen, mit tausendfachem Fluche seiner Feinde beladen und mit wunderbarem Glanze der Vergötterung gefeiert. Suchen wir aus allem diesem ein historisch treues Bild des außerordentlichen Mannes zu gewinnen.

Verschwenderisch ausgestattet mit vielen der herrlichsten Gaben der Natur, war schon Skanderberg's äußere Erscheinung so heldenhaft herrlich und gebietend, daß sie ihm sofort die Liebe, Bewunderung und hoffnungsfreudige, unbedingte Hingabe gerade seines Volkes gewinnen mußte, und ein natürlicher Instinkt sagte demselben: dieser Erbe eines seiner ältesten und größten Geschlechter trage in außerordentlichster Art alles Dasjenige in sich vereint, was seit Jahrhunderten den Charakter und das Wesen seines Volkes gekennzeichnet hatte. Und das war unbezwingbare Tapferkeit, unverwüstlicher Freiheitsdrang, bewunderungswerthe Liebe zum Vaterlande und todesmuthige Aufopferung für dasselbe: Großherzigkeit und Edelsinn. Das war aber auch wilder Blutdurst und Haß, Grausamkeit, List und verwegene Verschlagenheit, üppige Sinnlichkeit und der stete Hang zu den abscheulichsten Parteikämpfen unter sich, wenn nicht ein gemeinsamer Feind alle Parteien vereinte und eine ungewöhnliche Kraft sie führte.

Dieser gemeinsame Feind war jetzt der Osmane. Diese ungewöhnliche Kraft war jetzt Skanderberg. Sein Totalbild wurde in der eben gegebenen Schilderung der in ihm vereinten und auf's Höchste gesteigerten Eigenschaften seiner Nation umrissen und soll uns nun noch durch einzelne Züge und Thatsachen illustrirt werden.

Als Geißel für die Treue seines Vaters am Hofe des Sultans erzogen, gewaltsam zum Islam „bekehrt“ und den Namen Skanderbeg erhaltend, gewann Georg Kastriota durch seine heldenhafte Schönheit, durch die höchste Entfaltung aller ritterlichen Uebungen und kriegerischen Tugenden, durch außerordentliche Sprachkenntnisse und überhaupt durch sein ganzes Wesen immer mehr die Gunst und das Vertrauen des Sultans. Schon als Jüngling stand er an der Spitze von 5000 Mann gegen die Ungarn und Serben, und Sieg und Ruhm folgten all' seinen Schritten.

Indessen war auch schon in des Jünglings Seele der Gedanke an die Befreiung seines Vaterlandes mächtiger und mächtiger geworden und stand bald als einziges, unverrückbares Ziel vor seinen Augen. Gefestet und genährt noch wurde dieses Bestreben durch unendliches Weh, gewaltigen Zorn und heiße Rachsucht, als, nach dem Tode von Georg's Vater, Sultan Murad dessen ganzes Land in Besitz nahm und sowohl nach der Hauptstadt desselben, nach Kroja, als fast nach allen anderen Städten Nordalbaniens starke osmanische Besatzungen bringen ließ; als dann auch die Wittwe

des alten Heldenfürsten aus Kroja vertrieben wurde und bald darauf in Noth und Jammer starb; als dann sogar Georg's drei Brüder durch den ängstlich mißtrauischen Sultan vergiftet wurden, und Georg als der Letzte seines beraubten und gemordeten Geschlechtes zurückblieb.

Und — so wundersam spielt oft das Schicksal! — gerade er, der Einzige von den vier Brüdern, in dessen Seele und Kraft das Verderben des Sultans beschlossen war, gerade Er stand fortwährend in hoher Gunst des verblendeten Despoten, während Diejenigen, die gar nicht befähigt und gewillt waren zu einer kühnen That, der Furcht vor einer solchen hingeopfert wurden.

Und mit erstaunenswerther Macht der Selbstbeherrschung, mit wirklich bewundernswerther Verschlagenheit verbarg Georg Skanderbeg seine furchtbaren Leidenschaften unter steter Versicherung der Treue und Ergebenheit und immer hinter neuen kühnen Thaten, die er im Dienste des Sultans gegen Ungarn und Serben vollführte. Aber wie ein Löwe auf der Lauer, zu furchtbarem Sprunge bereit, harrte er des rechten Augenblicks.

Und jetzt war dieser Augenblick gekommen: der große Ungar Hunyades hatte die Osmanen zum ersten Male schwer geschlagen und allgemeine Bestürzung unter denselben verbreitet. Da, in lang gehegtem Einverständniß mit vertrauten Genossen und den 300 Albanesen, die im Heere des Sultans dienten, überfällt Skanderbeg plötzlich den ersten Geheimsekretär des Sultans; er nimmt ihn gefangen, setzt ihm das blanke Schwert auf die Brust und zwingt ihm so einen Befehl im Namen des Sultans ab, daß der osmanische Kommandant von Kroja diese Stadt und ihr Gebiet sofort an Skanderbeg übergeben solle. Der Befehl wird geschrieben. Skanderbeg stößt den Schreiber nieder, läßt alle Osmanen der nächsten Umgebung zusammenhauen und jagt mit seinen 300 Albanesen dem Lande seiner Heimat zu. An der oberen Dibra, zwischen Mazedonien und Albanien, werden in nächtlichen Zusammenkünften viele Häupter kriegerischer Stämme gewonnen, wird Skanderbeg's kleine Schaar verstärkt, werden alle Wege und Pässe besetzt und 600 Mann zu langsamem Nachrücken und zum Verbergen in den Wäldern und Kroja beordert. Skanderbeg selbst bricht dahin auf, um keinen Verdacht zu erwecken, mit kleinem Gefolge; er übergibt dem Kommandanten jenen erzwungenen Befehl, erhält auch sofort das Kommando über diese Festung, läßt zur Nachtzeit die verborgen gehaltenen Truppen einrücken und die ganze osmanische Besatzung niederhauen. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich der Aufstand von Kroja aus immer weiter und weiter, und kaum waren dreißig Tage vergangen, daß Skanderbeg den Boden dieses Landes betreten hatte, als auch schon sein ganzes väterliches Erbe in seiner Gewalt war und kein Osmane mehr auf diesem Boden athmete. Das geschah im Sommer 1443. Aber der große Patriot wollte nicht bloß sein Erbe wieder haben, er wollte ganz Albanien frei sehen. Deßhalb erließ er an alle Fürsten und Herren dieses Landes einen glühenden Aufruf zu rascher, starker Vereinigung, zu einem Freiheitskampf auf Tod und Leben. Und Alle — wie sie auch bis zur Stunde unter sich selbst gewüthet hatten — folgten seinem Aufruf, der große Arianitas zuerst. Im Jahre 1444 wurde Skanderbeg zum Oberfeldherrn Albaniens feierlich ausgerufen. Auch das mächtige Venedig steuerte Waffen und Lebensmittel. Dennoch bestand das ganze Heer Skanderbeg's anfänglich nur aus 9000 Reitern und 7000 Mann zu Fuß; aber mit ihm erwartete er in den Engpässen der unteren Dibra das 40,000 Mann starke Heer der Osmanen und schlug es mit seinen 15,000 Mann so furchtbar, daß bald 22,000 Feinde am Boden und 2000 in Fesseln lagen, während die Uebrigen in wilder Flucht davonjagten. Mit 24 osmanischen Standarten und unermeßlicher Beute kehrte Skanderbeg nach Kroja zurück. Das nächste Jahr erschien von Mazedonien aus ein neues osmanisches Heer, das in zwei getrennten Abtheilungen Albanien angriff. Beide wurden rasch nach einander von Skanderbeg vernichtet, und während der ergrimmte Sultan ein drittes Heer vorbereitete, schlug Skanderbeg das stolze, mächtige Venedig, das — eifersüchtig auf seinen steigenden Ruhm und mißtrauisch gegen seine wachsende Gewalt — ihm hemmend entgegengetreten war. Dann flog er zu einem neuen, ungeheuren Siege über die wieder heranbrausenden Osmanen und schloß darauf mit Venedig einen so großmüthigen Frieden, daß die überraschte Republik ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte, in die Zahl ihrer Nobili aufnahm und zum Oberfeldherrn ihrer Besitzungen in Albanien und Illyrien erwählte.

Sultan Murad hatte indessen beschlossen, mit einer hier noch nie gesehenen Macht, mit Anstrengung all' seiner ungeheuren Kräfte und in eigener Person den furchtbaren Feind zu vernichten. Im Jahre 1449 erschien er mit 90,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk, um Kroja, Albaniens Hauptstadt, sofort zu erstürmen. Vergebens! — Bald mußte er in Eilmärschen nach Adrianopel zurück und konnte nur in der albanesischen Grenzstadt Sfetigard eine starke Besatzung zurücklassen. Ein Jahr später erschien er mit noch größerer, aber auch mit seiner letzten Macht. Alles auf einen Wurf setzend, kam er mit 150,000 Mann und belagerte fünf Monate lang das wunderbar heldenmüthige Kroja. Seit Troja und Mailand kannte die Geschichte nichts Gleiches an tapferem Widerstand, als sie bei Kroja sah, und wenn jene Heldenstädte zuletzt dennoch fielen — Kroja blieb. Nach vergeblichen Anerbietungen: daß Skanderbeg unter ehrenvollsten Bedingungen sich ihm unterwerfen möge, mußte der allgewaltige Sultan davonziehen, dem Tode nahe in Schmerz, Scham und Zorn, während Skanderbeg als der größte Held seiner Zeit in das gerettete Kroja einzog.

Und während Europa bewundernd auf ihn schaute, während aus vieler Herren Länder glückwünschende und hohe Ehren erzeigende Gesandte bei ihm eintrafen, während Papst Nikolaus V, König Ladislaus von Ungarn, der Herzog von Burgund und König Alphons von Arragonien reiche Geschenke an Gold, Waffen und Lebensmitteln sendeten — starb Sultan Murad II., starb er an — Skanderbeg.

Nun stand Albanien auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, in einer Glanzperiode, wie es vor- und nachher keine mehr erlebte. Aber Skanderbeg wußte wohl, daß mit Murad nicht auch die Gefahr für Albanien gestorben war; daß sie mit seinem Nachfolger, Mohammed II., auf's Neue beginnen werde, und während dieser nun erst langsam, doch sicher zu neuem Kampfe sich vorbereitete, that Skanderbeg nach allen Seiten hin ein Gleiches. Mohammed begann mit Anerbietung eines Friedens, der Skanderbeg zum unumschränkten Herrscher Albaniens, aber doch immer noch zum Vasallen der Pforte machen sollte. Skanderbeg verwarf dieß stolz und der Krieg begann auf's Neue, schwerer, schrecklicher noch als früher. Wir verfolgen denselben hier nicht weiter, wir geben nur kurz an, daß Skanderbeg nach einigen schlimmen Gefahren der unbezwingbare Held, der gewaltige Sieger, der — auch vom Feinde anerkannte — freie Beherrscher des freien Albaniens blieb. Und fast ebenso groß, als er sich als Held und Feldherr zeigte, wirkte er auch als Staatsmann im Innern seines Reiches. Als Mensch übte er Verzeihung aus, wo Verrätherei aus seinem nächsten Freundeskreise ihm fast das Herz gebrochen hatte; Verzeihung, als Unglück und zermalmende Reue die Verräther zu seinen Füßen niederwarf. Als Feldherr im Kampfe vernichtete er zwar mit wilder Wollust, und bei Ausführung kriegerischer Pläne gab er schonungslos Saat, Frucht und Leben des eigenen Landes preis. Aber nach gewonnenem Siege war er auch großmüthig gegen Feinde, barmherzig und milde sorglich gegen Elende und Unglückliche, und freigebig gegen Alle. Das wilde, heiße Blut, das ihm bei heftiger Erregung aus den gespannten, rubinrothen Lippen sprang: es floß durch ein Herz mit großen, edlen, rein menschlichen Empfindungen.

Die befestigte Gewalt seiner **Herrschaft** und die Ruhe

seines Landes ließen ihn nun einer Einladung König Ferdinand's I. von Neapel folgen, ihm den von den Franzosen bedrohten Thron Alphons' V., Ferdinand's natürlichen Vaters, befestigen zu helfen. Und er befestigte ihn bald mit dem Blute vieler Tausende von Ferdinand's Feinden. Dann kehrte er in sein Reich zurück.

Und so hoch war sein Ruhm nun gestiegen, daß viele Fürsten der Christenheit, namentlich alle abendländischen Christenfürsten, Papst Pius II. an ihrer Spitze, Skanderbeg auserkoren zum Oberfeldherrn eines ungeheuren Kreuzheeres, das aufgeboten werden sollte, um die Osmanen ganz aus Europa zu vertreiben. Das erschien dem alternden Helden als der herrlichste Abschluß, als die erhabenste Aufgabe seines thatenreichen Lebens. Aber an diesem ungemeinen Gedanken ging auch ein Theil seiner männlich sittlichen Größe verloren, und es könnte dieß in einer Tragödie, die unserem Helden noch zu widmen wäre, gleichsam als der tragische Ausgangspunkt seines gewaltigen Lebens behandelt werden. Vom heiligen Vater entbunden des Wortes, was einem Ungläubigen er gegeben habe, brach er den mit Mohammed beschworenen Waffenstillstand und fiel plötzlich furchtbar verheerend in Mazedonien und Thessalien ein. Das erste Heer, das Mohammed ihm nun entgegenschickte, wurde geschlagen, das zweite aber war siegreich. Skanderbeg kam nach wahrhaft wunderbar tapferem Einzelkampfe nur durch die Flucht mit dem Leben davon. Acht seiner besten Führer aber wurden als Gefangene nach Konstantinopel gebracht und dort auf's Grausamste hingerichtet. Nun aber erhob sich Skanderbeg wieder zu unglaublicher Macht und Gewalt. Er schlug Heer auf Heer, er schlug dann auch Mohammed, der wie Murad zuletzt selbst gegen ihn ausgezogen war. Aber kaum hatte er diesen Sieg gewonnen und war eben gewillt, das von den Osmanen bedrohte Elbassan zu befestigen, da ergriff ihn zu Alessio im Venetianischen ein hitziges Fieber, das nach wenigen Tagen ihn dahinraffte, im 63. Jahre seines Lebens und im 25. seiner Herrschaft in Albanien und seines Kampfes um dasselbe.



Skanderbeg in der Schlacht an der Dibra. (S. 535.)

Er hinterließ einen unmündigen Sohn und ein verwaistes Land. Schon mit den Schrecken des Todes kämpfend, hörte er, daß 15,000 Osmanen auf Skutari rückten, da griff er noch einmal begeistert nach seinem neben ihm liegenden Schwerte — dann sank er todt zurück. In der Kirche des heiligen Nikolaus zu Alessio wurde „der Athlet der Christenheit" begraben; doch als Mohammed während der Belagerung von Skutari Alessio gewann, ließ er die Gruft seines gewaltigen Feindes öffnen und die Gebeine desselben ausstellen vor allem Volke. Aber nicht zu Schimpf und Spott, sondern zur Verehrung und Bewunderung für den Tapfersten und Größten aller Feinde, mit denen jemals der Moslem gekämpft hatte, und grause Ehrfurcht erfüllte Alle, die emporsahen zu den Gebeinen des todten Helden.

Aber mit ihm war auch Albaniens Freiheit gestorben. Es kam zuerst unter venetianische Oberherrschaft, dann sank es wieder zurück in osmanische Knechtschaft und wurde die grausamste türkische Provinz gegen das übrige Griechenland.

Sollte aber nun aus diesem entmenschten Renegatenvolke ein neuer, ein griechischer Skanderbeg hervorgehen, und hätte derselbe nur einen Funken seines gewaltigen Ahnherrn, so würde dieser Funke tausendfältige Minen entzünden, deren Auffliegen ganz Europa erschüttern müßte.

Zur Geschichte des Ballspiels.

Von

Ernst Wallroth.



Heimkehr vom Ballspiele

*

Das Ballspiel ist uralt; schon Homer erwähnt desselben in der anmuthigen Schilderung des Spiels der fäakischen Königstochter Nausikaa mit ihren Dienerinnen nach vollendeter Arbeit, und an einer andern Stelle der Odyssee, wo die fäakischen Jünglinge dem Odysseus ihre gymnastischen Uebungen vorzeigen, ist derselbe Gegenstand noch einmal genauer beschrieben; zwei Jünglinge tanzen zur begleitenden Musik, indem sie einen Purpurball im Takte in die Höhe werfen und wieder auffangen, ringsherum steht ein Kreis von Jünglingen, welche mit Klappern die Musik begleiten. Nach Späteren wurde das Ballspiel von den Lydern erfunden und kam von diesen zu den Griechen, bei welchen es unter den gymnastischen Uebungen eine große Rolle spielte. Die Arten des Ballspiels waren verschieden: entweder theilten sich die Spielenden in zwei Parteien, von welchen die eine den Ball schleuderte, während ihn die andere aufzufangen hatte, oder wurde der Ball von einem Einzelnen in die Höhe geworfen und mußte von demselben im Herabfallen, noch ehe er den Boden berührte, wieder hinaufgeschleudert werden. Andere Arten waren, daß der Ball auf den Boden geschleudert und im Aufschnellen wieder gefaßt werden mußte, oder daß man sich gegenseitig damit zu treffen suchte, oder endlich lag der Ball in der Mitte des von den Spielenden gebildeten Kreises, und diese suchten nun denselben einander zu entreißen und über das vorgesteckte Ziel hinauszuschleudern. Außer diesen Spielen mit dem kleinen Ball gab es deren noch mit dem harten und schweren großen Balle für Erwachsene, welche dabei die Hände mit Leder umwunden hatten. Eine dritte Gattung von Bällen waren die mit Luft gefüllten ledernen Ballons, welche mit dem Fuße geschlagen wurden. Von den Griechen aus verbreitete sich das Ballspiel zu den Römern, bei welchen es auch bald in die Paläſtra (Ringschule) Eingang fand. Auch im Mittelalter spielte dasselbe noch eine große Rolle bei den germanischen wie bei den romanischen Völkern, so daß selbst die gesetztesten Männer daran Theil nahmen. Ja, es wurden im Mittelalter — wie schon im Alterthum bei den Römern — an Höfen, auf Universitäten und überhaupt in größeren Städten eigene Ballhäuser gebaut, welche lediglich dem Ballspiele gewidmet waren. Dieselben waren gewöhnlich neunzig Fuß lang, dreißig Fuß breit, und trugen auf ihren zwanzig Fuß hohen Mauern nach außen geöffnete Gallerieen, welche mit Netzen verhängt waren; das ganze Innere war schwarz angestrichen, damit sich die weißen Bälle besser von Decke und Wänden abheben sollten. Ein Netz theilte den ganzen Raum in zwei gleiche Hälften, welche wiederum durch einen Strich auf dem Fußboden in je zwei gleiche Theile geschieden waren. So war z. B. ein Theil des jetzigen Konvikts in Tübingen früher ein derartiges Ballhaus, wie sich denn noch in manchen Städten bei den betreffenden Häusern der alte Name erhalten, wenn auch die frühere Bestimmung gänzlich aufgehört hat. Das berühmteste unter diesen Ballhäusern dürfte wohl das zu Paris befindliche sein, wo sich am 20. Juni 1789 die Abgeordneten des dritten Standes versammelten, nachdem von der rathlosen Regierung das Lokal der Reichsstände geschlossen worden war. Alle Abgeordneten des dritten Standes schworen hier, nicht eher auseinander gehen zu wollen, bis eine völlig neue Verfassung durchgesetzt wäre. Es war dieß die erste offenbar revolutionäre Handlung des verhängnißvollen Jahres, welches die noch in's Leben hereinragenden Ueberreste des Mittelalters endlich vertilgen und eine neue Aera des Fortschrittes über die verrotteten Staatensysteme des alten Europa heraufführen sollte.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kam das Ballspiel unter den Erwachsenen mehr und mehr ab; nur in Italien, wo sich ganze Städte darauf herausfordern, hat sich das Ballspiel erhalten, und ebenso florirt es noch in den Niederlanden als Ersatz für das Kegelspiel. An die Stelle des eigentlichen Balls trat in den genannten Jahrhunderten in Frankreich und Deutschland das Federballspiel, welches als diätetisches Spiel, und sofern es den Bewegungen Ungezwungenheit und Leichtigkeit verleiht, namentlich jungen Mädchen sehr zu empfehlen ist. In Frankreich wird dieses Spiel auch heutzutage noch mit Vorliebe getrieben, in dem ernsteren Deutschland ist es dagegen beinahe ganz abgekommen; hier gilt der Ball bloß noch als Spielzeug für Kinder und die reifere Jugend, es wäre aber zu bedauern, wenn namentlich unter der letzteren das Körper und Geist anspannende Spiel vollends in Vergessenheit geriethe. Die Arten des Ballspiels sind auch in unserer Zeit verschieden: entweder wird der auf dem Boden liegende Ball mit Stöcken nach kleinen in den Rasen gegrabenen Löchern getrieben; oder werfen sich Zwei einen, oder Beide zu gleicher Zeit je einen Ball zu, eine Art, die noch mannigfaltiger wird, wenn vier Personen sich in's Viereck stellen und sich die Bälle über das Kreuz oder je nach Bestimmung anders zuwerfen. Am bekanntesten ist der Langball, bei welchem einer der Spielenden den Ball in die Höhe wirft, worauf er von einem Zweiten mit einem Stock fortgeschleudert wird; die gegnerische Partei sucht dann den Ball zu fangen, ein Spiel, das zur Erhöhung der körperlichen Gewandtheit wesentlich beiträgt und daher der Aufmerksamkeit von Erziehern und größeren Lehranstalten sehr zu empfehlen ist.

Zwei entscheidende Tage für Deutschland.

II. Die Schlacht bei Laon, von Wilhelm Müller.

(Schluß.)

Die erste Meldung von diesen Erfolgen brachte in das Blücher'sche Hauptquartier Graf Brandenburg, welcher nach der Einnahme des Fichtenwäldchens wegeilte. Er fand den Feldmarschall mit Gneisenau, Müffling und einigen anderen Offizieren beim Abendessen und erregte mit seiner Botschaft unbeschreibliche Freude. Etwas später, als noch glänzendere Erfolge zu melden waren, sandte York seinen Adjutanten Röder nach Laon. Blücher lag schon im Bett, ein Lämpchen brannte in seinem Zimmer. Auf die Meldung des Offiziers rief er aus: „Bei Gott, ihr alten York'schen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." Nachts 11 Uhr eilte Hauptmann Lützow mit der Nachricht von der vollendeten Niederlage des Feindes nach Laon. Es war ein wundervoller Sieg, die Würfel konnten nicht günstiger liegen; noch einen letzten Wurf — und Napoleon war vernichtet. „Bei Waterloo war die Lage nicht günstiger als hier, es mußte der letzte Schlachttag des Krieges von 1814 sein." Man übersah im Hauptquartier die Verhältnisse ganz richtig und schickte den Korpsführern sogleich die Disposition für den folgenden Tag zu. Sie ging von der Voraussetzung aus, daß Napoleon durch die Nachricht von Marmont's Niederlage zu sofortigem Rückzug nach Soissons veranlaßt werde. York und Kleist sollten dem fliehenden Marmont über die Aisne folgen, sich mit dem russischen General St. Priest, der mit 10,000 Mann, darunter 5000 für das Kleist'sche Korps, in Rheims stand, in Verbindung setzen, durch diesen die Siegesbotschaft an Schwarzenberg gelangen lassen, damit auch dessen Heer zu raschereer Aktion angespornt würde, und dann von Neuem sich auf Marmont werfen und ihn vollends vernichten; Sacken und Langeron sollten ihnen als Reserve folgen und Napoleon's linke Flanke beunruhigen, Bülow und Wintzingerode dem französischen Kaiser gegenüber bleiben und ihm auf der Straße nach Soissons nachsetzen. „Alles bricht um 7 Uhr auf," schloß der Befehl.

In der fröhlichsten Stimmung zogen die Korps von York und Kleist am Morgen des 10. März auf der rheimser Straße zur Verfolgung Marmont's und zur Bedrohung Napoleon's ab. Ihre Avantgarde war schon auf dem Marsch

nach Corbeny, die Generale waren eben in Fetieux angelangt. Da brachte eine Ordonnanz den Befehl des Feldmarschalls, daß alle Korps auf der Stelle, wo sie sich gerade befinden, stehen bleiben und weitere Befehle abwarten sollten. Bald darauf erhielt Sacken und Langeron, welche auch schon auf dem Marsch begriffen waren, den Befehl, in ihre frühere Stellung bei Laon zurückzukehren, und zwischen 1 und 2 Uhr kam an York und Kleist die nämliche Weisung. Sie trauten ihren Augen kaum, als sie diese Befehle lasen. Erstaunen und Unwillen erfüllten ihre Herzen, und man fragte einander, was denn Besonderes vorgefallen sei, daß die angeordneten Bewegungen unterbrochen und dadurch der Erfolg des gestrigen Sieges vereitelt werde. Wenn auch die Voraussetzung, daß Napoleon nach dem Schlage von Athis sogleich abziehen werde, nicht eintraf, wenn er auch noch einige Stunden Stand hielt, was hatten denn Bülow und Wintzingerode in ihrer unüberwindlichen Stellung mit ihrer stärkeren Truppenmacht zu fürchten? Und wenn man diese zwei Korps nicht für hinlänglich stark hielt, war es denn nicht genug, Sacken und Langeron wieder heranzuziehen? warum denn auch noch die beiden preußischen Korps? War es denn nicht viel besser, und gerade für den Fall, daß Napoleon nicht sogleich abzog, bei Weitem das Beste, wenn York und Kleist, einmal auf dem Marsche, nach der Lettebrücke bei Urcel marschirten, und ihm den Paß von Etouvelles, auf der Straße nach Soissons, sperrten, wodurch er von vorn und von hinten zugleich gefaßt, seiner Vernichtung nicht entgehen konnte. Mit dem Antrag, wenigstens diese Bewegung zu genehmigen, sandte, gleich auf die erste Haltordre, York den Grafen von Brandenburg, Kleist den Oberst Grolmann in das Hauptquartier nach Laon.

Dort hatte allerdings Napoleon's Haltung gewaltig imponirt. Die größte Kühnheit schien ihm die größte Vorsicht zu sein. Auf die Nachricht von Marmont's Niederlage beschloß er, die schwierigen Engpässe von Chivy und Etouvelles hinter sich, das felsige Laon mit seinen 100,000 Vertheidigern vor sich, mit seinen 30—36,000 Mann geradezu stehen zu bleiben und, als ob nichts vorgefallen wäre, nichts vorfallen könnte, den Angriff von Neuem zu beginnen. Er hoffte, dem bedrängten Marmont dadurch Erleichterung zu verschaffen und durch die Kühnheit seines Auftretens auf seine Gegner einen bedeutenden Eindruck zu machen. Man sah hier wieder den verzweifelten Spieler, der seinen letzten Haufen Goldes auf seine letzte Karte setzt. Von dem Eindruck, den dieser Schritt machte, hing die Existenz des französischen Heeres ab. Blücher und Gneisenau gegenüber durfte man das Spiel verloren geben; aber jener war krank, und dieser, von Bülow und Boyen, welche den Kampf mit Napoleon nicht allein auf sich nehmen wollten, bestürmt, ohne Vertrauen auf Wintzingerode, wollte die Verantwortung für die möglichen Folgen einer neuen Schlacht nicht auf sich nehmen und hielt die Partie nur dann für sicher gewonnen, wenn er alle drei preußischen Korps in seiner Nähe hatte.

Müffling berichtet hierüber Folgendes: „Meine Disposition für den 10. März war genehmigt, alle Korps bereits im Marsch zu ihren Bestimmungen. Ich ging zum Feldmarschall, in dessen Vorzimmer viele Offiziere waren, besonders russische Generale. Gneisenau sprach am Fenster mit einem alten Freund. Ich trat heran, mich wieder gesund zu melden; Gneisenau rief mir entgegen: ‚Es ist gut, daß Sie kommen, die Disposition muß sogleich abgeändert werden. Die von Ihnen entworfene Disposition ist zu kühn und könnte uns in's Verderben bringen. Alle vier Korps, welche im Marsch sind, müssen auf der Stelle zurückgerufen werden. Napoleon greift uns um 10 Uhr an, Bülow und Wintzingerode können ihm allein nicht widerstehen, es bedarf dazu der ganzen Kräfte von Sacken und Langeron.' In einem Nebenzimmer entgegnete er mir auf meine Einwürfe: es sei keine Zeit zu verlieren, überdieß sei der Feldmarschall krank, und er, als sein Stellvertreter, könne eine solche Gefahr, in welche ich die Armee versetzt hätte, nicht auf sich nehmen."

Bald darauf kam Graf Brandenburg mit seinem Vorschlag von York. Er traf das Hauptquartier bei den Windmühlen vor der Stadt an, trug Gneisenau seinen Auftrag vor und erhielt eine abschlägige Antwort, da man durch Gefangene erfahren habe, daß Napoleon selbst zugegen sei, was denn doch ein behutsames Handeln nothwendig mache. Als Graf Brandenburg sich nicht abweisen lassen wollte und die Zweckmäßigkeit seines Vorschlags immer auf's Neue wieder darlegte, fragte ihn Gneisenau, ob er das Spiel Quinze kenne. Dieser verneinte es, und jener fügte als Erklärung hinzu: „Wenn man in diesem Spiel 49 hatte, und setzte nun Alles darauf, um 50 zu haben, so ist das ebenso toll gewagt, wie wenn wir den vorgeschlagenen Angriff wagen, da wir fast die Partie gewonnen haben und, um sie vollends zu gewinnen, nicht mehr Alles auf's Spiel zu setzen brauchen." Auch Grolmann, der nach Brandenburg kam, erreichte nichts, erhielt vielmehr den oben erwähnten Befehl an York und Kleist, in die Stellung von Athis zurückzukehren.

Das französische Heer stand Morgens 8 Uhr in Schlachtordnung. Mit Ueberraschung sah dieß Gneisenau von dem hohen Felsen von Laon aus und befahl, um seinem Angriff zuvorzukommen, daß Bülow und Wintzingerode gegen den Feind anrücken sollten. Wintzingerode griff das Dorf Clacy auf dem linken französischen Flügel an, fand aber einen unbezwinglichen Widerstand und mußte sich in seine Stellungen wieder zurückziehen. Bülow, der in die Ebene herabgestiegen war, wurde nach und nach bis hart an den Felsen von Laon zurückgedrängt, mehrere Gardebataillone drangen wieder in die Vorstadt Semilly ein und suchten die Höhe von Laon zu gewinnen, wurden aber unter großem Verlust zurückgeschlagen. Die Stadt zu erobern hielt nun Napoleon selbst nicht mehr für möglich und dachte Nachmittags daran, den rechten Flügel der schlesischen Armee auf der Straße von La Fère zu umgehen. Da es ihm aber hiezu an Truppen fehlte, so mußte er auch auf diesen Plan verzichten und trat Abends 4 Uhr, das Gefecht bis zur Dunkelheit hinhaltend, ungehindert den Rückzug nach dem von den Verbündeten verlassenen Soissons an. Hatte er auch persönlich an den drei Schlachttagen keine Niederlage erlitten, so hatte er doch nach vergeblichen Anstrengungen vor der Uebermacht weichen müssen. Er hatte in den beiden Schlachten von Craonne und Laon 17,000 Mann verloren, erschien überall als der Weichende, als der Geschlagene und mußte bei allem Mangel an Wahrhaftigkeit sich selbst sagen, daß der Zweck, der ihn von der Seine nach der Marne und Aisne geführt hatte, gänzlich verfehlt sei; daß er sich auf diesem Zuge fast ganz verblutet habe, und jedenfalls jetzt schlimmer daran sei als vorher. Mit Marmont, dem er alle Schuld des Mißlingens zuschrieb, war er sehr unzufrieden, was er in einem Briefe an seinen Bruder Joseph mit den wenigen Worten äußert: „Ohne die Balgerei mit Marmont, der sich wie ein Unterlieutenant benommen hat, hätte der Feind wahrscheinlich Laon verlassen, aus Furcht, dort angegriffen zu werden." Am meisten fürchtete er den schlimmen Eindruck, den seine ungünstigen Verhältnisse auf die Soldaten, sowie auf die Bevölkerung des Landes und besonders auf Paris machte. Sehr gelegen kam ihm daher die Nachricht, daß St. Priest mit wenigen Truppen in und bei Rheims stehe. Dieser General, welcher die Siegesbotschaft von Laon bereits vernommen hatte, dachte sich die französische Armee fliehend und zersprengt, von dem rastlosen Blücher und Gneisenau bis auf's Blut verfolgt, und versäumte über dieser sehr wahrscheinlichen, aber dießmal unrichtigen Berechnung die nöthige Vorsicht. Er ließ sich mit seinen nicht ganz 10,000 Mann von Napoleon, der 22,300 Mann heranführte, überfallen, verlor 4000 Mann und 11 Stück Geschütze und wurde selbst tödtlich verwundet. Napoleon versäumte nicht, den Tod des russischen Generals, der von Geburt ein Franzose war, als eine Strafe des Himmels darzustellen, und machte den neugierigen Franzosen sogar weiß, daß die nämliche Batterie, die im vorigen Jahre in

der Schlacht bei Dresden den General Moreau niedergeschmettert, auch St. Priest den Tod gegeben habe.

Diesen Sieg vom 13. März, den er mit so leichter Mühe errungen hatte, suchte er für seine Zwecke auf's Beste zu verwerthen. In einer Proklamation an die Franzosen nannte er sich den Sieger von Laon und Rheims, verkündigte, daß er im Begriff stehe, die Verbündeten über den Rhein zu werfen, und befahl, die Nationalgarden zu versammeln und die Trümmer des geschlagenen Feindes anzugreifen, wo man sie finde. Seinem Bruder Joseph, der ihn bat, nach der Seine zurückzukehren und Paris unmittelbar zu schützen, wo Alles am Vorabend einer gänzlichen Auflösung stehe und nur noch im Frieden Rettung sehe, schrieb er am 14. in der lächerlichsten Zuversicht: „Ich denke doch, die Leute machen einen Unterschied zwischen der Zeit Lafayette's, wo das Volk der Souverän war, und der jetzigen, wo ich Souverän bin. Heute wie bei Austerlitz bin ich der Herr." Darauf beschloß er auf die Nachricht, daß Abtheilungen von Schwarzenberg's Heer endlich über die Seine gegangen seien und in der Richtung gegen Paris vorrücken, sich von Neuem gegen die Hauptarmee zu wenden und sich zuerst auf Arcis und Troyes in ihre rechte Flanke, dann an die obere Marne in ihren Rücken zu werfen. Marmont und Mortier wurden gegen Blücher zurückgelassen; mit den übrigen Truppen, die er noch zu verstärken hoffte, brach er am 17. von Rheims auf und zog über Epernay nach Arcis sur Aube.

Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht erhielt, brach er aus der ausgesogenen Gegend von Laon, wo seine Truppen einige Rasttage gemacht hatten, am 18. März gleichfalls auf, um Napoleon seinen Gegenbesuch abzustatten. Doch hatte er mit den Generalen, welche über die Unentschlossenheit Gneisenau's am 10. März äußerst aufgebracht waren, vorher noch einen kleinen Sturm durchzumachen. Sacken, der mit Napoleon gern wegen der Niederlage von Montmirail abgerechnet hätte, war außer sich vor Wuth, als man ihm an der Windmühle bei Laon, von wo aus er den Feind beobachtete, die Abänderung der Disposition meldete. Schlimmer noch sah es bei York aus. Zwar lag es in seiner Art, um so kälter und heiterer zu erscheinen, je heftiger es in seinem Innern kochte, und so brachte er bei seiner Rückkehr nach Athis mit den Offizieren seines Hauptquartiers, die er bei freilich ziemlich magerer Kost zu Tische geladen hatte, einen fröhlichen Mittag zu. Aber auf die Länge hielt er es nicht aus. Er hielt sich für „das Spiel einer Intrigue" und beschuldigte Gneisenau, gegen welchen er längst einen glühenden Haß hegte, geradezu, daß er ihm den Ruhm der letzten und entscheidenden Schlacht dieses Krieges nicht habe gönnen wollen. Denn wenn er dem Ueberfall von Athis noch die Vernichtung der von ihm umgangenen Rückzugsarmee Napoleon's angereiht hätte, so hätte allerdings der Ruhm des Helden von Möckern einen glänzenden Zuwachs erhalten. So ungerecht auch diese Beschuldigung war, so ging doch York nicht so bald von ihr ab, und in jeder neuen Anordnung des Hauptquartiers sah er eine geflissentliche persönliche Kränkung. Am 12. März, wo bei der Vertheilung der Verpflegungsdistrikte sein Korps „natürlich" die schlechtesten bekam, erhielt er den Befehl, von seiner freilich nur noch schwachen Reiterei 100 Pferde zur Eskortirung nach den Niederlanden abzugeben. Jetzt brach es los. Er rief seinen Adjutanten Schack herein, zeigte ihm den Befehl, zählte ihm die lange Reihe seiner Beschwerden auf, überschüttete die Vorgänge der letzten Tage mit einer tüchtigen Dosis Galle und erklärte ihm zuletzt, daß er sogleich die Armee verlasse. Alle Vorstellungen Schacks und des nachher eintretenden Grafen von Brandenburg waren vergebens. Schack mußte einen Brief an den Feldmarschall schreiben, worin York ihm anzeigte, daß er sich veranlaßt sehe, seiner Gesundheit wegen nach Brüssel zu gehen, und ein zweites Schreiben übertrug dem Prinzen Wilhelm das einstweilige Kommando des Korps. Der Reisewagen war einstweilen gepackt, er riß sich aus der Umarmung der beiden ihm theuren Männer los, drückte den übrigen Offizieren seines Stabes auf der Hausflur die Hand, setzte sich in den Wagen und fuhr davon. „Als der Wagen fortrollte," schreibt einer der Offiziere, „standen wir wie gelähmt; wir begannen zu empfinden, daß dieß ein tödtlicher Schlag für das Korps und für die schlesische Armee war. Graf von Brandenburg und Schack entschlossen sich, schnell zum Feldmarschall zu reiten und zu versuchen, ob sich die Sache nicht wieder in Ordnung bringen lasse. Sie trafen dort eine sehr leidende Gesellschaft, ein ganzes Lazareth: Blücher schwer erkrankt, Müffling vor Aerger über Gneisenau bettlägerig, dieser selbst sehr unwohl. Eine solche Botschaft, wie sie von York brachten, fehlte noch, um das Maß der Widerwärtigkeiten voll zu machen. Bei der düsteren und bitteren Stimmung des Hauptquartiers war man nahe daran, wegen dieses widersetzlichen und eigenmächtigen Verfahrens York vor ein Kriegsgericht zu stellen. Aber wenn man dieß auch gewagt hätte, wenn man auch eine ähnliche Schmach, wie die Richter bei dem Prozeß des Epaminondas, des Siegers von Leuktra, riskirt hätte, so fragte es sich doch, ob es nicht im gegenwärtigen Augenblick höchst unzweckmäßig, ja gefährlich sei, sich selbst des tapfersten und entschlossensten Korpsführers zu berauben. Tauroggen, Wartenberg, Möckern waren Namen, gegen welche kein Kriegsgesetz Stand halten konnte. Mochten die Anderen denken wie sie wollten, Blücher, bei seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner wohlwollenden Gesinnung, gestattete jedenfalls eine Verunglimpfung des glorreichen Namens „York" nicht. Er hielt allen Vorwürfen das kernige Diktum entgegen: „Der York ist oft verdrießlich, aber er läßt es sich auch sauer werden; hätte ich noch so Einen, so könnte man einen Bären damit fangen." Trotz seiner heftigen Augenentzündung, wodurch ihm das Schreiben sehr sauer wurde, schrieb er ihm mit großen, groben Buchstaben folgende Zeilen, deren Orthographie hier beibehalten ist: „allter waffengeferhte, verlassen sie die armeh nicht, da wihr an siehl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet. Laon den 12. März 1814. Blücher." — Auch Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, schrieb eigenhändig. Schack und Brandenburg nahmen die beiden Briefe zur Hand, ritten dem erzürnten York nach und bestimmten ihn dadurch, zurückzukehren und sein Kommando wieder zu übernehmen.

Es war bald nicht mehr Zeit zu solch' häuslichen Zwistigkeiten, der Tag der Entscheidung war nahe. Die Berichte von dem Siege bei Laon wirkten auf das große Hauptquartier ebenso ermuthigend, als die von St. Priest's Niederlage beängstigend und lähmend. Dennoch entschloß sich Schwarzenberg, als Napoleon mit seinen erschöpften Truppen ankam, am 20. und 21. März zur Schlacht bei Arcis sur Aube und gewann sie. Der Friedenskongreß von Chatillon war bereits am 19. resultatlos auseinander gegangen; Napoleon, statt nach den Schlägen von Laon und Arcis mit dem Rest seines Heeres nach Paris zu marschiren, warf sich in den Rücken seiner Gegner, um dadurch die besorgten Gemüther zu raschem Rückzug zu veranlassen; am 23. stand Blücher in der Nähe von Paris, um gemeinschaftlich mit Schwarzenberg vorzugehen; am 24. war im freien Feld auf einer Anhöhe bei Vitry Berathung über den neuen Feldzugsplan, und am 25. gingen fast sämmtliche Heerestheile der Verbündeten, Napoleon seinem Schicksal überlassend, nach Westen vorwärts, und die Losung war: Auf, nach Paris!

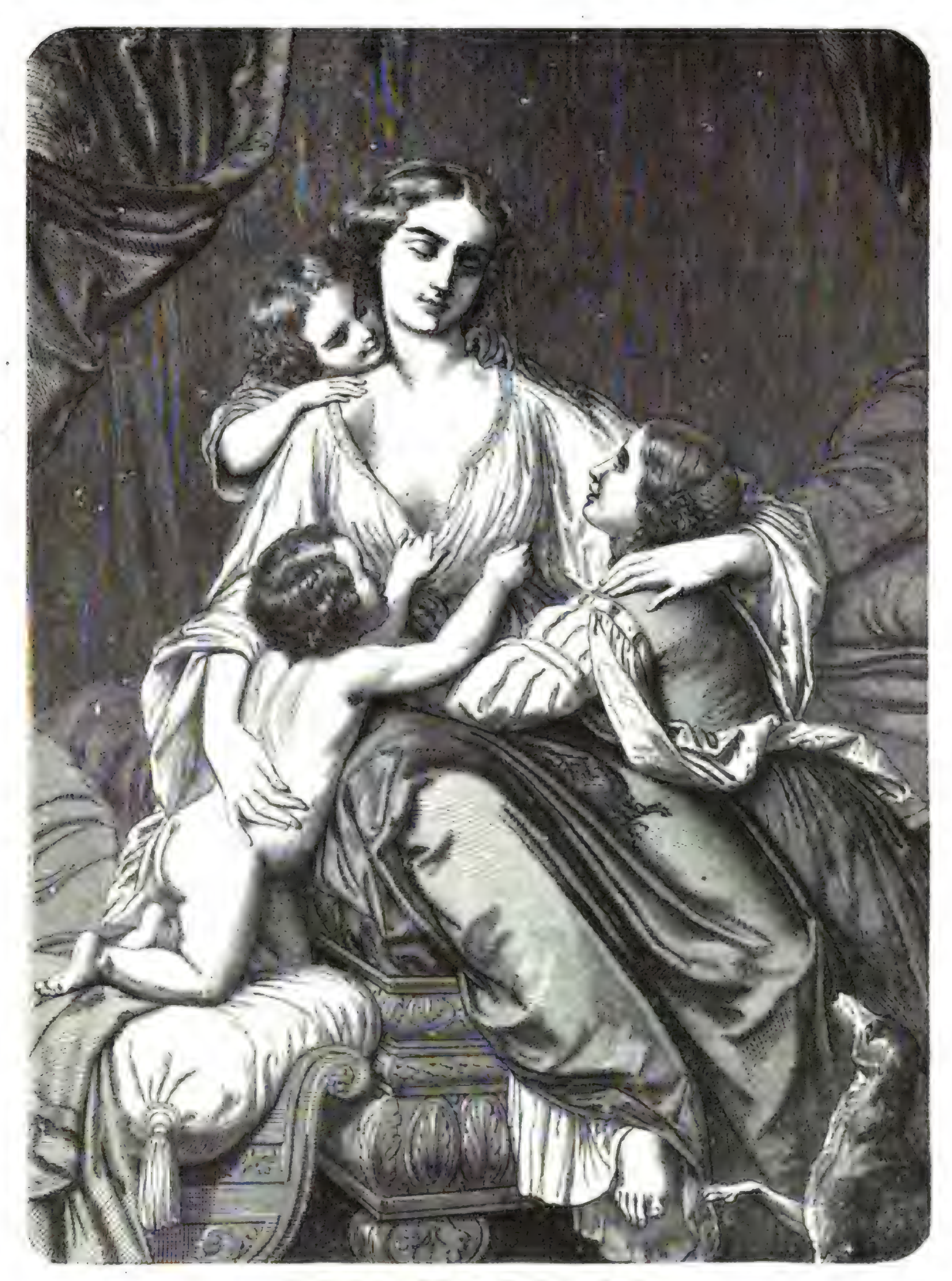
Familienfreuden.

Von

Aline Weiß.

Ein sehr zu Herzen sprechendes Bild, das wir den Mappen aus dem Nachlasse des 1852 gestorbenen Malers Hein-

rich Decaisne entnehmen, „Familienfreuden", hat sein Crayon darunter geschrieben. Das Glück der Mutter spricht rührend aus den Zügen der jungen Frau, und die Gruppirung der Kinder, welche sich um sie her drängen, ist eine durchaus



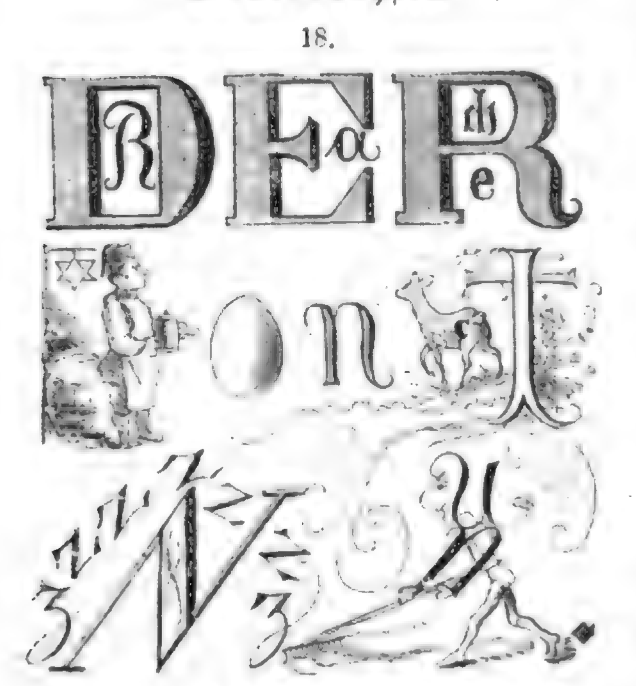
Familienfreuden. Nach einem Gemälde von Decaisne.

gelungene, wobei auch die Nuancen der verschiedenen Altersstufen in Haltung und Art der Liebkosung glücklich getroffen sind. Die Mutter weiß nicht, wohin sie die Augen wenden soll, denn kaum kehrt sie den Blick dem ältesten Töchterlein zu, so glaubt sich auch schon das Kleinste benachtheiligt, und sucht durch Zupfen am Gewande der Mutter ihre Aufmerk-

samkeit auf sich zu lenken, während das zweitjüngste Schwesterchen sich von hintenher an den Hals der Mutter schmiegt und im alleinigen Besitz dieses Platzes gar befriedigt auf die andern herablächelt. Sogar der Hund fehlt nicht, der treue Gefährte in Leid und Freud, und auch er sucht sich durch leises Kratzen am Gewand seinen Theil an den Liebkosungen zuzuwenden. Das Glück, das uns nur die Familie gibt, hier vor diesem Bilde tritt es uns wieder recht lebendig vor die Seele, obgleich es lange, daß wir ein solches das unsrige nannten.

Bilderräthsel.

18.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 518:

Wer einen großen Sprung thun will, geht hinter sich.

Der Erzspitzbube.

Von

Karl Ruß.

Dem brennend heißen Tage folgt die wohlige Kühle der Dämmerung. Noch flimmern auf jenen Höhen die erhitzten Luftschichten im welligen Tanze, noch lassen Baum und Strauch die welken Blätter schlaff herabhängen, die Vögel im Gebüsch sperren lechzend die Schnäbel auf, um aus der schweren, schwülen Luft den nöthigen Lebensstoff zu erathmen, und dumpfe, lautlose Stille lagert über der ganzen Natur. Doch schon weht vom nahen See ein frischer feuchter Luftstrom daher, der Labung und Erquickung bringt allem schmachtenden Leben. Und bald ist das Bild rings um uns her ein ganz anderes.

Wie die Blätter und Hälmchen sich erheben, sich dehnen und strecken, so beginnt auch die Thierwelt in neuem freudigem Regen. Von allen Seiten erheben sich Töne, überall lebt und webt, hüpft und springt, surrt und summt es, emsig und rührig, in geschäftiger Eile.

Freilich hat der Sommer keine Lieder mehr; die wonnevollen Laute der Liebe sind nur dem Frühlinge vorbehalten — wie im Menschenleben der wogenden Brust der Jugend. Doch Stimmen dieses Gotteshauchs hören wir auch jetzt immerhin. Hier lockt eine Golddrossel (Pirol) ihr Weibchen mit herrlichem Flötenton, und dasselbe antwortet mit dem zwar nicht melodischen, doch gewiß nicht minder zärtlichen Quarren einer Katze. Dort flüstert ein Meisenpärchen, und dem leisen Szi szi! der kleinen schlicht Grauen folgt das jubelnde Pink, pink, pink! des buntfarbigen Männchens. Und welche Fülle der reichsten Liebe liegt nicht in einem Locklaut nimmer ruhender Elternsorge.

Während die Schatten höher steigen, der tiefblaue Himmel sich mehr und mehr im prächtigsten Purpur färbt, und die letzten Strahlen der Sonne nur noch die waldigen Gipfel der fernen Berge umgolden, führt ein Rebhühnerpaar seine halbflüggen Jungen am Rande der Wiese hin. Nicht leicht kann es für den Naturfreund einen lieblicheren Anblick geben als den, welchen diese reizenden Vögel gewähren. Wenn das Huhn emsig in der lockeren Erde scharrt und die quecksilbernen Küchlein nach Würmern und Körnchen umherschnappen, dann umkreist der alte Hahn die Familie in unermüdlicher Wachsamkeit. Sorgsam späht und lauscht er nach allen Richtungen, und läßt sich nur am fernsten Horizont ein Raubvogel blicken, oder in der Weite der nahende Tritt eines Menschen vernehmen, so ruft er schrill auf, und augenblicklich ist die ganze Gesellschaft spurlos verschwunden, im hohen Grase, unter dem hohen Laube, in Schlupfwinkeln aller Art.

Jetzt aber naht dem Völkchen eine weit größere Gefahr; Meister Reinecke, der ärgste aller ihrer unzähligen Feinde und Verderber, hat sich die Gegend gemerkt, aus der des Abends und Morgens die Rebhühnerrufe kommen, und schleicht jetzt mordlustig daher. Einer Schlange gleich windet er sich lautlos durch das Gras, jede Erhöhung, jeder kleine Busch oder abgerissene Zweig, ja selbst hie und da ein Stein, muß ihm zur Deckung dienen. Dennoch entgeht er dem scharfen Blick des alten Wächters nicht lange; während dieser gerade eine Samenkapsel für die Kleinen zerhackt und sie eifrig herbeilockt, bemerkt er eine verdächtige Bewegung im Grase, springt plötzlich kerzengerade in die Höhe, und indem er den bösen Feind erkennt, ruft er sein entrüstetes Tschirr—hi—hit!

Beim ersten Laut der Warnung wissen sämmtliche Hühnchen sofort, mit wem sie es zu thun haben, daß hier kein Verbergen, sondern nur die schleunigste Flucht Rettung bringen kann. Und blitzschnell huscht die ganze Familie in einen tiefen Graben, lauft hier eine weite Strecke fort, flattert dann, wie auf ein Signal, mit polterndem Geräusch empor und über den Bach dahin.

Indessen stürmt der Alte, wie „ein Ritter ohne Furcht und Tadel" dem Räuber muthig entgegen und umflattert ihn mit ängstlichem Geschrei. Auch die Henne kommt bald wieder herzu, nachdem sie die Küchlein im Kieferndickicht drüben in Sicherheit gebracht. Sie laufen und schwärmen nun immer dicht um den Fuchs herum, stellen sich krank und flügellahm, um ihn glauben zu machen, er könne sie leicht erhaschen. Dadurch wollen sie ihn von der Verfolgung der Jungen ablenken und nach einer ganz anderen Richtung führen, wo sie sich dann in die Luft erheben und im Bogen zu den Kleinen zurückkehren.

In dieser Weise täuschen sie wohl den Hirtenbuben, einen Hund oder unerfahrenen Jäger, doch Reinecke ist ein viel zu erfahrener Bursche, als daß er sich so leicht irre machen ließe. Er hat das Auffliegen der Hühnchen wohl gehört, und da er nicht weiß, daß sie noch sehr jung und drüben erschöpft zur Erde gefallen sind, so gibt er die Verfolgung für diesmal auf. Doch will er sein Glück noch beiläufig an den Alten versuchen — vielleicht gelingt ihm ein glücklicher Griff.

Statt nun aber den zudringlichen Schreiern irgend welche Aufmerksamkeit zu erzeigen, trabt er, scheinbar unbekümmert um die ganze Welt, seinen gemächlichen Trott fort. Hie und da schnappt er 'mal nach den ihn peinigenden Fliegen, aber auch dabei hat er die Augen immer nur halb geöffnet und scheint rings um sich nichts zu hören und zu sehen. Zuweilen gähnt er auch, als ob er sich heute schon müde genug gemacht, und zuletzt streckt er sich gar zum behaglichen Schläfchen lang in's Gras.

Je weniger er die Rebhühner beachtet und je länger er hier weilt, desto höher steigt die Angst der Armen um ihre

Jungen. Doch obwohl sie schon ganz außer sich sind, so bleiben sie dennoch stets äußerst auf ihrer Hut, denn sie wissen es ja genugsam aus trüber, schmerzlicher Erfahrung, welchen hinterlistigen und heimtückischen Feind sie vor sich haben. Sie rennen und flattern, schreien und schlagen mit den Flügeln immer eifriger, immer angsterfüllter, dennoch messen sie stets die Entfernung sorgfältig ab, und hüten sich sehr wohl, dem scheinbar tief Schlafenden nahe zu kommen.

Endlich erhebt er sich wieder, gähnt, streckt sich — und mit einem furchtbaren Sprunge hat er den gerade jetzt nichts ahnenden alten Hahn richtig erpackt. Und jetzt ist der Listige, wie mit einem Schlage, plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ha! wie ihm die Augen so wild, so hohnlachend im Kopfe funkeln, wie er den buschigen Schweif mordlustig in phantastische Krümmungen schlägt, wie die spitzigen Ohren nach jedem Geräusch spielen, und gewiß trotz des schreienden Rebhuhns ein Mäuschen pfeifen und das ferne Kommen eines Menschen hören würden, wie er so keck und voll Feuer in jeder Bewegung am Gebüsch entlang springt — ja, da haben wir das treffendste Bild des alten argen Räubers, des gierigsten und schlauesten aller, des Erzspitzbuben vor uns.

Doch betrachten wir die Szene noch einige Augenblicke. Wie schmerzlich bedauern wir das Schicksal des armen Vogels. Seine treue Vatersorge hat ihn sich selbst vergessen gemacht, hat ihn opfermuthig sein Leben wagen lassen, und gerade ein unglücklicher Moment mußte ihm zum Verderben gereichen. Jetzt hängt er unter fürchterlichen Schmerzen im Rachen des Mörders, der ihn nach der Höhle schleppt, ihn, den liebevollen Beschützer des armen Rebhühnervölkchens, noch lebend der argen Brut zum grausamen Spiel.

Wir folgen dem Räuber jetzt nach seinem Bau zu den Jungen. Hier finden wir rings herum die Spuren seines verderblichen Treibens. Der Fuchsbau mündet an dem Ankerge, neben dichtem Gebüsch, und in diesem letzteren liegen die Schädel und Knochen von jungen Rehen und Hirschkälbern, alten Hasen und Kaninchen, Hausthieren und Geflügel aller Art. Die Hauptnahrung der Füchse sind zwar Mäuse, und von diesem bösen kleinen Gezücht vertilgt eine Fuchsfamilie im Jahr eine ganz bedeutende Anzahl. Dabei stören sie aber rings umher die Nester sämmtlicher an der Erde und im Gebüsch nistenden Vögel aus, fressen die Eier und Jungen, fangen oft auch die Alten, und treiben an jungen und alten Thieren ihrer meilenweiten Umgebung so vielen Unfug, daß sie mit Recht für die allerschädlichsten unserer Raubthiere gehalten werden müssen.

Die List des Fuchses ist bekanntlich sprüchwörtlich geworden. Sie zeigt sich aber nicht allein beim Ueberlisten seines Raubes, sondern auch darin, daß er den vielen ihm von Seite des Jägers drohenden Gefahren nur zu gut zu entgehen weiß. Dieß kann man z. B. bei einer Treibjagd beobachten; während nämlich der einfältige Hase, durch die Treiber aufgescheucht, spornstreichs davon und den Schützen gerade in den Wurf lauft, drückt er in einem dichten Gebüsch sich auf den Boden und läßt die Treiber ruhig dicht bei sich vorbeitlappern, um sich dann hinterwärts davon zu machen. Auch bei andern Gelegenheiten, bei Fallen, Eisen u. s. w., zeigt er stets ungemeine Schlauheit. So geht er, sobald die Falle zugeschlagen ist, stets heran und frißt die darin hängende Lockspeise in aller Gemächlichkeit heraus, während er, wenn eine Falle ihm vor der Nase zugeschlagen ist, nie wieder in dieselbe hineinzubekommen ist.

Die jungen Füchse, drei bis sieben, kommen im April zur Welt und liegen dann tief im Kessel des oft wohl zwölf Fuß tiefen Baues. Diesen letzteren graben sich die alten Füchse meistens selber, bewohnen ihn von Geschlecht zu Geschlecht und vergrößern ihn immer mehr. Oft vertreibt Reinecke auch den Dachs aus seiner Wohnung, und ist ein Bau recht groß, so leben beide Familien friedlich neben einander in demselben.

Sobald die Füchse sehen und laufen können, kommen sie bis vor den Bau und spielen hier in allerliebster Weise unter einander und mit den noch lebenden Thieren umher, welche die Alten ihnen reichlich zutragen. Im Sommer zieht sich dann die Familie in's Getreide, und im Herbst in dichtes Gebüsch, Rohr, Schilf u. s. w.

Ganz jung eingefangene oder am besten ausgegrabene Füchse lassen sich sehr gut zähmen und machen ihren Herren durch ihr niedliches Wesen viel Vergnügen. Ich hatte einen mehrere Jahre hindurch, der ganz frei umher lief, mir wie ein Hund folgte und mit aller Welt im Frieden lebte. Später fing er aber ringsherum bei allen Nachbarn Räubereien unter dem Hausgeflügel an, und bei einer derselben wurde er erschlagen.

Als ganz kleiner Kerl verrichtete er schon eine Heldenthat, die Jedermanns Bewunderung erregte. Er war an eine Kette gelegt, die ich an einem Häuschen mitten im Hühnerhofe befestigt hatte. Sobald er nur aus seinem dunkeln Loche sich heraus wagte, entstand unter der bunten Bevölkerung allgemeine Entrüstung. Niemand von der ganzen Gesellschaft hatte in seinem Leben schon einen Fuchs gesehen — und dennoch erkannten sie sämmtlich ihren argen Feind und Verderber. Die um ihre Küchlein besorgten Glucken gingen wuthentbrannt auf den kleinen armen Teufel los und trieben ihn sogleich wieder in sein Haus zurück. So blieb ihm weiter nichts übrig, als von seinem Versteck aus das muntere Leben lüstern mit anzusehen.

Wie aber das ganze Spitzbubengeschlecht aus jeglicher Lage stets den größtmöglichsten Vortheil zu erzielen weiß, so auch dieser kleine Schelm. Einige Tage hatte er die Dinge ruhig so gehen lassen, dann aber, als das Hühnervolk immer dreister und zudringlicher wurde, paßte er einen günstigen Augenblick ab, stürzte sich auf den größten Hahn und hatte ihn in wenigen Minuten wirklich erwürgt. Das gab natürlich Respekt, denn seitdem ließ sich in der Umgebung des Fuchskastens kein Hühnergesicht mehr blicken.

Die Fuchsjagd ist eine der interessantesten und wird in vielfacher Weise ausgeübt. In England ist das Parforce-Hetzen gebräuchlich, wobei man eine ganze Hundemeute auf die Spur eines Fuchses setzt und nun zu Pferde der wilden Hetze über Gräben und Zäune so lange folgt, bis die Hunde ihn todtgejagt und erwischt haben. Bei uns wird er auf Treibjagden, in der Schießhütte, beim Anfahren in den Mondscheinnächten des Winters beim Aase, auf dem Anstand, indem man das Pfeifen einer Maus nachahmt, oder vor laut jagenden Hunden geschossen. Ferner wird er im Spätherbst im Bau ausgeräuchert oder mit Dachshunden ausgegraben. Dieß geschieht auch besonders im Februar, wenn zur Begattungs- oder „Rollzeit“ oft drei bis vier Füchse in einem Bau stecken.

Gefangen wird er im „Schwanenhalse“, einem großen Eisen, wohin man ihn durch eine Witterung aus Mäuseholz, Violinwurzel, Kampher u. s. w. lockt. In Tritt- und Tellereisen, Fallen u. s. w. kirrt man ihn mit einer gebratenen Katze. Mit allen diesen Fangarten erlegt man den Fuchs trotz seiner unglaublichen Schlauheit und Vorsicht öfter, als man glauben sollte, denn seine Lüsternheit und noch öfter der Hunger im Winter treiben ihn hinein.

Der Balg des Fuchses liefert ein gesuchtes Pelzwerk, und deßhalb wird er von den Jägern eifriger verfolgt, als dieß sonst, trotz seiner Schädlichkeit, der Fall sein würde. Man sieht dieß besonders daran, daß viele Jäger die Fuchsfamilien in ihren Revieren den ganzen Sommer hindurch unbehelligt lassen, um sie erst im Herbst oder Winter zu schießen. Dieß ist jedoch um so unverantwortlicher, da die Füchse, besonders wenn sie Junge haben, entsetzliches Unheil unter allen übrigen Thieren anrichten, und nicht nur die übrigen Jagdthiere, sondern auch den kleineren Viehstand der Landleute ernstlich gefährden. Man sollte deßhalb gerade in der Zeit, wenn sie Junge haben, sie verfolgen, so weit dieß nur irgend möglich ist.

Das bei den Hoffesten in alter Zeit sehr beliebte „Fuchsprellen“ beschreibt von Flemming in seinem „Teutschen Jäger“ in folgender Weise: „Lange und schmale Netze wurden an

einer Seite von einem Herrn und an der anderen von einer Dame gehalten, so daß die Mitte am Boden lag. Sechs solcher, je einige Schritte von einander entfernten Netze bilden eine Gasse, und hinter der ersten Gasse stehen noch zwei andere. Der Platz ist von hohen, straff befestigten Tüchern umgeben, und von erhöhten Sitzen aus sehen die gnädigen Landesherrschaften dem Prellen mit Vergnügen zu und delektiren sich an den vielfachen Luftsprüngen und Kapriolen der Füchse (auch Hasen und Dachse) und dem Stolpern und Umfallen der Kavaliers und Damen, welche sämmtlich in grüner mit Gold und Silber verchamarirter Kleidung erscheinen. Bereits lange Zeit vor dem Feste müssen alle Wildmeister und Förster der Umgegend lebende, zum Prellen geeignete Thiere einliefern. Diese werden an dem Tage in den Kästen, in denen sie angekommen sind, auf den umzäunten Platz gebracht und nun über die Prellnetze getrieben. Sowie dann eines der Thiere über die Netze hinweg laufen will, werden diese plötzlich straff angezogen, wodurch der Fuchs oder dergleichen haushoch empor fliegt, auf den Boden oder auf die Dame oder den Herrn herunter fällt und dann so lange geprellt wird, bis es sich todt stürzt. Sie schicken," erzählt von Flemmig weiter, „mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherlei wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden junge Sauen herausgelassen, und die machen denn bei den Damen unter den Reifröcken einen solchen Rumor, daß es nicht zu beschreiben."

Nach F. von Kobell wurden zu Dresden bei einem Feste im Jahre 1722 160 Füchse geprellt, bei einem anderen 1747 ebendaselbst 414 Füchse, 281 Hasen, 37 Dachse, 6



Der Fuchs.

Wildkatzen. Bei einem Prellen zu Blankenburg trugen die Hasen Kragen von starkem Papier, an denen Porträts befestigt waren. Am 1. März des Jahres 1751 prellte man auf der Stallbahn zu Dresden 687 Füchse, von denen 83 übrig blieben, da der Tag zu Ende gegangen war, und die deßhalb am anderen Tage nachgeprellt werden mußten.

Die Jungfer vom See.

Novelle von W. Passauer.

(Schluß.)

11.

Wem das Gemüth von Sorgen und Schmerzen schwer bedrückt ist, während ringsum und auf allen Wegen Sonnenschein und Vogelsang und Blütenpracht zur Freude mahnen, der klagt die Natur hart an, sie habe kein Mitgefühl für menschliches Leid. Und wieder, wenn trübe Wolken, Unwetter und Sturm im Einklange sind mit den düstern Stimmungen in unserer Brust, dann geben wir der Natur Schuld, sie lasse uns das Leid nur noch schwerer tragen. Ist aber Sonnenschein und Blütenduft in unserem Herzen, da sehen wir lieber gar nicht einmal hinaus, was für Fahnen und Flaggen die Natur aufgezogen hat, denn die Freude ist egoistisch mehr als der Schmerz und sich selber genug. O, die Menschen sind ungerecht!

Zu dem, was sich zunächst im alten Hause am Löwentin begibt, paßt vortrefflich der steife Nordwest, der nun schon beinahe acht Tage hindurch kalte und düstre Regenwolken hinter sich her schleppt und, als habe er es sehr eilig und keine Zeit zu verlieren, ununterbrochen über See und Wald

und Flur ausgießt. Um unsere Chronik auf dem Steindache wird uns fast bange. Da verfährt Regen und Wind nach gar besonderer Willkür, spült da ein Paar Zeilen hinweg, setzt dort zu andern hinzu, streicht aus und schreibt über und korrigirt daran und hausirt darin so autokratisch herum, wie ein malkontanter Oberlehrer in den Exerzitien seiner Tertianer oder gar ein unverantwortlicher Minister in seinem Etat. Gott helfe uns weiter und unserem Verleger auch, wenn die Wirthschaft noch lange so fortwährt!

Schwester Martha aber befand sich bei dieser Witterung außer dem Hause und bei der Stimmung in demselben gerade recht wohl. Sie hatte vereinfachtes Spiel, nachdem drei Personen, von denen sie dem alten Rittmeister und Cäsar nur halbwegs traute, vorläufig wenigstens beseitigt waren. Die Gnädige fand sich immer bereit, so oft Martha es wollte, und sie wollte es merkwürdig oft, zu singen und zu beten und die Hände im Schooße, alles Weitere der Vorsehung anheimzugeben, da sie ihr Weniges von Einsicht und Ueberlegung in der schwierigen Sachlage vollends verloren. Martha wurde es daher nicht schwer, auch ein wenig nach ihrer Art



Die Jungfer vom See: Der Sturm auf dem Löwentin. (S. 546.)

Vorsehung zu spielen, respektive deren Beschlüsse sachgemäß, d. h. ihrem Interesse entsprechend, so viel sich thun ließ, zu rektifiziren, und fand die Gnädige in ihrer zeitigen Stimmung für alle mögliche Anmuthungen zugänglich und wachsweich. Gleich vielen Frauen stand dieselbe ihrem Ehemanne gegenüber sicher und fest in den eigenen Schuhen, anderswo aber selten oder nie auf dem rechten Platze. Woher das kommt, darüber mag Jeder oder Jede, die es interessirt, gelegentlich selbander nachdenken!

Für Martha schien übrigens der Augenblick gekommen, ihre eigenen Pläne rasch und entschieden in Szene zu setzen. Sie war mehr als je überzeugt, daß der Pfarrer in der gegenwärtigen Lage der Dinge mit einer Bewerbung um Anna's Hand von allen Seiten mit Entrüstung abgewiesen werden würde. Nachdem sie also folgerecht demselben auf's Eindringlichste eingeredet, daß jetzt der günstigste Augenblick zu einer Bewerbung gekommen und derselbe sich demzufolge an Anna und die Gnädige zugleich mit süßlichen Schreiben gewendet, führte Martha gleichzeitig der Letztern, da Anna sich zu einer Antwort überhaupt nicht entschließen mochte, bei dem Ablehnungsschreiben geistig wenigstens die Feder, um dasselbe so beschämend und kränkend als möglich zu machen.

Als dieses an seine Adresse befördert war, begann für Martha der dritte Akt ihre Rolle, der nämlich, den Pfarrer wegen des Mißgeschickes zu trösten und ihn bei dieser Gelegenheit für immer an sich zu fesseln. Das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es glühte. Keine Zeit war zu verlieren. Trotz des ungestümen widrigen Wetters ward daher Mittags ein feines Briefchen an den gekränkten Mann Gottes abgesendet und derselbe zu einem Rendezvous auf den Abend unfern des Hauses am See eingeladen, da demselben nicht zuzumuthen war, sich im Hause selbst sehen zu lassen. Die böse Witterung sogar war in Betracht gezogen und auserseshen, den Werth von Martha's Freundschaft noch in hellerem Lichte erscheinen zu lassen.

Gegen die Stunde des abendlichen Stelldicheins hatte das Ungestüm des Wetters zugenommen. Der Wind rannte unbedacht gegen alle möglichen Winkel des alten Hauses, als hätt' er Wunder was in ihnen zu suchen, und bemühte sich dann wieder, ärgerlich, daß er nichts Bemerkenswerthes gefunden, pfeifend und heulend aus denselben heraus und herum, um in andere hinein zu kommen, wo dieselbe Verlegenheit seiner wartete. Er riß Blätter und Zweige von den nahen Bäumen und warf sie erbost durch einander, gegen die klirrenden Fensterscheiben und flatternden Jalousieen. Die Wellen des Sees gingen kurz und hoch, und ihr Rauschen tönte zwischen den heftigen Windstößen von der Steinwehr dumpf herauf.

Die Dämmerung war früher und tiefer, als in dieser Jahreszeit gewöhnlich, hereingebrochen, als Martha hoch aufgeschürzt und in ein wollenes graues Tuch gehüllt durch den Garten hinaus in's Freie schlüpfte und auf dem Seeufer, das die brandenden Wellen hin und wieder mit weißem Gischt bedeckten, hastigen Schrittes dem Rendezvous zueilte.

Seitab vom Wege, der nach dem Heidenstein und dem Walde führt, steht auf der Uferhöhe in einer Gruppe Birken und abgestorbener Fichten ein altes, unbenutztes und dem Verfalle preisgegebenes Hirtenhaus, theilweise des Strohdaches entkleidet, ohne Fenster und Thüren. Das war der Ort des Stelldicheins, und in dieses öde Asyl, das nur kärglichen Schutz vor dem Unwetter bot, flüchtete Martha. In dem einzigen betretbaren Raume herrschte handgreifliche Dunkelheit.

Auf ihre Frage, ob Jemand zugegen, blieb es still, Niemand antwortete. Draußen nur hauste der Wind durch die Bäume und warf hie und da Ziegeltrümmer und Lehmstücke aus dem hohen, rauchgeschwärzten Schlot, der noch der Verwüstung Trotz bot.

In der undurchdringlichen Finsterniß ward es selbst Martha unheimlich. Sie trat rückwärts hinaus und fuhr mit lautem Schrei zusammen, als sie zur Seite was Lebendes fühlte: „Marthachen, Du bist's, wie hast Du mich erschreckt?" rief der Pfarrer gedämpften Tones. „Gut, daß ich Dich finde, Kind! ich kam über den See. Seit einer Stunde warte ich; hab' mich umgeschaut im Walde. Da ist's nicht recht richtig; Soldaten von der Grenzwache und Gendarmen suchen darin weiß Gott wonach? Sie dürfen uns nicht beisammen finden! Also vorwärts nach dem See zurück, ich setze Dich über und am Garten ab. Ein andermal sprechen wir weiter!" — „Ueber das Wasser, nimmermehr! Hör', wie es rauscht und wie der Wind heult. Ich fürchte mich vor dem Wasser, Fabian! Aber hinaus von hier, ich begleite Dich an den Kahn, komm'."

Sie hing sich an ihn und Beide stiegen eilig, sich scheu umblickend, das Ufer nach dem Kahne hinab. Der Pfarrer schob das Fahrzeug in das Wasser, das hier weniger hoch brandete. Da schrieen verworrene Stimmen laut von oben her: „Hoho! Ihr dort! Stehen geblieben! Haltet, bleibt am Lande, wir schießen sonst!" Martha erinnerte das böse Gewissen an den Leichenraub. Sie war mit einem Satze in dem Kahn: „Stoß ab, Fabian, stoß ab, um Gotteswillen!" Dunkle Gestalten sprangen von oben das Ufer herab, Fabian aber hatte gleichzeitig vom Ufer abgestoßen, und der leichte Kahn schoß schäumend in den See. Von kräftigen Ruderschlägen getrieben, war der Kahn bereits fünfzig Schritte entfernt, als die Soldaten unten anlangten und die Verfolgten entkommen sahen. Da blitzte es nach wenigen Sekunden vom Ufer an drei Stellen auf, und zugleich mit dem Knallen der Gewehre flog ein Ruder, dem Pfarrer von einer Kugel aus der Hand gerissen, fort und in das dunkle Wasser hinein. Der Kahn zitterte gleichzeitig, wie von einem heftigen Schlage getroffen. Martha warf sich erschrocken und bleich vor dem Pfarrer hin: „Bist Du verwundet, Fabian?" — „Nein, Gottlob, aber ein Ruder ist hin, das ist übel! Halte Dich ruhig, Kind, damit ich die Richtung in der Dunkelheit nicht verliere. Hu, wie das pfeift und spritzt und der Wind uns treibt!" Er arbeitete mit dem einen Ruder in der Richtung des Gutes hin, wie er meinte; aber der Wind, die hohen Wellen, die Dunkelheit täuschten und führten ihn vom Lande ab tiefer nach Norden in den See hinein. „Fabian, es ist Wasser im Kahne. Fühlst Du es nicht? meine Füße sind naß bis an die Knöchel, mir kommt vor, als steige das Wasser im Kahne, mir ist Angst, Fabi, und wie kalt es ist!" — „Närrchen, sei ruhig! Ich kenne das, das Wasser kommt vom Regen und von den Wellen, die hineinspritzen, es ist keine Noth!" Er arbeitete mit Anstrengung weiter. Der Regen kam heftiger von dem Winde durch die Finsterniß hergejagt, mit Hagelkörnern gemischt. Die dunklen Wolken streiften mit den Flügeln beinahe in die Wellen. Beide, Martha und Fabian, triefen von Wasser; die Erstere zitterte vor Kälte und Angst. „Fabi, höre mich! Das Wasser steigt von unten auf, höher und höher! Das ist nicht der Regen, der sich ansammelt! Der Kahn ist leck, wir sind verloren, wenn wir nicht bald das Ufer erreichen! Erbarme Dich, Fabian, rette uns!" Der Pfarrer arbeitete, daß sich das Ruder wie eine Gerte bog. Der Wind, der stoßweise zum Sturm angewachsen, riß ihm den Hut vom Kopfe; über sein Gesicht hingen die triefenden Haare; die Adern waren zum Bersten geschwollen. Martha saß auf der Bank zusammengekauert, das Gesicht verhüllt, stumm und starr.

Auch der Pfarrer fühlte, wie im Kahne das Wasser stieg, höher und höher, schon bis an die Kniee hinauf. Beinahe die Hälfte des Kahns war gefüllt. Kaum gehorchte derselbe noch seinem Ruder, ebensowenig mehr dem Winde. Die eigene Schwere hielt ihn wie ein Anker an derselben Stelle fest; nur die steigenden und wieder fallenden Wellen hoben und senkten ihn. Er war trocken und unversehrt, als er vom Lande stieß. Von oben her konnte das Wasser so schnell nicht angewachsen sein, unmöglich! Sollte eine Kugel unter dem Wasserspiegel den Boden zerrissen haben?

Der Pfarrer hatte das Rudern eingestellt und stützte sich todesmatt auf den Bord. Das Blut stieg ihm siedendheiß nach dem Hirn: er strengte die Augen entsetzlich an, die Finsterniß zu durchdringen, ob er vielleicht das Ufer sähe. Vergebens! Der Sturm peitschte ihm Regen und Hagel in's Gesicht, daß er die Augen kaum eine Sekunde offen halten konnte. Ein Zittern der Angst, des unsäglichsten Entsetzens lähmte vollends seine Kraft. Der Gedanke des Todes kroch eiskalt über sein Herz; aber er gebar die Lust zum Leben! Martha hob das Tuch von ihrem todtbleichen Angesicht, und wie sie die zusammengebrochene Gestalt des Pfarrers und unter sich das Wasser bis an das Brett, auf welchem sie, wie eine Spinne zusammengezogen kauerte, lecken sah, um sich die vom Sturm aufgewühlte, wogende Wasserwüste, fuhr sie mit einem gellenden Schrei in die Höhe und arbeitete und rang sich durch das Wasser zu Fabian hin, seinen Leib mit beiden Armen umschlingend. „Erbarme Dich, Fabi," schrie sie entsetzlich, und ihre Augen drangen aus den Höhlen, „laß mich nicht sterben, rette mich, ich will noch nicht sterben." Fabian suchte stumm von ihr loszukommen. Ihm blieb nur eine Hoffnung, sich im Augenblicke, wo der Kahn sinken würde, durch Schwimmen zu retten; wenn Martha sich an ihn klammerte, war er unrettbar verloren. Er stieß sie von

sich, aber von Neuem umstrickte sie seine Arme, rang mit ihm, krallte die Finger krampfhaft wie Fänge in seine Kleider, daß die Fetzen in ihrer Hand hängen blieben. „Rette mich, Fabi, rette mich," schrie sie von Neuem wie wahnsinnig, „dort, sieh' dort die Jungfer vom See, sie reckt die Hände nach mir! O, wie ihre Augen glühen, Fabi, ich will gut sein, fromm sein wie ein Lamm, Fabi, rette mich, sie faßt nach mir, erbarmt Euch, helft!" Der Kahn war so tief gesunken, daß die erste Welle über ihn voll hinwegrollte, wenige Minuten noch. Fabian schlug Martha mit der geballten Faust in's Gesicht und warf sich, den Kahn fortstoßend, in die Wellen. Martha taumelte mit blutendem Antlitze in den Kahn zurück; doch riß sie sich vom Wasser triefend noch einmal hoch auf, mit den Armen wild um sich greifend und kreischend: „Hei, hei, die Jungfer vom See. Juchhe, ihr Wolken, ihr Winde, ihr lustigen Wellen, lustig, lustig! nur heran, halt, wer packt mich da am Genick? wer ruft mich? wer seid ihr, die hinter mir, über mir, mein Liebchen, mein Lieb, wo bist ..." Der Boden unter ihren Füßen wich, und die dunkle Gestalt schoß aufrecht in die Tiefe hinunter, darüber hin wirbelte es hoch auf und schäumten die Wellen und pfiff der Sturm!

12.

Unter dem bunten Baldachin auf dem Deck des Dampfbootes, das Tags darauf bei köstlich frischer Luft und blauem Himmel durch den Löwentin strich, hatte sich eine gar lustige Gesellschaft um den Rittmeister a. D., Günther, gruppirt, der aus seiner Haft in Folge des Geständnisses des inzwischen zurückgekehrten Dr. Cäsar Baradulin entlassen war und nun zur Heimat in sein altes Haus zurückkehrte. Der alte Herr, in der Umgegend bei Groß und Klein, Reich und Arm wohl bekannt, und allen Bekannten seiner Gutherzigkeit und unverwüstlichen Laune wegen lieb und werth, war bei glücklichstem Humor. Die zehntägige Haft schien auf seine Stimmung nicht nachtheilig gewirkt zu haben. Davon zeugte das schallende Gelächter, das jeder seiner alten Kriegs- und Jagdgeschichten folgte, und das lebhafte Knallen und Spritzen der Champagnerflaschen, das dieselben begleitete. Was auch immer in seine Nähe kam, vom eleganten Handlungsbeflissenen bis auf den jüngsten Schiffsmaten und Maschinenheizer hinab, unterwarf sich gerne dem Einflusse der ansteckenden Fröhlichkeit des alten Herrn. „Holla! alte Theerjacke, hier angelegt," rief er einem berußten und mehr als billig eingeölten alten Matrosen zu, der mit Scheuerlappen und Schrubber sich verlegen hinter seinem Stuhl vorüber drückte, „hier heran, Seehund, getrunken und angestoßen auf Weib und die sieben Jungens, weniger werden's doch nicht sein?" — „Ja, Herr, ja! trinken will ich schon, wenn's befehlen, aber Weib und Kind ..." er kratzte sich grinsend den Kopf, „wer wird solch' alten Jungen wie mich nehmen? Hab' nicht Haus, nicht Hof, nicht Weib noch Kind und Kegel!" — „Nehmen? nicht nehmen? na, die wollt' ich sehen, die Ihn nicht nimmt, solch' Prachtexemplar, wenn Er sich einmal die Fratze wäscht und in ein reines Hemde steckt, so, ausgetrunken, und nu, weiß Er was, heirat' Er die verdammte Jungfer vom See, damit sie endlich unter die Haube kommt und aufhört zu schreien! Hat sie natürlich gestern im Sturm auch gehört, wie die ganze besoffene Schiffsmannschaft, oder hat Er beim Steuermann wieder hinterm Grog gesessen, wie, alte Möve?" — „Ja, Herr, ja, hab' sie auch gehört, gellt mir noch in den Ohren, und gesehen noch mehr. Aber wer wird mir glauben, was ich gesehen, ich und der lange John auch." — „Glauben? Seerabe, glaub' Alles, gib's von Dir. Meine Herren, hört 'mal, was uns der Seehund vorlügen wird." — „Ja, Herr, gewiß und wahrhaftig, ich hatte die Wacht, war Glock zwölf und ein halbes, die Nacht finster, und Sturm, Regen und Hagel, als wir just an der Poggenmarke vorbeitrieben und nach Nordwest umlegten. Hatten kurz zuvor die Seejungfer schreien gehört, daß uns das Blut im Leibe gefror und wir uns mit einem guten Halben aufwärmen mußten. Kam da durch die Wellen was Großes, Schwarzes daher getrieben, immer näher bis in unser Fahrwasser, an das Boot mit Dachsteinen, das wir im Schlepptau hatten, sah, wie es sich an's Boot klammerte, gewiß und wahrhaftig, Herr, war mir grausig, das Schwarze, saß aber stille, mucksestill und betete mein Vater unser. Der Regen hatte allweile nachgelassen; da lag's immer auf dem Deckstroh, lang und schwarz und rührte sich nicht. Lag eine halbe Stunde regungslos, da kam der lange John, mich abzulösen; dem hab' ich's gezeigt und der sah's auch, lag noch lang und schwarz da, bis wir eine halbe Stunde unterhalb Grünwiese vor Anker gingen." — „Na, und da stieget Ihr runter, zu sehen, was es war?" — „Ja, Herr, ja, da holten wir uns jedweder eine Axt und stiegen hinunter, zu sehen, was es war. Und da ..." — „Nu, raus, Kerl," schrie der Rittmeister gespannt, und die Gesellschaft horchte neugierig auf, „was war's?" — „Ja, Herr, ja, das wissen wir eigentlich heut' noch nicht, was es war." — „Na, Seehund, war's ein Mensch?" — „Nein, Herr, gewiß und wahrhaftig, ein Mensch war's nicht." — „Dann war's also ein Thier?" — „Nein, Herr, ein Thier war's auch nicht!" — „Höll' und Teufel, was muß es doch gewesen sein!" — „Ja, Herr, ja, was war's gewiß!" — „Wie sah's denn aus, Mann?" — „Ja, das wissen wir auch nicht einmal, wie es aussah!" — „Aber ihr saht es doch vor euch liegen?" — „Nein, Herr, gesehen haben wir es nicht vor uns liegen!" — „Nu, warum denn nicht?" — „Es war fort, Herr, gewiß und wahrhaftig!" Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus und schrie bravo, bravissimo! und klatschte in die Hände. Der Rittmeister schlug fluchend mit der Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser hoch aufsprangen. „Doktor," schrie er Cäsar zu, der stumm und bleich, den rechten Arm in einer schwarzen Binde, am Bord des Fahrzeuges seitab gestanden und sich auf das laute Gelächter der Gesellschaft zugewendet hatte, „Doktor, thut mich die Liebe an und nehmt dem Kerl das Cranium aus dem Gehirnkasten und setzt es in Spiritus, so was Gescheites bekommt Ihr Euer Lebtage nicht wieder unter die Finger. Nu, und weiter wißt Ihr von dem Schwarzen nichts? altes Theerfaß?" — „Hm, wissen thu' ich nichts, Herr, aber schwanen, schwant mir schon was!" — „Und was schwant ihm denn?" — „Hab' heut' Morgen in L. gehört, zwei polnische Rebellen sind über die Grenze geflüchtet in's Land hinein. Die Soldaten haben ihre Spur bis an den See bei Baradulin verfolgt, Herr, da sind sie ihnen in einem Kahn über das Wasser entkommen, nachdem die Soldaten vom Ufer aus Feuer auf sie gegeben. Mag' wohl Einer von den Krakusen gewesen sein, das Schwarze, und der Kahn im Sturm und hohen Wellenschlag gekentert haben, Herr!" Cäsar wandte sich bei den letzten Worten wieder ab, der See zu, und der alte Rittmeister sah den Erzähler verblüfft an. „Richtig, Seekalb, so wird's gewesen sein! Hast's getroffen, grad' in's Schwarze, wie den Apfel der Tell! Nun, trink noch 'mal auf die Krakusen und dann marsch, an die Ramme, der Steuermann pfeift nach Dir." Der Rittmeister erhob sich und trat zu Cäsar, der abgewendet in die sonnenblitzende See hinaussah. Er legte seine Linke auf des Doktors Schulter und sprach leise zu ihm: „Siehst Du, Junge, wie Dich das Glück verfolgt. Die Besorgniß wegen Deiner mißlungenen Ritterfahrt nach Polen, laß' fahren dahin! Sind die Soldaten so dumm gewesen, weiß Gott, zwei unschuldige Menschenkinder, die in einem Kahn entkommen oder verunglückt, gleichviel, für Dich und Deinen Begleiter zu halten, sie mit Spitzkugeln zu regaliren und in den See zu treiben, sind sie auf falscher Fährte und kräht kein Hahn nach euch! Junge, sei kein Narr, das Glück verfolgt Dich! Daß Du mir den Vetter bei Seite geschafft, vergeb' ich Dir, und der liebe Gott wird's damit auch nicht so genau nehmen. Die paar Monat Festung in Pillau sind bald abgesessen, kenne das! und dann wieder frisch in's Leben hinein. Mach' mich kein Paternostergesicht,' Junge! Wer den alten Günther

aus dem verdammten Loche befreit, soll, straf' mich Gott, die Ohren nicht hängen lassen, so lange ich sie ihm aufrichten kann! Der hat darum allein das Paradies im Himmel und hunderttausend Schock Seligkeiten hier auf dieser Welt verdient!" — „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister, und nehme Ihren Willen als gute Vorbedeutung," erwiederte Cäsar lächelnd, „vielleicht daß ich einmal eine von all' den Seligkeiten von Ihnen fordere, die Sie mir da ohne mein Verdienst zusprechen!" — „Junge, Junge! was macht Er da für Verbalia!" nahm der Alte, Cäsar mit dem Finger drohend, das Wort, „mir ‚schwant' so was, wie das alte Seethier vorhin sagte! Doch, sieh', da sind wir ja, Baradulin, unser altes Haus! Nun, hol' mich der und jener, hätt's bald nicht wiedergesehen. Wär' doch schade gewesen um das alte Haus, wenn . . . mein altes, liebes Haus! daß mir alten Kerl beinahe die Augen übergehen. Nun, Gott befohlen, meine Herrens, allerseits glückliche Fahrt, und wenn Sie 'mal zu Lande hier herumkreuzen, legen Sie an; ist auch was Guts im Keller da oben, sollen willkommen sein beim alten Günther!" Des Rittmeisters und Cäsar's Gepäck wurde schleunig in den Kahn befördert. Beide folgten, nach lebhaftem Händeschütteln und Verabschieden, die Treppe des Dampfers hinab und wurden bald neben der Steinmauer des Gartens ausgesetzt. Der Rittmeister ging mit langen Schritten, als fürchtete er jetzt noch zu spät in sein altes, liebes Haus zu kommen, die Gänge nach der Veranda hinauf. Cäsar folgte ihm stumm, zögernden Schrittes, Zweifel, Ungewißheit im Herzen. Wie Beide aus der Allee am Hause heraustraten, eilte ihnen mit lautem Freudenruf von der Veranda Anna entgegen. Der Rittmeister streckte ihr den Arm entgegen, stand aber wie vom Blitz getroffen mit großen Augen, als sie an ihm vorbei und Cäsar laut weinend an den Hals flog, der sie mit dem linken Arme voll Seligkeit an die Brust drückte. „Himmelschock, na, da hört doch Alles und noch Mehreres auf. Anna, Mädel, was ist nu los? Kennst Deinen Alten nicht mehr? Hab' ich denn meine Augen, meine Nase, meinen ganzen alten Kopf und Alles im Loche gelassen? Was? Na, die Alte . . ." — „Vater, lieber Vater," rief Anna, von Cäsar ablassend, „verzeih', o, Verzeihung!" und verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. „Nu, nu, seh' schon, wie's steht! Der Junge wird wohl meine rechte Hand werden müssen, wenn er auch selber nur eine linke hat! Also das ist wohl eine von den Seligkeiten, die Er von mir fordern will? Nun, was wollte ich sagen? Er ist ja auch ein Baradulin und ein echter, das weiß ich und Gott am besten, werd's der Gnädigen sagen, und daß Er eine Hand von der russischen Kugel verloren, wird Ihm in der Alten Augen auch kein Schade sein! Da, nehm Er sie hin, Doktor," er warf ihm Anna in den Arm, „und seh' er zu, wie Er mit ihr zurechte kommt! Geh' jetzt hinein zur Alten und kommt um eine halbe Stunde nach, bleibt mir aber nicht zu lange! Na, so muß es kommen. Laß mich doch. So was . . . !"

Die Gnädige lag drinnen in der Chaise longue. Die Nachricht, daß der Rittmeister und Cäsar wieder da seien, hatte sie so ergriffen, daß ihre Nerven, ihre lieben Nerven den Dienst wieder einmal gründlich versagten und ihr nicht einmal gestatteten, den Angekommenen entgegen zu gehen. Sie hatte bald ihre verschiedenen Eaus wie eine Batterie auf Tischen und Stühlen rund um sich her placirt, ehe der Rittmeister ihr seine Erlebnisse während der Haft und seine Befreiung durch Cäsar's Dazwischenkunft mitgetheilt.

Cäsar war schon im ersten Zusammentreffen mit den Russen durch die Hand geschossen und hatte sich schleunigst über die Grenze zurückbegeben müssen; hier war ihm die Nachricht von der Verhaftung des Rittmeisters geworden. Die Grenzwache, die ihn und seinen Begleiter auf preußischem Boden verfolgte, war durch einen ihm unerklärlichen Umstand im Walde bei Baradulin von seiner Verfolgung abgekommen. So war er unbelästigt nach L. gelangt, wo er sich sofort bei der Staatsanwaltschaft als Denjenigen denunzirte, der den Hauptmann von Baradulin im Duell erstochen. Auf seine Angaben hin ward der Rittmeister sofort entlassen, gegen den Doktor die Anklage wegen Tödtung im Zweikampfe erhoben, derselbe jedoch auf Ehrenwort vorläufig auf freien Fuß gestellt.

Der Rittmeister machte der Gnädigen von dem Verhältnisse zwischen Anna und Cäsar Mittheilung, und sei es, daß die Nerven derselben durch das längere lebhafte Gespräch zu sehr alterirt waren, um noch welchen Widerstand zu leisten, oder daß die Erwägung, wie es doch Einer aus dem Stamme derer von Baradulin und noch dazu mit einer blutigen Hand sei, der um ihre Tochter werbe, genug, wider Erwarten gab sie zu der Verbindung ohne Widerspruch ihre Einwilligung.

Martha blieb verschwunden. Alle, selbst der Pfarrer Fabian Schwürig, der lange Zeit an einem hartnäckigen Brustleiden gekränkelt, aber nach seiner Wiederherstellung den Rittmeister gerne und häufiger denn zuvor besuchte und in gewohnter Weise die Abende bei ihm verbrachte, hatten sich die erdenklichste Mühe gegeben, ihr Verbleiben zu ermitteln. Nach Monaten vergeblicher Versuche schien genügende Veranlassung vorhanden, den Schrank, der ihr ganzes Besitzthum in sich schloß, zu öffnen. Ein Theil des uns bekannten Inhalts desselben warf zwar ein besonderes Licht auf Martha's Lebensweise und Charakter, der andere dagegen, wie die dem Gardehauptmann zugehörigen Kleinodien, machte das Räthsel ihrer Persönlichkeit nicht heller, noch weniger aber gab er Aufschluß über ihre Familien- und Angehörigkeits-Verhältnisse. Beide, die über Martha's Verschwinden allein Bestimmtes wußten, der Pfarrer und der Löwentin, gaben ihr Geheimniß nicht heraus, und bald schlugen die Wellen des Lebens über dem Gedächtnisse der barmherzigen Schwester, der Gott barmherzig sei, zusammen und bedeckten dasselbe, wie der tiefe See ihren Leib, mit Vergessenheit.

Dich aber, Haus am Löwentin, dich behüte Gott noch lange Zeit und schütze dein steinern Dach, daß nicht Sturm und Unwetter die freundlichen Hieroglyphen verwirren, die in jüngster Zeit wohlwollende Gestirne auf deinen Dachsteinen verzeichnet. Ueberdaure den Wechsel der Zeit, es ist eine böse Zeit! und halte Wort denen, die dabei sind, in deinem Schutze ein neues Asyl der Wahrheit, der Freiheit und der wackern Gesinnung zu gründen, damit, sollte dereinst ein anderer Wissender oder wohl gar der Autor dieser wahrhaften Geschichte selber deine Schrift wiederum zu entziffern unternehmen, er nur freundliche und erquickliche Bilder herauszulesen habe!

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

16.

Fünf strenge harte Wochen sind vorüber, seit wir unsere beiden Bekannten, Hermann Frenzel und Jost Lüning, mit dem Indianermädchen haben von Selbander-Eiland aufbrechen sehen. Wir finden sie wieder krank und matt am Ufer eines kleinen Sees südlich von dem Franklin-See in der Nähe der Cockburn-Bucht, etwa unter dem 95. Grad westlicher Länge und unter dem 66. Grad nördlicher Breite. Die beiden Männer liegen krank am Scorbut und Rheumatismus in Folge der übermäßigen Anstrengungen der Reise, der Entbehrungen und des Hungers, wie in Folge der Kälte, welche ihnen unterwegs furchtbar zugesetzt hat. Es ist nach Jost's Zeitrechnung etwa der 7. Juni. Die Natur hat ihr Winterkleid abgestreift, und aller Schnee, alles Eis auf dem kleinen See sind verschwunden. Die milde Mittagssonne des nordischen Frühlingstags bescheint die beiden Kranken,

welche, von einem Felsenrücken gegen den Wind geschützt, auf ihren Fellen hier in der Sonne liegen und sich in ihrem Fieberfrost erwärmen lassen. Vor ihnen brennt ein Feuerchen, woran Wi-na-poh soeben Kraftsuppe aus den Vorderkeulen eines Elennkalbes gekocht und saftige Fleischschnitten von demselben Thiere an dem eisernen Ladstock von Jost's Gewehr gebraten hat. Da kniet sie eben vor Hermann und reicht ihm aus einem thönernen Napf etwas von der Kraftsuppe, deren wohlthuende Wärme ihn neu belebt, während der arme Jost, dem jetzt nicht einmal mehr die Tabakspfeife mundet, schon wieder eingenickt ist.

„Wackeres Mädchen! wie gut und treu Du bist!" flüstert Hermann und blickt dem indianischen Mädchen in die sanften dunklen Augen; „ohne Dich wären der alte Einbein dort und ich längst verschmachtet; aber Dir verdanken wir unsere Rettung!" — „Bst! stille! junger Krieger nicht reden; alter Graukopf sonst aufwachen. Junger Krieger nun schlafen, Wi-na-poh ihm die Mücken abwehren; dann



Unter hohen Breiten: Wi-na-poh verpflegt ihre beiden erkrankten Reisegefährten. (S. 549.)

fischen gehen, Hornhecht und Lachs fangen und braten. Bleiche Gesichter bald wieder gesund und stark, und dann weit fort wandern, viele, viele Sonnen weit bis zum großen süßen Wasser." — „Wandern? zu Fuß gehen?" fragte Jost matt und entmuthigt und blickte mühsam auf; „das ist kein Kurs für mich, Kapitän; da laßt mich nur getrost hier liegen und ruhig verenden, denn ich fühle wohl, daß meine alten Knochen nicht lange mehr vorhalten werden. Das alte Gerüste geht aus den Fugen, und wenn ich zwei Tage zu Fuße unterwegs sein sollte, bin ich ein Wrack." — „Grauer Kopf wunderlich sprechen," sagte Wi-na-poh; „bleiche Gesichter und rothes Mädchen in Kanoe fahren, viele, viele Sonnen weit, über viel rinnendes Wasser, nur über Trageplätze zu Fuße gehen. Nicht dort durch das Land gehen, — dort alles Stein, harte Stein, kein Wasser, kein Hirsch, kein Vogel, kaum Hase und Wolf. Nein, grauer Kopf, nur rudern, nur immer pagaien!" — „Das ist ein Anderes," versetzte Jost; „da will ich schon meinen Mann stellen, obwohl mir die eine Flosse hier fehlt. Ich will ausharren, so lange noch ein Fünkchen Leben in mir ist, Kapitän, denn die Seele hat noch keinen Leck wie der Körper." — „Ich weiß es, Alter, ich weiß es; aber nun halte Dich ruhig und schlafe, das wird Dir am besten thun," meinte Hermann; aber der Alte erklärte, die gichtischen Schmerzen in seinen Gliedern

verscheuchten ihm den Schlaf. — „O, Wi-na-poh gute Medizin dafür kennen," sagte das Indianermädchen lachend, als sie den Sinn dieser Worte mehr errathen als verstanden; „Wi-na-poh noch ein, zwei Stück Wild schießen: Moosethier oder Caribou oder Bisamthier, dann aus den Fellen machen kleine Wigwam zu Schwitzbad. Bleiche Gesichter Schwitzbad nehmen, wie rothe Krieger, wann lahm von Weh, und alter Graukopf und junger Häuptling bald wieder behend sein, wie Moschusratten, wah!" — „Ein Schwitzbad nach indianischer Art? Fürwahr, das ist ein gescheidter, dankenswerther Einfall, Alter!" sagte Hermann; „das wird uns die Rheumatismen bald aus dem Leibe treiben. Und sind erst die Schmerzen fort, wird die Kraft bald wieder zurückkehren." Und er legte sich wieder auf die Seite und suchte zu schlummern, aber die Schmerzen ließen es nicht zu, und er hing seinen Gedanken nach.

Vor Hermann's Geiste zogen in diesem Augenblicke die Erinnerungen an all' das, was er und seine Gefährten in den vergangenen Wochen erlebt und erduldet, klar und deutlich vorüber, zwar mit allen Schrecken, welche diese Reise ihnen gebracht hatte, aber auch mit all' dem Troste, welchen wir in glücklich überstandenen Gefahren sehen. Er konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß er wieder zu den Seinigen nach Europa zurückkommen werde; warum sollte ihn die Vorsehung so sichtlich durch so große Strapazen und Entbehrungen wohlbehalten hindurchgeführt haben, wenn sie ihn nicht an das endliche Ziel seiner Wanderungen führen wollte? Die Winterreise mit dem Hundeschlitten war anfangs glücklich von Statten gegangen, so lange unsere drei Flüchtlinge noch getrocknete Fische für die Hunde und etwas Pemmican, Dürrfleisch, Zwieback und Thee für sich gehabt hatten. Man fuhr dann vom frühen Morgen vor Tag, den Kurs nach Jost's Taschenkompaß richtend, in westlicher Richtung fort, so lange die Hunde laufen konnten; dann um Mittag ward auf eine Stunde Halt gemacht und die Thiere gefüttert, wobei die drei Reisenden oft aus Mangel an Feuer sich in ihre Decken gehüllt in den weichen Schnee legen und etwas getrocknetes Fleisch kauen mußten. Hierauf fuhr man weiter, vier bis fünf Stunden, bis die Hunde, sichtlich ermattet, nicht mehr weiter wollten, und man oft Mühe hatte, sie nur noch einige tausend Schritte weiter zu bringen. Dann ward ein Loch im Schnee gegraben, der Schlitten abgeladen und ein Feuer angemacht, mit welchem man Thee und Suppe aus Pemmican und Zwieback kochte. Hierauf hüllten sich unsere Reisenden, nachdem Wi-na-poh die Hunde reichlich gefüttert hatte, in ihre Felle und Decken, wühlten sich in den Schnee und schliefen, bis die Kälte oder die Unruhe der Hunde sie weckte.

Anfangs ging die Reise auf dem Eise der Bai entlang, dann mehrere Tage über ein wellenförmiges Hochland mit seltsamen zackigen Felsen und Eisbildungen; hierauf wieder einige Tage lang bald über das Eis eines großen Meeresarms und die in demselben liegenden Inseln, dann wieder über ein großes Stück Festland, welches Hermann später daheim, als er seine Reise auf der Karte verfolgte, als die Halbinsel Melville erkannte; dann einer hohen, mit starren Schieferklippen besetzten Küste entlang, voll zerrissener Schluchten und phantastischer Zacken, in südwestlicher Richtung vorwärts, wobei man sich absichtlich immer der Küste nahe hielt, theils um Treibholz zu finden, theils um hie und da einige Schneehühner zu schießen oder Löcher in das Eis zu brechen und hier mit der Angel zu fischen.

Wären unsere drei Flüchtlinge genügend mit Lebensmitteln für sich und ihre Hunde versehen gewesen, so würde ihnen die Reise, trotz der Eintönigkeit und Beschwerde, nicht so sehr mühsam geworden sein; denn die Kälte war nicht mehr so beträchtlich, der Himmel meist bewölkt, der Schnee weich, die Luft trüb und nebelig, und der Wind gering. Die einzige Mühsal war die sitzende Haltung auf dem engen Schlitten, die rothlaufartige Entzündung der Schleimhäute an der Nase, den Lippen und der Bindehaut der Augen von der scharfen Luft und dem durch die Hunde aufgeworfenen Schneestaub. Aber schon am dritten Abend der Reise, deren Richtung das Indianermädchen mit überraschender Sicherheit und Scharfsinn einhielt, hatten sie den Hunden den letzten Rest der getrockneten Thiere vorgeworfen, und sahen mit Schrecken auch ihre eigenen Vorräthe stark abnehmen; denn unter diesen hohen Breiten erheischt der Körper unendlich mehr Nahrung, als in wärmeren Ländern, und die Eskimohunde sind ein gefräßiger Schlag. Auf diesen Hunden aber allein beruhte ihre Rettung, denn Wi-na-poh gab Hermann unumwunden zu erkennen: bis zum allgemeinen Eisgang müsse man das große Land mit den rinnenden großen Wassern erreicht haben, wenn man nicht sicherem Tode entgegensehen wolle. Dort seien dann Eskimos zu finden, bei denen man gegen Schlitten und Hunde und allfällig gegen ein Handbeil einen Kayak oder Boot eintauschen könne.

Nun aber die Lebensmittel für die Hunde ausgegangen waren, begann die Sorge für dieselben wirklich dringend zu werden. Ein Glück, daß diese Thiere in Bezug auf Kost nicht verwöhnt sind! Sie zerrissen ebenso gierig den magern Polarfuchs, den der rasche Schuß Hermann's ereilte, wie sie die rohen Fische abnagten, welche die Indianerin mittelst der Angeln aus dem Wasser der in's Eis gehauenen Löcher holte. Aber es gab auch Abende, wo die Hunde nur halbe Rationen bekamen oder ganz hungern mußten, und wo man ihnen darum nur kürzere Tagereisen zumuthete, ja, wo die drei Menschen sich selber die Mahlzeiten versagen mußten, um nur ihre Zugthiere frisch zu erhalten. Es gab Tage, wo sie mit den Hunden um die Wette hungerten, wo die fieberglühenden Blicke mit unbeschreiblicher Sehnsucht über den grauen Horizont der endlosen Eisfläche flogen und auf die Anzeichen von Land harrten; wo die Erlegung einiger Füchse für die Hunde als ein großes Glück galt, und wo die Indianerin die dürren, harten Flechten von den Felsen schabte, um sie zu kochen.

Am zwanzigsten Tage ihrer Reise hatten unsere Wanderer ein unerhörtes Glück: Wi-na-poh, welche sich mit der Kugelbüchse Jost's bewaffnet auf die Pürsch begeben hatte, entdeckte ein Rudel Rennthiere, die sich ermüdet und Schutz gegen den Wind suchend in einer engen Schlucht niedergethan hatten, und holte Hermann herbei, und sie erlegten drei dieser Thiere, die nun allerdings mager und abgezehrt waren, aber doch wenigstens wieder Fleisch lieferten, das man jedoch mit dem Knüttel in der Hand gegen die gefräßigen Hunde vertheidigen mußte. Diese bekamen das Gescheide und die Hälse und Füße von den drei Caribous und fraßen sich daran voll; die übrigen besseren Fleischstücke aber wurden in die Decken eingeschlagen, und unsere drei Wanderer mußten sich Nachts auf dieselben legen, um sie vor der Gier der Hunde zu sichern und einen Vorrath davon für die Weiterreise zu behalten.

Einige Tage später thaten unsere drei Reisenden einen schauerlichen Fund: sie bemerkten nämlich an der Küste, am Fuße einer berghohen, beinahe senkrechten Schieferwand, unter welcher sie hinfuhren, eine kegelförmige Erhöhung im Schnee, aus welcher einige Stecken und Stangen hervorragten, wie von einer Hütte. Sie machten Halt, gruben den weich gewordenen Schnee auf und fanden wirklich eine zeltartige Hütte aus Fellen, und in derselben in der Lage der tiefsten Erschöpfung sieben Leichen von Eskimos von allen Altern und Geschlechtern, die hier vermuthlich während eines der arktischen Schneestürme beim Winters-Anfang von der Kälte oder dem Hunger, oder wohl auch von beiden hingerafft worden waren. Das war ein fürchterlicher Anblick, welcher die von den Mühseligkeiten und Entbehrungen der Reise bereits so sehr überreizten Nerven doppelt erschütterte, so daß sie voll der düstersten Ahnungen wieder in ihren Schlitten stiegen und weiter fuhren.

Jost zeigte bereits Spuren von Krankheit; furchtbare, rheumatische Schmerzen stellten sich in Folge der Strapazen und der mangelhaften Nahrung bei ihm ein, und er war

düster und schweigsam. Hermann hielt sich selber nur mit Aufgebot aller Willenskraft und mit den frohen, hoffnungsvollen Gedanken an die Heimat aufrecht. Wi-na-poh allein schien frisch und gesund zu bleiben; sie war von frühe auf an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, grübelte nicht und lebte unbesorgt in den Tag hinein, froh, der Sklaverei der verhaßten Eskimos entgangen zu sein. Sie allein trug am meisten dazu bei, daß die Flucht gelang; sie kutschirte den Schlitten und suchte den Weg; sie jagte und fischte, sammelte Treibholz und kochte.

Unsere Flüchtlinge hatten die südwestliche Küste der Halbinsel Melville erreicht und einige Rasttage an derselben gemacht, als wie mit Zauberschlag der Frühling eintrat. Eines Abends blies ein warmer, heftiger Südwind stundenlang in anhaltenden sturmartigen Stößen. In der darauffolgenden Nacht schmolz der Schnee unter den Leibern der Reisenden und der Hunde im Lager. Gegen Morgen erscholl von der See her ein furchtbares, stundenlang andauerndes Krachen, wie von Salven groben Geschützes: das Eis brach ein, löste sich vom Lande, die Schollen stellten sich auf den Kopf, bewegten sich, und nach zwei Tagen sah man von der Höhe der Klippen herab einzelne Streifen freien Wassers und darauf treibende Eisfelder. Der Schnee wich schnell und der Schlitten drohte unbrauchbar zu werden. Wi-na-poh drängte Hermann, den Rest der Schneebahn vollends zu benützen. Nach ihrer Versicherung lagen dort unten gegen Süden einige kleine, von Eskimos bewohnte Inseln, auf denen Boote zu finden seien, — nicht zu kaufen allerdings, wie sie prophezeite, aber zu stehlen. Nur noch mit großer Mühe erreichte der Schlitten jenen Theil der Küste, und eines Abends legten sich unsere drei Reisenden hinter und auf großen Felsblöcken, etwa tausend Schritte von einer Niederlassung der Eskimos, in den Hinterhalt und beobachteten diese, wie sie vom Fischfange heimkehrten, theils in Umiaks oder einsitzigen Booten aus Robbenfellen, theils in größeren Booten, die vier und mehr Personen fassen konnten, und die sie nach dem Aussteigen behutsam auf den Strand zogen. Hermann und die Indianerin hatten das ganze Fahrwasser genau ermittelt, um sich selbst bei Nacht darin orientiren zu können. Dann ließen sie die Hunde bei dem Schlitten hinter den Felsen zurück, belasteten sich mit den Waffen, Decken und Kochgeschirren und legten sich auf einer kleinen Landzunge nieder, in deren Nähe eine Steinhütte von Eskimos stand. Dort war ein Weiberboot oder Umiak an's Land gezogen, und Wi-na-poh hatte sich erboten, dasselbe zu nehmen und damit nach der kleinen Insel hinüberzufahren und eines der größeren Boote zu stehlen. „Wi-na-poh allein gehen, am besten wissen, wie schweinische Eskimos betrügen," hatte sie gesagt; „junger Häuptling nur da bleiben und Hütte beobachten, daß Eskimo nicht Lärm macht. Wi-na-poh bald wieder hier sein." Dann war sie, nur mit dem langen Messer und einem Handbeil bewaffnet, davon gekrochen wie eine Schlange, und Hermann, der ihr eine Weile gefolgt war, hatte sie bald aus dem Gesichte verloren. Die Nacht war dunkel, Wolken zogen über den Mond. Jost lag im Halbschlummer in Felle gehüllt hinter einem Felsblock, auf welchem Hermann saß, das schußfertige Gewehr auf den Knieen und in ängstlicher Erwartung auf das Meer hinausblickend, das grau und düster dalag und nur durch das Rauschen der Wogen seine Nähe verkündete, wie ein Schläfer durch seinen Athem. Bange Gedanken zogen durch seine Seele: wie, wenn der Plan der Indianerin mißlang? wenn sie bei dem Diebstahl des Boots erwischt, erschlagen wurde? was sollte dann aus ihm und Jost werden? Hermann fühlte seither nur allzu deutlich, daß ohne dieses Mädchen seine Flucht nicht gelungen wäre, daß er ohne sie niemals den großen Sklavensee erreichen würde. An ihrem Leben hing daher auch sein eigenes und Jost's Dasein, welcher ihn noch heute gebeten, ihn doch ja hier zurückzulassen, falls man zu Fuße die Reise fortsetzen müsse, da er nicht dazu angethan sei, mit solch' einem hölzernen Bein eine weite Reise zu machen.

Während Hermann noch diesen Betrachtungen nachhing, glaubte er ein leises Plätschern im Wasser zu hören, und eine leise Stimme flüsterte: „Junger Häuptling, Wi-na-poh wieder hier, großes Kanoe genommen und einen Scalp. Junger Häuptling und alter Graukopf dort einsteigen, — schnell! Wi-na-poh wegrudern, ehe das Auge der Nacht wieder aufgeht." Hermann glitt leise von dem Felsen herab, raffte den ganzen Pack von Decken und Fellen und Angelgeräthen zusammen und trug es nach dem Boot, das außen an der Landspitze lag; dann weckte er Jost, nahm ihn auf die Arme und trug ihn in's Boot, kehrte noch einmal zurück und holte dessen Felle und Gewehr, und stieg nun selbst in den leichten, schwanken Kahn, den die Indianerin in tieferes Wasser schob, worauf sie an Bord kletterte und schweigend zu den Rudern griff.

„Hier stell' ich meinen Mann, Kapitän! jetzt bin ich wieder in meinem Element!" flüsterte Jost, als er sich auf einen Wink von Hermann in den Stern des Kahns setzte, um denselben zu steuern. Hermann aber und die Indianerin griffen zu den Schaufelrudern und pagaiten das leichte Fahrzeug hinaus in die offene See. Als der Mond wieder aufging, waren sie schon eine Meile von der kleinen Insel. Der grauende Morgen fand sie hinter einer großen Insel voll hoher Felsenriffe, die ebenfalls von Eskimos bewohnt schien, wenn Hermann sich den Rauch richtig deutete, der an einzelnen Punkten der Küste aufstieg. Jetzt erst gewannen die beiden Männer Zeit, sich ihr Fahrzeug genauer zu betrachten. Es war ein leichtes Boot von etwa 18 Fuß Länge, das statt des Kiels eine Art roh gezimmerter Bohle von weißem Fichtenholz hatte; in diese waren die Rippen der Seiten, das Vorder- und Hintersteven plump eingezapft, und über diesen ein breites Holz, das die Stelle eines Schandecks vertrat, mit dicken Saiten aus Robbendärmen festgebunden; das Ganze aber war mit Robbenfellen überzogen, die gut mit Thran eingeölt und an den Nähten wohlgefettet waren, so daß das Boot kein Wasser zog.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Kaiserreich.

Von

H. Bauer.

Ein merkwürdiges Rassengemisch ist es, welches dem Fremden auf mexikanischem Boden entgegentritt, ein Gemisch, dessen zahllosen Stämmen die gemeinsame Lebensweise, dasselbe Klima und der gleiche Boden doch wieder einen nationalen Typus aufgeprägt haben. Die reinen Rassen sind vertreten durch die Kreolen, die im Lande gebornen Abkömmlinge europäischer Eltern, namentlich spanischer Nationalität, durch die Indianer und durch die Neger. Alle diese drei Rassen stehen in Mexiko gleichberechtigt neben einander, von dem Hochmuth des Nordamerikaners gegenüber dem Farbigen findet sich keine Spur, und die Sklaverei ist längst abgeschafft. Zwischen diesen drei Hauptrassen nun, und gleichsam die Brücken zwischen ihnen bildend, stehen die zahlreichen Mischlingsrassen: die Mulatten, aus der Mischung weißen Blutes mit der Negerrasse entstanden; die Mestizen, Abkömmlinge von Weißen und Indianern, und die Zambos, die häßlichsten von Allen, die Sprößlinge von Indianern und Negern. Diese Mischlingsrassen haben dann unter sich selbst wieder zahlreiche Abstufungen, je nach der Zahl der Generationen, die seit der ersten Mischung einander gefolgt, und je nach den inzwischen wieder eingetretenen Mischungen derselben mit den Haupt- oder andern Mischlingsrassen. Außer den eigentlichen Negern ist jede dieser Rassen schon zur Herrschaft in Mexiko gelangt, und namentlich die Indianer haben sich den weißen Parteihäuptern und militärischen Machthabern schon furchtbar gemacht; einzelne dieser

Letzteren nämlich, theils von modernen Ideen ergriffen und in der Absicht, ihre darnach konstruirten Theorieen in's Leben zu führen, theils durch Geldnoth dazu gezwungen, haben immer wieder von Zeit zu Zeit gesucht, ihre Hand auf die Kirchengüter zu legen, die Klöster einzuziehen und die Geistlichen aus der Staatskasse zu besolden; gewöhnlich haben sie damit ihren eigenen Untergang besiegelt, denn die mexikanische Kirche, welche im Kampf um ihre weltlichen Güter kein Mittel scheute, hatte stets an dem abergläubischen, ungebildeten Indianerpöbel ein furchtbares Werkzeug, ihre Feinde zu stürzen. Ein Beispiel davon ist Rafael Carrera, der Sohn eines Indianers und einer Halbindianerin, der vor etwa 25 Jahren den mächtigen Präsidenten Morazan von Guatemala stürzte, welcher die fünf unabhängigen Staaten der Republik Mexiko vereinigen, aber auch die Kirchengüter einziehen wollte. Die Thaten, welche der indianische Held verrichtete, waren der Art, daß sie ihm den Namen „Tiger der Berge" eintrugen; als er aber seine Gegner unterjocht, ward er gesitteter, brachte bloß hie und da noch Jemand im Zorn um, und widmete fortan seine Tage dem Bacchus und der Venus. Derartige Revolutionen und Bürgerkriege sind übrigens in Mexiko so wenig außer der Tagesordnung, daß von 1821 bis 1855 nur neunmal die Regierung gewechselt und 46 Oberhäupter anerkannt wurden. Unter diesen unsichern Zuständen hatte das unglückliche Land natürlich entsetzlich zu leiden, so daß eine wirkliche Blüte nie aufkommen konnte. Und doch ist Mexiko von der Natur so überaus reich gesegnet, daß für Ackerbau und Handel kein besserer Boden gedacht werden kann; die Ueppigkeit der Vegetation übersteigt unsere nordischen Begriffe weitaus und dringt sogar bis mitten in die Dörfer ein, deren Existenz man erst bemerkt, wenn man sich mitten



Indianisches Dorf bei San Agostino in Mexiko.

darin befindet, so tief nisten die kleinen Hütten in dem tropischen Blätter- und Blütenmeere. Ja sogar jede einzelne Hüttengruppe ist der Art hinter riesenhafte Kaktus- und Palmbäume versteckt, daß man sich in den Straßen des Dorfes selbst in einem Wald befindlich glauben könnte. In dieser Weise sind sogar die dicht bei den Städten gleichsam als Vorstädte liegenden Dörfer beschaffen. Allerdings wohnen in denselben meist Indianer, welche sich nicht vom Walde trennen können und denselben absichtlich in den Straßen ihrer Wohnorte wuchern lassen. Freilich gibt es auch furchtbar öde und unwirthliche Strecken in diesem sonst so üppigen Lande, allein daran mag doch auch der Mangel an fleißigen Händen theilweise schuld sein, da man, so lange der fruchtbare Boden noch mühelos Alles spendet, was die Nothdurft erheischt, die Einöden den wilden Thieren und dem Raubgesindel der Romantischen überläßt. Der jetzige Kaiser von Mexiko findet in dieser Beziehung ein reiches Feld der Thätigkeit, mögen seine Bemühungen von gutem Erfolge begleitet sein; Oesterreichs und Deutschlands Handelsinteressen gehen damit Hand in Hand.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Ein seltsam Ding um diesen Pelzpantoffel da!" sagte Jost, nachdem er es mit Kennermiene gemustert hatte; „aber es fährt wunderlich gut und ist auffallend seetüchtig für solch' eine Spielerei; allein wollte Gott, ich hätte meine kleine ‚Möve' hier! wie würde das schmucke Boot jetzt mit dieser



Unter hohen Breiten: Hermann und Joſt von den Indianern überrumpelt. (S. 555.)

Flut und dem frischen Nordost hier auf der ruhigen See vor dem Winde laufen! Ah, das wäre ein ganz ander Ding, als diese elende Ruderfahrt. He, Du kupferrothes Hexenkind," wandte er sich dann an Wi-na-poh, „wohin geht denn eigentlich unser Kurs?" — Das Indianermädchen errieth mehr die Meinung seiner Worte, als es sie verstand, und deutete nach Südwest. „Dort rinnendes Wasser in salziges großes Wasser laufen, Wi-na-poh dort hinausfahren, Stromschnellen, aussteigen, Kanoe über Trageplätze tragen, dann kleine Seen von süßem Wasser, viel Schilf und hohes Gras, Büsche und Bäume, sehr groß, — viel Hirsche, Bisamstiere, Elche, große Vögel. Dort ausruhen, Wild schießen, Fleisch bereiten, Kanoe fortfahren, viele, viele Sonnen, da und da (rechts und links) dürre Land, alles Stein. Dann lange rinnendes Wasser, große Berge, Wasserfälle, Trageplätze. Endlich großes rinnendes Wasser hinauf, viele kleine Seen, lange, lange fort, viel Wild, aber auch Rothhäute: Hundsrippen-Indianer, — allein nicht fürchten: Rothhäute feige Hunde, nur Bogen und Pfeile, fürchten Feuerbogen. Dann großes, süßes Wasser, Sklavensee, wo viele bleiche Gesichter und Krieger vom Tschippewäh-Stamm — dann Alles gut!" — „Halloh, Kapitän! versteht Ihr von all' dem Schnack da nur ein Wort?" fragte Jost halb ärgerlich; „ich will gekielholt werden, wenn mir nicht der ganze Kopf davon schwirrt!" — „Sei nur ruhig, Alter! ich bin überzeugt, daß das Mädchen genau weiß, was es will," meinte Hermann; „wir wollen uns getrost seiner Führung überlassen."

Wi-na-poh rechtfertigte auch dieses Vertrauen, denn schon am zweiten Tage dieser Küstenfahrt liefen sie am südlichen Ende jenes großen Binnenmeeres, das auf den Karten heutzutage „Committee-Bay" heißt, in einen Fluß ein, den sie hinanfuhren, und der sie in eine Kette von kleineren Seen brachte, die sämmtlich durch Kanäle, Sümpfe und Wasserläufe mit einander in Verbindung standen. Aus diesen gelangten sie in den sogenannten Loch-Miles, einen langen, schmalen Binnensee, an dessen Ufern wir sie wieder finden. Hier mußte ein längerer Halt gemacht werden, denn Jost konnte nicht mehr weiter, und auch Hermann war von Rheumatismen und Fieber so sehr erschöpft, daß er der Ruhe bedurfte. Wi-na-poh (wörtlich der ‚singende Vogel') that ihr Möglichstes, um für die beiden Kranken zu sorgen. Sie fischte, jagte und kochte für sie; sie besserte die Kleider der beiden Männer aus, und baute einen kleinen Wigwam, den sie mit den Fellen der Robben und Rennthiere bedeckte. Sie errichtete eine kleine, kegelförmige Hütte aus Stangen und Flechtwerk von etwa acht Fuß Höhe über einer Grube von etwa zwei Fuß Tiefe, die sie mit großen flachen Steinen auskleidete. In einer Höhe von etwa vier Fuß über dem Boden war eine Art Rost aus Stangen angebracht, und die übrigen vier Fuß bildeten ein Käfig mit kegelförmigem Dache, das mit einigen frischen Thierfellen von der Jagdbeute dicht überdeckt ward. Als Alles fertig war, machte Wi-na-poh in der Grube ein Feuer an, das sie mit dürrem Holze nährte, bis die Steine eine große Hitze erlangt hatten. Hierauf ward Jost in sitzender Haltung in das darüber befindliche Käfig gesetzt und langsam Wasser auf die erhitzten Steine gegossen, daß es sich sogleich in Dampf verwandelte, und durch das nasse Gras und Laub dringend, womit der Rost von Stecken bedeckt war, den obern Raum mit sehr warmen Wasserdämpfen erfüllte. Diesen Dämpfen ward Jost etwa eine Viertelstunde lang ausgesetzt, bis ihm der Athem auszugehen drohte, worauf ihn die Indianerin heraushob und auf ein Fell an den Boden legte, seine Muskeln und Glieder knetete und mit einem weichen Fell von einem Rennthierkitzchen rieb, und dann zu guter Letzt mit kaltem Wasser übergoß, worauf sie ihn wieder in weiche Felle wickelte und in den Wigwam trug, wo er gewöhnlich in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er wie neugeboren erwachte. Diese ganze Behandlung geschah von Seiten Wi-na-poh's mit einer Zartheit, Gewandtheit und Geduld, welche selbst dem rauhen, alten Manne eine tiefe Rührung verursachte, und ihm eine hohe Achtung für das rothe Mädchen abnöthigte. Auch Hermann mußte sich diesen Schwitzbädern unterwerfen, und ward davon bald wieder ganz hergestellt. Er nahm jetzt dem Mädchen die Sorge für Jagd und Fischfang ab, und durchstreifte mit der wiederkehrenden Kraft die Ufer des Sees, um auf Hirsche oder Bisamkühe zu pirschen oder Vögel zu schießen, zu welch' letzterer Jagd er sich eines Bogens bediente, den Wi-na-poh mit dem Kayak gebracht und dem Eskimo abgenommen, den sie erschlagen, als sie das lange Boot geraubt hatte. Die Eskimos sind nämlich so diebisch, daß sie nicht nur die Fremden, sondern auch sich selbst unter einander bestehlen, weßhalb in Gegenden, wo Niederlassungen von verschiedenen Familiengruppen sich befinden, die großen Männerboote oder Kayaks bei Nacht gewöhnlich durch einen Mann bewacht werden; ein solcher war damals der Rache des Mädchens zum Opfer gefallen, und dessen Bogen, Pfeile, Speer und Skalp hatte sich Wi-na-poh als Trophäen angeeignet. Den Skalp hatte sie allerdings weggeworfen, als sie den Abscheu bemerkt, womit die beiden Weißen dieses Siegeszeichen betrachtet hatten; aber die That selbst erschien ihr nach indianischen Begriffen ganz gerechtfertigt. Der Bogen des Eskimo war aus zwei Rippen des Bisamstieres verfertigt, die man aneinander gebunden und mit starken Saiten aus Därmen fest umwickelt hatte; die Sehne bestand aus einer dicken, aus Thiersehnen zusammengedrehten Saite, und der Bogen hatte so viel Federkraft, daß jeder der leichten, mit einem harten Knochensplitter bewehrten Pfeile auf eine Entfernung von 30 Schritten ein Thier, wie einen jungen Schwan oder Polarhasen, ganz durchbohrte. Der Speer aber war das Merkwürdigste von mühsamer Arbeit, was Hermann noch je gesehen; die Spitze bestand in einer langen, alten Messerklinge, und war mit großer Geschicklichkeit an den Schaft festgebunden, welcher wie ein Billardqueue aus lauter einzelnen Spältern von Thierknochen zusammengesetzt und mittelst Saiten aus Därmen und Thiersehnen umwunden und verbunden war.

17.

Der Gicht- und Fieberanfall des alten Jost war endlich geheilt, und der Stelzbein fühlte sich wieder frisch und munter genug, die Reise fortzusetzen. Die zehntägige Rast hatte ihm ungemein wohl gethan, und er führte sein Ruder wieder rüstig. Die Fahrt ging aus dem Loch Miles durch kleine Wasserläufe und über einen großen Trageplatz von ziemlicher Ausdehnung nach einem kleinen Flusse, woselbst man das Kayak, welches mühselig mindestens anderthalb Meilen weit von Hermann und Wi-na-poh hatte auf den Schultern getragen werden müssen, wieder gebrauchen konnte. Jost war mit Mühe den Trägern des Boots nachgehumpelt und hatte kaum sich selbst und seine Waffen und Decken über die steilen, steinigen Anhöhen hinwegzuschleppen vermocht. Jetzt blieb er als Wächter des Kayak zurück, während Hermann und Wi-na-poh denselben Weg noch einmal machen mußten, um ihr Gepäcke herbeizuschaffen. Weil aber nach der Versicherung der Indianerin derartige Trageplätze noch häufiger vorkommen würden, so fand Hermann es gerathen, den größten Theil der Decken und Felle und einen Theil des Proviants zurückzulassen und das Gepäcke nur auf das Allernothwendigste zu beschränken. Mit diesem beladen, kehrten er und die Indianerin wieder zu dem Alten zurück und schifften sich auf dem kleinen Flüßchen ein, dessen muntere Strömung sie rasch weiter trug. Am späten Abend gelangten sie an einen ziemlich hohen Wasserfall, der ihrer Fahrt ein Ziel steckte. Man mußte landen und aussteigen, und das Boot auf einem glücklicherweise nur unbeträchtlichen Umwege hinuntertragen und drunten wieder flott machen. Da Jost nicht zum Tragen zu gebrauchen war, wiederholte sich dasselbe Manöver mit dem Gepäck, nur mit dem Unterschiede, daß Wi-na-poh Hermann nun auf einem kürzeren, steileren Wege am Felsenhang herunterführte. Mit einem Male aber blieb sie stehen, stieß ein tiefes Uf! durch die Kehle aus, und deu-

tete auf eine kleine Seitenschlucht oder Felsspalte. „Was gibt es, Wi-na-poh?“ fragte Hermann betroffen. — „Feuerstelle vom rothen Mann,“ sagte sie, „noch keine zwei Sonnen alt; kleiner Haufe von Rothhäuten — Hundsrippen-Indianern,“ fügte sie hinzu, als sie die Art des Feuerherdes genauer erkundet; „rothe Hunde auf dem Kriegspfad, noch in der Nähe. Junger Häuptling behutsam sein, mit dem Kinn auf der Schulter gehen!“ — Das waren schlimme Aussagen, denn Alles, was Hermann von jener indianischen Völkerschaft des hohen Nordens gehört hatte, gab ihm Grund zur Befürchtung vor einer Begegnung mit ihnen. Vergebens untersuchte Wi-na-poh das Ufer, um zu ermitteln, ob die Indianer einen Kahn bei sich gehabt hätten, ob sie zu Thal oder zu Berg gefahren seien — es war nichts zu ermitteln. Man machte daher an diesem Abend trotz der Kühle nur ein ganz kleines Feuer in einem Erdloche, begnügte sich damit, das mitgebrachte Fleisch daran zu braten, und legte sich dann dicht neben dem an das Land gezogenen Kanoe in Decken gehüllt nieder. Die beiden folgenden Tage war die Fahrt eine sehr ängstliche. Man war aus dem Flüßchen in einen großen Fluß eingebogen, welcher in einem tief eingeschnittenen Bett hinströmte. Wenn die Hundsrippen-Indianer droben auf den Höhen waren, so konnten sie große Strecken des Flusses übersehen und mußten den Kahn bemerken. Sorgfältig und mißtrauisch musterte die Indianerin den ganzen Tag den Horizont, um zu sehen, ob nicht irgendwo eine dünne Rauchsäule aufsteige, welche ein indianisches Lagerfeuer verrathe. Aber glücklicherweise war nirgends etwas zu bemerken.

So war man am Abend des dritten Tages an eine Stelle des Flusses gekommen, wo dieser nach einer Reihe von Fällen oder kleinen Stromschnellen in eine flachere Gegend heraustrat und sein Bett sich bedeutend erweiterte. Die letzten Stunden der Fahrt waren wegen der vielen Portagen oder Trageplätze sehr mühsam gewesen, und der Anblick der Niederung und eines kleinen Waldes von niedrigen, verkümmerten Tannen und Kiefern, der sich an einer geschützten Stelle des Flußbettes zeigte, winkte den Reisenden allzu einladend, um nicht das Verlangen zu erzeugen, hier eine längere Rast zu machen. Als man das Boot an's Land gezogen und in den Wald geschleppt, bog Wi-na-poh einige schlanke junge Stämmchen im Halbkreise zu dem Stamme einer alten Balsamtanne herüber, band sie daran fest und umhing sie mit Fellen, die eine Art roher Hütte bildeten und ein leidliches Nachtlager gewährten. Hierauf bedeutete sie Jost, dürres Holz zu brechen und ein Feuer anzumachen, während sie auf den Versuch ausgehen wolle, einen Hirsch zu schießen, dessen Nähe zahlreiche Fährten am Ufer verkündeten. Auch Hermann nahm sein Gewehr und ging auf die Pirsch und hatte schon nach kurzer Zeit das Glück, eine Hinde mit einem starken Hirschkalb aufzugehen und das letztere zu erlegen, das er nun sogleich schränkte und nach dem Lager trug, wo er es abstreifte und zerwirkte.

Mittlerweile sank die Dämmerung hernieder, die bis gegen Mitternacht anhielt, und Hermann ward schon unruhig, weil das Indianermädchen so lange ausblieb. Er röstete aber für sich und Jost einige Fleischschnitten an einem hölzernen Spieße über dem Feuer, und jedes Stück ward mit großem Appetit noch warm verzehrt, und Hermann war eben im Begriff, auch für Wi-na-poh ein Abendbrod zuzurichten, wie es dem Appetit einer Rothhaut angemessen war, als er plötzlich sich durch einen furchtbaren Schlag niedergeworfen fühlte und ein wahrhaft teuflisches Geschrei in seine Ohren drang. Ehe er sich noch aufzurichten und nach seinem Gewehr zu greifen vermochte, knieten zwei Indianer mit wilden, rußbemalten Gesichtern auf ihm und schnürten ihm die Kehle zusammen, und er sah Jost unter den Fäusten von zwei ähnlichen Burschen. An Widerstand war nicht zu denken, denn außer diesen vier Rothhäuten waren noch drei andere da, die bei dem Anblick des Hirschkalbs und des Wigwams in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen. Im Nu war Hermann vom Boden emporgerissen und seine Taschen durchsucht. Dann band man ihm die Hände auf den Rücken, schnürte ihm die Beine zusammen und legte ihn an den Boden nieder, während Jost nur stehend an einen Baum gebunden wurde. Die Rothhäute aber warfen sich über das Hirschkalb her und verzehrten das sämmtliche Fleisch des Wildes roh mit dem ekelhaftesten Heißhunger und unter lautem Lachen und rohen Spässen. Als sie mit ihrer Mahlzeit fertig waren, saßen sie um das Feuer zusammen und hielten Berathung, von welcher Hermann zwar nichts verstand, doch konnte er aus ihren Blicken abnehmen, daß sie ihn selbst betraf. Nach lauten stürmischen Berathungen schienen sie endlich einstimmig geworden zu sein, sprangen auf, rissen Hermann vom Boden auf und schleppten ihn etwas abseits zu zwei jungen Tannen, deren Wipfel sie gegen einander bogen. An den Stamm der einen wurden Hermann's gefesselte Hände, an den der andern seine gefesselten Füße an den Knöcheln gebunden und die zusammengebeugten Stämmchen dann losgelassen. Der hiedurch verursachte Ruck bereitete Hermann einen fürchterlichen Schmerz, und er schwebte nun etwa sechs Fuß vom Boden frei in der Luft. Die Schmerzen in seinen Handgelenken, welche beinahe das ganze Gewicht des Körpers tragen mußten, waren unbeschreiblich; dennoch ließ er keinen Laut hören, um die Indianer nicht zur Ersinnung neuer Qualen aufzufordern; denn er sah ein, daß sie durch solche Foltern nur seine Standhaftigkeit auf die Probe stellen, zugleich aber auch ihn so wirksam fesseln wollten, daß er sich nicht bewegen konnte, ohne daß die Bäume knarrten. Der alte Jost, der dieß alles mit ansehen mußte, ohne es wehren zu können, heulte vor Erbitterung und ohnmächtigem Ingrimm und überhäufte die Indianer mit Verwünschungen und Schimpfwörtern, die übrigens nur ihre Schadenfreude steigerten. Aus ihren Geberden bemerkte aber Hermann, daß er und seine Gefährten von den Indianern schon längst bemerkt worden sein mußten, denn sie schienen mit Verwunderung die dritte Person zu vermissen, und einer der Krieger, ein älterer Mann, machte sich endlich auf und ging hinweg, vermuthlich um nach Wi-na-poh zu fahnden. Ein anderer Indianer streckte sich, in seine Büffelhaut gehüllt, dicht neben den Bäumen nieder, an welchen Hermann hing, und schien ihn bewachen zu wollen. Dann wickelten sich auch die fünf Anderen in ihre Decken, legten sich um das Feuer und schliefen bald ein. Der heftige Schmerz in seinen Handgelenken hatte Hermann die Besinnung geraubt; als er endlich aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, fühlte er einen brennenden Durst. „Wasser!“ stammelte er; „o, Jost, diese Kannibalen versagen mir sogar das Wasser.“ — „Ich sehe es, Kapitän, und ich kann mich nicht rühren,“ erwiderte Jost, „und die rothe Hexe ist fort, ganz verschwunden!“ — „Gönnen wir es ihr, denn der Tod wäre ihr so gewiß gewesen, als der unsrige. O, wenn ich nur Wasser hätte, nur einen einzigen Schluck Wasser!“ Der rothe Krieger richtete sich vom Boden auf, sah seine Gefangenen mit teuflischer Schadenfreude an und streckte sich dann wieder an die Erde, nachdem er sich überzeugt, daß Beide nicht entronnen seien.

Es mochte nicht fern Mitternacht sein, denn die Dämmerung war nun nahezu in Nacht übergegangen. Auf einmal sah Hermann einen dunkeln Schatten hinter einem umgestürzten Stamme vom Boden auftauchen und sich über die indianische Schildwache beugen; ein Stahl blitzte in der Luft und begrub sich tief in der Brust des Indianers, während Wi-na-poh (denn sie war der dunkle Schatten) ihre Hand auf den Mund des Sterbenden preßte, um sein Röcheln zu ersticken; dann war Wi-na-poh wieder verschwunden. Einer der Indianer am Feuer richtet sich auf, wirft einen schlaftrunkenen Blick um sich und legt sich dann wieder nieder, nachdem er die Gefangenen an ihrer Stelle gesehen. Gleich darauf steht Wi-na-poh hinter dem Stamme wieder auf, schreitet lautlos hinüber an das Feuer, holt die beiden Gewehre ihrer Gefährten und die Waffen der Indianer, kehrt

dann zurück, um sich hinter einem dichten Busch zu verstecken, und schneidet nun erst Jost los, dann Hermann. Wie vorsichtig und geschickt sie verfährt; zuerst stützt sie seine Beine auf ihre Schultern und erfaßt das junge Stämmchen mit ihrem Wampumgürtel, damit es nicht rasch zurückschnellen kann, nachdem sie die Riemen durchschnitten; hierauf stellt sie Hermann dicht unter dem andern, allmälig in seine ursprüngliche Lage zurückgelassenen Stämmchen auf den Boden nieder, durchschneidet die Riemenfesseln an seinen Handgelenken und legt den zum Tode Erschöpften an die Erde nieder, damit er sich erhole. Sie bringt die Gewehre herbei und legt sie schußfertig neben die befreiten Gefangenen; dann holt sie den kleinen Napf mit Wasser und läßt Hermann trinken und ausruhen, daß der Blutumlauf sich wieder bei ihm einstellte. Mittlerweile ist eine Viertelstunde vergangen, aber Hermann fühlt sich noch so erschöpft, daß er sich nicht vom Boden erheben kann. Durch Zeichen bedeutet er das Mädchen, ihn nach dem Kanoe zu bringen, allein sie schüttelt den Kopf und deutet auf die Indianer, welche dort am Feuer liegen. Mit einem tiefen Seufzer des Bedauerns sinkt Hermann wieder zu Boden und deutet auf seine verrenkten, blutrünstigen Handgelenke, die ihn wehrlos machen. Wi-na-poh versteht ihn; mit einer Geberde wilden Grimmes und fester Entschlossenheit erhebt sie ihre kurze Kugelbüchse und zielt auf einen der schlafenden Indianer am Feuer. Der Schuß knallt; röchelnd und zuckend wälzt der zum Tode Getroffene sich auf die andere Seite. Die Uebrigen aber springen in jähem Schrecken auf, tasten am Boden nach ihren Waffen und finden sie nicht. Piff, paff! knallen Jost's beide Schüsse, und jeder streckt seinen Mann nieder: die Indianer wenden sich zur Flucht, aber Wi-na-poh hat schon Hermann's Doppelgewehr aufgerafft und setzt ihnen nach, und nach einiger Zeit hört man noch aus der Ferne zwei Schüsse knallen, und später kehrt die Indianerin zurück mit drei blutigen Skalpen, die sie mit wildem Stolze zeigt. „Keine Hundsrippen-Männer mehr," sagt sie mit einem sieghaften Lächeln; „Wi-na-poh ihren Späher erschlagen, hieher geschlichen, weiße Krieger zu befreien, dann eins, zwei, drei Krieger erschlagen, alle todt, nur Einer geflohen, ein Feiger, ein Hund! Aber nun fort, in's Kanoe!"

Wi-na-poh stieß die blutigen Leichen der Männer bei Seite, nachdem sie ihnen zuvor die Kopfhaut abgeschnitten, um, wie sie sagte, deren Gefährten glauben zu machen, diese seien von der Hand der Tschippewähs gefallen. Dann raffte sie die Kochgeräthe, Waffen und Decken vollends zusammen, trug sie in's Boot, das sie in den Strom schob, und half dann Hermann und dem alten Jost hinein, die beide kaum im Stande waren, sich auf den Beinen zu erhalten. Aber das Mädchen fuhr nicht eher ab, als bis es sich vergewissert, daß die Waffen der Indianer, die Tomahawks, Speere, Bogen und Pfeile und die Schilde von Büffelhaut, welche sie allesammt in das frisch angefachte Feuer geworfen hatte, in lichter Glut standen und unschädlich gemacht waren.

Hermann und Jost waren dem rothen Mädchen zu großem Danke verbunden und drückten ihr denselben in beredten Worten aus, aber sie nahm ihn bescheiden und ohne Selbstüberhebung hin. Ihre Rachgier war nun befriedigt, und nach dem blutigen Kampfe von vorhin, wo sie wie ein Krieger gefochten hatte, war sie wieder sanft und geduldig wie ein Lamm, saß mit ruhigem, kindlichem Lächeln im Stern des Kanoe und steuerte es mit sicherer Hand durch die rasche Strömung, welche es mit sich fortführte. Die beiden Männer aber lagen auf dem Boden des leichten Fahrzeugs und betrachteten verwundert das liebliche Mädchen. Beider Handgelenke waren entsetzlich geschwollen, und Hermann war außer Stande, auf die Füße zu stehen. Es war ein Glück, daß das Strombett auf einige Tagereisen ziemlich frei von bedeutenderen Fällen oder Stromschnellen war, denen man auf Trageplätzen hätte ausweichen müssen. Ueber die kleineren Fälle leitete Wi-na-poh mit kundiger Hand das Kanoe hinab. Jeden Abend badete Hermann seine verrenkten Glieder in der kühlen klaren Flut, und ruhte dann, in warme Decken gehüllt, mit Jost am Feuer, während die Indianerin fischend oder jagend für die Bedürfnisse der beiden Kranken sorgte.

(Schluß folgt.)

Der amerikanische Krieg
im Jahre 1864.

Von

Arth. Scholl.

Mit dem Beginn des Frühjahrs hatte auch der gräßliche amerikanische Bürgerkrieg mit neuer Wuth begonnen; sobald die grundlosen Wege wieder gangbar waren, sobald Geschütze und Proviant nur einigermaßen wieder transportirt werden konnten, sind sich die gewaltigen Heeresmassen wieder nahe gerückt, um den Verzweiflungskampf bis auf's Messer zu führen. In Arkansas, Tennessee und andererseits in Florida, Louisiana und Texas hatten die unionistischen Waffen schon im vorigen Jahre Terrain gewonnen, und allgemein hieß es, daß mit dem Beginn des diesjährigen Feldzuges die Rebellion im Keime erstickt werden würde; in Wirklichkeit hat sich bis jetzt die Sache anders gestaltet. Die Hauptanstrengungen der Unionisten sind gegen Richmond, die Hauptstadt Virginiens und den Heerd der Rebellion, gerichtet, vor welches sich Lee mit circa 90,000 Mann gelegt hat. Gegen ihn zog der unionistische General Grant mit 100,000 Mann heran, um die Stellung des kühnen Rebellengenerals zu durchbrechen. Dieser zog sich langsam Schritt für Schritt zurück, in immer stärkeren Positionen dem Gegner die Stirne bietend, denn er hatte die Muße des Winters und mehrerer Regenwochen trefflich benützt und verschiedene feste Stellungen hinter einander geschaffen, deren letzte starke Schanzenkette einige tausend Meter vor Richmond liegt, so daß seine Rückzugslinie gerade auf das Zentrum dieser Position führt. Am 5. Mai, nachdem er sich in einer festen Stellung auf dem Südufer des Rapidan in der sogenannten „Wildniß" im Distrikt Spotsylvania gesetzt, bot er dem General Grant die Schlacht an, welche am 5. Mai mit unerhörter Wuth begann und mit kaum nennenswerther Unterbrechung bis zum 12. Mai währte, um ohne Resultat zu enden. 200,000 Mann hatten acht Tage mit einander gerungen und sich gegenseitig etwa 80,000 Mann getödtet und verwundet, um endlich am achten Tage gerade so weit zu sein, wie am ersten. Grant ist jetzt im Begriffe, den rechten Flügel Lee's zu umgehen, um ihn von Richmond abzuschneiden, wobei er sich aber der Gefahr aussetzt, zu gleicher Zeit von Lee umgangen und von seiner Basis Fredericksburg, der Hauptstadt Spotsylvanias, abgeschnitten zu werden. Das bewaldete Terrain, auf welchem gekämpft wurde, ist allerdings zu weitsehenden strategischen Unterhandlungen nicht geeignet, und gegen die Tapferkeit, mit welcher gestritten wurde, läßt sich auch nichts vorbringen, allein es ist komisch, wenn die Amerikaner mit dieser Schlacht jetzt gegen die europäischen stehenden Heere prahlen und sie wegen ihrer Dauer und ihres blutigen Charakters sogar über die dreitägige Schlacht bei Leipzig stellen. Diese Herren vergessen, daß die Schlacht bei Leipzig ein Resultat hatte, und daß bloß der klar durchscheinende Plan des Feldherrn dem Menschenschlachten etwas Großartiges verleiht. Anders in Amerika. Das Terrain, auf welchem sich die kämpfenden Parteien bewegen, ist allerdings ein so großes, wie wohl noch in keinem bisherigen Kriege, es ist so groß, wie der Kontinent von Europa, und ein Zusammenhandeln der oft Tausende von Meilen von einander getrennten Heere ist daher nicht immer denkbar, jedes derselben ist vielmehr im Ganzen auf seine spezielle Aufgabe beschränkt; aber auch in den Bewegungen und Leistungen der einzelnen Armeen hat sich noch ziemlich wenig Großartiges verspüren



Der amerikanische Krieg. Truppentransport durch einen Engpaß von Cumberland.

lassen, und daß die amerikanischen Heere erst einige Jahre im Feld stehen mußten, ehe sie den Kanonendonner ertragen konnten, spricht wahrlich auch nicht zu Gunsten dieser Art von Truppen gegenüber den stehenden Heeren. Es ist ganz bezeichnend für den amerikanischen Charakter, daß sie, wie bei der Konstruirung ihrer Monstregeschütze, so auch in den Schlachten und Operationen das Großartige im Ungeheuern suchen und eine unbeschreibliche Wonne fühlen, wenn sie zu Hause lesen können, daß sie eine achttägige Schlacht geliefert haben, wobei nahezu 100,000 Mann umkamen; würden die Verluste 1,000,000 betragen, um so besser, die Amerikaner wären noch stolzer darauf, denn das könnte ihnen kein anderes Volk der Erde nachmachen, auf das Resultat kommt es dabei zunächst weniger an. Betrachtet man die Schlacht in der Wildniß genauer, so muß man auf den Gedanken kommen, daß der nordstaatliche General seine Truppen nicht mehr in der Hand hatte und sie eben in Gottes Namen fortmachen ließ, wo sie am 5. Mai angefangen.

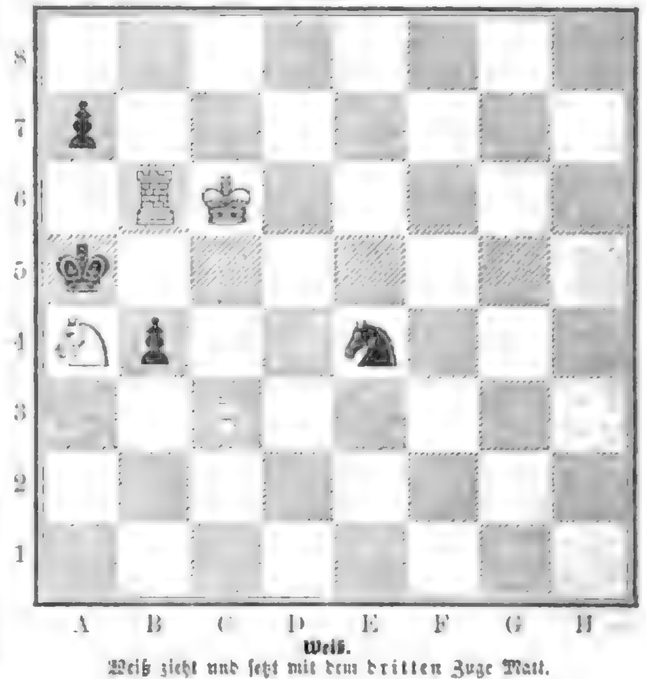
Zu gleicher Zeit, wie Grant von der Front, hätte Sigel im Shenandoahthal vordringen und von Westen her Richmond in die Flanke kommen sollen, er wurde aber am 15. Mai vom Feind überfallen und geschlagen. Die Folge war, daß er, der Tüchtigste wohl unter den amerikanischen Generalen, abgesetzt wurde, denn man war froh, sich bei dieser Gelegenheit des Deutschen entledigen zu können. General Crook dagegen ist von Südwesten her längs der Tennessee-Virginia-Eisenbahn vorgedrungen, hat die ihm entgegenstehenden südstaatlichen Abtheilungen geschlagen und sich Richmond genähert. General Butler, der von Süden gegen Richmond vorgegangen war, hatte sich der Stadt bis auf zwei deutsche Meilen genähert und die zwei äußersten Schanzenreihen genommen, als ihn, begünstigt von dichtem Nebel, in der Frühe des 16. Mai plötzlich der Rebellengeneral Beauregard mit Uebermacht angriff und an den Jamesfluß zurückwarf. In Georgia dagegen hat General Sherman Fortschritte gemacht, und in Luisiana hat sich der in Alexandria am Redriver sehr im Gedräng befindliche General Banks, welcher schon bei Sabine Croß Roads, wie Sigel, eine Niederlage erlitten hatte, glücklich wieder herausgewickelt und liegt mit seiner Flotte an der Mündung des Mississippi. Die Wage des Kriegs steht also noch gleich, und auch dieser Sommer dürfte ohne endliche Entscheidung vorübergehen. Eine große Wichtigkeit in dem amerikanischen Kriege haben, wie natürlich, die zahlreichen Flüsse, sowohl in fördernder als hemmender Beziehung, und ebenso die Eisenbahnen wegen des Proviant- und Truppentransports. Viele Unternehmungen ganzer Armeekorps, und besonders der Kavallerie, haben lediglich die Zerstörung oder Besetzung von Eisenbahnstrecken und Knotenpunkten zum Zwecke, und auch in Virginien drehen sich jetzt nach der Schlacht in der Wildniß die beiderseitigen Operationen wesentlich um die Gefährdung der im Rücken befindlichen Bahnlinien. Die Terrainschwierigkeiten, welche bei dem Bau der Eisenbahnen oft überwunden werden mußten, sind außerordentlich, hauptsächlich in den Kumberlandbergen des östlichen Kentucky und im Südosten von Tennessee. Hier kommen namentlich sehr häufig furchtbare Felsenpässe vor, deren einer oder ein Paar oft die einzigen Verbindungswege von einem Lande zum andern bilden, weßhalb gerade um ihren Besitz in dem letzten Jahre namentlich so hartnäckig und mit so wechselndem Erfolge gestritten wurde. Einen solchen Felsenpaß im Kumberlandgebirge, durch welchen die Nashville-Chattanooga-Eisenbahn führt, stellt unsere beigegebene Zeichnung dar; der Künstler zeigt uns den schauerlichen Paß gerade in dem Moment, wo ihn ein Zug mit einem Regiment von New-Jersey passirt.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 22.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 21.

Schwarz.	Weiß.
1) L. C 4 — B 5 †	1) S. C 7 nimmt B 5.
2) T. A 7 — E 7 †	2) S. D 5 nimmt E 7.
3) S. G 8 — F 6 Schach und Matt.	

Giacomo Meyerbeer.

Von

Dr. Emil Kneschke.

Zu den seltenen Sterblichen, welchen ohne Niedergang die Sonne des Glücks auf allen Pfaden leuchtete, gehörte auch der vor Kurzem verstorbene Komponist der weit und breit bekannten Opern „Robert der Teufel“ und „Die Hugenotten“, Giacomo Meyerbeer. Gleich an seiner Wiege ward es ihm gesungen, daß er ein Bevorzugter des Glücks sei, denn sie machte ihn zum Sprößling einer der reichsten jüdischen Familien, welche in der preußischen Hauptstadt angesessen sind. Zu Berlin also ward er am 6. Juli 5551 nach mosaischer Zeitrechnung, am 5. September 1791 nach christlichem Kalender geboren. Sein eigentlicher Name war Jakob Beer, während der andere Vorname Meyer ihm nachträglich noch als dem Liebling und Universalerben eines begüterten, kinderlos sterbenden Verwandten, der so geheißen hatte, zufiel. Schon im frühen Knabenalter zeigte Meyerbeer — wie er, beide Namen zusammenziehend, sich selber schrieb — auffallende musikalische Fähigkeiten, in Folge dessen er Klavierunterricht bei dem seiner Zeit wohlbekannten, aber im Laufe der Jahrzehnte verschollenen Pianofortespieler und Komponisten Franz Lauska erhielt. Diesem praktischen Unterricht gesellte sich weiterhin theoretischer bei Zelter hinzu, und so scheint es, daß Meyerbeer, dessen ungewöhnliche Begabung die klugen Eltern gar wohl erkannten, mit voller Absicht schon seit seiner Kindheit dem Künstlerberufe entgegengeführt wurde. Im Klavierspiel überraschte er bald durch außerordentliche Leistungen, welche ein öffentliches Auftreten zur Folge hatten. Und nicht bloß in Berlin, sondern auch anderwärts, z. B. in Wien, ließ er sich unter begeisterter Anerkennung der Kunstfreunde hören, und fast übereinstim-

mend begrüßte die Kritik in ihm den zukünftigen Helden und Fürsten der deutschen Pianoforte-Virtuosen.

Aber trotz so glänzender Erfolge und hochgespannter Aussichten verließ Meyerbeer den bisher eingeschlagenen Pfad und traf alle Anstalten, sich ausschließlich der Komposition zu widmen. Demgemäß ging er zu dem damals in großem Ansehen stehenden Abt Vogler nach Darmstadt, bei welchem er als Mitschüler Carl Maria's v. Weber, des Schöpfers des „Freischützen", Compositionsstudien trieb. Zwei Jahre blieb der junge Israelit in des katholischen Abtes persönlicher Umgebung und schrieb während der Zeit sein erstes umfangreicheres Werk, eine Kantate, betitelt „Gott und die Natur".

Angeboren schien ihm ein gewaltiger Ehrgeiz, ein unwiderstehlicher Drang nach künstlerischem Ruhm und nach Volksthümlichkeit. Etwa nur den Kennern als bedeutend zu gelten, der Masse des Publikums jedoch fern zu bleiben — dieser Gedanke reizte ihn nicht, sondern Beliebtheit bei der Menge gerade war sein vornehmstes Ziel. Aus solchen Motiven ist es denn wohl zumeist zu erklären, daß Meyerbeer sich ausschließlich dem populärsten Zweige der Kunst, der Oper, widmete. Sein erstes Werk für die Bühne, welches eine öffentliche Aufführung, und zwar in München, erlebte, war „Jephtha's Tochter". Ihr folgte eine komische Oper: „Die beiden Kalifen", gegeben in Wien und Stuttgart.

Aber es gelang beiden jugendlichen Erzeugnissen keineswegs, wie man zu sagen pflegt, „ihren Weg zu machen". Andere Theater, als die drei in den genannten Städten, führten sie nicht auf; die Kritik betrachtete sie als mittelmäßige, sich im Geleise des Hergebrachten haltende und nicht irgendwie hervorstechende Erscheinungen. So galt es denn, diesen Weg zu verlassen und so zu komponiren, daß es Effekt zu machen, zu packen, hinzureißen im Stande war. Wer trug damals die meiste Gewähr in sich, ein Allerweltsliebling auf dem Gebiete der Oper zu werden? Rossini, der geniale Italiener, dessen glänzendes Gestirn eben am Himmel der europäischen Kunst emporflammte. Meyerbeer eilte nach Italien und suchte Rossini's persönlichen Umgang. Beide schlossen rasch eine intime Freundschaft, die Jahrzehnte hindurch ohne Unterbrechung und bis zum Tode Meyerbeer's bestand. Als sich die Kunde von seinem Dahinscheiden am 2. Mai d. J. mit Blitzeseile in Paris verbreitete, war Rossini der Erste, der in das Trauerhaus eilte und am Sterbebett seines alten Kunstgenossen aufrichtige Thränen vergoß.

In des gefeierten italienischen Komponisten Stylweise und Manier schrieb nun der angehende deutsche Meister eine Reihe von Opern, mit deren Namensnennung wir unsere Leser nicht erst quälen wollen; die Titel klingen gar zu fremdländisch und dem germanischen Ohre barbarisch. Ihre Entstehung fiel in die Jahre 1817—25. Für das Heimatland des Autors blieben sie so gut wie nicht vorhanden, und nur auf italienischen Bühnen selbst fanden sie Zugang.

Das Publikum zeigte sich ihnen als Erzeugnissen der herrschenden Mode zwar gewogen; indessen konnte es dem nie zu löschenden Durste Meyerbeer's nach Ruhm und Ehre wohl genügen, wenn er in Italien, aber auch eben nur da, unter den Nachahmern Rossini's mit Wohlgefallen bemerkt wurde? Nein, nach viel Höherem noch stand ihm der Sinn, er wollte sich nicht bloß einer von anderer Seite begründeten Stylweise anschließen, sondern selber als Schöpfer eines neuen, bisher nicht dagewesenen Styls gefeiert und gepriesen sein. Ein guter Genius, das Glück, welches ihm von Geburt an ja schon zur Seite war, gab ihm ein, nach Paris zu gehen. Hier machte er alsbald die Bekanntschaft Scribe's, des trefflichen Lustspieldichters und geschicktesten Operntextverfassers, den unser ganzes Jahrhundert wohl aufzuweisen hat, und der Verbindung Meyerbeer's mit diesem verdanken wir die Entstehung der „modernen großen französischen Oper" — ein seitdem in der Kunstgeschichte eingebürgerter und gebräuchlicher Ausdruck, den wir hier nicht umgehen konnten.

Das erste in diese Gattung gehörende Werk Meyerbeer's war „Robert der Teufel", zugleich diejenige Oper, die ihm sehr schnell Ruhm nach allen Weltgegenden hin eintrug. Der Komponist trat mit ihr 1830 vor die Oeffentlichkeit und errang einen Erfolg, der selbst seine hochfliegendsten Hoffnungen und Wünsche übertraf und für den Augenblick sogar die gefeiertsten Meister jener Tage, Rossini und Auber, verdunkelte.

Nun endlich hatte also Meyerbeer, wonach er mit fieberhaftem Eifer so lange schon jagte: er war ein weltberühmter Name, ein Held des Tages, dem ganz Europa zujubelte und der auf den Theatern in aller Herren Ländern Triumphe ohne Zahl erntete. Die Siege „Robert's" wurden abgelöst von denen der „Hugenotten", welche 1836 zuerst über die Pariser Bühne gingen und in musikalischer Hinsicht wohl so ziemlich auf gleicher Stufe mit jener früheren Oper stehen. Wenn der letzteren vielleicht noch der Vorzug größerer Frische und jugendlich schöpferischer Kraft zuzuerkennen ist, so entschädigen die „Hugenotten" dagegen durch höheren dramatischen Schwung, namentlich im dritten und vierten Akt.

Mit diesen beiden Werken und der in ihnen zuerst vertretenen Gattung beherrscht, eben vermöge der Weltbürgerlichkeit derselben, Meyerbeer nun schon über dreißig Jahre lang das europäische Operntheater. Dieß unleugbare Resultat spricht für die zwingende Kraft, welche das von ihm geschaffene Genre auf die Menge übt, und wir dürfen uns dieser Thatsache nicht verschließen, wollen wir gerecht gegen den Komponisten sein.

Was brauchte sich aber Meyerbeer am Ende daraus zu machen, daß seine ferneren Werke: der „Prophet", das „Feldlager in Schlesien", der „Nordstern" und „die Wallfahrt nach Ploermel" als unläugbar schwächere Leistungen nicht mehr den Erfolg gewonnen haben wie jene zwei? Wer sich festgesetzt hat im Volke auch nur mit einer geringen Zahl von Schöpfungen, der ist auf jeden Fall glücklich zu preisen, wenn nur diese wenigen die Kraft besitzen, ihren Platz für immer zu behaupten. Im Vollgenuß des Glückes also, welches er von Jugend auf erstrebt hatte, ging Meyerbeer von dannen, und fiel in seiner Todesstunde doch noch ein leiser Schatten auf das an ihm vorübergerauschte sonnige Dasein, so warf denselben wohl nur das Bewußtsein, daß er scheiden müsse, ehe er auch noch den Triumphzug seines dritten, der eigenen Meinung nach bedeutenden Werkes, der „Afrikanerin", über die Bühnen Europas mit angesehen hatte.

In biographischer Hinsicht können wir uns kurz fassen. Das wichtigste äußere Lebensereigniß, was etwa noch zu erwähnen wäre, betrifft seine Berufung und Ernennung zum königl. preußischen Generalmusikdirektor, welche im Jahr 1842 erfolgte. Seitdem lebte Meyerbeer abwechselnd in Paris und Berlin, sowie während der Sommermonate stets in Bädern, am häufigsten in Ems, Schwalbach und Spaa. Die Pflichten seines Amtes in Berlin waren ungemein leicht, und ihretwegen hätte er am Ende nur einige Tage vom Jahre da zuzubringen gebraucht, denn sie bestanden lediglich in der Direktion von ein paar Hofkonzerten und in der persönlichen Theilnahme an mehreren Hoffestlichkeiten. Verweilte er trotzdem stets einige Monate in der Heimat, so war das Anhänglichkeit und Bleiben bei dem von Jugend auf Gewohnten.

Das Glück Meyerbeer's bewährte sich endlich noch darin, daß es ein langwieriges und schmerzhaftes Krankenlager ihm ersparte. Das Unterleibsleiden, welches sich ausgebildet hatte, machte ihm nicht besonders viel zu schaffen, und als es sich verschlimmerte, waren nur einige Tage nöthig, um den Organismus behutsam und fast unmerklich zu zerstören. Er verschied sanft und ruhig, ohne Schmerzen und mit vollem Bewußtsein, am 2. Mai d. J., beinahe dreiundsiebenzig Jahre alt.

Eine gewaltige Furcht hatte der am Leben Hängende stets vor dem Gedanken gehegt, er könne als Scheintodter begraben werden. So enthielt denn ein bei ihm gefundener Zettel die genauesten Bestimmungen über sein Leichenbegäng-

niß und namentlich auch darüber, daß dasselbe erst mehrere Tage nach erfolgtem Dahinscheiden statthaben solle. Der Körper des Verstorbenen blieb zunächst auf einem Paradebett ausgestellt und fortwährend bewacht, dann wurde er nach Berlin geschafft. Vorher war eine große Trauerfeierlichkeit im Bahnhofe zu Paris, welchem alle Notabilitäten der französischen Kunst, Literatur und Gesellschaft beiwohnten.

An dem Leichenkondukt nach dem Bahnhof betheiligte sich die halbe Stadt. Auch in Berlin wurde zunächst wieder eine geistliche Gedächtnißfeier veranstaltet, und die eigentliche Bestattung ging hierauf mit allem offiziellen Gepränge vor sich. Vor dem Opernhause, das Abends geschlossen blieb und von dem eine schwarze Trauerfahne herabwehte, empfing den Zug das Sängerchor mit einem Choral. Beigesetzt wurde die Leiche nach streng innegehaltenem israelitischen Ritus auf dem jüdischen Kirchhof vor dem Schönhauser Thore.

In Berlin erst durfte die Eröffnung des Testamentes stattfinden. Man ersah daraus, daß Meyerbeer Herr eines

Giacomo Meyerbeer.

Vermögens von mehreren Millionen gewesen war. Jede seiner drei Töchter, von denen zwei noch unverheiratet, hat eine Jahresrente von 15,000, seine Wittwe außer ihrem eigenen bedeutenden Vermögen eine ebensolche von 25,000 Thalern ausgesetzt erhalten. Auch verschiedene Legate an milde Stiftungen, Gesellschaften u. s. w., finden sich vor, wogegen die Dienerschaft sonderbarer Weise völlig unbedacht geblieben sein soll. Die Aufführung und Veröffentlichung der „Afrikanerin" wird ausdrücklicher Bestimmung nach wahrscheinlich noch im Herbst d. J. erfolgen, alle anderen noch ungedruckten Kompositionen und Schriftstücke aber werden einem durch Talent zur Musik sich auszeichnenden Enkel des Verstorbenen aufbewahrt. Dieser darf sie dann publiziren, wenn er will; fehlt indeß solch ein Enkel — denn noch ist er nicht da — so gehen jene Schätze in Besitz der Berliner königlichen Bibliothek über.



Eine holländische Theegesellschaft im 17. Jahrhundert.

Von
Dr. Moritz Grosse.



Das gravitätische Holland war nie ganz unzugänglich für die Galanterieen und den Luxus der französischen Gesellschaft. Selbst zu den Zeiten, wo es sich gegen die Monarchie Ludwig XIV. erhob, herrschte die französische Sitte mit unumschränkter Macht in Holland. Während der unermüdliche Wilhelm III. alle seine Soldaten gegen die Armeen Lu-

xemburgs rüstete, beugte die Aristokratie im Haag und Amsterdam sich den Moden von Versailles. Frankreich schreckte die Niederlande durch seine Waffen, wie es durch seine Moden herrschte. Als die Zurücknahme des Ediktes von Nantes so viele vornehme Familien aus Frankreich vertrieb, verbreiteten die Emigranten, die nach Holland gingen, in ihrem neuen Vaterlande die eleganten Sitten, den literarischen Geschmack, die Mode der Kleider, die Launen der Architektur, die sie aus Frankreich mitgebracht. Daher stammen so viele Bauformen, welche bis dahin in den ernsten Städten Hollands unbekannt gewesen: daher die Häuser mit den Säulengängen, die Gärten mit den beschnittenen Bäumen und Hecken, die künstlichen Bassins, daher selbst die hochfrisirten und gepuderten Köpfe, die der Holländerin, welche ihr Haar sonst verbirgt, gar schwer einwollten. Der Reichthum der Holländer ließ sie die üppigsten Ausschweifungen der französischen Phantasie nachahmen. Ein Kupferstich, der uns unlängst in die Hände gefallen, führt uns in eine kleine Theegesellschaft reicher Kaufmannsfrauen in Amsterdam, die von den Spekulationen ihrer Männer, von den überseeischen Besitzungen zu plaudern scheinen. Durch die exotischen Ornamente der Wohnung sieht doch manches Typische des nationalen Charakters heraus. An dem glänzenden Boden, den leuchtend hellen Scheiben, an dem sorgfältig aufgestellten Hausrath, dem prachtvollen javanesischen Porzellan, das in der Ecke sich über einander thürmt, erkennt man die minutiöse Ordnungsliebe der Holländerin. Belauschen wir das Gespräch der Frauen, die trotz ihres kostbaren Putzes — sie repräsentiren die ächte Holländerin im Nationalschmuck, die Dame von Welt und die Modenärrin — von der Armuth sprechen, deren Linderung stets eine der schönsten Tugenden des Holländers war. Die eine der Damen erzählt, um die wohlthätige Gesinnung ihrer Freundinnen zu bestürmen, eben die Geschichte der Frau von Stavoren, und da sicherlich die meisten unserer Leser sie nicht kennen, so werden wir sie wohl der schönen Holländerin nacherzählen dürfen. Zur Zeit, als der kleine Flecken Stavoren, welcher in Friesland liegt, zu einem großen Wohlstande gediehen war, lebte dort eine ungeheuer reiche Frau, welche jedoch sehr stolz und geizig war, ohne Liebe zu ihren Nächsten, ohne Mitleid für die Armen. Eines Tages schickte sie eines ihrer Schiffe nach dem Norden Deutschlands und befahl dem Kapitän, ihr das Kostbarste von Danzig zu bringen. Der Kapitän, ein einfacher Mann, der glaubte, es könne nichts Kostbareres als eines der ersten Lebensmittel des Menschen, das Korn, geben, befrachtete sein Schiff mit lauter Kornsäcken. Als er nach Stavoren zurückkam, eilte die Wittwe an Bord des Schiffes, um den deutschen Schmuck, die neuen Stoffe, kurz all' die Gegenstände des Luxus, von denen sie geträumt, zu sehen. Als sie nun die unerwartete Fracht sah, gerieth sie in solche Wuth, daß sie dem Kapitän befahl, alles Korn in das Meer zu werfen. Vergeblich machte der Kapitän Einwendungen: sie blieb unerbittlich. Das Korn, das so vieler Armen Sorgenbrecher gewesen, mußte in's Meer geworfen werden. „Gott vergibt die Härte gegen die Armen nicht," sagte der ächte Holländer. „Er kann Euch für diese Sünde grausam strafen und Euch in das gleiche Elend führen, das Euch kein Mitleid erregt." Bei diesen Worten nahm sie einen Ring vom Finger und sagte zum Kapitän: „Ich bin so sicher, daß ich niemals arm werde, als ich gewiß bin, diesen Ring nimmer wieder zu sehen, den ich in die Wogen schleudere." Dann erneuerte sie ihren Befehl, und erst als sie den letzten Sack hatte untergehen sehen, kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Einige Zeit darauf kaufte sie einen Fisch, und in diesem fand sich, wie in dem des Polykrates, der Ring, den sie auf ewig verloren glaubte. Von diesem Tage nahm ihr Vermögen ab. Ueberschwemmungen zerstörten ihr Eigenthum; ihre Schiffe gingen in Stürmen unter; ihre Schuldner fallirten. Von Stufe zu Stufe sank sie herab, wie es der Kapitän prophezeit. Man sah sie von Thüre zu Thüre gehen und betteln, und damit das Maß ihrer Leiden voll werde, erreichte sie ein sehr hohes Alter. — Unsere drei Holländerinnen, welche aus ihrer Behaglichkeit nicht vertrieben sein möchten, wollen darum lieber zu rechter Zeit ihr Theil von ihrem Reichthum abtragen, um sich ihr Glück für die Zukunft zu sichern.

Unter hohen Breiten.

Eine Geschichte aus der Polarwelt, von Otfrid Mylius.

(Schluß.)

Allmälig erholten sich Jost und Hermann wieder, und nun begann ein mühsamerer Theil der Reise. Man hatte einen Seitenfluß hinanzufahren, der aus einem ziemlich ausgedehnten Hochlande herunter kam und viele Fälle hatte, die auf Trageplätzen umgangen werden mußten. Fünf beschwerliche Tage kostete es, jene Hochebene zu ersteigen; dann kam wieder ein Trageplatz von mehreren Stunden über rauhe, unwirthliche, vielfach zerrissene und zerklüftete Felsenkämme hinweg, von denen der Blick weithin über unabsehbare Niederungen schweifte, an deren westlichem Horizonte helle Seen im goldenen Abendlichte blinkten, welche die Indianerin als das erste Ziel der Fahrt bezeichnete. Dann erreichte man ein kleines wildes Bergwasser, das jenen Seen zufloß, und fuhr dasselbe hinab. Mehrmals traf man auf Spuren von Indianern, ohne jedoch denselben zu begegnen, erreichte glücklich die Kette von Seen und durchmaß dieselben auf langer, beschwerlicher Ruderung. Ein kleines Segelboot wäre hier von höchstem Werthe gewesen, aber das Kayak war nicht so gebaut, daß es die Errichtung eines Mastes und das Aufhissen eines Segels ertragen hätte. Man mußte sich also mit Geduld in das Unabwendbare fügen; doch war die Fahrt in soferne angenehm, als es den Reisenden hier nicht an Lebensmitteln fehlte. Das Schilf der Seen beherbergte Tausende von Schwimmvögeln, die mit Bogen und Pfeil leicht zu erlegen waren; das Wasser der stillen Altlachen wimmelte von Fischen, namentlich Lachsforellen, Knochenhechten, Saugkarpfen, Stören und vielen anderen, welche theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit dem Netze oder der Angel gefangen werden konnten. In den kleinen Wäldern von Weiß- und anderen Tannen, von Papierbirken, Lärchen, Zitterpappeln u. s. w., welche die wellenförmigen Bodenerhebungen in der Nähe dieser Seen bedeckten, fanden sich Elennthiere und Wapitis; auf den grasigen Niederungen Bisamstiere und Hasen, sowie wilde Hühner und eine kleine, allerdings sehr scheue Trappenart. Aber auch das Pflanzenreich bot hier mancherlei Nahrungsmittel, vorzüglich der wilde Reis, Zizania aquatica, welcher im seichten Wasser ganze Strecken von vielen hundert Morgen bedeckt und leicht gesammelt werden kann, und dessen Körner grün und getrocknet, in ganzem Zustande oder zu grobem Mehl gerieben, eine nährende Kost geben, welche namentlich unseren Wanderern als Abwechslung nach der fortwährenden Fleisch- und Fischkost ganz besonders mundete, und von denen sie daher möglichst viel zu sammeln bemüht waren. Hermann machte sogar Brod daraus, welches ihnen, so grob es auch war, wie der köstlichste Leckerbissen mundete.

18.

Der lange Tag, hier unter dieser Breite freilich nur etwa vier Wochen lang, war längst vorüber, und selbst der Sommer neigte sich wieder zu seinem Ende, als unsere Reisenden jene lange Kette kleiner Seen hinter sich hatten und nun einen Fluß hinabfuhren, der, wie ihnen Wi-na-poh gesagt, in einen großen Binnensee münden sollte, welcher mit dem großen Fischflusse in Verbindung stehen mußte. Hermann war erfreut, als er diesen Namen hörte, denn er wußte aus Kapitän Back's Reiseschilderungen, die er noch auf seine letzte Reise mitgenommen hatte, daß dieser große Strom ein ganzes System von Seen mit einander verbindet, dessen südlichster

Knoten der große Sklavensee ist. Er gab sich also der zuversichtlichen Hoffnung hin, noch vor Eintritt des Winters eines der Forts an diesem See zu erreichen, und dann seine Heimkehr nach Europa leicht bewerkstelligen zu können. In der fröhlichsten Aufregung trieb man daher im leichten Kanoe diesen Fluß hinab und hatte bald das erste Nachtquartier erreicht, das in einem malerischen breiten Kesselthale am Fuß einiger Fälle lag. Die steilen Höhen, welche seither den Lauf des Flusses eingeengt hatten, traten hier etwas zurück, und die sanften Böschungen waren mit Nadelwald gekrönt; die Sohle des Thales dagegen war einer weiten Wiese gleich nur mit hohem Grase bewachsen und mit einigen verkrümmten Weiden und Pappeln besetzt. Durch eine starke Krümmung des Flusses war die Strömung hier gegen das eine Ufer hin bedeutend, und Hermann hatte daher das Nachtquartier auf derjenigen Seite gewählt, wo diese Strömung minder stark war. Das Lagerfeuer brannte in mächtiger Lohe, genährt von einigen großen Klötzen Brennholz, der Kessel hing über demselben und sang eine leise, eintönige, aber liebliche Weise, denn man braute einen Thee von den Blättern des Sumpfporstes. Das Abendbrod aus gebratenem Fisch- und geröstetem Hirschfleisch war verzehrt, Jost saß rauchend am Feuer und starrte in die Glut, ihm gegenüber saß Wi-na-poh, heute ungewöhnlich ernst gestimmt, und flocht an einem Netze. Ihr Gesicht war dem Flusse zugewandt. Zwischen Beiden saß Hermann in Gedanken, denn er dachte an die Heimat, an seine Eltern, an Aennchen. Da berührte mit einem Male Wi-na-poh seinen Arm, und aufblickend folgte er der Richtung ihrer Augen, die durch die niedersinkende Dämmerung nach dem Flusse hinausschauten. Während sie sich langsam vornüber bog, platt an die Erde legte und ihre Büchse anschlug, sah Hermann deutlich einen Kopf im Wasser daher kommen und sich dem Kanoe nähern, offenbar in der Absicht dieses zu stehlen. Plötzlich aber krachte die Büchse Wi-na-poh's, und aus dem Wasser sprang eine Rothhaut auf, schlug beide Arme in die Luft und stürzte dann in die Flut zurück, wo ihn die Strömung erfaßte und rasch davon trug. „In den Kahn!" rief Wi-na-poh aufspringend, und in demselben Augenblick ertönte das Kriegsgeschrei eines Dutzends Indianer, die am jenseitigen Ufer aus dem Walde hervorbrachen und den steilen Abhang herunter rannten. Während das Mädchen die Decken und sonstigen Habseligkeiten zusammenpackte und nach dem Kahne trug, war Hermann schon dorthin geeilt, um denselben zu beschützen. Er half Jost hinein, wartete dann, bis der erste vorderste Indianer nahe genug war, um ihn sicher treffen zu können, und sandte ihm über den Fluß hinüber einen wohlgezielten Schuß zu, unter welchem derselbe zusammenbrach. Dann schwang er sich selber in den Kahn, lud sein Gewehr und legte es schußfertig vor sich hin, griff dann zu dem Ruder und half das leichte Fahrzeug mitten in die Strömung hinein leiten.

Die Indianer erhuben bei diesem Anblick ein lautes Geschrei, sammelten sich aber rasch zu einer eiligen Berathung und sprangen wieder dem Walde droben zu, in welchem sie verschwanden, und von wo nur noch ihr wüthendes Kriegsgeschrei herüber tönte. „Für dießmal wären wir sie los," sagte Hermann mit sichtlicher Erleichterung; aber Wi-na-poh schüttelte mit besorgter Miene den Kopf. „Junger Häuptling rudern, so stark er kann, oder Alles verloren," sagte sie. Das Kanoe flog pfeilschnell mit der Strömung dahin; der Fluß machte nach kurzer Zeit wieder eine Krümmung, das Thal verengerte sich zusehends, die Felsenwände traten immer steiler und dichter zum Wasserrande heran, und das Strombett verwandelte sich in eine enge Schlucht, durch welche die Gewässer mit reißender Schnelligkeit hinströmten. Nach einer angstvollen Viertelstunde tönte plötzlich von vorne in der Richtung des Ausgangs der Schlucht ein wildes Rauschen und Donnern herauf. „Um's Himmelswillen, dort sind Wasserstürze!" rief Hermann aufspringend, daß der Kahn erbebte; „ist kein Trageplatz in der Nähe?" — „Dort Trageplatz — aber Loucheux dort!" erwiederte die Indianerin und deutete auf das rechte Ufer, wo die Indianer mit Geschrei herunter rannten, um die Landenden zu empfangen. „Wi-na-poh gut steuern — Kanoe die Stromschnellen hinunterleiten — weiße Männer niederliegen, sich ganz ruhig verhalten, oder alle versinken! Alter Graukopf niederliegen!" herrschte sie Jost ungeduldig zu. — „Laß sie ruhig gewähren, Jost!" sagte Hermann, den die Ruhe des Mädchens mit Zuversicht erfüllte; „verwahre Dein Gewehrschloß gegen das Wasser!"

Hermann sah, daß er hier gehorchen mußte, und streckte sich erwartungsvoll an den Boden des Kanoe nieder. Er sah, wie Wi-na-poh aufrecht und kühn im Bug stand und den Kahn mitten in die Strömung der größeren Fälle hineintrieb; sie hatte ihren kurzen Mantel abgelegt und ihr Ruder mit krampfhafter Festigkeit ergriffen. Stolz und stramm wie eine Statue stand sie im Boot; ihre hohe Pelzmütze war ihr entfallen, und das aufgelöste Haar flatterte in dem kalten Zugwinde, welcher die Schlucht heraufblies. Der Donner der Fälle kam immer näher und der Kahn hatte eine schwindelerregende Geschwindigkeit angenommen, Felsen, Himmel, Bäume, Bergwände schienen an den Reisenden vorüberzufliegen und in Ein Chaos zu verrinnen. Dann kam ein Sprung, einige heftige Stöße, ein Schauer von kaltem Wasser, ein Fall! das Boot drehte sich im Kreise, aber Wi-na-poh stand noch immer aufrecht und schwenkte den Kahn herum, lenkte ihn an einem Felsen vorüber in einen andern Kanal und wollte sich eben wieder auf ihre Ruderbank setzen, als ein Schuß von dem Felsen herab krachte, und sie mit einem Schrei wieder aufsprang. Hermann verging Hören und Sehen, aber eine Minute später ward auch er zu Boden geworfen, denn das führerlose Boot war auf eine Sandbank getrieben worden, die sich am Fuße der steilen Uferfelsen unterhalb des Kessels gebildet hatte.

Als er sich wieder aufgerichtet, sah er die Indianerin bis über die Kniee im Wasser stehen und das Kanoe festhalten. Ihr Lippen bebten, wie im Schmerz oder Fieber, ihre Rechte zeigte auf einen schmalen kleinen Pfad, der auf dem rechten Ufer an der Felswand hinanführte zu einem vorspringenden, kanzelartigen Blocke, der den ganzen Kessel überschaute. „Dort der Paß," stammelte sie; „junger Häuptling hinauf, Paß vertheidigen. Alle Loucheux todt schießen oder wir verloren." — „Du bist verwundet, Wi-na-poh!" rief Hermann erschrocken, denn er sah Blut über ihren Arm träufeln. — „O, leichte Wunde, singender Vogel stirbt noch nicht! nur fort, dort hinauf!" und sie drängte ihm Jost's Gewehr auf. Hermann stieg den steilen schmalen Pfad hinan so schnell er konnte, denn er hörte von der andern Seite das Geschrei der Indianer näher kommen, welche glauben mochten, der Kahn sei umgeschlagen, weil sie ihn beim Schein des inzwischen aufgegangenen Mondes auf dem ruhigeren Wasser unterhalb der Fälle nicht hatten weiter treiben sahen. Sie rannten nun herbei, um den Kahn herauszufischen. Als Hermann den vorspringenden Felsblock erreicht hatte, begriff er, was das Mädchen unter dem Wort „Paß" verstanden. Hinter dem Felsblock stieg die Felswand senkrecht beinahe 200 Fuß hoch an, und senkte sich auf der andern Seite beinahe eben so tief und jäh zu dem Falle ab. Der Block war nur durch eine Auswaschung von wenigen Fuß Breite von der Wand getrennt, und der schmale Pfad, welcher von der andern Seite her zu diesem Paß heraufführte, zog sich von einem andern vorspringenden Fels längs der steilen Uferwand über dem Kessel des Falls herüber und war von dieser Scharte aus ganz zu überblicken. Hermann sah, wie die Indianer, vielleicht ein Dutzend Köpfe stark, dicht hinter einander in blinder Hast jenen Pfad heraufkletterten. Der Mondschein beleuchtete ihre hellfarbigen Kleider aus Hirschhaut und warf ihre Schatten gespenstig an die weiße Felswand. Mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft stählte er seine Nerven; in der einen Hand die Doppelflinte, in der andern eine seiner Pistolen, die er rasch aus

dem Gürtel genommen, erwartete er den Feind. Als der vorderste der rothen Krieger, welcher den Anderen um einige Klafter voraus geeilt war und eine Muskete trug, auf Pistolenschußweite nahe kam, drückte Hermann seine Pistole auf ihn ab und sah ihn wanken und stürzen; dann zog er blitzschnell die Flinte an die Wange und feuerte zwei wohlgezielte Schüsse in den Haufen hinein, nahm dann ebenso schnell Jost's Flinte, welche nur mit starken Wolfsposten geladen war, und feuerte auch deren beide Läufe auf die Verfolger ab.

Hermann hörte das Schmerz- und Wuthgeschrei, er sah die Krieger zusammenbrechen und in dem Bemühen, sich an den Gefährten zu halten, auch diese mit sich über die schmale Leiste in den tosenden Strudel hinunter reißen... er sah, wie die Mehrzahl dem sichern Tode verfallen war, und wie die nur Verwundeten und die noch Unverletzten sich eiligst zurückzogen und schreiend hinter dem andern Felsenvorsprung verschwanden. Trotz der Aufregung des Augenblicks fühlte Hermann sich von einem Grausen erfaßt; er raffte die abgeschossenen Gewehre auf und stieg den Pfad wieder hinab, ohne daß er sich selber genaue Rechenschaft von dem geben konnte, was in ihm vorging. „Einsteigen," sagte Wi-na-poh, „junger Häuptling viele Rothhäute erschlagen! keine Krieger — Diebe," setzte sie verächtlich hinzu, „feige Wölfe nicht mehr beißen; junger Häuptling kühner Bär, den Wölfen die Pranken gezeigt!"

Hermann schwang sich in's Kanoe und half Wi-na-poh herein, die das Boot noch in das ruhigere Wasser geschoben; dann griffen alle Drei zu den Rudern und strebten ruhig vorwärts. Es mochte etwa einige Stunden später sein, und der Tag begann schon wieder zu grauen, als Jost Hermann zurief, das Mädchen sei ohnmächtig geworden. Dieser sah sich erschreckt um und nahm wahr, daß Wi-na-poh wirklich von der Ruderbank herabgesunken war. Augenblicklich lenkte er dem Ufer zu, zog und trieb den Kahn an einer vorspringenden Kiesbank an, unterhalb welcher der Fluß einige Fälle bildete. Nachdem man gelandet, erfaßte er Wi-na-poh mit seinen Armen, trug sie über den Trageplatz hinab und lehnte sie im Schutz einiger Felsen auf den steinigen Boden nieder, schöpfte Wasser aus dem Fluß und ließ sie trinken. Nach einiger Zeit schlug sie die Augen wieder auf, lächelte Hermann matt an und sagte: „Wi-na-poh stirbt; Kugel von Loucheur zu tief gedrungen; Athem fehlen! Wi-na-poh bald zu dem großen Geist gehen in die Jagdgründe ihrer Väter. Wi-na-poh wird nicht mehr die Wigwams der Tschippewähs sehen, würde dort ihre Heimat nicht wieder gefunden haben. Wi-na-poh hat zuviel gesehen von den Sitten der bleichen Gesichter, um sich ferner zu gefallen bei den Rothhäuten. Es ist gut so, denn Wi-na-poh's Herz gehörte dem jungen Häuptling, hat ihn geliebt, und doch kann er sie nicht heimführen in seinen Wigwam unter den bleichen Gesichtern. Alter Graukopf sagt: junger Häuptling hat daheim eine Squaw, die ihn erwartet. Darum hat er dem ‚singenden Vogel' niemals Liebe gezeigt. Es ist gut, daß Wi-na-poh stirbt; sie ist glücklich, daß sie stirbt für den jungen Häuptling der bleichen Gesichter." Hermann war tief erschüttert, denn was er längst geahnt, daß nämlich Wi-na-poh ihn geliebt hatte, das hörte er nun aus ihrem eigenen Munde bestätigt. Er redete ihr Trost ein, aber sie schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf und deutete nach der aufgehenden Sonne und nach dem Zenith, als wollte sie sagen, daß sie den Mittag nicht mehr erleben werde. Nachdem sie eine Weile geruht, beschrieb sie ihm mühsam den Weg, den er zu nehmen habe, um an den großen Sklavensee zu kommen, und gab ihm ihren Gürtel mit vielen Knoten und Zöpfchen und Schnitten mit der Bitte, ihn einem Krieger ihres Volkes zu schicken, der Ut-lo-pi-lah, die ‚reißende Stromschnelle', heiße, falls er mit Tschippewäh-Indianern zusammenträfe. Dann ward ihr Athem immer mühsamer. Hermann sah, daß das Leben am Erlöschen war — er kniete zu ihr nieder, lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und ihren Blick in den seinigen getaucht, hauchte sie ohne schweren Kampf den letzten Athem an seinem Herzen aus.

Der Schmerz der beiden Ueberlebenden um die treue Gefährtin, deren zuthunliche, geschäftige und sorgliche Weise sie beide oft hatte vergessen lassen, daß sie in der Wildniß irrten, war ebenso tief als aufrichtig. Die Kugel des tückischen Loucheur-Indianers hatte das treue Mädchen hoch oben in die Brust getroffen und eine innerliche Verblutung herbeigeführt, die mit dem Tode endete. Mit vereinten Kräften gruben die beiden Männer unter stillen Thränen der Armen das Grab, versenkten darein die theure Leiche und bedeckten sie wieder mit Erde und Steinen, um die Raubthiere davon abzuhalten. Dann sprachen Beide ihr stummes Gebet über dem einsamen Hügel, ließen das Boot an Stricken von Thierhäuten über die Fälle herab, schöpften es aus und setzten ihre traurige Fahrt fort.

Am andern Tage lief das Boot in jenen großen Binnensee ein, dessen verschiedene Abtheilungen mit den Namen von Macdougall, Pelly, Garry u. a. m. bezeichnet sind. Sie beschifften diesen von Vorland zu Vorland, bis sie in jene Verengerung desselben kamen, wo der große Fischfluß sich in denselben ergießt. Hier trafen sie einen Trupp Indianer, die der Jagd und des Fischfangs wegen hier waren und sich als Tschippewähs auswiesen. Diese waren nicht wenig erstaunt, zwei Weiße in einem Eskimoboot, das überdieß seither sehr schadhaft geworden war, hier zu finden, nahmen sie jedoch freundlich auf und gaben ihnen in Tausch gegen die Büchse ein leichtes Kanoe aus Birkenrinde. Der Wampumgürtel Wi-na-poh's und die Schilderung von den Schicksalen, welche sie mit dem Mädchen getheilt, und von dessen Tode, sicherten ihnen eine freundliche Aufnahme bei den Tschippewähs, die durch ihren häufigen Verkehr mit den Weißen der Handelsposten ohnedem schon eher zivilisirt sind als die übrigen Stämme der nördlichen Rothhäute. Einer derselben, der etwas Englisch verstand, ließ sich als Wegweiser gewinnen, um Hermann und Jost nach Fort Reliance zu bringen, das am nordöstlichen Gestade des großen Sklavensees gelegen und ein viel besuchter Handelsposten der Hudsonsbai-Kompagnie ist. Unter der Führung dieses Indianers, der mit seinem englischen Taufnamen Christopher hieß, fuhren sie in dem leichtern Rindenkahn den großen Fischfluß hinab bis zur Einmündung des Baillie's River, bogen dann in diesen ein und gelangten über einige Trageplätze nach einem andern Wasserlaufe, welcher mit dem sogenannten kalten See in Verbindung stand.

Am 33. Tage nach Wi-na-poh's Tode erreichten sie diesen See, der zu der Kette der verschiedenen Binnenseen gehört, welche mit dem großen Sklavensee durch Kanäle und Flüsse zusammenhängen, und noch vor Abend trug ihnen der Wind die Klänge jenes schönen Liedes von Thomas Moore: «Row, brothers, row!» (Rudert, Brüder, rudert) zu, das unter dem Namen des canadischen Bootmannsliedes in beiden Hemisphären bekannt ist. Bald darauf sahen sie sich auch von zwei langen Kanoes eingeholt, deren jedes mit acht Ruderern oder Voyageurs, einem Steuermann oder Piloten und einem Beamten der Hudsonsbai-Kompagnie besetzt war. Diese Leute waren die ersten Weißen, welche Hermann nach mehreren Jahren wieder sah — französische Canadier, lustige, kräftige Leute, bei deren Anblick er sich der Freudethränen nicht enthalten konnte. Es zeigte sich, daß beide Kanoes ebenfalls auf dem Wege nach Fort Reliance und sehr eilig waren, dieses vor Winteranfang zu erreichen. Die wunderbaren Schicksale Hermann's und seines Gefährten wollten den Voyageurs anfangs schier unglaublich erscheinen, als sie ihnen beim Wachtfeuer erzählt wurden, gewannen den rauhen kühnen Burschen aber bald die höchste Achtung und Bewunderung für ihre beiden Gäste ab, welche denn auch bis zum Fort Reliance ihre Gefährten blieben.

In Fort Reliance, das unter 62 Grad 46 Min. 29 Sek. nördlicher Breite liegt, hatten Hermann's Erlebnisse unter hohen Breiten eigentlich ein Ende. Er fand hier die zuvor-

kommendste Aufnahme von Seiten der Beamten der Hudsonsbai-Kompagnie und hörte, daß im Laufe des Sommers an sämmtliche Posten und Forts ein Rundschreiben der Direktion gelangt sei mit der Weisung, einem jungen Deutschen Namens Hermann Frenzel, falls derselbe sich irgendwo auf einem Handelsposten einfinden würde, allen nur erdenklichen Vorschub zu leisten und des Ersatzes aller Kosten gewiß zu sein. Hermann's Vater hatte dieß bei den Direktionen der sämmtlichen Pelzgesellschaften längst unterlegt, und seiner Fürsorge verdankten die beiden Reisenden nun die herzlichste Gastlichkeit und die beeifertste Fürsorge. Beide bedurften derselben auch in hohem Grade, denn sie waren von den Anstrengungen und Entbehrungen dieser großen Reise furchtbar erschöpft, und namentlich der wackere Jost Lüning nun so leidend, daß er kaum mehr das Bett verlassen konnte. So gerne daher auch Hermann seine Reise zu Schlitten oder Eisboot nach Fort Resolution am Südgestade des großen Sklavensees und von da an den Athabascasee fortgesetzt hätte, so mußte er um Jost's willen bleiben, der nicht mehr transportabel war. Die Herbststürme setzten dem Greise so



Unter hohen Breiten: Wi-na-poh stirbt in Hermann's Armen. (S. 564.)

sehr zu, und seine letzte Lebenskraft schien auf der letzten Reise so vollständig verzehrt worden zu sein, daß er in den Weihnachtstagen in Hermann's Armen starb und einstweilen, bis der Frühling die froststarre Erde wieder gelockert hatte, als gefrorene Mumie in einem Blockhause aufbewahrt wurde. Dieser zweite Todesfall, dieser Verlust eines solch' treuen und aufopfernden Freundes erschütterte Hermann tief und warf einen düstern Schatten über seine Stimmung, die ohnedem während der langen Winternacht und inmitten dieser starren, eisgebundenen Natur nicht die behaglichste war. Hermann hatte sich fest vorgenommen, sogleich nach der Winternacht, sobald die Witterung nur einigermaßen milder war, die Weiterreise nach Fort Resolution anzutreten, wozu ihm von Seiten der Beamten jeder mögliche Vorschub geleistet werden wollte.

19.

Trotz der furchtbaren Kälte, welche um diese Zeit noch zwischen 25 und 28 Grad Reaumur sich bewegte, brach Hermann doch um die Mitte Februars mit drei Begleitern und zwei Hundeschlitten von Fort Reliance nach Fort Resolution auf, das er in vier Tagen erreichte. Hier machte er einige

Rasttage, und setzte dann mit der beflissensten Unterstützung der dortigen Beamten seine Schlittenreise nach Fort Tschippewyan am Athabascasee fort. Hier aber mußte er seine Ungeduld und Sehnsucht nach der Heimat zügeln, denn der Gouverneur von Fort Tschippewyan, ein erfahrener Schotte Namens Macloughlin, wollte es durchaus nicht zugeben, daß Hermann in einem Eisboote nach dem Fort Fond du Lac fahre, weil verschiedene Anzeichen auf den ungewöhnlich vorzeitigen Eintritt des Frühjahrs hindeuteten. Hermann hatte daher keine andere Wahl, als sich in diese gezwungene Muße zu ergeben und zu versuchen, wie er die paar Wochen bis zu seiner Weiterreise mit der Jagd oder mit der Vervollständigung seiner Reise-Erinnerungen und Aufzeichnungen verbringe. Dann aber, als der See eisfrei war, übergab Herr Macloughlin seinen Gast einer auserlesenen Mannschaft von Voyageurs und Führern in einem soliden Boote, und diese brachten ihn nach Fort Fond du Lac, von wo er dann auf der gewöhnlichen Route der Voyageurs über den Schwarzen-, den Wollaston- und Hirschsee und die in dieselben mündenden Flüsse nach Cumberland-House, und von da mittelst einer Canotreise von mehreren Monaten über Fort William am Obernsee endlich nach Canada gelangte. Die Einzelnheiten dieser Reise, wie merkwürdig sie auch an sich waren, gehören jedoch nicht in den Rahmen dieser Geschichte herein. In Quebec und Montreal fand er die freundlichste Aufnahme bei den Oberbeamten der Hudsonsbai-Kompagnie, erhielt Reisegeld nach New-York und hatte dort Gelegenheit genug, bei den Geschäftsfreunden seines Vaters die Identität seiner Person herzustellen. Seine Geschichte erregte ungemeines Aufsehen; man riß sich um ihn in allen Gesellschaften und erwies ihm eine solche Menge von Aufmerksamkeiten, daß ihm dieselben lästig wurden. Er nahm sich daher einen Platz auf dem ersten besten hamburger Schiffe und sagte dem nordamerikanischen Festlande für immer Valet. Er hatte seinen Eltern schon von Quebec aus seine glückliche Rückkehr in die zivilisirte Welt und den Tod des treuen Jost Lüning gemeldet, und dieser Brief war ihm mit dem Dampfschiffe vorangegangen.

Der Herbst unserer gemäßigten Zone hatte über die schönen Laubwälder Holsteins seine reichsten Tinten ausgegossen, als die Nachricht von der bevorstehenden Heimkehr des Vermißten die schwer geprüften Eltern erreichte. Es war, als ob der Frühling plötzlich wieder in die redlichen alten Herzen einzöge. Beide gestanden sich, daß sie eigentlich längst alle Hoffnung aufgegeben hätten, und daß sie dieß einander nur verhehlt, um sich nicht zu betrüben. Aennchen, die seither so blaß und gedrückt umhergegangen war, blühte mit einem Male wieder auf, und ihre holden Züge strahlten im Vorgefühle des glücklichen Wiedersehens. Sie hatte erst vor Kurzem die Bewerbungen eines wohlhabenden und geachteten Kaufmanns abgewiesen, der sich ihr mit Herrn Frenzel's Vorwissen und Billigung genähert hatte, denn Herrmann's Vater war tief erschüttert gewesen von Aennchens stiller Trauer, da sie sich im Herzen immer anklagte, die Schuld an Hermann's Tode zu tragen. „Hätte er mich nicht kennen gelernt und geliebt,' sagte sie, „so würde er nicht von seinem Vater noch auf Reisen gesandt worden sein. Ich bin die unabsichtliche aber verhängnißvolle Ursache seines Todes, der drei Menschenleben unsäglich unglücklich macht.' Jetzt freilich waren alle diese Selbstanklagen und Vorwürfe aus dem Felde geschlagen, und alle drei fanden es unbegreiflich, wie sie jemals die Hoffnung hätten ganz aufgeben können. Und doch war nichts natürlicher gewesen als dieß, denn seit dem Briefe des Kapitäns Steffens hatten sie nichts mehr von Hermann's Verbleiben erfahren; alle angestellten Erkundigungen nach ihm waren erfolglos geblieben; Niemand hatte den Preis von 200 Pfund Sterling verdienen wollen. Auch von dem alten Jost Lüning hatte man nichts mehr erfahren. Der Kapitän der „flinken Beß" war im nächsten Frühjahr zwar an jenem Punkte der Küste der Davisstreet in der Nähe von Kap Aston gelandet, wo er das Jahr zuvor den alten Jost Lüning auf sein Verlangen ans Land gesetzt hatte; allein es war nirgends längs der Küste eine Spur oder ein Lebenszeichen von ihm mehr zu entdecken gewesen. So war denn der alte Mann vermuthlich von Eisbären gefressen worden, und Herr Frenzel hatte sich nach Empfang des Briefes vom Kapitän der „flinken Beß" bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er in den Plan Jost's gewilligt und die ehrliche treue Seele aus selbstsüchtigen Beweggründen habe in ihr sicheres Verderben rennen lassen. Allein mehr als alles Andere hatte die Rückkehr des Kapitän Steffens von seiner Fahrt vor Jahr und Tag dazu beigetragen, den betrübten Eltern auch den letzten Schimmer von Hoffnung zu benehmen. Der Kapitän hatte Hermann sehr liebgewonnen gehabt, sein Verschwinden war ihm gar nahe gegangen. Er hatte es sich daher nicht versagen können, die beraubten Eltern zu besuchen, um selbst auf die Gefahr hin, die Wunde in ihrem Herzen wieder aufzureißen, ihnen Alles genau zu erzählen, wie er es aus dem Munde der geretteten Matrosen vernommen hatte. „Glauben Sie wirklich, daß mein Sohn todt ist?" hatte Frau Frenzel gefragt. — „Ich weiß es nicht, Madame," erwiederte Steffens achselzuckend; „ich wünsche und hoffe es nicht; aber drei Sommer lang habe ich vergebens an jenem Punkte der Küste gekreuzt und Nachforschungen veranstaltet, um ihn wieder aufzufinden oder wenigstens Spuren von ihm zu entdecken. Ich muß sogar annehmen, daß er das Opfer eines Bubenstücks war." — „Eines Bubenstücks?" fragte Herr Frenzel betroffen; „wie ging dieß zu? Bitte, sagen Sie mir Alles." — „Ich habe hinterher erfahren, daß Jens Petersen, der zweite Maat, Ihren Sohn haßte und ihm bitter aufsäßig war, weil er es nicht ertragen konnte, sich von einem so jungen Menschen befehligen lassen zu müssen. Als ein heimtückischer falscher Däne verschloß er aber seinen Groll in sich, um ihn bei passender Gelegenheit auszulassen, und hiezu war keine Gelegenheit günstiger als das Zusammentreffen mit dem Eisbären, wo er Ihren Sohn absichtlich im Stiche ließ und ihm entfloh. Aber die Strafe seiner Tücke hat ihn ereilt — er erfror in jenem Schneesturm mit seinen beiden Begleitern." — „Gott sei seiner schwarzen Seele gnädig und vergebe ihm seine Sünde," sagte Herr Frenzel und nahm sein Hausmützchen ab; „seine Bosheit kostet mich mein einzig Kind, die Stütze meines Alters." — „Ich trage auch einige Schuld an seinem Tode, denn ich hätte ihm den Jens Petersen nicht zum Gefährten geben sollen," sagte Kapitän Steffens tief erschüttert; „aber ich will mein Versehen büßen, Herr Frenzel! lassen Sie mir ein kleines Fahrzeug ausrüsten und senden Sie mich auf's Neue aus, ihn aufzusuchen. Ich werde nicht rasten noch ruhen, bis ich Ihnen gewisse Kunde über ihn bringen kann." — „Lassen Sie es bei dem guten Willen bewenden, lieber Steffens," versetzte Herr Frenzel tief gerührt und drückte dem Seemann die Hand; „da sei Gott für, daß ich aus selbstsüchtiger Verblendung noch neue Opfer begehrte! Sie sind Familienvater, Steffens, die Ihrigen haben die heiligsten Anrechte auf Ihr Leben und Ihre Gesundheit. Wie wäre auch zu hoffen, daß mein armer Sohn als einsamer Schiffbrüchiger drei Polarwinter überlebt haben sollte? Nein, wenn der liebe Gott ihn mir hat erhalten wollen, so hat er auch längst Mittel und Wege gewußt, ihn wirthlicheren Zonen zuzuführen. Um meinetwillen soll auch nicht Ein Menschenleben mehr auf's Spiel gesetzt werden, um mir eine traurige Gewißheit zu verschaffen. Lieber soll mich die vage Hoffnung mit all' ihren Zweifeln an mein nicht mehr fernes Lebensende geleiten! Was zu Hermann's Rettung geschehen konnte, was Geld und gute Worte zu erkaufen vermochten, ist Alles geschehen. Der Erfolg aber liegt in der Hand des Allmächtigen!" Allein diese Resignation des greisen Vaters war bereits einem Aufgeben aller Hoffnungen gleich.

Der Weihnachtsabend kam, ohne daß eine weitere Nachricht von Hermann an seine Eltern gelangt wäre. Herr Frenzel hatte immer gehofft, noch etwas Genaueres über Hermann's Plan zur Heimreise zu erfahren; er hatte sich so

sehr gefreut auf diese hehre Festzeit, die er mit seinem wiedergefundenen Sohne verbringen zu dürfen hoffte. Er hatte noch am Abend, ehe er sein Comptoir verließ, auf der Börsenhalle und aller Orten nachfragen lassen, ob kein Fahrzeug aus Amerika eingelaufen sei. Dann aber hatte er seinem Personal in üblicher Weise die Weihnachtsbescheerung aufgebaut, die gewohnten Gaben an milde Anstalten vertheilt und noch einige Einkäufe für seine Lieben daheim gemacht, ehe er sich in den Wagen setzte, um in sein stilles Landhaus hinauszufahren, das ihm schon seit mehreren Jahren so öde erschien. Längst hatte der alte Herr das flinke Reitpferd mit dem langsameren, aber minder ermüdenden Wagen vertauschen müssen. Als er an dem Landhause anfuhr, erschienen seine Frau und Aennchen am Fenster und kamen ihm entgegen. „Ihr armen Frauen!“ sprach er, „ich verstehe eure stummen Blicke. Ja, leider komme ich allein, und unsere Hoffnung, die Festzeit mit ihm zu verbringen, trügt.“ — „Je nun, wie Gott will, mein lieber Johannes!“ entgegnete Frau Frenzel ergebungsvoll und mild; „aber noch ist ja nicht aller Tage Abend!“ — „Bah, er kommt heute nicht mehr, meine Liebe; es läuft kein Schiff mehr ein!“ sagte Herr Frenzel, „laß uns den Weihnachtsbaum aufbauen und unserm lieben Sohne frohe und glückliche Weihnachten wünschen, wo er sich auch immer befinden möge!“ — „Er wird auch unser in gleicher Liebe gedenken und im Geiste bei uns sein!“ sagte Anna und warf sich an den Hals ihrer theuren Pflegemutter. Eine halbe Stunde nachher brannten die Kerzen auf dem jungen Fichtenbaum in der großen Familienstube, und die Hausgenossen kamen herein, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen. Als sie ihren Dank abgestattet und sich wieder entfernt hatten, wollte die Wirthschafterin die Kerzen des Weihnachtsbaumes verlöschen, aber Frau Frenzel sagte: „Lassen Sie es nur brennen, Jungfer Müller! wer weiß, ob wir diese fröhlichen Lichter jemals wieder anzünden!“ Und dann setzten sich alle drei Personen stumm um den Weihnachtsbaum und blickten gedankenvoll in seine Lichtfülle. Schon waren die Kerzen bis auf ihre Dillen herabgebrannt, da schlug drunten im Garten der Hund an, und sein Bellen verwandelte sich plötzlich in ein freudiges; die Hausglocke ertönte. „Hermann, Hermann!“ rief Aennchen und stürzte aus dem Zimmer. Herr Frenzel und seine Frau folgten in freudigem Schreck, und alle ihre Zweifel wichen, als sie wirklich Freudenrufe und Küsse auf der Treppe vernahmen. Und eine Minute später trat ihnen an Aennchens Arme ihr verlorener Sohn entgegen und lag an ihrem Halse, zog sie herein in das Zimmer, in den heiligen Schein des Weihnachtsbaumes. Als blühender feuriger Jüngling hatte er sie verlassen — als ernster, gereifter Mann, dem Aussehen nach um ein Jahrzehent älter, trat er wieder vor sie. Er fand lange keine Worte vor tiefinnerster Bewegung; dann aber sank er vor seinen Eltern auf die Kniee nieder und zog ihre zitternden Hände an seine feuchten Augen.

„Vergeben Sie mir die Sorgen und den Kummer, meine geliebten Eltern, die ich Ihnen bereitet habe durch meinen knabenhaften Ehrgeiz und den thörichten Drang nach Ruhm und Auszeichnung!“ stammelte er. „Der Schnee Ihrer theuren Häupter schreit zum Himmel gegen mich, aber glauben Sie mir, ich habe meine Thorheit gebüßt, und als ein anderer, besserer Mensch betrete ich geläutert diese Schwelle. Vergeben Sie mir! Dieß sei der Segen, mit dem Sie meine Heimkehr begrüßen.“ — „Dir ist vergeben, mein Sohn!“ entgegnete der Vater. „Der Himmel sendet uns Dich als das theuerste Weihnachtsangebinde; er segne Deinen Eingang!“ — „Mein Segen ist nie von Dir gewichen und hat Dich durch alle Gefahren begleitet, mein Sohn!“ sprach die Mutter tiefbewegt. „Ist es nicht eine weise Einrichtung im Menschenherzen, Aennchen, daß die uns am liebsten werden, die unserem Gemüth am meisten Sorgen und Schmerzen bereitet haben?“ — „Kann es anders sein, wenn sie allein Tag und Nacht unsere Seele erfüllen, theure Mutter?“ fragte Aennchen. — „Und fortan soll uns nichts mehr scheiden als der Tod,“ sagte Hermann aus innerstem Herzensgrunde.

Im Frühling, als die Natur wieder aus den starren Banden von Eis und Schnee erwachte, führte Hermann sein Aennchen zum Altar. Statt der Hochzeitsreise ging das neuvermählte Paar nach dem Gute Paulsberg, um dort inmitten der herrlichsten Reize des Frühlings, umringt von allem Zauber des Lenzes, vom jungen Grün der sprossenden Buchen und knospenden Eichen, vom smaragdenen, sammetnen Grün der Wiesen, vom tausendkehligen Vogelgesang, die Flitterwochen zu verbringen. Als sie wieder auf das Landhaus zurückkehrten, führte Aennchen ihren jungen Gatten Abends nach jenem Theile des Gartens, wo er einst als Knabe mit dem alten Jost Robinson Crusoe gespielt hatte. Er kannte das Plätzchen im Lustgehölz nicht wieder, so hoch waren die Bäume gewachsen, so weitschattend ihre Kronen; und inmitten derselben auf einer kleinen Lichtung stand ein schöner Denkstein aus schwarzem Marmor auf einem Unterbau von Granit. „Was soll dieß bedeuten?“ fragte Hermann überrascht. — „Ein Denkmal der Dankbarkeit, das mir zu errichten oblag,“ gab sie lächelnd zur Antwort; „tritt nur näher und lies.“ — Auf der einen Seite war in den Würfel von schwarzem Marmor eine Tafel von weißem eingelassen, und auf derselben in schönem Relief die Symbole von Glauben, Liebe und Hoffnung ausgemeißelt. Auf der Vorderseite aber, die gen Westen gekehrt war, stand auf weißem Marmor mit goldenen Buchstaben eine Inschrift. „Fürwahr, sie verdienen es,“ flüsterte Hermann und küßte gerührt seine sinnige junge Frau, denn er las:

„Jost Lüning und Wi-na-poh,
den treuen Freundesherzen unter hohen Breiten“.

Das Eisschieben im bayrischen Hochgebirge.

Von

A. Puschkin.

Die Touristen lernen Land und Leute nur im Sommergewande kennen; aber droben im Gebirge breitet auch der Winter einen Zauber über Alles, was uns im Sommer in so herrlicher Frische entgegengelacht. Das Wort Leichentuch, das im Munde der Leute mit dem Winter unzertrennlich verbunden, ist ein häßliches Wort, eine große Unwahrheit, und wer es gebraucht, hat den Reiz einer Schneelandschaft nie gekannt. Auf den Alpen freilich lernte ich erst den ganzen Zauber einer im blitzenden Schneemantel leuchtenden Natur kennen, und ich zähle die Tage, die ich auf den einsamen Höfen bei den gastlichen Leuten des bayrischen Hochlandes im Winter zugebracht, nicht minder, als die sommerlichen Villegiaturen an den schönen Seeen. Doch lasse mich der Leser heute eine der Winterbelustigungen vorführen, die mir ganz besonders großen Spaß machte, da ich sie auf meinen amerikanischen Wanderungen in Canada beinahe bis auf's Haar ähnlich im Brauche gefunden, hier freilich nicht nur unter dem Volke, sondern selbst bei der höchsten Aristokratie. Der Bauer im bayrischen Hochgebirge hat nicht überall seine geheizte Kegelbahn, er ist auch nicht so erfroren wie unsere Städter, und so sucht er sich ein Spiel, das ihm Spiel und Leibesübung zu gleicher Zeit ist. Auf abgesteckter Bahn stand ein kleiner Pflock, auf den das Einsatzgeld gelegt wurde: nun galt es, mit schweren eichenen Kreiseln in der Art unserer Steinmetzhämmer (die vom härtesten Holz und mit eisernem Reif umgeben sind und oft 20—24 Pfund wiegen) darnach zu schießen. Der kräftig gebaute Bauer mit dem strammen Fußgestelle holte, den Kreisel an dem krummen Griffe haltend, weit aus und schleuderte ihn so geschickt auf das Eis, daß er in gerader Linie, sich um sich selbst drehend, pfeilschnell davonflog. Aber trotz der Kraft und Geschicklichkeit trifft der Kreisel doch selten den Pflock, der sehr klein ist, und nur selten ertönt das

laute, unnachahmliche Juchzen, das den Sieger begrüßt, dem der Einsatz zufällt. Gewöhnlich steht eine beträchtliche Schaar müßiger Kreisel um den Pflock, ehe einer getroffen. Hat aber keiner getroffen, so beginnt das Spiel in kleinerem Maßstab. Man stellt sich um die Kreisel und stößt sie mit dem Fuß an, und wer trifft, erhält einen Theil des Einsatzes.



Das Eisschieben im bayrischen Hochgebirge.

Bei diesem Kraftspiel kommt natürlich das Gefühl der Kälte nicht auf; es ist im Gegentheil gar komisch anzusehen, wie den Burschen mitten im Winter der Schweiß von der Stirne rieselt, während sie in Hemdärmeln dastehen. Und wie schmeckt dann das Bier im Wirthshaus, wo man sich nach wohl vollbrachter Arbeit versammelt!





